



Fig. 2.



Fig. 1.

Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und
Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, ...



ANNEX

Q10A

2024/11/14



ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE

- und ihre Hilfswissenschaften
als
Lehre vom Menschen

in seinen Beziehungen
zur
NATUR UND ZUR GESCHICHTE.

Herausgegeben von
A. Bastian und R. Hartmann.



Erster Band
1869.

BERLIN.
VERLAG VON WIEGANDT UND HEMPEL.
1869.

Inhalt.

	Seite
Bastian A., Das natürliche System in der Ethnologie	t
— — Das Thier in seiner mythologischen Bedeutung. I.	45
— — do. do. do. II.	158
— — Beiträge zur Ethnologie. I.	97
— — do. II.	204
— — do. III.	257
— — do. IV.	329
— — Die Vorstellungen von Wasser und Feuer. I.	313
— — do. do. II.	365
— — do. do. III.	416
Friedel, E., Die Kjökkenmöödinger des Westsee	82
— — Ueber die ethnologischen Ursachen der Verbreitung einiger europäischer Landschnecken	301
Hartmann, R., Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas. I.	23
— — do. do. do. II.	135
— — Studien zur Geschichte der Hansthiere. (Das Kameel.) I.	66
— — do. do. II.	239
— — do. do. III.	353
— — Die Stellung der Funje in der afrikanischen Ethnologie, vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet	280
Hensel, R., Die Crocodas der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul	124
Jäger, F., Grabstätten zu Nipa-Nipa (Philippinen)	80
Koner, A., Uebersicht der Literatur für Anthropologie und Ethnologie 1863—69	427
Ledebur, L. v., Aus der Ethnologischen Sammlung des Kgl. Museums zu Berlin	193
Virchow, R., Die Pfahlbauten des nördlichen Deutschlands	401
Sitzungsbericht der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin (December 1869)	480

Miscellen und Bücherschau.

Verzeichniss der Tafeln.

- Tafel I. Franenköpfe von Formosa nach Photographien.
 Taf. II. Reitkameel und Lastkameel nach Photographien von Hammerschmidt in Cairo.
 Taf. III. Fig. 1. Haupt des Ramsekolosses zu Mitrabineh. (Vergl. Lepsius III, pag. 172.)
 Fig. 2. Portrait eines Schech Sohnes aus der südlichen Keljubeh, nach der Natur
 gez. von R. Hartmann.
 Taf. IV. Fig. 1, 2 u. 3, altägyptische ♂ Köpfe von Gurnet-Murrai. Fig. 4 ♂ von Medinet-
 Habn-Theben. Fig. 5. Nenygypterin aus dem Sakk, nach einer Photogr. v. James.
 Taf. V. Fünf Funje-Köpfe, nach der Natur mit Hilfe des Prisma gez. von R. Hartmann.
 Taf. VI. Moderne Funje-Portraits nach der Natur gez., neben antiken Darstellungen.
 Taf. VII. Portraits von Mohammed der Gatroner und Mohammed Tebauj aus Djebado.
 Taf. VIII. Portraits moderner Aegypter und Asiaten neben alt-ägyptischen Darstellungen.
 Taf. IX. Idote aus den Philippinen.



Das natürliche System in der Ethnologie.

Die Ethnologie findet sich mit ihren Bestimmungen in einem Zustande unsichern Schwankens und sie hat es noch nicht vermocht, die Vertrauen erweckende Sicherheit zu erlangen, die erst durch Grundlegung eines wissenschaftlichen Systemes gewährt wird. Ihre nächste Aufgabe muss daher sein, das Princip einer richtigen Eintheilung zu finden, denn die bis dahin eingeschlagenen Wege, um den bestehenden Mängeln abzuhelpfen, sind stets in Sackgassen ausgelaufen, ohne ein aufklärendes Endziel zu erreichen. Der eigentliche Schöpfer unserer neuen Ethnologie dachte dieselbe auf der Basis der Craniologie aufzubauen, und wäre das craniologische Princip für die Eintheilung ebenso ausreichend, als übersichtlich und practisch, so würde es Thorheit sein, nach einem andern suchen zu wollen. Wenn wir die Menschenrassen mit derselben Genauigkeit ihren Schädeln nach in unsere Fächer einreihen könnten, wie die Kristallographie die gemessenen Kristalle, wenn es möglich wäre, dieselbe Sauberkeit und Schärfe, die die Arbeiten der Mineralogen so vortheilhaft auszuzeichnen pflegen, auch für die Ethnologie zu bewahren, wer würde dann noch ungenügsam sein und mehr verlangen? Leider aber werden wir solch' süßen Träumen entsagen müssen, denn nicht der Kopf allein ist der Mensch und nur ein geringer Theil der Gehirnthätigkeit lässt sich aus der knöchernen Umhüllung ablesen. Als das Lückenhafte in der craniologischen Eintheilung nicht länger zu verdecken war, trat mit hoffnungreichem Troste die Philologie hinzu, im vollem Gewichte der bedeutungsvollen Forschungsergebnisse, die sie jüngsthin selbst erst auf dem Felde der Sprachvergleichen gewonnen hatte. Mit Freuden begrüsst die Ethnologie diesen schätzbaren Bundesgenossen, dem sie voraussichtlich noch manche werthvolle Hülfe verdanken wird, aber für eine naturgemässe Eintheilung darf sie keiner fremden Stützen vertrauen, sondern muss auf eigenen Füßen zu stehen vermögen. Die Sprache eines Volkes ist der Ausdruck des Entwicklungsganges, die Personification der geistigen Zellbildungen, die im Wachstumsprocesse der Geschichte emporsteigen; die Sprache gewährt

uns deshalb überraschende Anschlüsse über die Denkrengungen, den tiefsten Einblick in den Nationalcharacter, sie erlaubt uns an der Hand ihrer comparativen Grammatik den alten Verkehrswegen nachzugehen und Statt gehabte Mischungen historisch zu constatiren, aber zu Eintheilungen kann unmöglich ein genetischer Vorgang dienen, der einem unbekanntem, einem für uns incommensurablen, Ende entgegenstrebt, und der ebensowenig durch die Willkür eines Ursprungs verstümmelt werden darf. Völlig aber verkennen die Philologen die ewige Jugend der im Worte schöpferischen Musen, wenn sie die lebendig frische Triebkraft der Sprachen tödten zu müssen glauben, um aus dem abgestorbenen Holze für jede Menschenrace ein Sprachenzopf zu schnitzen und ihn derselben anheften zu können, so wacklig er nun auch sein mag. Dann weit lieber den abgerundeten Schädel der Craniologie, als solch' einen philologischen Knochenschwanz, um damit die Völker am Schopfe zu fassen und in die Eintheilungsfächer zurecht zu stellen.

Wenn wir die in den beiden Reichen der organischen Natur herrschenden Eintheilungsmaximen überblicken, so zeigt sich leicht, dass die für die Zoologie gültigen am Wenigsten auf die Ethnologie werden angewendet werden dürfen. Von Aristoteles bis auf Cuvier hat im Thierreich die Verschiedenheit der körperlichen Structur zur Grundlage der Eintheilung gedient, anfangs nur der äusseren, dann (seit Ray's Zeit) auch der innere Kennzeichen nach, und bei der grossen Mannigfaltigkeit, die schon in den vorwiegend vitalen Organen waltet, können vor solch prägnanten Gegensätzen keine anderen zur Geltung*) kommen. Die Pflanzen zeigen physiologisch einen weit gleichartigeren Bau, und ihre Lebensvorgänge verlaufen im Grossen und Ganzen so sehr unter dem Niveau einer allgemeinen Homogenität, dass man die Unterschiede bis zu einem gewissen Grade ausser Acht lassen kann und sich durch den Total-Eindruck, wie er durch das Zusammenwirken sämmtlicher Hauptmerkmale hervorgerufen wird, leiten lassen darf (wenn mit dem practisch geübten Auge eines Jussieu begabt). Etwas Aehnliches wird die Ethnologie für ihre natürlgemässe Eintheilung der Menschenrassen anzustreben haben, um sich durch die „anima scientiae“ zu beleben, und wie in den natürlichen Systemen der Botanik der Saame, als Endzweck der Vegetation, vorwiegende Berücksichtigung findet, so erheischt solche in der Ethnologie besonders das Geistige im Menschen (in der Psychologie), soweit sich dasselbe aus der Spanne der auf Erden durchlaufenen Kreisbahn für den weiteren Fortgang berechnen lässt.

*) Der Hauptzweck der Systemata naturalia ist eine ungezwungene Vereinigung der am Meisten übereinstimmenden Naturproducte, wie v. Hoevell bemerkt, und obwohl das Streben des Zoologen darauf gerichtet sein muss, solche anzubahnen, bleibt die Ausführung doch noch in weite Ferne gerückt. Die natürlichen Systeme sind weit weniger bequem, als die künstlichen, aber sie müssen doch immer das Endziel bilden auf das man hinarbeitet.

Den von der Botanik in ihren Systemen angelegten Maassstab unmittelbar in der Ethnologie zu verwenden, steht indessen eine Schwierigkeit entgegen, die in ihrer Tragweite genau gekannt sein muss, um bedenkliche Irrungen zu vermeiden. Bei den Pflanzen haben wir es mit einem irdischen Naturobjecte zu thun, mit einer Organisation, die während der ganzen Zeit ihrer Existenz in der Entwicklung (in Entwicklung und Rückbildung) begriffen ist, die aber auf Erden zum rückläufigen Abschluss gelangt, so dass wir den Cycles ihres Umlaufes zu überblicken vermögen. Wir können uns also das Totalbild der Pflanzen nicht nur aus den verhältnissmässig bleibenden und dauernden Symptomen zusammenstellen, sondern auch aus allen den Wechsell und Aenderungen, die sie in der stereotypischen Wiederkehr derselben Phasen mit unveränderter Regelmässigkeit zu untergehen haben. Beim Menschen entgeht uns diese Gesamtschauung, wir kennen nicht das Ganze, und wir vermögen deshalb auch nicht direct den relativen Werth der Theilganzen zu bestimmen. Die ganze Menschheit wächst gleichsam als Baumheit hervor, zu deren Stamm*) die vielfachen Volksrassen eine excentrische Stellung einnehmen und sich lateral weiter verästeln. Diese beginnen kaum zu keimen, jene stehen in vollem Schuss der Blüthe, Andere sind längst verwelkt, vielleicht schon gefallen und einige mögen wieder ihrer Fruchtreife nahe sein, aber die krönende Blume des Mutterbaumes, das Ziel, dem er entgegenreift, kennen wir nicht, und somit nicht den Abschluss seiner Cirkellinie, da es uns nie beschieden sein wird und nie beschieden sein kann, aus dem Saamen unseres eigenen Menschheitsbaumes einen zweiten gepflanzt und emporwachsen zu sehen. So ist die Verwendung des natürlichen Systems in der Ethnologie eine weit weniger leichte und einfache, als in der Botanik, sie erheischt die Berücksichtigung einer grossen Menge von Nebenumständen, von mitwirkenden Factoren, aber unmöglich bleibt sie bei alledem nicht. Sie bedarf nur einer complicirteren Berechnungsmethode, um ein richtiges Facit zu gewinnen.

Gehen wir auf dasjenige ein, wodurch vor Allem der specielle Habitus einer Pflanze bedingt wird, so liegen zwei, ihren mitwirkenden Werthen nach verschieden abgeschätzte Ursächlichkeiten vor: einmal die spezifische Eigenthümlichkeit der Pflanze**) als solcher (ihr nisus formativus), und dann der Einfluss ihrer klimatisch-geographischen Umgebung. Beide wirken zusammen, denn nicht nur trägt jede Zone ihren charakteristisch

*) Um den anthropologischen Stamm von den secundären Rassen zu scheiden, stellte Geoffroy St. Hilaire seine auf Schädelformen gestützte Typen auf, als Grundlage der Rassen, aber an die Stelle jenes allzu einseitigen Eintheilungsprinzipes muss der Gesamthabitus seinen physischen und psychischen Merkmalen nach treten.

**) oder des Thieres. Die Beziehungen, aus denen die Erhaltung der Art begründet ist, resultiren aus dem durchgehenden Geschlechts-Gegensatz im Thierreich und ihre unendliche Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Typen hat in Wirklichkeit nichts mit den äusseren Bedingungen der Existenz zu thun. (Agassiz).

botanischen Character, der Norden in der Tanne, der Süden in der Palme, sondern auch dieselbe Pflanze kann durch die Aclimatation auf fremdem Boden derartige Veränderungen untergehen, dass man (wie Schübler an der nach Trondhjem verpflanzten Bohne Montreal's bemerkt), zweifeln muss, dasselbe Product vor Augen zu haben. Die soweit möglichen Oscillationen haben ihre typische Spielweite, innerhals welcher sie hin- und herschwingen.

Wünschen wir nun die aus diesen beiden Grundursachen folgenden Wirkungen zum Gegenstande einer naturwissenschaftlichen Untersuchung zu machen, so werden wir uns bald gezwungen sehen, die erste derselben, die spezifische Eigenthümlichkeit der Pflanze als solche, ausfallen*) zu lassen, weil sie sich durch Anknüpfung an einen absoluten Anfang unserer auf relativen Verhältnisswerthen basirten Forschungsmethoden entzieht und in keiner Weise Object derselben werden kann, bis wir später darauf zurückkommen, wenn wir in den Relationen selbst den festen Ansatzpunkt gefunden haben. Auch mag dieser Wegfall um so unbedenklicher geschehen, weil diese vermeintliche Mitursache doch schliesslich nur der Effect der anderen sein könnte und jedenfalls in vorläufiger Hypothese als solcher aufgefasst, als ein seiner Werthauflösung entgegenschendes x in die Gleichungen hinübergenommen werden kann. Zersetzen wir den Saamen, so gelangen wir auf die vier Elementarstoffe, aus deren Zusammentreten wir ihn uns ebenso gesetzlich hervorgehend denken können, wie den Kristall aus dem seinigen, nur dass für das Anschliessen des letzteren terrestrische Kraftentfaltung in polarer Spannung genügt, während bei dem Sprossen der Zelle das kosmische Agens der Sonne (oder doch eine Wärme Manifestation) hinzutreten muss. Ein weiteres Theoretisiren über Gebiete, die noch nicht empirisch-experimentell aufgeklärt sind, verbietet die exacte Induction in Untersuchungen, die sich nicht über das Reich der Speculation auszudehnen beabsichtigen.

Wir haben deshalb zur Erklärung des botanischen Habitus bei der Pflanze, als Ausdruck der geographischen Provinz stehen zu bleiben, als ein

*) „Für alle Thiere und Pflanzen (bemerkt Agassiz) steht die eine Seite der Organisation in Beziehung mit der Natur der Elemente, innerhalb welcher sie leben, während für die andere Seite diese Beziehung nicht existirt. Es ist dann eben dieser von den Verhältnissen unabhängige Theil des organisirten Wesens, das den eigentlichen Character, das typische, bedingt. Obwohl die belebten Wesen nicht durch die Thätigkeit der physischen Welt erzeugt werden, so leben sie doch in dem Schoosse derselben und stehen mit ihr in Beziehungen.“ „Bei den niederen Pilzen genügt allein eine Veränderung der äusseren Verhältnisse, um mannigfaltige Formen zu erzeugen, die bisher als selbstständige Arten betrachtet wurden“ (Bail). Aus der Urform des *Mucor Mucedo* entwickeln sich an den Fliegen in der Luft *Empusa muscae*, im Wasser *Achlya prolifera*, in der Würze *Horismicum Cerevisiae*. Diodor meint, dass die Erde mit dem Erhärten ihrer Rinde unfähig geworden, lebende Thiere aus Eiterbeulen (gleichsam aus geschlechtslosen Geschlechtshäsen Oken's) zu erzeugen, obwohl im thebischen Districte Aegyptens noch halb aus dem Boden gewachsene Mänse mitunter gesehen würden. Die Entwicklungstheorie führt Alles auf die grosse Einheit zurück, die allerdings Alles durchwaltet, vergisst jedoch dabei, dass erst mit dem Differenziren dieser Allgemeinheit ein Erkennen überhaupt nur gegeben sein kann.

Product der wandelnden Umgebungsverhältnisse, des Milieu ambiante im jedesmaligen Schöpfungs-Centrum. Das Erzeugniss der geographischen Provinz hängt von den geologisch-meteorologischen Verhältnissen ab, von den orographischen, hydrographischen, continentalen oder maritimen, von der Ortslagerung unter den Curven der Isothermen, Isotheren, Isochimenen, Isothermen, Chthonisothermflächen, isobarmetrischen Linien u. s. w. und einer Menge*) erkennbarer oder verborgener Nebenumstände. Während die Pflanze, die dem Lande seine Physiognomie ertheilt, das nähere Resultat der Bodenbestandtheile ist, die ihr zur Ernährung dienen, der klimatischen Wechsel, unter denen sie anfnchs, besitzt das Thier in seinen Wanderungen einen weitem oder engeren Spielraum der Adaptationsfähigkeit und der Mensch vergrössert diesen, indem er durch seine geistigen Fähigkeiten die Feindseligkeit der Umgebung zu überwinden und günstig umzugestalten vermag. Die Eintheilung in drei Zonen zu Grunde legend, unterscheidet v. Meyen in jeder Hemisphäre acht kleinere Zonen, als durch eine eigenthümliche Vegetation characterisirt, und die Phasen der horizontalen Richtung wiederholen sich auf den entsprechenden Abstufungen der verticalen, bei gleichem Mittel aus Temperatur und Höhe. Die Eintheilung der geographischen Provinzen in der Zoologie**) würde den Bedürfnissen der Ethnologie näher kommen, wenn sie statt das ganze Thierreich (wie in den 14 Swainson's oder in den 8—12 Agassiz') gemeinsam zu umfassen, für jede einzelne Ordnung, oder besser noch Familie, markirende Trennungslinien zöge, wenn sie z. B. genauere Aequationen zwischen der Lebensexistenz des *Ursus aretos* und der gemässigten Zone, des *Ursus maritimus* und der kalten, des *Ursus malayensis* und der heissen aufzustellen vermöchte, oder die Verkettung des *Lepus timidus*, *variabilis*, *tolai*, *macrootis*, *nigricollis*, *aegyptius*, *capensis*, *americanus*, *campestris*, *callotus*, *brasilienis*, *euniculus*, *hispidus*, *brachyurus* mit dem Boden, über den sie streifen.

Während wir nun die Flora und Fauna, die für jede geographische Provinz charakteristisch ist, bei einiger Vorsicht direct bestimmen können, werden wir in der Ethnologie nur auf indirecten Umwegen dahin gelangen können, da der Mensch die Erde unter seinen Händen verändert und, mit dem Wechsel dieser, seinen eigenen Typus modificirt. Die in der geschichtlichen

*) Für die Mannigfaltigkeit der Fische in dem überall mit einander communicirenden Flussnetz Südamerika's wies Humboldt nach, wie Temperatur, Höhe, Tiefe oder Schnelligkeit der Gewässer, ihre Unreinheit, ihre chemischen Auflösungen, der bald lehmige, bald kieselige Boden bedeutsamen Einfluss auf die localen Erscheinungen ausübte. Für das in den Menschenrassen hervortretende Resultat trägt ausser seinen physischen Umgebungsverhältnissen die psychische Atmosphäre bei, in der er lebt.

**) Für die Menschen stellt Maltebrun 14 Rassen auf, Bory de St. Vincent 15, Dumoulin 11, dann Prichard 7, Lesson 6, Maury 8, Morton 22. Zeune hielt 3, Weber 4 Urformen des Schädels fest. Zu den nach den Nähten bestimmten Schädeln des *Hippocrates* (und Galen) fügte Vesal eine fünfte Form.

Bewegung statthabenden Krenzungen führen die Völker zu immer neuen Mischungen und bei der dem Geiste innewohnenden Macht die Natur zu überwinden und ihre Hindernisse ans dem Wege zu räumen, wird der Mensch, je höhere Fertigkeiten er erwirbt, desto unabhängiger von seiner Umgebung, desto weniger also der unmittelbare Abdrnek seiner geographischen Provinz. Den direct geographischen Typus können wir nur bei solchen Völkern anzutreffen hoffen, die durch eine Jahrhunderte oder Jahrtausend lange Abgeschlossenheit in möglichster Isolirung Zeit hatten, eine feste Physiognomie auszuprägen, die dann völlig den Werth der durch die geographische Provinz bedingten besitzt. Bei schärferer Untersuchung wird man dann wieder diesen Typus in eine Unzahl von Unterabtheilungen zersplittert sehen, wie in Brasilien fast jedes Thal, fast jeder Flusslauf den für ihn charakteristischen Stamm beherbergt, (s. v. Martius) aber wir werden auch wieder für allgemeinere Anschauung das miteinander Zusammengehörige unter grössere Ganze zusammenfassen können, und z. B. in einem seiner Gesamtausdehnung nach isolirten und für Beziehungen mit den Nebenländern geschichtlich todten Continent, wie Afrika, einen Grundtypus unter allen organisch mit ihm verbundenen Variationen festhalten. Je öfter ein Boden die Bühne für geschichtliche Ereignisse abgegeben hat, je wechsellvoller also über ihn das Völkerleben dahingegangen ist, desto mehr werden alle Spuren des Ursprünglichen verwischt sein, und können sie nur nach einem Jahrhundert langen Brachliegen wieder aufzutauchen beginnen. Im Gegensatz zu den vielgebrochenen und buntgescheckerten Terrain der Culturstaaten wird immer die ethnologisch werthvollste Beobachtungsbasis durch die weiten Flächen der Steppen und Wüsten geboten, in deren isolirender Oede Horden umherziehen, die unter gleichartiger Umgebung sich gleichartig erhalten, und zwar gerade diejenigen Horden, die zu bestimmten Intervallen in die Culturstaaten einzutreten pflegen, um durch ihre Eroberung eine neue Epoche der Geschichte einzuleiten. Ihr Studium ist deshalb nicht allein für das Studium der geographischen Provinz, die sie bewohnen, zu unternehmen, sondern auch um einen leitenden Faden zu gewinnen, wenn ein Bild des ganzen Typus entworfen werden soll, der als Effect der geographischen Provinz die untere Schichtung in den Culturstaaten bildet.

Bei Eintheilungen hängt es von der Schärfe des Massstabes ab, wie weit man in Zerspaltungen übergeht, und für Anwendung jener wird der in der Eintheilung beabsichtigte Zweck die Auswahl bieten. Während in ethnologisch-historischer Betrachtung jene minutiösen Scheidungen der Stammverhältnisse in Süd-Amerika, die die Missionaire unzählige nennen (non molte moltissime, sondern infiniti, innumerabili nach Abbé Gili), für die Behandlung dieses Landes zwar nicht vernachlässigt werden darf, aber bei einer den gesammten Globus umfassenden Eintheilung zurücktreten muss, werden dagegen immer vorzugsweise diejenigen Areale die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die bei grösster Masse dennoch eine hinlängliche Gleichartigkeit der

Verhältnisse bewahren, um Gleichartigkeit des Typus zu gewährleisten, und die deshalb beim Aufeinanderwirken geschichtlicher Reizeinflüsse besonders schwer ins Gewicht fallen werden. Die in den Steppen wurzelnden Nomadenvölker reichen zugleich mit ihren Ausläufern in die Culturstaaten hinein und verschwinden dort in den höher combinirten Erzeugnissen, in welche sie als mitwirkende Elemente übergehen. Die so aus fortgehenden Mischungen entstehenden Völker sind dann in natürliche Gruppen, der Höhe ihrer gleichwerthigen Atome gemäss, neben und über einander zu ordnen, nach ebenmässiger Abwägung aller ihrer hervortretenden Symptome, unter denen die Sprache eine der wichtigsten, aber nicht die einzige Rolle spielt.

Dass man sich versucht halten konnte, das Eintheilungsprinzip nach geographischen Provinzen unmittelbar auf die jetzt in der ethnologischen Vertheilung der Menschenrassen bestehenden Verhältnisse zu übertragen, ist ein kaum verständlicher Missgriff, besonders wenn man sich mit sechs Hauptprovinzen begnügte, von denen Europa (mit Kleinasien und Küsten des Mittelmeers) die kaukasische Rasse decken sollte, Asien jenseits des Ural die mongolische, America die amerikanische, Anstralien die malayische, die Polarländer die hyperboräische und Africa (südlich von der Sahara) die Neger. Mit solchen Allgemeinheiten ist ebenso wenig etwas gesagt, als wenn man zur Erklärung ethnologischer Verhältnisse in der Geschichte Arier oder Turanier*) herbeizieht, d. h. Wolken- und Nebelgestalten unserer Denkopoperationen, die für Projection und Illustrationen ephemere gültiger Systeme einen trefflichen, und oft genug einen sehr wünschenswerthen, Hintergrund abgeben, die jedoch im vollsaftigen Völkerleben kein Steinchen aus der Stelle rücken werden. Aber dennoch glauben Manche in solchen Formeln einen magischen Sesam-Schlüssel zu besitzen, vor dem sich jede Felsthüre öffnen müsste.

Beim Betreten eines bis dahin unbewohnten Landes wird der Botaniker diejenigen Pflanzen finden, die nach unserer Anschauung als das Product der geographischen Provinz anzufassen sind. Ueber das Ursprüngliche ihres Bestehens dort ist damit nichts weiter ausgesagt, denn Speculationen über einen ersten Anfang sind nur metaphysisch zu behandeln. Sollten unter den im Lande vorgefundenen Pflanzen einzelne durch die Welle des Meeres dahin getragen sein, andere im Kropfe der Vögel, so würden sie doch völlig den Werth der einheimischen besitzen, so bald sie auf dem ihnen octroyirten

*) Broca tadelt mit Recht die unbedachte Verwendung solcher Ausdrücke, wie turanisch, semitisch, japetisch, chamitisch, wodurch nur Irthümer beschönigt werden. Verallgemeinerungen sind dem Fortschritte der Wissenschaft stets gefährlich, wenn die Einzelheiten noch nicht genügend bekannt sind, und so lange sich jene im Stadium der Entwicklung findet, müssen auch die Systeme im Zustande flüssiger Umbildung gehalten werden. Die glänzenden Erfolge, die die Philologie durch Aufstellung ihrer indogermanischen Sprachfamilien erlangt hat, dürfen den Ethnologen nicht verblenden, zum blinden Nachbeter eines Dogmas zu werden, das der Philologe mit Recht hochhält, das sich aber noch nicht für Alle schicken dürfte.

Boden sich in voller Gesundheitsfülle entwickeln, so bald sie also dadurch eine congeniale Verwandtschaft zu demselben beweisen. Es bedürfte nur eines gewissen Zeitranmes der Beobachtung, um zu entscheiden, welche Pflanzen als absterbende früher oder später zu Grunde gehen müssten, und diese anzusehen. Die andern besäßen dann alle gleichmäßig den vollen Werth solcher, die als das Product der geographischen Provinz anzusehen sind, als ein mit einer festen Reihe von Causalitäten im Gleichgewicht stehender Effect. Dabei wird die terrestrische Constitution der jedesmaligen Localität als eine unveränderliche gedacht, oder doch als eine so gering veränderliche, dass die aus Statt habenden Schwankungen resultirenden Folgen für unsere Beobachtung nicht mehr notirbar bleiben. Wie früheren Erdepochen bestimmte Floren entsprechen, so rufen auch jetzt die Wanderungen der Menschen häufig eine Aenderung in dem Pflanzeneharacter hervor, theils indem sie durch vorsichtig eingeleitete Uebergänge eine vielleicht sonst unmögliche Acclimatisation verwirklichen, theils indem sie durch ihre Ansiedlungen selbst den Boden für diesen sonst fremdartige Vegetationen praedisponiren, theils indem sie Insecten zur Befruchtung in den Waaren mit sich führen können oder Thiere zur Zerstörung bisher hinderlicher Feinde u. dgl. m. Dann ist noch das von der Natur selbst angezeigte Ringen der Pflanze mit ihrem Boden in der Weite des darin möglichen Ausschrittes mitspielend. Nachdem Saxifragen, Compositen, Cruciferen (Flechten, Moose) den kahlen Fels oder Sand bemeistert haben (bemerkt Kerner), finden Leguminosen und Orchideen das für ihr Bedürfniss genügende Substrat des Humus und dann folgen in dritter Generation diejenigen Pflanzen, die eines tieferen Humus bedürfen. Ferner tritt unmittelbar die Wirkungsweise der Gesteinsoberfläche zu Tage im *Asplenium Serpentina* auf den Serpentinstöcken Mährens, im *Asplenium Seelosii* auf den südtirolischen Dolomiten, wie in *Androsace Hausmanni* oder *Woodsia glabella* derselben. Vor dem *Sirocco* buchtet *Valeriana supina* nach Norden aus.

Nur wenige Thiere scheinen durch die Gewöhnung des Menschen zu Kosmopoliten erzogen werden zu können, die meisten gehen in fremden Klimaten zu Grunde. Manche der stattfindenden Aenderungen*) sind an ganz locale**) Einflüsse gebunden. Nach Vandiemensland versetzte Schafe

*) En France et en Angleterre les poules naissent couverts d'un duvet très serré, Chez la même espèce transportée dans les îles du golf de Mexique et dans la partie ébante de l'Amérique, ils portent d'abord le même vêtement d'enfance. Mais au bout de quelques générations, ce duvet s'éclaircit de plus en plus, si bien qu'à l'époque des observations de M. Roulin, les poulins créoles n'en avaient plus guère au moment de leur naissance et le peu qui leur restait ne tardait pas à tomber (Quatrefages).

**) Dagegen hebt Cuvier wieder die geringen Verschiedenheiten von Wolf und Fuchs hervor, obwohl sie in der kalten und heißen Zone wohnen. Le Tigre royal se retrouve sans changements des îles de la Sonde au nord de la Sibérie, du céleste empire aux latitudes de Berlin et de Hambourg. Le Heron ne change pas de Norvège au Congo, du Tonkin au Malabar. Même stabilité chez les végétaux, le Mouron des oiseaux est spontané dans toute l'Europe on le retrouve dans la Sibérie et l'Himalaya, au Cap et en Algérie, en

werden weiss, nach den Faroer-Inseln fleckicht oder braunroth. In Syrien erhalten Katzen und Ziegen langes, weiches Haar, die Schweine in Cnagua lange Klauen, Hunde und Pferde auf Corsica Flecken. Ausser Vögeln und Insecten wandern in Tenassrim die Elephanten; die Bisamochsen, Lemminge, Moschus-Ratten in Canada, die Affen, *Semnopithecus entellus*, *Funicius erythraeus* vom Himalaya nach Bengalen und zurück, die Quagga in Afrika. Für die Beutelthiere Neuhollands, vicariren in Amerika die Beutelhatten und amerikanische Auchenien für die Kameele der älten Welt. Die Affen Südasiens und Afrikas werden durch die breitnasigen Affen Amerikas und durch die Lemuren in Madagascar ersetzt.

Nach Schmarada's Vorschlag begrenzen sich die zoologischen Provinzen im Norden und Süden durch das Streichen der Isochimenen und Isotheren, im Osten und Westen nach orographischen und hydrographischen Verhältnissen, obwohl eine solche, theoretisch bequeme, Eintheilung in der practischen Ausführung manche Schwierigkeiten finden dürfte. Auch würde wegen der freieren Wanderungsfähigkeit des Menschen im Vergleich zu den Thieren, bei Aufstellung anthropologischer Provinzen in Bestimmung der verschiedenen Rassen, vor allem die Frage im Auge zu behalten sein, wie weit sie als ursprüngliche, als später eingewanderte oder als durch neue Kreuzungen veränderte betrachtet werden müssten. Die früher angenommene Gleichartigkeit der arctischen Provinz *) ist durch die anerkannte Verschiedenheit der durch Guérault gesammelten Lappenschädel von den Esquimaux erschüttert worden, und Geoffroy Saint-Hilaire trennt die eigentlichen Hyperboräer (Europa's) von der paraboräischen Rasse, unter welcher er die Esquimaux begreift. Die Sibirien innerhalb des Polarkreises bewohnenden Völker bleiben vorläufig unclassificirt, und auch sie werden, sobald eine hinlängliche Masse des Materials genaueres Eingehen in Specialitäten erlaubt, ohne Zweifel wieder manche Nebenbestimmungen nöthig machen. Wollen wir hypothetisch den Eskimo als den eigentlichen Ausdruck der arctischen Provinz gelten lassen (d. h. im Eskimo denjenigen Typus sehen, wie er durch den Einfluss der äusseren Umgebung bei einem solchen Volke hervorgerufen wird, das genügend lange unter denselben gewohnt hat, um dadurch den Werth eines dort ursprünglich entstandenen zu erhalten), so würden wir schon a priori weiter schliessen dürfen, dass der Typus**) der übrigen diese selbige (vor-

Californie et au Chili, au Kamtschatka et à la nouvelle Zelande, partout il demeure le même (Faivre). Die Tehu-Kameele gehen im Norden, die arabischen in Bornu zu Grunde (Robils). Quelques brins de derias, mêlés par hasard parmi la paille que l'on donne aux bestiaux suffisent pour tuer le chameau le plus robuste, né sous un autre ciel que celui de Barcah (Pacho).

*) Nilsson stellte die polarisch-tingirten Lappen unmittelbar mit den Grönländern zusammen, aber nach Retzius würden die Lappen als *Brachycephali orthognatae* diametral den Grönländern als *Dolichocephali prognathi* gegenüberstehen. Linné lässt die Lappen von den Samoeden stammen, in Same-Ednam, Land der Sahme-adzh oder Lapp (Zauberer).

**) Für das richtige Verständniss des Ausdruckes Typus müssen wir seine Geschichte in der Chemie verfolgen, wo er durch Dumas eingeführt wurde, indem sich die Elemente

Volk, das in langdauerndem Verkehr mit den Nachbarn seiner Grenzen gestanden und in der Mischung verschiedenartiger Elemente sich einen selbstständig neuen Typus erworben hat, wird diesen, bei Veränderung der Situation, in das fremde Land mit hinübernehmen und, in der Constanz desselben, der unbedingten Herrschaft der aus den Umgebungsverhältnissen zuströmenden Einflüsse eine Schutzwehr entgegenstellen, eine Schutzwehr freilich, die wenn völlig abgeschnitten und blockirt, der Uebermacht des immer frisch anstürmenden Feindes durch Erschöpfung allmählig erliegen muss, die aber in den meisten Fällen so gestellt sein wird, sich durch gelegentliche Aufnahme von Ersatz immer für die Vertheidigung neu stärken zu können. Die Eskimos sind seit lange auf ihre polare Heimath beschränkt, wohin sie von den Indianern, die sie wie wilde Thiere in ihren Gebieten niederschliessen, stets zurückgeworfen werden, die Lappen dagegen halten einen steten Verkehr mit den Schweden und Norwegern, die Jakuten mit den Russen aufrecht, die Samojuden*) stehen in engem Zusammenhang mit den finnisch-uralischen Stämmen ihrer Umgebung und die Tschuktchen werden durch den Wunsch dem Jassak zu entgehen, zu moralischen Kraftanstrengungen getrieben, die ein Herabsinken der Rasse an sich verhindern muss. Im Grunde sind es also auch in diesen, somit in allen, Fällen die Umgebungsverhältnisse der anthropologischen oder ethnologischen Provinz die den Character der Bewohner bedingen, nur muss die Werthberechnung derselben nicht auf die geographischen Verhältnisse beschränkt werden, sondern sind auch die geschichtlich gebildeten herbeizuziehen, ist der Mensch neben dem Character als physisches Naturwesen zugleich seiner psychischen Seite nach zu betrachten.

Bleiben wir indess zunächst bei der geographischen Provinz stehen, soweit dieselbe den physischen Characteren nach zur Erscheinung kommt, und suchen wir eine Formel zu finden, die für eine anthropologische Eintheilung leitend sein könnte. Am Empfehlenswerthesten scheint zunächst ein Anklagen an die zoologischen Provinzen oder doch ein genaues Studium derselben, um aus dem, was dort einfacher zu Tage liegt, die für die Ethnologie wichtigen Modificationen zu entnehmen. Wir sehen die Gattungen zusammensetzenden Familien auf bestimmte Localitäten beschränkt, und es müssen bestimmt klimatisch-geographische Verhältnisse vorliegen, warum in der Familie Leporina z. B. der *Lepus hispidus* nur (oder vorwiegend nur) in Assam, der *Lepus brachyurus* in Japan, der *Lepus callotis* in Mexico vorkommt. Aehnliche Specialitäten kehren in der Verbreitung der Hirschgeschlechter, im localen Auftreten besonderer Löwen- und Tigerarten wieder, und liesse sich für Vergleichung mit dem Menschen die ganze Reihe des Thierreichs zur Ueberschau herbeiziehen, um in der Untersuchung der ein-

*) Die Expeditionen Iwan Wassielewitsch' (XV. Jahrhundert) trafen Samojuden in den uralischen Bergen, während die Lappen früher bis zum Peipus-See wohnten. Nach Portham heisst das Land zwischen Peipus-See und Baltischem Meer Lappe-Gundar.

zeln Genera, unter Subtraction des für jedes Specifischen, den Rest des allgemeinen Animalischen zu erhalten, der dann auch für die animalische Natur des Menschen bei der Berechnung in Anschlag gebracht werden darf, wenn die Causalitäten der anthropologischen Provinz aus den vor Augen stehenden Effecten analysirt werden sollen. Die auf solche Weise gewonnenen Typen würden ebenso wie die Geoffroy St. Hilaire's als Mutterstamm den aus ihnen angeschlossenen Rassen gegenüberstehen, aber sie würden sich nicht auf die craniologischen Merkmale allein, sondern auf den Gesamthabitus stützen, auch nicht mit der angenommenen Vierzahl (eukasischer, mongolischer, aethiopischer, hottentottischer Typus) begnügen können, sondern voransichtlich für jeden Continent eine weit grössere Mannigfaltigkeit erheischen.

Um bei dem obigen Beispiel der polaren Provinz stehen zu bleiben, so lässt sich als zoologischer Repräsentant derselben in den Ursinac der *Ursus maritimus* aufstellen, obwohl dann nicht ohne Weiteres beansprucht werden dürfte, dass sein Verbreitungskreis nun auch der für den polaren Menschen gültige sein müsste, indem schon die erwähnte Wanderungsfähigkeit und grössere Acclimationsfähigkeit des letzteren erhebliche Unterschiede hervorrufen könnte. Die Berechnung ist eine verwickeltere, und für Lösung der Aufgabe müsste die Gleichung etwa in folgende Form gebracht werden: Wenn für diejenige Wesenheit animalischer Natur, die sich in dem Character der Plantigraden ausspricht, die unter dem Namen arctischer Provinz zusammengefassten Einflüsse der Umgebungsverhältnisse die Specificität des *Ursus maritimus* in die Erscheinung riefen, welche Folgen wird ihre Einwirkung auf die menschliche Natur, ihrer animalischen Wesenheit nach, gehabt haben? Und weiter: Wenn der unter den Plantigraden der sog. arctischen Provinz entsprechende Repräsentant, als *Ursus Maritimus*, sich über die Küsten des Eismeers und Nordamerikas (bis 55°) verbreitet, welches Habitat werden dem durch die specifischen Einflüsse der gleichen Provinz bedingten Repräsentanten aus den Bimana zukommen? Wenn man in dieser Weise weiter rechnete, ähnliche Formeln für den *Canis Lagopus*, den *Lepus glacialis*, den *Gulo borealis* u. s. w. aufstellte, so liessen sich vielleicht allmählig feste Proportionswerthe*) gewinnen, die durch ihre gegenseitige Controlle Klarheiten in Verhältnisse tragen würden, für die das Dunkel des Urgrundes, aus dem sie hervorgewachsen, keine Aufhellung liefern kann. Weil wir bis jetzt in keiner Weise befähigt sind, solche Gleichungen, die mehrere unbekanntes Grössen einschliessen, zu lösen, haben wir deshalb nicht das Recht willkürliche Zahlencombinationen, die im empiri-

*) Dumas glaubte Prout's Theorie zu verbessera, indem er die Atomgewichte aller Körper als genaue Multipla von dem eines unbekanntes Körpers aufstellte, dessen Atomgewicht viermal kleiner sei, als der des Wasserstoffs, aber erst indem Stas die Atomgewichte eines gegebenen Elementes stets aus den Verbindungen ableitete, die dieses Element mit mehreren verschiedenen Körpern bildet, konnten die erhaltenen Zahlen untereinander controllirt werden.

schen Umherrathen zusammengeklebt, nothwendig falsch sein müssen, in der Zwischenzeit zu substituiren, um uns durch verführerische Selbsttäuschung, zu wissen, wenn wir nichts wissen, einschläfern zu lassen. Um das Richtige anzustreben, müssen vielmehr die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Schwere erkannt werden und das Streben dahin gerichtet sein, verbesserte Methoden zu erfinden, wodurch sich schliesslich auch solche Acquationen höherer Grade werden lösen lassen.

So lange uns der feinere Einblick in die Rückwirkung klimatisch-geographischer Einflüsse auf organische Productionen und ihre minutiöses Zusammenwirken mangelt, sind wir nur bei denjenigen anthropologischen Provinzen ihres eharacteristischen Typus sicher, wo sich derselbe im längeren Ueberblick geschichtlicher Veränderungen, als ein gleichartig fort-dauernder, oder ein als gleichartig immer neu hervortretender, also: als ein an bestimmten Localitäten haftender, beweist. Wir werden ihn am leichtesten in weiten Steppen entdecken, über deren Flächenausdehnung, unbe-
 neidet und unbelästigt, die Söhne des Bodens hin und her wandern, oder in steilen Bergmassen, deren Schwerzugänglichkeit ihre Bewohner schützt und isolirt. Auf begünstigten Territorien dagegen, auf einem vielfach cou-
 pirten und vielfach die Communication erleichternden Terrain, wird sich unter der Fülle der emporgewachsenen Culturvölker die Wurzel des primi-
 tiven Stammes nur mühsam erkennen lassen, wiewohl auch hier aus den geschichtlichen Wechselfällen mancher Lichtblick zu gewinnen ist. Bei der Kreuzung treten die Elemente von allen Seiten in entwicklungsfähiger Mi-
 schung zusammen. Das eingewanderte Volk, indem es die Grenzen seiner geographischen Provinz überschritt, leitete dadurch ein Changiren seines
 Typus ein, und durch die Berührung mit den schon ansässigen Eingeborenen wird auch die bisherige Constanz dieser erschüttert und rasch in mannig-
 faltige Variationen übergeführt, deren buntes Spiel in den neu aus Theil-
 ganzon hervorwachsenden Schöpfungen sich in geometrischen Progressionen vervielfacht. Bei den ethnischen, wie bei allen anderen Mischungen, wird der Character des schliesslichen Productes von der Schwere der Gewichts-
 verhältnisse abhängen, unter denen die einzelnen Factoren in Wechselwirkung getreten sind. Eine schroff und scharf ausgeprägte Rasse wird nothwendig
 in den von ihr eingegangenen Mischungen dominiren, wenn sie nicht, eben ihrer scharfen und schroffen Ausbildung wegen, unfähig ist, verwandtschaft-
 liche Spannung hervorzurufen und also Mischungen überhaupt einzugehen. Hybride oder gemischte Bastardrassen, deren ursprünglicher Typus also be-
 reits seit länger erschüttert und in Fluss gesetzt ist, werden (eben dieser Beweglichkeit ihrer Atome wegen) leichter polare Affinitäten auffinden, aber
 auch der Gefahr ausgesetzt sein, dieser leichten Anziehungsfähigkeit wegen überall ephemere Verbindungen einzugehen, denen der Halt eines inneren
 Gleichgewichtes, und damit die Garantie eines längeren Bestehens, mangelt. Treffen dagegen in einer durch Lösung verschiedener Mischsubstanzen viel-

fältig geschwängerten Mutterlauge die Stoffe in richtig gesetzlicher Abgleichung ihrer negativen und positiven Gegensätze zusammen, so wird daraus eine von jenen hoch vollendeten Bildungen anschiessen, wie sie aus den geistigen Schöpfungen der Culturvölker hervorzustrahlen pflegen. Ueberall auf Erden treffen wir die Völker in verschiedenen Stadien der Mischung, die Gesetze der Mischungsfähigkeit sind indess bis jetzt nur unvollkommen erforscht, obwohl sich ans denjenigen, die durch die europäischen Colonisationen der neueren Zeit eingeleitet, ganz im Lichte der Geschichte verlaufen, manche nützliche Winko entnehmen liessen. Das vermeintliche Aussterben der Naturvölker findet nur unter exceptionellen und ethnologisch völlig erklärbaren Verhältnissen Statt, während in der Regel die unteren Schichten deshalb verschieden, weil sie von höheren Gebilden absorhirt werden. Auf Ursächlichkeit der geographischen Provinz sind noch zurückzuführen solche Unterschiede, die sogleich als Eintheilungsmerkmal ins Auge springen, wie die Steatopyge bei den Hottentotten (den Congesen, Makuas, Kaffern, Mandara, gemischten Tuarik), die ihnen und anderen arabisch-afrikanischen Stämmen zukommende Schürze, die Flecken der Pintados bei Acapuleo und am Purus, die doppelte Falto des Augenlides, die das Schiefstehen bedingt, der breite Brustkasten der Quechuas in Folge der hohen Elevation, die dem Pelz der Polarthiere entsprechende Haarigkeit der Aino u. s. w. Sie besitzen dieselbe Bedeutung in der Classification verwendet zu werden, wie der Fettschwanz*) des Schafes (in *Ovis steatopyga Turkomaniensis*), die schraubenförmigen Hörner des Zackelschafes (*Ovis strepsiceros* in Ungarn), oder der doppelte Höcker, der *Camelus bactrianus* vom *Camelus dromedarius* unterscheidet (*Equus Zebra* durch sein streifiges Colorit, der Buckelohse u. s. w.). Bei diesen scheinbar regellosen Eigenthümlichkeiten wird sich für Menschen so wenig, wie für die Thiere inner auf das Warum eines inneren Zusammenhanges zurückgehen lassen und wäre es deshalb allerdings weit bequemer, wenn sich ein gleichartiges und einfaches Eintheilungsprincip nach der Schädelform gewinnen liesse. Obwohl indess der Schädel, bei der Correlation des Wachsthums im Organismus, gewisse Rückschlüsse auf den Gesamthabitus erlaubt, so würde er doch häufig genug über eclatant hervortretende Merkmale desselben gar nichts aussagen, und deshalb für sich allein nicht genügen. So lango sich der Causalzusammenhang des Existirenden dem Verständniss entzieht, ist der Schein eines künstlich abgerundeten Systems um so mehr zu vermeiden, und müssen wir uns zuuächst begnügen das thatsächlich Gegebene aufzuzeichnen und in Reihen anzuordnen. Eine exceptionelle Berücksichtigung verdient indess bis jetzt im gewissen Grade der

*) Die Fettklumpen der schwanzlosen Schafe verschwinden, wenn sie durch die russischen Käufer aus dem Kirgisienlande in das ihrige versetzt werden. Nach Livingstone zeigt sich Anlage zur Steatopyge bei den Frauen der Boers, die lange denselben Boden mit den Hottentotten bewohnten.

Schädel, als Abdruck des das Geistige und Körperliche im Menschen vermittelnden Organes, also des eigentlichen Knotenpunktes seiner Wesenheit, doch erhält er für diesen Gesichtspunkt seine volle Bedeutung nur in gewissen Entwicklungsstadien emporblühender Civilisation, wo der zum Ausdruck strebende Gedanke sich in der Physiognomie spiegelt und diese umformt. Auf tieferen Stufen vermag jener die Materie noch nicht zu überwinden und auf den höheren ist er nicht länger an dieselbe gebunden.

Am directesten macht sich die mikrokosmische Reaction im Kampfe gegen die in den äusseren Einfüssen des Makrokosmos hervortretende Feindlichkeit in der Hautbedeckung sichtbar, die in vielfachster Mannigfaltigkeit die Thierwelt mit Schuppen, Federn, Schalen, Pelzen u. s. w. bekleidet, und sich beim Menschen in dem charakteristischen Rest des Kopshaares*) (s. Pruner-Bey) erhalten hat, entweder flach und deshalb gekräuselt, oder rund und deshalb schlicht. Während sich bei Schafen die haarige Varietät in West-Africa, als *Ovis guiensis*, und in Arabien findet, sowie als das den Uebergang zur Ziege bildende Mähnschaf (*Ovis tragelaphus*) in Nord-Africa findet, ist beim Menschen umgekehrt gerade das wollige Haar heisseren Gegenden eigenthümlich. In dem unzugänglichen Continente Africa's dauert letzteres in grösserer Ausdehnung fort, in den aequatorialen Breiten Asiens dagegen, hat es den von allen Seiten eindringenden Schlichthaarigen die es in fortgehenden Kreuzungen allmählig zugleich exterminirten, weichen müssen und sich deshalb nur in zerstreuten Isolirungsflecken auf abgelegenen Inseln, oder in abgelegenen Theilen derselben, erhalten.

Die Bedeutung der Verschiedenheit in den Hautbedeckungen, als deren letztes aber unverkennbares Indicium der Haarwuchs beim Menschen geblieben ist, spricht sich zunächst in der passiven Reaction des Einzelgeschöpfes gegen die Umgebung aus, soweit dasselbe auf der Defensive verharret, im Gegensatze zu der activ eingreifenden Gliederung. Das Vorkommen des gekräuselten oder schlichten Haares steht nicht isolirt, als einzelnes Symptom, sondern hängt mit der ganzen Anordnung der Organisation zusammen. Das schwarze und krause Haar wächst aus einer sammtartigen Haut hervor, deren Rete Malpighii mit dunklem Farbstoff gefüllt ist, findet sich also bei einer vorwaltenden Leber-Constitutionen, bei welcher die Gallenabsonderung für die mangelnde Oxydation des Blutes in den Lungen vicarirt. Das krause Haar characterisirt deshalb ethnologisch den Bauchmenschen dem Lungenmen-

*) Herodot unterscheidet die kraushaarigen Aethioper Libyens von den östlichen Aethiopen mit schlichtem Haar. Geoffroy St. Hilaire begreift (wie Bory de St. Vincent) die weissen, gelben, braunen und rothen Rassen unter schlichthaarige (*Leiotrichi*), die Neger, Nigritos, Hottentotten und Buschmänner unter die wollhaarigen (*ulotrichi*). Die Erscheinung des strauchartigen Haarwuchses bei Papuas und Alfurus (aus dem Wollhaar des Negers und straffen Haar der Mongolen gemischt) findet sich (nach Schomburgk) in den Mischlingen von Negern und kupferfarbenen Eingeborenen, die Zamhos (in Guinea) oder Cafusos (in Brasilien) heissen. Aus denselben Ehen werden Kinder der Mulatten mit krausem und schlichtem Haar geboren (nach Burmeister).

sehen gegenüber, und wenn wir weiter in vergleichender Anatomie längs der Scala des Thierreiches oder in die Stadien der Embryologie zurückgehen, so hebt sich die Bedeutsamkeit des Gegensatzes*) zwischen Bauch und Brust, zwischen Leber- und Lungenthieren bald mit vollerer Klarheit hervor, obwohl nicht genügend für die Kühnheit, mit der die Naturphilosophie schwindelnde Systeme darauf bauen wollte. Von Abstufungen der Vollkommenheit lässt sich nicht reden, wenn uns das in der Existenz angestrebte Ziel nicht vor Augen steht, und je nach den Umgebungsverhältnissen mag sich die krause oder die schlichte Varietät des Menschengeschlechtes als die lebensfähigere erweisen. Doch lässt sich allerdings aus der Speisung der Gehirnthatigkeit durch arterielles Blut der Satz belegen, dass im Allgemeinen genommen die durch schlichtes und helles Haar gekennzeichnete Varietät des Menschengeschlechtes die für geistige Schöpfungen geeignetere sein wird. Das gilt natürlich nur als allgemeine Generalisation in der Ethnologie, denn im speciellen Fall können mannigfachste und verschiedenste Nebenumstände auch innerhalb der kraushaarigen Varietät schlichte und innerhalb der schlichten Varietät kraushaarige zeugen, ohne dass für den speciellen Character solcher Individuen irgend etwas weiter daraus gefolgt werden könnte. Wie bei den Thieren die Farbe durch die Einflüsse der geographischen Umgebung durch Klima*), Nahrung (besonders bei den Vögeln) u. s. w. bedingt wird, so ähnlich rufen bei Menschen bestimmte Ursächlichkeiten der anthropologischen Provinz die leichte, oder die dunkle Varietät (und damit alle daraus nöthigen Correlationen im Wachsthum) ins Dasein, und diese werden sich unter einander dann wieder in verschiedenen Graden bei der Kreuzung durchdringen und gegenseitig modificiren, so dass eine Menge von Halbschattirungen hervorgeht, von denen manche (neben den beiden Extremen des Hellen und Schwarzen) auch schon als ursprünglich gegeben zu betrachten sein mögen. Aus congenialen Mischungen wird sich aber bald ein selbstständiger Typus herausbilden, der dann nicht wieder in die in ihm aufgegangenen Grundelemente zertheilt werden darf. Es ist eine un-

*) Wie der Europaer in heissen Ländern von Gallenfebern befallen wird, geht der Neger in kalten Ländern (durch Ueberarbeitung seiner Lungen) an Phthisis zu Grunde. In beiden Fällen wird das dem Rassencharacter nach für relative Ruhe bestimmte Organ durch die veränderte Umgebung, als hauptsächlich functionirendes in Anspruch genommen und dadurch in seinem Gesundheitszustand leicht zerrüttet. Die Reductionsprocesse während der Schwangerschaft rufen durch ihre Ablagerung die dunkle Färbung an Brust, Bauchdecken u. s. w. hervor.

**) Das Fell des Tigers in Korea deutet durch längere Behaarung und blässere Färbung auf eine nördlich klimatische Abänderung hin (Brandt). Wie der Tapir auf Amerika, ist der orientalische auf Sumatra beschränkt; der Chaco ist auf den Baikalsee, der Amblyopus auf die Mammuthhöhlen, der Proteus auf die Höhlen Kärnthens angewiesen, die Goniodonten Südamerikas auf Süßwasser, die Säugethiere Australiens auf ihren Continent. Dagegen findet Agassiz bei der Familie des Haring's das Beispiel einer weiten Verbreitung im Meerwasser, beim Menschen über der Erde, obwohl die localen Variationen des letztern dann wieder ihre Berücksichtigung verlangen werden.

richtige Auffassung des Sachverhältnisses, wenn man in dem allgemeinen Fluss der Bildungen, wie sie jetzt in den europäischen Nationalitäten Statt haben, noch eine blonde und eine dunkle Rasse unterscheiden wollte. Die Rasse ist eine einheitliche geworden, die nach bedeutsameren Merkmalen, als die äussere Färbung, zu berechnen ist, und obwohl aus den ursprünglich zu Grunde liegenden Elementen weisser oder bräuner Varietät, je nach begünstigenden Umständen bald Kennzeichen der einen, bald die der andern im Laufe der Generationen überwiegend hervortreten mögen, so liegt doch darin keine charakteristische Constanz, da sie innerhalb derselben Familien beständig wechseln, und beim Ueberblick kurzer Reihen zwar durch den Schein eines zurückschlagenden Atavismus täuschen mögen, bei einer weiteren Beobachtungsbasis aber nur ein pendelartiges Hin- und Herschwingen zeigen würden. Auf den Fiji nehmen die Eingeborenen auf das Bestehen der hellen Varietät (der Viti ndamundamu oder rothen Fijier) neben den dunkeln,*) als etwas Selbstverständes, keine weitere Rücksicht, unterscheiden aber daneben noch die Mischrasse der Tonga-Viti aus Toaga- und Fiji-Blut gekreuzt, indem bei dieser, d. h. bei den jedesmal jüngst Geborenen, noch die Bastard-Natur deutlich zu Tage und aus der Tradition erinnerlich ist, während im Fortgange der Geschlechter auch ihre Nachkommen sich in dem allgemeinen Niveau verlieren und dann ebenfalls innerhalb dieses bald wieder mit der hellen Färbung aus Toaga, bald mit der dunklen aus Fiji auftauchen werden, wobei das periodische Vorwiegen des einen oder andern Typus jedesmal auf feste Gesetze der Wechselverhältnisse beruhen muss, wenn sich diese auch nicht immer für jeden speciellen Fall im Detail aufzeigen lassen.

Im indischen Archipelago schieben sich zwei Menschenvariationen durcheinander, eine schlichthaarige, in der Vermehrung begriffen, soweit sich ihre relative Ausbreitung verfolgen lässt, und eine kraushaarige, die mehr und mehr verschwindend, sich nur auf isolirten Stamm-Inseln erhalten hat. Für erstere glaubt man ein gemeinsames Band in der Sprache gefunden zu haben, und fasst sie deshalb unter der philologischen Eintheilung der malayischen oder malayisch-polynesischen Sprachfamilie zusammen. Blicken wir auf die umliegenden Küstenländer, so zeigt der americanische Typus sowohl, wie das

*) Von der in dem Antagonismus zwischen dem Drüsenapparat des Intestinaltractus und dem der äusseren Haut auf physiologischen Processen beruhenden Schwarzfärbung des Negers ist die nicht von der Schleimschicht, sondern von der sich abstossenden Epidermis herrührende Bräunung bei den, rauhen Unbilden der Witterung ohne Unterlass angesetzten, Völkern kälterer Klimate zu unterscheiden. Dass Fettwerden die Schwärze des Negers vermindert, ist schon mehrfach beobachtet worden. Von den Australiern bemerkt Schürmann, dass die best Genährtesten die hellsten zu sein pflegen. Nach Wilhelmi sind die nördlichen Stämme Australiens dunkler, als die mehr kupferfarbenen des Südens. Auch beim Neger schwarz erhält das Colorit (wie das Chlorophyll der Pflanzen) sein Fülle erst aus der chemischen Action des Lichtes, weshalb sich bei der arbeitenden Klasse die Innenfläche der Hände und Füsse heller, als bei den Vornehmen zeigt, da die oberste Schicht immer zu rasch abgestossen wird, ehe sie völlig in der Färbung gesättigt ist.

Vorwalten des sog. mongolischen im östlichen Asien einen Anschluss an die Schlichthaarigen, während für die kraushaarige Rasse die Brücke zu ihren Analogien im weit entfernten Africa*) nur theilweise hergestellt ist. Im Gegensatz zu den gekreuzten Mischungen der malayischen Inselwelt zeigt sich der schlichthaarige Typus reiner auf der Nordhälfte Polynesiens, und ergibt sich (von historischen Wanderungen vorläufig abgesehen) als das geographische Product ähnlicher (obwohl durch die insulare Natur modificirter) Wandelungen, wie sie auf den, beide Seiten des Pacific begrenzenden, Continenten thätig waren. Wie die Bewohner der africanischen Südspitze aus der Gleichartigkeit der Neger herantreten, so isoliren sich die letzten Ausläufer der amerikanischen Völkerfamilie, und das (neuerdings durch das geschichtlich nachweisbare Zwischenschieben der Nenseeländer getrennte) Anstralien nimmt eine ähnliche Separatstellung ein.

Für das Verständniss der gegenseitigen Verhältnisswerthe zwischen Schlicht- und Kraushaarigen im malayischen Archipelago ist es schwer einen objectiven Ausgangspunkt zu gewinnen, und wie sehr die ethnologische Kenntniss dort noch im Argen liegt, zeigt sich am Besten an den durch die spanischen Missionen eingehender eröffneten Philippinen, wo mit der Znnahme des Detail alle die Stützen, die bisher durch scheinbar einfache Generalisationen geboten waren, eine nach der andern entzogen werden. Man mag in den Tagalen der Laguna und in den Actas Cagnajani's die beiden Endpunkte der Reihe gewinnen und diese beiden Repräsentanten als Extreme anstellen, aber auf den Mittelgliedern *) der Berührung laufen Schlichthaarige und Kraushaarige in bntem Wechsl durcheinander und lässt sich z. R. bei den als Igorrote bezeichneten Stämmen nach den jetzigen Angaben keine strenge Scheidung festhalten. In der Provinz Camarines finden sich schlichthaarige Bergbewohner in den Villco, die theilweise in den Missionen domesticirt sind, die aber in ihren wilden Resten neben den kraushaarigen Negritos angetroffen werden und oft mit ihnen zusammen. Während die Dayak auf Borneo, die Harafara auf Celebes, die Orang kulus Sumatras's und andere wilde Stämme, gleich den Jokong bei Malacca die als malayisch angenommene Physiognomie civilisirterer Gebiete zeigen, wurde früher im Innern Gilolo's, Amboyno's, Tidor's u. s. w. ein Zurückbleiben des schwarzen Bodens Stammes angenommen, wie es bei den Semang der Halbinsel bemercklich ist,

*) Un immense continent ou tout moins une groupe des grandes Iles avait occupé jadis tout l'espace compris entre l'Afrique méridionale, les terres australes et l'Australie actuelle puis entre l'Australie et l'Amérique (Rodier). Für derartige Bestimmungen sind erst in der geologischen Geographie die Daten in detaillirter Localkenntniss einzusammeln. Wallace stimmt Huxley bei, dass Papuas und Neger als verwandt zu betrachten seien.

*) Auch nach längerer fortgesetzter Vermischung wird der ursprüngliche Ahn immer gelegentlich wieder durchbrechen, wie in den andalusischen Schafen Medina Sidonia's, weissfleckige (obwohl stets sogleich getödtet) doch noch mitunter neu geboren werden, oder gelbliche Cocon, in den von 1710—1838 für weisse Seide gezüchteten Seidenwürmer.

und die vermeintliche Affenähnlichkeit rechtfertigt sich für den durchreisenden Beobachter in den Geberden und der beim hockenden Sitzen angenommenen Stellung, sowie in den auf den Philippinen geläufigen Redereien über Vermischungen der Frauen mit den Affen des Waldes, im Anschluss an die den Menschen aus Affen veredelnden Schöpfungssagen. Bei Statthabender Mischung des sehlichthaarigen und kraushaarigen Elementes auf den Inseln wird bei der fortdauernden Zuströmung des ersteren von dem Continente allmählig der letztere Typus ausgetilgt werden, aber in der Zwischenzeit sehen wir die Kreuzungen in allen Abstufungen der Uebergangsperiode neben einander, in welchen der sehlichthaarige Stamm nicht immer seine Anlage zur höheren Civilisation zur Geltung zu bringen vermochte, häufig auch durch politische Wechselfälle aus früherer Cultur in die Wildheit zurück-sank, während auf einzelnen Localitäten, so lange er überhaupt dort nur über ein geringes Contingent zu verfügen hatte, der kraushaarige Stamm auch nach der Mischung noch der überwiegende blieb und sein zunächst in die Augen fallendes Kennzeichen im Haarwuchs bewahrte. Bildet sich schliesslich die Stabilität*) einer selbstständig fortdauernden Rasse heraus, so wird dieselbe, trotz des relativen Uebergewichts der sehlichthaarigen, doch nicht völlig mit dieser zusammenfallen, sondern eben, weil sie sich aus gegenseitigem Gleichgewicht verschiedener Mischungssubstanzen gebildet hat, auch von jeder derselben Merkmale im Verhältniss zu ihrem Mischungsgewichte bewahren. Aehnlich ist aus der Kreuzung der arischen Einwanderer mit den Eingeborenen Indiens die jetzt als solche fortdauernde Rasse der Hindus hervorgegangen, die in ihren edlen Gesichtszügen die Verwandtschaft mit jenen bekundet, aber durch die mageren Extremitäten den autochthonen Stamm, aus dem sie erwuchs, verräth. Der verständige Salomo führte deshalb für die durch ihr Gesicht bezaubernde Balkis aus den arabisch-indischen Südländern mittelst der Spiegelbelegung seiner Sale eine Beinprüfung ein, die die Araber seitdem bewahrt haben wollen und die auch zu Berry (in Frankreich) sich findet, wo (nach Ryat) die Waden der Neuvermählten, unter denen der übrigen Frauen erkannt werden müssen. Für die malayische Sprache, die gleich den indianischen im amerikanischen Westen, consonantische Doppelung in chinesische Lautflüssigkeit auflöst, muss ein (bis zur Supplirung historischer Data**) und genaueren Kenntniss geo-

*) Le milieu restant le même, tend à maintenir la modification, qu'il a lui-même imposée à l'animal (Quatrefage). Die stattfindenden Oscillationen werden mehr und mehr durch die Anziehung der Mitte umschrieben und schliesslich zur Ruhe gebracht.

**) Wie schon Bory St Vincent bemerkt: les recherches philologiques sont plus propres à jeter quelque jour sur l'histoire politique des nations, que sur l'histoire naturelle. Wenigstens müsste erst eine vergleichende Anatomie des Kehlkopfes und der übrigen Sprechorgane genauer darthun, warum sich mit einigen Formen des Prognathismus der Mangel des R verbindet, weshalb die Pronunciation der Polynesier zwei Consonanten nicht zusammenfügen (also ohne Verschiebung des Organes nicht aus der Verschlusslage sofort in die Geräuschlage übergehen kann) warum anderswo das Gutturale vorwaltet u. s. w. La

logischer Erdveränderungen in einem möglicherweise zerrissenem Inselcontiente), soweit imaginärer Ansgang in Polynsien gesucht werden, dessen Völkerwanderungen sich nicht auf das eigene Terrain beschränkten, sondern über die Pelew- und Carolinen-Inseln auch vielfach mit den zu Asien gehörigen Gruppen in Verbindung treten.

Wenn man dem Menschen den Thieren gegenüber ein selbstständiges Reich bewahrt, so haben die neuesten Untersuchungen der vergleichenden Anatomie genügend bewiesen, dass die trennenden Unterschiede nicht auf dem Gebiet des Körperlichen gesucht werden können, wo graduelle Uebergänge den Homo sapiens mit dem anthropomorphischen Affen (Homo Troglodytes) verknüpfen. Um den Character einer Wesenheit zu bestimmen, darf dieselbe nicht nur ihrer einen Hälfte nach, sondern muss sie in ihrer Totalität aufgefasst werden, und auf der geistigen Seite des Menschen finden sich der Gründe genug, um ihm seine eigene Domäne zu reserviren. Es kommt jedoch darauf an aus der specifischen Natur des Menschen den gerade für diese als solche specifischen Kern herauszuschälen. Unbestimmte Begriffsallgemeinheiten, die sich in der Auffassung jeder Subjectivität verschieden widerspiegeln, können nicht zu practischen Eintheilungen dienen, und psychologische Zusammensetzungsgebilde, die [nicht auf ihre constituirenden Elemente analysirt sind, vermögen keine Stützen zu gewähren, da sie erst selbst in ihrer eigentlichen Deutung begründet werden müssten, ehe sich Weiteres darauf gründen liesse. Quatrefages hat mit richtigen Blicken erkannt, dass der Schwerpunkt des Menschen im Psychischen liegt, aber die von ihm vorgeschlagenen Kennzeichen der Moralität und Religiosität*) sind nicht hinlänglich scharfer Definitionen fähig; wie sie die Praxis verlangen würde. Die Scheidungslinie zwischen Menschen und Thier kann nur durch die Sprache gezogen werden, denn diese bildet das punctum saliens für die Geistesentwicklung, die den Menschen als solchen characterisirt. Das Thier stösst Töne aus, die verstanden und beantwortet werden, die zur Kundgebung verschiedener Gefühlsstimmungen dienen und die sich mit ihnen auch ändern können, die sich aber stets in einem festbeschriebenen Cirkel umherbewegen und die nie in die Bahn der Fortentwicklung eintreten können, wie sie die

difference essentielle consiste dans les poches thyroïdiennes, placés au devant du larynx bei den Affen, so dass die Stimme ein undeutliches Murmeln wird, und zugleich mit dem feineren Spiel der Gesichtsmuskeln die Articulation fehlt. Nach Merkel's Weise muss die Physiologie der Sprachorgane auf vergleichender Basis weiter geführt werden. Die vergleichende Psychologie liegt noch zu sehr in den Windeln, um auf die Verschiedenheit der grammatischen Denkformen, so klar dieselben auch in ihren Resultaten vorliegen, schon elementar gesicherte Systeme basiren zu können, (vielleicht philosophische, aber keine naturwissenschaftliche).

*) La moralité et la religiosité ne sont pas seulement deux facultés communes à tous les hommes, elles leur sont en outre spéciales. On peut donc les regarder comme des faits généraux ayant chez nous la même valeur que la sensibilité et la volonté chez les animaux, ou est en droit de les prendre pour attribut d'un règne humain (Quatrefages).

Sprache in der Geistesthätigkeit des Menschen anfaßt. Den mechanisch instinctmässigen Lauten der Thiere gegenüber ist die sprachliche Entwicklung des Menschen eine lebendige, ja sie ist mehr, sie ist für unsere Weltanschauung eine unendliche. Dem Anschliessen des Kristalles müssen ähnliche Agentien zu Grunde liegen, wie der Bildung der Zelle,*⁾ aber dennoch genügt das Weitersprossen der letzteren, sie als organisches Product zum Träger der Vegetabilia zu machen, die mit den Lapidés keine weitere Gemeinschaft haben, ausser der allen Naturobjecten zukommenden. Das Wesentliche, wodurch die menschliche Sprache eine den Lauten der Thiere mangelnde und völlig neue Kraft erhält, liegt in dem Zusammenspiel der Augen und Gehörempfindungen, in dem als Begriff verstandenem Wort, wodurch die geistige Arbeit die Hülfe der Abstraction erwirbt. Die Geistesoperationen des Menschen sind deshalb ebenso bedeutsam von dem der Thiere verschieden, wie die Infinitesimalrechnung von den vier Species. Es mag sich theoretisch beweisen lassen, dass die Gesetze dieser auch jener zu Grunde liegen, aber dennoch bleibt es eine radikale Unmöglichkeit für die nur mit den Elementoperationen Vertrauten, die Aufgabe der höheren Analysis zu lösen, und ebenso sind die Thiere ihrer Constitution nach durch eine unüberschreitbare Kluft**⁾ von dem Gedankenreich des Menschen getrennt.

Ans der stereotypen und unveränderlich festen Wiederkehr derselben Grundideen bei allen Völkern, wird die vergleichende Psychologie die Stützen zu einer Gedankenstatistik gewinnen. In ihr herrscht dieselbe Gesetzlichkeit, wie sie die Statistik bei Verbrechen, Eheschliessungen oder so vielen anderen Gesellschaftsverhältnissen bereits nachgewiesen hat, und die in dem einen Fall ebenso wenig etwas mysteriöses besitzt, wie in dem andern. So lange die wirkenden Ursachen dieselben bleiben, müssen dieselben Effecte folgen, und wo unter den constant gegebenen Klimaverhältnissen der

*⁾ Im polarisirten Licht zeigt ein Saamekorn dieselben chromatischen Erscheinungen, wie der Krystall, weil (nach Tyndal's Ausdruck) sich die Architectur beider ähnelt.

**⁾ Thiere und Mensch liessen sich mit Wurm und Raupe vergleichen, die ein Laie auf der Erde beisammen sehend, zu derselben Klasse rechnen möchte, als beide langgestreckte, gegliederte, ringelnde Geschöpfe. Beide bewegen sich in ungefähr demselben Gleichmass fort, und wie das Thier Laute ausstösst, die gewisse Empfindungen kund zu geben vermögen, sich aber immer in einem unverändert gleichartigen Cyclus bewegen, so ist das Kind an stereotype Interjectionen gebunden, bis mit dem Erwachen des Bewusstseins die articulirte Sprache beginnt und sich in unegrenzter Mannigfaltigkeit entfächert, die auch die Lautäusserungen der Thiere variiren würde, wenn diese gleichfalls des geistigen Principes fähig wären, denn ein keimungsfähiger Saamen, wenn vorhanden und angestreut, muss auch mit zwingender Nothwendigkeit die Bahn der Entwicklung betreten und Frucht tragen. Obwohl man deshalb allerdings die Analogie zwischen Raupe und Wurm für eine Zeitlang zugeben mag, so hören diese doch mit dem Augenhlicke an, wo die Verwandlung der Raupe in einen Lepidopter hemerkt ist, in Folge eines ihr, aber nicht dem Wurm, einwohnenden Entwicklungsprincipes, und ebenso kann bei einem Gesamtüberblicke der animalischen und humanistischen Wesenheit ein einheitlicher Zusammenhang nicht weiter fortbestehen.

gegenwärtigen Erdepoeche die Pflanzen überall in der allgemeinen Gleichartigkeit des ihnen zukommenden Characters, aufwachsen, so werden auch in dem Geist des unter primitive Verhältnisse der Natur gestellten Menschen überall dieselben Ideen als Reizfolge der aus makrokosmischen Einflüssen zuströmenden Anregungen hervorsprossen, obwohl unter den nach localen Verhältnissen nothwendigen Schwankungen, innerhalb erlaubter Oscillationen. Diese Grundideen treten aber dann mit der geschichtlichen Bewegung in einen Cursus der Fortentwicklung ein, und auf den verschiedenen Stadien dieser ist es, dass wir sie in Wirklichkeit antreffen und nun aus den gegebenen Bogensegmenten die Curvenlinie zu construiren suchen müssen.

A. B.

Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas.

Von Robert Hartmann.

I.

Die alten Aegypter.

§ 1. Ueber die Herstammung, sowie über das physische und geistige Wesen der alten Aegypter ist schon Vieles geschrieben worden, von Archaeologen, Sprachforschern und Naturkundigen. Die Mehrzahl der zu den beiden ersteren Kategorien gehörenden Fachmänner pflegte sich, mit den neueren Arbeiten eines Retzius und Anderer zum grossen Theile unbekannt, bei Fragen nach der Herstammung und der physischen Beschaffenheit eines Volkes bisher mit beachtenswerther Consequenz an die von J. F. Blumenbach zuerst im Jahre 1776 aufgestellte „Eintheilung der Hauptvarietäten des Menschengeschlechtes“ anzuklammern. Nun stiess man aber bei Bemühungen, auch die alten Aegypter unter Blumenbach'sche Rubriken einzureihen, auf gewisse Schwierigkeiten. Denn hier entstand die Frage, welchen von den Europa, Asien und Afrika bewohnenden Hauptvarietäten des berühmten Göttinger's sollte man jenes Volk zuweisen, der sogenannten kaukasischen oder der sogenannten aethiopischen? Gewöhnlich entschied man sich für die erstere, indem man die edlen Götter- und Königsgestalten von Memphis, Theben u. s. w. nicht unter jenen

Aethiopen sehen mochte, die Blumenbach also charakterisirt: „Von schwarzer Farbe, schwarzem und krausem Haar, schmalem, an den Seiten eingedrückten Kopfe, mit unebener, niedriger Stirn, herausstehenden Jochbeinen, mit mehr hervorragenden Augen, mit einer dicken und mit den herausstehenden Oberkiefern gleichsam zusammenfliessenden Nase, mit engerer, vorwärts verlängerter Kinnladenwölbung, schräg hervorragenden Oberschneidezähnen, wulstigen Lippen und zurückgebogenem Kinn.“*) Wie viel besser passte doch das Pharaovolk zu den Kaukasiern. Rechnet nicht Blumenbach selbst zu letzteren die „Einwohner**“) des nördlichen Afrikas? Nun handelte es sich aber auch darum, nachzuweisen, welcher Gruppe der Kaukasier man die alten Aegypter zuzählen müsse. Ob den Ariern oder Semiten? Europäer konnten jene noch weniger sein, als Aethiopier, daher mochte man sie um so sicherer unter den beiden letzteren, so geläufigen Völkergruppen wiederfinden.

Nicht wenige dachten nun an die indische Halbinsel, auf welcher seit Alters das svelte, geistig begabte Hinduvolk seine würfel- und pyramidenförmigen Pagoden errichtet, seine Götzentempel in die Felswände eingegraben, seinen Hanum an nd Brahmanenstier verehrte. So Manches in der Körperform der Hindu, in ihrem Gebahren, in ihren Sitten, ihrem Gesetz, dem Götterdienste, in den Produkten ihrer Litteratur, ja selbst der Industrie, verlockte die Forscher zu Vergleichen mit Altaegyptischem. Waren nicht einzelne, wenn freilich nur sehr entfernte Anklänge zwischen beiden Nationalitäten***) vorhanden? Sicherlich. Warum nicht also gleich frisch die Aegypter sammt ihrer Kultur von den Ufern des Sindhu und der Ganga herleiten? Andere riethen auf jene sogenannten Semiten, welche den Belustempel von Babylon, die Mauern von Niniveh errichtet. Das Stammland der Nilanbauer in Asien genau angeben konnte freilich Niemand, man begnügte sich vielmehr, wie wir bald sehen werden, meist mit ganz allgemeinen Redensarten. Man liess sich gewissermassen von einer Inspiration zu Schlüssen treiben, wie die oben erwähnten. Hi Arier (Note I.), hi Semiten!

Es möchte hier nun weder der mir zur Verfügung stehende Raum, noch die Geduld des Lesers ausreichen, wollte ich alle Diejenigen oder doch die meisten Derer citiren, welche sich bisher über die Abstammung der Aegypter in weithin zerstreuten Schriften ausgesprochen. Immerhin jedoch will ich einige verschiedenen Berufskreisen angehörende Autoren für sich reden lassen. Zuerst Geschichtsforscher, Archäologen:

II. Brugsch betonte im Jahre 1859: dass die alten Aegypter nicht der

*) Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der III. Ausgabe. Herausgegeben von Dr. Joh. Gottfried Gruber. Leipzig 1798. S. 207.

**) Das. S. 206.

***) „Cet air de vague parenté,“ sagt H. Thiers in: *L’Egypte ancienne et moderne à l’exposition universelle*. Paris 1867. p. 22.

das eigentliche Afrika bewohnenden Rasse angehörten, dass sie vielmehr zur kaukasischen gerechnet werden müssten, deren einen, dritten Zweig sie, neben dem pelasgischen und semitischen, bildeten. Die Wiege dieses Volkes sei Asien, nicht Afrika. Darauf weise n. A. selbst die aegyptische, die intimsten Beziehungen mit den indogermanischen und semitischen zeigende Sprache hin.)*

A. v. Kremer sagt in seinem Werk über Aegypten:**) „Dass die alten Bewohner des Landes jenem grossen Zweige des Menschengeschlechtes angehört, den man mit dem Namen des kaukasischen zu bezeichnen pflege, scheine kaum zu bezweifeln, sowie es nicht minder feststehe, dass die ersten Bewohner Aegyptens von Osten her, über den Isthmus, eingewandert seien. Ob diese ersten Einwanderer damals schon Ureinwohner im Nilthale vorgefunden oder nicht, sei eine Frage, die zu lösen nicht im Bereiche menschlicher Wissenschaft liege.“ Dann heisst es weiter in einer Anmerkung:***) „Für die letztere Vermuthung spreche der Umstand, dass sich in der aegyptischen Sprache die einzelnen charakteristischen Merkmale der semitischen Sprache zwar vorfinden, aber auch zugleich ein fremdes, nicht semitisches Element darin nachweisbar sei, welches sich am besten durch die Vermischung der Einwanderer mit den Urbewohnern erklären lasse.“

A. Knoetel bemerkt, dass eine Einwanderung der grossen nralten Völkerstämme der Gaetuler, Libyer, Amazirghen n. s. w. von Asien her nicht angenommen werden müsse, dass vielmehr die Annahme genüge, es hätten asiatische Völkertheile arabischen, arischen oder sonstigen Stammes, durch grosse Staatsumwälzungen, Kriege, religiöse Kämpfe n. s. w. verdrängt, sich in bunter Mischung vom Nilthale aus über die Oasen und durch die trockenen Flussrinnen hin über diesen Erdtheil verbreitet, grössere Herrschaften und Reiche gestiftet und den Eingeborenen eine höhere Stufe der Gesittung zugebraucht. Der Ueberlieferungen von alten Eroberungszügen aus Aegypten, Westasien, Nubien und Abyssinien, nach Mauretanien und überhaupt Westafrika, gebe es so viele, dass wir dieselben im Allgemeinen als geschichtlich wahr gelten lassen müssten.†)

Vicomte de Rougé weist auf die Urverwandtschaft zwischen Mizraïm, d. i. die Personificirung des Aegyptervolkes und Canaan, d. h. derjenigen der palästinischen Rassen, hin. Die Ansicht von einem aethiopischen Ursprunge der aegyptischen Civilisation, bei den Griechen verbreitet, dürfte nur mit Beschränkung und in dem Sinne zugelassen werden, als ein Theil

*) Histoire d'Égypte dès les premiers temps de son existence jusqu'à nos jours. I. part. Leipzig 1859. p. 2.

***) Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes. Leipzig 1863. I. S. 40.

***) S. ebendas. S. 149.

†) Der Niger der Alten und andere wichtige Fragen der alten Geographie Afrikas. Glogau 1866. S. 22, 23.

benachbarter, dem Volke von Kusch und den Chamiten Südasiens angehörender Familien zur selben Zeit über den Isthmus, die Küsten des rothen Meeres, das Báb-el-Mandeb, nach Afrika gegangen sei u. s. w.*)

F. Lenormand, nachdem er eine Paraphrase der biblischen, symbolischen Völker-Genecalogie**) gegeben, behauptet im §3 seines Geschichtswerkes:***) dass die Aegypter, ein Zweig der Rasse Cham's, aus Asien her in das Nilthal durch die syrische Wüste gedrungen seien. Es sei dies eine der Wissenschaft gewonnene, in Uebereinstimmung mit der Genesis befindliche Thatsache. Ob nun diese Einwanderer mit einer schon fertigen Civilisation, etwa derjenigen der babylonischen Kuschiten des Reiches von Nimrod oder ob sie als Barbaren aus Asien gekommen und dann ihre Kultur aus sich herausgebildet, das werde wohl die Wissenschaft kaum je zu ermitteln vermögen.

Mit gewisser Vorsicht behandelt M. Duncker diese Frage. Er erwähnt, dass die von den Negern in Farbe, Sprache und Sitte scharf geschiedenen Bewohner Nordafrikas zur kaukasischen Rasse gehört, dass ihre Sprachen dem semitischen Sprachstamme am nächsten verwandt gewesen. (So Bunsen, Aegypten, V. 1 S. 75. ff., obwohl Andere, wie Renan, diese nahe Verwandtschaft in Abrede stellten). Hierans, wie aus ihrer natürlichen Art, werde der Schluss gezogen, dass diese Völker einst aus Asien auf den Boden Afrikas eingewandert seien u. s. w.†)

Hören wir nun auch, zur Vervollständigung, ein Paar Naturforscher über unser Thema:

Der ehrwürdige Pritchard, gewissermassen Neubegründer der wissenschaftlichen Ethnographie, findet eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Indern und Aegyptern in Sitten, Aberglauben, gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, in religiösen und philosophischen Dogmen u. s. w. Unser Gewährsmann führt ferner die innige Verwandtschaft und beinahe vollkommene Parallele aus, welche man zwischen Aegyptern und Hindus gezogen, und die sich nicht dadurch vollkommen enträthseln lassen, dass man eine auf ähnliche Weise unter ähnlichen Bedingungen erfolgte Ausbildung für jene zwei Nationen annehme. Beide hätten ja ohne wechselseitigen Verkehr in Ländern mit gleichen lokalen und klimatischen Verhältnissen gelebt. Man könne sich schwer denken, dass eine so merkwürdige Uebereinstimmung in fast allen philosophischen und speculativen Dogmen, in den äusseren Darstellungen und abergläubischen Gebräuchen dieser zwei Nationen, bloß durch den Einfluss äusserer Verhältnisse in irgend zwei Gegenden der

*) Recherches sur les monuments qu'on peut attribuer aux six premières dynasties de Manéthon. Paris MDCCCLXVI.

**) 1. Buch Mos. Cap. 10.

***) Manuel d'histoire ancienne de l'Orient. Paris 1868. I. p 195, 196.

†) Geschichte des Alterthums. 1 Bd. III. Aufl. Berlin 1863. S. 11.

Erde entstanden seien oder anders, als durch Verkehr und Mittheilung, bestehen konnten.*)

Unser Verfasser gelangt endlich zu dem Schlusse, dass, trotz der Verschiedenheit der Sprachen, die Aegypter und Hindu gemeinsame Vorfahren gehabt haben könnten, von denen sie ihre charakteristischen Züge von Aehnlichkeit überkommen.**)

Der berühmte Craniolog Sam. G. Morton liess in seinen früheren Arbeiten das Nilthal in Aegypten und Nubien von einem Zweige des kaukasischen Stammes, den Mizraimiten der Bibel, den Nachkommen Cham's, bewohnt sein. In ihrem physischen Habitus sollen diese Aegypter zwischen der indoeuropäischen und semitischen Rasse gestanden haben.***)

Hören wir nunmehr einige von Denen, welche den Ursprung der alten Aegypter nicht in Asien, sondern in Afrika selbst, gesucht:

Champollion der Jüngere sprach schon im Jahre 1829 die Ueberzeugung aus, dass die ersten Stämme, welche Aegypten zwischen dem Wasserfall des Niles bei Assûân und dem Mittelmeere bevölkert, aus Abyssinien und dem Sennâr gekommen seien. Die alten Aegypter hätten einem Menschenstamme angehört, welcher ganz demjenigen der Kenûs oder Barâbra's, den jetzigen Bewohnern Nubiens, geglichen.†)

Dr. E. Rueppell läugnet jede „Primordialeivilisation der Negerrasse“ in Nordostafrika. Er leitet die Kultur Altaethiopiens von der aegyptischen ab. Die hertigen Bewohner Nubiens, der Sprache nach den freien Negern Kordofân's verwandt, hätten in ihren Gesichtszügen die grösste Aehnlichkeit mit den östlich vom Nil hausenden Bedninen und den alten Aegyptern.††) Danach musste Rueppell an eine afrikanische Abstammung unseres Volkes glauben, denn die kordofânischen „Nuba“ schildert er ja als „Neger“.†††)

Dr. Pruner-Bey hatte sich früher dafür entschieden, dass die alten Aegypter weder Neger, noch Semiten, sondern dass sie vielmehr ein anderer eigenthümlicher Zweig der kaukasischen Rasse gewesen, das Produkt der Vermischung uns unbekannt geliebener Ureinwohner mit den südlicher

*) Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Deutsch von R. Wagner. Leipzig 1840. II. S. 203. Ich gehe diese Auslassung Pritchard's hier wieder, ohne auf seine späteren Ansichten einzugehen, die ich, im Verlauf meiner weiteren Darstellung zu berücksichtigen, mir noch vorbehalte.

**) A. o. a. O. S. 241.

***) Transact. of the American Phil. Soc. Vol. IX. American Journal of Science, July 1844.

†) Champollion's des Jüngeren Briefe aus Aegypten und Nubien, geschrieben in den J. 1828 und 29. A. d. Franz. von E. Freiherrn von Gutschmid. Quedlinburg und Leipzig 1835. S. 282 (Anh. No. I). Vergl. auch Egypte ancienne, par Champollion-Figeac, Paris MDCCCLVIII. p. 27.

††) Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. Frankfurt a. M. 1829. S. 96—98.

†††) Ebendas. S. 151. ff.

(von Assuan) wohnenden Völkern, dass hier eine Aufpfropfung aethiopischer Elemente auf kaukasischen Grund stattgefunden.*) Neuerlich nun entscheidet sich Pruner dafür, dass Aegypten von einem feineren Typus, der weder arischer, noch semitischer, überhaupt nicht asiatischer, sondern berberischer (d. h. also doch nur afrikanischer?) Abstammung, sowie von einem gröbberen, bewohnt gewesen, welcher letztere Typus dunkel bleibe.

Perier zeigt sich zwar geneigt, die alte Civilisation des Nilthales mit Pruner für autochthon zu halten, meint jedoch, dass wenn ihr Ursprung ausserhalb des Nilthales gesucht werden solle, dies gegen das mysteriöse Indien, nicht gegen Libyen hin, geschehen müsse.**)

Sam. G. Morton hat, wie Barnard Davis citirt,***) sich nach eigener Aussage in seinen früheren Konjuncturen über die Abstammung der alten Aegypter geirrt, er hält diese zuletzt doch für Aboriginer des Nilthales.

Der Anatom F. J. C. Mayer in Bonn erklärt die uns hier interessirende Nation für einen Menschenstamm, welcher den Zenith der Intelligenz der aethiopischen Rasse darstelle.†)

L. de 'Conti Odesealehi will die Aegypter direct aus Aethiopien herleiten, er beruft sich auf Diodor's Zeugniß, sowie auf dasjenige von Bruce, welcher letztere Theben aus einer Colonie von Meraiten entstehen lässt, endlich auf Cailliaud, der grosse Aehnlichkeiten zwischen den Gebräuchen der heutigen Aethiopier und der alten Aegypter finde u. s. w.††)

General L. Faidherbe entscheidet sich dahin, die Aegypter für ein den Fullän West-Sudän's physisch ähnliches Volk von negerartigen Afrikanern zu erklären.†††)

Als ich selber nun an der Seite meines verstorbenen Freundes den Fuss auf das Gestade bei Alexandrien setzte, da war mir die Streitfrage über den Ursprung der alten Aegypter nicht unbekannt, nicht gleichgültig. Ich beschloss sogleich damals derselben im Verlaufe unserer Reise einige Aufmerksamkeit zu widmen. Jeder Schritt aber, den ich weiterthat auf die-

*) Die Ueberbleibsel der aegyptischen Menschenrasse. München 1846. S. 4, 18.

**) Mémoires de la société d'Anthropologie de Paris. Vol. II. Par. 1865. p. XXI.

***) Thesaurus craniorum, London 1867. p. 185. Morton schreibt wörtlich: „I am compelled by a mass of irresistible evidence to modify the opinion expressed in the *Crania Aegyptiaca*, viz. that the Egyptians were an asiatic people. Seven years of additional investigation, together with greatly increased materials, have convinced me that they were neither Asiatics nor Europeans, but aboriginal a. indigenous inhabitants of the valley of the Nile, or some contiguous region — peculiar in their physiognomy, isolated in their institutions, and forming one of the primordial centres of the human family.“ (*Types of Mankind*, 1854, p. 318. Dieses in Berlin äusserst seltene Werk liegt mir augenblicklich leider nicht zur Hand)

†) Aegyptens Vorzeit und Chronologie u. s. w. Ein Prodrömus zur Ethnologie des Menschengeschlechtes. Bonn 1862. S. 3.

††) L'Egitto antico e l'Egitto moderno. Alessandria d'Egitto 1867. p. 152.

†††) Bulletin de l'Académie d'Hippone. Bone 1868. No. 4 u. 5. p. 13.

sem geweihten Boden nilotischer Gebiete, bis zu jenen Bergschluchten hin, zwischen denen der Abây herausströmt in die Ebenen von Sennâr, entzündete mehr und mehr meinen Eifer dafür. Ich wurde immer tiefer durchdrungen von dem Ernste jener Frage, von ihrer grossen Wichtigkeit für die gesammte Anthropologie. Nehmen wir doch in der Menschengeschichte bei den Aegyptern nothgedrungen den Anfangspunkt aller unserer Forschung!

Was ich aber nach meiner Rückkehr hier und da, schriftlich wie mündlich, über die alten Aegypter nur ganz schüchtern anzudeuten gewagt, das will ich jetzt, nach mehrjährigen, erneuten, weungleich durch grössere Pausen unterbrochenen Studien wieder aufnehmen, in die Oeffentlichkeit bringen und zwar an der Hand von Bolegen, welche mir wenigstens beweiskräftig erschienen. Man möge sie nun prüfen und über ihre Stichhaltigkeit entscheiden.

§ 2. Die Frage von der Abstammung der Aegypter hat, sonderbarer Weise, auch ihre social-politische Seite.

Der Kampf zwischen den Wortführern der Negerslaverei und den Gegnern der letzteren hatte bekanntlich in einem grossartigen staatlichen Complex von hitzig, immer hitziger werdenden Rede- und Federgefechten zur blutigen Entscheidung durch die Waffen geführt. Der Siegespreis war das Für und Wider die Menschenrechte der Schwarzen, nicht aber der Stand der Baumwollencurse, wie gewisse grübelnde Politiker ihrer Zeit sich ertüthelt gewollt. Soldschreiber und leider darunter auch deutsche, der streitenden Selavenzüchter bürdeten mittelst ihrer erkauften Federn den von ihnen oft gar nicht gekannten und erkannten Afrikanern alles mögliche Schandbare und Verdammenswerthe auf. Aber sie liessen es getrost beim Schreien und Schimpfen, ohne damit unsere Kenntnisse über jene Menschen zu fördern. Fanatiker der Gegenparthei antworteten u. A. damit, dass sie den Unsinn einer Mischegeation oder Melaleucation als etwas der Menschheit Hochnützlich priesen. Unter dem Eindruck dieser Kämpfe gewann die uns hier beschäftigende Frage von der Abstammung der alten Aegypter neue Anregung. Es erhoben sich Manche, welche den afrikanischen Autochthonen jede Fähigkeit zur Kultivirung nilotischen Landes von vornherein abzuspreehen suchten. Diesem und Jenem schien der Gedanke auf einmal wieder unfassbar, dass ein Volk, dessen hohe geistige Begabung unsere Kinder auf den Schulbänken bewundern lernen, nationale Gemeinschaft zeigen solle mit den „Aethiopiern“ des Göttinger's. Man suchte die Aegypter wiederum in Asien. Und von Neuem erscholl allerorts kock das Feldgeschrei: „Hi Semiten, hi Arier!“ Wie richtig sagt General Faiderbe in seinem Aufsatz über die megalithischen Gräber zu Roknia: „Cette question de la couleur des Egyptiens a été embrouillée pour les besoins d'une cause, celle des partisans de l'esclavage des noirs; le préjugé de couleur était tellement puissant, il y a quelques années encore qu'on refusait, ipso facto,

d'admettre que la plus ancienne civilisation du vieux monde mediterraneen ait pu être une civilisation noire.**)

Ich nehme diesen Gegenstand, dessen vorläufige Besprechung mir hier ganz am Platze schien, späterhin wieder auf.

§ 3. Die Lehre vom Menschen ist bis jetzt nur gar zu häufig mit einer bemerkenswerthen Einseitigkeit behandelt worden. Hauptsächlich unter dem Einflusse dieser Einseitigkeit hat denn auch die Entscheidung der uns hier speciell interessirenden Frage die unsäglichste Verschleppung erlitten.

Ich selbst halte es an der Zeit, ehe ich an mein eigentliches Thema herangehe, hier noch Betrachtungen über die meist gebräuchliche Behandlung ethnologischer Fragen im Allgemeinen, vorausszuschicken.

Lange Zeit hindurch haben sich vor Allen die Linguisten eifrig bemüht, Last und Ehre der Arbeit über Abstammung und Verwandtschaften des Menschengeschlechtes auf sich zu nehmen. Noch vor nicht langer Zeit schrieb Fr. Spiegel: „Ethnographische Untersuchungen über die Abstammung eines Volkes beginnen am Besten mit der Sprache desselben, als dem untrüglichen Mittel, den Völkerkreis zu bestimmen, dem man ein Volk zuzählen muss.“**) Vicomte Emmanuel de Rougé sagt: „Le langage est parfois le seul monument qui remonte jusqu'au berceau d'une race; c'est un témoin irréprochable quand on sait l'interroger par des méthodes saines et critiques.“***) u. s. w. Beide Behauptungen enthalten wohl sicherlich viel Wahres und auch ich meinestheils verkenne die hohe Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Ethnologie keineswegs. Aber ich protestire energisch gegen die Zulässigkeit einer exclusiv- oder auch nur vorherrschend-linguistischen Methode für den Verfolg unserer Zwecke. Verhehlen wir uns doch die Mängel einer derartigen Methode nicht. Aehnlichkeiten in der Sprache bedingen keineswegs immer die Gleichheit der Abstammung. Reichthum einer Sprache an Lehnwörtern kann bald einmal zu voreiligen Schlüssen über Verwandtschaft verleiten. Gar häufig lassen wir uns durch seichte Uebereinstimmungen zwischen Vokabeln eines Idioms mit denen eines anderen, sehr entfernten, täuschen. Wir übersehen nur zu oft die viel bestimmtere Aehnlichkeit einer Sprache mit einer derselben geographisch näher benachbarten, eine Aehnlichkeit, die wir früher gar nicht beachtet, ja gar nicht geahnt gehabt. Welche Verwirrungen, welche falsche Schlüsse sind da möglich! Erst noch neulich machte ein berühmter Orientalist in einer wissenschaftlichen Versammlung darauf aufmerksam, dass Franzosen und Spanier zwar römisch sprächen, dennoch aber als Nationen nur höchst wenig Römisches repräsentirten. Wie viele aborigine Stämme Nord- und Centralafrikas sprechen nicht arabisch und

*) Bulletin etc. p. 12.

**) Ausland 1849. S. 43. „Ueber die Khands in Gondvana.“

***) Recherches etc. p. 2.

zwar ein ziemlich reines Arabisch. Sind sie nun deshalb etwa Ureingeborene Arabiens?

Es hat vieles blinde Umhertappen gekostet, ehe man damit zu Stande gekommen ist, der altaegyptischen Sprache den ihr gebührenden Platz im linguistischen System zuzuweisen. Gerade in Bezug auf dies Idiom hat der so übel gewählte Collectivbegriff: semitische Sprachen die Forscher von einem Trugschlusse zum anderen geführt. Erst vor Kurzem hat E. Renan dargethan, dass diese Benennung gänzlich falsch sei, indem nämlich das Wort „Sem“ des 10 Kapitel der Genesis zwar einen geographischen, keineswegs jedoch einen ethnographischen Begriff darstelle, daher auch nicht die Benennung einer Völkergruppe bilden dürfe. Renan hat uns fernerhin damit bekannt gemacht, dass gewisse sogenannte Semiten keine eigentliche semitische Sprache geredet, wogegen gewisse Abkömmlinge Cham's semitisch gesprochen.*) Unser Gewährsmann verwirft Leibnitz's Benennung „arabische Sprachen“ als zu einseitig und erklärt die Benennung „syroarabische“ für die richtigere.***) De Rougé möchte den Namen syroaramäische Sprachen für semitische einführen.***) Nun bemerkt zwar Renan, dass er den Namen semitisch dann für unverfänglich halte, wenn man ihn nur einfach als einen conventionellen zu behandeln sich gewöhne, indessen fühle ich mich dennoch gedrungen, ihn meines Theils durch den passenderen, noch weit unverfänglicheren: „syroarabische“ zu ersetzen, welcher letztere wieder umfassender ist, als der immerhin zu beschränkte „syroaramäische“ De Rougé's. „Semitisch“ aber schliesst soviel Irrthümliches ein und verwirrt die Begriffe unserer Ethnologen so sehr, dass ich dies Wort ein für allemal aus unserem wissenschaftlichen Sprachgebrauch schwinden sehen möchte. Ich werde auch darauf noch näher zurückkommen.

Was übrigens die altaegyptische Sprache anbetrifft, so werde ich in der Folge zu zeigen suchen, wie wenig Glück man mit den Bestrebungen gehabt hat, dieselbe den syroarabischen Sprachen einzureihen. Ich werde alsdann Gelegenheit suchen, auch meine Ansicht über denjenigen Platz zu entwickeln, welchen dieses Idiom, seinen wirklichen Verwandtschaften gemäss, einzunehmen hat.

Sehr wichtige Anhaltspunkte liefert uns für unsere Zwecke die Geschichte eines Volkes, wenn dieselbe mit Vorsicht, mit Kritik in Betracht gezogen wird. Manche Völker wissen nichts über ihren Ursprung, oder es hüllen sich ihre Traditionen über denselben in ein mythisches Dunkel. Andere Nationen dagegen leiten aus Eitelkeit oder aus politischer

*) Man vergl. 1 Buch Mos. Cap. 10. V. 6: „Die Kinder von Ham sind diese Chus (Kusch — Kös), Mizraim, Put (Hierogl. Punt, Punâ) und Kanaan.“ Von diesen hätten also die Put-Phönizier (?) und Kanaaniter denn doch semitisch gesprochen.

**) Histoire générale et Système comparé des langues sémitiques. Paris MDCCLV. I part. p. 2.

***) Recherches etc. p. 2.

Berechnung ihre Abstammung von solchen bestimmten her, die bereits eine gewisse weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben, selbst auf die Gefahr hin, damit dem wahren Sachverhalt offen Hohn zu sprechen. Auf derartigen Grundlagen basirt z. B. das Seherifenthum vieler Schwarzer und das sogenannte Araberthum vieler Nomaden (der Nordhälfte) Afrika's. Bei noch anderen Völkern freilich besitzen die geschichtlichen Traditionen, mögen sie mündlich oder schriftlich sein, den absoluten Werth zuverlässiger Dokumente. Man hat nun bei Fragen dieser Natur wohl zu prüfen und zu wählen, man darf jedoch nicht mit blinder Vorliebe für „historische Methode“ dieser allein das Wort reden wollen. Einseitigkeit ist auch nach dieser Richtung hin verwerflich.

Ich gelange nun zur Besprechung einer Methode, welche die grossartigsten Resultate für die Ethnologie verspricht, wenn auch sie mit gehöriger Reserve in Benutzung gezogen wird, ich meine nämlich die Untersuchung der physischen Beschaffenheit der Menschen. Diese Methode hatte sich leider längere Zeit hindurch von Seiten der Linguisten und Historiker keiner besonderen Beachtung zu erfreuen gehabt. Nur zu häufig hatten sich vielmehr die beiden letzteren Kategorien angehörenden Forscher damit begnügt, in ihren Völkerbesprechungen mit einigen vagen Redensarten, wie kaukasischer Habitus, semitische Physiognomie, negerähnliche Gesichtsform u. s. w. zu kokettiren. Eine solche Vernachlässigung, deren Hauptgrund Nichtkenntniss jener eben erwähnten Methode und ferner so viele unsichere Erfolge auf linguistisch-historischen Boden der Ethnologie, konnten bei den Naturforschern wohl einige Erbitterung hervorrufen.

Nicht wenig Derjenigen, welche sich neuerdings „Anthropologen von Fach“ genannt, welche also hauptsächlich den Menschen als Object naturgeschichtlicher Untersuchung betrachteten, haben denn auch ihren Verdruss über die Annassung der Anderen, allein das Woher und Wie der Völker entscheiden zu wollen, Raum gegeben. Mit gewisser Geiztheit hat man von Seiten etlicher Naturforscher dazu aufgefordert, vor Allem den Schädel- und Gliederbau, den physiognomischen Charakter, die Maassverhältnisse der Theile des Organismus, die Farbe der Haut, die Beschaffenheit der Haare u. s. w. zu studiren, dagegen aber von sprachlichen, religiösen, traditionellen Verhältnissen mehr Abstand zu nehmen. Dadurch ward nun wieder an vielen Orten eine Einseitigkeit der Auffassung geschaffen, welche lähmend wirkte, noch zumal diese Auffassung mehr und eifrigere Anhänger fand, als man bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei der Klarheit der Sachlage doch hätte erwarten und wünschen mögen. Was nun aber die naturwissenschaftliche Forschung in der Lehre vom Menschen in gehöriger Verbindung mit anderen Forschungsmethoden zu leisten im Stande sein werde, das zeigen u. A. die Arbeiten englischer, französischer und deutscher Fachmänner schon zur Genüge.

Die naturwissenschaftliche Methode in der Ethnologie wendet

sich vor Allem mit vollster Berechtigung dem Bau des menschlichen Skeletes zu, dieses Grundgerüsts des Körpers, namentlich aber des Schädels, in welchem letzteren Gehirn und Sinneswerkzeuge ihren Sitz haben, an dessen Antlitztheil alle, die Physiognomie darstellenden Weichgebilde sich anlehnen. Die möglichst gründliche Erforschung dieser Theile ist sicherlich von der höchsten Wichtigkeit. Aber auch solche Arbeitsmethode hat ihre Gefahren, wenn sie zu einseitig betrieben, wenn ihre Leistungsfähigkeit für das grosse Ganze überschätzt wird. So hat man neuerlich leider schon begonnen, mit der reinen, einseitigen, ich möchte sagen, übertriebenen, Craniologie ins Blaue hinein, recht erklecklichen Unfug zu schaffen. Schädelmessungen sind ja geradezu Modesache geworden, wie dies auch Aeby bemerkt.*)

Bei solchem Verfahren hat freilich die Ethnologie bis jetzt herzlich wenig gewonnen, besonders wenn man die Beschränktheit und Unbestimmtheit eines grossen Theiles des vorhandenen Materiales ins Auge fasst. Was kann es z. B. wohl viel nutzen, wenn ein Anatom aus irgend einer Sammlung dieses oder jenes Cranium, mit der Etiquette: „Schädel eines Negers aus Sudan“ versehen, herausgreift, dasselbe misst, beschreibt, zeichnet, kindliche Freude an den Tag legend, wenn er schliesslich dahin gelangt ist, besagtes Specimen unter einer der gebräuchlichen craniologischen Rubriken zu catalogisiren. Was haben wir ferner speciell für unsere Zwecke davon zu hoffen, wenn Männer, die niemals einen neueren Aegypter mit Augen gesehen, welche sich kaum je die Mühe gegeben, aus einer der Hauptquellen früherer aegyptischer Menschenkunde, aus den Denkmälern, zu schöpfen, mittelst etlicher irgend wie in ihren Besitz gelangter Mumienschädel, die sie betasteten, messen, beschreiben, allein sich den altaegyptischen Menschen reconstruiren wollen? Wie sonderbare Verirrungen bei solchem Beginnen schon stattgefunden und noch immer stattfinden, das zeigt, bis zum Ekel, die einschlägige Litteratur. Und ist es denn selbst mit gezeichneten oder skulpirten Darstellungen alter Bowohner des Nilthales, mit gemessenen und gezeichneten Mumienschädeln und Mumienhänden abgemacht, gehören nicht auch Forschungen über die physische Beschaffenheit der Nachkommen der alten Aegypter, Forschungen über die diesen zunächst stammverwandten Völker mit in den Kreis solcher Studien?

Ich zähle mich übrigens keineswegs zu Denjenigen, die einer auch craniologischen Behandlung der Ethnologie jede Bedeutung absprechen wollen. Ich stimme ferner nicht dem herben Urtheile eines berühmten lebenden Anatomen bei, welcher von der ganzen Geschichte nicht viel hält, welcher, den Craniologen gleichsam zum Memento, eine Sammlung aller möglichen sogenannten Rassenschädel aus den osteologischen Präparaten des ihm untergeordneten; innerhalb der deutschen Grenzen belegenen

*) Die Schädelformen des Menschen und der Affen. Leipzig 1867. Vorwort.
Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1869.

Institutes zusammenstellt. Ich bin der Meinung, dass die von Blumenbach betretenen, von Baer, Scherzer und Schwarz, Broca, Lucae, Pruner, Krause, Aeby, Davis und noch mehreren Anderen gebohten Wege weiter verfolgt werden müssen, dass auch auf diesen der Wissenschaft vom Menschen neues Terrain gewonnen zu werden vermöge. Ich verkenne nicht, dass selbst Schädelmessungen auch ihren guten Werth für die Vergleichung haben können, d. h. als Beihülfe in der gesammten Methode. Bei alledem dürfte es sich aber als höchst wünschenswerth herausstellen, dass erst noch reichlicheres und noch besseres Material für diese Untersuchungen herbeigeschaft, dass letztere mit mehr Methode betrieben, dass sie mehr im Dienste der Ethnologie betrieben werden, als dies bis jetzt im Allgemeinen geschehen. Ferner sollte die Betrachtung der übrigen Theile des Organismus nie vernachlässigt und sollten besonders der physiognomische Ban, die Gliederbeschaffenheit, Hautfarbe, Haarstruktur, die Körperhaltung, der Modus der Bewegung, die Gebhrden u. s. w. als wichtige Gegenstände comparativer Forschung verwertlet werden.

Hochwichtig sind ferner in dieser Beziehung das Studium des Verhaltens der Völker zu krankmachenden Einflüssen, die Art und Stärke ihres Widerstandes gegen dieselben, die Beschaffenheit und der Gebrauch der Arzneimittel, der chirurgischen Hülfe.*)

Was also haben wir zu thun? Fassen wir noch einmal diejenigen Grundsätze znsammen, nach denen wir mit Aussicht auf Erfolg verfahren können. Wir unterrichten uns zunächst über die physische Beschaffenheit eines Menschenstammes. Alsdann müssen wir die gesammte äussere und innere Existenz der Mitglieder desselben kennen zu lernen suchen. Sitten und Gebräuche, Verfassung, Recht, religiöse Anschauungen, geschichtliche Traditionen, Sagen, physische Eigenthümlichkeiten u. s. w. müssen genau studirt werden. Erst so gewinnt man Material zu Vergleichen, erst dadurch gelangt man auf die richtigen Wege, welche verfolgend, man diejenige Stelle finden wird, die der betreffende Stamm einnimmt. Wollen wir also z. B. ein Volk wie die Funje im Sennâr kennen lernen, so müssen wir zunächst ihren Körperbau und dessen Verrichtungen in den Kreis unserer Studien ziehen. Dann haben wir die einzelnen Stücke ihrer dürftigen Tracht und ihres nicht minder dürftigen Zierrathes anzusehen, in ihren Hütten am Mahle theilzunehmen, den Frauen bei der Kinderwartung zuzusehen, den jungen Mädchen an den Wasserborn zu folgen, mit den Leuten zu plaudern und sie nach jeder Richtung auszuforschen, gerade recht bei ihren Alltagsbeschäftigungen. Wir müssen den Hirten unter seinen Rindern aufsuchen, dem Jäger in das Walddickicht folgen, wir müssen der Rathversammlung bei-

*) Man wird sich freilich von dieser „naturwissenschaftlichen“ Methode einen grösseren Erfolg mehr nur in der Hand des tüchtigen, gründlich gebildeten Arztes versprechen dürfen. Diesen weist, schult seine ganze Richtung vornehmlich für dergleichen Studien.

wohnen, wir müssen den Krieger auf blutiger Wahlstatt fechten sehen, wir müssen sehen, wie er gegen den besiegten Feind verfährt. Die Feste für den Sieg, die Klage der Geschlagenen, das Gebet, die Gründung der Familie, die Vergnügungen der Jugend, das Alles sind wichtige Gegenstände der Untersuchung. Nie dürfen wir eine Gelegenheit vorüber gehen lassen, am abendlichen Feuer den Anlassungen der Weisen der Nation zu lauschen; wir müssen nm den Fürsten sein, wenn er vor versammeltem Volke Rechtspflege übt. Wir müssen natürlich auch die Sprache kennen lernen und Einsicht in die geschriebenen Dokumente nehmen. Und so noch sehr Vieles mehr. Es wird dem Reisenden nicht immer möglich sein, das Alles auszuführen, er muss es sich aber wenigstens zur strengsten Pflicht machen, nach solchen Grundsätzen, so weit es die Umstände zulassen, zu verfahren.*)

Vita brevis, ars longa! könnte auch hier gesagt werden. Wie, wird man auch hier fragen, soll in jedem gegebenen Falle der Forscher Anatom, Ethnolog im engeren Sinne, Historiker, Linguist u. s. w. zugleich sein? Freilich ist das Alles schwierig, trotzdem aber muss in dieser Beziehung das Vollkommenste angestrebt werden. Besonders wollen wir nun wünschen, dass diejenigen Forscher, welche, wie bisher so häufig geschehen, nur vereinzelte Gebiete des grossen Terrains bearbeiten, nicht mit Geringschätzung einander meiden, nicht feindselig einander befehlen, sondern vielmehr, dass sie einander aufsuchen, dass sie sich zu gemeinschaftlichem Thun die Hand reichen mögen. Daraus kann ja nur der grösste Vortheil für das Ganze erspriessen.

§ 4. Das Alter der aegyptischen Kultur ward bis zu demjenigen Zeitpunkte, in welchem Leonard Horner die Resultate ausgedehnter, im Nilthale ausgeführter Bohrarbeiten veröffentlichte, sehr gewöhnlich auf 4—5000 Jahre vor Christi Geburt, d. h. bis vom Beginne der Mena-Dynastie, geschätzt. Es geschah dies auf geschichtliche Spekulationen hin. Nun hat in dieser Angelegenheit gerade die Naturwissenschaft in sofern einen Triumph

*) Am 7. Oktober 1859 für eine Reise nach Afrika engagirt, musste ich bereits am 26. desselben Monats auf den Weg. Von Vorbereitungen grösseren Styles war daher keine Rede. Ich nahm eben nur Das mit, was man von einem angehenden Arzte und Naturkundigen etwa verlangen konnte. Dennoch suchte ich, von höchstem Interesse für die Sache beseelt, so gut es ging, nach jenen oben von mir selbst aufgestellten Grundsätzen zu verfahren. Zum Glück fand ich in dem verstorbenen Dr. Th. Bilharz einen Mann, der mich zur Erforschung mancher wichtigen Frage im Bereiche der afrikanischen Menschenkunde anregte, wobei seine langjährige Erfahrung sehr gut zu Statten kam. Damals erst begann die Anthropologie jenen Aufschwung zu nehmen, der sich jetzt so mächtig entfaltet. Meine Apparate zur Messung bestanden nur in einem Tasterzirkel, sowie in Metermassen von Holz, Fischbein (biegsam, sehr practisch), Leder und Metall.

In meinen hier folgenden Arbeiten soll es sich hauptsächlich um die vergleichende Naturgeschichte der nordostafrikanischen und centralafrikanischen Völker, unter Mitbenutzung der von mir anderweitig schon ausführlicher behandelten, mehr geschichtlich-ethnographischen Fragen, handeln. Dem linguistischen Gebiete soll ein eigener Artikel gewidmet werden.

gefeiert, als es an der Hand oryktognostischer Versuche gelungen, die Existenz gewisser menschlicher Gosittung auf aegyptischem Boden noch für mindestens etliche Jahrtausende früher nachzuweisen.

Horner hat nämlich bei Gelegenheit einer grossen Anzahl von Ausgrabungen und Bohrungen in dem Nil-Sedimente auf verschiedener Tiefe, häufig sogar auf der grössesten Tiefe, Fragmente von gebrannten Ziegeln und von Töpfergeschirr gefunden. So ward z. B. in der tiefsten Schicht eines ächten Nil-Sedimentes an Seite der zu Memphis befindlichen Kolossalstatue Ramsses des Grossen,*) d. h. in einer Tiefe von 39 Fuss, ein Stück Töpfergeschirr blossgelegt. Dasselbe war etwa einen Zoll im Geviert gross, $\frac{1}{4}$ Zoll dick, an beiden Flächen ziegelroth, im Innern dunkelgrau. Entsprechend den von Horner vorgenommenen Schätzungen über die Bildung der Nil-Sedimente musste besagtes Stück einem 13,371 Jahre vor 1854 (n. Chr.) angefertigten Geschirr angehört haben. Denn an jener Stelle beträgt der 100-jährlich sich bildende Schlammniederschlag $3\frac{1}{2}$ Zoll Dicke, d. h. also es hat derselbe bei 39 Fuss Tiefe ein Alter von 11,517 Jahren vor Beginn der christlichen Aera und von 7625 Jahren vor Beginn der Mena-Dynastie (nach Lepsius.)

In einem 354 Yards**) nördlich von der Kolossalstatue, 330 Yards weit vom Strome, angelegten Schachte wurden bei 38 Fuss Tiefe Topfscherben gefunden. Fragmente gebrannter Ziegel und irdenen Geräthes sind 10—16 Miles stromabwärts von Cairo, unfern der Nilufer, in noch grösseren Tiefen aufgedeckt worden. Man brachte z. B. gelegentlich einer zu Sigul ausgeführten Bohrung dergleichen aus einer Tiefe von 45—50 Fuss herauf, gelegentlich einer anderen, zu Bessûs angestellten, aber aus der untersten Schicht, d. h. 59 Fuss tief, welche letztere hier jedoch schon von Sand gebildet ward. Die unterste Schlammsschicht aber enthielt an dieser Stelle solche Dinge noch bei 48 Fuss Tiefe. Horner erfuhr von Linant-Bey, dass dieser auf der libyschen Seite des Rosette- (bolbitinischen) Armes des Nil, bei einer davon 200 Meter (= 656 Fuss engl.) weit geführten Bohrung noch bei 72 Fuss die Bruchstücke von rothen (d. h. also gebrannten) Ziegeln erlangt habe. Rozier aber schätzt die einhundertjährige Schlammablagerung im Delta auf eine Mächtigkeit von nur 2 Zoll 3 Linien paris. = 2,3622 Zoll englisch.

Talabot bestimmte den tiefsten Stand am Mekias oder Nilmesser auf Rhodah bei Cairo im Jahre 1847 zu 46 Fuss 2 Zoll über dem Tiefstande des Meeres. Das Nilwasser fällt zwischen Cairo und der Deltaspitze im Bereich einer Mile um $3\frac{1}{2}$ Zoll. Sigul und Bessus liegen etwa 10 Miles

*) Jene Statue, welche ungefähr $42\frac{1}{2}$ Fuss hoch gewesen, befindet sich, mit dem Antlitz nach unten gekehrt, nicht weit vom Dorfe Mitrahineh, am Wege von hier nach Bedreschën, an einer künstlichen Vertiefung, die zur Zeit der Nilschwelle ganz unter Wasser steht.

**) Ein Yard = 3 Fuss.

unterhalb des Nilmessers; der tiefste Stand an beiden ersteren Lokalitäten beträgt ungefähr 43 Fuss. Demnach müssten die hier gefundenen Ziegel- und Geschirreste ein wenig oberhalb der Tiefstandsmarke des Meeres gelegen haben, wogegen aber die von Linant-Bey so tief unter der Bodenfläche gefundenen ganz unterhalb jener Marke gelegen haben. Horner vermuthet indessen, dass jene Fragmente in einer den Deltabildungen vorangegangenen Zeit aus den oberen, bewohnten Theilen des Landes herabgeschwemmt worden seien n. s. w.

Ich selbst erhielt im Jahre 1860 durch Vicekonsul von Herford die etwa 6 Cent. im Geviert haltende, bis zu 2 Cent. dicke Scherbe eines Töpfergeschirres, deren beide Flächen wohl geglättet*) und ganz roth sind, während das Innere an den Bruchflächen einen hellgrauen Streifen zeigt. Die Masse ist ziemlich fein. Diese Scherbe nun soll nebst andern, ähnlichen im Jahre 1858 nicht weit vom Abfalle des Nilufers unfern Girgeh in einer Tiefe von 30 Fuss paris. gefunden worden sein.

Sir John Lubbock berichtigt einige Berechnungen Horner's, erhält aber die Angaben seines Landsmannes im Allgemeinen aufrecht.***) Auch Sir Charles Lyell***) und Mayer†) behandeln die Horner'schen Versuche und die daraus gezogenen Schlüsse in kritischer Weise. Ich selbst halte dieselben nichtsdestoweniger der Hauptsache nach für gesichert. (Note II.)

Russegger fand in den an verkalkten und in Braunkohle umgewandelten Resten lebender Pflanzen und an denen lebender Flussmollusken reichen Alluvien des blauen Flusses bei Donthäje im District Seru „verkalkte Menschenknochen im Zustande einer beginnenden Verkohlung.“††) Es ist dies ein gewiss interessanter Befund, obwohl er in seiner Vereinzelung und ohne dass dabei Abschätzungen im Prinzip der Horner'schen angestellt, uns nicht sehr fördern kann. Die Verkalkung tritt hier übrigens sehr energisch ein. Pruner fand z. B. ein bis auf den Schaft in eine harte Kalkmasse umgewandeltes Apishorn.†††) Ich erhielt in Aegypten und Nubien aus, im 12ten und 15ten Jahrhundert (n. Chr.) angelegten, Gräbern viele Menschenknochen, die ihres Ossein's fast gänzlich verlustig gegangen, sehr stark verkalkt waren.

*) Es sind daran noch Spuren einer künstlichen Abglättung zu sehen, wie dergleichen auch jetzt an den berühmten Thonwaaren von Sitt, Géneh und Denderah vorgenommen wird. Auch die Farbe und Masse der Fragmente entspricht denjenigen der besseren neueren Gulleh's oder Kühlgefäße von dort.

**) Prehistoric Times, as illustrated by ancient Remains, and the Manners and Customs of Modern Savages. London 1865. p. 323.

***) Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde n. s. w. Deutsch von Dr. L. Bächner. Leipzig 1864. S. 23, 24.

†) Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin von C. B. Reichert und E. Du Bois-Reymond. Leipzig, Jahrgang 1864. S. 724.

††) Reise in Aegypten, Nubien und Ost-Sudan. Stuttgart. II. Th. S. 717.

†††) Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie. Erlangen 1847. S. 16.

alters der Indier auf 3164 v. Chr., den des Kali-Yug oder eisernen Zeitalters auf 1004,*) wogegen letzteres nach Lassen schon 3102 begonnen.**) Alle Brahmänen rechnen freilich gar nach Millionen von Jahren. Den Krieg des Mahābhārata giebt Pritchard zu 1100 v. Chr.***) an.

Ueber Alt-Erān treffen wir manche Vermuthungen. Was zunächst Harcourt Beatty mit seiner „early crection of a great Scythic, or Scytho-Aryan polity, the first dynastic development of the Caucasian race; — a polity which florished long before the establishment of the earliest Egyptian, Hindoo or Chaldean economies“ etc.†) besagen will, bleibt mir unklar. Ich denke aber, dieses scythisch-arische Urreich schwebt mindestens so hoch in den Wolken, wie Mithra der alten Parsen selbst.

E. v. Bunsen mag ja wohl Recht haben, wenn er den persischen Zathustra mit dem hebräischen Adam identificirt; Beider Auftreten überragt aber, so weit Berechnungen überhaupt stattfinden dürfen, nicht den Beginn der Mena-Dynastie des Nilthales.

Das Avesta ist seinem Gehalte nach zwar so alt, wo nicht älter, als die historischen Nachrichten über Persien hinaufreichen und sein Inhalt bekundet eine nicht unbedeutende Höhe menschlicher Geistesbildung. Dennoch scheint die Niederschreibung dieses Glaubensbuches erst etwa zur Zeit Artaxerxes II. und nur zum Theil vielleicht auch früher, erfolgt zu sein.††)

Mit Resten einer älteren erānischen, freilich noch höchst rohen Kultur hat uns De Filippi bekannt gemacht. Dieser hat nämlich in den Tepe's oder Todtenhügeln, Denkhügeln (?) von Marand, Sultanfeh und Urniah-See auf der persischen Hochfläche in dem diese Denkmäler zusammensetzenden Lehm und Sand Asche, Holzkohlen, Knochen und Thonscherben gefunden und zwar an den beiden erstgenannten Stätten in horizontalen Schichten. Ferner hat der italicische Forscher am Ufer des Ahbar bei Sain-Galeh in einem natürlichen Durchschnitte unter Dammerde groben Sand mit Holzkohlen, Thon mit Kohlenfragmenten, Knochen und Topfscherben gefunden. Etwas mehr stromauf hat derselbe noch auf drei Meter Tiefe Holzkohlenreste entdeckt. Bei Kirwah und Huranderch am Ahbar zeigten sich dann gleichfalls noch Holzkohlentheile. Filippi hält diese Schichten für diluvial. Archiac zweifelt nicht, dass dies die Ueberbleibsel einer primitiven, der babylonischen und assyrischen vorausgegangenen Industrie seien; er hält sie für Reste eines Steinalters in einer Gegend, die gemeinhin für die Wiege der Menschheit gehalten werde, welche das Theater der ältesten Civili-

*) Asiatic researches. Vol. V.

***) Indische Alterthumskunde. Bonn. I. S. 500.

***) Naturgeschichte u. s. m. II. S. 207.

†) Journal of the anthropological society of London. Vol. V. 1867. p. 245.

††) Spiegel: Avesta die heiligen Schriften der Perser. Leipzig 1852—1863. I. S. 12, 14.

sationen gewesen.*) Letztere Redensart ist uns nun freilich auch aus vielen anderen Quellen hinreichend geläufig.

Jedenfalls sind auch sehr viele der türkisch Tepe's, indisch Stûpa's genannten Denkmäler Vorderasiens neuerer Entstehung. So z. B. die von Arminius Vámhéry östlich von Gömisch-Tepe an der Alexandermauer hochsuchten, dann die Joska's oder Todtenhügel der Türkman. Tepe's finden**) sich ferner auch von Bamjân ab durch das Kâhul-Thal bis nach Indien hinein. Spiegel nimmt nun an, dass die ältesten derselben in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christi von indoskythischen Königen errichtet worden seien, dass andere sogar erst der Sassenidenzeit angehörten.***) Das Alter der, wie Spiegel glaubt, buddhistischen Kolosse von Bamjân und der sogenannten Zobâksburgen in Afghanistan ist uns freilich noch unbekannt, indessen sind gerade Altcrthümer dieser Art für unsere Fragen von nur geringer Bedeutung.

Die Entstehung der assyrischen Kultur verliert sich in wenig bekannte Zeiträume hinauf. Nach der hebräischen Tradition ist die Gründung eines Staatswesens in Mesopotamien ausgegangen von Nimrod, dem Knechten, welcher, wollte man der Sprachverwandtschaft zu Liebe voreilig urtheilen, ganz gut für einen Nimr-Ado oder Nimr-dô, d. h. Panthersohn, einen Berberf aus Nubien, gehalten werden könnte. Man dürfte nur bedenken, dass Niniveh, Babylon und Aegypten mit einander in nachem Verkehr gestanden. Wie dem auch sein möge, die Kultur Mesopotamiens und der Nachbargebiete hat sich in ganz eigenthümlicher Weise entwickelt. Sie bietet nun zwar gewisse Anklänge an die aegyptische Kultur, und zwar immer noch zahlreiche, als die indische, bewahrt aber doch ihren selbstständigen Charakter. Jene gewaltigen Zahlen von 432000 Jahren vor und von 34000 Jahren nach der allgemeinen Fluth, die der Beluspriester Berosos dem Alter der babylonischen Dynastien giebt, sind natürlich hyperbolisch. Das Alter der assyrisch-babylonischen Civilisation dürfte schwerlich viel über 2600 v. Chr. hinaufgehen.†)

*) Leçons sur la faune quaternaire professées au Muséum d'Histoire Naturelle. Paris 1865. p. 174.

**) Reisen in Mittelasien. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1865. S. 47.

***) Erân das Land zwischen dem Indus und Tigris. Berlin 1863. S. 202.

†) Vergleiche M. Dunker, Geschichte des Alterthums. I. S. 206. Assyrien lässt dieselbe mit 1912 beginnen. (S. 437). E. Höfer erinnert übrigens daran, dass sich die alten Schriftsteller nicht über die Lage des jedenfalls schon sehr frühe und sehr gründlich zerstörten Niniveh einigen gekonnt. Er ist der Ansicht, dass die durch die Ausgrabungen zu Khorsâbâd, Kujundjik, Nimrûd u. s. w. freigelegten Monumente nicht eigentlich assyrischen, sondern vielmehr persisch-indischen Ursprunges seien und einer verhältnissmässig späten Zeit angehörten. (Litteratur- und Anzeigebblatt für das Baufach. Beilage zur allgemeinen Bauzeitung. Band IX. 1850.) Indessen dürfte die altpersische Kultur denn doch nur als Ausfluss der assyrischen betrachtet werden. Die fast allgemein befolgte Annahme einer nicht unbedeutenden, altassyrisch-babylonischen Kultur aber erachte ich gegen jedweden Zweifel gesichert.

Alt-Persepolis verdankt seine Entstehung, was Manche glauben, Gemehid und Feridun,*) Neu-Persepolis dagegen erwiesenermassen erst den Achaemeniden Därayavus-Darius, Khsayársá-Xerxes und Artákhsatrú-Artaxerxes, sowie Pasargadae erst von Kuru-Kyros erbaut worden. Neu-Persepolis bietet auch manches Aegyptische dar.***) In dem Aegypten so nahe benachbarten Palästina hat man durch Abbé Moretain neuerdings sehr primitive Erzeugnisse menschlichen Kunstfleisses, nämlich Feuersteingeräthe und durchbohrte Pectenschalen, erhalten. Boita und Hedenborg hatten in libanotischen Höhlen, z. B. zu Nacher-el-Kelb (Lycus), Knochen, Molluskenschalen und, wie es scheint sogar Topfscherben, entdeckt. L. Lartet nun fand ebendasselbst noch Kohlen, Asehe, Feuersteinsägen und Messer, nebst Resten jetzt existirender Thiere, wie Damhirsch,***) Steinbock, Wildziege,†) kleine Antilope u. s. w. Erinnerungen an die Steinzeit kennt man übrigens, wie schon oben bemerkt worden, sowohl aus aegyptischen, als auch aus nordwestafrikanischen (berberischen), judäischen und assyrisch-babylonischen Fundstätten.††)

Alle die vorhin dargelegten Verhältnisse nöthigen uns, die Existenz nicht allein sehr früher Bewohner, sondern auch sehr früher Kulturzustände in mehreren Ländern West- und Südasiens anzuerkennen. Keine chronologische Speculation, kein genealogisches Ergebniss, kein Resultat direct angestellter Vergleichung zwingt uns jedoch dazu, in der Kultur eines der genannten Länder Asiens eine Mutterkultur der altaegyptischen anzunehmen. Vielmehr führen uns unsere Betrachtungen durchaus zu der Ueberzeugung, dass die aegyptische Civilisation diejenige gewisser Districte Asiens beeinflusst habe, dass sie ferner anregend auch auf die Entwicklung europäischer Kultur eingewirkt. Als endlich aber wirklich einmal rohe Horden asiatischer Nomaden, die Hyku-Schäsu, in Aegypten eingebrochen, da eigneten diese sich die aegyptische Kultur an. Das ist unbestreitbare historische That-

*) Nach F. J. C. Mayer 1407—1247 v. Chr. Vergleiche: Aegyptens Vorzeit und Chronologie. Bonn 1862. S. 61.

**) Vergl. u. A. Reise der K. Preussischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861 von H. Brugsch. Leipzig 1863. II. Kap. VII.

***) Der Damhirsch (*Cervus dama* Linn.) erscheint unter dem hieroglyph. Namen „Hanan“ zu Beni-Hasan in Aegypten, sowie, nebst dem Edelhirsche (*C. elaphus* Linn.) in Assyrien. Letzterer (*C. barbarus* Benn. ist wohl nur Synonym) erscheint auch zu Sagarah, wie ich letzteres aus den unter Dr. J. Dümichen's Leitung im Jahre 1868 aufgenommenen Photographien ersehe. Die Heimathländer des Damhirsches sind ferner Vorderasien, ein Theil der Berberei und Sardinien. Vergl. R. Hartmann: Versuch einer systematischen Aufzählung der von den alten Aegyptern bildlich dargestellten Thiere u. s. w. Zeitschrift für aegyptische Alterthumskunde. Jahrgang 1864. S. 21. Ferner Derselbe: Geographische Verbreitung der im nordöstlichen Afrika wild lebenden Säugethiere. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. III. S. 252.

†) „Der Wildziege von Creta nahestehend“. Nach Ansicht einiger Forscher ist letztere übrigens mit *Ibex sinaiticus* Auct. identisch. Vergl. Hartmann in Zeitschr. d. Ges. für Erdk. a. v. a. O. S. 345.

††) Vergl. Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Paris 1868. p. 115—117.

sache. In Aegypten könnte meines Erachtens eher die Wiege der Menschheit, eher die Pflanzstätte menschlicher Geistesbildung gesucht werden, als in den eräinischen und indischen Regionen.*)

§ 7. Woher, auf welchem Wege besetzten nun die ersten Bebauer des Nilthales ihr Land?

Wir müssen uns vorstellen, dass das Meer früher bis zu dem am Westabfalle der libyschen Hochebene belegenen Buchten und Riffen gereicht habe. Zwischen diesen Riffen und der Küste war das Meer sehr tief, wie noch jetzt durch die starke Depression einer Strecke der sich von den Küsten her ausdehnenden, von den Riffen unterbrochenen Wüstenebene angezeigt wird.**) Ströme, deren Existenz und Lauf noch jetzt durch viele Wadi's, Khôr's (Thäler, Wildbäche, resp. deren Betten) angedeutet wurden, ergossen sich von den Bergen, den Zibân, Aures, den libysch-arabischen Hoehflächen her, in die See. Die Ströme häuften Dämme längs der Küsten auf, hinter denen die nicht mit regelmässig, nicht ununterbrochen strömendem Flusswasser***) genährte See allmählig verdunstete, bis auf gewisse Lachen, Schott's im Maghreb oder afrikanischen Nordwesten, genannt. Diese sind als Ueberreste jenes Meeres zu betrachten. Der blossgelegte, in festes Land verwandelte Meeresboden belebte sich mit Pflanzenwuchs; an durch Klima und Bodenbeschaffenheit begünstigteren Stellen bezog er sich sogar mit von Korkeichen u. a. Arten der Gattung, von Seeföhren, Alcppoföhren, Elsen, Ulmen, Lorbeeren, Feigen, Kastanien, Zwergpalmen u. v. a. m. gebildeten Wäldern. In sehr frühen Zeiten breiteten sich Gehölze von Dadoxylonen, den Araucarien Südamerikas verwandt, über Nubien und Aegypten aus. Später bedeckten Dickichte von Acazien, Christdorn, Balaniten, Rakkämben, Feigen, Brustbeerstauden und Tamarisken Theile des libysch-arabischen Wüstenplateaus. Nicht aber die Niolien, jene den *Bombax* und *Sterculien* verwandten Bäume, deren versteinerte Reste wir zwar durch Nubien hier und da vorfinden, deren Ursprung wir jedoch im abyssinischen Hoehlande zu suchen haben.†)

Jedenfalls blieben aber auch grössere Strecken des ausgetrockneten Meeresboden von vornherein steril. Wüsten- und Steppenstriche, auf welchen die tropische Sonne herniedersengte, der Khamsin oder heisse Wind einherwehte, Tromben umhertrieben, Dünen entstanden und verschwanden, Thäler sich füllten und leerten. „Das in der Luft davonfliegende Land der Nasa-

*) Den Einfluss aegyptischer Kultur auf europäische Völkern zu wollen, wie hie und da, gewissen Theoremen zu Gefallen, versucht wird, halte ich für höchst abgeschmackt. Wir werden ja weiter sehen.

**) Vergl. R. Hartmann: Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865, 1866. Kap. II.

***) Bekanntlich liegen selbst viele grössere Flüsse, die sich vom Innern her in andere oder in das Meer ergiessen, einen Theil des Jahres über, d. h. während der Cheta, der heissen, dürren Zeit, entweder gänzlich oder doch in ihrer Hauptausdehnung, trocken.

†) Petermann's geograph. Mittheilungen 1866. S. 364.

monen Lucan's.**) Ein guter Theil der Ströme trocknete aus, verlief sich im Sande selbst noch in historischer Zeit.**) Jähe Temperaturwechsel, unter deren Einflüssen die Felsen barsten, die corrodirende Wirkung der von Stürmen aufgewühlten Sandtheilchen, der einschlagende Blitz, die mechanische und chemische Wirkung der Niederschläge, die chemische Aktion der Atmosphärien, der anprallende Wind, das Verlassenwerden der Felder und Gärten unter gleichzeitiger Abnahme der Bevölkerungen,* das waren Faktoren, welche bei der allmählichen, noch weiteren Ausbreitung der Wüsten eine Hauptrolle spielten. So vergrösserten sich die Sahara, die libysche und arabische Wüste, wie wir sie hent etwa kennen.

Nach und nach ist nun auch der Nil, dies Uerzeugniss der inner-afrikanischen Regen, seine Zuschüsse aus den sich vergrössernden Gewässern der Centralseen nehmend, zu jenem gewaltigen Strome angewachsen, von dessen Ufern her es Licht geworden im Geiste der Menschen.

Anfangs mochte wohl auch der Nil sich im Sande verlaufen haben. Schichten von Sedimenten bildeten sich nach und nach längs seines Bettes. Vollkräftig entwickelt, bahnte er sich dann durch den Sandstein von Nord-Nubien, den Granit von Assnän, den Sandstein von Hagar-Selsele, die Kreide nördlich von El-Gab, den Kalk von Mittelaegypten seinen Weg bis zum Meere. Inconstant verhielt sich sein Bett, änderte seine Richtung. Diese Vorgänge bekundeten einige am Thalufer des Nil ausmündende „Bochûr-bela-Mâ, d. h. Flüsse ohne Wasser.“ Die alljährlich zur Zeit der Schwelle aus Innerafrika herabkommenden Schlammmassen, die der Bacher-el-asrak und Atbârah stürmischer, der Bacher-el-abjad träger herbeiführten, bildeten zu beiden Seiten der Nilader ein Ländchen; anfangs noch sumpfig, undicht, allmählig hoch und höher ansteigend, in Buchten des Stromthales sich weiter ansdehnend, in Engen desselben Vorsprünge, Klüfte und Thäler der Felsberge überlagernd. So entstand Aegypten, „ein Geschenk des Flusses,“ wie Herodot sehr bezeichnend sagt. Die Priester erzählten dem Geschichtsforscher von Halicarnass, dass, als Mena regiert, das Delta noch recht sumpfig gewesen sei.

Erst nachdem nun diese fruchtbare Landschaft am oberen und mittleren Nilufer erzeugt, konnte ein Stamm jener grossen, über Nordafrika verbreiteten Imôscharh- oder Berberrasse, von Libyen oder aus den höheren Landschaften Nord-Sudân's her, sich des Terrains bemeistern, sich daselbst ansiedeln und das „Geschenk des Flusses“ bebauen. Hier, unter sehr günstigen Bedingungen menschlicher Existenz, auf einem Boden, der seine Frucht-

*) Vergl. Ehrenberg: Beitrag zur Charakteristik der nordafrikanischen Wüsten. Abhandlungen der Academie der Wissenschaften zu Berlin a. d. Jahre 1827. Berlin 1830. Seite 88.

**) So hat Vivien de St. Martin nachgewiesen, dass der „Fluss der nasamonischen Jünglinge“ der jetzt versiegte Fluss (Wadi) von Warghela gewesen. Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et moderne. Paris MDCCCLXIII. Sect. II. § 3.

barkeit nie ganz verliert, unter den Eindrücken einer Natur, reich an in regelmässigen Pausen sich erfüllenden Contrasten von Gut und Böse, an einer unversieglichen Ader des Lebens und Segens inmitten der todtten Wüste, da entwickelte sich denn unter dem neueingedrungenen Stamme jene Kultur, welche eigentlich so recht Ausfluss der lokalen Landesbeschaffenheit, dabei aber sehr viel allgemein Afrikanisches behalten. Eine Kultur, die den Ansturm asiatischer Horden ausgehalten, die selbst dem Einflusse höher gestiegener hellenischer Bildung Widerstand geleistet, die erst nach und nach urchristlicher Barbarei und moslimischer Glaubenswuth weichend, selbst unter den Auspicien eines reformirten, türkisch-arabischen Staatslebens bis heut gewisse unvertilgbare Spuren hinterlassen. Auf diesem Boden erstand jener poesiereiche Kultus von Osiris, dem belebenden, und von Typhon, dem zerstörenden Naturprincip. Osiris das befruchtende Gewässer des heiligen Stromes, Isis, seine Gemahlin, die befruchtete Erde selbst. Typhon, des ersteren Bruder, nicht der die Bodenkultur verderbende Windeshauch des Khamsin oder Samüm allein, sondern überhaupt die ganze heisse, trockene Zeit vor dem Kharif oder der Schwelle des Nil. (Note III.)

(Fortsetzung folgt.)

Das Thier in seiner mythologischen Bedeutung.

In den herrenlos umherschweifenden Thieren findet die religiöse Richtung des Naturmenschen vollen Spielraum, um ihn mit den geheimnissvollen Gestaltungen seiner Phantasieschöpfungen anzukleiden; bald fürchtet der Inder in dem wilden Thiere den Rajah, den Schrecken des Waldes, der seine Kinder frisst und blutige Opfer fordert, bald erblickt der Tahitier in dem vertraulich nahenden Thiere seinen Schutzgeist oder Atua, wogegen die Katze, die mit der Hexe kosig zusammenlebt, als die Incarnation ihres Teufels angesehen wurde. So entsteht leicht der mannigfaltigste Thierdienst, der sich bei nomadisirenden Stämmen unter Familien und Geschlechter vertheilt, bei dem Egypter aber zu einem nationalen System zusammengestellt war. Gelingt es ein an sich furchtbares und geflohenes Thier durch Fütterung zu zähmen und gefahrlos zu machen, so wird sein jetzt geheiligter Character einen desto tieferen Eindruck zurücklassen und den Priestern erlauben, ihn auf's beste zu verwerthen, je nachdem sie es vortheilhafter finden, sich als Hüter eines wohlthätigen Gottes auszugeben oder eines unerbittlich

strafenden. Von den Hausthieren ist es besonders der Pflugochse der Hochachtung verdient, der selbst im materialistischen China vor dem Sehlachten geschützt ist, der als Apis oder Mnevis die Anbetung des Egypters empfangt, der als Siwas Vehikel frei in Indien, sowie das geweihte Camel bei den Arabern, weidet und sich ungestraft in Feldern oder Gärten gütlich thun darf. Unter den Waldthieren wurde ihr König, der Löwe, zum Symbol des Menschenkönigs in den weit verbreiteten Singha-dynastien, und als Löwe der Gluthitze zum Repräsentanten der Sonne.

Das Verhältniss des Menschen zu den wilden Thieren des Waldes gestaltet sich verschieden, je nach der Gefährlichkeit dieser und je nach den Mitteln, die jener besitzt, um ihnen zu widerstehen. Der Australier oder Amerikaner, der wenig von seiner einheimischen Fauna zu fürchten hat, wird seine Ueberlegenheit fühlen, und ebenso der Polynesier auf seinen thierarmen Inseln, wo das Schwein der bedenklichste Gegner war, und dort von den Helden in gleicher Weise bekämpft wurde, wie sonst Löwen oder Drachen. Der Hinterindier dagegen, wo der Tiger ganze Dörfer vertilgt oder zur Auswanderung zwingt, wird sich mit sklavischem Zittern seiner (und ebenso später seines menschlichen Despoten) Macht beugen oder ihn durch dargebrachte Opfergaben zu versöhnen suchen, und um Gnade bitten. Lassen sich aus der Jagd Vortheile ziehen, so wird auch der Waldherr gejagt werden; aber dann macht der Birmane den Elephanten, den er fängt, zum Ahnherrn seines Geschlechts, oder bittet der Ostjake (aus zurückgebliebenem Rest der alten Schou) den Bären, den er getödtet, um Verzeihung, vielleicht einen Russen als Thäter beschuldigend, damit diesen die Strafe des Rachegeistes treffe. Dem Finnen ist der Bär des Waldes Apfel, die schöne Honigtatze, der Stolz des Dickicht, der vielgepriesene alte Mann, der seine Herkunft aus den Wohnungen der Sonne und des Mondes, sowie der Constellation des Bären ableitet. Trotz ihren Schmeicheleien, können sie es nicht unterlassen, den fetten Bären, der neben ihren Wohnungen umhertappt, als gutes Wildpret anzusehen, und sie erzählen zur Entschuldigung eine Geschichte, wie das von Mielikki, des Waldes Wirthinn, aus der feinen Wolle der Lufttochter gewickelte und gewiegte Schoskind Ohto einen heiligen Eid habe schwören müssen, mit den ihm eingesetzten Zähnen keinen Frevel zu üben, dass er aber diesen Vertrag gebrochen und sich jetzt über die Retaliationen des Menschen nicht beklagen dürfe. Nach Verdrängung des Thierdienstes durch geläuterte Religionsanschauungen, bleibt jener in der mit schwarzer Magie verbundenen Form der Lycanthropie zurück, wobei die Wehrwölfe im Norden durch Tiger, in Abyssinien durch Hyänen ersetzt werden. Während dagegen die Thiere noch ihre volle Vergötterung geniessen, gehen die Sprüche weiser Belehrung (wie sie später in den Verkörperungen der baddhistischen Jataka's zusammengefasst, schliesslich nur als Thierfabel des Aesopus übriggeblieben) von den thierischen Individualisirungen aus, je nachdem dieselben bestimmte Characterformen

den Leidenschaften des Menschen entsprechen und in Parabeln zur Correction derselben oder zu ihrer Empfehlung dienen können.

Im Thierreich sind es vor Allem die mysteriös erscheinenden und im Dunkel verschwindenden Schlangen, die eine bedeutungsvolle Rolle in mythologischen Vorstellungen spielen, zumal in ihnen, unerkant und unvermuthet, der mörderische Giftstachel verborgen liegen konnte, während sich andere Arten wieder durch Vertilgung von Mäusen und Ratten dem Haushalte nützlich erwiesen. Wie auf Ceylon die guten und bösen Nagas kämpfen, so unterscheidet auch der Russe die weisse und schwarze Schlange, die wohlthätige Hauschlange und die feindliche des Waldes. In den unterirdisch hausenden Schlangen wurden gern, wie in Attika und americanischen Sagen, die Stammväter der neugeborenen Menschen gesehen, und bei den Römern zeigte sich der Genius jeder Oertlichkeit in der Gestalt einer Schlange. Vor allen anderen Thieren sind die Schlangen, wie Schlegel bemerkt, ihrer Natureigenthümlichkeit gemäss an locale Faunakreise gebunden, an den Boden gefesselt, und aus diesen sprossen auch die Genarchen oder Protogonen, als holz- und stammgeborene Menschen. Nach dem System der progressiven Metamorphose in den Continuitäts-Theorien gehen indess manche Völker auf noch tiefere Thierstufen*) zurück, um die allmähliche Verwandlung bis zum Menschen zu verfolgen. Dem Aeacus erweckte Zeus aus Ameisen die Menschen (die thessalischen Myrmidonen), die er auf Aegina beherrschte, während auf den Antillen die aus wohlriechenden Eichbäumen erzeugten Ameisen sich in glatte Mädchen verwandeln. Die Schiffer-Insulaner (auf Samoa) dagegen erzählen, wie aus den Blättern der Schlingpflanze, mit denen auf Tagoloo's Gebraich die Schnepfe den kahlen Fels im Meere bekleidete, Würmer erzeugt seien, und aus diesen Menschen. Andere reden von directer Paarung, wie die Ainos ihre Stammutter von einem Hunde befruchtet sein lassen, die Südafrikaner von einem Chamäleon und die amerikanischen Jäger wollen bald von einem Biber, bald von Schildkröten, bald einer Wassersehnecke u. s. w. stammen. Manitu-Kiehthu verwandelt die Seethiere in Landthiere und dann diese in Menschen. Nach den Delawaren waren die Urmenschen als Erdschweinchen oder Kaninchen aus der Tiefe hervorgekrochen. Mit dem Biber-Mädchen zogte der gestreifte Schneckenmann, der in dem, nach der Ueberschwemmung zurückgebliebenen, Schlamm als eine Schnecke hervorgewachsen war, die Osagen. Gleich den Küstenkaffern, glauben die Bassutos, dass die Seelen nach dem Tode in Thiere eingehen. Jeder Stamm hat einen besonderen Namen (Preisnamen

*) When the first man (of the Manajos) came up from the ground under the form of the moth-worm, the four spirits of the cardinal points were already there and hailed him with the exclamation: „Lo, he is of our race.“ Formica (formus, formosus) wird von Curtius mit (μυρμηξ) zusammengestellt. Den Namen des türkischen Stammes der Jenjen erklären die Chinesen als wimmelndes Gewürm.

oder Bonka) nach irgend einem wilden Thier. Wahlberg giebt Matlon (Elephant) als Preisnamen der Borolong (unter den Basutos), Makabo (Meerkatze) der Makaathla, Nari (Büffel) der Mahapooanari, Majeni (Pavian) der Mahurntzi, Makinakubu (Flusspferd) der Amosoatla n. s. w. Die Kenabigwusk unter den Stämmen der Medawin leiteten sich von einer Schlange ab, die Pagaguas vom Fische Paeu, die Guarini (nach Azara) von einer Kröte, die Wanika von einer Hyäne, peruanische Stämme vom Condor oder Tiger, die Zapoteken (Mühlensfordt) von einem Vogel, die Hundsruppen von jungen Hunden. Der allmächtige Vogel rief nach der Schöpfung alle Menschen aus der Erde hervor, ansser den Chippewayen, die von einem Hunde hervorgebracht wurden und deshalb diesen nicht essen. Nach Anderen wollten sie aus einem Hundsfell hervorgegangen sein. Der erste Häuptling der Maudan entstand, als ein Mädchen von dem Fell eines todtten Bisonten gegessen. Die Orang-Laut leiteten ihre Abstammung zurück auf einen weissen Alligator und weissen Delphin, die Collas betrachteten die Fische des Flusses, aus dem ihre Vorfahren entstanden, für ihre Brüder, die Indianer von Muskingum ehrten die Klapperschlange als ihren Grossvater und Beschützer.

Anaximander begründet seine Ansicht, dass die Menschen von Thieren gezeugt seien, darauf, weil die letzteren früher Selbstständigkeit erlangten und nach kurzer Säugungsperiode schon bald eigene Nahrung suchten.

Die zwölf Stämme der Aehantie, die vom Inta-Lande zu Eroberungen nach der Küste zogen, wurden ihren Wappenzeichen gemäss nach Thieren oder Pflanzen benannt; die vornehmsten nach dem Büffel, dem Panther, der Katze, dem Hunde. Bei den Israeliten gehörte der Löwe dem Stamme Juda, der Esel dem Isachar, die Schlange dem Daniel, der Wolf dem Benjamin, ein Baumzweig dem Joseph. In Numeri lagert sich Israel jeder nach seinem Banner, gemäss der Zeichen (Degel) seines Stammhauses und in der Hagada giebt der Midraseh-Rabba als Zeichen Rubens den Dudaim, Simeons die Stadt Sichem, Levis den Urim und Tumim, Judas den Löwen, Isachar Sonne und Mond, Sebulon's ein Schiff, Dan's eine Schlange, Gad's ein Leopard, Naphthali's eine Hündin, Aseher's einen Oelbaum, Menasehe's ein Stier, Ephraim's ein Reem, Benjamin's einen Wolff. Die Cimbern trugen Thierköpfe als Helmzeichen (nach Pintareh).

Das Thier, von dem der Indianer Nordamerikas abstammt, ist das Totem, der Familiensitz, dodem, stets in Thiergestalt erscheinend (v. Long), wie häufig der Fylgier, oder schützende Folgegeist der Isländer. Die Wedun oder Zauberer der Wotjaken verstanden sich in wilde Thiere zu verwandeln. Bei den Stämmen der Lenape war der der Schildkröte der angesehenste, dann der des Wälschhuhn's und des Wolfes. Das Geschlecht der Kraniche war das vornehmste der Odjibways. Der Schildkrötenstamm bildete den Vorort der Delaware. Nach Gallatin waren die Huronen in drei Stämme getheilt, des Bären, des Wolfes und der Schildkröte, wo dann der letzte wieder bei den Iroke'en in die Unterabtheilungen der grossen und

kleinen Schildkröte zerfiel. In Malabar gilt der Eintritt einer Schildkröte in ein Haus für ein Todeszeichen (Jacquet). In Pegu werden Schildkröten, die Verkörperung des alten Kasjapa, hochgeehrt. Hermes fertigte die Leier aus Schildkrötenschalen. Nach den Azteken holte Tezcatlipoca (der Gott der Unterwelt) die Musik aus dem Sonnenhause, nachdem er eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten gebaut (Clavigero). Die Koloschen theilen sich der Herkunft nach in die Stämme des Raben und den des Wolfes und heirathen nicht innerhalb desselben Stammes, sondern von dem einen in den andern. Beide zerfallen wieder in Geschlechter, die von verschiedenen Thieren (und dann in Untergeschlechtern, von Oertlichkeiten u. s. w.) benannt sind. Jedes Geschlecht trägt ein seinem Namen entsprechendes Wappen und bei festlichen Tänzen treten Einige in der Verkleidung desselben auf. Die Verzweigungen des Nebenstammes (von Jeshl) haben ihre Namen von dem Raben, Frosche, Gans, Seelöwe, Eule, Lachs, der des Wolfes (Khamukh) vom Wolfe, Bären, Adler, Delphin, Hai und Alca. Jedes Geschlecht trägt ein Schildwappen oder schmückt sich mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es führt. Böte, Geräthe, Decken, Schilde und Hütten lassen solche Wappenzeichen wahrnehmen (Holmberg). Ebe die Amerikaner des Ostens auf die Jagd eines bestimmten Thieres auszogen, pflegten sie das diesem geweihte Tanzfest zu feiern. Keine Familie in Australien würde das ihr heilige Thier zu tödten wagen, oder die zum Symbol geweihte Pflanze zu pflücken, und auch in den Speisegesetzen existiren Bestimmungen, die mit denen des in Polynesien im Atua auferlegten Tabu übereinkommen, sowie mit afrikanischen. „Unter den Negeren isst der Eine nicht vom Schaf, der Andere enthält sich der Kuh, des Schwein's, der Ziege* (Bosman). Den aegystischen Priestern war das Essen der Tauben verboten, deren Orakelvogel Dodona's noch jetzt im Orient gefüttert wird. Wenn jeder Lappe mehrere Saivo-Götter zu seinem Beschützer hatte, so besass er auch mehrere ihm behülffliche Saivo-Thiere, als Noaidosvoige oder Schamanengeister, von denen der Saivo-lodde genannte Vogel den Noaiden auf dem Rücken trägt. Bei der Aufnahme unter den Midä-Orden der Odjibbeways wurden die Candidaten von den Thierhäuten der Medicinsäcke (Pindjigossan) niedergeblasen und dann wieder ins Leben zurückgerufen. Am Jahresfest der Muyscas wurde der frühere Thierdienst Fomagata's durch Priester verschen, die in Schlangen und Krokodilen maskirt waren. Vor der Reform der Incas bestand Thierdienst bei den Chimos in Peru. Die Zauberer der Abiponen stellten den bösen Geist vor, indem sie wie Tiger brüllten. In Chiapa (bei Nicaragua) wurden Thiere als Nagual (Fetischgötter) verehrt und die Kinder demjenigen Nagual geweiht, unter dessen Zeichen sie geboren waren. Die Thiere im mexicanischen Kalender gehörten schon den Mayas an. Wenn die Könige von Atitlan oder Atziquinixai (Adlerhaus) in den Krieg zogen, nahmen sie das Bild eines grossen Adler mit (Ternaux-Compans). Die Dorachos trugen kleine Bilder von Adlern

am Halse. In der römischen Hof-Allegorie wurde der Kaiser bei der Vergötterung auf einen Adler die Kaiserin auf einen Pfau gesetzt.

Als die ägyptischen Götter vor den Nachstellungen des feindlichen Typhoeus flohen, nahmen sie die Leiber der deshalb verehrten Thiere*) an (wie sie in den Märchen die Zauberer zum Verstecken wählen), aber nach der Geheimlehre der ägyptischen Priester über diesen Religionsdienst sollten (nach Diodor) Anubis und Macedo, die Söhne des Osiris, ihre Helme, der Eine mit dem Fell eines Hundes, der Andere mit dem eines Wolfes überzogen haben. Plutarch leitet den Thierkultus von den Panieren der osirischen Heeresabtheilungen her, den Thierwappen (*Επίσημα Ζωόμεσσα*), sowie den Familienzeichen, die dann von den einzelnen Städten verehrt wurden. Solche Banner trugen die Geschlechter der Azteken, als sie von Aztlan auszogen, während die Indianer den Totem**) im Wampum verwahren und die Polynesier ihre, dem australischen Kobang entsprechenden Siegel der Haut auftätowiren oder der Haitier die Thiergestalt des Zemes dem Kopf. Auf der Terra firma im Norden Südamerikas ahmen die Zauberer im Thierdienst die Thierstimmen nach und die Basutos in Südafrika tanzen das ihnen heilige Thier zum Erkennungszeichen. An der Westküste gilt für jedes zum Mokisso erhobene Thier das strengste Speiseverbot. Der Stier wurde als Apis in Memphis, als Bacchis in Hermonthis, als Mnevis in Heliopolis verehrt, die Kuh in Aphroditopolis. In Bubastis war die Katze heilig, in Theben der Widder, in Mendes der Bock, in Athribis die in Buto begrabene Spitzmaus, in Saïs das in Lycopolis geopferte Schaf, in Papremo das Nilpferd, in Atmou der Reiber, in Coptos das Crocodil, in Leontopolis der Löwe, in Hermopolis der Hundsaffe, in Theben Cercopithecus, in Babylon *Κῆρος*, in Ilithyia der Geier, in Kynopolis der Hund, in Siut (Lycopolis) der Wolf, in Herakleopolis das Ichneumon, in Lepidoptum die Karpfe, in Elephantine der Silurus, in Hierapolis der von den Koptiten gekreuzigte Sperber, in Melite der Drache, in Ibus der Ibis. Der Tod heiliger Hunde und Katzen wurde durch Kahlscheeren betrauert. Die Katzenleichen pfleg-

*) Wenn die Geister vor dem obersten Gott die Flucht ergreifen und fallen sollten, so werden sie unter Donner und Erderschütterungen in Thiere verwandelt, erzählen die Kariben.

**) In Polen sah man alle Adelsfamilien, welche ein und dasselbe Wappen (herb, herbowni) führten, rechtlich für ein Geschlecht an, mochte die Zahl dieser Familie auch noch so gross, ihre Verwandtschaft auch nicht nachweisbar sein, (so dass der Wappenvorfassung des Adels ein weitumfassender Geschlechtsverband zu Grunde liegt, wobei der vererbte Grund und Boden als Geschlechtseigenthum angesprochen wird). Einerseits mögen viele Familien verschiedenen Namens dasselbe Wappen führen, andererseits auch wieder gleichnamige Familien zu verschiedenen Wappen gehören (Roepell). Im officiellen Styl wurde dem Familiennamen stets die Angabe des Wappens zugefügt, dessen Namen man gewissermassen als Geschlechtsnamen betrachtete. Die Wappen sind fast alle einfach und redend. Herodot schreibt die Erfindung der Schildzeichen den Cynäern zu. Nach Diodor trugen die Gallier erhabene Thierbilder aus Erz auf ihren Schildern. Aetes nagelte das von Phrixus erhaltene Widderfell an einen Baum (nach sibirischer Sitte).

ten die Aegypter in einem in Katzenform gestalteten Sarge beizusetzen und im Missisippithal fanden sich künstliche Erdhügel in Form von Bären und Büffeln. Die Wärter der heiligen Thiere zogen (nach Diodor) im Lande umher um Gaben einzusammeln, und erhielten überall von den Aegyptern grosse Ehrenbezeugungen. Im thebanischen Landgau enthielt man sich des Schafes und opferte nur Ziegen, im mendesischen galt das Umgekehrte. Das Schwein wurde dem Heraklios und Asclepios geopfert, Hähne weisser und bunter Farbe dem Anubis; der Esel, den Verchrcrn des Serapis verhasst, wurde in Koptos vom Felsen gestürzt. Weil die Kynopoliten den Fisch Oxyrynchus assen, mehrere Hunde fingen, schlachteten und als Opfermahl verzehrten, entstand (zur Zeit des Plutarch) ein Krieg mit den Oxyrynchiten, bis die Römer Frieden stifteten. Ein Römer, der unvorsätzlich in Aegypten eine Katze*) getödtet, konnte (trotz der Bemühungen des Königs und der, politische Verwickelungen fürchtenden, Staatsmänner) vor der Volkswuth nicht gerettet werden (zur Zeit des Ptolemäos Auletes). Als ein Schwein in Whydah (1697) eine heilige Schnecke frass, liess der König viele Schweine tödten (s. Isert). Stephens sah das Bild einer doppelköpfigen Katze auf den Tempelverzierungen Yucatans. Die Hexen-Katzen werden an dem längeren Schwanze erkannt. Die indischen Mütter huldigen der auf einer Katze reitenden Göttinn Shasti, als Schutzgöttin der Kinder, und beschenken die Katzen am Jahresfest. Am Kuchenfest werden Kuchen in Gestalt von Katzen gebacken. Oppert erklärt die Maspii (bei Herodot) von meh (gross) und aspa (Pferd), wie die Hyrcaner die Wölfe, sind die Persae**) die Tiger, die Meder die Schlangen, die Sacae die Hunde, die Cuschiten die Adler, die Maka oder Myci die Fliegen, die Derbicen die Wespen und die Aswas (der Puranas) die Pferde (Rawlinson). Nach ihrem Totem (Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke) unterscheiden***) sich acht Geschlechter in jedem Irokesen-Volke und die gleichnamigen Geschlechter betrachten sich als blutsverwandt. Früher durften die ersten vier Geschlechter (durch den Bären geführt) nur in die letzten vier (durch das Reh geführt) heirathen und umgekehrt. Später musste Mann und Frau einem verschiedenen Geschlecht angehören. Die Kinder treten in das Geschlecht der Mutter und so vererbten sich Würde und Recht in weibliche Linie (Morgan) nach dem Mutterrecht.

*) Die dem Helios heilige Katze (αἴλουρος) wurde in Alexandrien dem Horus geopfert. Weil am Mittwochabend die Hexen ansfahren, so ist die Begegnung gefährlich, und ein Sprichwort sagt: Mittwochskatze, Teufelskatze. (Rochholz).

**) Das persische Pars (Leopard) oder Persien heisst Fars bei den Arabern, die den Leoparden Berber nennen. Die Albanen bezeichnen ihre Raueinfälle als Tscheta (Jagdpanther in Indien). Die kirgisischen Streifzüge heissen Alamanie. Die Sikh nannten sich Singh (Löwen), nordische Völker nach den Wölfen.

***) Each tribe of the Yakuts looks on some particular animal as sacred and abstains from eating it. (Latham). The Gewgaws and gimcracks that ornament the Schaman's robe (among the Saganian Turks) are called Aina, being in many cases made of the skin of some Aina-animal.

Nach dem Sheik Othmann (bei Ibn Batuta) folgten die Affen*) in Ceylon einem Häuptling, der durch eine Binde um das Haupt erkennbar war und sich auf einen Stock stützte. Die Affen (*Semnopithecus entellus*) haben das schwarzverbrannt Gesicht Hammans, als er versuchte seinen in Brand gerathenen Schweif auszublase. Die in Benares gefütterten Affen wurden wie bei den Arabern verehrt (nach Diodor) und in drei Städten des carthagischen Afrikas, sowie in Matra (s. Hügel).

Als die von Gott zuerst geschaffenen Geister der Laster zur Strafe auf die Erde gesandt waren, trat bei Zweien von ihnen (wie bei den übrigen geschlechtslosen Menschen und Thieren) die männliche und weibliche Geschlechtstheilung in Mann und Frau hervor. Doch lebten sie anfangs in grosser Reinheit, sich nur mit den Blicken aus der Entfernung vermählend. Dann folgte Lächeln, dann Händedrücken, dann Küssen. Da aber ihre Nachkommen eine allzu unkörperliche Natur bewahrten, so beschloss der Gott Cenresi und die Göttin Cadroma eine neue Rasse von Menschen (in Tibet) zu schaffen und nahmen für ihre Vereinigung die Gestalt von Affen an, da ihnen ein anderes Vorbild fehlte (s. Georgi). So wurde das Schneerich (Tibet) durch Djian - rei - jüg oder Avalokitesvara als männlicher Affe Bhrassurumo (Vater und Mutter der Steinwürmer) mittelst ihrer Söhne und deren Töchter bevölkert. Die Oran-Utang auf Bornco wurden wegen Gotteslästerung verwandelt und (nach Mirkhond) die ungehorsamen Juden unter Balas bei Bahram in Affen. Beim Untergange des Luftzeitalter oder Checatonatisch (in dem die Olmeken und Xicalanken bereits in Anahuac wohnten) verwandelte der Sturm die Menschen in Affen. Die Rakschasa waren an Hauerzähnen kenntlich und auch dem von Djingiskhan berufenen Passepa standen zwei Langzähne aus dem Munde, gleich Buddha's Affenzahn. An der Quelle des Jurua sollten geschwänzte Menschen leben, gleich den Nyam Nyam und so auf die Nicobaren. Von Kapilawutti (die Affenstadt) stammten die Affenjähre auf Ceylon (1554).

Rückgängige Metamorphosen fanden sich bei dem Indianer Wabemot, den Agon-Kitche-Manitu in einen Biber verwandelte, wie Zeus den arkadischen König Lycaon in einen Wolf, bei den Beduinen in Oman, die an besonderen Zeichen solche Ziegen erkennen zu können glauben, in welchen Menschen verwandelt seien, und zu Apelejus Zeit konnten sie in Esel verzaubert werden. In der durch Löwen unsicheren Stadt Parwan (in Indien) hörte Ibn Bathuta von Jogi, die Nachts die Gestalt dieser Thiere annähmen. Sevaji tödtete Afzan-Chan durch angeschnallte Tigcrklauen (Wagnuck). Die Priester in Huchuetan trugen die Maske des verehrten Tapir. Pachacamac,

*) As to the monkeys (in India) they live in the woods and have their monkey kniaz (prince), who is attended by a host of armed followers, sagt Athanasius Nikitin (1475), übersetzt von Wilhowsky. The Kamila (*Rottlera tinctoria*) was known to the natives (of Cochim) as the monkey-faced tree, because that animal often amuses himself by rubbing the (red) dye over his physiognomy (Day),

Con's Sohn, verwandelte die frühere Menschheit in Guatos (Tigerkatzen um. Nach den Tolteken wurden die Menschen im Zeitalter der Luft in Affen verwandelt und islamitische Legenden sahen in den Affen Menschen, die durch Gott für ihre Sünden bestraft worden. Die Affen bei Grave-Yard (in Guinea) sind von Geistern der Abgeschiedenen beseelt. Nach den Bucros (in Amerika) verwandeln sich die Seelen der Abgeschiedenen in grosse Affen. Nach den Tibetern stammten die Menschen von vervollkommenen Affen ab, und auch die Eingeborenen der malakkischen Halbinsel nahmen ein Affenpaar zu Vorfahren der Menschen. Die regierenden Familie der Stadt Parbader, vom Stamme der Dschaidwar, behauptet (nach Ellwood) vom Affen Hanuman abzustammen, als geschwänzte Rana, die von den Vorfahren eine Verlängerung des Rückgrat besaßen. In der Fürstenfamilie des Sileus (in Afrika) fand sich der Schwanz als ein natürlicher Körperanhang (nach Diodor). Nach den Mandan ist der grosse Geist geschwänzt und erscheint bald als Greis, bald als Jüngling. Die Indianer lassen nach Vertilgung des ersten Menschengeschlechts dasselbe durch Thierverwandlungen ersetzt werden. Aus den durch den grossen Geist erschaffenen Thieren wurden Einige in Menschen übergeführt und traten dann als Jäger auf. Der zwischen Tunja und Sogamoza durch die Luft fahrender Feuergeist Fomagata verwandelte bei den Muyscas Menschen in Thiere. Beim Saecularfest fürchteten die Mexicaner die Verwandlung der Menschen in Thiere, der Kinder in Mäuse. Damit die Frauen nicht in Tiger verwandelt würden und sich an ihren Männern rächen möchten, sperrte man sie mit Dornen bedeckt, in ein Mais-Magazin. Die Camancas fürchteten die Rückkehr ihrer Verwandten in Gestalt von Unzen, um sich wegen schlechter Behandlung im Leben zu rächen. In Virginien verwandelten sich die Seelen*) der Häuptlinge in Singvögel, die sich bei Anbruch der Nacht sehen liessen. Nach Aristoteles gehen die Seelen der Dichter und Sänger nach ihrem Tode in Schwäne über. Auch der gallische König Cyknus wurde wegen seiner Gesangeskunst von Apollo in einen Schwan verwandelt. Die Hötschen oder Höppinen genannten Kröten büssen in Tirol als arme Seelen. Nach aztekischen Mythen wurde Jappan in einen schwarzen Scorpion und seine Frau in einen weissen Scorpion verwandelt, Jaotel in eine Heuschrecke. Die nach ihrer Mutter rufenden Kinder werden auf den Antillen in Frösche verwandelt. Ein Indianer auf Domingo wurde in eine Nachtigal verwandelt, aus Sehnsucht nach seinem Frennd Vaguomona (Peter Martyr). „Wenn nur die Nachtigall käme und thäte uns auflösen,“ klagt, den Tod wünschend, der am bairischen Lechraim auf dem Siechbett liegende Bauer (Panzer). Bei den Karaißen gelten die Fledermäuse für abgeschiedene Geister. Die Phoke legt jeden neunten Tag

*) Blackfellow tumble down, jump up White-fellow sagen (nach Lang) die Australier, die auch als Vögel oder Kangaruh wieder aufzuleben glauben. Die Zauberer oder Krodis senden und heilen Krankheiten.

ihre Fischhaut ab und wird Mensch (Thielo). Die (in Mexico) in Vögel verwandelten Menschen entfielen beim Untergange des Zeitalters durch Feuer (Tlctonatiuh oder das rothe). Die Gebeine des von Jaya erschlagenen Sohnes auf den Antillen verwandelten sich innerhalb des Kürbiss in Fische. Die Abiponer erzählten Dobrizhoffer oft deutlich vor ihren Augen die Verwandlung der Zauberer in Tiegcr gesehen zu haben, und auch in Abyssinien sieht man die Hyänentatzen hervorzunehmen. „Dies Weib ist nicht verwandelt, sondern eure Augen sind verblendet“, sagte der heilige Macarins, als er durch Uebergiessen mit Weihwasser die Stute wieder zur Fran machte (Calmet). Bei der buddhistischen Metempsychose geht die Seele in dasjenige Thier über, dessen spezifische Eigenthümlichkeit dem während des Lebens ausgebildeten Character am Meisten entspricht, und wie sich dem Indianer im eindrucksfähigsten Jünglingsalter die seiner individuellen Stimmungsweise entsprechende Thierform als Manitu offenbart, so körpert sich der Tahitier beim Tode in seinen Atua ein, der in Thiergestalt an seinem Sterbelager erscheint. Die Seelen der Karai ben gelangten an das Sonnenhaus Huju-ktu, aber die der Schwachen und Bösen wurden in Thiere verwandelt. Bei den Tlaskalanern war die Seelenwanderung aristocratisch geordnet, indem sich die Seelen der Vornehmen in Singvögel verwandelten, die der Gemeinen in Wiesel und Käfer. Unter den Natchez gingen die Seelen der Häuptlinge zur Sonne, die des Volkes in Thierleiber ein. Bei den Battas wohnte Diebata, der höchste Gott, im siebenten Himmel und selbst die Seelen der Adligen gelangten nur bis in den sechsten Himmel, wo sie mit den Göttern des Lichtes und den Menschenrichtern zusammenweilten. Die Seelen*) der Uebrigen mussten sich mit dem dritten Himmel begnügen, den Aufenthalt der Götter menschlicher Lebenszeit, während der zweite Himmel von den obersten der bösen Geister mit dem Vogel Garuda bewohnt war, der unterste von der weiblichen Suite des Bösen mit ihrer Dienerschaft. Der vierte Himmel war dem Gott der Pflanzen und Arzneien, der fünfte dem Gott der Ernte zugewiesen. Auf Tonga gingen die Seelen der Edlen nach Bolotu, die des gemeinen Plebs wurden vom Riesenvogel gefressen.

Nach den Aleuten stammen alle Menschen von einem auf Umiak heruntergefallenen Hunde ab, der zwei Junge warf, ein männliches und ein weibliches. Diese hätten noch Hundepfoten gehabt, aus ihrer Paarung aber seien vollkommene Menschen entstanden (Sarytschew). Die römischen Larenbilder waren mit dem Fell des Hundes, als ihres Attributes, bekleidet. Als Symbol der Treue und des Schutzes wird der Hund Katnis, der die Siebenschläfer in der Höhle bei Ephesus bewachte, als Talisman obenan auf Briefe gesetzt.

*) *Me he (Mansa) will devour in the next world, whose flesh I eat in this life, thus should a flesh-eater speak, and thus the learned pronounce the true derivation of the word Mansa or flesh (bei Manu).*

Anubis trug den Kopf der Hunde, die ihn als ausgesetztes Kind gefunden. Als Herr von Benares reitet Siwa auf einem Hunde. Die Verehrung des Hundes in Aegypten hörte auf (nach Plutarch), als der Hund allein von dem Fleisch des durch Kambyses getödteten Apis gekostet. Die Perser lassen den ihnen heiligen Hund dem Sterbenden ins Auge schauen, damit ihm der Weg ins Jenseits leichter werde. Es war ein günstiges Zeichen, wenn der Hund ein am Munde des Todten steckendes Stück Brot frass. Die Eskimos legen Hundeschädel auf die Gräber von Kinder, damit sie in der anderen Welt einen Führer hätten. Die hellenische Unterwelt wurde vom Cerberus bewacht. In Tirol zeigt der Hund durch sein Geheul einen Todesfall im Hause an (in Insbruck). Bei den Cherokees verkündet der Hund durch klagliches Geheul die Fluth, so dass sein Herr Zeit hatte ein Boot zu besteigen und so durch ihn gerettet wurde (wie das Capitol durch Gänse). Die Tempelhunde im Heiligthum des Hephästos spürten den sittlichen Werth der Eintretenden heraus. Czernobog (Carni-Bu) wurde von den Slawen als schwarzer Hund dargestellt. Unter den Kolong auf Java hielt jede Familie einen rothen Hund zur Verehrung. Die Kirghisen leiteten sich von einem rothen Hunde (Kizin-taizan). Hunde, die (ausser den Geiern) an dem Frasse einer in der Steppe ausgesetzten Leiche Theil genommen, wurden bei der Heimkehr durch den Geruch erkannt und als unrein von den Kalmücken fortgejagt (Zwick). Die Tufan stammten (in Tibet) von einem Hunde. Priccolitsch, der böse Geist der Walachen, tödtet Nachts als schwarzer Hund Thiere, die er anstreift und die er dadurch zur eigenen Erfrischung ihrer Lebensäfte beraubt. Agrippa von Netelsheim diente der Teufel in Gestalt eines Hundes mit magischem Halsband. Nach dem Rabbitor zeigt das Heulen der Hunde die Ankunft des Elias an. Im Hungericht (im Blicscasteller Amt) sitzen 21 schöpfen, haben ein Porson im Gericht, den man den Hun nennt, solcher gebeut den 21 schöpfen, wenn man einen Hinrichten will, zuesam; solcher hun, wenn man den Uebelthäter hinrichten will, muss dreimal wie ein Hundt auss der Usweiler Heckchen bellcn (s. Mone). Der Unterrichter wird später in echtfränkischen Gegonden hunno (Hunne) genannt und hunn hiess bei den Franken eine grosse Zahl. Als vom Hunde stammend, erhielten die Hiongna (Hunnen) von den Chinesen die Bezeichnung Ti (Shan-Youang oder Barbaren der Berge). „Huntari (hunderi oder hundred) ist mit κέντρον, centrum oder canton (Kante) zu vergleichen (Stock, Stab, Grenzzeichen, Grenze, begränztes Gebiet). Der Hunne ist von κεντήν benannt, dem Antreiben, Eintreiben* (als whipper-in). „So hiessen die auserlesenen Renner, die (nach Tacitus) bei den Germanen den Reitern untermischt waren (centeni ex singulis pagis). Der Hund könnte als Läufer so benannt sein. Hunter oder Jäger (Ross und Hund) unterscheidet sich von hinthan (stossen, laufen) nur durch den Ableitungsconsonant.* Im Anschluss an die hunnischen Spitzköpfe heissen die Szekler (der Rückstand des hunnischen Heeres) bei den als Attila's Erben in Europa eingetretenen Ungarn

noch jetzt die Hundsköpfigen, wie im Mittelalter Hundsköpfe in Asien abgemalt wurden. In einigen Theilen Peru's hiessen die Priester Alleo (Hund) und in Huanea wurde in dem Tempel ein Hund verehrt, um ihn nach dem Mästen zu essen. Die Shoshones nannten den Coyotl (*canis latrans*) ihren Ahn; die Göttin der Geburten hiess (bei den Azteken) Itzcuinam (Hündinnen-Mutter).

In den Bärenliedern lässt der Wogule den Bären, ein Kind des höchsten Gottes, aus Neugierde auf die Erde herabkommen, wo er umherirrend, sich an Beeren gütlich thut und im Winter sein Nest baut. Wenn von dem Jäger aufgespürt, fährt die abgeschiedene Seele des Thierkönigs wieder zum Himmel und überbringt die beim Schmause im Dorfe, (wohin der todte Bär geschleppt wurde), dargebrachten Opfer dem höchsten Gotte. Aus dem beim Mahle geworfenen Knochen des Riesenbären, dem Menaboseho's Enkel mittelst des vom östlichen Propheten gegebenen Talismanes sein kostbares Halsband geraubt hatte, entstand das Bärengeschlecht (nach den Odjibberays). Die Goldi opfern den gezähmten Bären beim festlichen Schmaus. Bilder von Bären wurden in Yneutan als Hausgötter verehrt. Der Ostjake schwört auf die Haut des Bären, der den Meineidigen zerreißen wird. Nach brauronischer Sitte wurden der Artemis Bären geopfert unter der Verkleidung in Bärenfelle (Arkteusis). Vor einer Vermählung in Athen musste die Braut vorher der Artemis als Bärinn (bei Branronfeste) geweiht werden. Nach Glauben der Norweger können sich die Lappen in Bären verwandeln. Es ist eine grosse Sünde, nach den Itälmenen, in die Fusstapfen eines Bären zu treten und schält sich dadurch die Haut vom Fusse ab. Der grosse Bär oder Wagen wurde bei den Abiponen verehrt. Der grosse Bär oder die Bärin (Okuari) wird von drei Jägern verfolgt, (die Sterne des Schwanzes). Die Algonquin sehen gleichfalls im Bären einen *Ursa major*. Nach den Mandan soll der Wagen oder grosse Bär (Iehka-Schachpo) ein Hermelin sein. Beim Feste des grossen Bären oder Wagen (im Sommer) binden sich die Brusilier die Flügel des Vogel Kohituh an die Arme.

Als Chapewich, der erste Mensch der Hundsruppen, die durch die Ratten heraufgebrachte Erde auf die Wasseroberfläche gelegt und daraus eine Insel gebildet hatte, setzte er als erstes Thier den Wolf hinauf, der auf dem schwankenden Boden umherlaufend, denselben weiter und weiter ausbreitete. Der Mingo-Stamm der Arikurras nennt den ersten Menschen Ihksehu (Szi-ritsch) oder Wolf (Pakatsch oder Prairienwolf). Mit den Wölfen auf die Jagd gehend, zeigte sich Menabozho weit ungeschickter und wurde von ihnen verspottet. Als er sich wieder in einen Menschen verwandelt, blieb einer der Wölfe als Jäger bei ihm zurück. Der wie die Sonne glänzende Wolf, den der vater- und mutterlose Knabe in der Schlinge fängt, herrscht nach tartarischer Heldensage über 600 Wölfe, als Bürü-Chan oder Wolfsfürst, der bald als Wolf, bald als Mensch lebt (Castren). Apollo's Wolf war Lichtsymbol (*Arkos* und *lux*) in *λυκαβας* und so der lykäische Zeus in Arkadien

(auf dem Berg Lycäus). Als Sohn der Leto, der Wölfinn der Hyperboräer-Sage, war Appollo Lykeios oder Lykoreus und Artemis Lykaia. Mars ward auf etruschischen Aschengefässen mit einem Wolfskopf*) dargestellt. Fenrir, Loke's Sohn, verfolgt in Wolfsgestalt den Mond, als Mänagamer (lunae canis). An Odin's Throne sitzen die die Wölfe Geri und Frecki. Schon in den scandinavischen Sagen spielen bei Fürstenkindern die ebenso in Arkadien bekannten Verwandlungen**) in Wölfe, die später in den Geschichten vom Wärfwolf oder Ghierwolf zurückblieben, von *λυκάνθρωπος* oder *κυνάνθρωπος*, Versipellis n. s. w. Die Lycanthropie wird zu der insania zoanthropica unter der insania metamorphosis gerechnet. Sleemann erwähnt mehrerer durch Wölfe entführter Kinder in Indien und ein Knabe im District Chandaur, der seinen Eltern zurückgebracht wurde, 1846, behielt trotz sorgsamster Pflege alle Gewohnheiten eines Hundes bei. Die Zauberer der Irokesen können sich in Thiere verwandeln und als einer derselben als Unglücksvogel ein Sterben verursachte, fand man den abgeschossenen Pfeil im Leibe des Zaubers, der daran starb, wie man, nach deutschen Sagen, die Hexe mit der dem Wärfwolf oder dem Nachtmur zugefügten Wunde im Bett findet. Die Jounce genannten Zauberer der Araukaner verwandeln sich in Vögel, die auf ihre Feinde Pfeile abschiessen, die der Brasilier in Tiegern. Die Zaubers (Texoxcs) in Nicaragua waren in Thiermetamorphosen erfahren. Bei den Wenden heissen die Hexen, die in Gestalt einer Katze erscheinen, Koslareiza. Der Spuckgeist Ekerken (bei Cleve) springt in Gestalt eines Eichhörnchen auf der Landstrasse umher. Der Tiegern ist bei den Abiponen die Verkörperung des bösen Geistes. Die wie Kühe brüllenden Prötiden wurden von Melampus (nach Ovid) geheilt und die Wasser der Quelle bei Klitor, worin derselbe die Purgamina mentis warf, hatten seitdem (nach Vitruvius) die Kraft, den Wein meiden zu machen. Im Monat December darf man den Wolf nicht bei Namen nennen, sondern nur „Gewürm“, sonst wird man von Wärfwölfen zerrissen (in Ostpreussen). Wie die Indier den Tiegern, der ein menschenfressender Mantiegern sein könnte, zärtlich Onkel nennen, schmeicheln die Tagalen dem Krocodile als Nono (Grossvater), die Finnen dem Bären als „lieber Alter“. Der Löwe, wenn höflich gegrüsst, verschont in Congo die Begegnenden und Frauen immer. Traf der Quiche einen Tiegern auf seinem Wege, so rief er ihm zu: „Ich habe keine Sünde begangen“.

*) Die Shalish in Oregon verehren den Wolf, weil er früher mit übernatürlichen Kräften begabt gewesen. Nach den Algonquin war der Wolf ein Knabe, der sich in dieses Thier verwandelt, weil ihn seine Eltern vernachlässigt. Von allen Aegyptern essen noch jetzt die Lykopoliten allein das Schaf, weil der Wolf, den sie für einen Gott halten, dasselbe thut (Plutarch). Quod male eveniat vianti si lupus aut ovis per viam sibi currit, et bene si lupus aut coluber (Nicolaus Dnnkelspöhel) 1433. In Thiergehegen der argivischen Hera zu Timavns im Veneterlande wurden auch gezähmte Wölfe gehalten.

**) Evil spirits are supposed to have the power at times of changing men into tigers in Cochín, such being subsequently distinguished by having no tails (Day).

In den Bergen der Kamen-boran begleiten zwei Tieger den zu den heiligen Plätzen Pilgernden, um ihn zu zerreißen, wenn er es in den Ceremonien, die ihrem Herrn schuldig sind, versehen sollte. Orlich sah in Sakkar (in Sindh) einen Tieger, den das Volk zu Ehren des dort begrabenen Heiligen unterhielt. „Die Esthen nennen den Bären Lajjalg oder Breitfuß, den Wolf Hallkuhb oder Granrock und sind der Meinung, dass sie ihnen dann nicht so viel Schaden zufügen würden, als wenn sie dieselben mit ihren eigentlichen Namen nannten. Auch den Hasen nennen sie nicht, weil selbiger sonst ihnen auf dem Rocken Felde viel Schaden thun würde“ (Böcler). Den Wallfisch und die Orca verehren die Kamschadalen aus Furcht, dass sie ihre Baidaren umwerfen könnten, und ebenso Bär und Wolf. Sie haben Formeln, womit sie diese Thiere besprechen, nennen auch niemals ihre Namen, sondern sprechen von ihnen nur mit dem Ausdrucke Sipang (o Unglück). Sie glauben, dass alle Thiere ihre Sprache verstehen.

Die den Kriegern folgenden Leichenthiere sind siegreiche Zeichen, und beim Getöse der Schlachten freuen sich, gleich dem Adler (oder doch dem Geier), „der schlanke Wolf im Walde und der wolkenschwarze Rabe“, die heiligen Thiere Odin's, wie vom Rabe und Wolf die Indianer des nordwestlichen Amerika ihre Herstammung ableiten. Die Wölflinger zu denen Hildebrand gehörte, stammten vom Wolfe, wie die Welfinger in späterer Mythe ihren Namen aus der Verwechslung der ausgesetzten Kinder mit jungen Hunden erklärten. Von Lupa war Romulus gesäugt und von der Cyno oder Spako (Hündinn) genannten Hirtin Cyrus. Nach Aelian bringt die Wölfin während 12 Tagen und 12 Nächten unter grossen Beschwerden ihre Jungen zur Welt und in 12 Tagen und 12 Nächten war Latona aus dem Hyperboräerlande nach Delos gekommen, um dort Apollo und Artemis zu gebären. Die Tngus oder Dulgassen stammten von einer Wölfin und die Soa-Gui (Kaotsche) oder Tele (Chili) leiteten sich von einer hunnischen Prinzessin ab, der ein Wolf beigeohnt. Der Batachi (erbliche Fürst der mongolischen Khanen) erkannte als Stammeltern einen blauen Wolf und eine weisse Hirschkuh. Die Toukiou am See Si-Hai stammten vom Wolf, die Mongolen vom Grauwolf (Burtetschino).

Die Wärwölfe hausen besonders in den Zwölftuächten und fressen Fohlen (nach deutschem Volksglauben). Das Anlegen eines Gürtels diene zur Verwandlung*) in Wärwölfe. Eine in einen Wolf verwandelte Tagelöhnerfrau raubte (in Tirol) Stücke der Heerde (s. Panzer). Die Wärwölfe wer-

*) Signis in Calendas Iannarii in cervulo au vetula vadit id est, in ferarum habitus se communicant (committant) et vertuntur pellibus pecudum et assument capita bestiarum qui vero taliter in ferina species se transformant III annos poeniteant, quia hoc daemonicum est (Theodor von Canterbury). Niemand begehe an den Calenden des Jannar die Abschenlichkeit und Abgeschmacktheit, dass er eine junge Kuh, einen Hirsch oder Riesen (jetticos) spiele (St. Eligius). Die Zanberer Centralamerika's gebrauchten Thiermasken beim Fest des Fomagata.

den erkannt an dem Zusammenwachsen der Augenbrannen über der Nase. Der das Wolfshemd (úlfahamr) Anlegende bleibt neun Tage verzaubert. Wenn Sigmund und Sinfiotli schliefen, hingen neben ihnen die Wolfshemden. Die Neuren gelten (nach Heradot) für Zauberer (γοργες), weil sich Jeder von ihnen auf einige Tage in einen Wolf verwandelt und dann wieder zum Menschen werde (wie noch jetzt in Volhynien oder Weissrussland). Zu St. Augustin's Zeit hat man oft gesehen, wie sich ein Mensch in einen Wolf verwandelte. „In das Gebiet der Lichtempfindungen aus inneren Ursachen gehören eine Menge von Lichterscheinungen im Gesichtsfeld, welche in allerlei Krankheitszuständen des Auges oder des ganzen Körpers auftreten, bald über das ganze Feld ergossen, bald räumlich begrenzt, und im letzten Falle bald in Form unregelmässiger Flecken, bald als Phantasmen, Menschen, Thiere n. s. w. nachahmend“ (Helmholtz).

Bei den Tartaren des Altai lebt der schwarze Fuchs als das Mädchen Utjú-Arax unter der Erde mit ihrem Vater Ujnt-Chan, Uebeles auf Erden wirkend, bis sie von Kanna Kalas gebunden und zu Tode gepeitscht wird. Der Götze von Tetzcutcinco stellte einen Fuchs (Coyotl) dar. In den Fabeln der Neger spielt der Haase die Rolle des schlaunen Reineke, der in Japan eine göttliche Wesenheit repräsentirt, die sich überall*) und nirgends findet. In den Bornu-Fabeln ist der Jackal Priester aller Waldthiere und mit vielen Arten der Zauberei vertraut (s. Kölle), und ähnlich spielt der Jackal in indischen Mährchen. In Rom band man am Fest der Tellus Füchsen, als Symbol der rothen Flamme, Fackeln an die Schwänze (nach Ovid) und jagte sie durch die Felder (wie Simson). Der Name Tahmurath, (unter dem die Menschen die Schreibekunst erlernten, sowie die Gewebe-Bereitung aus Pflanzenstoffen und thierischer Wolle), bedeutet „starker Fuchs“.

In dem T'Emseh genannten Crocodil (dem Gott Sawak auf den Monumenten gehörend) wurde das dem Osiris feindliche Prinzip verkörpert gedacht, in Ombos dagegen, wo es friedlich im Tempelhofe lebte, brachte man sein Hervorkommen mit der Fruchtbarkeit des Landes in Verbindung, sowie mit der Ursache desselben dem Steigen des Nil's. Die Ashantie setzen dem Crocodil Opfer von Hühnern ins Schilf und dann kommt es auf das Locken eines Priesters hervor. In einigen Teichen bei Knrachee werden heilige Crocodile gefüttert (s. Orlich) und ebenso in siamesischen Tempelhöfen. In Arsinoë sah Strabo das in Tentyra als Bild des Typhon verabscheute Crocodil vom Priester gehegt. Wolkow, der Gründer von Slowensk, lebte als Crocodil im Wolkow-See, wo er von Tenseln erstickt, von den Anwohnern aber durch Todtenopfer verehrt wurde. Den Aegyptern

*) Selon la croyance populaire (accordant au tigre la don d'ubiquité) le génie du tigre erre partout et entend les propos de ceux, qui parlent mal de lui. Aussi l'Anamite évite-t-il avec soin de parler de Ong-cop (monseigneur letigre) oder nur sehr chrestbietetig und seine Fusstapfen grüssend (s. Richard).

stellte das Crocodil (*σ' Κροκόδειλος*) das Abbild der Gottheit vor, als zungenlos (*ἄγλωσσος*), da das göttliche Wort der Stimme nicht bedürfe (Pintarch). Varuni, von den Macuas oder Fischern an der Küste Coromandel als Meeresherr verehrt, reitet auf einem Crocodil, die Tagalen auf den Philippinen bauen dem Crocodil Tempelbüthen im Ahnendienst, und am Menam haust es an den Capellen, als rächender Diener des Dämon. In Afrika wurde das Crocodil bei Dix-Cove verehrt. Wie der Ichneumon das Crocodil durch Hineinkriechen vernichtet, überkömmt in Tirol das Hermelin den Wurm durch Anblasen mit dem Springkraut (s. Panzer). Wenn die Bakuenas einen Alligator sehen, speien sie ans, sprechend: „Hier ist Sünde“.

Nachdem die Fluthen Alles in eine Wüstenei verwandelt, und die wilden Thiere auf den Stätten der Menschen wohnten, liess der (mit Noah vergleichene) Kaiser Yao in China die Wälder niederbrennen und das Wasser ableiten. Die indianischen Mythen Nordamerikas über den Schlingenfänger der Sonne sprechen von einer Zeit, als noch die Thiere auf Erden herrschten und ebenso die birmanischen Chroniken. Nach der Zerstörung Promes, sagen sie, waren die nach der Insel Johnlut (dem späteren Pagan) geflüchteten Ueberreste des Volkes, so schwach geworden, dass die wilden Thiere auf Erden geboten und als Tyrannen der Menschen von diesen Tribut verlangten, bis der Sonnensohn Piu-min sie davon befreite und sich mit der, wie Andromeda, zum Opfer bestimmten Tochter des Sannudirat oder Damateajah vermählte, des zur Herstellung der Ordnung (gleich dem Medier Dejoes) von den Gemeinden erwählten Richters. Kajomors, der Ahn der persischen Königsgeschlechter, errichtete seinen Thron auf den Bergen, wo zur Huldigung die wilden Thiere*) herbeikamen, die in Thracien Orpheus durch seine Leier zähmt (während sie der Jäger Nimrod durch gewaltige Stärke bändigt). Als sein Sohn Siamek von dem schwarzen Div getödtet worden, zog sein Enkel Houscheng gegen diesen Sprössling Ahriman's aus, an der Spitze eines Heeres von Peri und Thieren, wie auch Rama seinen Sieg den von Hanuman als Bundesgenossen zugeführten Affen verdankt. Wie in Mecone oder Sicyon Götter und Menschen, rechteten am Feuer von Teotihuacan Heroen und Thiere, als nach dem Untergange der vierten Sonne Nanahuatzin in der Unterwelt gegangen, um als Sonne verklärt zu werden. Als die Thiere sich verwettet hatten, weil ihrem Ausspruch entgegen, die Sonne im Osten aufgegangen, wurden sie von den Heroen geopfert und zum Andenken an diese Sage wurden noch später die regelmässigen Wachtelopfer fortgesetzt von den Menschen, den Erben der Heroen, die auf das Verlangen der durch Cidli's Pfeilschuss erbitterten Sonne sich mit Xolotl dem Tode

*) Aus einer Gegend in Libyen wurden die Menschen (nach Diodor) durch Elefanten vertrieben, vom Flusse Ass (in Aethiopien) durch Löwen (ohne die Mücken), dann die Nachbarn der Akisophagen durch Giftspinnen und Scorpionen, ein medisches Volk durch Sperlinge, ein italisches durch Feldmäuse, die Autariaten durch Frösche. „Unter Herkules unsterbliche Thaten gehört die Vertreibung der Vögel am See Stymphalus.“

weihen musste. Niemand hat ein Anrecht*) auf die Insel Prydain (Brittannien) ausser der Kymrischen Nation, die vor jedem lebenden Menschen dort ankam, als das Land nur von Bären, Wölfen, Bibern und Büffeln bevölkert war, sagen die wallisischen Triaden. Bei den Hottentotten gewinnt der Einzige Mensch (Gurikhoisib) den Thieren Alles ab und besiegt sie, als sie murren (s. Hahn). Nach den Australiern am unteren Murray gab es nur Vögel und Thiere, während das Land ohne Sonne in Dunkelheit gehüllt war. In Folge von Streitigkeiten zwischen einem Emu und seiner Gefährtin wurde ein Ei vom Himmel geworfen und zerbrach an einer vom guten Geist dorthin gestellten Holzsäule. Mit dem ansströmenden Licht ging die Sonne auf und solche Thiere oder Vögel, die ihre Gefährten wohlwollend unterstützt hatten, wurden in Menschen verwandelt (Beveridge). Die in der Erde wühlenden Ratten des Nordens (Fenschü genannt) starben (nach dem Schinyking) vom Licht der Sonne berührt. Zur Zeit als die Riesen noch auf Erden wohnten, gab es nur noch wenige Menschen. Diese wurden von den Riesen nicht viel beachtet, aber Hund und Katze merkten, dass die Menschen einst die Herren der Erde sein würden, und schlossen sich ihnen an (zu Hooksiel in Odenburg). Daraus entspinnt sich dann ein Rechtstreit, der zu Gunsten der Thiere entschieden wird, aber das von der Katze verborgene Pergament wird von den Mäusen gefressen, weshalb sich der Hund mit ihr verfeindet (Strackerjahn).

In Schlangengestalt ringeln sich die frühesten Eingeborenen aus der heimathlichen Erde, der sie entsprossen sind, mit Schlangelnwurzeln stand der Vorfahre amerikanischer Stämme, als Baum, in der Erde. Die Mexikaner verehrten das mythische Schlangenweib Cihuatcohuatl als Mutter des Menschengeschlechts, wie auch Rhca, die Göttermutter, sich in Schlangen verwandelte, und der zur Schlange gewordene Mensch wird als Grossvater von den Monnitarris verehrt, die beim Rauchen stets für ihn zuerst das Mundstück der Pfeiffe in die Luft halten. Die Majas feierten in dem Schlangengott Votan ihren Helden, die Zacatecas opferten Menschen den Schlangengöttern, (die dreizehn Culebras der Chiapanesen), die Natchez setzten die

*) Decian los Indios de los Antia que las eulebras y los tigres eran naturales de aquella tierra, que como señores de ella merecian ser adorados, y que ellos eran advenezidos y estrangeros (Garcilasso de la Vega). In two parishes alone during the last few years of the native administration fifty six villages with their commnal lands had all been destroyed and gone to fungle, caused by the depredations of the wild elephants" (from the Collector of Beerboom to the Board of Revenue, dated April 1790) and an official return states, that forty market towns throughtout the district had been deserted from the same cause (Hunter). Die Bewohner der (von den Amazonen gegründeten) Stadt Themiscyra am Thermodon sendeten Bären und andere wilde Thiere, sowie Bienenschwärme gegen die Arbeiter des Lucullus, als sie belagert wurden. Die Einwohner des aethiopischen Palmengarten lebten zum Schutz gegen die wilden Thiere auf Bäumen (nach Diodor). Am Laanitischen Bnsen hatten die Hirten täglich mit den Löwen, Pantheren und Wölfen der Wüste zu kämpfen. Decius liess Löwen (aus Africa) in Arabien los, zur Vertilgung der Eingeborenen. In Pegu werden mitunter Dörfer der Tiger wegen geräumt.

heilige Schlange auf den Altar des Sonnentempels und auf Gnadelaide waren die Füße der Götzen mit Schlangen umwunden. In Peru wurde der Gott des Reichthums (Urcagua) als Schlange gedacht, in Fnda bildete (nach Isert) die Schlange die Nationalabgottheit, in Whydah waren die heiligen Schlangen von den Geistern der Abgeschiedenen beseelt, und solche erkennen die Kaffer in den neben der Hütte gefundenen Schlangen, wenn sie bei Berührung mit einem Stocke nicht zischen. In Epirus wurde (nach Aelian) Drachen verehrt, in Thessalien (nach Aristoteles), in der Grotte des Trophonium in Böotien (nach Suidas) und so in Phrygien, Egypten, Babylon etc. Die Schlangengöttin Coatlicue (Mutter des Huitzlopochtli) empfing auf dem Schlangenberge Coatepeo bei Tula ihre Verehrung als Blumengöttin. In Aegypten gab es von Schlangen (*ἀσπίδες*) sechzehn Arten. Die *Θέρμουθις* wurde allgemein verehrt, diente zum Kopfschmuck der Isis und hatte Schlupfwinkel in allen Tempel, wo sie mit Kälberfett (*στέαρ μόσχου*) gefüttert wurde (nach Aelian). Die *ἱεροὶ ὄφεις*, die sich in Theben unschädlich bewiesen, wurde (nach Herodot) im Zeustempel begraben. Von *Vipera Cerastes* wurden Mumien in Theben gefunden (s. Wilkinson). Die Schlange, die nicht altern soll und ohne Glieder leicht hingleitet, wurde (wie Plutarch bemerkt) von den Aegyptern dem Stern verglichen. Von den Schlangen (Thornuthis) wurde besonders die Natter (*Coluber natrix*) gezähmt und in den aegyptischen Wohnungen gehalten, so dass sie auf Zeichen herbeikam und am Tische frass, wie sie in Volksmärchen aus den Milchnäpfen trinkt. In Melite wurde die Schlange *Parias* im Tempel des Heilgottes gefüttert. Die *Psyller* oder Schlangenbeschwörer (in Egypten) brechen (nach Wilkinson) der Giftschlange (*Cobra di capello*) die Zähne aus. Die Schlange *Refrof* oder *Apap*, der Feind der Sonne, griff in Egypten auch die Seele des Verstorbenen an, der sich gegen sie, wie gegen die Fantome der übrigen Thiere durch magische Formeln der Mysterien schützte, die Hut seiner Glieder verschiedene Gottheiten anempfehlend. Die Norwegischen Bauern bewahren die *Hoüd-Ormen* (Weisswurm) genannte Schlange als Heilmittel bei Viehkrankheiten und in Russland gilt als schützender Schlangendämon der häusliche *Zmok*, zu dessen Bekämpfung der böse Waldzmok herbeifliegt. Von fliegenden Schlangen wird in Australien gesprochen. Am Muskingon wurde (nach Heckewelder) die Klapperschlange als Beschützer verehrt, in Kaschmir der *Nagas-König* des Sees, bis der buddhistische Apostel *Kasyapa* ihn bannte. Die Malabaren vermeiden es die *Naga pombou* (*cobra-di-capello*) zu tödten, da sie für heilig gilt. Die Schlange des *Protimos*, die mit *Perkunos* und *Pikulos* in Romowe verehrt wurde, fütterten die Preussen mit Milch. Nachdem die Erde (das Land der *Muyscas* oder Menschen) bevölkert war, kehrte die schöne *Bacchue* oder *Tuzachogua* mit dem dreijährigen Knaben nach dem See *Iguague* bei *Tanja* zurück, unter dessen Wassern sie in Schlangengestalt verschwanden. In *Dahomey* waren die Schlangenfrauen (*Danh-si*) der Erdschlange (*Danh-gbwe*) vermählt (Burton). Die Epiroten

weissagten (nach Plinius) aus dem Fressen der Schlangen (wie die Römer aus dem der Hühner). Die in ihren Schwanz beissende Schlange der Egyptianer stellte (n. Macrobius) das Bild der Ewigkeit vor, und die Schlange war das Symbol des auch mit einem Widderkopf dargestellten Kneph. Die Brahmanen in Indien bezeugen im Schlangensopfer dem unterirdischen Reich der Naga ihre Ehrerbietung. Die Midgardschlange wurde von Thor besiegt, und Apollo, der für den Mord Pythons oder Delphine's durch Admet entschuldigt werden musste, hatte seinen Dreifuss mit Schlangen umwunden. Im Bilde der Schlange personificirt sich der Begriff des Lebens, als Schlange gleitet die Seele fort, als Manenschlange, die auch zu den Hütten der Kaffern zurückkehrt und die als Chuti-chit vom Himmel gefallen (wie Lucifer oder gottlose König Indiens) neue Körper eingeht, die aber auch aus den Vögeln, worin die abgeschiedenen Seelen niederschweben, reden mag, als gefiederte Schlange, wie der Verführer in den Baumzweigen des Paradieses. In den Mysterien war die Schlange*) das Symbol der Verjüngung, aber die giftige Schlange diente zum Attribut des Czernobog. Die Heilschlange des Aesculap bedeutete, wie die cherne in der Wüste, den unschädlichen Gegensatz. Adam Kadmon stellte als $\delta \theta\acute{o}\varsigma \delta \acute{\alpha}\rho\chi\alpha\iota\omicron\varsigma$ den Agathodämon vor, aus dem sich dann in der materiellen Welt der Kakodämon spaltete. Die Shawnees hören im Donner das Zischen der grossen Schlange. Nach den Algonquin ist der Blitz eine gewaltige Schlange, und unter den Bäumen, die getroffen, wurden oft grosse Schlange gefunden, hörte Buteaux (1637). Indem das Gift der Schlange eindrang, verdunkelte und vergrößerte sich die menschliche Natur und der Mensch erhielt seinen materiellen Körper (in der Cabbala). Dies wird symbolisirt durch die Felle, mit welchen (in der heiligen Schrift) Adam und Eva nach dem Sündenfalle von Gott bekleidet wurden.

Mit zunehmender Gesittung wurde die Verehrung der wilden Thiere, deren Schrecken mit Ausrodung der Wälder verschwand, durch die dankbare Hochhaltung der nützlichen Hausthiere ersetzt, und in der malayischen Sage von Menangkabow besiegt der Büffel den Tiger, der früher als Rajah die Wälder beherrscht hatte), als die Ansiedelung gegründet wurde. Eine entgegengesetzte Fassung findet sich in Argos, als in der Nacht nach der Ankunft des egyptischen Danaos, ein Wolf in die Heerde fällt, mit dem Leitstier kämpfend, und nun der aus der Fremde gekommene Danaos mit dem Wolfe, Gelanor mit dem Stiere verglichen wird, und jener als Sieger die Herrschaft zuerkannt erhält. Den Buräten sind die Geister geweihter Pferde heilig. Die Jakuten verehren weisslippige Hengste, in deren Gestalt der Eschejt, ein Mittler zwischen den Menschen und den Himmlischen, im Ulus

*) „Who is a manito?“ asks the mystic meda chant of the Algonkins. „He (is the reply, he who walketh with a serpent, walking on the ground, he is a manito“ (Brinton).

lebt und vor Unglück schützt. Kulate Mirgan bütet (im tartarischen Mährchen) Volk und Vieh auf seinem weissblauen Ross. Wotan ritt den Schimmel Sleipnir. Die Esthen liessen das Orakelferd über Spiesse treten. Für die Pflege des Pferdes war der Hausgeist Büffelkele bestimmt. Die Göttin Hel reitet auf dem hinkenden dreibeinigen, Pferde Helbest. Wie Zauberpferde bezeichnete Tatos auch einen Zauberer im Madjarischen, wird aber jetzt verwandt, um Etwas Wildes oder Unbändiges auszudrücken, bei Hengsten sowohl wie bei Menschen (gleich den Manika im Phrygischen). Die beim grossen Pferdeopfer des Acwamêda (um die Würde eines Chakrawarta oder raddrebenden Kaisers zu erwerben) freigelassenen Pferde (Acwamêdika oder Acwamêdiya) wanderten frei umher. Als die Kuh zitterte, wurde ein Mensch geboren, der sich ein Schiff baute und mit seinen drei Frauen bei der Fluth darin verblieb (nach dem apocryphischen Buch des Propheten Enoch). Heilige Kühe wanderten am Tempel der Anahit in Targon. Die Buzygischen Inschriften empfehlen den Ackerstier zu ehren, und ebenso Plakate von Shangay. In Birma stand Tod auf Soblabten. Die Maulesel, die die Bausteine zum Parthenon in Athen getragen, wurden freigelassen und einer im Prytaneum ernährt. Ziegen und Schafe galten (nach Douville) für Sitz der Gottbeit in Afrika. Saibet ist das in Folge eines Glühdies freigelassene Kameel, Ommo Bahirel deshalb, weil es zehn Junge geworfen. Bebram erschien nach den Persern als Kameel. Wassilet war eine heilige Ziege, die 7mal zwei Junge und dann einen Bock warf (bei den Arabern). Dem Hauptgotte unter den Bodd oder Statuen im Tempel zu Minnagara oder Mänekir wurde (ausser anderen Thieren) jährlich ein Pferd geopfert (nach dem Kitâb-alfirist) 987 p. d. In Akra ist der Buschhund, an der Goldküste der Leopard Nationalfetisch. Die Egypter bezeichneten das Zeichen des Löwen, als Haus der Sonne (nach Macrobius). Mit Thebe Tochter des Zeus und der Jodame) zeugte Ogyges, der älteste König, die Alalcomenia, die als Eidesgöttin mit ihren Schwestern Telxinöa und Aulis auf dem tilphusischen Heiligthum Bötien's, verehrt wurde, nur in Kopfbildern und Thierköpfen Opfer erhalten. Jedes zum Idol Al-Fuls auf den Berg Aga gelangende Thier war (nach Antara) frei und der Priester trieb verlaufenes Vieh weg, bis Malik das Kameel seiner Gastfrenndin, trotz Verwünschungen der Priester fortführte, und als er unverletzt blieb, entsagte Adi dem Götzendienste, sich erst zum Christenthum, dann zum Islam bekehrend. Kayomorts wurde aus dem Urstier Abudad wiedergeboren. Die Kuh Audhumbla ernährte Ymir mit den vier Milchströmen ihrer Euter und leckte aus dem Salzfelsn Buri (Geborenen oder Sobn) hervor. Die Wunderkuh Kamdbewa vernichtete, ehe sie zum Himmel zurückkehrte, das Heer des Kärtarwirjas oder Pärtbas, an dem der von Kacjapa erzogene Ramas (als Paraçu-Rama mit dem Beile) den Mord seines Vaters Dschamdagajas rächte, und Feridun überwand mit seiner Keule (wie es der Mobed Zirek prophezeit hatte) den Zohak, der, wie sein Vater, die schöne Kuh

Purmajeh getödtet hatte. Die heilige Kuh Surabhi, als Urmutter der Kühe, erfüllte alle Wünsche (bei den Indiern). Der Hirt zu Wichendorf erhält (nach westphälischen Sagen) von einem bunten Stier Geschenke. Der vom höchsten Gott erschaffene Bucha Nojau (Stierfürst) stieg als Himmelstier zur Führung der Schamanen auf die Erde hinab an die Ufer des Baikalsee's. Die Stimme von Manu's Stier vernichtet Asurens Feinde, wie Eystein's Kuh Seihulia. Die Kuh Sahala erzeugte durch ihr Brüllen dem heiligen Kasishtha eine Armee, um den Forderungen des Königs Visvamisras zu widerstehen. Komdei Mirgau enthauptet (nach den Tartaren) das neunköpfige Unthier Djilbegan, das auf einem vierzighörnigen Stiere reitend, aus der Erde emporsteigt. Siva heisst der schreckliche Ochseureiter in seiner furchtbaren Wandlung, während sonst der Pflugochse sein Vehikel bildet. Indem Dionysos, Sohn der Persephone, zuerst Ochsen an den Pflug spannte (während hisher das Feld nur durch Menschenhände bebaut wurde) erhielt er zum Abzeichen Hörner. Gallische Alterthümer zeigen (nach Girault) einen Ochsen mit dem Fuss auf einem Ei. Der Büffel heisst Manito wais se oder das Thier des grossen Geistes (nach Tanner). Bei den Thierversummungen der Mandan wird der Bisontanz aufgeführt. Nach Gomara sah De Ayllon helle Stiere am Cap Hatteras Heerden von Hirschen (ciervos) halten und Käse machen (von Rennthieren). „Man zieht hier den Hirsch auf, wie im Mittelreich das Rindvieh und aus der Milch der Hirschkühe machte man Butter,“ heisst es im chinesischen Bericht (499 p. d.) über Fusang. Der hirschähuliche Wiederkäufer (das Lama) diente den Quechua (denen die Milchwirtschaft fremd war) zum Lasttragen und seine Wolle. Caesar schien das Rennthier Germanien's dem Hirsch nicht unähnlich. Die aus Java, Carthago, England, Thüringen, Kambodia bekannten Sagen der Dido-List widerholen sich in Siebenbürgen, wo ein Hirte durch Zerschneiden einer Büffelhaut die ihm geschenkte Erde, so sehr vergrössert hat, dass (nach Müller) Hermannstadt dort gehaut wurde. Bei den Wakuasi oder Eloikoh wird Enjemaasi von Neiterkop im Zähmen*) der wilden Ochsen unterrichtet (s. Krapf). Indra hringt die von Ahi geraubten Kühe zurück, Mercur (als Herakles) die des Cacus. Am Mithras-Tage (dem Feste Kaou-Kyl) entflohen eine Schaar Perser aus dem Lande der Türken und brachten die geraubten Kühe zurück (nach Kazwini). Der Elephant ist das Symbol Ganesa's, den Hinterindiern die letzte Einkörperung Buddha's. Als Airavati bildet der dreiköpfige Elephant das Reitthier Indras. In Libyen wurden die gestorbenen Elephanten unter Absingen von Hymnen begraben und die Neger von Ursue (bei Christiansborg) verehrten Elephanten. Von Verona, wo die Geheine des heiligen Esels als Reliquien im Kloster aufbewahrt wurden, verheiratheten sich die Eselsfeste (nach Beauvais), bei denen nach der Messe das Knie vor dem Esel gebeugt und sein Yahnen nachgeahmt wurde. Die

*) Virum vero abactorem boum colentes, hunc Mitbram ajunt (Firmicus).

Spitzmaus wurde ihrer Blindheit wegen verehrt, weil die Ägypter (nach Plutarch) die Finsterniss für älter hielten, als das Licht. Durch das Renanthieropfer weihte der Lappe jährlich das neue Bild des Tiermes. Am Bonny wurde der Hai verehrt, in Whydah der Schwertfisch. Die Brahminen fütterten Fische im Teiche bei Andschar und in der Moschee von Orlah werden heilige Fische gehalten. Damit der grosse Fisch im Staffelberg dem Schweif nicht aus dem Munde lasse und so die ganze Rhein- und Main-Gegend überschwemme, werden in den fernsten Gegenden Gebete angestellt. In Bubastis fand sich ein Teich mit zahmen Siluren. Der Aal war dem Nil heilig. Latus (*Perca nilotica*) wurde in Latopolis (nach Strabo) verehrt, Lepidotus (*Cyprinus lepidotus*) in Lepidotopolis (nach Ptolem.), Mäotes (*Heterobranchus bidorsalis*) in Elephantine (n. Clem. Alex.), *Oxyrhynchus* (eine Art *Mormyrus*) in *Oxyrhynchus* (Bahnaseh), *Phagrus* (*φαιρός*) in Syene.

A. B.

(Schluss folgt)

Studien zur Geschichte der Hausthiere.

Von Robert Hartmann.

Die Naturgeschichte der Hausthiere ist bis zu einer verhältnissmässig sehr kurzen Zeit das Stiefkind der Zoologen gewesen. Mehr in der Verborgenheit des Landlebens, auch wohl in den Lehrsälen einer Veterinärakademie, wurde dieselbe betrieben, d. h. mehr nur von Solchen, denen Pflege, Vermehrung und gewerbliche Verwerthung jener Geschöpfe Werke des Lebensberufes waren. Der wissenschaftliche Erforscher der Thierwelt dagegen pflegte der Bearbeitung dieses Stoffes mit gewisser Scheu auszuweichen, einmal weil unter den Hausthiere die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen vermisst wurde, welche bei den wildlebenden Vertretern der animalischen Schöpfung das Forscherange entzückte und ferner auch, weil eine grosse Flexibilität der Form die Begründung von „Typen“ des Systemes erschwerte, deren Aufstellung nun einmal für ein Postulat der Wissenschaft galt. Endlich fand diese Vernachlässigung auch mit ihren Grund in dem augenscheinlichen Verfall, in welchen die Wirbelthierkunde für eine Zeit gerieth. Schien letztere doch lange aus der Bälgebeschreibung und Speciesmacherei gar nicht mehr herauskommen zu können. Da blieb denn freilich kein Platz mehr für andere Zweige der Zoologie,

am wenigsten für die Hausthierkunde. Endlich war selbst das Material zu karg. Den Thierzüchtern fehlte wissenschaftliches Streben, den Beroisern fremder Länder das sachliche Interesse. Unter solchen Verhältnissen floss der Stoff nur spärlich herzu.

Nun haben neuerdings mehrere Faktoren auch bei zoologischen Fachmännern einen Impuls zu ernsterer Beschäftigung mit diesem doch für wissenschaftliche Thierkunde so wichtigen Gegenstande erregt. Der gewaltig sich hebende Völkerverkehr und der damit in Beziehung stehende Aufschwung der Thierzucht, sowie die lebhnfte Bewegung, welche in unseren Tagen die Landwirthschaft ergriff, welche letztere mehr und mehr der Naturwissenschaft in die Arme trieb, verliehen auch der Hausthierkunde einen weit grösseren Werth in den Augen der intellectuellen Welt, als es früher der Fall gewesen.

Ferner haben die Schriften Darwin's sowie die Auffindung von Hausthierknochen in den Ueberbleibseln vorhistorischen Lebens bei den Zoologen eine mannigfaltige Anregung zum Studium auch dieser Thiere erzeugt. Unter den Landwirthen suchte Hermann von Nathusius durch seine fleissigen und umsichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Thierzucht, namentlich durch seine Bearbeitung der Schweinerassen, mehr Sinn für intensives, wissenschaftliches Forschen nach dieser Richtung zu erwecken. Wenn nun aber in jenen Kreisen die gewerbliche Seite des Gegenstandes vorläufig dennoch in den Vordergrund geschoben wurde, so tauchten in ihnen trotzdem allmählich genug Solcher empor, denen eine mehr abstrakte, wissenschaftlich-zoologische Behandlung des Stoffes nichts der Aufmerksamkeit des Producenten Unwerthes mehr erschien. Die neueren Werke über Thierzucht von Settegast, May, Pabst, Rhode und Fürstenberg n. A. thun jedenfalls dar, dass man selbst dem landwirthschaftlichen Publikum jetzt auch in dieser Hinsicht weit mehr bieten müsse, als flache Bauernregeln, als simple Fatternormtabellen, populär-thierärztliche Vorschriften u. s. w. Und mit der Zeit wird dies noch ganz anders werden. Ueber die Hausthierformen der vorhistorischen Zeit haben aber namentlich L. Rütimyer's ruhmwürdige Arbeiten ungemein viel Licht verbreitet, ungemein anregend gewirkt. Zoologen wie Landwirthe suchten sich des namentlich also von Nathusius und von Rütimyer entzündeten Funkens zu bemestern, sie suchten nach dem Sinne jener Männer weiter zu arbeiten. Auch Darwin mochte nicht umhin, in seinem neuesten Werk: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication“ der Naturgeschichte der Hausthiere eine ganze Reihe von Kapiteln zu widmen. Nicht lange mehr wird es dauern und mancher kathedergerechte Herr Professor der Thierkunde wird während seiner Ferien mit Skizzenbuch und Manssstab hier in den Schafstall des Herrn X, dort in den Kuhstall des Herrn Z wandern oder bei den Schweinen des Herrn Y stehen bleiben, wird zeichnen, beschreiben, messen, rechnen u. s. w. Die Wissenschaft wird aber dabei keineswegs

schlechter fahren, als unter gewissen Kraftübungen der Systematik, wie z. B. bei erfolgreicher Charakterisirung einer neuen Fledermausart von Nipon oder einer Prachtkäferspecies aus den Urwäldern von Cochabamba. Wir wollen nun selbst dergleichen keineswegs verdammen, wir wollen aber auch Raum für unsere Bestrebungen in Anspruch nehmen.

Ich für meinen Theil hätte der Hausthierkunde schon aus rein zoologischem Interesse Zeit und Mühe opfern mögen. Aber ich beanstande es auch nicht, diesem Zweige der Naturkunde sogar die Spalten eines Blattes zu öffnen, welches der Erforschung des Menschen gewidmet sein soll. Ich glaube, dass nämlich die Hausthierkunde selbst für die Ethnologie von allergrösster Wichtigkeit sei, dass sie als bedeutsame Hilfswissenschaft der letzteren gehegt und gepflegt zu werden verdiene. Wie eng ist das Leben des Menschen an das seiner Hausthiere geknüpft! Wie manchem noch in der Kindheit seiner Entwicklung begriffenen Völkerstamme verleiht nicht ein mit besonderer Vorliebe und mit besonderem Geschicke gezüchtetes Hausthier einen völlig prägnanten Charakter, eine ganz besondere Stellung in seinem Verkehr mit anderen Nationen. Was war doch der Çaka oder Skythe, was ist der heutige Steppenbewohner Innerasiens mit dem Rosse, was ist der Araber mit seinem Kameel, was sind der Kaffer und Motschuana mit ihrem Rind, was ist der Bergindianer von Pasco mit dem Lama! Ganze Landstriche gewinnen eine besondere Physiognomie, ja eine spezifische Weltstellung, durch die vorwiegende Zucht dieses oder jenes Hausthieres. So z. B. die Pampas durch die Rinderherden und Pferderden, die Steppen Korduffu's durch ihre Zebusehaaren, die Ebenen Australiens durch die Schafe.

Die Alten haben den Hausthiere im Allgemeinen mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als sehr viele Neuere. Die Gesetzbücher Jener, insoweit sie überhaupt der Thiere gedenken, enthalten mancherlei Vorschrift über die Haltung der, über den Verkehr mit Hausthiere, so z. B. die Institutionen Manu's, das Avestâ, die alttestamentarischen Bücher. Wichtig sind daher linguistische, sich auf Hausthiernamen beziehende Studien; wichtig sind ferner Studien über den Thierdienst der Völker.

Selbst die Frage von der Abstammung einzelner Nationalitäten lässt sich an Hand der Geschichte ihrer vornehmlichsten Hausthiere erfolgreich mit behandeln! So führen mich die intensive Rinderzucht und gewisse sich daran knüpfende Gebräuche (freilich nebst noch anderen wichtigen Punkten) dahin, den nationalen Zusammenhang der Gala-Stämme Ostafrikas mit den Schir und Bari Innerafrikas, im Gebiete des Kir, zu suchen.

Um nun selbst noch dieser Richtung hin anregend wirken zu können, will ich mich in den nachfolgenden Blättern der Aufgabe unterziehen, eine Reihe von monographischen Artikeln über die Geschichte verschiedener Hausthiere, des Kameeles, Lamas, Rindes, Schafes, Pferdes, Hundes, der Katze u. s. w. zusammenzustellen, theils nach eigener Er-

fahrung und nach eigenem Urtheile, theils nach fremden Quellen, d. h. insoweit letztere meiner Kenntniss sich zugänglich erweisen. Ich beabsichtige aber keineswegs ausführliche Beschreibungen der einzelnen Rassen jener Hausthierformen, ihrer Pflege und Zucht, zu geben, sondern nur kurze Darstellungen der typischen Eigenthümlichkeiten derselben, ihrer geographischen Verbreitung, ihrer mannigfaltigen Beziehungen zum Menschenleben. Ich hoffe aber doch bei dieser Gelegenheit ein Material zusammenzubringen, unter welchem der Zoolog, der Ethnolog und selbst der wissenschaftlich strebsame Thierzüchter manches Brauchbare finden möchten, einiges Allen ganz Unbekannte, sowie vieles bisher in verschiedenen Schriften weithin zerstreut Gebliebene. Ich schmeichle mir ferner sogar mit der Hoffnung, damit selbst etliches Interesse für Hausthierkunde in Kreise hineintragen zu dürfen, welche dem Gegenstande bis jetzt mit und ohne Absicht fern geblieben. Ja, selbst in Kreise, die aus Schen vor Kompostmaterial und Stallexhalationen das liebe Vieh mit Consequenz naserümpfend vermieden haben.

Meine Absicht ist, wie man schon zugeben wird, nicht ganz unlöblich. Aber werde ich nur im Stande sein, sie auch entfernt zu erreichen? Darf man hier etwas Vollkommenes erwarten, eine erschöpfende Behandlung des Stoffes, eine eingehende Berücksichtigung der vorhandenen Litteratur? Man sollte es wohl, wird sich aber leider dennoch getäuscht fühlen. Man wird in diesen Versuchen manche verfehlt Deduktion, manchen nicht sicher begründeten Schluss antreffen, zu tadeln finden. Zu meiner Entschuldigung will ich aber von vornherein daran erinnern, dass wir jetzt in einer Zeit wilder Gährung in der Zoologie leben, wie letztere seit dem Kampf der Naturphilosophen und Anatomen keine wieder erlebt hat. Dass es dem Einzelnen und zwar selbst dem Besonnensten, augenblicklich sehr schwer fällt, das Schifflin seiner individuellen Auffassung ungefährdet durch die Strudel der Meinungen hindurch zu steuern, das wird Jedem einleuchten, der den herrschenden Fragen nur irgendwie nahe getreten.

Diejenigen, welche den Hausthieren wie billig noch mit Zirkel und Maassstab zu Leibe gehen wollen, werde ich an einem anderen Orte mehr befriedigen können, indessen sollen auch sie hier nicht ganz leer ausgehen.

Von Verallgemeinerungen werde ich vorläufig möglichst Abstand nehmen. Es gibt ja Leute genug, welchen die stille Arbeit des Materialsuchens auf solchem Felde zu mühsam, zu langweilig, zu philisterhaft erscheint, welche sich lieber in kecker Spekulation leichtem Gedankenfluge exerciren. Lassen wir ihnen vorläufig Musse und graben wir lieber in dunklen Schächten nach Rohmaterial herum. Ist denn so endlich doch Einiges und Manches zu Tage gefördert, nun, dann wollen auch wir einmal zusehen, was damit für das Allgemeinere etwa angefangen werden könnte.

Etliche Darstellungen von Schädeln und einzelne Habitusbilder charakteristischer, weniger bekannter Rassen mögen unsern Schriftstoff beleben.

Die Vertheilung meines Materiales in diesem Blatte wird durch redaktionelle Verhältnisse bedingt. Solche sind es auch, die mich bestimmen, meine Hausthierartikel mit dem Kameel einzuführen. Ich gewinne dabei zugleich einen erwünschten Anschluss an meine „Untersuchungen über die Völker Nord-Ost-Afrikas“.

I. Das Kameel.

Wir kennen zwei, in den Handbüchern der Zoologie gewöhnlich als getrennte angegebene Arten dieses Thieres, nämlich das einbucklige Kameel (*Camelus dromedarius* Erzl.) und das zweibucklige Kameel (*Camelus bactrianus* Erzl.). Beschäftigen wir uns hier zunächst mit der ersteren, welche wir das einbucklige oder einhöckerige Kameel oder das Dromedar nennen wollen.

Dies Thier unterscheidet sich von der anderen, zweibuckligen, Art zunächst dadurch, dass es nur eine einzelne, von starkem Bindogewebe gebildete, vieles Fett enthaltende, von Gefässen und Nerven durchsetzte Erhabenheit besitzt, welche sich in der Mittellinie des Rückens von den ersten Rücken- bis zu den letzten Lendenwirbeln erstreckt, übrigens individuell von sehr verschiedenartiger Längenausdehnung und zeitlich von sehr verschiedener Höhen- und Breitenentwicklung ist. Auch liest man gewöhnlich, dass unsere Art fast durchgängig schlanker, hochbeiniger und kurzhaariger, als die zweibucklige sei.

Die osteologischen Unterschiede zwischen beiden angeblichen Arten sind nur geringfügig und Blainville sagt nicht mit Unrecht: „il m'a été impossible d'y trouver la moindre particularité différentielle autre que celles qui peuvent être considéré comme individuelles etc.“, ferner: „En sorte j'ai dû conclure, que sous le rapport du squelette du moins, ces deux sortes de chameaux ne forment qu'une seule espèce*“ (Note I.). Da nun auch, nach den Angaben des übrigens sorgfältig beobachtenden Eversmann,

sich beide Arten in Türkistan mit einander fruchtbar und zwar so begatten, dass sie fruchtbare Junge zur Welt bringen,**)

da es ferner vorher gar nicht zu bestimmen ist, ob die Jungen bei solcher Kreuzung ein oder zwei Buckel haben würden,

da es ferner, (wie ich selbst aus eigener Erfahrung weiss), einbucklige Kameele giebt, die den zweibuckligen in Bezug auf plumpen, gedrungenen Bau und lange, zottige Behaarung mindestens sehr ähnlich sind, da endlich Eversmann und Burckhardt sich von der Existenz vielfache Uebergänge

*) Ostéographie, ou description iconographique du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés etc. Paris. Vol. IV. pag. 86. 87.

***) Reisen von Orenburg nach Buchara, mit Vorrede von Lichtenstein. Berlin 1823. S. 91.

repräsentirender Varietäten nach Vermischung, Durchkreuzung, nach Klima, Futter, Lebensart, Zucht und Gewöhnung überzengt hatten,*)

so würde es vielleicht gut sein, die Frage, ob *Camelus dromedarius* Erzl. und *Camelus bactrianus* Erzl. wirklich zwei verschiedene Arten seien, vorläufig noch als eine offene zu behandeln. (Vergl. Note I.)

Ein Stammthier des *Camelus dromedarius* Erzl. ist bis jetzt übrigens nicht mit Sicherheit erkannt worden. Unter den vorweltlichen Geschöpfen, welche in ihrem Bane sich kameelartigen Wiederkäuern überhaupt nähern, bildet *Macrauchenia Owen* eine eigenthümliche Uebergangsform zu den tapirähnlichen Dickhäutern. Den Dickhäutern nähern sich freilich in gewisser Weise auch andere erloschene, übrigens den Kameelen verwandte Thiere, wie *Anoplotherium*, *Oreodon* und selbst *Sivatherium*. Während nun das Skelet von *Anoplotherium* eine vollständige Trennung des Mittelhand- und Mittelfussknochen für die ganze Lebensdauer zeigt, verwachsen diese Theile bei den Kameelen bald nach der Gehrnt und lassen später hier nur noch Spuren ihrer früheren Trennung erkennen. (Vergl. die Note.)

Es ist nun aber auch ein echtes fossiles Kameel (*Camelus sivalensis*) unserer Kenntniss erschlossen, dessen Reste von Cantley und Falconer an den Sewalik- (Siva-wala-) Bergen am Fnsse des Himälaja aufgefunden und ausführlicher beschrieben worden sind.***) Dieses Thier nähert sich unserer Form sehr und zwar so sehr, dass eine directe Ableitung der letzteren von jener als ein kaum zu gewagter Schritt erscheinen möchte, namentlich wenn man die unanshnblichen Veränderungen in Erwägung zieht, welche die lange Domestication eines Thieres in dessen Knochenbau hervorruft. (Vergl. jedoch die Note.) Die zwischen Ganges und Jumna gelegenen Districte Asiens könnten demnach wohl als Stammland dieses Geschöpfes betrachtet werden. Möglicherweise hat sich dasselbe aber auch in den mehr westlich gelegenen Gegenden Vorderasiens wild gefunden, vielleicht dieselbe oder doch eine ähnliche Form, wie unser *Camelus sivalensis* Cantl. et Falc.† Schon Agatharchides erwähnt, dass bei den arabischen Bythemanaeern, d. h. Beni-Djudham, am laeanitischen Golfe Kameele wild, ἄγρια καμηλοί, vorkämen, wie denn auch Artemidor und Strabo von solchen laeanitischen (ailanitischen) — wilden Kameelen geredet haben.***)

Jedenfalls ist unser Thier schon in sehr alten Zeiten vollkommen in den Hausstand übergeführt worden. Uns scheint dasselbe gegenwärtig im Zustande

*) Vergl. die merkwürdigen, weiter unten erfolgenden Angaben Burckhardt's über Kreuzungsprodukte des ein- und zweihöckrigen Kameeles.

***) Fauna antiqua Sivalensis; being the fossil zoology of the Sevalik hills, in the North of India. London 1840. Tab. 86—90., ferner Falconer Palaeontological Memoirs. I. p. 281. ff. Tab. 18.

***) Ex Agatharchidis de Mari Erythraeo libris excerpta. 89. Geographi Graeci Minores. Ed. C. Mueller. Paris MDCCCLV. Strab. XVI. 777. Lassen (Indische Alterthumskunde. I. S. 299. Anm.) sagt: „Die Urheimath des Kameeles (ist) wohl nicht sowohl in Indien, als westlicher zu suchen.“

ursprünglicher Wildheit nirgend mehr vorzukommen. Die Institutionen Manu's nehmen Bezug auf das Kameel; es war schon sehr frühe Reithier der Brahmanen. Im 15. Fargard des Vendidad finde ich des „Kameelstalles“ erwähnt. In der Khord-Avesta, Bahrâm-yast, heisst es IV. 11: „Zu ihm kam zum vierten Male Verethragna (Siegsgott), der von Ahura (Mazda) Geschaffene, liegend in Gestalt eines lenksamen Kameeles, eines bissigen, angreifenden, grossen, fortschreitenden, mit einer Waffe die Menschen verzehrt.“*) Der Orientalist Burnouf möchte sogar den Namen des Zarathustra von Ustra Kameel im Zend und von Zarath gelb, golden, anspielend auf den Reichtum des Religionsstifters an Kameelen, ableiten.***) Kuru-Kyros benutzte in der Schlacht von Sardes gegen Kroesos von Lydien (A. 549 v. Chr.) Kameelreiterei, vor welcher die Pferde der lydischen Kavallerie scheu zurückwichen (Herod. I. 80).

Das einhöckrige Kameel findet sich auf den persischen Denkmälern von Persepolis und auf den assyrischen zu Khorsabad, Nimrud u. s. w. dargestellt. Zu Kujundjik sah Layard ein liegendes Thier der Art, welches gerade seine Ladung erhält. Der Sattel zeigte sich ganz so, wie er bei den heutigen Beduinen Mesopotamians noch üblich. In der zweiten Götterhalle von Nimrud sah derselbe Autor einen auf seinem weitausgreifenden Dromedare flüchtenden Mann, wohl Araber, welchen zwei assyrische Soldaten zu Pferde verfolgen. Die Verhältnisse des Halses, der Extremitäten und anderer Theile des letzterwähnten Kameeles sind nicht ganz richtig, indessen verdient dennoch die gesammte Charakteristik desselben gerühmt zu werden. Copien dieser beiden Darstellungen begleiten die bekannten Layard'schen Werke.***)) Unter den jedenfalls schon dem höheren Alterthum angehörenden Felsenskulpturen des Wadi-Mokattib am Sinai, welche Levy für das Werk nabataeischer Mesopotamier hält, finden sich zwar sehr rohe, aber doch immer deutlich erkennbare Darstellungen des einhöckrigen Kameeles. Auch Burckhardt erwähnt des letzteren Thieres unter rohen Bildereien am Sinaigebirge.†) In der Bibel taucht das Thier schon zu Abrahams Zeit auf und wird es daselbst häufiger erwähnt. In Asien ist unser Thier durch ganz Südsibirien, Türkistan, Indien, Persien, Armenien, Kleinasien, Irak-Arabi (Mesopotamien), Arabien, Syrien und die Kaukasusländer verbreitet. In Türkistan,††) Sibirien, in den Kaukasusländern,†††) in Südrussland, in der Krim, kommt dasselbe neben dem zweibuckligen vor.

In Afrika ist das Dromedar meiner Ansicht nach eingeführt worden.

*) Spiegel: Avesta. III. Band. S. 143.

**) Commentaire sur le Yaçna. Paris 1873. p. 13.

***)) Der flüchtende Dromedarreiter ist auch copirt von Jos. Bonomi in dessen Niniveh and its palaces. London 1857. p. 324, Fig. 169. Layard's II. Werk. Fig. 71.

†) Travels in Syria a. the Holy Land. London 1832. p. 506.

††) H. Vámbéry: Skizzen aus Mittelasien. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1868. S. 188.

†††) Eichwald: Fauna Caspio-caucasica. Petropoli 1841. p. 32.

Zwar hat Horner bei einer an der Statue Ramesses II. zu Memphis angestellten Ausgrabung in einer Tiefe von 9 Fuss den rechten Metacarpalknochen eines Dromedars erhalten,*) allein dieser Befund kann recht wohl aus einer Zeit herrühren, in welcher, wenigstens in Mittelaegypten, das Kameel, von Asien her, Eingang erhalten. Russegger fand in dem Boden bei Woled-Medineh, am blauen Flusse, bildenden Conglomerate versteinerte Wurzeln, Süßwassermollusken (noch lebende Arten) und von einer sandsteinartigen Masse überzogene Knochen, welche er für die untersten Fussgelenkknöchen eines jungen Kameeles hielt.***) Auch Russegger's Befund kann schon, wenn er wirklich echt, aus historischer Zeit stammen. Ritter macht uns in seiner klassischen Arbeit über die „geographische Verbreitung des Kameeles“****) darauf aufmerksam, dass das Thier besondere Namen im Temäschirht oder Berberidiom habe, nämlich Aram, Amarot und Elghoum,†) nach Quatremère. Diese Namen, die ich in sonstigen vorhandenen Verzeichnissen der Tuariksprache nicht direkt aufzufinden vermocht, glaube ich dennoch, wie weiter unten zu ersehen, sprachlich erklären zu können.

Niemals sieht man das Thier auf aegyptischen Denkmälern dargestellt,††) man trifft seine Reste auch nicht unter den aegyptischen Thiermumien. Es mag wohl, als von den Hyksos oder aus Asien eingedrungenen Hirten, den verhassten Fremden, domesticirtes Thier den Aegyptern für lange Zeit ein Gräucl gewesen sein. Wann es nun zuerst Guade vor den Augen des Pharaovolkes gefunden, lässt sich jetzt nur schwer sagen. So glaubt Chabas, dass man zu den Zeiten Ramesses des Grossen zwar bereits Pferde, aber noch keine Kameele gekannt habe. Der gelehrte Aegyptiolog erklärt es ohne Weiteres für unrichtig, wenn in der Genesis XII. unter den von Pharao dem Abraham überwiesenen Geschenken auch Kameele aufgeführt werden. Es heisst nämlich in der lutherischen Uebersetzung der Stelle: „Und er (Pharao) that Abram Gutes um ihretwillen (Sarai). Und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kameele.“ Ferner beisst es im II. Buch Mos. Cap. 9. V. 3.: „Siehe so wird die Hand des Herren sein über Dein Vieh auf dem Felde, über Pferde, über Esel, über Kameele, über Ochsen, über Schafe, mit einer fasst schweren Pestilenz.“ Diese gilt also den Herden, u. A. auch den Kameelen des Pharao. Wenn nun Moses

*) Philosophical transactions of the Royal Soc. of London. Vol. 148. p. 59.

**) Reise in Aegypten, Nubien und Ost-Sudan. II. Th. S. 700.

***) Die Erdkunde von Asien. Band VIII. S. 715.

†) Sollte aber nicht Elghoum doch nur ein corruptirtes, arabisches Wort, etwa von El-Gemel, Djemel, sein? Vergl. über Lghnm als Berbernamen für Kameel, nach Hornemann, Tagebuch seiner Reise nach Murzuk. Weimar 1802. S. 235—239; Hodgson Notes on Northern Africa, the Sahara and Soudan. New-York 1844. p. 95, 97, 99, 102. Lagbrum in Capt. Lyon: A narrative of travels in northern Africa etc. London 1821. p. 316.

††) Vergl. Brugsch Hist. d'Eg. p. 26. Anm. Hartmann in „Versuch einer systematischen Anszählung der von den alten Aegyptern bildlich dargestellten Thiere“ Zeitschrift für aegyptische Alterthumskunde. Jahrgang 1864. S. 21.

unter Menephtes I., Sohn des grossen Ramses, die Israeliten zum Auszuge bewogen, so hätte man schon unter dieses Königs Herrschaft in Aegypten Kameele besessen. Wie wollte Chabas auch wohl den Gegenbeweis führen? Warum sollen diese Thiere nicht selbst zu verhältnissmässig früher Zeit von asiatischen Stämmen nach Aegypten gebracht und hier, wenn auch vielleicht nicht allgemein, gezüchtet worden sein. Das Nichtvorkommen des Kameeles auf den Monnmenten beweist eben nur, dass die Aegypter ihre Bedenken, etwa religiöse?, gehabt, dasselbe bildlich darzustellen. Wohl aber findet es sich nach Hamilton angeblich zu Tbeben abgebildet, hier aber jedenfalls nur als Tributgegenstand asiatischer Stämme (Assyrer?).

In grösseren Mengen scheint das Thier erst später, und zwar von der Seite des nubisch-abbyssinischen Küstenlandes her, nach Aegypten gelangt zu sein. Ptolemaeus Philadelphus liess die von Berenike nach Koptos (Guft) führende Handelsstrasse für Kameele gangbar machen.*) Er soll deren auch sechs Paar haben vor Wagen spannen lassen.

In frühesten Zeiten mag der Esel hier in der Wüste hanptsächlichliches Lastthier gewesen sein.

In die westlichen Regionen, in das Maghreb, scheint das Kameel erst verhältnissmässig spät gelangt zu sein. Wunderbar, jetzt ist das Wesen der Saharabewohner so innig an die Existenz des Kameeles geknüpft. Sehr richtig sagt Barth: „An diesem Thiere hängt das Leben dieses Erdtheils“ (Nordafrika's). Barth und Duveyrier sind der Meinung, dass (nach letzterem noch zwischen dem III. und IV. Jahrhundert unserer Aera) in einer Zeit, in welcher die Sahara noch fruchtbarer und wasserreicher, als jetzt gewesen, alle Waarentransporte zwischen Nord- und Centralafrika durch Rinder vermittelt worden seien. Beide Forscher machen uns mit der in dieser Beziehung nicht uninteressanten Thatsache bekannt, dass auf den (an Thierdarstellungen so reichen) Felsenskulpturen der garamantischen Epoche niemals Kameelbilder sich fanden. Nach Duveyrier tritt dies Thier, mit Ausschluss des Lastrindes, erst unter den groben Epigraphien der neueren Tuarik auf.**). Herodot erwähnt weder bei Besprechung der von Aegypten aus nach Westen führenden Strassen, noch bei Schilderung des Zuges nassamonischer Jünglinge an den mysteriösen Fluss etwas vom Kameel. Ebenso wenig weiss uns Sallust bei Schilderung des marianischen Unternehmens gegen die Numidierstadt Capsa davon zu erzählen (Bell. Iugurth. c. 89—91). Plintarch. de Lucillo c. 11 überliefert uns, die Römer hätten Kameele zuerst in der Schlacht am Rhyndacus unter den Truppen ihres Gegners Mithridates gesehen, was aber nur in Bezug auf Afrika richtig sein könnte, da dergleichen zuerst überhaupt doch im Heere des Antiochus bei Magnesia

*) Strabo XVII. Cap. 1.

**.) H. Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. I. S. 213—216. H. Duveyrier: Les Touareg du Nord I. Paris 1864. p. 221, 222.

beobachtet. (Livius XXX. VII. Cap. 40). J. Caesar hatte dem Juba 22 Kameele abgenommen; es müssen dieselben also zur Zeit dieses Berberkönigs schon etwas mehr im Gebrauch gewesen sein (Auct. Bell. Afr. Cap. 68). Nero liess bei den circensischen Spielen Kameele vor Wagen spannen (Sueton. de Nerone 11). Sie konnten damals also für die Römer nicht mehr ganz selten und schwer erreichbar sein.

Später scheint das Thier ziemlich schnell und weit über den Maghreb verbreitet worden zu sein, denn bereits zur Zeit des Bischof Synesius sollen die *Ἀσσογραφοί*, d. h. Tuarik-Asgar, die damals freilich östlicher, als jetzt gewohnt, ihre Anstöße nach Cyrenaica zu Kameel gemacht haben.**) Im Jahre 370 n. Chr. forderte Romanus, Chef des Militairarrondissements Tripolis, von den Leptitanern 4000 Lastkameele, um ihnen Hülfe leisten zu können.***) Schriftsteller über die Vandalenepoche, z. B. Procop, Victor Vitensis, Corippus, sprechen von Benützung des Thieres zur Herstellung eines lebendigen Walles im Gefecht, als eines Reitthieres im Felde, als eines Lastthieres zur Beförderung von Waaren, zum Transport von Weib und Kind u. dgl.***)

In den Jahrhunderten nach jenen Epochen ist das Kameel in Afrika sehr häufig geworden, wengleich z. B. für Aegypten immer ein Theil des Bedarfes auch aus der syriach-arabischen Wüste bezogen werden mochte. Als die Mutter des letzten Abbasiden, des Motasim b'Illah, im Jahre 631 der Hegirah den Hadj, d. h. die Pilgerfahrt, ausführte, bestand nach El-Fasy ihre Karawane aus 120000 Kameelen. El-Melik Nasser-eddin Abn'l-Mali, Sultan von Aegypten, hatte im Jahre 719 der Hegirah den Hadj unternommen und dabei allein 500 Kameele zum Transport des Zuckerwerkes, 250 zum Transport der Granatäpfel, Mandeln n. s. w. benützt. (Makrisi, *Man Hadj min e'l Kholäfa*.)†)

Gegenwärtig ist das Thier über ganz Nordafrika, vom rothen Meere bis zum Cabo verde, vom Gestade des Mittelmeeres bis zum Bertalande, den Südufern des Zad, dem Nordufer des Senegal und bis zum Mittellauf des Niger, verbreitet. Oestlich reicht sein Verbreitungsbezirk merkwürdigerweise durch das abyssinische und Somaliküstenland sehr tief, wie mir R. Brenner mittheilt, durch die Galagebiete bis zum Sabakifusse, abwärts. Westlich bildet etwa der 14° N. Br. die südliche Grenze. Im Binnenlande nach Osten zu hemmen erst südlich vom 12—10° N. Br. klimatische Schwierigkeiten, sowie Stechfliegen sonder Zahl, namentlich zur Regenzeit, das Vorkommen des Kameeles gegen die Aequatorialgegend hin.

Das Thier heisst in Sanskrit: Ushtra, (im Persischen: Ushtur-Shutur)

*) Barth: Reisen und Entdeckungen. I. S. 216. Anm.

**) Ammianus Marcellinus XXVIII. Cap. 6, 5.

***) Vergl. auch H. Barth: Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres. Berlin 1849. I. p. 3—7 und Noten.

†) Vergl. Burekhardt Reisen in Syrien. S. 371. Anm.

und Kraméla, Kramélaka.*) Arabisch: Djemel, Plur. Djemál. Hebr.: Gamal. Aus der arabischen Bezeichnung sind auch viele afrikanische abgeleitet worden, so das Amhárische: Gemel, das Fungi: Kabale, das Gubbah: Kambell, das Begah: O'kam, das Ffrausche: Kamal, das Taklanische: Embebel, das Schilluk: Amala u. s. w. Dagegen haben wir im Teda: Góne, góni, im Fulfulde: Géloba, im Hansaua: Rakomi, im Songhay: Yo, im Máha: Tórrembo, im Kanúri: Kargúmi, letzteres nach seiner Liehlingsnahrung an Akazien-dornen, Kargi.***) Das Logone: Nkurgúmma, das Wandala: Lúkuma und vielleicht auch das Hansaua: Rakomi scheinen auf das früher, S. 73, erwähnte Berber- (oder corrumpirte Araber?-) Wort El-Ghoum, Algom nach Barth,***) hinzudeuten, oder auch auf Góme, Kam im Kennsi-Dialekt der nbnischen Berbern. Letzteres stimmt entschieden wieder mit dem Arabischen Gemel und seinen afrikanischen Derivationen zusammen und haben wir in diesem Gome, Kam, wohl endlich auch den Schlüssel zu dem Ritter sowohl, wie anfänglich selbst mir, etwas räthselhaft erschienenem Temáschirt-Worte: „El-Ghoum.“ Danach könnten denn die oben zuletzt erwähnten Logone-, Wandala-, Hansa- und Berbernamen recht wohl syro-arabischen Ursprunges sein.

Nun stimmt das S. 73 erwähnte Berberwort Aram mit dem Teda'schen Errémi für „junges Kameel“,†) Amarot etwa mit dem Temáschirt Amis, plur. Imenás, für Lastkameel.††) Ganz räthselhaft bleiben mir vor der Hand das Gala: Rukúbe und das ähnlich klingende Schohowort: Rakúh.

Jedenfalls sind das griechische *Κάμηλος* und das lateinische *Camelus* aus dem syroarabischen Gemel, Djemel, Gamal, abgeleitet worden (*γαμάλη* nach Hesychius). M. T. Varro hatte bereits angegehen: „Camelus suo nomine Syriaco in Latium venit.“†††) Die türkische Benennung ist: Deweh.

Ueber die asiatischen Rassen des einhöckrigen Kameeles wissen wir his jetzt leider nicht viel Genaues und Zuverlässiges. Einige Angaben darüber mögen jedoch immerhin Platz finden.

Arminius Vámbéry erwähnt in seinen herrlichen Reiseberichten über Mittelasien des Ner-Kameeles im Khanat Andehuy, welches das gesuchteste Türkistán's, mit reichem, von Hals und Brust langherabwallendem Haar versehen, schlanken Baues, durch besondere Stärke ausgezeichnet sei, jetzt aber

*) Lassen: Indische Alterthumskunde I. S. 299. Die Namen Kraméla und Kramélaka sind übrigens entweder ursprüngliche, oder auch wohl dem Syro-arabischen entlehnte Wörter.

**) Barth: Sammlung und Bearbeitung Centralafrikanischer Vokubularien. Gotha 1866. S. 186.

***) A. o. a. O. S. 186. Anm. 15.

†) Barth a. o. a. O. S. 186.

††) Duveyrier l. c. p. 218. Amenis der südlichen Tsarik, nach Barth. l. c. p. 186. Anm. 15.

†††) De lingua Latina Lib. IV. p. 29. ed. Bipont. 1788. T. I. et II. Not. p. 69. (Citat von Ritter a. o. a. O. S. 741. Anm. 51.)

selten werde.*) Der berühmte Derwischreisende schreibt mir nun unter dem 19. Januar d. J. aus Pesth: „Ner sei der Name für die Männchen der einbuckligen Art, ein solches könne sehr viel mehr aushalten, als ein gewöhnliches türkistanisches, selbst als ein doppelhöckeriges, kirghisisches. Man treffe Ner's auch in Bokhara und Kokand; die von Aksu und Turfan in Osttürkistan wären denen von Andchuy an Schönheit und Kraft angeblich noch überlegen.“ Es lässt sich nun hieraus erkennen, dass die Rasse von Andchuy, wahrscheinlich auch die von Aksu und Turfan, an Grösse und Kraft hervorragend sei und dass die ♂ derselben einen besonders stattlichen Typus repräsentiren.

An einer anderen Stelle rühmt Vánbéry die (einhöckerigen) Kameele von Bokhara als eine vorzügliche Zucht. Sie sollen aber doch den arabischen an Stärke und Schnelligkeit nachstehen.**) Derselbe Reisende schreibt mir sodann, „dass die Kameele der Jomut-Türkmän am Görgen ärmliche Thiere von miserablen Aussehen, niedriger, schwächer und schwächer als die sonstigen Kameele Mittelasiens, seien, dass ein einzelnes derselben höchstens zwei Pferdelastrn zu tragen vermöge.“ Hiermit stimmt nicht gut Dr. Falconer's, schwerlich wohl aus Autopsie geschöpfte Angabe zusammen, dass, wer das Kameel in seiner Vollkommenheit sehen wolle, dies unter den Wanderstämmen der kaspischen Küsten versuchen müsse.***)

Russell schildert das nach Aleppo gelangende türkmanische Kameel als grösser, haariger, dunkler von Farbe und muthiger, wie die anderen daselbst vorkommenden Rassen. Dasselbe soll Lasten von etwa 160 und selbst noch mehr Artál†) schleppen, aber nicht so leicht die Hitze vertragen, wie das arabische, soll auch nicht so gut mit sich umgehen lassen, wie letzteres und muss dasselbe immer sehr sorgsam gefüttert werden.††)

Ein Engländer, welchen ich im Jahre 1860 vorübergehend auf Malta getroffen und welcher den traurigen Rückzug einer Abtheilung des Sale'schen Korps von Kábul aus durch die Khaiberpässe mitgemacht, schilderte mir die Dromedare von Kábul, Ghazná, Kandahar und Multán als sehr grosse, stämmige Thiere von meist dunkler, grauer, graubrauner und grauröthlicher Farbe, mit starkem Hals, dicken Beinen, mächtigen Sohlenballen und sehr entwickeltem Rückenhöcker. Dieselben vermöchten sehr schwer, bis zu 500 Pfund engl., zu tragen und eigneten sich ganz vortrefflich für das raube Gebirgsklima Afghanistan's, sowie des bergigen Theiles von Beludjistan.

Colon. Sykes zählt unter den Hausthieren Dekhán's nur das ein-

*) Reisen in Mittelasien. Deutsche Originalausgabe. Leipzig 1865. S. 193, 336.

**) Skizzen aus Mittelasien. S. 198.

***) Palaeontolog. Memoirs. I. p. 239.

†) Sing. Rotl; 1 = 15 Unzen 13 Drachmen engl. Kaufmannsgewicht.

††) Naturgeschichte von Aleppo. Deutsch von Gmelin. 2. Th. Göttingen 1797/98.

höckrige, von den Mahratta's Unt genannte Kameel auf. Das zweihöckrige ist daselbst gänzlich unbekannt.*)

Für Vorderindien scheinen übrigens die meist schwarzbraunen Kameele von Marwar die berühmtesten zu sein. Die persische Rasse ist, wie mir von befreundeter Seite versichert worden, mittlerer Grösse, meist dunkel gefärbt, ziemlich stämmig gebaut und sehr leistungsfähig. Nach Elphinstone sind die Kameele von Khorasan klein, aber stark.**) Drei anatolische, aus dem Bolghar-Dagh stammende Kameele, die mir im Oktober 1860 in Cairo gezeigt wurden, waren gross, plump, dunkelgraubraun, ranhaarig und mit starkentwickeltem, geradeemporstehendem Höcker versehen. Burckhardt schildert den Beschrak oder das anatolische Kameel als dickhalsig, haarig, gross und stark, für das Gebirge sehr geeignet.***)

Man scheint in Innerasien zeitweise beträchtliche Mengen dieser Thiere zusammengebracht zu haben. Z. B. soll der Mogul Aureng-Zeb im Jahre 1663 von Delhi nach Lahore mit 50000 Stück zum Transport seines Gepäcks gezogen sein.†) Machmūd, Sultan von Ghazna, rückte im Jahre 1024 n. Chr. mit 20000 zum Transport von Wasser und Lebensmitteln dienenden Kameelen durch die wüstenähnlichen Striche von Multan nach Guzerat.††) General Perowsky soll bei seinem verunglückten Feldzuge gegen Khiva in d. J. 1839/40 noch an 12000 Lastkameele durch Hunger, Kälte und Ueberladung verloren haben.†††)

Arabien beherbergt ausgezeichnete Rassen. Russell schildert die von ihm um Aleppo beobachteten, aus diesem Lande stammenden Thiere als zwar kleiner und weniger tragfähig wie die türkmanischen (vergl. oben S. 77), rühmt aber doch ihre Genügsamkeit und ausserordentliche Ausdauer.*†) Burckhardt sagt, dass die Zucht von Nedjid sehr zahlreich und vortrefflicher, als in irgend einer anderen Landschaft der Halbinsel von gleichem Umfange sei. Nedjid werde daher auch Omm-el-Bel, d. h. Mutter der Kameele, genannt. Man komme aus allen Gegenden dahin, um deren zu erstehen, man versorge Hidjaz, Jemen und Syrien damit.**†) Der Reichthum der Benikachtan an diesen Thieren sei sprüchwörtlich im Lande. Die vier bis fünf Tagereisen weit südöstlich von Bésche hausenden Dowäsir-Araber hätten den kämpfenden Wachabiten allein an 3000 Kameelreiter gestellt.*) Der-

*) A catalogue of the Mammalia observed in Dukhun etc. London 1831. p. 11.

***) Conf. Caubul II. edit. London 1819. I. p. 290. II. p. 72.

***)) Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. Deutsche Ausgabe. Weimar 1831. Seite 157.

†) Fr. Bernier Voyage. Amsterdam 1699. T. II.

††) Thom. Keightley: Geschichte von Indien. Deutsch von J. Seyht. N. Ausg. Leipzig 1867. I. S. 25.

†††) Ritter giebt a. o. a. O. die Zahl der bei dieser Gelegenheit gefallenen Thiere übertrieben auf mehr als 20000 an.

**†) A. v. a. O. S. 34.

**††) Burckhardt Reise nach Arabien. Deutsche Uebersetzung. Weimar 1830. S. 695.

selbe Verfasser meldet an einem andren Orte,**) die syrischen und mesopotamischen Kameele seien grösser und dicker behaart, als die mit sehr wenig Wolle versehenen Arabiens. Die arabischen Kameele seien in der Regel braun, viele seien jedoch auch schwarz. Diejenigen der Beni-Tay in Mesopotamien gälten als die besten zum Transport. Die jemenischen seien die kleinsten. In Hidjáz gäbe es der mangelhaften Weiden wegen nur wenige und den Aegyptern seien daselbst im Wachabitenkriege an 30000 Stück umgekommen. Die Türkman und Kurden kauften unter Vermittelung von Nedjidhändlern jedes Jahr 8—10000 Kameele in der syrischen Wüste, um damit die sogenannte Maya-Rasse des türkmänischen Kameeles fortzupflanzen. Dies „Maya“ soll vom männlichen krimischen (zweihöckerigen) Kameel und dem weiblichen arabischen (Einhöcker) abstammen. Der „Taús“ soll Bastard des Zweibuckels und weiblichen türkischen (anatolischen) Dromedars, der „Kufurd“ Bastard eines männlichen türkischen und weiblichen arabischen, der „Daly“ der Sprössling eines männlichen und weiblichen türkischen Thieres sein. (Vergl. S. 71. Anm. I.***) Burekhardt rühmt dann weiterhin die omänischen Reitkameele, Dzelül-el-Omâni, wie denn das Reitkameel, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede sein soll, in Syrien und Arabien „Dzelül“ genannt wird. Ausgezeichnet sollen auch die Dzelül der Howeytat, Sebaa und Scherarat sein. Die Trefflichkeit der Reitkameele bei Aeneze und Schammar ist mir von anderer Seite, nämlich durch die Herren Dr. Weber, Wetzstein und Palgrave, bestätigt worden. Layard sah bei den Boraisch in Nord-Irak aus ganz weissen, ganz gelben, braunen oder schwarzen Thieren bestehende Herden (I. Reise, engl. Original, p. 259).

Gifford Palgrave sagt, dass, wenn man ein Dromedar in seiner vollen Schönheit sehen wolle, man nach Omân, ganz im Winkel der Halbinsel Arabien, gehen müsse. Omân sei für diese Thiere dasselbe, was Nedjid für die Pferde. Die Zucht von Nedjid†) sei der von Schomer ähnlich; die Farbe aber, in letzterer Gegend zwischen roth und gelb, sei in Nedjid in der Regel weiss oder grau; schwarze seien überall selten. Das Kameel von Nedjid sei etwas schwächtiger und kleiner, als das nördliche und sei das Haar des erstercn feiner. Reitkameele zeigten sich hier schon häufiger.††)

*) Das. S. 681.

**) Beduinen und Wahaby. S. 357 ff.

***) Diese Bemerkungen des treuen und zuverlässigen Burekhardt, wenn auch aus eingeborenen Quellen geschöpft, sind in Hinsicht auf die Stellung der beiden angeblichen Arten zueinander höchst beherzigenswerth und laden zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete ein. Vergl. auch Volz: Beiträge zur Kulturgeschichte. Leipzig 1852. S. 22.

†) Reisen in Arabien. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1867. I. § 323.

††) A. o. n. O. § 451.

(Fortsetzung folgt.)

Grabstätten zu Nipa-Nipa (Philippinen).

Die Südküste der Insel Samar besteht bei Basey aus einem reinen, marmorartigen, aber sehr jungen Kalk, der an vielen Stellen steile Klippen bildet. Bei Nipa-Nipa, einem kleinen Weiler, etwa 2 Leguas östlich von Basey, setzen sie sich im Meere fort in einer Reihe sehr malerischer, über 100 Fms hoher, dicht mit Pflanzen bewachsener Felsen, die oben domförmig abgerundet, an der Basis ringsum vom Seewasser ausgewaschen, wie riesige gestielte Pilze aus dem Meere hervorragen.

In diesen Felsen sind viele Höhlen, die von den alten Pintados (so nannten die Spanier die Bewohner der Bisaya-Inseln wegen ihrer Tätowirungen) zu Grabstätten benützt worden. Die zahlreichen Särge, Geräthschaften, Waffen und Geschmeide, welche sie enthielten, waren, geschützt durch den heilsamen Aberglauben, den diese unheimlichen Orte nicht nur den Eingeborenen, sondern wohl auch der Mehrzahl ihrer Seelsorger einflössten, Jahrhunderte lang unangetastet geblieben. Kein Nachen wagte vorüber zu fahren, ohne ein aus der heidnischen Zeit fortgeerbtes religiöses Ceremoniell gegen die Höhlengeister zu beobachten, welche in dem Rufe standen, die Unterlassung durch Sturm und Schiffbruch zu bestrafen.

Vor etwa 30 Jahren wurde ein eifriger junger Geistlicher in diese Gegend versetzt, dem diese heidnischen Gebräuche ein Gräuel waren, weshalb er den Entschluss fasste, sie mit der Wurzel auszurotten. In mehreren Booten, wohlausgerüstet mit Kreuzen, Fahnen, Heiligenbildern und Allem beim Austreiben der Tenfel bewährtem Apparat, unternahm er den Zug gegen die Geisterfelsen, die mit Musik, Gebeten und Knallfeuerwerk erklimmen wurden. Nachdem zuvor ein ganzer Eimer voll Weihwasser in die Höhle geschleudert worden, um die bösen Geister zu betäuben, drang der unerschrockene Priester mit gefälltem Kreuze ein, gefolgt von seinen durch das Beispiel angefeuerten Getreuen. Ein glänzender Sieg belohnte den wohlangelegten und muthig ausgeführten Plan; die Särge wurden zertrümmert, die Gefässe zerschlagen, die Skelete ins Meer geworfen. Mit gleichem Erfolg wurden die übrigen Höhlen erstürmt.

Die Ursache des Aberglaubens ist nun zwar vernichtet, dieser selbst hat sich aber, wenn auch abgeschwächt, bis hent erhalten.

Durch den Pfarrer von Basey erfuhr ich, dass in einem Felsen noch Ueberreste vorhanden seien und einige Tage darauf überraschte mich der liebenswürdige Mann mit mehreren Schädeln und einem Kindersarg, die er von dort hatte bringen lassen. Trotz des grossen Ansehens, das er bei seinen Pfarrkindern mit Recht genoss, hatte er doch seine ganze Bered-

samkeit anbieten müssen, um die Muthigsten zu einem so kühnen Unternehmen zu bewegen. Ein Boot mit 16 Rudern bemannt, war zu dem Zweck ausgerüstet worden; mit weniger Mannschaft hatte man die Reise nicht zu unternehmen gewagt. Während der Heimfahrt brach ein Gewitter aus; die Schiffer betrachteten es als eine Strafe für ihren Frevel und nur die Furcht, die Sache noch schlimmer zu machen, verhinderte sie, Sarg und Schädel ins Meer zu werfen. Zum Glück waren sie dem Lande nahe und ruderten mit aller Kraft demselben zu. Als sie angekommen waren, musste ich selbst die Gegenstände aus dem Boote holen, da kein Eingeborener sie anrühren mochte.

Trotzdem gelang es am folgenden Morgen einige entschlossene Leute zu finden, die mich nach den Höhlen begleiteten. In den beiden ersten, die wir untersuchten, fand sich nichts; eine dritte enthielt mehrere zertrümmerte Särge, einige Schädel und Scherben von glasirtem, roh bemaltem Steingut, es war aber nicht möglich auch nur zwei zusammengehörende Stücke zu finden. Ein enges Loch führte aus der grossen Höhle in einen dunklen, so engen Raum, dass man mit der brennenden Fackel kaum einige Sekunden hintereinander darin verweilen konnte. Dieser Umstand mag die Ursache gewesen sein, weshalb sich dort in einem sehr verrotteten, von Bohrwürmern zerfressenen Sarge ein wohl erhaltenes Skelett befand, oder eher eine Mumie, denn an vielen Stellen war das Gerippe noch mit ausgetrockneten Muskelfasern und Haut bekleidet. Es lag auf einer immer noch erkennbaren Pandanusmatte, unter dem Kopf ein mit Pflanzen ausgestopftes, mit Pandanusmatte überzogenes Kissen. Auch Reste von gewebten Stoffen waren noch vorhanden.

Die Särge waren von dreierlei Gestalt, aber ohne alle Verzierungen. Die von der ersten Form bestanden aus dem vortrefflichen Holz des Molave (eine der *Tectona* verwandte Verbenacee), das in den Philippinen dem Teak gleich geachtet wird, und wie es scheint mit Recht, denn sie zeigten keine Spur von Wurmstich oder Vermoderung, während die übrigen bis zum Zerfallen zerstört waren.

Kein Märchen hätte eine verzauberte Königsgruft mit einem passenderen Zugang ausstatten können, als den zur letzten dieser Höhlen: mit senkrechten Marmorwänden erhob sich der Felsen aus dem Meer; nur an einer Stelle gewahrt man die kaum zwei Fuss hohe Oeffnung eines natürlichen Stollens, durch welchen der Nachen plötzlich in einen geräumigen, fast kreisrunden, vom Himmel überwölbten Hof gelangt, dessen vom Meer bedeckten Boden ein Korallengarten schmückt. Die steilen Wände sind dicht mit Lianen, Farnen und Orchideen behangen, mit deren Hilfe man zur Höhle emporklimmt, die gegen 60 Fuss über dem Wasserspiegel liegt. Um die Situation noch märchenhafter zu machen, fanden wir gleich beim Eintritt in dieselbe auf einem grossen 2 Fuss über dem Boden ragenden Felsblock, eine Seeschlange, die uns ruhig anstarrte, aber getödtet werden

musste, weil sie, wie alle ächten Seeschlangen, giftig ist. Schon zweimal hatte ich dieselbe Art zwischen Felsenritzen im Trockenem gefunden, wo sie die Ebbe zurückgelassen haben mochte: auffallend war es aber sie hier in 60 Fuss Meereshöhe anzutreffen — nur mit Benutzung der Schlingpflanzen hatte sie die steilen Wände emporklimmen können. Jetzt ruht sie, als *Platurus laticaudatus* Lin., im zoologischen Museum der Berliner Universität, wo auch die Schädel einstweilen untergebracht sind. Letztere sowohl als der Sarg mit der Mumie, der Kindersarg und die Gefässscherben sollen, wenn vielleicht einmal ein anthropologisches Museum gegründet wird, Platz darin finden.

Dr. Feodor Jagor.

Die Kjökkenmöddinger der Westsee.

(Vorläufige Notiz). Nach der bisherigen allgemein angenommenen Hypothese sollen Küchenabfallreste der Urbevölkerung, entsprechend den Kjökkenmöddingern von der Ostseite der dänischen Ostsee-Inseln, auch auf der Abendseite der cimbrischen Halbinsel, also im Bereich des Theiles des deutschen Oceans, welchen die Dänen die Westsee nennen, zwar ebenfalls vorhanden gewesen, aber längst von den Meereswellen verschlungen und zerstört worden sein. Mit Rücksicht auf die geologischen Verhältnisse der Ostseeküsten, deren westliche Moore, Haiden und Wälder mit Resten menschlicher Kultur und menschlicher Gerippe nur unter den Meeresspiegel gesunken (nicht zerstört), sowie auf die von mir eingesehenen dithmarsischen und friesischen Chroniken, wonach von jeher einzelne Spuren von untermeerischen Wäldern und Sümpfen und von Menschen, welche mit der verschwundenen früheren Vegetation zusammenlebten, beobachtet worden sind, liessen mich, noch ehe ich in Schleswig an Ort und Stelle gewesen, hoffen, die Kjökkenmöddinger der Westsee wieder auffinden zu können. Theils in dieser Rücksicht, theils um die bisher wenig untersuchten und noch nicht beschriebenen Weichthiere des letztgedachten Meerestheiles möglichst vollständig zu sammeln, untersuchte ich im Frühjahr 1868 die Ufer und das Meer bei der Insel Sylt von List bis Hörnum auf der Innenseite Aussenseite nnermüdtlich mehrere Wochen hindurch und fand hier, namentlich bei Hörnum, im Meere Torflager, sowie Waldreste, welche bei tiefster Ebbe und Ablandwinden stellenweis freiliegen, auch von Sand

nicht danernd bedeckt sein können, da in ihnen zahlreiche Pholaden (*Barnea candida* Linné und *Zirphoea crispata* Linné) hausen, die ich ebenso wie Aetinien lebend mit dem Holz untermeerischer Eichenstämme in grosser Masse gesammelt habe. Die Untersuchung dieser bei Fluth tief unter Wasser liegenden Vegetationsreste ist natürlich nur bei niedrigstem Wasserstande möglich und war ich daher hauptsächlich auf die nach Stürmen an den Strand gewälzten, oft centnerschweren Holz- und Torfmassen aus diesen unterseeischen, ehemals von Menschen bewohnten Festlandsresten verwiesen, deren ich über 1000 zum Theil mit grosser Mühe zerschlug und untersuchte. Ich fand zwischen ihnen zunächst einen Netzbeschwerer aus röthlichem Sandstein und ein grobes, starkes, 10 Zoll langes Feuersteinmesser, mit dessen Hülfe ich in der Nähe der Höntje Bank mehrere frische Austern bequem öffnete und verspeiste, und das zu gleichen Zwecken dem Nordlandsurmenschen gedient haben mag. Es fanden sich ferner viele mit Holzkohlen und Aschen vermengte zerbrochene Austerschalen, sowie unter anderen Conchylienresten die Muscheln *Modiola vulgaris* Flemming (aus dem Ostseeküchenschutt noch nicht bekannt!) und *Mytilus edulis* Linné, endlich die Schnecke *Buccinum undatum* Linné, während die im Ostseeküchenschutt häufige im Wattenmeer bei Sylt massenhaft lebendig vorhandene *Litorina litorea* Linné, welche ich zufällig nicht fand, sicherlich später noch ermittelt werden wird. In Folge der Verwesung des Seetorfs (Tunf's oder Terrig's der Friesen) haben die Seehalthicreste ein schwarzes Aussehen und übeln Geruch. Die Anstern sind zum Theil in Feuer gewesen und in Folge dessen sowie der Humussäure des Torfs sehr mürbe. Wässert man die Schalen mehrere Tage, so verliert sich der Geruch sowie die schwarze Farbe und diejenigen Theile, welche am stärksten in Feuer gewesen sind und wahrscheinlich unmittelbar auf glühenden Kohlen gelegen haben, erscheinen weiss und krümelich.*) Ansserdem erhielt ich aus dem Süswassertorf, in dem ich Eriophorn, Arundo, Sphagnum u. a. Sumpfpflanzen, sowie die Flügeldecken eines Wasserkäfers (*Hydrophilus picens*) fand, einen schönen Behaustein (Tilhuggersteen), viele sehr rohe Feuersteingeräthe und eine durchbohrte 6 Zoll im Durchmesser haltende, etwa 3 Zoll dicke, in der Mitte durchbohrte Scheibe aus dunkelgrauem Marschthon, der nur theilweise durchgebrannt und mit Schilf durchknetet gewesen ist, wie man an den Höhlungen, in welchen die während des Brennens versengten Stengel und Blätter sassen, dentlich erkennt. Stroh konnte der Barbar hierbei nicht verwenden, weil er den Getreidebau noch nicht übte. Anzeichen lassen darauf schliessen, dass die Anstern nicht mit

*) Weiteres siehe in meinen Ansätzen: „Beiträge zur Kunde der Weichthiere Schleswig-Holstein's,“ in Pfeiffer's Malacologischen Blättern. Kassel 1869, sowie: „Neues über Züchtung und Eingewöhnung der Anster“, in der Zeitschrift: Zoologischer Garten. Jahrgang 1868.

Schleppnetzen, sondern mit Körben aus Weiden, welche letzteren an den Sumpfrändern wuchsen, gefischt wurden. Nicht selten sind Haselnusszweige, zum Theil aufgeknackte Haselnüsse, Kienäpfel von *Pinus sylvestris*, Zweige von der Espe (*Populus tremula*), Erlenfrüchte, Weissdornzweige, Stämme von Birken, Farnwedel, Binsen, Rohr, Schilf. Die Bäume, darunter Eichenstümpfe von 2 Fuss Durchmesser, liegen nach Südosten, zum Theil wurzeln sie, ebenso wie die Föhren in den Watten bei der Insel Röm, noch fest und haben nur eine östliche Neigung. Zu bemerken, dass in der ganzen Gegend keine Wälder mehr existiren, dass Föhren, Fichten und Eichen überhaupt seit vielen Jahrhunderten in Westschleswig nicht mehr wild wachsen. Von Thierresten habe ich gesehen Kiefer vom Hecht, Eberzähne, Knochen von Rothwild, in der Hansenschen Sammlung zu Keitum viele andere Knochen (wenn ich nicht irre, ebenfalls mit Feuersteingeräthen gefunden), aus dem Tuul, darunter zwei gewaltige Geweihstangen, welche dem Schelch, einem dem irischen Riesenhirsch verwandten oder gar identischen Thiere, angehört zu haben scheinen. Eine sorgfältige Bestimmung des betreffenden Theils von Hansen's Sammlung, würde uns über die damals mit dem Urbewohner des deutschen Nordens zusammenlebende Thierwelt noch viele merkwürdige Aufschlüsse gewähren — mögen diese Zeilen für den Fachmann eine Aufforderung sein!

Keinem Bedenken unterliegt es, diese Kjökkenmöddinger, deren sich in der Westsee, bei genauer Nachforschung, noch viele finden werden, mit den mir am Rothen Kliff auf Sylt aufgestossenen Resten von Höhlenwohnungen, über welche ich, unter Vorlegung zahlreicher Fundstücke, am 2. Januar 1869 in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Vortrag gehalten, in Zusammenhang zu bringen. Hier wie dort dasselbe Nahrungsmittel, dasselbe Kunsterzeugniss, dieselbe Cultur.

Erst nach meiner Rückkehr nach Berlin ist es mir gelungen, einige der höchstinteressanten, leider meist in Programmen verstreuten, zum Theil auch dänisch geschriebenen geologischen Abhandlungen Professor Forchhammer's über die Ost- und Westsee, sowie Professor Wiebel's scharfsinnige Schrift über Helgoland aufzutreiben. Zu meiner grössten Freude bestätigen dieselben vollkommen meine Vermuthung, dass die alten Landmarken, Haiden und Moore an der Westsee nicht sowohl zerstört, als vielmehr nur 10 bis 20 und mehr Fuss unter den Meeresspiegel gesunken sind. Gerade das Rothe Kliff soll, und bereits zu Menschenzeit, eine bedeutende Hebung erfahren haben, woraus sich erklärt, warum die dort befindlichen Kjökkenmöddinger verhältnissmässig so hoch belegen sind. An anderen Theilen der Westseeufer sind gegentheils so anfallende Senkungen eingetreten, dass man z. B. vor nicht langer Zeit, bei den Baggerarbeiten für den Hnsner Hafen, in einem untermeerischen Moor mitten in einem von Moor überwachsenen Birkenwalde ein Hünengrab aus Sand (mit der Krone mehre

Fuss unter der täglichen Fluthhöhe liegend) und in seinem Inuern rohe Feuersteinwerkzeuge auffand. Die Föhre (*Pinus sylvestris*) ist in den untermeerischen Mooren sehr häufig. Sie ist in einer vorgeschichtlichen Zeit ein in Schleswig sehr verbreiteter Waldbaum gewesen, späterhin aber gänzlich aus noch unbekanntem Ursachen verschwunden. Sehr viele Ortsnamen zeigen, nach Forchhammer, an, dass die gothische Bevölkerung der cimbrischen Halbinsel die Föhre noch als Waldbaum gekannt hat. Jenes Heidegrab musste selbstredend bereits vor der Senkung des Bodens aufgeworfen sein, und es fällt sowohl die Periode der Senkung desselben, sowie wahrscheinlich überhaupt der Kjökkenmüddinger der Westsee, zwischen die Zeit, in welcher die Bewohner Feuersteinwaffen brauchten und die Zeit, in welcher die Föhre als Waldbaum aus Westschleswig verschwand. Weitere Untersuchungen dieser wichtigen Thatsache, werden uns nicht nur wahrscheinlich die Natur des Volkes der Kjökkenmüddinger näher aufhellen, sondern möglichenfalls selbst Licht auf Ereignisse, wie die sogenannte cimbrische Fluth werfen, welche letztere aus dem Dunkel der Urzeit bereits in die Anfänge wirklicher Geschichte des Nordens hineindämmert.

Berlin den 20. Januar 1869.

Assessor Ernst Friedel.

Zu den Lithographien aus Formosa. (Taf. I.)

Die bisher nur auf Du Halde und seine Mittheilungen aus chinesischen Berichten beschränkte Literatur Formosa's (Ta-nan oder Ta-Lieon-Kieou) ist in den letzten Jahren durch die in der Royal Geographical Society in London mitgetheilten Arbeiten des englischen Consul Swinhoe erweitert worden, sowie durch die des französischen Consul Guérin, der in Verbindung mit Bernard seine Forschungen im Bulletin de la Société Géographique de Paris veröffentlicht hat. Neuerdings sind werthvolle Beiträge hinzugekommen durch Dr. Schetelig, einen deutschen Arzt, der mehrere Jahre in Hongkong ansässig war, und vor seiner Rückkehr nach Europa Gelegenheit nahm, diese wenig bekannte Insel in Begleitung eines Photographen, Herrn Ohlmer aus Amoy, zu besuchen. Aus den trefflichen Aufnahme des Letzteren verdankt die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin einige ethnische Typen der Güte des Herrn Dr. Schetelig, und drei derselben finden sich diesem Hefte beigegeben.

Die von den Shekwan (Nr. 1 und 3) aufgenommenen Photographien

stammen aus dem Dorfe Lamongho an der Bay von Sao, die der Chinwan (Nr. 2) von der Gegend der Feste Tokuham am Nordwestabhange. Während die gefürchteten Chinwan in den Bergen hausen, und sich (gleich den Xong bei Chantaburi) durch zu ihnen geflüchtete Verbrecher rekrutiren, leben die friedlichen Shekwan untermischt mit den längs der fruchtbaren Flussthäler angesiedelten Chinesen und finden sich über die ganze Insel zerstreut. Im Süden treten sie unter dem Namen der Kali auf, was sich aus der beanspruchten Herkunft von Spaniern oder Holländern erklären mag, da Kala bei den indochinesischen und den mit ihnen im Verkehr stehenden Nationen allgemein einen Fremden bedeutet und besonders auf die Europäer angewandt wird. Der wilde Stamm der südlichen Berge, dem die so vielfach wiederkehrenden Ermordungen schiffbrüchiger Mannschaften zur Last zu legen sind, scheint dem der Philippinen verwandt zu sein, und Favre macht bei dem von dem verstorbenen Gnerin gelieferten Tagebuche darauf aufmerksam, dass schon der Name Tayal auf Tagalen führen würde. An der Ostküste werden noch die Pepo genannten Wilden erwähnt. Es war Dr. Schetelig gelungen, Schädel des dem philippinischen verwandten Südstammes sowohl, als auch von den Shekwan aus Takow zu erhalten und konnten diese letzten mit den im Norden an Lebenden genommenen Masse vergleichen. Ein Aufenthalt in London gab ihm Gelegenheit, die anthropologische Verwandtschaft der Shekwan zu den Polynesiern zu beweisen, trotz ihrer den malayischen Dialecten angehörigen Sprachen. Beachtenswerth ist zugleich die von Favre hervorgehobene Abwesenheit der sonst im Malaischen geläufigen Lehnworte aus dem Sanscrit und Arabischen bei den auf Formosa gesprochenen Dialecten, sowie das Vorwalten gutturaler Laute und die Häufigkeit des R im geraden Gegensatz zur chinesischen Sprache. Ansser Klaproth's Arbeiten über die Sprache Formosa's hatte Medhurst das 1680 angefertigte Vocabularium Happart's veröffentlicht, und v. d. Gabelentz bearbeitete die formosanischen Sprachen in ihrer Stellung zum malaischen Sprachstamme. Dr. Schetelig's Mittheilungen über die Sprache der Ureinwohner Formosa's sind in der Zeitschrift für Völkerpsychologie erschienen (Jahrgang 1868) und sein Reisebericht aus Formosa in der Zeitschrift für Erdkunde (Jahrgang 1868) durch E. Friedel, der nur den Arbeiten Lobscheid's, Swinhoe's und Frauenfeld's Ergänzungen zugefügt hat.

Auf Tafel II. dieses Heftes unserer Zeitschrift finden sich ein Reitkameel und ein Lastkameel, beide nach von W. Hammer Schmidt zu Cairo aufgenommenen Photographien, dargestellt.

Miscellen.

Spuren menschlicher Existenz aus dem Steinalter im Trientiner Gebiet. Prof. Pellegrino Strobel erhielt das Bruchstück eines Feuersteinmessers aus der Nordgegend von Avisio oder Lavis im Trientinischen, in Richtung nach dem Porphyrhügel von Pressano hin. Das Stück war, zusammen mit Knochen und anderen Fragmenten, aus einer Tiefe von mindestens sieben Decim. hervorgegraben worden. Das Messer selbst zeigt 95 Millim. Länge, bei grösster Breite von 31 und grösster Dicke von 9 Millim. Die Spitze ist etwa in Länge eines Decim. abgebrochen. Verf. hält dies Instrument für einen Ueberrest aus der Epoche des geschnittenen Steines (*pietra tagliata*), dieser primordialen, dieser Kindheitsepoche des Menschengeschlechtes, welche der Epoche des geglätteten Steines (*p. polita*) vorangegangen.

(Ans: Tracce dell' Uomo della Età della pietra tagliata nel Trentino. Verona 1867. 8^o minor. 14 pag.)

H.

Ueber vorhistorische Stätten Patagoniens. Strobel fand im Februar 1867 die Reste eines „Paradero“ oder einer vorhistorischen Stätte des patagonischen Wandervolkes der Tehuelches auf. Eine der kleineren „Anhäufungen“ (*cumuli*) daselbst enthielt auch menschliche Skelettheile. Der vorhin erwähnte Paradero liegt etwa 4 Miglien südöstlich von Cärmen (alias Pueblo de los Patagones); derselbe besteht aus Schichten von Sand und Kalk, entsprechend der patagonischen Tertiärformation A. d'Orbigny's, bedeckt mit einer leichten Sandlage, welcher kleine Steine beigemischt sind, besonders verschiedene Quarzvarietäten, Porphy, Diorit, Basalt, Lava und Bimstein. In dieser beweglichen, vom Winde aufgewühlten, dünenähnlichen Ablagerung fanden sich die hier näher aufgeführten Gegenstände:

Zerbrochene, der Länge nach gespaltene, Spuren von Einkerbungen zeigende Röhrenknochen des Guanaco (*Auchenia Iguanaco Smith*), Tuentuco (*Ctenomys brasiliensis Blainv.?*), Peludo (*Dasyppus villosus Desm.*), Picby (*D. minutus Desm.*), Schalenstücke von Straussiern (*Ithea americana*); Schalen von drei Volutaarten und von einer *Unio*, Weichthiere, die nicht nur den Patagonen, sondern selbst manchen Einwohnern europäischen und afrikanischen Stammes zur Speise dienen; Fischwirbel.

Ferner Scherben von Gefässen feiner Arbeit, mit vertieften Linien und Punkten geziert, ähnlich den von Strobel in Buenos Ayres gesammelten; Schlendersteine aus verschiedenartigem Mineral; Kiesel, welche Strobel's landeskundiger Begleiter, Claraz, für Salzerreiber hielt; Raspfeln aus Feuerstein und anderen Quarzen; Schalen einer grossen *Voluta*, nach Claraz wohl zum Graben nach Wasser benutzt; bearbeiteter, dem Anschein nach zu Messern benutzter Feuerstein.

Endlich sehr kleine achatene Pfeilspitzen, ähnlich den aus Obsidian gearbeiteten der alten Araucos, wie sich deren z. B. im Museum von Santiago (de Chile) vorfinden, daneben andere grössere Spitzen von Feuerstein.

Schalen von *Olivä, Nasa, Chilina*, die vermuthlich zum Schmuck gedient.

An einer andern, entfernteren Stätte fand man den Schneidezahn einer *Nantria* (*Myopotamus Coypus Geoffr.*), Schalen von *Pecten* und *Venus*, die Hälfte eines Steinmörser, einen cylindrischen Sandsteincylinder, eine Reihplatte, ein Stück Dioritporphyr mit Hohlungen zum Einpassen von Steinchen (nach Claraz Schliedersteine), grosse, den in Chile gefundenen ähnliche Pfeilspitzen, ferner zwei Schädel alter Bewohner. Beide letzteren sind vollständig und recht charakteristisch-brachycephal, ♂ und ♀. Strobel hat dieselben Taf. I. in übersichtlichen Stellungen, d. h. von der Seite, von vorn, oben und hinten, abgebildet. Der ♂ ist ausgeprägt hysiercephal, weniger ist dies beim ♀ der Fall. Ein interessantes Vergleichungsmaterial für diese Funde können die Schädel Darstellungen desselben Verfassers von einem paraguayischen Soldaten, einem (mesocephalen) Mischling, Guarani-Mestizen, und von einem (vollständigen brachycephalen) aus dem Staat San Luis stammenden Pampa-Indianer gewähren (diese sämmtlich abgebildet in *Atti della Società ital. di Sc. nat.* Vol. IX. Tav. 4.).

Strobel hält das Alter der erwähnten, vorhistorischen Reste nicht für bedeutend, er hält dasselbe für gleichzeitig demjenigen steinerner Gegenstände der alten Pampas-Indianer, wie er dergleichen in San Luis gesammelt und darüber an Mortillet zur Publication mitgetheilt. Freilich fanden sich in San Luis Geräthe u. s. w., die nach Claraz' Meinung den patagonischen Stätten fehlten, die aber wiederum in Chile und Brasilien häufig vorkämen.

Paraderos vorerwähnter Art finden sich, wie Claraz angiebt, in dem ganzen weiten Staat Buenos Ayres, besonders nach Süden hin und längs der atlantischen Küste; sie lassen sich wohl mit den brasilianischen Kjöckenmöddingern in Beziehung bringen.

(Estratto dagli *Atti della Società Italiana di Scienze Naturali.* Vol. X. Fasc. 11.) II.

In der Decembersitzung der medicinisch-psychiatrischen Gesellschaft in Berlin machte der Vorsitzende Mittheilung über zwei Fälle von Verirrung des Geschlechtstriebes, die unter seine Beobachtung gefallen waren, der eine eine Frau betreffend, die von Jugend an für Männer indifferent gewesen, dagegen geschlechtliche Regungen für Personen ihres eigenen Geschlechtes gefühlt und mit Mädchen Unzucht getrieben hatte, und dann der eines Mannes, den Frauen trotz aller Reizungen kalt liessen, wogegen er sich von Männern angezogen fühlte und gerne (oder vielmehr gezwungen, weil er seiner Bemerkung nach sonst zu wohl fühlte) weibliche Kleidung annahm. Diese neutralen Geschlechtslieben, die durch den Verfasser der Urningaliebe methodisch aus selbst gemachten Erfahrungen behandelt sind, waren von jeher für das Wesen der Mystik höchst bedeutsam und haben in Dixon's neuesten Büchern über Amerika (*New-Amerika* und *Spiritual wives*) vielfache Ergänzungen erhalten. Die mythologischen Geschlechtswandlungen in *Lunus* und *Luna*, der *Ila* oder *Ida* in *Sadyrna* haben im Koryhantendienst zu orgiastischen Ausschweifungen geführt, finden aber ihre Wurzel in natürlichen Verhältnissen, die deshalb auch auch bei den Naturvölkern am deutlichsten hervortreten. In Florida spricht Pauw von Hermaphroditen und bei den Stämmen der nördlichen Indianern fand sich eine Klasse von Männern, die von einem unwiderstehlichen Drango getrieben, weibliche Kleidung anzunehmen, sich ganz wie Weiber gerirten. Wie mit allem Sonderbaren, wie mit Cretin und Albino, verknüpfte sieb bald auch mit ihnen das Geheimnissvolle religiöser Scheu, und diese Frauenmänner oder Männerfrauen bildeten meistens den Priesterstand, als Aehnuschik bei den Kadjak (nach Davydow), als I-cu-cu-a bei den Sionx (nach Catlin), als Bardachen in Canada (nach Lafiteau), als Cudinas (bei den Guaycurus), als Joyas bei den Californiern (nach Mofrat), unter den Osagen (nach Mc. Coy), in Illinois (nach Marquette), bei den Sauk (nach Keating), bei den Patagoniern (nach Falcner), als Mahus auf den Gesellschaftsinseln u. s. w. Auf der Insel Ramrib agirten da-

gegen Frauen als Männer, um dem Cultus vorzustehen und liessen sich andere Frauen antraten, mit denen sie als Mann und Weib zusammenlebten. Die indische Mythologie kennt ja Agasthyas den Sohn zweier Väter (des Mitras und Varunas), wie in der nordischen neun Jungfrauen zeugten. Wie die Priester der Cybele, trugen die der Aphrodite weibliche Kleider. Herodot spricht von den weiblichen *ἑνάραις* oder (nach Hippokrates) *ἄσκαρταίς* bei den Scythen und Aehnliches sah Reineggs bei den Nogaiern, Potoski bei den Nomaden der Steppe von Antekerl, Bergmann bei den Kalmücken. Die von ihren Vertheidigern auf die griechische Knabenliebe gestützte Paederastic galt als heiliges Privilegium der Edlen auf dem Isthmus von Panama, wo Balboa jenes Laster in erschreckender Weise verbreitet fand und in Peru war es den Incas, trotz der strengsten und grausamsten Strafen (siehe Garcilasso de la Vega) unmöglich gewesen dasselbe auszurotten. Auch Ostasien scheint früher ein ergiebiger Boden gewesen zu sein, und in Pegu befahl, um sie abzuschaffen, eine Königin ihren Unterthanen: „eine güldene oder silberne Kugel in das Gemächte zwischen Fell und Fleisch zu schieben“ (s. Balbi) während sie gleichzeitig durch die unzüchtige Kleidertracht der Frauen den normalen Geschlechtstrieb anzureizen suchte. Noch jetzt tragen die Birmaninnen ein den Schenkel beim Gehen entblössendes Gewand, wie einst die spartanischen Mädchen. Statt der peguanischen Kugeln, hatten auf den Philippinen (zur Verhinderung der Sodomie) die Knaben (nach Candish): *nogles of tin thrust quite through the head of their privie parts, being split in the lower end and riveted.* In Ava fügte man (nach Conti) Glöckchen ein, die dann beim Gehen klingelten. (1444 p. d.) „Mannbare Mädchen (bei den wendischen Völkern) tragen kleine Glöcklein oder Schellen an ihren Gürteln; das war ein Zeichen, dass sie heirathen wollten“ (Miletius). Dass sich Männer in Weiber umwandeln ist nicht leere Sago (meint Plinius). „In den römischen Jahrbüchern findet sich die Nachricht, dass zu Casinum noch im Hause der Eltern ein Mädchen zu einem Knaben geworden und auf Befehl der Opferbeschauer nach einer wüsten Insel gebracht sei. Licinius Mucianus erzählt, zu Argos selbst einen gewissen Areskon gesehen zu haben, der früher Areskusa geheissen und sich sogar als Weib verheiratete. Bald aber sei ihm der Bart und die Mannheit hervorgetreten und nun habe er eine Frau genommen. Auch zu Smyrna habe er einen Knaben solcher Art gesehen. Ich selbst habe in Afrika den thysdritanischen Bürger Lucius Cossus gesehen, der an seinem Hochzeitstage in einen Mann verwandelt wurde.“ Als Here und Zeus mit einander stritten, ob die Weiber oder die Männer mehr Vergnügen beim Beischlaf empfanden, (erzählt Apollodor), befragten sie den Tiresias, der (weil er begattende Schlangen geschlagen) aus einem Manne zum Weibe und dann aus einem Weibe zum Manne geworden. Auf Kreta wurde Siprotes von Artemis in ein Mädchen verwandelt. Die Aubeuteur des Chevalier d'Eon, der 1777 weibliche Kleidung annehmen musste, sind bekannt. Die Section constatirte (1810) das männliche Geschlecht. Esquiroi hatte einen Herrn in Behandlung, der nach längerem Spielen von Frauenrollen sein Geschlecht gewechselt zu haben glaubte. B.

In seinen Ausführungen über den Farbensinn der Urzeit, über das Fehlen des Blau in den Vedas, im Zendavesta, in der Bibel, bei Homer, bemerkt Geiger, dass die für Blau gebrauchten Wörter zum kleineren Theil ursprünglich grün bedeuten, während der grösste Theil in der frühesten Zeit schwarz bedeutet habe. Es giebt manche Sprachen, die nur ein Wort für beide Farben haben, andere, die gesonderte Bezeichnungen besitzen, aber dieselben nicht in unserer Weise scheiden, sondern Mancherlei blau nennen, was wir als grün bezeichnen würden, und umgekehrt. Mein Diener in Birma entschuldigte sich einst eine von mir als blau (pya) bezeichnete Flasche nicht habe finden zu können, sie sei ja grün (zehn). Um ihn durch gründliche Verspottung seiner Mitgesellen zu bestrafen, hielt ich ihm in Gegenwart dieser seine Verrücktheit vor, sah aber, dass nicht über ihn, sondern über mich gelacht wurde, so dass mir das Gefühl ankam, wie es Göthe in Gegenwart Akyanobleptischer beschreibt. Bei den Siamesen heisst Khiau grün, und blau wird ausgedrückt durch Khiau khram oder

das Grün des Indigo. Modificationen des Grün sind Khiau on ein weiches (oder helles) Grün, Khiau hai tong oder Khiau tong (das Grün der Bananenblätter), Khiau keh ein reifes (oder dunkles) Grün n. s. w. Zehn oder Azehn bedeutet im Birmanischen ausser Grün auch das Unreife und pya (blau) zugleich etwas vor den Augen flimmerndes. Ein entschiedenes Blau wird von den Siamesen mit Si Fa die Farbe (Si) des Himmels (Fa) wiedergeben und in solcher Form adjectivisch verwandt. Mit Nin oder Nila bezeichnen die Siamesen gleichfalls eine grünliche Farbe, die besonders mit schwarz (dam) verhanden wird, als Dam-nin, sehr schwarz. Der Nin Ta-ko ist der Haematit-Stein. Dam-khlab bedeutet ein scheinendes (helles) Schwarz, Braun wird mit Dam-deng (roth-schwarz) bezeichnet, doch findet sich auch mua (wolkennehliges Duster), als mua mua für Brauu. Deng, das Wort für Roth, bezeichnet zugleich ein neugeborenes Kind (Luk Deng Deng), also seiner Farbe nach. In Teda giebt Rohlf's für blau und grün dasselbe Wort (Zito), wie Kili Bnduma. Im Kannri bedeutet Kelli grün, Lefila hlau. Gelb heisst im Birmanischen wa (als Farbo des Messing), im Siamesischen Hlüang. Nih ist roth im Birmanischen und Nibla (Nila) der Name für den Amethyst. Net (schwarz) bezeichnet (im Birmanischen) zugleich etwas Tiefes, wie auch im Siamesischen „dam“ das Untertauchen im Wasser, das auf den Grund gehen liegt. Ein anderes Wort für schwarz im Birmanischen ist Mai-si von Iuligo (mai) hergenommen, verstärkt als maimai-sisi. Im Weiss unterscheiden die Siamesen das Khao oder Bleiche von dem reinen Weissen oder Boisut, als vollendet und deshalb heilig. Im Birmanischen wird Zin (etwas Beendetes oder Vollendetes) gewöhnlich mit Phyn (weiss) verhanden, a's Phyu-zin oder Zin-phyu. San-shin (offengelegt) und Zinklong (weitgebreitet) dienen gleichfalls das Weiss in der Farbe auszudrücken. Die Hoc-s und Tagalen haben aus dem Spanischen die Worte verde und azul adoptirt; die Bisayos gebrauchen neben malinban (für grün) ebenfalls azul (blau im Spanischen), während die Cagayon grün als fuccao und blau als fucca unterscheiden. Das Aequivalent für schwarz ist im Sanscrit Krischna (dunkles Blauschwarz) während derselbe Name (krasna) im Slavischen das Rothe ausdrückt und zugleich das Hübsche, aber nur bei Mädchen oder ihrer Kleidung. Nil bezeichnet das Blau im Sanscrit, aber Harit ausser Grün auch das Rothe und Gelbe. B.

In ihrer Januar-Sitzung hatte die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin Gelegenheit einen Vortrag des Herrn Wallis zu hören, der vor einigen Monaten von seinen vieljährigen Reisen in Südamerika, im Amazonengebiet des Rio Negro, Pnruz u. s. w. zurückgekehrt ist, die er besonders im Zwecke botanischer Sammlungen unternommen. Derselbe machte interessante Mittheilungen über das dort noch zum Theil unter abgelegenen Indianerstämmen fortwauernde Steinzeitalter, und bestätigte die Beobachtung anderer Reisenden, wie bei der Langwierigkeit der Arbeit oft Vater, Sohn und Enkel ein und dieselbe Beschäftigung vererben, ehe das Werk vollendet sei. Wir hoffen bald Gelegenheit zu haben, einige Resultate aus dem reichen Beobachtungsschatze dieses Reisenden mittheilen zu können. B.

Nach einer Notiz des Magazins für die Literatur des Auslandes beginnt die Zeitschrift für Völker-Psychologie (herausgegeben von Lazarus und Steinthal) in Russland sowohl wie Nordamerika eine bedeutsame Verbreitung zu gewinnen und für ihre leitenden Ideen die gebührende Anerkennung zu finden. Das nächste Heft des Archiv für Anthropologie ist in dem Erscheinen begriffen.

Behm's geographisches Jahrbuch, das mit grossem Fleiss und Umsicht angelegt ist, und in der Hand keines Geographen oder Ethnologen fehlen sollte, giebt eine Uebersicht der geographischen Gesellschaften, deren augenblickliche Zahl auf 25 angegeben wird. Davon sind 8 innerhalb der letzten zwei Jahre hinzugekommen, während bisher, da die Stiftung der ältesten in das Jahr 1821 fällt, durchschnittlich nur Eine auf 2—3 Jahre kam. Ausser den ethnologischen Gesellschaften in London und Paris, neben welchen dort die anthropo-

logischen bestehen, hat sich in Moskau eine ethnologische Gesellschaft gebildet, als Zweig der naturforschenden Gesellschaft. In München, wo die Ethnologie durch Prof. Wagner vertreten wird, liegt die Gründung einer geographischen Gesellschaft in Absicht und wünschen wir dem zuerst von H. v. Schlagintweit gefassten Plan zu derselben, besten Erfolg und baldige Ausführung.

In dem letzten Hefte der *Anthropological Review* (January 1869) findet sich ein Bericht über die anthropologische Betheiligung bei der Versammlung der *British Association for the Advancement of Science* zu Norwich durch Sir G. Duncan Gibb, sowie: Report on the International Congress of Archaic Anthropology by Alfred L. Lewis. Herr Lartet giebt einen ausführlichen Bericht darüber in der *Revue des Cours Scientifiques de la France et de l'Étranger*.

Am *Muséum d'histoire naturelle de Paris*, cours de l'année classique 1868—1869 (2o. semestre) werden die Vorlesungen über Anthropologie, wofür dort zuerst in Europa ein Lehrstuhl errichtet ist, am Donnerstag, April 15, beginnen. M. de Quatrefages (de l'Institut), professeur, traitera les principales questions de l'anthropologie générale (antiquité de l'homme, migrations humaines, acclimatation etc.) il terminera son cours par l'exposé des caractères généraux des races humaines. (Les mardis, jeudis et samedis à trois heures un quart.)

Bücherschau.

Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Compte rendu de la deuxième Session, Paris 1867, 1868. 8. 443 p. (avec figures intercalées dans le texte). Giebt Rechenschaft über die Verhandlungen des anthropologischen Congresses und bespricht die bei der Gelegenheit in Erörterung gezogenen Fragen, unter denen einige unser besonderes Interesse erregen. Zu den wichtigeren in diesem Buche behandelten Gegenständen gehören der Aufsatz über die quaternäre Periode in der Provinz Namur, (S. 61—64 mit Durchschnittszeichnungen), eine Etude über die bearbeiteten Feuersteine tertiärer Lagerstätten in der Gemeinde Thenay bei Pontlevoy, Loir et Cher, S. 67—75, mit Abbildungen, z. B. auch der Rippenfragmente des *Halitherium* mit tiefen und sehr scharfen Einschnitten (F. 11, 12). Dabei Bemerkungen über erloschene Thiere des vorhistorischen Europa.

Ueber das Alter des Menschen in Lignrien. Abbildung eines rechten Unterkieferfragmentes aus den plioenen Mergeln von Colle del Vento, Savona. Mancherlei interessante Befunde von menschlich-ostolog. Präparaten, Seherben, Feuersteinwaffen, Bemerkungen über die alte Fauna u. s. w.

Ueber die pleistocenen Säugethiere, Zeitgenossen des Menschen, in Grossbritannien. Der Verfasser, Boyd Dawkins, erwähnt verschiedener Höhlenbefunde und schliesst, dass der Mensch mit dem Höhlenlöwen, dem den grösseren Katzen angehörenden, mit breiten, stark crenelirten Eckzähnen angedröhten Ungeheuer *Machairodus latidens* Ow., ferner *Hyaena spelaea* Gouf., von welcher man nicht genau weiss, ob mit *H. stryata*

Zimm. oder *H. crocuta Zimm.* identisch, ob sie von diesen spezifisch getrennt gewesen, *Ursus spelaeus Rosenm.* (war der wirklich eine Art oder war er mit *Ursus arctos Linn.*, resp. *Urs. ferox. Lew.* identisch?), mit dem Ur, Auer (*Bison priscus Ow.*), dem Schelch (*Megaceros hibernicus Ow.*), dem Renn, Mammth, Eber (*Sus scrofa ferus Gmel.*), Flusspferd (*Hippopotamus major Desm.*), *Rhinoceros tichorhinus Cuv.*, *Lagomys spelaeus Ow.*, unseren Arvicolaarten n. s. w. und zwar noch zur Zeit existirt, als der rohe Inwohner seine Feuersteine zu Schleudermaterial, zu Messern u. s. w. zurechtzuschlug. S. 95 findet sich ein vollständiges Verzeichniss der „postglaciären“ Befunde von menschlichen und Säugethierresten, ein Verzeichniss, welches dem Anthropologen, Palaeontologen und Zoologen Manches zu denken geben muss. Fürwahr, haben dergleichen Untersuchungen einmal erst die Probe einer kritischen Sichtung siegreich bestanden, dann werden sie uns einen höchst lehrreichen Blick in das Menschen und Thierleben der Regionen des europäischen Nordens zu alter Zeit ermöglichen. Dann werden wir im Stande sein, an der Hand der neuere Verhältnisse behandelnden Ethnographie vollständiger vergleichende Beobachtungen über das Leben der Polarvölker anzustellen, als uns das vereinzelte, ausschliesslich der Neuzeit angehörende Material bisher gestattete; wir werden alsdann erst manchen scheinbaren Widerspruch im Leben zwischen entfernt von einander wohnenden Gliedern dieser Völker zu lösen vermögen. Ja, selbst ein tieferes Eingehen, ein grösseres Verständniss der uns nur spärlich überkommenen Aufzeichnungen über das Menschenleben im älteren nördlichen Europa wird uns durch solche Befunde, wie die vorhin erwähnten und durch deren Konsequenzen wesentlich erleichtert werden.

In weiteren Aufsätzen wird nun der Reste von Thieren und von menschlicher Industrie in den Alluvien Louisiana's, in Californien, Syrien und Palästina gedacht, es werden Höhlenbefunde von Bruniquel, Buisse, auch wird Allgemeines über dergleichen erörtert. In der Discussion über die Durchbohrung der Fossa olecrani am Oberarmbein des Menschen treffen wir sonderbarer Weise noch auf die Meinung, diese Perforation sei allgemein beim Neger, Hottentotten und Guanchen, was aber nimmermehr der Fall. Man findet Skelete sehr vieler Individuen obengedachter Völker, an deren Ossa humeri auch keine Spur von Perforation, während solche auch an Europäerskeleten hin und wieder vorkommen kann. Oft ist bei Skeleten, gleichviel von welcher Rasse, die Knochenbrücke zwischen Fossa anterior major (d. h. oberhalb der Trochlea und Fossa posterior) dünn, fast papierdünn und es fehlt dann nur noch wenig bis zur Perforation. Auch Dupont, Martin, Pruner, Hamy u. A. haben Fülle an Oberarmknochen aus verschiedenen alteuropäischen Stätten beobachtet. Jedes bessere anatomische Handbuch giebt übrigens von dem Verhalten dieser Knochentheile auch bei unseren Rassen Auskunft. Hamy's Behauptung (p. 146): „il résulte de cet exposé (c. à d. statistique) que la disposition anatomique dont il s'agit est devenue de plus en plus rare depuis les temps antihistoriques jusqu'à nos jours sans qu'on puisse trouver à cette diminution des olécranes perforés une explication suffisante“ lässt sich nach unserer Ansicht keineswegs anrecht erhalten, am wenigsten aber nach dem von Hamy selbst vorgebrachten, sehr mangelhaften Material, letzteres namentlich in Bezug auf recentere und ganz recente Befunde zu bemerken. Die Perforatio Fossae olecrani ist ebensowenig Rasseneigenthümlichkeit, als das Vorkommen von Worm'schen Knochen an der Lambdanaht des Schädels.

Die Discussion über Anthropophagie in den vorhistorischen Zeiten p. 158—163 erscheint uns ziemlich oberflächlich gehalten. Dergleichen Fragen lassen sich mit so wenigen Worten nicht einmal recht fördern, geschweige gar lösen.

In der zweiten Lieferung finden wir mancherlei Material über die Dolmen, über Bronzebefunde, über die Eisenepoche, über vorhistorische Reste aus Ungarn, über cranio-logische Fragen n. s. w. u. s. w.

Es sollen dies nur einzelne beiläufige Mittheilungen aus dem mannigfaltigen Inhalte sein, welcher Inhalt allerdings in keinem seiner Stücke den Anspruch auf gründlichere

wissenschaftliche Durcharbeitung erheben könnte. Dies erklärt sich übrigens aus der Sachlage zur Genüge selbst. Aber die Schrift wirkt doch auch sehr anregend. Die, wie uns dünkt, etwas breit ausgedehnten, nebensächlichen Dinge, die rein geschäftlichen Zugaben, hätten wohl schon mehr zusammengedrängt werden können, da durch sie der Uebersichtlichkeit des Stoffes Eintrag geschieht, ein Tadel, den wir auch von mehreren andern Seiten ansprechen gehört. Uebrigens ist die Ausstattung recht hübsch; die beigegebenen xylographischen Darstellungen sind sauber und dentlich gearbeitet. Jedenfalls hat die Redaktion dieser Schrift sich den Dank der Ethnologen verdient. R. H.

Drei Jahre in Südafrika. Reiseskizzen nach Notizen des Tagebuches zusammengestellt. Mit zahlreichen Illustrationen nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers n. s. w. Von Dr. C. Fritsch. Breslau 1868. 8. 416 S. Unter den zahlreichen bereits über Südafrika erschienenen Werken nimmt einen unzweifelhaft sehr hervorragenden Platz das vorliegende ein, welches sich den Leistungen eines Burchell und Anderson würdig anreihet. Der Verfasser, Dr. Gustav Fritsch, ein in naturgeschichtlicher Hinsicht gründlich gebildeter Arzt, brachte seiner Liebe zur Wissenschaft das nicht geringe Opfer, auf eigene Kosten und ohne gebildete Begleitung vom Cap her in das Wunderland einzudringen. Sich des vorgesteckten Zieles in aller Klarheit bewusst, ruhig, treu und scharf in seinen Beobachtungen, verfolgte er Schritt für Schritt seine Wege. Er hatte, nach gründlicher Vorbereitung, darin viel vor anderen Reisenden voraus, dass er nämlich wusste, was er wollte, was ihm bevorstehen konnte. Die hieraus resultirende Sicherheit in Behandlung wichtiger Fragen verleiht seiner in einfacher, verständiger Weise ausgeführten Darstellung die Weihe einer ganz besonderen Zuverlässigkeit. Wir finden freilich in diesem Werk nicht jene schandrigen Jagdhravaden büffel- und löwengerichteter Sportingmen, wie sie uns namentlich die Literatur einer jenseit unserer Mceresgrenzen wohnenden Nation in Menge aufischt, nicht jene süßlichen Expectorationen nur für das Seelenheil der Afrikaner bedachter Missionsceifriger, keins jener die afrikanischen Reisen jenseits des Aequators in das düsterste Gewand kleidenden Schicksalstragödien, sondern eine schlichte, ruhige Erzählung des Erlebten, Gesehenen, wie sie der Wissenschaft gerade so recht zum Heile gereicht.

Dr. Fritsch, ein hegeisterter Jünger der Ethnologie, hat dieser auch im fremden Erdtheil seine ganze Liebe zugewandt. Sein Buch ist reich an interessanten Bemerkungen über Hottentotten, Kaffern, Betschuanen u. s. w. Seine Angaben über die Buschmänner lassen uns dies merkwürdige, bisher immer in so eigenthümlichen Farben dargestellte Autochthonenvolk in völlig anderem Lichte erscheinen. Die S. 95, 96 gegebenen Notizen über den mythmasslichen Ursprung der Kaffern erscheinen uns höchst wichtig und bedingen ein weiteres ernstes Nachforschen über diesen Gegenstand. Ferner machen wir auf die S. 99 geschilderten Reliefdarstellungen und Malereien der Buschmänner, die Ansichten über die negativen Erfolge der (in allen Theilen Afrikas leider gleich ergebnisslosen) christlichen Missionen im Cap. XXV., aufmerksam.

Auch Zoologie, Botanik, Geologie, Topographie und Climatologie sind in dem Werke durch reichhaltiges Material vertreten. Der Verfasser, äusserst geschickter Photograph, hat ein sehr viele Nummern enthaltendes Albm der verschiedenartigsten photographischen Aufnahmen mitgebracht. Nach solchen sind die Mehrzahl der sauber, zierlich und naturgetreu ausgeführten Holzschnittabbildungen gemacht worden, unter denen die Portraitdarstellungen von Eingeborenen und die Ansichten verschiedener Ortschaften mit ihren konisch bedachten Hütten auch für den in andern Gegenden Afrikas Vertrauten die anziehendsten Vergleichungsobjecte gewähren. R. H.

Die Flotte einer aegyptischen Königin aus dem XVII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und altaegyptisches Militär in festlichem Anzuge auf

einem Monumente derselben Zeit abgebildet. Als ein Beitrag zur Geschichte der Schifffahrt und des Handels im Alterthum. Von Dr. Joh. Duemichen. Leipzig 1868. Querfol. 21 S. und 32 lithographirte Tafeln. Einer der erfolgreichsten Aegyptiologen unserer Tage ist unstreitig der Verfasser obigen, auch in ethnologischer Beziehung sehr interessanten Prachtwerkes, dessen Haupttheil den Zug einer altägyptischen Flotte nach den Küstengebieten des rothen Meeres darstellt. Dr. Joh. Duemichen durchwanderte in den Jahren 1862—65 Aegypten, Nubien und den nördlichen Theil von Ost-Sudan. Mit nur bescheidenen Geldmitteln ausgestattet, gelang es seinem Geschick, seiner uermüthlichen Ausdauer, reichliche, höchst werthvolle Schätze auf dem Gebiete der Alterthumskunde zu heben. Eine der besten der vielen von ihm bereits veröffentlichten Arbeiten ist nun die vorliegende in grossartigerem Stylo sehr splendid ausgestattete. Duemichen hat ausser einem unendlich mannichfaltigen Stoffe religiösen und rein historischen Inhaltes auch ein umfangreiches culturbistorisches Material heimgebracht und tritt nun namentlich das letztere in dem angezeigten Werke ganz in den Vordergrund. Die Fahrt berührte arabische Küstengebiete, den dabei erworbenen, hieratisch Kafu genannten Affen zufolge,* auch abyssinische. Der von der Flotte mitgebrachte Affe (hieroglyph.) Anäu (*Cynocephalus Hamadryas* Desm.) kommt in Abyssinien, wie auch in Arabien vor, die anderen Produkte, Weihrauch, grünende Weihrauchbäume, Ebenholz, Gold, Silber und Cassienrinde werden theils in Arabien, theils durch den Handel mit Indien gewonnen sein. Verfasser bringt diese Expedition mit den salomonischen Opbfahrten in Parallele (1. Buch Römer Kap. 10. 22), bei deren Besprechung bekanntlich auch von Tukum d. h. Pfauen, also einem rein indischen Erzeugnisse, die Rede. Auf Tafel XV ein Dorf am rothen Meere, mit echten, den Togul der Berta ähnlichen Pfahlhütten. Tafel XXIX eine Schiffswerft, auf welcher Zimmermannsgeräthe gebraucht werden, wie man sich deren noch heut an den Mangera's oder kleinen Werften des oberen Nilgebietes bedient. Tafel I—IV die aegyptische Flotte selbst, ein höchst interessanter Beitrag zur Schiffbaukunde, welcher sich den wichtigen Untersuchungen Dr. Graser's anreihet. Unter den vielen Darstellungen altaegyptischen Kriegsvolkes sieht man prächtige Figuren, rechte Abbilder der heutigen, Ackerbau treibenden Bevölkerung Nubiens. In dem erklärenden Texte bespricht D. selbst die von der pharsonischen Militärmusik benutzten Instrumente und macht auf den Gebrauch ganz ähnlich geformter in Aethiopien aufmerksam. Tafel XXX., Grab des Priester Neferbotep, Klageweiber, gänzlich den gegenwärtigen der schwarzen Heiden sowohl, wie auch der dortigen Moslemin und jakobitischen Christen, entsprechend.

Man ersieht wohl aus diesen kurzen Andeutungen, in wie glücklicher Weise Duemichen sein Material wissenschaftlich zu verwerthen versteht und wünschen wir ihm von Herzen weitere Erfolge auf der betretenen Bahn.

R. H.

*) Vergl. Hartmann in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Band III. S. 24—26.

Errata.

- Pag. 15 Zeile 11 von oben lies verschwinden statt verschieden.
 „ 22 letzte Textzeile lies wie statt wo.
 „ 59 erste Zeile von oben lies Zusammenwachsen statt zusammenwachse.
 „ 61 Zeile 10 von unten lies jungle statt fungle.

Zur Ethnologie des alten Europa.

Es ist etwas bedenklich sich in den Keigen des bachanalischen Todtentanzes hineinzuwagen, zu dem, in der Bemerkung eines Geologen, seine schwindelfreieren Collegen der ehrbaren Jungfrau Europa aufspielen. Zwei Eiszeiten genügen schon nicht mehr. Noch häufiger müssen die grünen Hühen Irlands oder Scandinaviens Berge ihr Haupt unter die frostigen Röhren tauchen, sich dann durch die Macht des Feuers wieder emporschieben, mit schmutzigem Gerölle überdecken, durch Felsblöcke zersohaben lassen, oder wie es soust den Herrn Demirgen gutdünkt. Mortillet örlekt die Alpen in der Gietscherperiode näher zum Meere hinab, Lyell hebt sie für gleichen Zweck bis in die Wolkenschicht empor, Escher lässt sie in den vom Sahara-Meer zugewehten Wasserdämpfen erstarren, Bianconi dämmte das Mitelneer in ein Binnenbecken ein, bis sich der schliessliche Deichbruch nicht länger aufhalten liess, und Elie de Beaumont stürzt grosse Wassermassen aus den Polargegenden über den Süden. Wie gesagt, es hat seine Gefahren sich in ein solches Hypothesen-Labyrinth zu begeben und der weniger Muthige wird immer vorziehen, sich mit der einfachsten Form zu begnügen, unter der ihm die Erklärung angeboten wird, er wird wahrscheinlich vorziehen, diese das Gleichgewicht der Erde mit eingreifenden Störungen bedrohenden Hebungen und Senkungen ihrer festen Rinde abzuweisen und lieber bei der wechselnden Vertheilung des flüssigen Mediums auf nördlicher und südlicher Hemisphäre bleiben. Während wir uns in der nördlichen Hemisphäre wieder im Herbststeigen befinden unsere Meere aufrocknen und mit der Ausdehnung des Continent's sich das Klima erniedrigt, zeigt die antarktische Erdhälfte ein Auflösen ihrer Eismassen, so dass schon 60 Jahre nach Cook, der am 60ten Breitengrade aufgehalten wurde, Ross und Dummer d'Urville bis zum 65ten vordringen konnten und gleich dem Schiffe auf dem Gwynepichscha auch der am Vulcan von Puraoe, (nach Bouwmeester, im Zurückziehen begriffen ist. Obwohl sich so die Verhältnisse auf der südlichen Hemisphäre günstiger gestalten, so besitzt sie doch bis jetzt noch,

bei ihnen den Sommer um 168 Stunden an Dauer übertreffenden Wintern, ein kälteres Klima als die nördliche, und zeigt an ihren noch heute tief hinabsteigenden Gletschern Neuseeland's, an ihren, auf Georgien und dem Sandwich-Lande bis zum Niveau des Meeres erstreckte Schreelinien eine Wiederholung des Bildes, das Europa einst in seiner Glacialperiode durchlaufen hat.

Adhémar's auf das Vorrücken der Nachtgleichen basirende Theorie weiter ausführend, berechnet Julien eine Periode von 21000 Jahren zwischen der Gegenwart und dem Zeitpunkte, wenn dieselben Jahreszeiten genau wieder mit denselben Orten der Hemisphäre zusammentreffen. Nimmt man das Jahr 1248 p. d. (in welchem der erste Wintertag dem perihelischen Durchgange der Erde, als in der grössten Sonnennähe, entsprach) als Ausgangspunkt, so ergibt sich das Jahr 9252 a. d. für das Maximum der Erkältung*) (s. Le Hon).

Das Verhältniss des Festlandes wird (mit Ausschluss der Tropenzone) in der nördlichen Hemisphäre auf 100 : 154 angesetzt, in der südlichen auf 100 : 628, doch ist die letzte Angabe bei der über das südliche Polarland herrschenden Ungewissheit werthlos. Nehmen wir das Maximumverhältniss 100 : 0 für das Jahr 9252 a. d., das Minimum 100 : 300 für das Jahr 9632 p. d., so haben wir für das Jahr 1248 p. d. 1 : 150; das Mittel der Zunahme der resp. Vermehrung wäre circa 15.

Die Chronologie der Dolmenbauer, deren brachycephalische Schädel in der Kjökkenmöddinger gefunden werden, soll im Zeitalter der geglätteten Steinwerkzeuge nach den Archäologen auf 6000 a. d. zurückführen, die arische Einwanderung im Bronze-Alder auf 5000. Für die IV. Dynastie der Pyramidengründer nehmen die Aegyptologen das Jahr 4235 a. d. an. Danach wäre also noch ein grosser Theil des Festlandes in Europa**) und Asien von Wasser bedeckt gewesen, durch jenes die norddeutschen und polnischen Ebenen, Theile Russlands und Ungarns, sowie die Niederungen am Caspi-

*) De l'an 35500 a. d. jusqu'à l'an 30250 les hivers européens, devenant de plus en plus rigoureux, ils améliorèrent ensuite progressivement jusqu'en l'an 25000 (s. Rodier). Der ebaldische Cyclus von 43200 Sonnenjahren sollte die Periode von Vorrücken der Nachtgleichen (26000 Jahre) begreifen.

**) Während der südliche Theil Schwedens mit dem norddeutschen Festlande landfest war, scheint sich über Finnland (damals Meeresboden) bis nach Gothland (und vielleicht weiter noch nach Süden) ein Busen des Eismeeres erstreckt zu haben, indem fossile Muscheln, die jetzt (wie *Yolida pygmaea*) nur bei Spitzbergen lebendig vorkommen, von Erdmann an der Küste des mittleren Schweden's im Gletscherlehm gefunden wurde. Ebenso bewiesen die noch lebenden arctischen Crustaceen, die auf dem Boden des tieferen Weiser- und des Wettersoes angetroffen werden, dass diese Binnengewässer mit dem bis dorthin ausgedehnten Busen des Eismeeres im Zusammenhang gestanden (Lovén). West der nördliche Theil der Halbinsel nach der Gletscherzeit sich allmählig zu heben begann, aber noch nicht bewohnbar war, während der südliche damals höher lag, scheint dieselbe sich zur Aufnahme von Pflanzen, Thieren und schliesslich auch von Menschen aus südlichen Gegenden, die nicht zu gleicher Zeit von der Gletscherperiode betroffen waren, zu erst geeignet zu haben (s. Nilsson; „Zu Cäsar's Zeit war der Zuydersee noch ein Binnen-see (Petrus).

und Aral, die Steppe Gobi, die Wüste Sahara u. s. w. überfluthende Meer, das in der Verbindung des Caspi und Aral nach Humboldt auf der einen Seite mit dem Eismeer, auf der anderen Seite mit dem schwarzen Meer communicirte und auch den chinesischen Traditionen als früheres Meer an ihren westlichen Grenzen bekannt ist. Die Marken des Kreidemeeres werden in einer Europa gerade durchschneidenden Linie gezeichnet, die des tertiären sind besonders im Uebergang zu Asien sichtbar. Da dem caspischen Meer alle Fische fehlen, die das schwarze Meer dem mittelländischen entlehnt hat, so schließt Strabo, dass das schwarze Meer erst nach seiner Ablösung von dem caspischen Meer mit dem mittelländischen Meer in Verbindung trat, und diese mit der Herrschaft des Saon auf Samothrake in Beziehung gestellte Katastrophe wird von den griechischen Mythen in eine Zeit versetzt, die jedenfalls der des Kadmus vorhergehen musste, da erst nach Saon, als Kinder des Zeus, (auf Samothrake) Dardanus, Jason und Harmonia, die Gattin des Kadmus, geboren wurde. Aegypten's Geschichtsdenkmal, als die ältesten die uns erhalten sind, beginnen mit dem Könige Menes oder Manes, und Herodot hörte von den Priestern zu Memphis, dass damals alles Land nördlich von Theben noch ein Sumpf gewesen. Nach den von Geologen angestellten Berechnungen soll die Auftrocknung Aegypten's vor 7000 Jahren begonnen haben, und sie würde im Jahre 5004 a. d., mit welchem die Zeiten der Hor-Scherson oder Diener des Hor enden, soweit fortgeschritten gewesen sein, um eine Ansiedelung in dem Thinitischen Nomos zu erlauben, der sich sowohl durch seine fruchtbare Ausbuchtung nach den libyischen Bergen, sowie durch seine natürlichen Communicationswege nach der Küste empfahl. Die naturgemässe Verknüpfung der ersten Niederlassung mit dem Abfluss des Wassers kehrt nicht nur in Berggegenden (Thessalien, Neapel, Kaschmir, Bogota etc.), sondern auch in den mesopotamischen Delta-Ländern wieder, und die hinterindischen Chroniken enthal-

*) Herodot berichtet, wie die östlich vom Palus Maeotis lebenden Bewohner seit kurzem bemerkt gehabt hätten, einem Reiz folgend, dass einige Stellen der Sümpfe fest genug geworden seien, um passirt zu werden. Scylax schätzte das asowische Meer auf die Hälfte des Pontus. Der Name des Maeotis wird nicht nur von den Maeoten erklärt, sondern auch, als die Mutter des Pontus. Der frühere Zusammenhang zwischen schwarzem und caspischem Meer, der seitdem Anlass zu vielfachen Untersuchungen gegeben hat, wurde schon von Pallas vermuthet.

**) Herodot datirt den Anfang der aegyptischen Geschichte von Amasis (570 a. d.) 5600 Jahre zurück auf Dionysos oder Osiris, Vater des Horus, 17000 nach Herakles, noch weiter auf Pan und rechnet die menschlichen Herrscher bis Sethon (715 a. d.) 11300 Jahre. Diodor lässt 1800 Jahre Götter (bis auf Horus) und Menschen herrschen und zählt dann von Ptolemäos zurück 5000 Jahre auf den ersten Menschenkönig Maeris, (später Menes genannt). Mit Beschluss der Götterzeit umfasst der erste Tomos bei Manetho 1726 Jahre.

**) Herodot nennt Aegypten ein Geschenk des Meeres, weil der Nil (nach Chabo) beständig festes Land durch Schlamm ansetzt und zu Homer's Zeit lag die Insel Pharos noch auf hoher See. Wilkinson bestreitet das, und glaubt, dass das Delta umgekehrt durch das Meer verloren habe.

den die ausführlichsten Nachrichten über die Stadtgründungen der (den Hannes gleich) aus dem Meere auftauchenden Seefahrer im jetzigen Binnenlande und über die mit dem Wachsen des Landes allmählig an den gegenwärtigen Küstenrand vorgeschobenen Hafensplätze. Von Menes hörte Herodot eine ähnliche Regulirung der Gewässer, wie sie die Chinesen von ihren verehrten Königen erzählen.

Wenn wir die Schicksale Asiens in den historisch erforschbaren Zeiten überblicken, so zeigt uns der Geschichtsmechanismus überall einen gleichartigen Kreislauf in den Ereignissen, deren Gestaltungsform durch die geographischen Verhältnisse vorgeschrieben ist. Die beweglichen Reitervölker der nördlichen Steppenländer ergiessen sich periodisch über die Culturstaaten, theils zerstörend, theils verändernd, theils neuorganisirend. Auf die vielfachen Einfälle der Scythen, auf deren Beziehungen zu den alten Monarchien, (worauf später zurückzukommen ist), folgt die parthische Eroberung, die mit den Römern die Besetzung des Westens theilte, während die Indoscythen ihre Reiche in Baktrien (Tahia) oder (bei Mos. Chor.) Kuschien, Kaschmir und Indien gründeten, und durch Revolutionen hervorgedrängt, Hunnen, Tukiu, Chasaren, Avaren Petschenegen, Ugren, Bulgaren etc., mit ihrem Einfluss bis Europa reichen. Den gleich der altpersischen Dynastie auf Ilyastämme (aus Farsistan) gestützten Sassaniden folgt (nachdem Kutbaatische und dann asidische Auswanderung, an die Organisation der Michtat gewohnte, Stämme an die Grenzen Syriens geführt hat) die Episode des islamitischen Fanatismus, aber schon wenige Jahrhunderte später, zeigen sich überall wieder Türken auf dem Thron, in Ghilan (der Heimath der persischen Kaiser) die Dilomiten (927 p. d.), dann die Bujiden, die Ghazneviden in Aghanistan (und Indien), die Ghoriden, die Seldjucken mit ihren Löwenkönigen (Arslan, Thogrul ben Arslan, Alp Arslan), die bald auf's Neue Asien mit türkischen Dynastien erfüllen. Die Seldjucken Irans wurden durch Kocneddin begründet, die Selgiukian Korman's durch Kadherd, die Seldjucken Syriens durch Tutusch und im Lande der Römer (in Natolien oder Kleinasien) setzten sich mit Soliman die Selgiukian Roum's fest, während in Indien Abkümmlinge der türkischen Eroberer herrschten und selbst in Aegypten der Kurde Saladin den Fatemiden ein Ende machte, und später Circassier (oder sonstige Sprossen der zu Mamlukendienstern tüchtige Sprossen, besonders turkmanischer Rasse) auf dem Throne sasson. Dann kam die Völkerfluth der Mongolen, die Seldjucken, sowie die khitaischen Altan-Khane von Chorezm forschwenkten, aber nach dem Tode Hulagu's, der (Stifter des mit Busaid zerfallenen Reiches der Il-Khane) bei der Theilung der Welt den Westen erhalten, trieben ringsum Fürstenthümer wie Pilze aus der Erde; in Schiraz machten sich die Modhaferier unabhängig und nach dem Tode Abou-Seid's folgte (nach Giannab) die Lud genannte Verwirrungszeit, wo überall die in ihren Lagern zertheilten Mongolenhorden das Faustrecht ausübten. Mit den durch Othuban, im Dienste des Sultan von Iconium be-

gründete Osmaniden (1299 p. d.), mit Kara Josef, den Stifter der turkmanischen Karo-kounlus, (1404 p. d.), mit den Ak-Kounlu des Haasan-beg, mit Uzbeken, mit Durani oder Kadscharen beginnen dann die zum Theil noch jetzt den Scepter führenden Herscherhäuser, während der in Samarkand Wurzel schlagende Stammbaum Tamerlan's wieder Quellen entspringen liess, die ihren Lauf nach Indien nahmen und dort Throne in Delhi und weiterhin durch den Dekkhan aufrichteten. Heutzutage sitzen Herrscher tungusischer Mandschuh auf China's, turkmanischer Kadjaren auf Persiens Thron, Uzbeken, Osmanli-Türken oder türkenähnlichen Turkmanen beherrschen den übrigen Westen Asiens, soweit allen diesen nicht ganz neuerdings in dem slavischen Elemente (aus den Stämmen der alten Skythen und Sauromaten her) ein Rivale entstanden ist.

Diese Staaten stiftenden Nationen*) werden gewöhnlich auf die beiden

*) Die ethnologische Scheidung zwischen türkischer und mongolischer Rasse hat nur zu verwirrenden Cirkelschlüssen geführt, vor denen eine genetische Beleuchtung der Verhältnisse bewahren wird. Stellen wir die beiden Endpunkte der Reihe sich gegenüber, um Tümed von Chuchin-chotan und im Osmanen Brussa's, so darf die Verschiedenheit allerdings nicht Wunder nehmen, aber wenn die Mittelglieder so deutlich sich in einander betten, wie bei diesem Falle, liegt der Uebergang zu Tage. Die philologische Sprachverwandtschaft ist zugegeben. Schott begreift selbst die finnische Sprache unter die tartarischen und M. Müller erweitert ihre Familien bis über die Dravidas, und wenn auch vorläufig noch den Fachmännern die Verantwortlichkeit für solche Verallgemeinerungen überlassen werden muss, so mag doch der Laie den Zusammenhang zwischen Mongolischen und Djangatai als bewiesen annehmen. Zeigt auf dem westlichen Vorposten der Osmanen seine Sprache mit persisch-arabischen Worten versetzt, so hat der Tümed auf dem östlichen die seinige fast gänzlich verlernt und dafür einen chinesischen Jargon (nach Boe) adoptirt. Die Charatschen und Naiman bei der Hauptstadt des Mittelreiches oder die Uisüit bei Jehol haben ihre Physiognomie nach der heimischen des Bodens modificirt, auf den sie eingezogen sind und die Türken in den Ländern eines alten Hellenenthums haben sich in solcher Weise verschönert, dass sie von Cuvier zur Lurkasischen Rasse gerechnet wurden. Prichard bezweifelt, ob die Einführung georgischer oder tcherkessischer Sklavinnen genügend sei, um die Umwandlung zu erklären, da sie nur auf die vornehmen Classen beschränkt geblieben, aber abgesehen von dem Flüssigen des orientalischen Adels (der nicht einen, in sich erblich abgeschlossenen, sondern stets an das Volk zurückfallenden und aus dem Schosse dieses erneuten Stand darstellt), abgesehen von dem Einfluss der geographischen Umgebung überhaupt, sind als bedingender Moment vor Allem die ersten Zeiten der Besitznahme im Auge zu behalten, als die Türken in vielhundertjährigen Plünderungszügen die griechischen Ansiedlungen durchzogen und die damals noch nicht als Unterthanen geschätzten Unglücklichen als gute Beute gewaltsam in die Knechtschaft und (wenn bei mangelnden Verkäufen kein anderer Vortheil aus ihnen zu erlangen war) in ihren Harem abführten. Wo in der Mitte ihres Territoriums Mongolen und Turkmanen zusammenstossen, wird ihre Physiognomie gewöhnlich (wie z. B. in dem mongolischen der türkischredenden Uzbeken von Burnes) ganz ähnlich beschrieben, und würde noch grössere Uebereinstimmung zeigen, wenn nicht die Verschiedenheit der Religion und der damit verknüpften Sitten, das Räuberleben der moslemitischen Turkmänen in ihren unfruchtbaren Wüsten, und die Viehzucht der buddhistischen Mongolen auf grasbedeckten Ebenen, charakteristische Trennungen aufstellen müsste. Wir nögen für die Bewohner der mittelasiatischen Steppen geteilt eine einheitliche Rasse annehmen, die jedoch je nach der geologischen Provinz, ob es das Descht-kiptschak, ob das schiwaische Turkestanien, ob die Selamo oder Ta-tin bewohnend, spezifische Eigentümlichkeiten zeigen und in den Culturländern ihrer westlichen, so wie östlichen Anstifter in höheren Productionen verschwinden und unkenntlich

Namen der Türken und Mongolen zurückgeführt, für die man, wenn ihre extremen Endpunkte verglichen werden, zwei ziemlich prägnante Typen gegenüber stellen kann (unter Zufügung eines Dritten in den mehr oder weniger

werden wird. Mit deutlichen Anzeichen eines polaren Zusammenhanges schieben sich vom Norden die Kirgisen in diese östlich-westliche Gesamtausdehnung der Turk-Mongolen zwischensich. Die bei den ihnen verwandten Ostjaken oder Wogulen der finnischen Unterabtheilung noch näher stehenden Sprache hat sich bei den Kirgisen ganz dem umgebenen Völkertypus der Türken nivellirt, ihre physische Constitution dagegen zeigt noch die helten Züge jener Klan-kuen, die durch die Mischung mit dem Türkenstamme der Hsi-ho-ho, diese Zwitterbildung der Kaisaken, hervorgerufen haben sollen. Setzen wir also, wie es die Analogie erlauben muss, den Fall, dass in den Wiederholungen solcher Mischungen auch mitunter das nördliche Element seiner verhältnissmäßigen Schwere nach überwogen haben möchte, so würde das resultirende Produkt mit dem Gepräge einer blonden Rasse statt mit dem einer mongolischen hervorgegangen sein und die Usiun könnte sich dann von den A-la-na durch Ar-ana zu As und ~~essen~~ verfolgen lassen. In Einfällen auf europäischen Boden würde diese nur mit einem geringen Procenttheil mongolischen oder türkischen Blutes gemischte Rasse halber Constitution durch Verbindung mit der polaren, die sie im Norden vorfand, den germanischen Stamm erzeugt habe, durch Verbindung mit afrikanischen Substraten, die nach Spanien übergeströmt, den romanischen, der dann wieder in den vielgestaltigen Küstenländern des Mittelmeeres auf das Vielfache gliederte. In Asien konnten sie sich (zu Zeiten, wo nach Rawlinson die distinction between Arian, Semitic and Turan tongues had not been developed) in die Mitte des Continents weit nach Süden vorschieben, und waren bei späterer Reaction zum Rückzuge gezwungen, in den Tadas der Nilgerrie und in den Bisposh Kafiristan's verlorenen Aussenposten zurücklassend, von denen jene die edle Nasenbildung der Bömer, diese der Griechen zeigen. Auch der Entstehung der von Kurdistan bis Luristan erstreckten und dann weiter durch Persien verzweigten Hiyat-Stämme, (der Lek-Hat persischer Sprache, ehe türkische und arabische Hat hinzutraten) mag der Wurzelstock der Nordrassen zu Grunde gelegen haben, der in Afghanistan schwieriger gegen die fremden Kreuzungen (die dort ihren Ausgangspunkt näher waren) anzukämpfen hatte, (und die dort als semitisch bezeichnete Färbung hervorrief), indes manchen isolirteren Bergstämmen, wenn auch nicht seine äussere Erscheinung, doch Reminiscenzen seiner Sitten und Gebräuche zurückliess. Das dem nördlichen Element feindlich entgegentretende und ihm nach dem Durchbruch des West-Oöstlichen die Herrschaft in Asien bestreitende, war ein Erzeugnis des Südens, jene afrikanisch tingirte Rasse, die schon in früher Vorzeit als kuschitische spielt und ihren in Asien sekundären Ausgangspunkt von Yemen oder Indien nahm. Am lebhaftesten scheinen sich die polaren oder äquatoriale Strömungen in Susiana durchdrungen zu haben, einem Centrum aller Cultur-Regungen, die aus diesem Wirbeltrudel nach allen Seiten überflossen. In Syrien und im Hedschaz, wo sie auf's Neue mit afrikanischer Verwandtschaft, die durch ägyptische Cultur gekütert war, in Berührung kamen, constituirte sich das Bild der semitischen Rasse (mit einer zwar Flexionen aber zugleich äthiopische Affinitäten aufweisenden Sprache), während gleichwerthige Mischungsverhältnisse in Medien und Persien die arische Rasse feststellte, die dann unter anderen Phasen geschichtlicher Epochen wieder einen Eintritt in das Gangesthal eröffnete. So oft der Norden in Apoge stand, wurde der afrikanische Repräsentant aus Asien verdrängt, obwohl sich noch später Trümmer in den Völkerinseln der Colchier oder wenigstens in den Namen der Sindi oder Sintier erkennen mochten. Die gebildeten oder in der Bildung begriffenen Nationalitäten waren noch nicht diejenigen, die heute den entsprechenden Namen tragen; die Semiten 2000 a. d. mussten den jetzigen noch unähnlicher sein, als die Germanen des Tacitus den Deutschen des XIX. Jahrhunderts, die Arieoi verwandelten sich in Mader, die Artaci oder Koplener in Perser, in Parther, in Parser, und schon früher mochten Suwati oder Shalmani zum Stande der Fakir in Afghanistan herabgedrückt sein, ohne dass dort bereits die seit dem IX. Jahrhundert p. d. deutlichen Pntan auftraten, die in ihren arabischen Namen Solimani den auch in Zal Seistan's wiederklingenden Ruhm der

polarisch tingirten Kirgisen), die aber auf ihren Berührungspunkten undeutlich in einander verschwimmen (wie Khanikoff und Andere hinsichtlich der mongolischen Physiognomie der türkischredenden Uzbeken übereinstimmen, während die mit den persischen Tadjik vermischten Türken die Turkmanen oder Türkenähnlichen nach Raschid bildeten) und die auch, wenn man auf ihre früheren Stadien zurückgeht, sich immer enger zusammenschieben, bis sie schliesslich als aus einer Wurzel erwachsen erscheinen. Die Orientalen haben dies allegorisirt, indem sie Japhet, Noah's Sohn, zum Stammvater des Turk und Mongol oder des Mesech (Dib Jacka) machen, und nun von ihnen die gleichnamigen Völker herleiten. Andere lassen die Trennung zwischen Mongolen und Tartaren zur Zeit des Ilingekhan oder Alingekhan eintreten, der durch Turc von Japhet, stammte, immer aber ist der Name der Mongolen eingeschoben, der bei späterer Berühmtheit Schmeichler fand, um sich direct an die Uighuren (Anhänger oder Nachfolger des Oghuzkhan, Sohn des Charakhan, Enkel des Japhet oder Abuldschch-Khan) anzuschliessen. An sich dagegen gehört der Stamm der Mongolen, als jüngster, erst einer weit späteren Periode an, selbst wenn sie schon früher unter dem Tengusenstamm der Mohe (im Nordosten der Hia und Khitan) verborgen gewesen sein mögen. Die Tradition versteckte sie im Ergenekun, wohin bei Heban's Besiegung durch Tur, Kian (Vorfahr der Kiat) und Teguz oder Neguz (Vorfahren der Darlighin) geflohen seien, und erst nachdem sie sich dort hin-

Solimane und ihres Thronsitzes übernahmen. Ein viertes Element ist das aus polynesischer Zertrümmerung in Asien bis nach den Hochthälern Tibets vorgeschobene monosyllabische, das neben China die transgangetische Halbinsel füllt. Gar manche Verwirrung hätte sich in der Ethnologie vermeiden lassen, wenn man sich klar geworden, was unter dem gleichbleibenden Typus einer Rasse zu verstehen sei. Eine ihrer Umgebung congeniale Pflanze wird aus dem Boden ihrer geographischen Provinz stets unverändert als eine gleiche hervorwachsen, und ebenso ein isolirter Menschenstamm auf dem der seinigen (wie auf australischen Inseln oder in amerikanischen Wäldern). Sobald dagegen eine geschichtliche Bewegung eingeleitet, hört diese Constanz auf, und die Fortdauer einer Gleichartigkeit wird nicht etwa problematisch, sondern geradezu unmöglich. Ein historisches Volk muss demnach mit zwingender Nothwendigkeit mit jedem neuen Jahrhundert auch eine neue Physiognomie zeigen (wenn es nicht etwa durch Absorption aller nächstbenscharbaren Rasse eine periodische Immunität für dieselbe feststellt, wie es eine Zeitlang in China geschah) und würden wir die von einem Volke gebotenen Portraits immer nur nach tausend und tausend Jahren vergleichen, so müsste uns fast fast jeder Anhalt fehlen einen Zusammenhang zu vermuthen. Nur eben, indem uns diese durch Ueberlieferung der einen oder anderen Art geboten ist, vermögen wir es die Glieder aneinander zu reiben und ohne solche Hilfe treiben wir in vagen Hypothesen umher. Wie weit die Völker, mit denen Alexander M in Indien kämpfte, mit den heutigen identisch sind, wird vorläufig das Spiel unsicherer Vermuthungen bleiben, da der Faden für eine zu weite Strecke abgerissen ist. Dass eine Zeitlang Angelsachsen in den vorher von Britten occupirten Ländern wohnten ist uns geschichtlich deutlich und ebenso die Bildung der englischen Nationalität aus den nach Wales zurückgedrängten Eingeborenen sowohl, wie aus deren Bezwingern oder die späteren Normannen. Die alten Hellenen sollen von einer slavischen Fluth im Mittelalten fortgeschwemmt sein; doch würde eine solche Katastrophe zugegeben, die späteren Epigonen der letzteren nach längerem Aufenthalt auf classischem Boden wieder vom hellenischen Geiste desselben ungehaucht erscheinen.

Durchgesahrt' Gen (wie die aus Altai über die mit den Kiakuen verbundenen Kilikitze oder Kirguen herrschende Tukiu, und die Ostjaken an der Quelle des Jenisei) erheben sich unter den Darlegiu die Urzangekuten aus früheren Waldbewohnern (Urzangekut-Pishek) zu geschichtlicher Bedeutung in Folge des Hinzutrittes eines fremden Elementes, denn die Familie der Temudschin entsprang aus einem lichtfarbigen (also von den Mongolen oder schwarzen Tartaren direct verschiedenem, dagegen aber auf die helle Varietät des Kiakuen oder Usiun führenden) Stamm und wurde deshalb auch durch Buzendsher-Khan unter die Niran oder Lichterzeugten (Naranu oder Kinder der Sonne) versetzt, die wunderbar geborenen Söhne der Alankoa (Stammvater der Alanen). In den Gebieten, wo die Mongolen ihre Macht begründeten, waren damals die allgemein als Tartaren (von den Chinesen verächtlich als Sao-Thuse, auch Tü oder Hund) bezeichneten (und zu der türkischen Abtheilung gerechneten) Tutuckeliot (mit Eul als Tatal ausgesprochen bei Visselou) die herrschenden, die alten Feinde der Mongolen wegen des Bundes ihres Fürsten Suneg mit den Pischadiern, weshalb Temudschin auch auf das unerbittlichste gegen sie verfuhr, ohne aber ihre Ausrottung bewerkstelligen zu können, da in seinem eignen Harom und in den seiner Einnahme viele Frauen aus diesem noch immer geschätzten Geschlecht übergegangen waren, die den Namen wieder zu weitreichender Geltung brachten.

Sehen wir also von diesen künstlichen Genealogien der Mongolen ab, so haben wir im Alterthum an der Stelle des dort nachträglich auf ihren Namen übertragenen Stamm der Mongol den des Mesched und neben ihm den des Türk. Der letztere verdankt seine Erhebung in eine so hohe Vorzeit aber gleichfalls erst nachträglicher Bedeutung, denn in den ersten Epochen ist immer nur von dem durch Moangol (oder vielmehr durch Mesech) repräsentirten Zweig die Rede, da es dieser ist, der unter Oghurkhan seine Eroberungen ausführt (also im Grunde mit den ursprünglichen Uighuren oder Oghuziden zusammenfällt), dieser der von Tur^{*)} bekämpft und mit seiner mongolischen Abtheilung vernichtet wird, während dann gleich nachher (nach Mirkhond) auch der schon damals tartarisch genannte (mit Ausnahme der in tartarischer Krimm auf Tartarisch-kaniak zurückgeführten Keri-Khane oder Iberai-Khane) zu Grunde gegangen sein soll. Damit ist denn eine Tabula rosa hergestellt, auf der die von Turk (das Verkleinerungswort von Tur^{**)} nach Erdmann) stammenden Türken in die Erscheinung treten können, während der Moscharek auch die schon zusammenischer Haig involvirt und später in den Nephiliden fortdauernden Hixahelica aus Turan

*) Sein Bruder Selon erhielt die türkischen Länder (s. Malouan), und von dort machten die später als Seldschukken, früher als Chalkaer (Altaica) oder Casdim (Kshatriys oder Scythien) bekannten Völker ihre Erscheinung.

**) Auch Türk und Thrak soll dasselbe Wort sein wie Josephus Thyra durch Thyrer erklärt *Ἦσαν δὲ Σαίδας καὶ Ἰβήριος Ἰθρος* (Eustath.) Die friedlichen Hirtenhüter, die Zeus (den Homer) vom Ida herab beschaut, sind thyr. sehe (thyrische) yster)

(also dem damals unter Feridun's Herrschaft in Persien constituirten Ge-
biet) ableitet. Eine geschichtliche Gestaltung gäbe die (entlaufene
Sklaven der Sjaupi geschnittenen) Türken erst in viel späterer Zeit, als auch
sie aus dem von Khondamir, gleich dem paradiesischen Airja vaedjo be-
schriebenen Ergesch kan, hervortraten. † Sie empörten sich gegen die da-
mals im Lande der Kirgisen oder (tscherkessische oder kerkopische) Ker-
keten herrschenden Jejuen, ihre sie Eisen schmiedenden zwingenden Herren
und errichteten am Altai den goldenen Thron des Dizabal oder Mukauchan.
Nachdem Thumen, Fürst der Tokiu, Kaotche besiegt hatte (546 p. d.)
machte er sich von dem Khakhan der Jejuen unabhängig und nahm den
Titel des Ichan an.

Die halbansässige und in ihrer Unterwürfigkeit zu den Einwanderern
unter der verschiedenen Namensform der Kerketen bezeichnete Bevölkerung
stammte in den Kaotche (die dem Ughuzkhan als Kankli*) Fuhrdienst lei-
steten) von der mit einem Wolfe begabten Tochter des (wie die Mosynö-
ken), thurawohnenden Tschen-yu der Hiongnu, (welcher gleich Acrisius seine
Tochter Danaë in dem ehernen Gemache eines hohen Thurmes verwahrte)
und dieser Wolfsursprung ging dann durch die Mythe von Aeneas auf die
Türken, durch Burteschino auf die Mongolen über und wurde durch das
jährliche Höhlenfest lebendig und gefeiert erhalten, während bei den Hellenen
die Lyons oder Lycaonien benennenden Eponymen durch andere ersetzt, und
in Arkadien das ruchlose Geschlecht des Lycaon mit seinen so vielfachen
Stammespersonificationen einschliessenden Söhnen, 50 an der Zahl, durch
den die neuere Zeit einleitenden Zeus vernichtet wurde, wie König Lyeurgus
durch Dionysos.

Scheiden wir also Türken und Mongolen als spätere Zuthaten aus den
Japeten ab, so bleiben uns die Nachkommen des Mesech, oder wenn wir die
Ughuziden als Uighuren fassen, die Tuckuz-Uighur oder Hiongnu, die Ughuz-
Uighur (als Ghizgiz oder Kirgis am Jenisei) und die Un-Uighur (am Orkhon)
mit ihren westlichen Ausläufern der Hunnen, Unogaren, Kuturguren u. s. w.
Die Ugri (Ungarn) werden mit den Uighur als Moger (Madschar) oder Ver-
bündeten in Beziehung gebracht und neben den Ogor (den schwarzen im
Gegensatz zu den weissen Tartaren), den Türken (Saken oder Massageten)
oder Kptschaken werden noch die Rumanen (Polowzer), die Patziaken
oder (nach Ceder) Basiliden (Herodot's), und die (annischen) Uzen zu den
Ughuren (bei Chalcondylas gerechnet. Von diesen Völkerverzweigungen
müssen die Ughuz-Uighur als Stamm gelten, und wird daraus zu folgern sein,
das die helle Varietät (geographisch auf die jetzige Region der Kirgisen ange-
wiesen) die erste gewesen, die die Eroberungszüge nach Westen geleitet.

*) Die Erfinder der Wagen. Die Stärke der Hittriter, Hamsther auf Syrer von
Danaëus lag in ihrem Wagen. In der delphischen Prophezeiung hieszen die Perser
die auf Streitwagen heranziehenden Syrer

während sie in den für uns geschichtlichen Zeiten in den Nomadenländern überall nur in ihren durch die neu aus Osten heranrückenden Eroberer (tartarischen und mongolischen Typus) beherrschten*) Resten bekannt ist und ihre in den Culturstaaten gestifteten Dynastien dort berühmteren Völker (den Ursprung gegeben haben, vor denen ihr eigener Name verschwunden ist. Was aus dieser Schichtung in den Ländern am Mittelmeer noch zu erkennen bleibt, wird im Laufe der Darstellungen hervortreten, hier muss nur noch aufmerksam gemacht werden, auf die Beziehungen der Meshech^{***}) (Moschi) oder (nach Rawlinson) Muskai (*Μόσχοι*, ἔθνος κόλχων bei Hecataeus) zu den Tibareni (*Τιβάρηνοι*, ἔθρος Σκυθίας) oder Tubal (den mythischen Besiedlern des iberischen Hispanien), da die letzteren, als Iberi (s. Knobel) auf die weitreichenden Beziehungen in den Namen der Iberer, Avarer, Ophir, Abaris, Abiren, Sabircu, sibirischen Hunnen oder (bei Procop) Chosaren führen, die nach den Localitäten unter verschiedenen dialectischen Modificationen oder im Laufe Zeit unter neuen Wiederholungen auftreten, aber immer unter solchen die auf eine auch in den Barbaren liegende Generalisation deuten, bei denen die speciellen Werthe nur durch Detail-Untersuchungen fixirt werden können.

In der geschichtlichen Zeit der Griechen treten die noch als wandernde bekannten Nomadenstämme unter den Generalisationen der Scythen (Saken) und der mit ihnen verbundenen Geten^{***}) auf. Diese beziehen sich aber auf einen viel späteren Zuzug, und wenn bei dem Aufbau des sog. Scythismus auch alles frühere unter dieser Bezeichnung begriffen wurde, so liegt die Erklärung dafür zu nahe, als dass eine ethnologische Täuschung entschuldigt wäre. Die blonden Scythen, aus welchen — in dem später von den (wie Xuthus, Sohn des bei Lucian ein Scythe genannten Deucalion, und *Αἰρείας* ραίφης bei Dares) blonden (*λευκόκελης*) Fürstengeschlechtern (bei Malalala) der Aleranden beherrschten Thessalien — der die eingeborenen Myrmidonen führten

*) Obwohl als stolze Godes herrschend, erscheinen die Gothen in den Goten als Sklaven, zusammen mit den Davus oder Dacer, die Strabo ihnen bis Germanien an der Quelle des Rhen zu Gefährten giebt, und ebenso das Ruhmesvolk der Slaven (Slava) als Sklaven und Scythen als servus. Die königlichen Scythen betrachteten die übrigen als leibeigene Bauern, und den Chinesen waren die Sianpi Sklaven (Sopu), ebenso wie die Hionguu. Die ursprüngliche Bedeutung schwach in Mongal wurde mit dem Aufwachsen der Macht in trotzig und unerschrocken verwandelt. Die Jat oder Dschit des Pendschab die in den Kull die Sklaven der Rajpnten bilden, herrschen als Seikhs (der Singh). Nach Gao-dznn hießen die Mandsehn früher Tschusen (Knechte).

**) Im VII. Jahrhundert n. d. beschreibt Ezechiel die Rosch, Mesoch und Tubal als Unterthanen des Gog, des Gebieters von Gomer oder Thogarma. Die Scythen oder (Ad. Brem.) Scut (Scoten) als Kschita oder Kschat werden weiter mit Kshatrya und Casdim (s. Scheuchzer) in Beziehung gesetzt. (Kshatrapa oder Satrap.)

***) Massageten, Thyrageten oder Thyssageten, Guttonen, Guthen, Kutas u. s. w. Der Name Dschet begreift (bei den östlichen Türken) das alte Königreich der Uighur (mit den Städten Hami und Turfan) nebst dem Lande Kaschgar oder Dschungarei am Altai, als den Ländern, die (zu Temudschin's Zeit) mit Mawarennahar oder Charizm das Königreich Dschagatai bildeten.

Achilles (der bei Alcäus Scythen beherrschende *νοταρχης* auf der Inschrift Olbia's, s. Köhler) abstammte (bei Leon Diac.) aus der mtiotischen Stadt Myrmeciculis, haben nur sehr indirecte Verwandtschaft zu den schwammigten Scythen (bei Hypokrates), und während die bei ihrem Durchzug in Babylon (bei Berosus) als Meder (24⁰⁰ a. d.) auftretenden Hyksos (2000 a. d.) den nächsten Anschluss an die Namensform der (von chiwaitischen Ak-Sukal der in Buchara ebenso, wie Argos bekannten Inak und Inachus oder kirgischen Ak beherrschten) Hakas (Kiankuen) oder Hia-ka-szu (Rothhaarige) und Hakhamanisch (der achäische*) Sohn des Aegeus oder Perseus, in Behistun an die Spitze der seit Perseus persischen Kephenerkönige, von ihrer, durch Xerxes festgehaltenen Verbindung, mit den assyrischen, gesetzt) oder Achaemeniden (s. Rawlinson) zeugen, durchzieht die Vorzeit Griechenlands die weite Verbreitung der (in Armenien als Haig specialisirten) Haiathelah der von der Stammutter Urania (Aphrodite) Aineia am Ida (s. Uschold) von ihren Städtegründungen hergeleiteten Aineaden,**) durch Teutros oder Teucer (Teuthrania's) mit dem in den Aianten (der Aiantis oder megarischen Athene) geehrten Ajaciden verwoben, den Sprossen des aiginetischen und (durch Telamon) salaminischen Aiacus (des hellenischen Melchisedek aus Salem), dem aus der Aia oder Gaia (Dia) seine Menschen erwachsen, die den Jeujen gleich als Gewürm wimmelnde Ameisen oder Myrmidonen. Den Namen der Türk, vom Helmberge (Tukiu) erklärt, kommt in der Paliform Turukha für das sanscrit. Turushka (Tukkharu)***) vor, womit die Inder

*) Homer's Achäer sind eigentlich nur die thessalischen Myrmidonen von Phthia, bemerkt Gerhard, und Achäus stammt mit Jou (Ahn der Jawanen) von Xuthus, dem Blondem. Auch den Vorfahren des Dschingiskhan wurden grüne Augen und helle Haare zugeschrieben, ohne an seinen Nachkommen bemerklich zu sein, wie sich auch die charakteristischen Züge der Fulah (nach Robfs) rasch in den von ihnen unterworfenen Negerstaaten verwechseln. Die ägyptischen Monumente zeigen die Hyksos (Hak-Schasu) oder Mena aux traits anguleux sévères et vivement accentués (s. Lenormant). Nebo, der assyrische Mercur heisst Ak (Paku) oder Nebiu (s. Brandis). Akharru (hüten) ist der Westen (semitisch), Archander, Sohn des Achäus wurde mit Danaus verknüpft Uk ist Urgrossvater (ungar.) Ukko im finnischen (s. Castrén) Hausvater, aga (jakut.) Vater, aka (mong.) älterer Bruder Kowalewski), aga (aga bei Mandsch.) türkischer Titel.

**) Aeneas wird als der Schmerzreiche erklärt, aber Wolanski führt Slawa auf Laos, bei Aeneas ab *αλωα* (Steph.). Aineph oder Emeph (der ägyptische Aeclepius) war Sohn des Phthah oder Hephästos; ebenso wie die ägyptischen Kabiri von Memphis, während die acht Kabiri (oder grossen-Götter) der Phönizier (mit Esmun als Jüngsten) von Sydik, dem Gerechten stammten. Ai (Aichan, als Vorfahr des Ilchan), Sohn des Gunchan (Sohn des Oghuz der Uiguren) findet sich auch unter den Söhnen des Oghuz, die bei der Theilung der Welt ihre Authelle erhalten und Ai (in Babylon als Gula oder Annit zur Gotttheit erhoben) steht seit Ramses I. (Aternufetr oder göttlicher Vater) an der Spitze der Familie, die dem Lande den von den Griechen auf Aegyptos bezogenen Namen der Kopten oder (bei Mirkhond) Kibthi (die von den Türken Tebhengeneh genannte Unglückbigen) geben im Gegensatz zu Aia-Topo oder dem (thebischen) Aethiopien (am Vorgebirge Aias). Aia oder Esau ist Patarch der (Benu Aifar im Gegensatz zu den Benu Al Kasch Kasch) Edomiten (der rothen Rasse der Adumu Adam's) und Ai (avus) führt die Zwerge aus Steinfeld Masalicus, wo Herakles mit den Ligurern kämpfte. Rama, Sohn des in Ajuthia herrschenden Dasaratha (Sohn des Aja) streitet gegen den von Rahu stammenden Rawana,

***) Takha in Pali heisst Takha thassa Takha oder Takhala Takha's der Takha,

die Tartaren jenseits der Schneeberge bezeichneten. Wie Rawlinson bemerkt, findet sich Fakabara (Helmtrüge) in der Inschrift des Darius auf die asiatischen Griechen angewandt, und würden dann, da diese im Allgemeinen mit den hellenischen Griechen, unter die zwei Iavau (in Nakhs-i-Rustam) oder Jaonen zusammengefasst werden, eine besondere Beziehung wahrscheinlich zu den kleinasiatischen Kariern haben, die (nach Thueydides) durch ihre schwere Bewaffnung ausgezeichnet waren so dass bei Alcäus die Helmbüschel als carische bezeichnet werden. Von den unter Croesus zum lydischen Reich gehörigen Kariern konnte sich der Name der Takabara oder Türken in der Bezeichnung der lydisch-pelagischen Tyrrhener (Tyrsa oder Tyrsa) über die Inseln nach Westen verbreiten, und in Bezug auf die a-be* Phyle in Sa. die den Asiern Mysien's oder Phrygien's, würde die noch spätere Zusammenstellung von Aetiani und Turcae Beachtung verdienen, wie auch die (bei Melä) Turcae genannten Yurcae Herodot's (neben den Thyssageten) in der Nähe der Asburgier wohnten. Strahlenberg leitet den Namen Jyrken von jyrak (vagus) ab, und türkische Wanderstämme oder Wanderer (ambulante Leute) heissen (nach Erdmann) Juruk.

Die ganze Geschichtssage von dem (von Moghulkhan stammenden) Oghuz oder Ughuz (den Repräsentanten erster Westbewegung) findet ihren Mittelpunkt in seinem Festhalten am Islam oder Eslam, d. h. seiner Bekennung des einigen Gottes, wie sie durch die spätere Reform Mohamed's erneuert sei, und dieser seinem Wortlaute nach auf buddhistische Entsagung führende Islam könnte als der Weg der Aesir (der Aesen) oder des Esus gelten, der Iswana oder höchsten Horden, im Anschluss eines einst gefeierten Gottesdienstes, von dem aus geschichtlicher Zeit nur weit auseinander gesprengte Trümmer übrig geblieben sind. Ein ursprünglicher Eslam sollte durch die Ismaeliter erneuert werden, deren Sheikh-al-Gelal durch Festgelage fesselte, zu denen Zimakis oder Gelolezis (bei Herodot) die getischen Fürsten von Thracien ladet. In der Auffassung mittelasiatischer Stadtbewohner erscheint der von den Horden gefeierte Oghuz, der auch den Tegfur (Pbario) von Aegypten bezwingt, als Tyrann und fällt mitunter selbst mit Zohak (Drachenhorn tragender Scythen, die aus arabisch-arabischen Sitzen im Süden neuerdings ausziehen) zusammen, da seine Eroberungen in die Zeit der Janschid versetzt werden. In den von den Eroberern hinzugebrachten Tra-

Das städtische Lyden hiess im einheimischen Dialect (nach Stöph. Byz.) Τορδύβας von Torchebus, den Xanthus zum Brude des Lydus (Sohn des Atys) macht!

*) Aslamenn ok Tyrkjar (Hervarabaga). Yngvi Tyrkja (nach dem Islandaboek). Die am deutschen Hofe als Saronen entlarvten Ros werden (bei Zoparus) mit dem Namen der Scythien belegt und ihr König Chacanus (Hakon) genannt. „Dionysos leitet die Tyrrhener von τῆρρα, der Stamm scheint τῆρρ (tars), daraus wird zuerst turanus oder turnus, und Turchns oder Tyrrhus, dann aber Turseus oder Turrenus. Neben Turseus, der eigentlich griechischen Form, wird aus Turs die Form Turcus (tursee der eugubinschen Tafeln), die durch Tauspositiv in Trepouzas übergeht oder (durch Ausstossung) in Tuscus“ (Abeken). Adam Br. nennt Scuti od Tarsi neben Russia, und Aben meist (ätnisch) Turky

ditionen über den Auszug aus einem paradisischen Bergthal, das längeres Asyl gewährt hatte, wird Jenschid in der Persönlichkeit des frommen Jima auch mit dem reinen Schmidt Khao des Feridun oder Pharadun zusammengeworfen, zugleich aber zeigt sich im indischen Jima die in die Unterwelt verwiesene Gottesform, die im finnischen Norden noch im Himmel Jumala's thront und dort dem Göttersenate der Aesen vorherging. Sumanus (ursprünglich der Höchste) ist der aus dunkler Tiefe donnende Jupiter und Zeus droht dem Ares mit dem tiefdunklen Verliess der Uranionen, als die Olympier die Uranier im Glanz des uranischen Himmels verdrängt hatten. Mirchond setzt die Kriegszüge des Oghuz-Khan in das Interregnum zwischen Kayomort oder Hoshang, also in die früheste Zeit der pishdadianischen Königt., und wenn sich aus so grauer Vergangenheit überhaupt von den griechischen Mythen Erinnerungen bewahrt haben, so mögen sie dort in den unbestimmten Schattenumrissen umherwauken, die in verschwindenden Zügen das Bild des antediluvianischen Königs Ogyges zeichnen, den Riesen Og (Ak oder Ok) von Baehan, zu dessen Reich die Städte Edrei (eines sabäischen unter den Pyramiden begrabenen Edrie oder Idris') und Astharoth (Ασθαροθ) gehörten. Hellaniens setzt diesen Stammesheros der Hektener (Akte's oder Atticas), wo Syncellus die Königsreihe mit Kekrops vor der deucalionischen Fluth beginnt, 1796 a. d., doch würde er, als erster Gründer von Eleusis, in ein höheres Alterthum zurücksteigen. Münster stellt unter diesen Stamm den Namen Agenor und von demselben Geschlecht ist Gyges (s. Völcker). Der Name der wie Oghuz*) in Bazuck und Udsch-uck getheilten Uighuren wird als Verbündete erklärt, durch Bansarow dagegen abgeleitet von Oi-arat (Waldbewohner). So erklärt sich der auf *οἰόε γὰρ καλεῖσσι τὸν ἄνδρα* und seine Annexen zurückgeführte Name der Amazonen oder Oiorpata (Oiorata mit etymologisirender Zufügung des scythischen Pata), denn diese, gleich den Yetho von Vamxechin (s. Visdelou) oft an Polyandrie gewöhnten Nomadenvölker des östlichen oder centralen Asien's haben unzweifelhaft durch ihre (wie noch jetzt bei Hazzarah oder Eimak) am Kampfe Theil nehmenden Frauen den Anlass zur Amazonensage in saurontischer Auffassungsweise gegeben, während dann die durch Myrina nach dem Thermodon übergeführte Vorstellung afrikanischer Geschlechtsrivalität das Fabelreich eines Weiberlandes schuf. Ogyges verschwindet spurlos aus der Tradition vor der neuen Zeit einer ägyptisch-phönizischen Cultur, die Kadmus herbeiführt, und die mit der des Danaus gleichzeitig in

*) Das ogygische Thor Theben's (bei Statius) heisst von Onka Pallas (bei Aeschyl.) das oncaische von Neit-Ank (Anouke oder die ägyptische Vesta) oder Neith (Nephtys oder Neb-t-ei mit dem Beinamen Ank), als *Νηθ* oder *Νηθηά*. Neith mit Bogen und Pfeil ist Göttin des Krieges sowohl, wie der Theiosophie (nach Proclus) und hielt den Scepter der männlichen Gottheiten (als *ἀγαυοθήνη*). Anka oder Simurg (Simurg Anka) war der vollständige Vogel (als Eule) unbefruchteten Geschlechts (wie der Geier), der durch viele Perioden lebend, in der Mystik der Sufi spielt. Ananka (die Nothwendigkeit) gebiert, als Geliebte des Welterschöpfers, das Verhängnis.

das Ende der ägyptischen Hyksos-Herrschaft fällt, also secundär wieder an jene östlichen Wanderzüge anknüpft. Aelter jedoch als das allein (s. Dicacarch) die Götterwiege sterblicher Mütter bergende Theben, das Abbild der hunärrthronigen Diospolis (Dewanagara) oder No-Ammon (die Vielheit ammonischer Aph oder Archen) gebaut wurde, blühte (die in Verbindung mit den Magneten Magnesia's, die Grossen im Gegensatz zu den Kleinen) gleichfalls auf Böotien reagirende und mit goldenen Chryse-Namen glitzernde Civilisation des thessalischen Orchomenos, die weiter auf Minya*) oder Aimoia zurückging.

Was bei den Griechen zuerst von östlichen Wandervölkern erzählt wird, betrifft die Abii, die milchspeisenden, die frommen und friedlichen, die den Amazonen ihr Bündniss (bei Eustath.) versagen. Später findet man Scythae Agavi, Hippemolgi, Galactophagi oder Galactopotae unterschieden, und die Abii Scythae, die an Alexander in Maracanda (Samarcand) eine Gesandtschaft schickten, werden von Amnias in den Norden Hyrcaniens vorsetzt. Die von diesen nomadischen Hirtenstämmen gegebene Beschreibung verbietet ihre Identificirung mit den Eroberern,**) die aus Asien nach Europa hereinbrachen, und erst von ihnen über Mesopotamien erreichten Stationen, von Aegypten und Phöniciern aus, in den Einwanderungen des Kadmus und Danaus mit den Griechen in Berührung kamen. Auf schon früheren Einfluss aus Aegypten deutet die Zwingherrschaft des (im scythischen Apis die Begriffe von Erde und Rind, wie Go im Sanscrit, vereinigenden) Apis, und nach dem Sturze derselben durch Thelxion und Telchin, (dem rhodischen Telchinen aus Lindus, den Andere zum Lydier machen), tritt als neue Stammutter Niobe ein, vielleicht ein Vorspuck jener in Phrygien verehrten Niobe, Tochter des im lydischen Sipylus durch den See Salob begrabenen Tantalus, der bei unsicherer Herkunft gewöhnlich auf den Berggott Tmolus bezogen wird, und durch seinen Sohn den Peloponnes benannte mit Ein-

*) Wie Minyier auf sabäische Minier (Karna's der Karnoi) weist Orchomenos auf den Chaldaerort Erchoe oder Erech im Namen des Erechtheus, dessen Sohn Pandion auf Euboea Chalkis gründete, und am Berg Chalkodouion (bei Apollonius) lag das alt thessalische Perae mit dem (nach Hesychius) fremdartigen Cult der Athene als Phereia, wo Adanetus chthonische Todten-Culte feiert. Euboeische Colonisten liessen sich am Vorgebirge Sithonia in Chalkidike nieder und wie chalkidische Ansiedelungen in ihrer weiten Verbreitung durch das Bronze-Alder, auf die Metallkunst der Chalyber oder (bei Homer) Alyber, führen Chaldaer durch (Karduchen) Karden oder (bei Strabo) Καρυνοι zu Kar's Karern und Makarern, sowie den kretischen Kureten oder Kourioi.

**) Herodot's Berichte dagegen zeigen die Reitervölker schon in jener kriegerischen Bewegung, die sie stets auf den ihnen angewiesenen Localitäten durcheinander geworfen und nacheinander verdrängt hat, und werden (da dem Abaris, als Gewährsmann, entkommen die Vorläufer des scythischen Einfalles (im VII. Jahrhundert a. d.) bezeichnen sollen. Die den (zu Cyrus Zeit) von der Königin Tomiris beherrschten Massageten (die selbst Scythae genannt werden) weichen den Scythen vertrieben die Kimmerier, in Kleinasien als Kasdien einfallend. Die chinesischen Historiographen der Wei-Dynastie lassen das römische Reich im Nordosten von den Khousa begrenzt sein (s. Vissler), den Kasaken oder späteren Khasaren.

führung des im Kriege gegen Troja für seine Vertreibung aus heimatlichen Sitzen Rache nehmenden Atridengeschlechts. Ausser von Trojanern war Mysien von Aeoliern und Phrygiern bewohnt, die Mysier selbst aber werden von Herodot mit den Lydiern zusammengestellt, ein durch Lud mit dem analekitischen Zweig der Hykeos verbundenes Volk, und die bei Homer hervortretende Nomaden-Natur*) der Mysier wird mit ihrer Einwanderung aus den Sümpfen (moose im Celtischen) Moessien's in Beziehung gebracht (Strabo's Darstellung gemäss).

Nördlich von Ister berichtet Herodot von den Sigynnac, die aus medischer Herkunft erklärt, in ihren Wagen von behaarten Pferden (oder nach Ansicht einiger Commentatoren, samojedischen Hunden) gezogen wurden. Gleiches erzählt Strabo von den in der Nähe des caspischen Meeres (nach persischen Sitten) lebenden Siginai (deren durch struppige Zwergpferde gezogene Wagen von Frauen gelenkt wurden) unter den Gebirgsvölkern am Kaukasus, die (wie die Thrausi in Thracien) die Geborenen beklagten, über die Gestorbenen jubelten. Dagegen lag unterhalb der kaspischen Pforten die Hippobotus (Rossweide) genannte Gegend, wo die trefflichste Rasse der nisäischen Pferde (eines dem südlichen Nadjan als Ausböhlung entgegenstehenden Nedj oder Hochland Arabiens) für königlichen Gebrauch gezüchtet wurden. Die struppige Rasse der Zwergpferde existirt gegenwärtig noch in den Shetland Inseln und gehört der mongolisch-scythischen (im Gegensatz zu der arabisch-persischen) Familie der Pferde an, die besonders bei den nördlichen Mongolen zwar stark und rasch, aber kleiner Figur sind, ebenso wie sie in China und auf den Bergen der Laos sich wieder ganz zu der diminutiven Gestalt des nördlichen Europa verkürzen, in einer durch Erhebung erkälteten Temperatur, während sie in die heissen Ebenen des Irawady und Menam sich wohl importiren, aber nicht fortzuchten lassen. Als nach Einführung der nisäischen Pferde (auf dem Wege aus Libyen her) die Rasse für Luxuszwecke veredelt wurde, war es natürlich, dass die zu Herodot's Zeiten noch in Mitteleuropa allgemeine Zwergrasse mehr und mehr von dort verschwand, und sich schliesslich nur auf abgelegenen Endpunkten erhielt.

Die Sigynnac**) reichten (nach Herodot) bis zu dem Eneti am Adriatic,

*) Hätten die Abier schon in früherer Zeit Ausläufer durch Griechenland vorgeschoben, so würden sich die Abantes (und ihre illyrische Gründung Amantia oder Abantia) erklären auf vor-jonischem Euboea oder Abantis, während sie Aristoteles aus dem von Abas (Grossvater des Perseus) in Phocia gegründeten Abae (mit dem Tempel des Apollo Abaeus) herleitet. Deucalion heisst auch ein Sohn des Abas, der nach Phoebe und Thessalien gewandert. In *ἀβιος*, dem ascetischen Leben, liegt das Heilige, wie in *ἄβιον* *Ἀκρόπολις* *ἱερὸν εὐαίον* und *βα* (*βήρα*) oder (sanscrit.) *gā* neben *fax* (s. Curtius) führt auf Dionysos-Verehrung bei thracischen Nomaden. Nach dem Aussprache der Etymologie gehört zu Wurzel *βῦ*, geben (*β-βω*) auch (lith.) *segiu* (*zigis* der Gang) und dann könnten sich Homer's Abii in die als Zigeuner erklärten Sigynnac (bei Herodot) fortsetzen.

**) Nachdem die Scythen am Araxes ihre Herrschaft begründet, unter Palus (der Pala

einem durch seine maritimen Beziehungen modificirten Zweig der Ligurer und waren den Ligurern von Massilia (aus der Entfernung) als Händler bekannt, indem sie die Transportthiere für die Karawanen (wie die Aorsi auf der kaukasischen Handelsstrasse) liefern mochten, während die eigentlichen Kaufleute (wenigstens zu Thersistokles Zeit) Ligurer waren.

Die erste der geschichtlich beobachtbaren Bewegungen der östlichen Nomaden, die in das III. Jahrtausend a. d. zu fallen scheint, hängt mit der hellen*) Varietät jener, d. h. mit der successiv durch Usiun, Iueitchi oder Gothen, Katoche, Hakasch u. s. w. repräsentirter Varietät zusammen, denn aus den chinesischen Annalen geht hervor, dass, bei ihrer ersten Rücksichtnahme auf die Wandervölker, unter denselben die Tum-bu (Ost-Tartären) prädominirten, deren hervorragendster Zweig durch die Yucitchi gebildet wurde. Sie hatten die neben ihnen genannten Hiuu-pu (West-Tartären) damals besiegt und nach Norden gedrängt, von wo dieselben erst im III. Jahrhundert a. d. dauernd zurückzukehren begannen, um diejenigen Verschiebungen

der Pehliden in Bactria, das bei Mos. Chor. Kuchan heisst) und Nabes (der Nabataen), schickten sie von Assyrien aus eine Colonie in das Land zwischen Pontus und Paphlagonien, sowie von Medien aus die Colonie der Saronaten an den Don (s. Diodor). Das (bei Justinus) durch Idanthyrsus begründete Reich erglänzte sich mit den gothischen Kriegszügen des Königs Vejovis. In Segestan der Sigisten liegt der Name der Saken (Scythien), wie Sakiamuni oder (in Bengalen) Shakiamuni, (Scythianen oder der Einsiedler der Saka) in Shigemuni. Die Gepidae oder (bei Capitolinus) Sicolotes heissen (bei Trebio Pollio) Sigipedes und Odin lässt seinen Sohn Sigmund an der Siga oder Sieg zurück, während Siggo (Friedrichs Sohn) das Haupt des Opfer-Collegiums zu Fühun bildet und Gylfe desjenigen zu Sigtuna (von Siggo erbaut). Pestaus erklärt Saga für einen Sühnepriester, Hieronymus für einen Opferer und das Wort wird dann weiter mit Sanctus oder Sanctus in Beziehung gebracht. Die Sagibar des im salischen Gesichts haben göttliche Gewalt. Die Traditionen der Sigambri oder (bei Strabo) Σογγυμβροί (neben den Κεμπροί), aus denen (bei Ven. Fort.) der fränkische König Charibert (de gente Sigambrey) stammt, lassen (bei Trithemius) ihren König Anthenor mit scandinavischen Gothen an der Donau kämpfen. Die Sigynnae aus Euxinus (bei Ap. Rhod.) heissen (beim Scholjast) Ἰβροί Σειδιναί und Σαρύναι, Ἰβροί Σειδιναί (bei Steph. Byz.). Die in ihrer Nachbarschaft durch verschiedene Stammennamen auf indische Beziehungen hindeutenden Sogio in dem durch alte Gebräuche mit dem durch den Oxus, wie von Saken durch den Jaxartes, getrennten) Bactria verbundenen Sogdiana wiederholen in ihrem Namen die tibetische Bezeichnung für Mongolen (die dortigen Vertreter wandernder Scythen), als Sak oder Sok-bo.

*) Westlich von den gelbköpfigen Uiguren oder Hoi-Hu (in deren Osten die grünäugigen und rothhaarigen Usiun oder Asiani die Sa unterworfen) zeigten alle Bewohner eingefallene Augen und vorstehende Nasen, (außer den chinesischen Kunstidealen entsprechend den Schönheiten Khotan's). Als ihnen gleich nah an die Aries (in den Volas ihre Götter suscipit (mit schöner Nase), wogegen die barbarischen Dacien un-naso (nasenlos oder glattnäsig) genannt werden. Den Chaganen oder Hönhu (Hebe) werden Adlernasen, rothes Haar und blaue Augen beigelegt. Der Og der weissgesichtigen Kue-kia-sai (zu Königreich Kian-Kuei) oder Hakas (roth von Augen und Haar) ous lirtc in den schwarzen Bergen (s. Vide'ou). Nördlich vom Altai (am Zerisei) wohnten (nach Mañnanliu) die Ting-ling; Kirgiz-Kuiss'ken, die sich gleichfalls grüner Augen und roter Haar erfreuten. „Alle diejenigen unter den jetzigen Parthern (im Westen), die mit ihren grünen Augen und rothen Haaren den Affen gleichen, sind aus dieser Rasse hervorgegangen.“ Da haben wir's, das sind die Folgen der Gorilla-Verwilderung. Auf den Moouanen Auctans sind die Edlen Langnasen.

eintreten zu lassen, die zunächst durch das Austreiben der (aus Sogdiana mit den Asiani oder Usiun als Saken hervorbrechenden) Yuetchi den Sturz des griechisch-bactrischen Reichs und vier Jahrhundert später im Westen die Ereignisse der Völkerwanderung in den durch Alanen (Alana der Chinesen), Gothen oder Geten (Jat oder Juetchi), Hunnen und deren Nachfolgern herbeiführte.

Die Tartaren wurden staatlich organisiert durch Yen-Yue, Sohn des chinesischen Kaiser's Kaowin, der in Petcheli schon Spuren des Kaiser's Tschuen-kui vorgefunden hatte (2500 a. d.). Die Hium-nu führten den Beginn ihres Reichverbandes auf Chunoei zurück, Sohn des Kie, letzten Kaisers aus der Hia-Dynastie, der bei dem Sturze derselben in die Steppen geflüchtet (1767 a. d.) und dort als Oberherr anerkannt worden sei. Die in späteren Namensformen als heilige Erinnerung verehrte Dynastie der Hia, deren Stifter Yu die Krone zuerst zu einer erblichen machte (2206 a. d.), besetzte den chinesischen Thron bis zur Erhebung der Cham-Dynastie durch Tschimtan, und seit Kaiser Hoangti, durch Kraft des Erdenelements regierend, den Titel To-Po oder König (Po) der Erde (To) führte, (als Tobba), hatte der chinesische Hof (2704 a. d.) stets in besonders freundschaftlichen Beziehungen zu den Sianpi genannten Wei-Tartaren gestanden, die an den Einfällen der übrigen Tartaren (Hien-yn, Hion-yn, Chan-yn, Thium-nu) keinen Theil zu nehmen pflegten und die Verbündete China's waren, soviel damals überhaupt von China schon die Rede sein konnte, denn die Begründung dieses Reiches nimmt ihren Anfang mit Yao, der Chun zum Mitregenten einsetzte, da erst der Nachfolger dieses, der frühere Minister Yu, diejenigen Länder vom Wasser*) befreite und bewohnbar machte, die dann den Kern des eigentlichen China bildeten. Was also schon aus früheren Perioden aus den Regierungen der Himmelskaiser, Erden- und Menschenkaiser berichtet wird, muss sich auf Staaten beziehen, die halb oder ganz ausserhalb der Grenzen des späteren China lagen, gleich dem khitaischen (oder noch entfernter: dem kara-khitaischen), dem uighurischen, dem der Yuen und anderer Reiche späterer Zeit, deren Herrscher oft die Titel der Kaiser usurpirten oder von Ausländern mit denselben belegt wurden. Die Umwälzung, die die Periode der Menschenkaiser einleitete, wurde herbeigeführt durch ein Eroberervolk, dessen Stärke in seinen Wagen lag, und da diese Kaiserreiche den Titel Jin-Hoang führten, so bietet sich die Vermuthung, auch westliche Züge anzunehmen, (wie ebenso Temudschin's Mongolen nach beiden Richtungen hin ihre Macht ausbreiteten), indem die ältesten Traditionen der Orientalen von der Herrschaft des Jin (Gian ben Gian) reden, der auf Soliman Tchaghii, dem letzten aus der Solimanreihe, folgte. Der

*) Univera (rerum natura) in principio aqua erat, quae appellabatur mare et Refus immuebat eas (aquas) et singulis regionibus distribuabat (Abydenus) im Wasserland Kamphusa (Mores oder Apia).

Zeitschrift: *Ue Ethnologie*, Jahrgang 1860.

semitisch nur künstlich erklärbare, Titel Soliman mag sich an den bei Ost-Nomaden gewöhnlichen und von ihnen mehrfach ihren Allherrscher (besonders unter den Hoei-hoei am Solim-Flusse) gegebenen Solien anschliessen, wie sich auch noch Onowei, Kaiser der Jeujen, (516 p. d.) Solientenpinstenfachan (unerschütterliche Kaiser) benannte. Die Titel des Khuliflo bei der Hoeihoei (744 p. d.) endete mit Jinchuan.

Indem die Chinesen den ersten Anstoss zu der westlichen Völkerbewegung unter Chwadi, der (2700 a. d.) die Chunjui (Huimnu oder Huinguu) vertrieben, ansetzten, so liessen sich die Daten der Meder, die 2400 a. d. mit ihrer arischen Vorhut, 2300 a. d. als deren turanische Verfolger in Mesopotamien erschienen, mit dem Auftreten der Hyksos *) in Aegypten

*) In den Hieroglyphen findet sich Hak zur Bezeichnung für die Häuptlinge semitischer Stämme, während Schasu die Beduinen begraift, und Manetho erklärt aus Hyk oder König im heiligen und Shos oder Hirten im Volksdialekt den Namen der Hyksos der Shushan (in Susa oder Khuisian) oder Usian (im Lande Uz). Mit Sus (susim) bezeichneten die Aegypter die Stuten unter den seit 1510 a. d. bekannten Pferden, während Wagenpferde (bei den Juden) Pharas oder Faras (fahrender Pharsaunde) heissen (Wilkinson). Der eigentlich ägyptische Name für die Fremden (Mena-u) erinnert an das koptische Wort für pascere und erklärt den griechischen Namen ποιμένες (s. Ebers), poimenes laou (bei Homer), als Anactes (Anakim) oder (bei Gfrörer) Inachus (Enak). Die (bei Habakuk) als Chaadim erscheinenden Scythen heissen (bei Jesaias) Hirtenvölker. Die Sat (als schiessend im phonetischen Werthe) werden durch einen Pfeil (als Scut oder Tschud) symbolisirt, die Ahm (deren phonetisches Zeichen das Weiden bedeutet) durch einen Hirtenstab. Sea (Baal-Seth oder Typhon) unterrichtet auf den Monumenten den Pharaoh im Gebrauch des Bogens. Die griechischen Hirten sind (bei Virgil) mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Libya (the land of the nine bows) was called Phit, the bow (Wilkinson). Gopa oder Kuhhirt (im Sanscr.) bedeutet zugleich Fürst oder König, auch von den Göttern gebraucht (und dann rückwirkend die menschlichen Herrscher, als Gupta oder Geschützte bezeichnend, während Jorandus Gapt zum Ahn der Anala macht und bei den Schweden Gaptus auf Oserich († 1431 a. d.) folgt. Die Samojeden umgeben den heiligen Namen des Num (als Noom oder buddhistisches Nomos in Amur) durch die Bezeichnung Jilumbaeitze (Hüter des Vieh). Die von dem chinesischen Kaiser Shun (2250 a. d.) in die Provinzen eingesetzten Gouverneure hiessen (im Shu) Hirten oder Heerdenleute und Mencius spricht von Fürsten im Allgemeinen als Hirten der Menschen (s. Loomis), pastor of men. Ak (als Hirten- oder Bischofsstab) bezeichnet auf den Hieroglyphen den Ersten der Herrscher, wie Okka in Siam (Laboulière). Sargon nennt sich auf den Inschriften le véritable pasteur (s. Oppert). Oghuz oder (nach Besiegung des Afrasiah Baghi) Ughuz Akka sandte seinen Sohn Ai (mit dessen Brüdern) gegen den Tegfar von Misr. Nebo, der assyrische Mercur (und also fürstlicher Ahn) heisst Ak (Paku) oder Nahiu (s. Brandis). Ak ist Häuptlingstitel unter den Casaken. An element khak occurs in the name of Sinti-shil-khak (Kudur mapula's & Khedorlaomer's father), which is entirely unknown in the Babylonian nomenclature, but which appears in another royal name (Tirkhak) found on the bricks of Susa (Rawlinson). The Xaxoror Khakan of the turkisch nations appears to be derived from the same root (Rawlinson). Die Kirgisen oder Almatianer unter den als Anse (goth. Anses) bezeichneten Fürsten gelten als Nachkommen der unter der Herrschaft Oghe's mit dem Khakan-Titel (Hakon oder Hacanus der am Hofe Ludwig des Frommen, als Schweden erkannten) beherrschten Hakkos am Kern (Nebenfluss des Jenisei). Chemi (represented by the tail of Crocodile), the Land of Haan or of Khem (χαμη) is said by Plutarch to have been called from the blackness of the Soil (s. Wilkinson), χερσο. Herakles hiess χου in Aegypten nach Seyffert, als Baal-Chamnan (s. Movers) oder Xhou. Nachdem der Sohn des Baal das Land der Melampoden (Schwarzfüsse im Thale des Nil oder Aegyptos) erobert

(200 a. d.) vereinbaren, und wenn nach der Vertreibung derselben (1800 a. d.) die libyschen (oder riphäische) Völkerschaften der Nebheuschene (Tabenau) oder Tamahu (die Tamhu der Chinesen) aus einer anderen Richtung herbeistürmen, so findet sich eine Analogie dazu in den Angriffen der (eine Zeitlang den hereinbrechenden Hunnen erliegenden) Gothen auf Italien, das vorher oder nachher zu Odoaker's Zeit von Herulern, Rugiern und anderen oft unter der Gesamtbezeichnung der Gothen (oder Seythen) zusammengefaßten Völker besetzt war, seit Alarich das Invicta Roma Aeterna zur Lüge gemacht. Von Assyrien (oder Mesopotamien) kommend, mochten die Hyksos, die Tacitus Assyrios convenas nennt, ebenso für arabische gelten wie das „arabische Heer“ des Sennacherib, „Königs der Araber und Assyrer“ bei Herodot).

Derjenige Zug der Nomadenvölker, der in den persischen Epen als das dakische Interregnum*) ihrer Pishladier-Dynastie figurirt, ging im Gegensatz zu den Kämpfen mit nördlichen Stämmen unter Afrasiab von Süd-arabien aus, wo Schedad (Ben Ad Ben Amlak) oder Jram ben Omad, der Erbauer des Paradieses-Garten Iram Dhat al Omad residirte und seinen Neffen Zohak gegen Jemschid ansendete. Nach dem Smjral-ul-Atrak ist Umlik oder Amalik, der sich im Yemen (Yumun) niederläßt, der Sohn Irem's (Sohn des Shem), und Lavud (Sohn des Shem) heisst der Vorfahr der ägyptischen Pharaone, ein Titel, der besonders seit der Hyksos-Zeit häufig wird. Auch in dem auf dem Deichbruch oder (nach Hamza) Soie-al-Arem folgenden Auszug der (in Mareb) zwischen Paradiesesgärten lebenden Sabäer nennt Nuwair (neben Gassan) Amelah unter den nach Norden ziehenden Nachkommen der Saba. Nach Ibn-Said waren die (nach Tabari) bis Aegypten vordringenden Amalekiten durch die Nimrode aus Chaldaea vertrieben.

Von Süd-Arabien lag die Besetzung von Farsistan nahe, während die directe Strasse der Ostnomaden häufig an dem eigentlichen Persien vorbeiführt, indem sich ihre Stämme entweder nur über die nordischen Ebenen ergiessen, oder ausserdem in einen Seitencanal der afghanischen Berge nach Indien durchbrechen. Auch Arabien pflegt gewöhnlich von diesen Welt-

Apollo) wurde das Delta (Herodot's Aegypten) Aia Guptos genannt, als Land der Kibt (des Kiptschak) oder Kopten (Gopten oder Goten), im Gegensatz zu Aia-Topo (Flecken's) bis zum Atlas 7πος (Ptolem.). Die mit arabischen Pount gefangenen Sines erklären phoenicische Hyksos.

*) Ein früheres Interregnum wird zwischen Kayomorth und Huschenk gesetzt, so wie ein späteres (während der Herrschaft des Afrasiab) zwischen Nadar und Zab. Das Erdringen dieser Ostnomaden, (die auch nach dem Norden die mit Jumala und Hu, nach Indien die mit Jama verknüpften Mythen getragen haben mögen) wird die unter ihnen verlaufenden Sagen vom paradiesischen Bergthal Ergeneh-kun in Persien eingebürgert haben, wo die spätere Legende den Auszug von dort mit dem frommen Ima verknüpfte, obwohl im Widerspruch mit der einheimischen Tradition, die den (dem Dejoces der Meter ähnlichen) Kayomorth als autochthonen Stammeskönig seinen Thron auf den heimatlichen Bergen aufrichten läßt, als die Herrscherzeit der Solimane mit Gian ben Gian zu Ende gegangen war.

stürmen, die an ihm vorüberblasen, verschont zu bleiben, hat dagegen in seiner durch religiöse Agitation vorbereiteten Geschichtsepoche selbstständig einen verheerenden Windschlauch über die umliegenden Gebiete eröffnet. Dass es damals im III. Jahrtausend a. d. gleichfalls eine Beute der Ostnomaden wurde, wird mit der Besetzung Aegypten's (das die übrigen Angriffe, wie noch durch den Sieg des Kothuz über Ketboga, meistens an seinen Grenzen abwieß, aber als es nach der Niederlage der Mamluken unter Thomanbey die Osmanen zulassen musste, diesen auch Arabien preis gab) zusammengelaufen haben, während der Herrschaft der Hyksos im Delta und ihrer Collateraldynastien in Theben. Der in Arabien herrschende Zweig der Hyksos mag die verbündeten Könige in Theben*) gegen ihre

*) Der Hirtenkönig Apepi (noch später als Epaphus an der Spitze jonisch-javanischer Wanderstämme eines scythische Zeus Papeus festgehalten) aus der von Saitis oder Salatis (an der mit dem Fluss Tanais oder scythisch, Sitis gleichnamigen Stadt Tanais oder Avaris barbarischer Avarer, wozu Wilkinson die Avarim zieht, als neben den Hyksos gestellte Hebräer oder Eberer) begründeten Dynastie überzieht den von Manetho ein Hak oder Fürst des oberen Egypten genannten Tiaaken, Vorgänger des Kames und (als Alu des Phaëthon dort geltenden) Kameses (Vater des Ahmes) mit Krieg, weil er die Verehrung des Stammgottes Sutekh verweigert und deshalb die Vasallenpflicht (als Lehnsfürst von Theben unter der goldenen Horde des Delta) aufgekündigt hatte. Der ausbrechende Kampf wiederholt gewissermassen die Verhältnisse zwischen den in Nowgorod und Kiew herrschenden Fürsten aus Rurik's Stamme, wobei Kiew, obwohl schliesslich die eroberte Stadt, doch auf's Neue die Rolle der Hauptstadt bewahrt, wozu sie damals durch ihre geographische Lage bestimmt war. In Aegypten unterlag der Gouverneur von Theben, im Herzen des Landes residirend, rascher dem polytheistischen Einflusse seiner priesterlichen Umgebung von dem roh-monotheistischen Glauben seiner nomadirenden Vorfahren (wie es Afrasiab dem Lothrasp vorwirft) apostasirend, und wurde deshalb durch seine daran festhaltenden Brüder bekriegt, von den Eingeborenen dagegen als Vorkämpfer ihres Nationalitätsprincips betrachtet. Nachdem sich der Sieg für den Süden entschieden, wurden die noch im Norden (vor der Kanalisierung des Sesostria) dem Hirtenleben ergebener Hyksos (mit Ausnahme der sessig werdenden Colonie am See Menzaleh) durch Ahmes vertrieben, und die in Theben inthronisirten Fürsten beherrschten nun ganz Aegypten durch die Hilfsquellen des Landes (besonders seit der Eroberung Ethiopiens durch Thutmosis oder Thutmes I) hinlänglich gekräftigt, um ihre nach Syrien getriebenen und die dem unruhigen Wanderleben stets naheliegenden Räubereien der Philitai oder Maaditen (maada nach Dozy) fortsetzenden Verwandten am (typhonischen) Orontis aufzusuchen und (in den Feldzügen Thutmes' III) zu bekriegen, ähnlich wie bald nach Djingiskhan's Tode die in den Culturländern Persiens, China's, Kasan's befestigten Mongolen mit den Stämmen des Stepps in Kampf geriethen. Der an fremden Typus (Lenormant) erinnernde Amenhotep IV. suchte in der Verehrung des Aten eine Annäherung an den Glauben der Väter, unter Zertrümmerung der Götzenbilder zurückzuführen, und obwohl es der eingeborenen Priesterschaft gelang, unter Har-em-hebi (dem deshalb gefeierten Horus) ihr altes Uebergewicht zeitweise zurückzuerlangen, so fühlten sie sich doch bald (gleich den die Waräger herbeirufenden Slawen) der kräftigen Hand eines Königs bedürftig und fanden es nothwendig (ebenso wie die Brahmanen, die nach der Austilgung durch Parasu-Rama neue Kchatry in den feuererzeugten Agnicola oder Rajputen schaffen mussten) einen nationalisirten Zweig der Reitervölker auf den Thron zu erheben. Der unter Seti I. (Sohn Rhameses I) um Rhameses II. wieder weitere Eroberungen begann, bis in den Taniten Rivalen auftraten die als sinnlos geworden (b. Jes) den Aethiopiern überliefert wurden. Nach Manetho (b. Eusebius) liessen sich am Ende der XVIII. Dyn. Aethiopier vom Indus-Fluss bei Aegypten nieder, wo indo-scythische Könige später in Minnagara residirten, in Handelsbeziehungen

im Delta beim Wanderleben verharrenden Verwandten unterstützt haben und könnte deshalb nach Befestigung der XVIII. Dyn. durch den siegreichen Könige Thutmes III. (1600 a. d.) mit der Satrapie Mesopotamien, als arabisch Dynastie (b. Berosus) belohnt sein (1569 a. d.). Die XVIII. Dyn. schliesst unter den religiösen Wirren der durch den Gestirndienst der (im Haran) Bel-Schamin als Ἑλίος (s. Assemanus) verehrenden Sabaeer des Thaout (Hermes Trismegistus) oder (b. Plato) Teut (Edris) angefachten Wirren und als der aus heiliger Kuh geborene Epaphus den, den Telchinen feindlichen (s. Pauly), Thierdienst (des Apis) wiederherstellte, verbreitete sich durch libysch-liburnische Handelsbeziehungen des Sonnen-Cultus mit den auf die Telchinen in (der durch das Volk der Ἰνίγ aus Canaan bei Steph. Byz. bewölkerten Insel) Rhodus mit seinem Sonnenwagen (s. Meursius) folgenden Heliaden. Indess war die Macht der libyschen Fürsten damals schon gebrochen, und Epaphus spottet deshalb über die Anmassung des in das äthiopische Meroer-Reich (Μερον, insula in Oceano in diesem Falle) gehörigen Phaeton's (Vater des Ligur am Eridanus oder Rhodanus) oder Phetron, Ansprüche auf die Vaterschaft des Sonnengott's zu erheben (s. Ovid), da er doch aus dem Westen stamme, denn das ägyptische Heliopolis, wohin der (deshalb zum Exodus gezwungen) Moses als Kibla seine Gebete richtete (s. Apion), lag im Osten, also für Palästina nicht mit der Filiale des ägyptischen On oder Beth Schemech identisch, sondern eher mit Larta (Larisa oder Larrak) oder Bet-Parra, (worin Rawlison die Sonne als Phra oder Pi-ra vermuthen möchte), wenn nicht mit der Sonnenstadt Sippara (Akra oder Acracan) oder Mossab (Agana), wo Nebucadrezzar den Tempel Beit-Ulmis neben dem der Sonne baute.

Die mit ihrem Begründer Rhamses I. wieder an den alten Patriarchen Ai oder (Saem.) avus (s. J. Grimm) anknüpfende Dynastie ist die letzte, die in den Eroberungen des Rhamses II. Meriamoun*) den Glanz eines

mit den, den thessalischen Magneten Orchomenos' (des dem Urcham chaldäischer oder chaldischer Dynastie in Orchoe entsprechendem König Orchamus der Achaemonier oder Achaer b. Ovid) oder Halmonia's (Misyra's), als Kleine gegenüberstehenden Minnai (Miyai) in himyaritischen Karna (der Karnil).

*) Μεμροῦμος, und sein Bruder Hypsuranios von Kasius stammend, (s. Sanchuniathon) entspricht dem Usco (Ais oder Esau), dessen Edomiten trotz ihres arabischen Localitzes zugleich als Verwandte der blonden Rur betrachtet werden. Vetus et a Graecis ad nos propagata vera scriptio (Himjar) est forma diminutiva Arabica Homair, quasi dicas Rufatus vel Rutilus (Reiske). Haec est generis series: Jupiter Epaphus, Belus prius, Agenor, Belus minor qui et Methres, (Servius). Helios (an Töchtern reich) ist dem Hyperion von der Thia Thia geboren, und der von seinen Töchtern in die Schlacht begleitete Amcahotep IV. (der Diener des Aten, oder Atys) nennt die blonde Thia seine Mutter, wie der blonde Achill die Thetis. Thia, Tochter des Deucalion, war Mutter des Makodon (Sohn des ägyptischen Eroberers bei Diodor) und der assyrische König Thias zeugte mit seiner Tochter Myrrha den Adonis (Adonai oder Attis). Vor den Heracliden (des Alcäus) herrschten (s. Herod.) die Nachkommen des Atys unter den Lydiern des Lud, Bruder des Amak, dessen Amakiter die Reste der mit den Aditen untergegangenen Stämme repräsentiren Μεμροῦμος, πῶλις Τροιαή, ἐν ἧς ἔκειτο ἡ Ἐπιδραία Σίβυκα. (Steph. Byz.)

ägyptischen Weltreichs in weitere Entfernungen ausstrahlt und deshalb diejenige, die in den griechischen Traditionen besonders, oder vielmehr allein hervorsticht, als in dem Bruderzwist Danaos (Tanaisis) oder Aunias (ein Abimeus oder Erano, je nach dem Standpunkte) aus Chemmis (wo der Charakter des Herakles auf Perseus übertragen wurde) nach Argos entflohen. Kurz vorher hatte der nomadische Fürstentamm aus Süd-Arabien unter Ageros seine Herrschaft über die phönizischen Küstenstriche verbreitet und die Auswanderung des Kadmus aus Phönizien brachte auch Europa nach Kreta, Mutter des Minos, an dessen Bruder Rhadhamanthis (Vater des Erythrus) sich vorwiegend in Griechenland die erythrischen Gründungen (auf Euboea neben den chalkidischen aus Hypochalkis oder Alikarna in der Bronze-Zeit) knüpfen, die mit der Herkunft der (rothen) Phönizier am rothen Meere zusammenhängen, und ebenso wahrscheinlich mit dem einheimischen Namen der mit dem Aufwachsen des Kheta- oder Khutti-Reichs am Oronates nach dem Euphrat*) zurückgezogenen Ruenu, die wieder auf rhodischen und (durch den nördlichen Handel) rhemenische Beziehungen des Helios führen (als Gemahl der Rhode) bei den Heliaden oder (b. Conon) Hliaden (Kinder des Hios) in einem gælischen Rud-iat (Rothland), das Lugad, König von Gaalag († 1257 a. d.) zu suchen auszog.

In Osten ders Halys wohnten die Perser, als Kappadocier (Katpatuka) des Patriarchen Musach**) (b. Const. Por.) bezeichneten Syrern (Leuko-Syrern im Gegensatz der Σίγροι Μέλαινες, südlich vom Taurus) mit den später in ihnen

* Rhadhamanthis, (ein rassenischer Mantus oder *Moraa*), der Stätte gründend umherzieht, wie Dharmasoka in Indien, entspricht auch in seinen Functionen als ethnonischer Todeseichter dem Dharna-Raja (und wahrscheinlich etymologisch). Auf die arischen Formen der arabischen Königsnamen b. Kteis ist schon mehrfach aufmerksam gemacht. Die Siegel des Purna-puriya und anderer Könige aus der alt-chaldäischen Dynastie wurden besonders bei dem Tempel Bit-Parra in Sipparah (wo Sisuthrus als indische Fluthmann die in der Matsya-Avatura wiedererlangten Schriften niederlegte) gefunden. Strabo verlegt die Heimath der Perser (Kephens des Persens) an das rothe Meer, das deshalb (nach Plinius) das persische hieß, und auf dem Heldenengeschlecht der Pehlewan in Seistan ruht die auf die Pischadler folgende Dynastie der Kaimier, die (die Städte der Div bewohnend) den wandernden Hirten als Nachkommen des verfluchten Kain erscheinen, aus dem Pehlwi dagegen (b. Tabari) als gute Könige erklärt werden. Die Riesen (Rosa schw.) sind (h. Caedra) aus Kain's Geschlecht, wie (Besow.) Grendel aus Caines eyne, als riphäische (oder lihsche) Reppana der mit den Enakim verbundenen Nephilim (Niflunger). Das Geschlecht des Sam ist das von Simurg beschützte. The typhonian monstre with fathers on his head (common under the XXII. Dyn.) seems to have connexion with Assyria, as well, as with Libya (Willinson). Krishna bekämpft die Naga, gleich seinem Symbol, der Garuda. In den persischen Sagartij (bei Herod.) oder (auf den Keilinschriften) Assagarta findet Rawlinson das (bospornische) Asgard oder Asburgium (der Asen und Askiburgium des julischen Ulysses), der in Laertes den etruskischen Lart (Lar) bis zum Caledonium angulus trug.

** In Mazaka oder Eusebia. Die ältere Schichtung der Katakier (s. Strabo), war zwar den Königen Kappadocien's unterworfen, aber das Eigenthum gehörte grösstentheils vielen erblichen Priestern, mit je einem Höhentriester an der Spitze, von denen der einflussreichste (am Range dem Könige zuziehend) in Komana sass (meist ein Prinz der Herrscherfamilie).

assimilirten Kanaanern, und im Westen jenes Flusses mögen die Paphlagonier ihrer älteren Schichtung nach gleichfalls zu demselben Stamm gehört haben, obwohl die später unter ihnen angetroffenen Eneii (und Macrones) auf die an adriatischen Meere durch Vernichtung des Antenor wieder erscheinenden Beziehungen verweisen und ausserdem der Name des Phineus (Vater des Eponymus Paphlagon) nicht nur nach Norden deutet, sondern sich zugleich an die Verwandtschaft des Agenor anknüpft. Die ganze Umgebung in der Nachbarschaft Paphlagoniens (Pylaeoniens von Pylaeonenes, dem Führer paphlagonischer Heneter) war durch das fortgehende Hin- und Hergewoge zwischen Europa und Asien so gründlich durchgeschüttelt, dass sich nirgends Spuren des ursprünglichen Gepräges rein erhalten können. Das älteste Volk im nördlichen Bithynien (früher Bebrycia), die Bebryker (mit den By-miern), deren König Mygdon gegen die Mariandini fiel, wurde von Eratosthenes zu den in Asien untergegangenen Nationen gerechnet, zeigt aber seine einstige Ausdehnung in dem in den Pyrenäen (s. Avienus) erhaltenen Namen der Bebryker, wo Justin kleinasiatische Chalyber, die zu Xenophon's Zeit den Mosynoeki*) unterworfen waren, in Spanien wieder findet und Josephus die Tubal (mit Mesech) als Iberer (Tiberer) deutet.

Die Phrygier (mit den noch unterscheidbaren Mygdonen und den Doliones) galten gleichfalls für ein altes Volk, aber die von den Griechen gekannten Phrygier waren schon durch die Einwanderungen der Bryges aus den Berggärten des Bermius (von wo der Trauerdienst des Bromos sich zu den bei Strabo den Bithyniern, bei Herodot den Paphlagoniern angereichten Mariandyni verbreitet hatte) verändert worden, und hatte wenigstens von diesem Kriegsfolge des Midas ihren Namen erhalten, obwohl der dominirnde Character des Volkes der der Eingeborenen blieb, mit ihren an Anakos, dem antediluvianischen König von Iconium geknüpften Sagen (s. Zosimus). Dem brygisch-phrygischen Zuge nach Asien (s. Conon) war der mysiache vorangegangen, der die Gezehneten aus Moesien (dem Lande der Dardaner), die sich in den Buchenwäldern des dadurch benannten My-

*) Die Mosynoeki (Mosyni), deren König im Etageenthurm eine sabäische Gefangenenschäft zu bestehen hatte, (s. Apoll.) mästeten die Kinder der Adligen, wie die Mastingo die übrigen, und die Tahitier sich selbst. Die Phrygier (Bryges), die (nach Diod.) durch die Bech. des Ninus absorbiert wurden, entsprachen (in lydisch-mionischer Sprache) den Franken (Phrisii) in Frigonum patria (Geog. Rav.) als Freie (s. Hesych.), waren aber ihrer pelagischen Unterschichtung nach durch eingedrungene Eroberer zu Heloten degradirt (s. Athenäus). Plinius kennt die Brigiani als Alpenvolk. *Ἀγυθίους τὸ γένος τῶν Βρυγῶν* (Eudoxus) und Strabo identificirt Homer's Arimi (Aramaei) in Aram (Syrien) und Elam. Die in Colonatverhältniss zu Tyr stehenden Elymmer, die (troischer Abkunft) vom (punischen oder poenischen) Phoenecianus in Sicilien angesiedelt, stammten (nach Serv.) vom Flussgott Krimisos, der sich in Gestalt eines Kindes mit einer Jungfrau mischte (wie die Alenten). Die phrygischen Eingeborenen mit dem District Mygdonie (s. Steph. Byz.) in Phrygien (süd Macedonien) und Mesopotamien setzten sich durch Mygdon, der (b. Homer) die Phrygier führt, mit den Bebrykern in Verbindung. Die Pamphylier in Mopsopsia (des Mopsus von Magna) waren aus der Einwanderern unter Amphiochus und Kalchus gemischt.

siens niedergelassen und von den folgenden Brygiern (die die Herren Troja's gefangen nahmen) zum Theil wieder unterjocht wurden, in späteren Zeiten der aeolischen Wanderung jedoch noch das Königreich Teuthrania zu gründen vermochten.

Diese beiden von Europa nach Asien gerichteten Züge (der der Mysier und der der Phrygier, denen sich nach dem trojanischen Kriege der mit den Thyni verbundenen Strymonii anschloss nach dem von ihnen Bithynien genannten Theile Mysien's) sind deutlich markirt, und der ursprüngliche Name des kleinasiatischen Landes, in dem sie sich niederliessen, scheint Ascania gewesen zu sein, das Askenaz der Völkertafel. Scylax lässt Phrygier und Mysier den askanischen See, der später allein die alte Bezeichnung bewahrte, umwohnen, aber Strabo hat noch eine unbestimmte Vorstellung davon, dass dieses Askania*) theils phrygisch, theils mysisch sei, d. h. dass es theils von den Mysiern, theils von den Phrygiern besetzt worden. Die mysische Einwanderung war die frühere, und so gab es eine Zeit, wo der thracische Bosphorus (nach Dionys.) der mysische geheissen habe.

Was man später unter Mysia verstand, (mit seinem *μυζολυθιος και μυζοφρυγιος*, s. Xanthus, Dialect) war der geographische Begriff für eine Landschaft, die von „Phrygiern, Aeoliern, Troern und Mysiern“ bewohnt war, und die eigentlichen Mysier wurden dann auf's Neue in ein näheres Verwandtschaftsverhältniss zu Lydiern und Kariern**) gesetzt. Aus dem allgemeinen Niveau der Mysier hoben sich wieder die Teucrer durch ihre Eigenthümlichkeit charakterisirende Färbung hervor, in Folge der politischen Wichtigkeit des ilischen Pergamum und der deshalb in diesem zusammenstreichenden Strömungen, die durch Dardanus von Samothrake herbeigelenkt wurden, in den am Ate-Hügel siedelnden (us aber schon das assyrische Vasallenthum erkennen lassen (unter Teuthamas von Larissa z. Z. des Krieges).

Wird von der Verwandtschaft der Mysier, und also auch Trojener oder (nach Dionys. Hal.) Hellenen, zu den Lydiern geredet,***) so ist damit der eingeborene Stamm der letzteren, der der Maconier gemeint, der nach der Besetzung des Landes durch Lydus, Sohn des Atys, oder durch die Kinder des dem Lud verwandten Amalek (bei den unter den Reformwirren des

*) *Ἀσκάνια πόλις Τρωική* (Steph. Byz.), οὐ μόνον δι' ἄμνην ἀλλὰ καὶ ἡ γαίη δασυὴ καὶ ὄνυξιμος.

**) Die Helmbüsche celtischer Sitte mit cimbrischen Thierköpfen (s. Pluto) tragenden Kariern (Kari) der Carnorum regio siedelten, von den Cycladen (s. Thucydides) vertrieben, unter den Kauniern (mit den Cyclophen-Bauten zu Kaunus). Die den Pisidern (mit dem Fürstenhause Kabalia's) verwandten Iaurier nahmen an den Piraterien der Cilicier Theil. Die Lycier (seit dem Sohne des Pandion) oder Termilae (die mit den Solymern *Μιλιεύς* bewohnten) waren (nach Fellow) in die Stämme der Tramelae (Termilae), Troüs und Tekkefae getheilt.

***) Die Asiones oder Esiones, die um Kayster und der Küste wohnten, verschmolzen mit den Macones zu dem Volk der Lydier, bei denen sie (noch beim Einfall der Kimmerier) einen Zweig bildeten (s. Strabo).

Chou-en-Aten erfolgenden Auswanderungen der Hyksos-Reste aus Aegypten) sich nach den unzugänglichen Berggegenden des oberen Hermus (s. Ptol.) zurückzogen, (wie die Britten nach Wales). Aus dieser Verwandtschaft der Teurer und Maeonier, und also gleichzeitiger Anwendung beider Namen, erklärt sich auch, dass die nach der Zerstörung Troja's nach Europa ziehenden Teurer dem Lande Paeonien seinen Namen ertheilten, in dem bekannten Wechsel zwischen ρ und m .*) Dieser, der bis herigen Richtung entgegenströmende Zug war indess nicht der erste, der von Asien nach Europa ging, sondern schon vor der Präponderanz der Myser und Phrygier, die östlich vorrückten, waren die Völkerbewegungen nach Westen geflossen. Strabo bemerkt, dass Kaukonen, Leleger und Pelager vielfach nach Europa hinübergestreift seien (natürlich nicht zu einer Zeit, wo von Europa selbst Eroberer anzogen, sondern in einer früheren), und die damaligen Emigrationen haben dann die Kaukonen bis nach dem Peloponnes, die Leleger über die Inseln und die Pelager überall hin zerstreut. Da die Bezeichnungen Mysien und Phrygien (noch viel weniger Bithynien) sich damals noch nicht gebildet haben konnten, ist als der Ausgangspunct dieser Wanderungen eben jenes alte Land Askania zu betrachten, das sich auch im Namen der Pelager (Pelagonen in Macedonien) in Anschluss an den Pelion, (wo Peleus mit Acastus, Sohn des Pelias, zusammengeführt wird) ausspricht. Mit ihnen wird ein teucrischer oder teuthranischer (teuthranischer) Stamm verbunden gewesen sein, der vielfach mit dem der Kaukonen (*Κακχοί* oder Chanci, als Hochländer in *Caucalandensis locus* h. Amm.) im Peloponnes zusammen auftritt (wie der Fluss Teutheas mit dem Kaukon), und der sich in den griechisch redenden Teutonen Italiens (h. Cato) mit Pisa in dem von Kaukonen besiedelten Elis verknüpft.

Die Gründung des ninivitischen Reiches**) in Assyrien 131½ a. d. (wo

*) Nach Curtius ist der Wechsel zwischen β und μ auf einzelne Mundarten beschränkt. Bentley hält den Uebergang von b in m bekannt und gewöhnlich. Im tavoyischen Dialect des Birmanischen (Byamma oder Myamma) war b regelmäßig durch m ersetzt. Im Germanischen (besonders im englischen) reimen die n und p alliterativ, (*nanby-pauby*), sonst die beiden Labialen.

**) Die Hypachaei oder (seit Cilix, Sohn des Agenor) Kilikes verbiethen sich (beim Durchzug der Myriner) als Eleutherocilicer im Gebirge (s. Diod.) und bei der assyrischen Besetzung hante (der von den Perserkönigen unter die Achaemeniden inbegriffene) Sardes (Andrakottus) oder Saudrakottus, (der nach der Niederlage des Palaeonens seine Kinder dem phrygischen König Kottas schickte) die cilicische Stadt Anchiale und Sandas (*Σανδαρίαι* h. Sync.) oder (nach Dio Chrysos.) Heracles die Stadt Tarsus in Cilicien, als Sohn des Heracles (h. Kalesius). Bei den Sakae herrschte der Zogaeus genannte Slave im königlichen Schmeck, mit dem Kotte oder Schleier aus Byssus angethan (als Motilemit). Das Bild der Aphrodite-Morpho (Archeitis) wurde verschleiert dargestellt (s. Paus.). Memnon (aus Susa), der die Hilfstruppen des assyrischen Königs Theuthamas führt, heisst Rex Indorum und der durch Deriades aus Indien gesandte Mohr vertauscht in Cilicien seinen indischen Namen Morpheus mit dem dem des Sandas, Heracles (nach Nonnus). Die nach der Vertilgung der Nambu durch den Brahmanen Kautilya (s. Vishnu-Purana) die Welt-herrschaft erwerbende Maurya oder (nach Tod) Mori, die aus den Holzhäusern des nörd-

auch in Aegypten die sichere Aera-Bestimmung 1311 mit Ramses III. beginnt) übte ringsum auf die Geschirke Asiens einen mächtig unstimmanden Einfluss aus und liess die Folgen desselben noch am Propontis und auch in Lydien spüren, wo damals die mit Niue genealogisch in Beziehung gesetzte Dynastie der Heracliden den Thron besteigt. Ilos von Pergamus bekämpft im Auftrage des assyrischen Grosskönig's die noch unabhängigen Fürsten des Innern, zunächst Tautalus in Sisypus am Tmolus auf den später Phrygien und Lydien scheidenden Grenzgebieten und erringt den Sieg bei Pessinus, (s. Pausan.), der die Auswanderung des Pelops veranlasste. Xerxes, der sich durch Perseus aus dem assyrischen Königshause herleitete (s. Herodot), gründete deshalb seine Ansprüche auf Griechenland in der Kriegserklärung darauf, dass der Stifter des argivischen Staates ein entlaufener Sklave seiner Vorfahren gewesen, ähnlich wie der Grosschan der Avaren vom byzantinischen Hofe Justin's II. reclamirt und Roa, Vorgänger des Attila (Arhel oder Aethel) oder Oedechel, die Auslieferung der scythischen Flüchtlinge (b. Priscus) von den Römern verlangt. Mit den göttlichen Rossen des Poscidon gelangt Pelops, (gefolgt von Phthiotern und Thessaliern) aus Enete (nach Apollonios Rhod.) nach dem damals Apia (von den Epeern von Elis) oder Pelasgia genannten Peloponnes, erwirbt den Thron des Oenomaus in Pisa und bekämpft im arkadischen Teuthis den Repräsentanten teutonischer Kaukonen, (während der elische König Alektor sich durch ein Bündniss mit dem Lapithen Phorbas aus Olenos zu stärken suchte). Von den herbeigeführten Phrygiern (und Lydiern nach Heraclides) zeugten noch in folgenden Zeiten die in Lakonien zerstreuten Kegelgrüber, ähnlich den Tumuli von Khaivat bis zum Axius im macedonisch-(phrygischen) Mygdonien, und in den als phrygische bekannten Gräber im Peloponnes (s. Athenäus), sowie in den pelasgischen Kyklopenbauten bei Boghlagkieu in Phrygien (s. Texier) finden sich Gegenstücke zum Löwenthor des (indess schon auf Perseus zurückdatirten) Mycenæ, (s. Ainsworth), wo des Pelops' Nachkommen herrschten.

Der damalige Culturzustand Griechenland's war ein noch sehr niedrig graduirter und Pelops selbst trug in dem weissen Elfenbeinflack auf seiner Schulter das (der Iphigenia zur Erkennung des Orestes dienende) Merkzeichen der Pelopiden und der durch das Verschlingen von Tantal's gerächten Kreurgien, bei denen Pan tanzte (s. Aristides). Der durch die Zerstückelung des Stymphalus herbeigeführte Misswachs war durch den frommen Aeneas zu sühnen. Wie die Kukis vor der Hochzeit auf Kumpfeschneilen

hienem Hemawanta nach Indien kommen, treten unter Chandragupta (Chan-ta-kutta) oder (b. Athen.) Sandrocoptus (Sandrocotus) in Verhandlung mit den Seleuciden und beförderten (seit Asoka) den Buddhismus der Sakya, wie die durch Maharaja Gupta (319 p. d.) gestiftete Gupta-Dynastie. Die Mauren entsprechen (im lybischen Jargou) den Modern (nach Ballast). Quadratus leitete die Maurasier (Pharusier) und Mauren von den Parthern ab.

gehen, die Iuruna den Zahn eines erlegten Feindes als Morgengabe bringen, wie die Könige am Bonny aus Schädeln Fetischhäuser bauen (gleich den Tempeln der Azteken und, nach chinesischen Berichten, die Paläste der alten Licukien-Inulaner), so fielen unter Oenomaus Händen die Freier um Hippodamia, und schon hingen dreizehn Schädel*) im Tempel des olympischen Zeus, auf die der König mit einem Maori-Humor zu blicken pflegte, hoffend bald die genügende Anzahl beisammen zu haben, um (wie Antäus) ein Calvarium zu errichten. Pelops verlor ihm den Spass; er war ein (tibetischer) Tengrisohn, herabgestiegen aus Zeus (oder Indra's) Himmel, wie die Prinzen indo-chinesischer Mythen, aber während diese durch Kraft hoher Tugenden solcher Erhebung gewürdigt worden, war es eine Verirrung sinnlicher Lust, der den aus dem Sudzauber des Kessels mit jugendlicher Schönheit wiedergeborenen Knaben (wie den Eber Sührinner des Kahu's Andhrinner beim Fest der Einheriar) zum Olympe entführen liess, wie vorher schon den Ganymed, um dessen Raube's willen Ilos, Sohn der Tros, zum Rachekriege ausgezogen war, während später die Panshacer der Helena wegen kämpften, als man die (in der Knabenliebe wieder auflebenen Sünden), die auch die Inea mit Feuer und Schwert auszurotten suchten, als fluchwürdig erkannten.

Der Name Pelops, der (nach Krahnert) von Pelasgier etymologisch nicht verschieden ist, führt weiter auf den Pelion in *πελασγικόν πελιόν* (s. Krause), mit dem Ossa, von Pelasgioten (nach Simonides) unwohnt, während (b. Homer) auf dem „schattig belaubten Pelion“ die Magneten hausen, von Prothoos (Sohn des Teuthredon) geführt. Am Pelion, auf dessen Gipfel die *Νύμφαι Πελαῖδες* walteten, vertrieb Pirithoos die Centauren, die von der Nephelē dem Ixion geboren waren, während Pelops seine Schwester Niobe dem Amphion in Böotien vermählt hatte und die neblige Wolkengestalt der Nephelē sich mit dem düsteren Athamas von Orchomenos (Ormenium oder Ocrinum *) am Pelion) vermählt, als Mutter der Helle und des Phrixus. Gleich den lydischen und (in griechischer Auffassung) assyrischen Königen leiteten sich die Danaiden in Argos von Herakles ab, und ihre von Pelops vertriebene Nachkommen kehrten als Herakliden zurück im näheren Anschluss an den jüngeren Göttersohn der böotischen Dewanagara.

*) Noch Herodot spricht von Menschenopfern in Achaja und Phthiotis. Mevetaus besänftigte die widrigen Winde, über die er sich (b. Homer) beklagt, durch Kinderopfer, wegen welcher er von den Aegyptern verjagt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul

von Reinhold Henscl.

Den äussersten Süden Brasiliens, südlich vom oberen Laufe des Uruguay, bildet die Provinz Rio Grande do Sul. Sie gehört zu den Provinzen jenes Staates, die einen Wechsel von Grasland, Campos und Wald zeigen, doch ist in ihr das Erstere vorherrschend und geht nach Süden und Osten in die Ebenen von Uruguay und Corrientes und also auch in die Pampas der Argentinischen Staaten über.*)

Ueber die Urbewohner dieser Gegenden vor der Entdeckung Amerikas wissen wir nichts Bestimmtes, wir können nur annehmen, dass ihre Verbreitung damals eine wesentlich andere war als später. Mit der Einführung des Pferdes durch die Spanier ist in den Verhältnissen der die Südspitze Amerika's bewohnenden Indianer eine vollständige Aenderung eingetreten.

Die ausgedehnten Steppen, welche weder dem Jäger eine grosse Ausbeute an jagdbarem Wilde, noch dem sesshaften Ansiedler in der Ernte einen Lohn seiner Mühe gewähren konnten, verloren mit der Verbreitung des Pferdes ihren Charakter der Oede und Unzugänglichkeit. Es spricht sehr für einen hohen Grad der Intelligenz bei den Urbewohnern jener Regionen, dass sie die Bedeutung des Pferdes so schnell erkannten und sich mit dem Gebrauche desselben so vertraut machten, dass sie nach kurzer Zeit als die ersten Reiter der Welt angesehen wurden. Die Steppen wurden ihnen durch das Pferd erschlossen und die bisher nur auf Fluss und Wald angewiesenen Indianer verwandelten sich in jene kühnen Freibeuter, die heute noch der Schrecken der weissen Bevölkerung in den Pampas sind.

Es fehlt gegenwärtig noch an einem positiven Merkmal, um diese Stämme des äussersten Südens von den Guarani- und Tupi-Völkern zu unterscheiden, aber dass sie sich des Pferdes bemächtigt und einem Nomadenleben mehr oder weniger ergeben haben, ist für sie charakteristisch.

Die Provinz Rio Grande do Sul scheint niemals von diesen unstätten Camp-Indianern sehr bevorzugt worden zu sein. Das wellenförmige Hügel-land von bewaldeten Höhenzügen unterbrochen, die schlechtere Weide und

*) In Bezug auf die geographischen Verhältnisse der Provinz verweise ich auf meine „Beiträge zur näheren Kenntniss der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul,“ in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1867. pg. 227.

vielleicht auch frühzeitige Ansiedlungen der weissen Rasse sind den Nomaden ein Hindernis gewesen. Es scheint, dass die Mehrheit der Urbewohner der Provinz aus den sesshafteren Guarani bestanden hat. Namentlich in den nordwestlichen Gegenden, den sogenannten „Missionen“, waren sie wie in Paraguay von den Jesuiten angesiedelt und cultivirt worden. Ueberall in ganz Rio Grande do Sul stösst man auf Namen, die dem Guarani angehören, z. B. die Flussnamen Gravatahy, Cahy (hy das Wasser), Capivary (von *Hydrochoerus capybara* so genannt). Die Namen der Pflanzen, namentlich der nutzbaren Waldbäume, gehören meistens dem Guarani an und nur wenige, wie z. B. pinhão, carvalho, cereja hat der Riograndenser dem Portugiesischen entlehnt. Die Thiere führen theils portugiesische Namen, wie veado branco (*cervus campestris*), veado pardo (*Cervus rufus*), theils solche des Guarani wie virá (*Cervus nemorivagus*), theils haben die ersten Ansiedler indianische Namen aus den nördlicheren Provinzen Brasiliens eingeführt, wie bouchi für den Brillaffen (caraya in Paraguay).

Während die Guarani-Völker als die Träger der ältesten Kultur in Rio Grande do Sul erscheinen, haben offenbar ausser ihnen noch andere, mit ihnen nicht verwandte Stämme diese Provinz bewohnt, so die zu den Pampas-Indianern zu zählenden Minuanos im Südwesten, welche gegenwärtig wohl verschwunden sind, nach denen aber noch heute zu Porto Alegre der eiskalte Südwest „Minuano“ genannt wird, und die Charrua, welche sich noch in wenigen Ueberresten in den schon erwähnten „Missionen“ am Uruguay finden sollen. Im Norden der Provinz, d. h. auf der sogenannten Serra oder dem Hochlande und in dem ausgedehnten Urwalde der Terrasse, welche jenes vom Tieflande scheidet, fanden sich Botocuden, welche sich dadurch von den nördlichen Botocuden unterschieden, dass sie in der Unterlippe nur eine kleine Oeffnung ohne Holzpflock besaßen, deren sie sich zum Pfeifen bedienten. Sie waren ihrer Wildheit wegen sehr gefürchtet und haben noch die ersten deutschen Colonisten im Urwalde vielfach belästigt. Gegenwärtig scheinen sie ganz zurückgedrängt und nur auf die Provinzen Paraná und Sta. Catharina beschränkt zu sein, wo namentlich die Colonie Brusque jetzt noch ihren Ränbereien ausgesetzt ist.

Auf ein früheres Vorkommen der den Guarani verwandten Tapes-Indianer scheint der Name der Serra dos Tapes im Westen der Lagoa dos Patos hinzuweisen.

Gegenwärtig sind alle die genannten Stämme der Ureinwohner verschwunden oder auf nur wenige Individuen reducirt. Dagegen hat sich bis heute einer jener Stämme erhalten, die von den Brasilianern „Coroados“ genannt werden.

Der Name „coroado“, gekrönt, soll von coroa, die Krone, herkommen, und wird von den Brasilianern denjenigen Indianern beigelegt, welche eine Tonsur tragen, so dass der Kopf von einem Haarkranze wie von einer Krone umgeben wird.

Man findet Coroados in mehreren Gegenden Brasiliens*), es bleibt aber noch eine offene Frage, wie weit sie identisch oder mit einander verwandt sind. In Rio Grande do Sul scheinen sie erst in verhältnissmässig neuerer Zeit eingewandert zu sein, da sich selbst in den gegenwärtig von ihnen bewohnten Gegenden nirgends Ortsnamen aus ihrer Sprache entdecken vorfinden. Sie scheinen aus dem Nordwesten her vorgedrungen zu sein, vielleicht aus der Provinz Paraná und haben im Kampfe mit den schon erwähnten Botocuden diese vor sich her und schliesslich in die Provinz Sta. Catharina getrieben zum Theil wohl mit Unterstützung der brasilianischen Regierung, die sich ihrer als eines Mittels zur Bekämpfung jener gefährlichen Räuber bedient.

Die Coroados sind echte Waldindianer, welche als solche den Camp und das Wasser vermeiden. Sie reiten daher weder, noch treiben sie Flussschiffahrt. Man trifft zwar einzelne Individuen bei den Viehzüchtern der Serra oder als Raderknechte auf den grossen Flüssen des Tieflandes, doch sind sie dann fast immer als Kinder ihren Eltern entführt worden und unter Weissen aufgewachsen. Die brasilianische Regierung hat sich bemüht, die Coroados aus ihren Wäldern zu locken und an feste Niederlassungen zu gewöhnen. Daher finden sie sich gegenwärtig in Rio Grande do Sul fast nur in einem mehr oder weniger cultivirten Zustande und zwar an 3 Punkten, bei Nonohay am oberen Uruguay in der Nähe der Mündung des Rio Passo fuudo, in den Campos do meio und bei der Militär-Colonie Caseros, die im Matto portuguez auf der Grenze zwischen den Campos do meio und denen der Vacaria gelegen ist.

Es war am 21. Mai des Jahres 1865, als ich die genannte Colonie besuchte und während eines einwöchentlichen Aufenthaltes daselbst, Zeit und Gelegenheit hatte, die Indianer genau kennen zu lernen. Diese hatten früher unmittelbar an der für Neger-Soldaten gegründeten Colonie gewohnt, doch hatten sie seit einem Jahre ihre Hütten eine Legua weiter davon entfernt, da eine Blattern-Epidemie unter ihnen ausgebrochen war und viele hingerafft hatte. In einem solchen Falle pflegen sie die Hütten der Verstorbenen zu verbrennen und die Gegend zu verlassen.

Die Regierung hat diesen Niederlassungen der Indianer besondere Directoren vorgesetzt, zu deren Aufgaben es gehört, die noch nicht aldeisirten Indianer aus den Wäldern zu locken und an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen. Daher erfährt man auch über deren Zahl nichts Sicheres, da es im Interesse der Directoren liegt, ihre Menge so gering als möglich anzugeben, um die eigene Thätigkeit recht gross erscheinen zu lassen. Namentlich am oberen Taguary und zwischen ihm und dem Cahy scheinen noch vollständig wilde Coroados vorzukommen, wie man aus den von Zeit zu Zeit sich wiederholenden, jetzt aber fast ganz

*) Vergl. Burmeister, Reise nach Brasilien etc. Berlin 1853. p. 246.

unterbliebenen Ausfällen auf die deutschen Colonisten des Urwaldes schließen kann. Doch ist nicht unwahrscheinlich, dass manche dieser Räubereien den civilisirten Indianern, namentlich denen von Caseros zuzuschreiben sind, die zuweilen aus ihren Niederlassungen verschwinden, ohne dass man bei ihrer Rückkehr mit Sicherheit erfährt, wo sie inzwischen geblieben sind. Auch flüchten nicht selten entlaufene Slaven in den Wald, welche dann leicht durch Noth getrieben werden, das Eigenthum der Colonisten anzugreifen.

Zum ersten Male hatte ich im Jahre 1864 Gelegenheit gehabt, die Indianer der Militär-Colonie von Monte Caseros und zwar in Porto Alegre selbst zu sehen. Ihr damaliger Kazike Doble, den die Regierung für seine ihr geleisteten Dienste zum Range eines Brigadier erhoben hatte, war mit einem Theile seiner Bande und einem Transporte von vielleicht dreissig wilden Corodos nach der Hauptstadt gekommen, um sich für diesen bedeutenden Fang eine besondere Belohnung vom Gouvernement zu holen. Dieser Häuptling war ein höchst intelligenter Mann und ein ganz besonderer Schalkkopf, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sämtliche wilde Corodos aus den Wäldern zu bringen und nur der gezähmte Indianer vermag hier des wilden halbluft zu werden, allein er liess sich den geringsten Dienst sehr theuer bezahlen und war verhältnissmässig sehr sparsam in den Einlagen seiner ungezähmten Stammesgenossen, um die Waare nicht im Preise sinken zu lassen, und sich als beständig uncutbehrlich zu erhalten. Bei diesen Aufenthalte in Porto Alegre wurden sie von dem Bluterngifte inficirt; doch brach die Epidemie erst nach der Rückkehr in ihre Niederlassung aus und richtete so grosse Verheerungen unter ihnen an, da die Corodos wie alle Indianer die Fieberlätze durch das Baden im kalten Wasser zu beseitigen suchten.

Bei meinem Besuche in der Militär-Colonie gelang es mir, zwei ihrer Gräber ausfindig zu machen und zu öffnen. Das eine derselben gehörte einem gemeinen Individuum an, und war durch nichts von aussen kenntlich. Der Todte lag in einen alten Ponebo eingewickelt etwa 3 Fuss tief auf dem Rücken horizontal in der Erde, nur der Kopf war nach der Brust geneigt. Das Fleisch war fast ganz abgefaut und nur ein Rest des Gehirnes war noch in der Schädelhöhle. Das Skelet war zerfallen, seine Knochen aber lagen in vollständiger Ordnung. Das dicht daneben befindliche Grab gehörte jedoch einem angesehenen Oberhaupte von aristokratischer Abstammung an, nach Angabe der Bewohner der Militär-Colonie, und war leicht kenntlich an dem grossen mehrere Schritte im Durchmesser haltenden Erdfleck, der frei von Gras war und in dessen Mitte etwa 2 Fuss tief das Skelet lag. Doch waren die Knochen desselben vollständig durcheinander geworfen. Die Indianer pflegen nämlich die Knochen der Häuptlinge, wenn das Fleisch abgefaut ist, aus der Erde zu nehmen und an einer andern Stelle wieder einzugraben, und wahrscheinlich hatten sie schon früher das Grab geöffnet, um sich von der Verwesung der Fleischtheile zu überzeugen,

und dabei die Knochen durcheinander geworfen. Sie wollten auch, wie sie mir mittheilten, im nächsten Monat ein grosses Fest feiern, wahrscheinlich um die Uebersiedlung der Knochen auszuführen. Der kahle Fleck auf dem Grabe rührte von einem früheren Feste zum Gedächtniss des Todten her wobei zugleich auf dem Grabe getanzt worden war. Diese Feste arten zu wilden Trinkgelagen aus, denn die Indianer wissen aus Maiskörnern, welche von den Weibern gekaut und in ein grosses Gefäss gespieen werden, ein berauschendes Getränk zu bereiten. Die gekaute Masse geht durch den beigemengten Speichel bald in Gährung über und soll sehr berauschend wirken. Den Weibern ist der Genuss dieses Getränkes streng untersagt. Sie müssen bei den Gelagen stets nüchtern bleiben und bilden eine Art Wache, die über jeden betrunkenen Mann herfällt, ihn bindet und in eine besondere, dazu bestimmte Hütte schleppt, um so dem Blutvergiessen unter den Trunkenen vorzubeugen. Schomburgk erzählt Aehnliches von den Cariben in Guiana.

Von Gestalt sind die Coroados ausserordentlich kräftig und stämmig gebant, aber eher klein als gross zu nennen, höchstens erreichen sie Mittelgrösse. Die Weiber sind immer klein. Beide Geschlechter zeichnen sich wie alle Indianer durch kleine Hände und Füsse aus. Das Haar ist schwarz und straff. Die Augen sind ebenfalls schwarz oder ganz dunkelbraun, eine schiefe Stellung derselben ist nicht zu bemerken. Das Gesicht ist breit und entspricht dem runden, etwas grossen Kopf. Die Stirn ist niedrig, die Nase kurz und breit, bei einzelnen Individuen schmaler und etwas gebogen, der Mund breit. Die Backenknochen sind mehr oder weniger vorstehend, so dass das ganze Gesicht einen etwas mongolischen Typus erhält. Die Zähne sind nicht schärfer gestellt als bei Weissens. Die Farbe ist keineswegs roth, sondern wie hellgebrannter Kaffee oder wie lohbares Leder, bei einzelnen, namentlich jüngeren, Individuen selbst ein etwas dunkles Weizengelt.

Ihre Hütten sind höchst zierlich und sauber eingerichtet und unterscheiden sich dadurch sehr vortheilhaft von denen der ärmeren Brasilianer. Als Grundlage des Baues dienen zwei schwache Stämme, am oberen Ende mit einer Gabel versehen. Sie werden je nach Länge der Hütte mit dem untern Ende in die Erde gegraben. Auf die Gabeln kommt eine Stange, welche so die Firste der Hütte bildet. Längs dieser Mittellinie sind seitlich 2 Pfähle, einer vorn, der andere hinten in den Boden gesteckt, die am oberen Ende ebenfalls gegabelt sind, aber nur eine Höhe von 2—3 Fuss erreichen. Auf ihnen ruhen gleichfalls Stangen, welche den untern Rand des Daches tragen. Auf dieses Gerüste ist sodann ein Sparren- und Lattenwerk gelegt, sehr ähnlich wie bei unseren Häusern. Das Dach ist aus langem, trockenem Grase gebildet und gleicht ganz jenen Dächern aus Langstroh, wie sie auch bei uns auf dem Lande zu finden sind. Die niedrigen Seitenwände des Hauses und die ziemlich hohen Giebel bestehen auch aus Sprossen ähnlich denen des Daches, sind oben ebenfalls auf der Aussenseite mit jenem Grase gedeckt. Die Thür befindet sich an einer der

Giebelseiten. Das Ganze würde einigermaßen den Hütten der Obstwächter an unsern Chausseen ähneln, nur mit dem Unterschiede, dass bei diesen das Dach bis auf die Erde herabgeht, die Seitenwände also fehlen.

Innerhalb ihrer Niederlassung gehen beide Geschlechter nackt, begeben sie sich aber in die Gesellschaft der Weissen, so sind sie gezwungen, Kleider anzulegen. Die Männer ziehen dann Beinkleider, auch wohl ein Hemd an, die Weiber wickeln den Leib von den Hüften abwärts in ein Stück Zeug, so dass es aussieht, als hätten sie einen Rock angelegt, um die Schultern werfen sie ein kleineres Tuch, ähnlich unseren Taschentüchern, von dessen vier Zipfeln sie zwei vorn auf der Brust in einen Knoten vereinigen, die Brust selbst bleibt frei. Dem Weibe fällt die ganze Last der hässlichen Arbeit zu, eben so das Einsammeln der Nahrungsmittel, namentlich im Winter, d. h. im Mai und Juni, wenn die Früchte der Araucarien reif sind, die um die genannte Zeit ihre Hauptnahrung bilden. Auch werden Vorräthe davon angelegt, doch nicht in den Grade, wie es bei der Häufigkeit der Araucarien möglich wäre. Sie besteigen die hohen, astlosen Stämme dieser Bäume, indem sie die Füße durch eine biegsame Schlingpflanze oder einen Strick, etwa von der Ausdehnung eines langen Schrittes, verbinden, und ausserdem noch ein entsprechend langes Stück des Strickes um den Stamm schlingen, das sie an beiden Enden mit den Händen fest halten. Die Weiber tragen alle Lasten, auch ihre kleinen Kinder, an einem breiten, um die Stirn gewundenen Bande, welches über den Rücken herabhängt und hier mit einem Korb oder Tuch in Verbindung steht.

Die Männer beschäftigen sich blos mit der Jagd und bedienen sich dazu der Bogen und Pfeile und der Hunde, welche sich von denen der Brasilianer nicht unterscheiden. Fallen stellen sie nicht. Papageien schießen sie mit stumpfen Pfeilen oder fangen sie auf eine höchst eigenthümliche Weise. Diese Vögel haben nämlich bestimmte Bäume, auf denen sie in grossen Schwärmen jede Nacht zubringen. Auf einem solchen Baume bauen nun die Indianer eine Hütte von Zweigen, die so dicht an einander gefügt sind, dass die Vögel den in der Hütte verborgenen Jäger nicht bemerken. Dieser ist mit einer langen Ruthe wie zum Angeln bewaffnet, welche am oberen Ende eine Schlinge trägt. Haben nun die Papageien sich ihr Nachtlager ausgesucht, so zieht sie der Jäger mittelst der Schlinge und der Angelruthe nach einander in die Hütte und tödtet sie, bis er hinreichendes Material zum Nachtessen besitzt.

Die Pfeile, welche wohl 5' lang sind, bestehen aus Holz und Rohr, wobei dieses die vordere Hälfte bildet. Beide Stücke sind durch einen Bindfaden, der aus den Blättern der kleinen stacheligen Tucum-Palme gewonnen wird und ganz unserem Bindfaden gleicht, zusammengefügt. Die Spitze ist gewöhnlich aus Knochen und wird aus dem Oberarmknochen eines Affen oder Rehes sehr scharf geschliffen, da dieser Knochen ein gerades Mittelsäckchen besitzt, nach dem oberen Gelenkkopf hin aber eigenthümlich ge-

bogen oder verdickt ist. Man kann daher aus ihm ein ziemlich langes Stück herauschneiden, welches in seiner vordern Hälfte ganz gerade ist, also in der Achse des Pfeiles liegen kann, während das hintere Ende wegen seiner Krümmung nach hinten zu vom Pfeile abstekt, also als Widerhaken fungirt. Zuweilen nehmen sie auch Eisen zu den Pfeilspitzen, namentlich Messerklingen, dann werden diese zweischneidig zugeschliffen und dienen gewöhnlich zur Jagd auf grössere Thiere, z. B. Anten oder den Jaguar. Die Ersteren werden von den Hunden getrieben und flüchten immer nach dem Wasser, die Indianer sind aber so schnell, dass sie nicht selten schon vor der Aute am Wasser anlangen und diese dann erwarten. Eine gleiche Gewandtheit entwickeln sie auf der Jagd der Bisamsehweine, und es wurde mir ein alter Indianer gezeigt, der von so grosser Stärke und Schnelligkeit war, dass er die wüthenden und den Jägern so gefährlichen grossen Bisamsehweine (*Dicotyles labiatus*) lebendig an den Hinterbeinen zu fangen wagte. Der Jaguar lässt sich, wenn er alt ist, von den Hunden nicht auf einen Baum treiben, sondern erwartet seine Gegner auf der Erde. In diesem Falle ist er für den Jäger sehr gefährlich, und die Indianer wagen dann, wie sie erzählten, ihn nur anzugreifen, wenn sie in grosser Anzahl vereinigt sind. Sie rücken alsdann dem Thiere, im Halbkreis geordnet, so nahe wie möglich und schiessen alle zu gleicher Zeit ihre Pfeile ab. Der Jaguar, welcher, wenn er von einem einzelnen Pfeile getroffen wird, sich unfehlbar auf den Schützen stürzt, wird nun so rathlos, dass er statt auf seine Feinde loszuspringen, sitzen bleibt und die zahlreichen Pfeile durch Abreissen zu entfernen sucht, unterdess bekommt er eine zweite und dritte Salve und erliegt gewöhnlich, ohne den Jägern Schaden zugefügt zu haben. Rehe und Gutis (*Daayprocta aguti*) jagen die Indianer wohl, essen aber nicht ihr Fleisch, wahrscheinlich aus religiösen Gründen.

Obgleich die Coroados der Niederlassungen alle getauft sind, so haben sie doch sonst keine Lehren der christlichen Religion angenommen und halten noch an ihrem früheren Glauben und beten zu gewissen Sternen, *tupa* genannt. Sie leben in Polygamie, doch pflegt nur das Oberhaupt drei bis vier Weiber zu haben, die Uebrigen begnügen sich mit einer Frau, wenigstens in neuerer Zeit. Nahe Verwandte heirathen einander nicht, und sie sind in diesem Punkte sehr genau. Der Kazike hält die Trauungen ab, doch hoffte man, sie bald zur kirchlichen Trauung zu bringen. Eigentliche Priester haben sie nicht. Früher trugen die Coroados eine grosse Tonsur, jetzt scheeren sie den kleinen Kindern, die schon mit behaarten Köpfen geboren werden, nur einmal eine solche und lassen dann die Haare für immer wieder wachsen. Die Weiber nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein und werden nicht geachtet. Obgleich Eben geschlossen werden, so scheinen sie doch nicht so bindend zu sein, da man sich nicht scheut, den Fremden in Hoffnung einer Belohnung die Weiber anzubieten. Es giebt freilich Ausnahmen. Ein junger Coroado, der die Tochter des Kaziken

Doble zur Frau hatte, nahm dieselbe, gegen die Sitte der Indianer überhaupt, als bei ihr die Blattern ausbrachen, sammt dem ganzen Haustrath auf den Rücken und trug sie in eine abgelegene Gegend des Waldes, wo er bei ihr blieb und sie verpflegte, bis die Krankheit überstanden war. Die „schöne Isabella,“ denn alle Indianer der Militair-Colonie haben ausser ihrem indianischen Namen auch einen portugiesischen; wurde sehr verlegen und betrübt, so oft sie bemerkte, dass sie Gegenstand der Beobachtung war, und nur wenn sie erfuhr, dass man den Fremden auch von ihrer früheren Schönheit erzählte, glitt ein wehmüthiges Lächeln über die entstellten Züge.

Eine Pictät für das Alter scheinen die Coroados wie die meisten Indianer nicht zu kennen, denn die Bewohner der Serra erzählten, es seien damals, als der Trupp die oben erwähnte Reise nach Porto Alegre unternahm, bei demselben drei alte Männer gewesen, welche den Anstrengungen der weiten Fusstour nicht mehr gewachsen, und den Reisenden hinderlich geworden seien. Auf einen Befehl des Kaziken wurden sie am Rande der Serra von den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft erschlagen und am Wege begraben, so dass der Trupp nun ohne Aufenthalt seine Wanderung fortsetzen konnte. Ein anderer alter Mann, der wenigstens noch mit den Uebrigen marschiren konnte, wurde genöthigt, die sämmtlichen jungen Hunde zu tragen, die eine Hündin unterwegs geworfen hatte, während die jungen und rüstigen Männer nur mit ihren Waffen in der Hand unbepackt einhergingen.

Von den Brasilianern werden den Coroados Treulosigkeit, Falschheit und Hinterlist zum Vorwurf gemacht und vielleicht nicht mit Unrecht, denn der Indianer hat seine eigenen Begriffe von Moral, allein wenn man weiss, dass es unter den Estancieros der Serra Sitte war, solche Indianer, die sich bei ihnen als Arbeiter um Lohn verdungen hatten, nach vollendeter Arbeit oder Dienstzeit, wenn es zur Abrechnung kam, an eine einsame Stelle zu führen und als angebliche Spione weuchlings zu erschliessen*), so wird man die Treulosigkeit der Indianer wohl minder hart beurtheilen.

Die Intelligenz der Coroados ist nicht gering und sie stehen darin den Weissen ohne Zweifel vollkommen gleich. Die Einrichtungen der Feuerwaffe sind ihnen wohl bekannt, doch lehnten sie einen Tausch solcher gegen ihre Bogen und Pfeile ab, mit der ganz richtigen Bemerkung, ein Gewehr passe nicht für sie, denn es sei zu schwer zum Gebrauch im Walde, es knalle zu sehr, man müsse nach jedem Schusse wieder laden, und die Munition sei nur mit Schwierigkeit wieder zu ersetzen. Früher glaubten die Coroados sowohl wie die Botocuden, mit einem Gewehr könne man ununterbrochen schiessen; daher war ein solches der sicherste Schutz der Colonisten, beim ersten Schuss liefen sie alle davon. Jetzt aber haben sie gelernt,

*) Dies ist selbst deutschen Arbeitern widerfahren, die bei einzelnen Viehzüchtern der Serra in Dienst getreten waren.

das Gewehre immer wieder geladen werden müssen, und wollte man, im Kampfe mit ihnen, auf sie schiessen, so würde man verloren sein. Es gilt daher vielmehr als Regel, auf sie nur anzuschlagen. So bald sie dies sehen, werfen sie sich alle zur Erde, um den Schuss über sich weg gehen zu lassen. Unterdeß kann man die Flucht ergreifen, bald aber erheben sich die Indianer und nehmen die Verfolgung wieder auf. Sind sie nahe genug gekommen, so zielt man wieder, die Indianer wiederholen dasselbe Manöver wie vorhin, und auf diese Weise ist es schon manchem Weissen geglückt, der fern vom Hause überfallen würde, dieses und somit Hilfe zu erreichen. Als ich dem Kaziken der Coroados einen Revolver zeigte, den er noch nie gesehen hatte, so begriff er sogleich auch ohne Erklärung den ganzen Mechanismus desselben, zählte sofort die Zahl der Schüsse und erklärte seinen Untergebenen, dies sei eine Waffe vorzüglicher als die Gewehre, denn damit könne man sechsmal schiessen, ohne laden zu müssen.

Natürlich thut es der Höhe ihrer Intelligenz keinen Abbruch, wenn sie Dinge unbegreiflich finden, welche uns ganz geläufig sind. So erregte ihr größtes Erstaunen ein Hühnerhund, welcher apportiren konnte, und von dem sie glaubten, er verstehe alle meine Befehle. Unterstützt wurde diese Ansicht noch durch das für sie auffallende Aeussere des Hundes, da sie bei einem solchen noch nie so lange Ohren gesehen hatten. Als ich den Hund „verloren“ suchen liess, glaubten sie, er kenne die Namen aller Gegenstände und bringe wie ein Sklave jeden derselben, wenn er ihm genannt würde. Als ich darauf ans Scherz ihnen sagte, der Hund finde jeden Menschen, und wenn dieser noch so weit entfernt und versteckt sei und den Vorschlag machte, Einer von ihnen solle mehrere Meilen weit in den Urwald gehen, der Hund würde ihn finden und fangen, so wichen sie scheu einige Schritte zurück, um aus der Nähe des unheimlichen Thieres zu kommen und Keiner wollte den Versuch wagen.

Obgleich der Coroado wie jeder Indianer mehr finsternen und verschlossenen Sinnes ist und in Gesellschaft Fremder eine beobachtende Stellung einnimmt, so ist er doch auch kein abgesagter Feind der Lustigkeit, nur muss er sich in ganz bekannter Umgebung befinden und sich hier heimisch fühlen. Als einst die Indianer wie gewöhnlich unser Tändeln und Treiben beobachteten, befand sich unter ihnen ein munterer Bursche, dessen leuchtendes und bewegliches Auge deutlich die ihm innewohnende Schalkhaftigkeit ausdrückte. Er war der Komiker der Gesellschaft und in der That nicht ohne darstellendes Talent. Nachdem die Indianer eine Weile uns in unseren Beschäftigungen zugesehen hatten, fiel mir auf, dass sie ermunternd und zuredend unter einander zu flüstern schienen, während ihre Mienen eine besondere Heiterkeit ausdrückten. Auf meine Frage, was es gäbe, schoben sie endlich jenen Burschen in den Vordergrund, während der Kazike unter dem Lachen der übrigen erklärte, dieser könne deutsch sprechen. Auf mein Zureden, seine Künste zu zeigen, wendete er erst wie verschämt Kopf und

Hals unter Tischen einige Zeit hin und her, bis er endlich mit einem Male eine Reihe unartikulierter und plappernder Laute ausstieß und darauf unter dem herzlichen Gelächter seiner Genossen schnell im Hintergrunde verschwand. Obgleich die Vorstellung für den deutschen Reisenden eben nicht sehr schmeichelhaft gewesen war, so bewies sie doch, dass, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, der Homo americanus hinlängliche Bildungs-ähigkeit besitzt, die nur des Anstosses von Aussen harret, um ihn als dem Weissen ebenbürtig erscheinen zu lassen. Freilich fehlt dieser Anstoss ganz, denn die Art und Weise, in welcher die Civilisation im Allgemeinen an den Wilden herantritt, ist mehr geeignet, ihn abzuschrecken, als anzuziehen. Mag ihn auch bei der ersten Berührung mit dem Weissen Ehrfurcht vor der Macht desselben erfüllen, bei näherer Bekanntschaft macht dieselbe gewiss der grössten Verachtung Platz. Denn leider sind diejenigen Individuen der weissen Rasse, welche bestimmt sind, die Indianer für die Civilisation zugänglich zu machen, in fast allen Fällen durchaus ungeeignet für ihren hohen Beruf.

Als der unmittelbarste Ausdruck nationaler Eigenthümlichkeit wird immer die Sprache gelten und die Art, wie sie sich dem Ohre vernehmbar macht. Ein grösserer Gegensatz, als er hierin zwischen Neger und Indianer besteht, ist kaum zu denken. Jeuer, das Product offener Ebenen Afrika's, hat eine lautpolternde, fernhin hörbare Stimme. Wenn zwei Neger in gegenseitiger Unterhaltung und unmittelbar neben einander dahin schreiten, so kann man noch auf mehr als 1000 Schritte hin, ihre Unterhaltung hören. Der brasilianische Indianer ist das Product der undurchdringlichen, Gefahren drohenden Urwälder seines Vaterlandes. Lautlos und vorsichtig windet er sich durch das Dickicht, stets bemüht, seine Gegenwart so viel als möglich zu verbergen, um seinen Feinden, Menschen oder Thieren, zu entgehen, oder die Beute sicherer zu überraschen. Die Verständigung der Jagdgenossen unter einander muss so still als möglich geschehen. Jeder laute Ruf ist verpönt, wenn er nicht die Nachahmung einer Thierstimme ist und als Signal gilt. Die Stimme sinkt zu einem leisen Flüstern herab, und Geräusche, nur in nächster Nähe vernehmbar, treten an die Stelle der laut schallenden Vokale. Selbst die Lippen nehmen nur wenig Antheil an der Bildung der Laute, und oft, wenn die Indianer um das Feuer sassen, konnte man nur durch genaues Beobachten des Mundes entdecken, dass sie sich mit einander unterhielten. Höchstens vernahm man ein unbestimmtes Wispern und Murmeln, was unsern Begriffen von Lautbildung wenig entsprach. Als ich einst den Kaziken aufforderte, mir einen Satz in seiner Muttersprache vorzusprechen, so schien er mir bloss einige wenige Vokalgeräusche auszuwachen und doch erklärte er nachher, mich gefragt zu haben, warum ich nur die Sceleten der Säugthiere, nicht auch die der Vögel, sammelte.

Wir besitzen Vokabularien aus den Sprachen fast aller Naturvölker. Allein wer die Indianer selbst sprechen gehört hat, wird die Ueberzeugung

gewinnen, dass es absolut unmöglich ist, durch unsere Lautzeichen auch nur annähernd ihre Sprache wiederzugeben.

Gleichwohl habe auch ich den Versuch gemacht, einige ihrer Wörter niederzuschreiben, allerdings in der Ueberzeugung, dass ein Coroudo schwerlich die ihm vorgelegten Wörter verstehen werde.

Die grösste Schwierigkeit macht ein Nasenlaut am Anfang der Silben den ich durch ng oder nj anzudeuten versucht habe, und der so selbstständig ist, dass er vielleicht als besondere Silbe aufgefasst werden muss. Eigenthümlich ist zuweilen die Wiederholung eines Wortes, die so schnell erfolgt, wie etwa zwei Silben eines und desselben Wortes ausgesprochen werden, und von der man nicht weiss, ob sie wesentlich ist, oder nur dem Fragenden das Auffassen des Vorgesprochenen erleichtern soll. Sehr mühselig ist das Abfragen von Zahlen. Will man von dem Indianer, der nur seine Muttersprache kennt, wissen, wie „Eins“ heisst und zeigt man ihm zum bessern Verständniss einen Finger oder einen Baum etc., so erfährt man immer nur, was „Finger“ oder „Baum“ heisst. Doch glaube ich, mich bei meinen Versuchen, einige Zahlwörter zu erfahren, nicht getäuscht zu haben.

So unbedeutend auch das nachstehende Verzeichniss einzelner Wörter aus der Sprache der Coroudo's von Rio Grande do Sul ist, so wird es doch genügen, die Verschiedenheit dieser Sprache vom Guarani darzutun. Was die Aussprache derselben anbetrifft, so bemerke ich, dass die mitgetheilten Wörter deutsch zu lesen sind.

Vater, njog.

Mutter, nja.

Kind, idkotchidn.

Ante (Tapir) ojúl, bezeichnet auch „Pferd“, da die Ante das grösste der den Indianern ursprünglich bekannten Thiere war. In der Bedeutung „Pferd“ wurde das Wort oft verdoppelt, ojúlojúl, vielleicht um der bedeutenderen Grösse des Pferdes zu entsprechen.

Hund, honghong, offenbar onomatopoeisch, um die Stimme des Hundes auszudrücken. Das h mit einer starken Aspiration, das g am Ende der Silbe oder des Wortes etwas hörbar, aber nicht so hart wie k;

Jaguar, ming;

Cuguar, miguschóng;

Brüllaffe (*Myetes ursinus*) ngog;

Cebus fatuellus, cajjéle;

Katze (*Felis macrura*), nglúden;

Kuh, budniká;

Hauschwein (nicht Pecari) nglüggenglüg. Es war mir nicht möglich zu erfahren, ob diese Namen der den Indianern ursprünglich unbekanntes Hausthiere einheimischen Thieren entlehnt oder ob

sie onomatopoetisch gebildet sind, der Name des Hausschweines möchte vielleicht für Letzteres sprechen;

Reh (eins der drei Waldrehe, vielleicht *Cervus rufus* oder *nemorivagus*), ngambé;

grosser Papagei, njonnjau oder njonn-njonn oder njonjo;

kleiner Papagei, gujain;

Baum, ngā oder ingā;

Wasser, ngoingoi oder ngoin-ngoin;

Feuer, pi oder ping;

Haus, inh oder ingh;

Messer, nglongle oder nglong-nglong;

Kopf, idklf;

Hand, hingá;

Mund, njedkhü oder njüdká;

Nase, idniá;

Auge, ikarná;

Ohr, idniglengk;

Haare, ingnain oder ngain;

Bart, ijuá;

Fuss, idpen;

Eins, piel;

Zwei, ragnglü oder nragnglü;

Drei, tagtong oder ntuntong;

Vier, idkomenglü.

Die Zahlwörter werden nachgestellt.

Im Allgemeinen sollen die Corado's, indem sie in Rio Grande do Sul niemals eine hervorragende Rolle spielten, in ihre Sprache viele Wörter aus dem Guarani aufgenommen haben.

(Schluss folgt.)

Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas.

Von Robert Hartmann.

I.

(Fortsetzung.)

§. 9. Höchst belebt muss das Bild gewesen sein, welches Aegypten im Alterthum, etwa unter der Herrschaft seiner Ramessiden, dargeboten. Wer damals sich nilaufwärts begeben, hat die Stromufer in üppigen Saaten prangend erblickt. Selbst zur dürren Zeit, wenn Gott Seb — sein Unwesen

getrieben, hat die Landwirtschaft des blühenden Reiches dennoch nicht brach gelegen. Schöpfräder haben in Einschnitten der Uferböschungen geknarrt, Schöpfeimer sind an ihren Hebebalken auf- und niedergegangen, um das Wasser des jetzt niederen Stromes auf die dermalen gänzlich trockengelegten Culturflächen zu leiten. Im dichten Schatten der Sykomoren, im zweifelhaften der Nilacazien, der Stunden weit sich erstreckenden Dattelpalmen erhob sich Dorf an Dorf, die kleinen, pylonartigen, aus Luftziegeln erbauten Häuser mit freundlichem Anstrich, mit crenelirten Simsens und fenstereichen, thurmähnlichen Anbauten geschmückt.

In den Gassen der Ortschaften, an den Uferabhängen, auf den Feldern, in den Pflanzungen erblickte man bräunliche, wohlgestaltete, geschäftige Leute. Hier warf der Boden mit dem Grabschiff gelockert, dort wurden die Frucht bäume verschüttet, hier des Flusswasser in grossen Thonkrügen geschöpft, dort das schmucke Vieh über mit Hulfagrass bestandene Flächen getrieben.

Völkreiche Städte haben damals von Zeit zu Zeit das Auge des Reisenden gefesselt, kenntlich an ihren hohen Mauern mit stattlichen Thoren, an den mächtig emporragenden Pylonen stolzer Tempel, zu deren Adytas menschliche Kolossalstatuen und lange Alleen ruhender Löwen- oder Widderköpfe geführt. Dichtes Gewühl in den engen, heissen Strassen, lebhaftes Marktgetriebe auf den öffentlichen Plätzen inmitten der Berge von Garten- und Feldfrüchten, der Scharren voll Fleisch, der grossen bestachelten und bepanzerten Fische, der mit Industrieerzeugnissen mannigfaltigster Art ausgestatteten Bazare. Aus offenen Hofthüren erschollen der eintönig-wilde Rhythmus der Handpaukenschläge, das disharmonische Knarren der Doppelrohrflöte, oder auch das melodische Seitenschwirren der Harfen. Gaffer aus allerlei Volks unlagerten die Psyllen, welche ihre gezähnten Paviane und halbverhungerten, ihrer Giftzähne beraubten Schlangen producirten, auch wohl einen verstümmelten Scorpion über ihren Arm laufen liessen. Dann tönte plötzlich der schwere, regelmässige Tritt der Kriegerleute durch winklicher Strassen lauge Flucht und hinterher zog, von panzerstrahlenden Gardes und von phantastisch geputzten Wedelträgern umringt, hoch zu Wagen, in der vollen Glorie seiner Zeit, der „Sohn der Sonne“, wahr Majestät in dem milden, edelgeschnittenen Antlitz.

Lange Züge kahlgeschorener, mit Pantherfellen behangener Bonzen und reichgeschmückter „heiliger Weiber“ bewegten sich gierend, Sistraschwingend und Embleme tragend, um die Tempelhallen her. Nach der tiefen Wüste zu trieben stämmiger Lastesel schwerbepackte Schaaren.

Zu gewissen Zeiten wimmelte es auf den Spiegelflächen des Nil von überaus prächtig verzierten Barken, aus denen früh oder spät Spiel, Gesang und Scherzreden hinüber- und herüberdrangen. Alsdann strömte es zu vielen Tausenden nach den Götterfesten und Messen, auf denen der Eingeborene Tage des Jubels und der Ausgelassenheit zubrachte, wo aber auch

Räuke geschwudet, Geschäfte abgewieket und Streitigkeiten ausgeglichen wurden.

Noch heut, nach Verlauf so vieler Generationen, bietet das Land im Wesentlichen einen nicht sehr verschiedenen Anblick vom ehemaligen dar. Freilich ist es nicht mehr so blühend, so volkreich. Druck und Elend haben ihre Spuren eingegraben in die Scholle der Osiris und Isis. Aber trotzdem bleibt Aegypten auch heut noch jenes anmuthige Gebiet am heiligen Strome, nach dessen gebenedeiten Wassern der so häufig wieder lechzt, welcher schon einmal davon getrunken.

Auch jetzt knarrt das Schöpfrad, schaukelt der Schöpfeimer am Hebebaume, noch grünt wie ehemals die Saat, spreizt sich das Halmgras. Sykamoren werfen ihren Schatten. Unter den Palmenhainen hackt und bewässert der Insasse den Boden, weidet sein Kind die monumentale Ziege mit den Schlappohren, schöpft sein Weib Nilgäbe mit dem Krüge, wie er schon in den Gräbern im alten Reiche zu Memphis abgebildet worden. Freilich wälzt jetzt auch ein zottiger Büffel seinen Leib im Schlamm und lange Züge von Kamelen bewegen sich nach den gegen das Thalufer gühenden Scäländen der Wadi's. Noch erschaut das Auge die vielen Pylonendörfer. Zwar erstreckt jetzt der Cactus von Anahuac seine fleischigen Stachelblätter unter dunkellaubigen Lébachbäumen, zwar glühen jetzt, ebenso fremder Ursprunges, die Poinsettien- und Poincianenblüthen aus den Hecken von Kohr, Parkinsonia und Sesban hervor.

Die Heiligthümer Amon-Ra's, der Neith und Hathor, die Paläste der Ramesses und Amunhotep sind gefallen. Nur noch verödete Ruinen der colossalsten Bauten, die der Mensch je erdacht, je erschaffen, ragen, ein düstres Memento geschwundenen Glanzes, an übersandeten, vom Nilwasser zerfressenen Stellen des Gestades empor.

Dagegen streben jetzt zuckerhutförmige Minarets in den stets blauen Aether hinauf; von ihren Gallerien ertönt der feierlich anheimelnde Gesang der Muedzin herab. Am Fusse des Mokattamberges, da wo ehemals die Gigantenwerke von Memphis geprahlt, baden zauberische Sarazenschlösser der Gahireh, der Ueberwindenden, in Mizraim's ewiger Götterluft.

Geschwader säbelrasselnder Reiter lärmen heut durch die noch wie ehemals engen, winkligen Strassen. Statt Pharaos trabt ein modern gekleideter, corpulenter Bey, dessen Züge an das Dschaggatai oder an die Berge Kaukasiens mahnen, von in asiatischem Luxus prangendem Gefolge umgeben, hinterher. An Stelle der leicht gebauten Streitwagen knarrt eine plumpkräderige Arabieh, rast, ein rechter Bote der neuen Aera, das Dampfross über die Schienenstränge der arabischen Wüste. Noch dröhnt die Handpauke, noch die Rohrflöte, der Psylle vollführt wie vor dreitausend Jahren seine Schaustellungen, statt der lanzen- und tartachenbewehrten Hermotybir und Kalasirier lungern habichtensige Kinder von Skadar und Maini an den Ecken — im Scheine der Gaslaternen! die Flinte an der

Schulter, die Pistolen im Gurt. Noch hat das Land seine Messen, seine religiösen Feste. Kaum haben hierbei die Namen gewechselt. Auf dem Nil noch Alles voller Barken, statt alter Nomarchen und Erpachats, statt hoher Priester freilich moderne Masters und Misses, den Operngucker in den mit Gledhandschuhen bekleideten Fingern. Vieles ist also geblieben vom Leben des Alterthums, Manches auch hat sich gründlich geändert in den Strömungen der Zeit. Seltsames Gemisch von Resten eines blühenden, urwüchsig-afrikanischen Getriches, von arabisch-türkischem Wesen und mühselig aufgepfropften Elementen abendländischer Bildung, wie fesselt Du doch den Ethnologen! Ja und gerade in Deinen Mauern, o Masr-el-Gahreh, heut sich dem Forscher so unerschöpflicher Stoff. Du und das fieberspendende Karthûm, Ihr seid die wahren Fundstätten im Osten, wie es Kuka im Centrum, Timbuktu im Westen dieses Erdtheils sind.

§ 9. Die Angaben der Alten über die Bevölkerungszahl des Landes sind ungenau und jedenfalls sehr übertrieben. Nach Herodot soll es zur Zeit des Amosis*) daselbst noch 20,000 bewohnte Städte gegeben haben: Diodor spricht von 18,000 grossen Städten und Dörfern. Diese Zahl sei, so behauptete er, unter Ptolemaeus Philadelphus auf 30,000 gestiegen. Josephus schätzt die Einwohnermenge unter Vespasian auf 7½ Million. Immer sind im Lande zu verschiedenen Perioden des Alterthums beträchtliche Mengen Bewaffneter aufgeboten worden, aber jedenfalls haben zu diesen aus sonstigen afrikanischen, aus asiatischen, europäischen Stämmen entnommene Hülfsstruppen nicht unbeträchtliche Kontingente geliefert. So sollen unter Taudmes III**) 480,000 Mann das von den Hyksos besetzte Haur oder Avaris belagert, es soll Ramesses II. mit 700,000 Mann Libyen, Aethiopien, Medien, Bactrien, Skythien etc. bekriegt haben***). Bei Psammetichus IV.†) stellte Psamtik III.††), der letzte Fürst aus den alten Dynastien, den Persern eine gewaltige Heeresmacht gegenüber, aus deren Mitte 50,000 Mann das Schlachtfeld mit ihrem Blute getränkt haben sollen††). Herodot gibt übrigens an, dass etwa um 590—571 v. Chr. aus der Kriegerkaste über 400,000 Mann hervorgegangen (II, 164—167). Während der Regierung Psamtik I.†††) sind 200,000 Krieger, die sich zurückgesetzt fühlten, nach Aethiopien ausgewandert. Noch unter den Achaemeniden, um Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., soll die Kriegerkaste 400,000 Kämpfer gestellt haben. Ptolemaeus Philadelphus hat noch über 240,000 Soldaten geboten. Bei Berücksichtigung dieser Zahlenangaben ist nun freilich zu be-

*) Ra-ehnum-het Aahmes sa-Nit, 571—527. (Brugsch hist. p. 258)

**) Ra-men cheper Taudmes, 1625—1577 (l. c. p. 95).

***) Tacitus Annalen. II, 60.

†) Ra-anch-ka-n Psmtk (Brugsch, Hist. p. 265).

††) Ctosis Fragm. Pers. Ecl. 9.

†††) Ra-ouah-het-Psmk, 665—611. (l. c. p. 259).

denken, dass die Mitglieder der Kriegerkaste besonders colonisirt gewesen. Den ganz despotisch herrschenden Pharaonen mag es immerhin leicht geworden sein, die zur Aufrechterhaltung ihres Thrones, zur Errichtung der kolossalen Bauten u. s. w. nöthigen Mannschaften in einem selbst nicht im entsprechenden Verhältnisse bevölkerten Lande aufzubringen.

Diese Bevölkerung, die (Uebertreibungen zugestanden) immerhin stark gewesen, hat nach dem Eingehen der Pharaonengeschlechter gar bedeutend abgenommen. Ein grosser Theil des in den alten Reichen wohlbebauten Bodens ward eine Bente Typhon's und ging für den Volkswohlstand verloren. Die langen, aufreibenden Kriege mögen den ersten Anlass zum allmählichen Schwinden der vielgefeierten Prosperität des Landes gegeben haben. Dann waren der nach Aussterben der grossen Dynastien so häufig eintretende Wechsel der Oberherrlichkeit und die sich in ihrer Consequenz ziemlich gleichbleibenden Bedrückungssysteme nicht geeignet, den Verfall des Gebietes und des Volkes aufzuhalten. Selbst schwere Hungerseuchen (deren furchtbarste diejenige gewesen zu sein scheint, welche um 1054—1069 unter dem Fatimidien Eunostanser gewüthet), blieben einer von der Natur so gesegneten Region nicht verschont. Leider geben uns die arabischen Historiker nur dürftige Anhaltspunkte über die Bevölkerung und deren Abnahme im Mittelalter. Selbst die berühmte in Bulak gedruckte Ausgabe des Makrisi lässt uns hierüber im Stich.

Laue berechnet die Volkszahl Aegyptens für das Jahr 1835 zu 2,500,000 Köpfen*). Der Verfasser von *Egypte moderne* (*l'Univers pittoresque. Afrique T. IV.*) schätzt dieselbe, p. 103, für 1848 auf 2,600,000 moslimische, 150,000 koptisch-christliche Einwohner, auf 70,000 Beduinen, 12,000 Osmanen, 20,000 Neger und geringere Mengen noch anderer Fremder, zusammen nicht drei Millionen. Kremer macht uns mit dem Resultate einer 1862 von der Sanitätsintendantz veranstalteten Volkszählung bekannt, derzufolge Aegypten 4,30,669 Einwohner haben sollte. Verfasser setzt aber hinzu, dass er diese Zahl für absichtlich übertrieben halte, ebenso wie die 1847 in die Oeffentlichkeit gebrachte Totalangabe von 4,376,782 Menschen**). Nach dem Gothaer Almanach hätte Aegypten 1859 sogar 5,000,000 Bewohner gehabt. Schnepf glaubt, mit Hülfe eines Calcüls, für 1858 eine Bevölkerungszahl von etwa 3,885,000 aufstellen zu können***).

Nehmen wir nun eine höchste Bevölkerungsmenge von sechs Millionen für das Alterthum und eine niedrigste von drei Millionen für die Neuzeit an, so ergibt sich denn doch eine sehr bedeutende Abnahme derselben.

*) Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter. Deutsch von Zenker Leipzig. I. S. 17.

***) Aegypten, II, S. 104 ff.

****) Mémoires ou Travaux originaux présentés et lus à l'Institut Egyptien etc. T. I Paris 1862. p. 533.

§. 10. Welche Schilderungen des physischen Verhaltens der Aegypter bieten uns nun ältere wie neuere Schriftsteller? Hören wir hier wenigstens eine Anzahl derselben; denn für die nachfolgend geschilderten Untersuchungen ziemt sich eine Anlehnung an schon Gebotenes.

Herodot erwähnt der angeblich durch Aegypter vollzogenen Besiedlung von Kolchis. Die Ansiedler seien schwarz gefärbt und von wolliger Haarbeschaffenheit gewesen (II, 104). „Diese Leute hätten“, äußert Jener sich weiter in Bezug auf ihre Nationalität, „(wohl selbstständig auch die Beschneidung geübt, wogegen Phönizier und Syrer das erstere den Aegyptern entlehnt. Das Leben, die Sprache und das Weben der Leinwand sei aber bei den Kolchern wie bei den Aegyptern gewesen“ (Ebendas.)

Herodot macht ferner II. 55 die folgende Mittheilung: „Die Priesterinnen zu Dodona erzählten mir also es wären zwei schwarze Tauben von Thebae in Aegypten ausgelogen, davon wäre die eine nach Libyen gekommen, die andere aber zu ihnen, und die hätte sich auf eine Fiehe gesetzt und mit menschlicher Stimme gesagt, es müsste allda eine Weissagung des Zeus entstehen, und sie hätten dies aufgenommen als ein göttlich Gebot und hätten eine errichtet. Die Taube aber, so zu den Libyern gekommen, sagten sie, hätte den Libyern befohlen, eine Weissagung des Ammon zu stiften u. s. w.“ Herodot meint nun weiter, Tauben seien die heiligen Weiber von den Dodonacern genannt worden, weil sie Fremdlinge gewesen und ihnen deren Sprache wie diejenige der Vögel vorgekommen. Später hätte die Taube mit menschlicher Stimme geredet, d. h. nachdem sie sich ihnen verständlich zu machen gewusst. „Dass sie aber sagen, die Taube wäre schwarz gewesen, damit deuten sie an, dass das Weib aus Aegypten war“).

Derselbe Forscher betrat mehrere Jahrzehnte nach der für Aegypten Selbstständigkeit so verhängnisvollen Schlacht von Pelusium die Wahlstatt. Da lagen noch immer Gebeine von Freund und Feind aufgeschüttet, die der Perser aber, wie gleich zu Beginn des Kampfes, gesondert, ihnen gegenüber die der Aegypter. Die Schädel der Perser seien sehr schwach gewesen, die der Aegypter sehr stark und fest. Als Ursache habe man angegeben, dass die Aegypter gleich von der frühesten Kindheit an sich den Kopf scheerten, da werde denn der Knochen an der Sonne hart. Unter ihnen sähe man auch die wenigsten Kahlköpfe. Die Perser dagegen hätten so schwache Köpfe, weil sie die Tiaren trügen. Etwas ähnliches habe er, Herodot, auch zu Parnis gesehen, an den mit Achaemenes, Darius Sohn, vom Libyer Inaros Erschlagenen. (III, 12).

Prichard citirt eine Stelle aus den Supplices des Aeschylus, in welcher

*, Edit. Fr. Lange. II. Aufl. Breslau 1824. 1. Th. S. 153.

an der schwarzen Farbe des Schiffsvolkes einer ägyptischen Barke der Schluss auf die Abstammung desselben aus unserem Lande gezogen wird.*) Ferner erwähnt Prichard eines Dialoges von Lucian, in dem ein junger, schwarzer, mit vorstehenden Lippen und sehr dünnen Beinen erscheinender Aegypter geschildert wird.**)

Amnianus Marcellinus lässt die Aegypter meist bräunlich und schwärzlich gefärbt sein.***)

Heeren macht auf zwei aus dem Zeitalter der Ptolemäer herrührende Kaufcontracte aufmerksam. Das Facsimile des einen, von Bocckh übersetzten, Erklärung ein. aeg. Urkunde auf Papyr., Berlin 1821) befindet sich zu Berlin, das Original des andern, welches St. Martin übertragen (Journal des Savants, 1821) befindet sich zu Paris. Die in diesen beiden Dokumenten erwähnten Aegypter werden nach ihren Personen genauer beschrieben. Im Berliner Contracte tritt ein Verkäufer Pamenthes, „schwärzlich“ von Farbe, auf, während der Käufer als „honigfarben oder gelblich“ bezeichnet wird. Das Gleiche gilt im Pariser Exemplar von dem Käufer barres†)

Abbé Winckelmann bemerkt, die Aegypter hätten sich in ihren Schönheitsideen an die ihnen durch ihre eigene Nation gelieferten Vorbilder gehalten.††) Ihre Augen seien gegen die Nase hingezogen, die Wangen voll, der Mund sei nach oben hin geschnitten, das Kinn kurz gewesen. Ganz so wie man es an den Statuen.†††) Er fügt noch hinzu: „les Egyptiens y ont tous des visages écrasés et Africains,“ ferner: „ihre Künstler hatten immer nur die Natur des eigenen Volkes nachgeahmt, c'est-à-dire, toujours rec le même air de tête, sans le savoir varier.“*†)

In den Decades craniorum Blumenbach's sind auch drei Mumienköpfe abgebildet und beschrieben worden. Der berühmte Verfasser glaubt bei den Aegyptern drei „Gesichtsgattungen“ unterscheiden zu können: 1) „eine den Ägyptern, 2) eine den Indern ähnliche, 3) eine, in welche im Laufe der Zeit und des specifischen, Aegypten eigenthümlichen Klimas beide übergegangen, letztere kenntlich durch schwammigen und schlappen Habitus, kurzes Kinn und hervortretende Augen.“**†) Blumenbach findet an dem in Decas IV von ihm beschriebenen Schädel keine Aehnlichkeit mit demjenigen eines Negers, wohl aber mit dem durch Hiob Ludolf dargestellten Kopfe des Anharer's

*) A. o. a. O. II, S. 243.

**) Das. S. 244.

***) XXI, 16: „Subfusculi sunt et atrati.“

†) Heeren histor. Werke. Göttingen 1826. 14. Band, S. 90.

††) Dies ist richtig und hat für uns das Gute, dass wir eben in den alten Kunstwerken so naturgetreue Portraits der Nation finden.

†††) Description des pierres gravés du feu le Baron de Stosch. Florence MDCCLX p. 10.

*†) L. c. p. 26.

**†) Philosoph. Transact. 1794. p. 191.

Aba Gorgorjos. — Der in Dec. VI beschriebene aber soll einem Hindu-
schädel sehr ähnlich sein.

Jomard, nachdem er ausdrücklich hervorgehoben, dass man in Aegypten
auch heut noch die Abkömmlinge der alten Bevölkerung zu erkennen ver-
möge, bemerkt eine grosse Uebereinstimmung zwischen Arabern und den
deren Gepräge tragenden Bewohnern des Said, Oberägyptens, besonders
zwischen der letzten Katarakte bei Assôân bis nach Theben, mit thebaischen
Mumien und Sculpturen und zwar in Gesichtszügen, in Bildung der Stirn
und Nase, überhaupt im ganzen Profil.

Ein Zeitgenosse Jomard's, Denon, Schilderer der napoleonischen Expe-
dition, spricht von den glatten Stirnen, den offenen Augen, prominirenden
Jochbeinen, der mehr kurzen und platten Nase, einem grossen, von der
Nase durch einen nicht unbedeutenden Zwischenraum getrennten Munde
mit dicken Lippen, von dem dürftigen Bartwuchse, dem ungestalteten Körper,
den krummen Beinen, denen jeder Ausdruck in ihren Umrissen fehlt, den
langen platten Zehen der Kopten, in welchen letzteren Verf. den
alten ägyptischen Stamm — *espèce de Nubiens basanés* —, wieder-
zuerkennen vermeint*).

Auch Larrey hält die Kopten für Nachkommen der Alten und auch
für Verwandte der Abyssinier, wie Aethiopier**). Er schildert das volle,
nicht aufgedunsene Antlitz, die schönen, klaren, mandelförmigen Augen und
schmachtenden Blicke, die vorspringenden Wangen, die fast gerade, an
der Spitze abgerundete Nase, die grossen Naslöcher, den mittelgrossen
Mund, die dicken Lippen, die weissen, symmetrischen, wenig hervorragendes
Zähne, das schwarze, krause, nicht wollige Bart- und Haupthaar jenes Volkes:
dieser Charakter kehre auch bei den antiken Statuen, namentlich aber bei
der Sphinx, wieder***).

Mau hat immer viel Gewicht auf die in Aegypten seit der Hyksoszeit
stattgehabten Rassenkreuzungen gelegt. Nun sucht Brugsch auszuführen,
dass dergleichen hier keineswegs durchgeschlagen hätten. Die heutigen
Bewohner sowohl der Städte als auch des platten Landes, Fellachin so
gut wie Christen stellten durchaus nicht etwa eine gemischte, eine de-
generirte Rasse dar, sondern sie bildeten vielmehr die wahren Abkömmlinge
der Alten, deren charakteristische, geistige und körperliche Eigen-
schaften sie geerbt. Mehr wie einmal habe er, Brugsch, auf seinen vielen
Zügen durch alle Theile des Gebietes Eingeborene gesehen, deren Physiogno-
mien ihm sofort die edlen Züge der auf den Denkmälern abgebildeten Pha-
raonen ins Gedächtniss zurückgerufen†).

*) Voyage dans la basse et la Haute Egypte, pendant les campagnes du général Bona-
parte. Paris. An XI. T. I, p. 136.

***) Mit Aethiopiern sind hier jedenfalls die Bescharia, Abâble u. s. w. gemeint.

***) Description de l'Egypte. Etat moderne. T. II, p. 3.

†) Histoire p. 5.

Nicht unwichtig scheinen mir für das Folgende die von Heeren entwickelten Ideen zu sein. Dieser Geschichtsforscher bemerkt in den Aegypten darstellenden Monumenten kaum Negerähnliches. Er bespricht alsdann den conventionellen Farbenanstrich, welchen Jene den Konterfeien ihrer eigenen Landsleute gegeben und beruft sich auf die Angaben von Costaz, dass dieselben ja nur über sechs Farben verfügt,* die sie nicht zu mischen verstanden. (?) Man dürfe sich demnach nicht wundern, wenn die Alten die Farben der Haut nur unvollkommen wiederzugeben vermocht hätten. Costaz bemerkt bei jener Gelegenheit, dass die Haare der Männer zwar schwarz und kraus, aber nicht so kurz wie bei den Negern, gewesen. Heeren glaubt nun bei den Aegyptern Leute von hellerer und von dunklerer Färbung unterscheiden zu müssen. Die höheren Kasten der Priester und Krieger hätten, den Denkmälern gemäss zu urtheilen, der helleren Klasse angehört. Sie seien bräunlich, in der Mitte zwischen Weiss und Schwarz oder Schwärzlich stehend, gewesen. Es sei alhnählich ein einseitiger Typus der Malerei entstanden, indem man ja über passende Farben nicht verfügen gekonnt. Die Farbe der Weiber sei conventionell gelb oder gelblich dargestellt. Bei den Gottheiten dagegen finde sich kein feststehender Typus, da wechsle das Kolorit. Unser Verfaaser schliesst, dass ein heller Stamm, dessen eigentliche Hautfarbe die Zeitgenossen aus Mangel an geeigneten Mitteln nicht darstellen gekonnt, in Aegypten geherrscht, die Könige, Priester und Krieger geliefert, sowie auch die grossartigsten Monumente geschaffen. Dieser herrschende Stamm habe dem heut so herabgekommenen Nubiervolke angehört.**

Es mögen hier auch noch einige Bemerkungen S. Sharpe's, des rühmlichst bekannten Geschichtsschreibers der Aegypten, Platz greifen. „Man könne aus der in den Monumenten dargestellten Configuration des Kopfes die Existenz zweier Menschenrassen eruien, nämlich einer höheren herrschenden und einer niederen. Erstere beobachte man an den meisten Statuen thebaisch: Könige, letztere an zweien in Unterägypten angefertigten König-bildsäulen. An letzteren seien Mund und Kinn vorragend. Bei Mumiien und gewissen sculpirten, kahl dargestellten Köpfen bemerke man eine ungewöhnliche Distanz zwischen Scheitel und Kinn. So seien auch

* Merimée giebt folgendes Verzeichniss der von den Aegyptern benutzten Farben: rother, gelber Ocher, ein Schwefelarsen (?) — gelb; rother Ocher (Zinnober?) — roth; ein rauhmassehaltiges Blau, wohl auch Indig; ein kupferhaltiges, nicht eben brillantes Grün; Gips, vielleicht mit Klebmasse — Weiss; Kohle — Schwarz; Mischung von Schwarz und rothem Ocher — Braun, wohl auch natürliches Braun. Passalacqua Catalogue raisonné de l'histoire des Antiquités découvertes en Egypte. Paris 1826. p. 260.

** A. u. O. 14. Band. I. Abschnitt. Heeren weist die Annahme von stattgehabten Einwanderungen grösserer Indier- und Arabermassen zurück: Er sagt u. A.: „Nicht von Arabern her kam dieser (oben erwähnte hellere) Stamm; Farbe, Sprache und Lebensart waren verschieden und blieben verschieden, wenn auch arabische Stämme in Afrika heimisch geworden.“ Vergl. Heft 1, S. 24 ff. dies. Zeitchr.

der Fellach- und der Galm-Schädel beschaffen. Dieselbe Kopfform trete an den unter-ägyptischen Königshildern zum Vorschein, sie sei aber im nördlichen Theile des Landes wahrscheinlich nicht vorgekommen. Die Ramses- und Taudmesköpfe hätten wohl nur den Königen und Edlen von Thebais angehört, freunden, aus Osten gekommenen Eroberern, durch welche Sprache und Civilisation nach Egypten gebracht worden seien**). Derselbe Autor beschreibt ein im Brit. Museum (No. 15) befindliches, kolossales, wahrscheinlich zu einer Statue Taudmes III. gehöriges, Granithaupt aus Karnak, an dem fast dicke Negerlippen und eine leichte Adlernase den Typus der hohen, herrschenden Klasse vergegenwärtigen. Das. p. 27).

Eine gute Zahl von anatomischen Arbeiten über unsern Gegenstand, z. B. von Morton (auch nach dessen hinterlassenen Papieren in den Types of Mankind von Nott und Gliddon, 3^{te} edit, Philadelphia 1868), von Blumenbach, Soemmering, Cuvier, Granville, Pettigrew, Pruner. Czeruak und noch Anderen werde ich erst bei Vorlegung meiner eigenen anatomischen Untersuchungen näher in Betracht ziehen.

Ich selbst habe schon früher zu verschiedenen Malen Gelegenheit genommen, auf die physische Aehnlichkeit der alten Aegypter mit den Kopten und Fellachin, mit Beräbra oder Nubiern, mit libyischen Beduinen, sowie mit gewissen, südlich von Dongoa wohnenden Aborigenstämmen, aufmerksam zu machen, mit Stämmen, die wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäss, freilich für „Neger“ erklären müssten. Obwohl nun diese bisher immer nur in Kürze entwickelten Ansichten manchen Anklang schon bei den Ethnologen gefunden haben, so fühle ich mich dennoch gedrungen, dieselben nunmehr auch im Zusammenhange näher zu entwickeln und sie noch näher zu begründen, wie dies von der Wissenschaft gefordert werden muss.

§ 11. Das Untersuchungsmaterial, auf welches gestützt ich meinen Gegenstand bearbeiten will, besteht 1) in den reichhaltigen Sammlungen des ägyptischen Museums zu Berlin, zu denen Lepsius grossartiges Werk: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien“ einen werthvollen Commentar liefert 2) In einer Anzahl von Mumien- und Mumientheilen jenes Museums und des anatomischen zu Berlin. 3) In vielen im Lande selbst, zu Memphis, Denderah, Theben, Edfu, Philae, Abu Simbil u. s. w. von uns gesammelten Zeichnungen, Papierabdrücken Beschreibungen, Messungen u. s. w. Bei diesen Gelegenheiten und während unserer Weiterreise durch Sudän habe ich auch mein Material zur Vergleichung der älteren und neuern Nordostafrikaner zusammengetragen, dasselbe aber später durch Studium der literarischen Quellen, durch Beschaffung von Handzeichnungen, Holzschnitten und Lithographien, besonders aber von Photographien, noch zu vervollständigenden gesucht. Endlich haben mir die Sammlungen des Pastor Lieder zu Cairo, des Louvre und der Weltausstellung (1867) zu Paris, zu München

* Egyptian Antiquities in the British Museum. London 1862. p. 46. 41.

Gotha und selbst Emden sowie einiger deutscher Privaten Gelegenheit gewährt, meine Kenntnisse vom altägyptischen Volksleben zu vermehren.

Zu den wichtigsten Forschungsmaterialien über die alten Aegypter gehören die von ihnen hinterlassenen Denkmäler. Freilich haben die ägyptischen Maler und Bildhauer den griechischen, römischen und neueren Kunstgenossen im Vermögen der plastischen Hinstellung der Körperlichen, der scharfen Charakterisirung der Individualität, in derjenigen inneren, geistigen, sich auch in der Physiognomie der edelspiegelnden Leugens weit nachgestellten freilich haben sie nicht jene Höhe des idealen Strebens und Könnens in Darstellung des Figürlichen erreicht, wie die Genannten. Sie haben selbst nicht einmal die allzu pedantische, aber doch immerhin körperlich aufgelassene und wiedergegebene Muskelpastik erreicht, welche den Denkmälern von Niniveh und Persepolis ein so eigenthümlich markiges Gepräge verleiht. In den altägyptischen Malereien und Bildwerken zeigt sich etwas äusserst Würdevolles und eine bei aller Vernachlässigung des Perspektivischen sehr sorgfältige Zeichnung der Contouren. Letztere bietet in den meisten Fällen eine so grosse Schärfe, eine so feste Norm, eine so pinsel- und weisselgerochte Sicherheit, dass man diesen Theil der phantastischen Hinterlassenschaft als eine kaum erschöpfliche Fundgrube für unsere Studien betrachten und ehren muss. Diese Sorgfalt in den Umrissen lässt uns manche fast stereotype Vorgriffe der ägyptischen Künstler milde beurtheilen — die Mangelhaftigkeit vieler Proportionen, die steife Haltung der Personen und ihrer Gliedmassen, ja selbst manche Verrenkung der letzteren, ferner der starre Ernst der Physiognomien, das ängstliche Befolgen eines gewissen Gliederschemas, welches letztere die verschiedenen Perioden ägyptischer Kunst beherrscht hat. Nun will G. Poncher im Anschluss an die Aussprüche A. Maury's, den Enthusiasmus der Archäologen für die monumentalen Leistungen unseres Volkes dämpfen. „Die Porträts derselben seien einander fast sämmtlich ähnlich, man könne zwar wohl gewisse Typen in denselben unterscheiden, aber nicht in jedem dargestellten Kopfe einen Scythen, Araber, Philister, Lydien, Kurden, Hindu, Juden, Chinesen u. s. w. wiederfinden wollen.“ Ich gebe zwar wohl zu, dass man in dieser Hinsicht manchmal gar zu vorschnell gournaisiren könne. Dennoch aber fühle auch ich mich veranlasst, im Allgemeinen meine hohe Bewunderung für die treffend natürliche Charakteristik auszusprechen, mit der die Alten in den besseren Epochen ihrer Kunst ihre Völkerköpfe, ihre Abbildungen von Thieren, Pflanzen und Gerüthen wieder zu geben gewusst. Jedenfalls halte ich den Vorwurf, die ägyptischen Künstler seien schlechte Kopisten und ungeschickte Erfinder gewesen, in seiner Schroffheit nicht für gerechtfertigt.*) Ermöglichen es uns doch jene Darstellungen

*) De la pluralité des races humaines, II édit. Paris MDCCCLXIV. p. 73

jetzt, noch nach vielen tausend Jahren, unter zu Hülfe genommener Vergleichung mit dem lebenden Materiale, nicht nur Faunen und Floren, sondern auch eine vollständige Ethnologie, ja selbst eine politische Geschichte der alten Reiche mit einer Sicherheit aufzubauen, die schliesslich in ihren Grundlagen auch durch den ärgsten Skepticismus nicht mehr erschüttert zu werden vermag. Und bieten uns nicht die Hieroglyphen, bieten uns nicht die biblischen Ueberlieferungen, die noch lebenden Ueberbleibsel des Alten eine sehr gute Controle über jene künstlerische Hinterlassenschaft dar? Wer freilich nicht im Stande ist, die altägyptische Kunst vom Standpunkte ihrer Zeit und ihres Kulturgrades zu beurtheilen*), wer in einseitiger Begeisterung für Hellas und Rom nur den Genius eines Phidias, Praxiteles und anderer Meister heraufbeschwören will, wer demgemäss mit Verachtung auf die Standbilder und Fresken der nilotischen Kunstdehnten herabzusehen beliebt, der möge von einer Erforschung afrikanischer Ethnologie doch nur ferne bleiben. Ein solcher würde sich eines der wichtigsten Hülfsmittel zur Kenntniss jener Völker begeben. Schreiber dieses kann wohl versichern, dass er aus der unmittelbaren Betrachtung der Denkmäler mehr gelernt, als aus so manchen schönen Phrasen von Reisebeschreibern, Theosophen, Philosophen und Geschichtskundigen etc. Und zwar dass nicht nur für die Ethnologie von Aegypten allein, sondern auch selbst für diejenige von Nubien und Sennar.

Ich habe bereits angedeutet dass die ägyptische Kunst nicht zu allen Zeiten ihres Bestehens in derselben Blüthe gestanden. Am grossartigsten entfaltete sie sich während der auf die Vertreibung der Hyksos folgenden Siegerdynastien. Nach dem Sturze des letzten Psamtik gerieth sie in bedeutenden Verfall. Wir vermissen schon in manchen Sculpturen von Denderah, Philae, Galabsche, Amara u. s. w., deren Ausschmückung zum Theil in spätere, griechisch-ptolemäische und römische Epochen gehört, jene vorhin gepriesene Bestimmtheit der Umrisse, jene streng typische, würdevoll-eckige Zeichnung der Physiognomien und Leiber, der wir eine so grosse Bedeutung für unsere Forschungen beilegen. Die Gesichter und Körperformen werden hier vielmehr gerundeter, voller, plastischer. Die unter diesen Verhältnissen weniger veredelnden, als verflachenden Einwirkungen griechischer und römischer Kunst sind hier unverkennbar. Zu Gebel-Barkal, im alten Napet, wie in den Misaurät-em-Marugä, im alten Meroë, bemerken wir übrigens nur eine, in den meisten Fällen mittelmässige Nachahmung der ägyptischen Kunst, modificirt durch gewisse Elemente von rein localer Entstehung.

*) Jomard sagt: „Die alten Aegypter hätten ihre eigene Natur nachgeahmt, die Griechen dagegen die ibrige. Erstere hätten wenig gethan, um die Natur zu verbessern, letztere dagegen hätten ihre Modelle bis zum Jänsien verschönert.“ (Recueil d'observations et de mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne etc. Paris. I. p. 307 ff.)

Die Aegypter haben ihr eigenes Volk, das sie Retu nannten, vielfach dargestellt im Grabe des Menephthes und in demjenigen Seti I, dabei auch im directen Vergleich mit nebenher Abgebildeten, ebenfalls scharf charakterisirt (Asiaten — Aamu, Neger — Nehesu, Libyer — Tembu*). Die Retu-Männer sind, wie bereits früher hervorgehoben worden, bräunlich-roth, die Weiber dagegen gelblich, gemalt worden. Nach Erlöschen der XVIII. Dynastie sieht man aber auch röthliche Frauen.**)

Der Körper der Retu ist von den landsmännlichen Künstlern in seinen einzelnen Theilen stets in so charakteristischer Weise wiedergegeben worden, als es die eigenthümliche Darstellungsmethode der Alten, ihre steife, gewisse Organe fast stereotyp nur in der Quer-, andere wieder nur in der Längsansicht reproducirende, der Schattengebung und Perspective entbehrende Manier irgend gestattete. Uebrigens beruht die schon häufiger aufgestellte Behauptung, die Gesichter der Retu seien von ihren Bildnern durch aus immer eins wie das andere, immer ganz nach demselben Schema, ohne jedwede Berücksichtigung der Individualität, konterfeit worden, auf einer mangelhaften Beobachtung. Es stellen die alten Köpfe einen bestimmten National-Typus vor, jedoch zeigen sie auch, innerhalb dieser Grenze, die Eigenthümlichkeit des jeweiligen Individuums und dies wenigstens immer dann, wenn es sich um bestimmte Personen von geschichtlichem Charakter handelt. Wohl bemerken wir auf den Darstellungen von Aufzügen der Volkesmasse, seien es nun Soldaten oder Arbeiter, immer gewisse Schablonenphysiognomien für Alle, so wie das noch heut in unseren, militärische Kostüme darstellenden Bilderbogen für die Jugend der Fall zu sein pflegt***). Dagegen wird man Ramses den Grossen aus vielen anderen Aegypterporträts herausfinden†). Auch mahnen z. B. die in Nubien und Gliddon's interessantem Werk: „Indigenous races of the Earth (Philadelphia 1857) abgebildeten Sepa, Pahou-er-Nowre, Skhemka, Men-ka-

*) Abgebildet bei Rosellini, Lepsius, Brugsch (Geographie) u. s. w.

**) Vergl. Lepsius: Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinus Berin 1852. S. 221. Auch diese Farbengebung dürfte als eine nur conventionelle, nicht mit der bestimmten Absicht einer entsprechenden Colorirung verbundene, aufzufassen sein.

***) Kaum aber wie in manchen grossen, figurenreichen Oelgemälden neuerer Zeit, denen der schaffende Künstler die speculative Schlantheit entwickelt hat, eine und dieselbe, besonders durch ihre protegirte Modellfigur in verschiedenen Stellungen anzubringen.

†) Vergl. Ampère in Voyage en Egypte et en Nubie. Paris 1868. p. 506. Bay Taylor sagt: „The face of Ramoses (at Abou-Simbel) — the same in each — is undoubtedly a portrait, as it resembles the faces of the statues in the inferior and those of the King in other places. Besides, there is an individuality in some of the Features which is marked to represent any general type of the Egyptian head. The fullness of the drooping eyelid, which yet does not cover the large, oblong Egyptian eye; the nose at first slightly inclining to the aquiline, but curving to the round, broad nostrils; the generous breadth of the calm lips, & the placid, serene expression of the face, are worthy of the conqueror of Africa and the builder of Karnak and Medeenet Abou.“ A Journey to Central Africa. Tenth edition. New-York 1856. p. 490.

Aahmes-Nofre-Ari und Nefer-hotep I. an ihre Individualitäten u. s. w. Jede Gang durch die ägyptischen Tempelhallen, durch die Museen von Berlin und Paris, jeder Blick in die Werke von Champollion, Cailliaud, Bonomi Arundale, Rosellini, Lepsius u. s. w. hat mich in dieser Auffassung bestärkt. Nur wo, wie in Dendera, auch römische, von den ägyptischen Künstler schwerlich je nach dem Leben abgenommene Imperatoren dargestellt worden, fehlt das die Nationalität derselben und ihre individuelle Persönlichkeit charakterisirende Moment. Wo aber eine wirkliche Anschauung leichter gewesen, wie bei Philippus Arrhidaios, Cleopatra u. s. w. da sehen wir auch wieder die Nationalität und individuelle Persönlichkeit (des Griechen) berücksichtigt.

Die Alten theilten nach Diodor den menschlichen Körper in 21 Theile ein*). Lepsius fand zu Kom-Ombu einen dritten Kanon (d. h. eine ideale Norm) des menschlichen Körpers, der sich von den beiden älteren, welche er schon früher in vielen Beispielen angetroffen, sehr bestimmt unterschied. „Der zweite Kanon,“ sagt Lepsius, „hänge mit dem ersten und ältesten der Pyramidenzeit, von dem er nur eine Ausführung und verschiedene Anwendung sei, zusammen. Beiden liege der Fuss als Einheit zu Grunde, welche sechsmal genommen, der Höhe des aufrechten Körpers entspreche, doch wie wohl zu bemerken, von der Sohle nicht bis zum Scheitel, sondern nur bis zur Stirnhöhe. Das Stück vom Ansatz der Haare oder der Stirnhöhe sei gar nicht in Rechnung gekommen und fülle bald drei Viertel, bald die Hälfte, bald noch weniger eines neuen Quadrates. Der Unterschied des ersten und zweiten Kanon betreffe hauptsächlich die Stellung des Kinns. Im Ptolemäischen Kanon sei aber die Eintheilung selbst verändert worden. Man habe den Körper nicht, wie im zweiten Kanon, in 18, sondern in 21 Theile bis zur Stirnhöhe und in 23 bis zum Scheitel getheilt (wie Diodor oben angegeben). Die Mitte zwischen Stirnhöhe und Sohle falle in allen drei Eintheilungen unter die Scham. Von da nach unten blieben die Proportionen des zweiten und dritten Kanon dieselben; dagegen verändere sich die des Oberkörpers sehr wesentlich, der Kopf werde grösser, die Brust werde tiefer, der Nabel höher; im Ganzen würden die Contouren ausschweifender und gäben die frühere schöne Einfachheit und Leichtigkeit der Formen, worin zugleich ihr eigenthümlich ägyptischer Charakter gelegen, gegen die unvollständige Nachahmung eines unbegriffenen fremden Kunststiles auf. Das Verhältnis des Fusses zur Körperlänge bleibe, aber der Fuss liege ihr nicht mehr als Einheit zu Grunde“**).

Eine eigenthümliche Ausführung über die Proportionsverhältnisse an alten Kunstwerken giebt uns C. G. Carus. Derselbe macht auf die unästhetisch verkleinerte Wiedergabe des Kopfes an den griechischen Bildwerken aufmerksam und tadelt die gänzlich verfehlt Hinstellung dieses Theiles an

*) „Τὸν γὰρ παντὸς σώματος τῆς κατασκευῆς εἰς ἑν καὶ εἰκοσι μέρη καὶ πρὸς τὰς εἰκοσι διαμερούμενους“ etc. Lib. I. C. XCVIII.

***) Briefe u. s. w. S. 106.

Itmexikanischen Kunstwerken, an denen man ein unförmlich grosses Gesicht und den Schädel nur als einen unbedeutenden, zufälligen Anhang (s. 20*). In den ägyptischen Proportionsfiguren sei gerade die obere Wölbung des Schädels ausserhalb aller festgesetzten typischen Verhältnissmassen, gleichsam als sollte in diesem Theile allein die Eigenthümlichkeit irgend einer Persönlichkeit ausgedrückt werden können. Es sei gewiss merkwürdig, dass gerade die Schädelwölbung, also die Knochendecken, welche die kleinere und grössere Ausbildung und Masse des Gehirnes darstellen, hier das Mittel hätte werden müssen, die Persönlichkeit zu bezeichnen, wie wir ja sonst bei diesem geheimnissreichen Volke durchaus nichts hätten, was auf eine besonders geregelte Symbolik der Gestalt deute. Es sei aber diese der Bildung des Hauptes bewiesene Achtung ein sehr merkwürdiges Moment, welches eine tiefere Ahnung hier verborgen liegender Wahrheit ausreibe u. s. w.**). (Note No. IV.)

Im British Museum (Case No. 38) befindet sich nach Sharpe eine mit einer sitzenden Figur Theudmos III: bemalte Tafel, welche mit Quarrélinien überzogen, nach denen der alte Künstler die Proportionen eingezeichnet. Es erinnert dieser Gebrauch an einen damit übereinstimmenden noch unserer Maler, wenn diese nämlich ein Bild mit Hilfe von Quarrélinien zeichnen wollen. Jene altägyptische Tafel ist vom Scheitel bis zum Fusse durch 15 Querlinien getheilt; drei Quarrés nehmen Kopf und Hals, fünf den Rumpf bis zur Leiste umfassen, fünf den Unterschenkel und Fuss bis zur Sohle, drei den Oberarm von der Schulterhöhe bis zum Ellenbogen, ein. Von den 14 mit den Querlinien sich kreuzenden Längselinien kommen vier dadurch gebildete Quarrés auf den Unterarm, nicht volle sechs auf den Oberschenkel, drei auf den Kopfdurchmesser von der Hinterhauptskuppe bis zur Nasenwurzel. Die Brust ist wie gewöhnlich in voller Breite dargestellt und nimmt von einer Schulter zur anderen sechs, die Magenenge dagegen nur etwa zwei der Längsquarrés ein. Drei der letzteren gehen auf die Fuselänge. Leider ist kein Massstab beigelegt. Sharpe bemerkt nun, der Obertheil der Figur sei zu breit für den unteren, auch etwas, nämlich um ein Quarré, zu kurz in den Lenden, um etwa ein halbes Quarré zu lang im Körper, ein halbes zu weit in den Schultern, etwas zu

*) Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig 1853. S. 42. Charakteristisch sind die von Antonio del Rio abgebildeten Köpfe aus Palenque in Chiapas, sowie ein von Waldeck: *voyage pittoresque et archéologique dans la province de Yucatan*. Paris 1837. T. XXII. abgebildetes Haupt von ebendaber. Uebrigens irrt Carus, wenn er jene beiden von ihm unter Fig. 2 copirten Köpfe für verfehlte Machwerke der alten Bewohner Yucatan's erklärt. Dieselben stellen vielmehr getreu jene künstlich acquirirte Deformität des Schädels dar, welche wir bisher bei Tschinuks, alten Natchez, Mexikanern (z. B. die Köpfe von Totinacum in *Transactions Geogr. Soc. Lond.* VIII 9, pl. II), Centralamerikanern und Azteken kennen gelernt (Note No. V.). In anderen mexikanischen wie centralamerikanischen Idolen, u. A. an den von Squier aus Nicaragua entnommenen, sehen wir übrigens ein Hinterkopf in ganz gehöriger Entwicklung dargestellt.

** *Das.* S. 43.

dün in der Magengegend Bonomi fügt die in 19 Quarrés getheilte Holzschnittecopie einer aufrechtstehenden, weiblichen Figur bei, an welcher drei Quarrés auf Kopf und Hals, sechs auf Sohlenkel und Knie kommen. Verfasser bemerkt dazu: „We may safely conclude that the artist meant our king, like this woman, if standing upright, to cover 19 of his own measures in hight“. Auch das Frauenbild stammt ziemlich aus derselben Zeit wie der König und beide Künstler bedienten sich derselben Skala für die menschliche Figur*).

Carus theilt nun die Wirbelsäule, das „Urgebilde der gesammten Gliederung des Leibes“, ihrer geraden Länge nach in drei gleiche Theile. In einem derselben findet er ein „wirkliches und natürliches Urmaass, den organischen Modul, wahrhaft gegeben und dargestellt.“ Die Rückgrathlänge**) eines normalen, zehn Mondmonate alten Neugeborenen gehe — einem organischen Modul entsprechend — dreimal in die Rückgrathlänge eines Erwachsenen. Diese, jeden Geschlechtscharakter ausschliessende, nur eine rein menschlich schöne Form darstellende Bildung ist unter Rietschel's Leitung in einer mannigfach über Ateliers u. s. w. verbreiteten Statuette zur plastischen Ausführung gebracht und, wie ich selbst erfahren, von namhaften Künstlern gerühmt worden. Dieselbe bildet in der That ein interessantes Studienmodell. Carus giebt in Figur 7 die Abbildung einer solchen Figur, unter Beifügung der Moduln. Es gehen demnach auf den Längendurchmesser des Kopfes 1 M., auf die Höhe desselben ohne Unterkiefer 1 M., auf den grössten Umfang 3 M., den Bogen der Unterkieferäste 1 M., das freie Rückgrath 3 M., jede halbe Schulterbreite längs des Schlüsselbeines 1 M., auf die Länge des Brustbeines 1 M., auf die Strecke vom Brustbeinende bis zum Nabel 1 M., vom Nabel bis zum Schaambogen 1 M., auf die Schulterblattlänge 1 M., die Beckenhöhe vom Sitzknochen bis zum Darmbeinkamme 1 M., die Länge jedes Seitenwandbeines von der Schamfuge bis zum Darmbeinkamme 1 M., die Beckenbreite von einem vorderen unteren Darmbeinstachel zum anderen 1 M., Länge des Armes 3 M. (des Oberarmes $1\frac{1}{2}$, des Unterarmes $1\frac{1}{2}$ M.), die Länge der Hand 1 M., die des Oberschenkelbeines $2\frac{1}{2}$ M., des Schienbeines 2 M., des freien, vorstehenden Fussrückens 1 M., des Plattfusses $1\frac{1}{2}$, der ganzen Gestalt $9\frac{1}{2}$. (A. o. a. O. S. 54—56.)

An nackten griechischen Menschenfiguren, deren einzelne Körperabschnitte wegen ihrer so getreu durchgeführten Plastik sich schon bezeichnen und von einander abgrenzen lassen, kann man nach obigen Maassen Eintheilungen noch mit leidlichem Erfolge, fast so gut als an Lebenden, oder an der Leiche, vornehmen. Bei ägyptischen aber, bei denen uns meist nur die Contouren Anhaltspunkte für Handhabung des Maasstabes gewähren, bei denen uns aber weder die energische Muskelgebung, noch

*) Das. p. 31 ff. Fig. 21, 22.

**) Symbolik S. 52.

die naturgetreue Wiedergabe der Oberflächen-Depressionen der Griechen zur Verfügung stehen, bieten uns Carus' Maasse wenig Aussicht auf sichere Verwendbarkeit dar. Trotzdem will ich hier, der allgemeinen kunsthistorischen Vergleichung wegen, die an zwei nicht mit Pachtent's bedeckten, nur mit durchsichtigen, dürrtigen Gewändern bekleideten Figuren genommenen Maasse angeben. Die Figuren waren naturgetreu, nach ihrer eigenen Grösse, copirt worden. Es kam bei einer Mannsgestalt am Tempel Ramesses II, Ramesseum, auf den Längsdurchmesser des Kopfes = $1\frac{1}{2}$ M., auf die Höhe = 1 M., auf jede halbe Schulterbreite = 1 M., die Brustbeinlänge = $\frac{1}{2}$ M. die Strecke vom Brustbeinende zum Nabel = $\frac{1}{4}$, vom Nabel zum Schaambogen = 1, auf die Oberarmlänge = $1\frac{1}{4}$, die Unterarmlänge = $1\frac{1}{4}$, auf die Länge des Oberschenkels = $1\frac{1}{2}$, des Schienbeins = $1\frac{1}{2}$, des Fussrückens (bis zur Zehenbasis) = $\frac{1}{2}$, der Fusssohle (dazgl.) = 1 M. Bei einer Frauengestalt vom grossen Reichstempel zu Karnak betrug der Längendurchmesser des Kopfes gleich = $1\frac{1}{2}$, die Kopfhöhe = $1\frac{1}{4}$, jede halbe Schulterbreite = $1\frac{1}{2}$, die Brustbeinlänge = $1\frac{1}{4}$, Strecke vom Brustbeinende zum Nabel = $\frac{1}{2}$, von hier zum Schaambogen = $\frac{1}{2}$, die des Oberarmes = $2\frac{1}{4}$, des Unterarmes = $1\frac{1}{4}$, des Oberschenkels = $2\frac{1}{4}$, des Schienbeins = $2\frac{1}{4}$, des Fussrückens = $1\frac{1}{2}$, der Sohle = $1\frac{1}{2}$. Die übrigen von Carus angegebenen Maasse liessen sich hier nicht gut anwenden.

Rechnen wir nun auf einen normalen männlichen Körper etwas über 6 ($6\frac{1}{2}$), auf einen weiblichen nicht ganz 7 ($6\frac{1}{2}$) Kopflängen, und wenden wir dieses rohe Maasssystem beiläufig auf ägyptische Menschenfiguren an, so finden wir z. B. im Tempel Ramesses des Grossen bei mehreren δ δ = $5\frac{1}{2}$ und 6, bei 2 φ φ = $6\frac{1}{2}$, im Tempel Seti I. zu Gurneh bei 1 δ = $5\frac{1}{2}$, bei 1 φ = $6\frac{1}{2}$, bei einer anderen 7 $\frac{1}{2}$ zu El-Amarna (Amunhotep IV.) bei 1 δ = 6, bei 1 φ = $6\frac{1}{2}$, zu Abu-Simbil (Ramesses d. Gr.) bei 1 δ = 8, 6. bei einem anderen = $6\frac{1}{2}$, bei 1 φ = $8\frac{1}{2}$ Kopflängen. Man sieht also, dass die alten Künstler in dieser Hinsicht (auch in denselben oder in nahezu denselben Kunstepochen) eben nicht consequent verfahren sind. Fände man solche Schwankungen nur bei Königs-, Priester- und Kriegerfiguren u. s. w.; so könnte man denselben schon noch einigen individuellen Werth beimessen. Allein leider treten sie gerade auch an solchen Normfiguren auf, die an einer Lokalität eine und dieselbe Gottheit vorstellen. Die Anwendung des Fusses als Einheit giebt uns, auf unsere gangbaren Maasse gebracht, immerhin die Möglichkeit, die Körpergrösse der alten Aegypter annähernd zu bestimmen.

Es ist also die Thatsache unbestreitbar, dass die Alten im Verlaufe der Jahrtausende ihre idealen Normen für die Darstellung der Menschengestalt geändert haben. Welche Einflüsse haben nun obgewaltet, unter denen diese Modificationen eingetreten sind? Einmal jedenfalls diejenigen eines fremden Kunststiles, dann ferner innere, aus der Kunstanschauung der Alten selbst hervorgegangene Anstösse, deren Motive uns vor der Hand noch räthselhaft erscheinen. Jedenfalls aber müssen wir jene Ideen zurück-

weisen, welche manche Ethnologen ganz ungedrungen in dieser Hinsicht über den „umgestaltenden Einfluss semitischer Blutbeimischung“ gesprochen. Wenn de Rougé die Rasse der Nilanwohner im Verlaufe der Zeit allmählich höher und dünner werden lässt, so möchte dies weit von den Nachschiffen und Eroberungszügen von Nubien her, als „semitischer Einflüssen“ zugeschrieben werden. Änderungen im Kanon weist übrig die Kunstgeschichte eines jeden Volkes, auch des griechischen, nach.

Das Angesicht eines Gottes, Tharso od. dgl. zeigt in den alten Darstellungen unwandelbar eine wahrhaft erhabene Ruhe der Züge, eine Ruhe die selbst in der Aktion des „völkerbezwingenden Kampfes“ — in welcher weitestens die Könige so häufig erscheinen — nicht durch leidenschaftliche Erregung gestört wird. Gerade in solchen Hinstellungen zeigt sich die Starrheit der alten Kunst, von welcher schon oben gesprochen wurde. Das Antlitz ward von den Alten stets ganz im Profil oder ganz von der Rumpf entweder von vorn mit querer Schulterstellung, die Beine von oben bei beabsichtigter Profilstellung von der Seite gezeichnet, oder es war eine Stellung des Oberkörpers von der Seite, des Unterkörpers schräg im Profil, oder auch eine vollkommene Profilstellung gewählt. Niemals beobachtet man jene, für das Auge so angenehmen Mittelstellungen zwischen Profil und Face, wie sie in der neueren Kunst so belebend und so wechselvoll auftreten, indem sich die alten Künstler auf Weise gehung von Verkürzungen nicht wohl einzulassen verstanden. Der Kopf ist meist entsprechender Grösse, dagegen ist die Schulterbreite im Vergleich mit der Taille meist zu gross, die Füsse sind sehr häufig unverhältnissmässig lang. Bei Stein- und Holzsculpturen gewöhnlich sogar platt, sonst bei Malern und manchen Metallstandbildern, an der Sohle gehöhlt, immer aber lang, feinen Zehen ausgestattet. An den Händen fällt die steife Haltung der in der Biegung wie Streckung gleichförmig aneinandergelagerten (selbst einmal gespreizten) Finger nicht angenehm auf. Finger- und Zehennägel stechen bei gemalten Körpern durch blendendes Weiss vom Bothros des Gelb, der übrigen Theile sehr grell ab. Das Ohr ist zu hoch und sehr niedrig angesetzt. (Vergl. Taf. III, IV.) Uebrigens finden wir auf den ägyptischen Malereien und Bildwerken auch die Eigentümlichkeiten verschiedenen Lebensalter ausgeprägt. So zeigt sich der physiognomische Habitus des ägyptischen Kindeshauptes ganz trefflich im Kopfe des mütterlichen Ptah, von Birch, Bonomi und Arndale,**) auch von Hansen.†) Das Gesicht, wogegen der sonstige Körper des Gottes zu unnatürlich erscheint. Einen lieblichen Knabekörper vergegenwärtigt uns die in

*) An Sculpturen dagegen auch manchmal in richtigen Grössenverhältnissen.

**) Gallery of Antiquities selected from the British Museum. London 4^{te}. T. Fig. 18.

††) Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Band I, T. 10.

Gallery of Antiquities etc. T. 19, Fig. 85 abgebildete Bronzestatue des noch kindlichen Iorus, Harnechroti, Harpoorates, Figuren noch ganz junger Mädchen, wenngleich zwar mit naturgemäss gedachten, aber doch zu übertrieben hervorgehobenem Miasverhältnisse der lang gereckten Glieder zum Stamme, sehen wir bei den ganz nörkten, noch sehr jugendlichen Töchtern Ramses III. *) im Palaste von Medinet-Habu.

Andere weibliche, den schlanken Typus der Töchter Phrao's darbietende Figuren zeigen sich unter den Klagenden bei Rosellini Mon. civ. T. CXXIX, und CXXXI. Eine gut modellirte Männergestalt tritt uns in der in der Gallery etc. T. 1 Fig. 1, abgebildeten Statue Amon-Ra's entgegen. Eines der schönsten ägyptischen Männergesichter bleibt immer dasjenige Ramses des Grossen nach den Bildwerken von Memphis, Medinet-Habu (Berliner Museum), Abu-Simbel u. s. w. (Taf. III, Fig. 1 unserer Zeitschrift; Lepsius Denkmäler Abtheilung III. Bl. 172, Figur I. a.). Nott und Gliddon vergleichen das edle Profil dieses grossen Königs mit demjenigen Napoleon's I. *), die Portraitfiguren von Pyramidenbauern, welche de Rougé in seinem schon S. 27 besprochenen Werke sehr gut hat abbilden lassen (Sohfra T. IV, V. Menkahor T. VI, nach Originaldenkmälern des Bulaker Museums) zeigen den wohl ausgeprägten ägyptischen Typus. Von diesem schon mehr abweichend sind die minder scharf individuell ausgeprägten Konterfeie des reformatorischen Chuenaten (Bechenaten der Aeltern -- Amnhoten IV. **) und seiner Angehörigen, deren ziemlich stark prognathe Profile sehr an diejenigen gewisser Stämme von Ethay, Taka und Abyssinien, erinnert.

Was nun die Mumien anbetrifft, so will ich hier nicht noch einmal Dinge wiederholen, welche schon von Andern über die Methoden der Einbalsamirung, der Aufbewahrung u. s. w. ausführlich erörtert worden sind. ***)

Die thebaischen Mumien sind meist sorgfältiger präparirt und besser erhalten, als die von Memphis stammenden. In den Necropolen bei Gizah und Sagarah hat man alle nicht zu den höheren Klassen gehörenden Leute nur roh, wohl mit Natronwasser, zugerichtet und Schicht auf Schicht. Seite an Seite, nebeneinander gepackt. Die gegenwärtig den Hypogäen entzogenen, auf den freien Höhen der Todtenstätten massenhaft umhergestreuten Gebeine dieser Colaver sind verwittert, verkalkt, sind voller Sprünge und zerfallen oftmals schon bei leichtest Berührung. Viele gut erhaltene Knochen, darunter auch vollständige Schädel und Schädelfragmente, verschafften wir uns im Jahre 1859 im Schachte der sieben der fälschlich so-

*) Types of Mankind. Philadelphia 1868. p. 148. Das Rosellini entnommene Holzschnittprofil, Fig. 82 (von Abu-Simbel) erscheint mir übrigens nach eigenen Zeichnungen und nach vorliegenden, trefflichen Photographieen eben nicht glücklich getroffen.

**) Vergl. z. B. Lepsius Denkm. Abtheilung III, Pl. 103. 111 ff.

***) Vergl. namentlich Passalacqua Catalogue raisonné p. 178 ff. und Patigrew History of Egyptian Mummies. London. MDCCXXXIV, Chap. V.

genannten Königsgrüfte von Sagarah (Gruft No. 1). Einen sehr schön Schädel erhielten wir zur selbigen Zeit aus einem frischgeöffneten, in d Nachbarschaft des inschriftlosen Tempels befindlichen Grabe zu Gizeh, ei sehr wohl conservirte männliche, mit Resten von Vergoldung geschmück Mumie, deren beigegebene Papyrusrolle übrigens schon aus den Zeiten d Verfalles der Hieroglyphenschrift datirt und nur zusammenhangalose, m möchte wohl sagen, kindisch abgefassete Zeichen enthält, bekam ich 1860 a einem der Privatgräber an Sehech Abd-el-Gurneh zu Theben.

Nicht selten sind an den Mumiénköpfen die Weichtheile des Gesicht soweit erhalten, dass man die Conformation desselben noch ungefähr zu e kennen vermag. So z. B. an den in der Description de l'Egypte, Antiquité Planches, Vol. II, T. 49, F. 1, 2 ♀ und T. 50, Fig. 1, 2 ♂. und an einige von Morton abgebildeten Köpfen, ferner am Kopfe No. 4117 des anatomisch Museums zu Berlin. Sehr schön erhalten zeigt sich auch der Kopf in Pe tigre's Werk, T. II.

Meist ist die Nase eingesunken oder auch gänzlich zerstört, fern fehlen auch sehr häufig die äusseren Ohren. Die Knochentheile der Nase höhle sieht man bald nur auf einer Seite der erhalten gebliebenen Scheid wand, bald sieht man sie noch gänzlich zerstört, besonders häufig bei th baischen, jedoch auch bei einigen memphitischen Mumien. Bekanntlic entfernte man häufig das Gehirn unter Perforation des Siebbeines durch d Nasenhöhle, wobei die Muscheln mehr oder weniger verletzt wurden u wobei selbst der Keilbeinkörper manchmal gebrochen wurde.

Die Augen sind meist eingesunken, die Augäpfel ganz zusammeg schrumpft, selten durch künstliche ersetzt. Die Lippen klaffen bald w die entweder intakten oder auch vielfach gesprungenen Zähne entblößen von einander oder sie sind ziemlich fest zusammengepresst.*) Wangen u Schlüfengruben sind eingesunken. Die Kopfhare auch an männlichen Kö pern bald kurz geschnitten,**) bald länger, in letzterem Falle entweder m

*) Cailliaud beschreibt eine von ihm erorbene Mumie des in Aegypten verstarben und einbalsamirten Griechen Petemenon. Er hebt hervor, dass der Mund der Mumie nac griechischem Ritus geschlossen sei. Die Aegypter hätten den Mund der von ihnen ei balsamirten, ihren Landsleuten angehörenden Cadaver offen gelassen. Letzteres ist nun ni durchgängig richtig, da auch Mumien aus den alten Dynastien den geschlossenen Mu zeigen. (Voyage à Meroe. Vol. IV, p. 1—21).

***) Sehr häufig achoren sich die Aegypter, namentlich die Priester. Alle liess nun zum Zeichen der Trauer das Haar wachsen. (Herodot II, 36.) Die Mode, dassell lang zu tragen, muss aber doch zu gewissen Zeiten bei beiden Laien-Geschlechtern durc gebrochen sein, wie man dergleichen auch in sehr vielen Skulpturen und Malereien wah nimmt (Vergl. u. A. bei Rosellini Monumenti civili, Tavole, T. IV., junge ♂ Feldarbeiter An Kindern sieht man oft solche sonderbaren Haarfrisuren abgebildet, wie ich deren sei mehreren Orten von Begah, Funje u. s. w. beschrieben habe. Auch Perrücken ei Mode gewesen. Unter No. B. Z. 7 des Berliner ägyptischen Museums z. B. befindet sic ein solches Kunstprodukt, starrend von feinem, krausem, wirrem Haar, niedlichen Löckeht und dünnen Strähnen, ganz der natürlichen Frisur mancher Fungi-Mädchen des Gebi

ockig zusammenliegend und blüschelweise durch ausgeschwitzte Harzmassen verklebt, oder sie sind, bei Weibern, geflochten, nach Art der auf den Denkmälern abgebildeten und selbst noch heut in Nubien, Sennâr wie Häbesch üblichen Moden. Das Barthaar ist gewöhnlich rasirt*) Die Haare der Achselgrube und Schamgegend sind extirpirt. Die übrigen Weichgebilde der peripherischen Körpertheile sind verschrumpft, die bei allen sorgfältig mit Pech- und Harzmassen einbalsamirten Mumien etwas schmierige, schwarz, dunkelbraun, seltener hellbraun gefärbte Haut ist sehr faltig,*) Brust und Bauch zeigen sich eingesunken, die Knorren der Gelenkenden, die Gräten der Darmbeine, sind hervorstehend; die Arme sind bald an die Seiten angelegt, bald in verschiedenen Stellungen über der Brust gekreuzt, an den Geschlechtstheilen zusammengelegt u. s. w. Hände und Füße zeigen noch häufig den zierlichen Bau derjenigen ihrer Inhaber und an den Nägeln öfters Spuren jener Rothfärbung mit Hennâ, welche auch gegenwärtig noch so häufig angewandt wird.***)

Im Berliner ägyptischen Museum befindet sich unter No. 1544 eine weibliche, aus Theben stammende Mumie, deren Körperformen in ihren Bandagen eine zierliche Rundung und an welcher selbst die halbkugelförmigen Brüste mit ihren Warzen sich noch wohl erkennbar zeigen. Eine ganz gut erhaltene männliche Mumie aus Theben repräsentirt No. 1539 derselben Sammlung. Granville bildet T. XIX eine gute weibliche, Pettigrew T. I eine gute männliche ab. Die pariser Sammlungen enthalten sehr schöne Specimina, ebenso die londoner, ferner die gothaer, welche letztere selbst einzelne sehr wohl conservirte Körpertheile aufweist, und noch sonstige europäische Kabinete, endlich die Sammlungen von Privatpersonen, z. B. von Davis, Pruner, u. s. w. Ueber die reichste Collection von Mumienschädeln hat seinerzeit jedenfalls S. Morton verfügt. Diejenige des ägyptischen Museums von Bulak dürfte angeblich der jenes Amerikaners noch den Rang ablaufen. Hoffentlich wird dieser letztere Schatz bald einmal gehoben und aus dem Dunkel eines Archäologen-Monopols an das Tageslicht freier anatomischer Forschung gefördert werden.

Übels entsprechend. Wenn aber Uhlemann (Handbuch der ägypt. Alterthumskunde, II, S. 189) behauptet, aller auf Denkmälern dargestellte üppige Haarwuchs müsse falsch gewesen sein, so ist er hier doch zu weit gegangen. Die Haarlocke ist in den Hjeroglyphen das Determinativ zum Verbum: „klagen.“ Man fand Haarlocken (bei einer Mumie, als Geschenken der Freunde des Verstorbenen. (Catalogue of the Egyptian Antiquities in the Museum of Hartwell House. 1858. No. 502.)

*) An den Figuren der Denkmäler sieht man häufig Kinnbärte dargestellt und zwar von jener spitzen Form, wie sie in Nubien, Sennâr, am Senegal und in noch andern Theilen Sudân's beobachtet wird.

**) Deser. de l'Égypte, Atiq., Planch., Th. Vol. II, T. 45, Fig. 2 findet sich zwar ein sehr schön conservirtes, prachtvoll modellirter Arm (von Theben) abgebildet.

***) So z. B. bei No. 501 der Sammlung zu Hartwell House und angeblich noch andern Orten. Uebrigens wäre zu untersuchen, ob an der bräunlichrothen Färbung der Nägel nicht öfters auch eine Infiltration mit Bitumen Schuld sein könne.

Man kennt nur von wenigen der in den Museen befindlichen Mumien und Mumientheile das Alter und die Dynastien, unter welchen die betreffenden Individuen gelebt haben. Allein dies ist auch zunächst für Mittel- und Oberägypten in anthropologischer Hinsicht von geringerer Bedeutung, da der Typus des Volkes dieser Landestheile bis auf die Einfälle der Perser doch nur gar zu geringe Alterationen erlitten haben kann und da es sich bei näherer Betrachtung herausgestellt, dass auch die nach der Einnahme von Memphis durch die Eräner stattgehabten, häufig allzu hoch angeschlagenen Mischungen innerhalb der Volksmasse auf ein richtiges Mass zurückgeführt werden müssen. In Unterägypten könnte höchstens von einer Einwirkung heterogener, d. h. Hyksos- und einiger national verwandter, d. h. Berber-Elemente, die Rede sein. Wir werden in einem späteren, eine ausführlichere Erörterung der Hyksosfrage bringenden Aufsätze zu untersuchen haben, inwieweit Einwirkungen solcherlei Art selbst in Unterägypten nicht völlig durchschlagen gekonnt. Die Entscheidung der Frage, ob in den auch zur späteren Periode der ägyptischen Geschichte dargestellten Personen ein Tropfen fremden Blutes mehr oder weniger geflossen, möchte heut nur schwer zu entscheiden sein und ist auch für die Behandlung unserer Sache im Ganzen ziemlich irrelevant. Wichtig für uns bleibt aber immerhin die Thatsache, dass die Aken ihr Retu-volk als solches in scharfer Charakterisirung, dass sie dagegen Syrer, Schwarze, Europäer u. s. w. auch wieder in ihrem nationalen Habitus darzustellen verstanden, eine Kunst, die übrigens auch den Assyrern, und Persern bis zu gewissem Grade eigen gewesen.

Freilich dürfte man weder mit Denkmälern, noch mit Mumienresten hinsichtlich der Erkenntnisse des physischen Altägypters weit gelangen, wenn man nicht die directen lebenden Abkömmlinge desselben und die diesen stammverwandten Stämme zur Vergleichung mit jenem ehrwürdigen Materiale vor Augen hätte. Denn sowohl Kopten, wie Fellachin und mohammedanische Städtebewohner sind Nachkommen der alten Bebauer des Nilthales, Erben ihrer physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten, in manchen Gegenden des Landes noch ganz rein, in anderen schon etwas mit dem Blute fremder, namentlich aber syro-arabischer, Eindrümlinge gemischt. Trotz aller stattgehabten Kreuzungen prädominirt der ägyptisch-berberische Typus noch heut im vollsten Grade unter der Bevölkerung. Es würde eine gänzliche Unfähigkeit zur Beobachtung, ja es würde geradezu eine bestimmte Absicht verrathen, sollten sich noch jetzt Leute finden, welche die häufige, vorherrschende Wiederkehr der monumentalen Retu-Physiognomien und Körper innerhalb der Neuägypter hinwegläugnen wollten. Jeder Blick in das kleinste ägyptische Dorf, ja jeder Griff in eins der von namhafteren Künstlern oder Photographen gesammelten Porträtalben würde die schlagendsten Beweise für meine Behauptung gewähren. In Berlin macht jetzt das Bruststück eines Fellachmädchens Aufsehen, ein Werk des genialen Gustav Richter. Das ist

z. B. ein Typus, an welchem man die Uebereinstimmung zwischen Alt- und Neuägyptern so recht studiren kann. Nun so giebt es zahlreiche bildliche, diese Aussprüche bestätigende Darstellungen; z. B. hat Prof. Richter deren noch mehrere in seiner Studienmappe, u. A. die vielen Nilreisenden der Jahre 1859—65 wohlbekannte kleine Fathmah aus Gurneh. Die Tafeln I. und II, Fig. 1—3 in Pruner's: „Die Ueberblüthe der ägypt. Menschenrasse u. s. w.“, sowie die beiden, am Schluss dieses Heftes angehängten Tafeln mögen endlich auch für sich sprechen.

Es würde ferner ganz ungereimt sein, wollte man nur die Kopten als directe Nachkommen der Aegypter in Anspruch nehmen und ihnen die Fellachen, sowie die Städtebewohner, als die Abkömmlinge der Araber, oder doch wenigstens als durch Kreuzung mit Arabern gänzlich umgewandelte Aegypter, entgegenstellen. Das Bischen mehr oder weniger Araberblut in dieser oder jener Kopten-, auch Fellachenfamilie thut überhaupt für's Grosse und Ganze eben nicht viel, das wenigstens löscht den seit Jahrtausenden bestehenden Typus des Volkes so wenig aus, als das Blut einiger arabischen Gabeltheile denjenigen von Beräbra-, Begah- und Fungistämmen verlöschen gekonnt. Weder Citate aus Makrisi,*) noch die Rodomontaden angeblicher Scherifen können diese Wahrheit alteriren. Alle die schönen Beschreibungen von reinen, unvermischten Arabertypen in Afrika, welche die Reisenden ersonnen — und die einer dem Anderen — schmöde genug — immer wieder nachschreibt, beruhen auf nichts Weiterem, als auf Redensarten. Frägt man einmal, wie ist doch wohl der vielbesprochene Arabertypus dieses oder jenes Afrikanertribus eigentlich beschaffen? nun, so hört man auch die geläufigste Ansprache mit nichtigen Phrasen oder man sieht dieselbe in verlegenem Achselzucken beenden. Hier hülfen aber keine Worte, sondern nur wirkliche Naturbeschreibungen.

Es würde sich übrigens dringend empfehlen, die Bezeichnung „Araber“ für die mohammedanischen Autochthonen Aegyptens gänzlich fallen zu lassen. Arabisch sprechen jetzt ja auch die Kopten, deren Idiom bekanntlich nur noch in den religiösen Schriften existirt und selbst von ihren Geistlichen kaum mehr verstanden wird. „Aegypter“ würde als Collectivbegriff für Alle passen, „Kopte“ dagegen specifisch nur für die christlich geliebten, Fellach für die mohammedanischen Land-, wie auch Stadtbewohner, indem sich letztere von jenen weder in nationaler, noch in religiöser Beziehung streng scheidend lassen.

Man gewähre immerhin der Nile-Boat-Adventuro- und Souvenir- (du Nil-) Literatur auch ferner das Plaisir, mit unverständenen Begriffen zu spielen. Aber die Wissenschaft sollte nunmehr genauer zu Werke gehen und alten, nichtsnutzigen Kram dahin werfen, wohin er mit Fug gehört.

*) Abhandlung der in Aegypten eingewanderten arabischen Stämme. Uebers. und herausgeg. von F. Wüstenfeld. Göttingen 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung der Tafeln.

Taf. III. Fig. 1, Haupt des Ramesseskolosses zu Mitrahineh. Vergl. Lepsius Denkm. Abth. III, Blatt 172, Fig. e. Fig. 2, Portrait eines Schech-Sohnes aus der südlichen Keljubieh, nach der Natur gez. von R. Hartmann.

Taf. IV. Fig. 1, 2 und 3, altägyptische ♂ Köpfe von Gurnet-Murrat. Fig. 4 ♀ von Medinet-Habu—Theben. Fig. 5, Neuägypterin aus dem Said, nach einer Photographie von James.

Die mythologische Bedeutung des Thieres.

(Fortsetzung)

Indem das Thier innerhalb der Sphäre seines eigenen Instinctes seinen Ausdruck der Naturgesetzlichkeit trifft, so wird es dem Wilden zum Repräsentanten des einwohnenden Göttlichen, das in seiner Zerstückelung zur Erscheinung kommt. Die Inder lassen Budha in seiner Einkörperungsreihe innerhalb der Thierformen die Sprüche mittheilen, die die Moral zu Lokian's Fabeln bilden und auch in der Fabelsammlung Bornu's wird gesagt, dass die Thiere einst die Sprache der Menschen verstanden. Gleiche Thierfabeln sind unter Hottentotten und Zulus im Schwange und ebenso bei den Bechuana's (s. Campbell). Menabozho hatte die Macht eines Gottes und konnte die Sprache aller Thiere verstehen, erzählen die Indianer, und zu den Wunderkräften des Teiresias sowie des Apollonius von Thyana wurde gerechnet, dass sie die Sprachen der Thiere verstanden. Die Indianer schreiben den Thieren, besonders den Vögeln, Sprache zu, die auch von den (dann mit Prophetengabe erfüllten) Menschen verstanden werden kann, wenn sie ihre Ohren (wie die des Melampus durch Auslecken von Schlangen) gereinigt haben oder vielleicht gleich Sigfried ein Drachenhorn gegessen. Kein Inder iast einen Papagei (sagt Aelian), denn die Brahmanen halten ihn heilig, weil er die menschliche Stimme so geschickt nachahmen kann. Die Myrcas opferten Papageien, die einige Worte sprechen gelernt, als vicariirend an der Stelle von Menschen. Im serbischen Märchen lernt der Hirt die Thiersprache vom Schlangenkönig, dessen Tochter er aus dem Feuer befreit hat, und bereitet sich (als seine Frau über sein

wen Auskunft haben will; zum Sterben vor, bis er den Hahn überhört, als er seine Hennen zu den Körnern rief und diese dann selbst fressen, und sich das zum Bei-spiel nehmend, seiner Frau mit Prügeln antwortet (Landschitsch). Im Nonthukpakaranam lernt ein König vom Nagafürst, seinen Tochter er an unwürdiger Vermählung gehindert, die Thiersprache und er sieht, als seine Gattin Auskunft über sein Loos wünscht, sterben zu müssen, bis er durch den Bock und seine Behandlung der Ziege eines Besessenen belehrt wird.

Als Gefässe göttlicher Kraft waren die Thiere Orakel-Verkünder und nach Plutarch) war ihren Eingeweiden die Weissagung eingebläset, durch das Fressen der Kräuter, denen sie Daphne (die Tochter des Teiresias) bei ihrer Auflösung in die Luft (um unsterblich im Monde zu weilen) mittheilte, wie die Griechen überhaupt glaubten, dass in Kräutern die Gottheit wohne und dass man durch Essen derselben εὐδαιμονος werde (s. Eckerman). In Ober- und Nieder-Oesterreich herrscht die Volksansicht, dass die Thiere um 12 Uhr in der Christnacht reden können, und sich dann mittheilen, was sie im vergangenen Jahre erduldet haben, sowie, was im künftigen zu erwarten stehe (Vernalcken). Wie andere Zauberer und Magier wurde es im Concil von Trullo (s. Cantarbyal) verboten, diejenigen zu befragen, die mit Bären und anderen Thieren umherzögen, um die Zukunft vorherzusagen (692 p. d.) Im Jura ist das Zirpen der Hausgrillen von guter Vorbedeutung (nach Monnier). Wenn der den Nornen heilige Hund in einem Hause heult, giebt es ein Unglück; die Pacharicuo in Peru weissagten aus Spinnen, die Aillacos aus Thiermist. An welche der in einen Topf geflochtenen Lotterienummern die Kreuzspinne ihre Fäden setzt, dieselbe wird herauskommen (in Süddeutschland). Die Eingeborenen des südöstlichen Afrika fragten den dorthin gebrachten Esel um Rath und deuteten seine Bewegungen als Antwort.

Die Krähe Bhusanda erzählt (im Ramayana) die Thaten Rama's dem Adler Garuda. Die Raben Huginn und Muninn (Denkkraft und Erinnerung) brachten Odin's Nachricht in alle Welt. Auf der Karolinineninsel verehrte man einen Raben als Dolmetscher des göttlichen Willens (Torquemado). In Californien redeten die Raben zu den Zauberern, auf Borneo orakeln die Raben, und der Zauberer der Tupa-Guarini weissagte aus dem Gesange der Vögel. Bei den Tupinambas wird der Vogel Macauhan, als Bote der Götter, befragt. Die in Götter verwandelten Seelen impft der Vogel Cassari (eine Habichtsart) den Thieren ein. Die M'Kuasi stellten ihre Todten in den Busch, um von Thieren gefressen zu werden (nach Pickering) wie die Indianer. Die Formosaner beobachten jeden Morgen den Auguren-Vogel, dessen Kreuzen des Weges günstig, sein an demselben Entlangfliegen unglücklich ist. Genien nehmen bei den Buräten oft die Gestalt von Vögeln an, als Ejitei sobobut, oder Herren besitzende Vögel (denen ein Genius anwohnt) und auf Tahiti stieg der Vogel zur Inspiration herab. Von

brüg oder Vogel im Allgemeinen, unterschieden die Griechen als *oibros*; der Wahrsagevogel, der auf dem *oibrosokostion* beobachtet wurde. Am Auspizium konnte jeder Vogel dienen, während als Augurium ein bestimmter erlesen wurde. Die Dayak beobachten täglich ihren Weissage-Vogel. Huitzilopochtli erschien den Azteken in Gestalt einer Kolibri. In den Häuten der Mandan wurden weiße Eulen (*scix virginiana*) wegen ihrer Weissagekraft gehalten. *Thote olotl* (die vernünftige Eule), wird bei den Mexikanern auch *Motlatlmoctli* genannt, als böser Geist, der den Menschen durch Zeichnungen schreckt. Nach haitischen Mährchen wird die Stiefmutter, die das in ein singendes Waldvögelein verwandelte Mädchen gebrütet, zur klagenden Hu Eule.

Die Hinterindier verehren den Repräsentant jedes Thiergeschlechts als den König desselben, den der Ochsen als *Parat*, der Löwen als *Raxai*, der Elephanten als *Koxai* und auch der Tigerfürst erhält sein Opfer, damit er seine Unterthanen abhalte, die Menschen zu beschädigen. Um im Walde nicht von wilden Thieren zerrissen zu werden, bringt (im schwäbischen Mährchen) der Königsohn dem Wolfkönig ein Schaf (s. Meier). Ein umgestalteter Rest dieser Vorstellung liegt in der französisch-normannischen Legende, worin Saint-Loup, der Bischof von Bayeux (V. Jahrh.) den wüthen den Wolf (*le loup furieux*), der die Vorstädte verheert, mit seiner Schwanz bindet und zum Drôme-Fluss leitet, um ihn zu ertränken. Apollo (Lukogenes) oder Wolfsgott ist Unheilbringer, als *λυκωλλων λυγερης*, weil der Wolf für unheilbringend galt. Die Zauberer der Moxen müssen, um die Probe ihres Berufes abzulegen, den Klauen eines Tigers entgangen sein, um dann von dem unsichtbaren Tiger fortan beschützt zu werden. Jede Classe von Wesen hat bei den Parsen ihre Oberherren im Kampfe mit Airiman, als ihre Ratus, und bei Thieren oder Vögeln sind die Weissesagen als Herren zu betrachten. Die Heerden der Büffel und Elephanten werden von dem Leiter geführt. Nach der Darbringung der entsprechenden Sühnopfer durfte der Jäger die irdischen Ebenbilder des Thiergeistes zwar tödten, doch hielten es die Sibirier noch für sicherer, den Schädel aufzuhängen und durch Opfer zu ehren. Ebenso bringen die Itäbener bei Erlegung jedes Land- und Seethieres ihre Entschuldigung an. Die Kaugusen hängen als Jagdopfer (Tschantschie oder Jschantschi) Eichhornfelle an Pfählen auf. Franklin sah bei den Criks Streifen von Büffel Fleisch und Fuchstücke an Bäume gehängt. Bei Virgü nagelt der Jäger den Schädel des Wildes an einen Baum und im Kalewala hängt Wäinämöinen ein Löwenhaupt an den Gipfel einer Fichte auf. Die Delaware beteten zu der Haut eines Hirschbockes, die mit dem Geweih aufgehängt war. Bei den Crows sind weiße Bisonhäute der Sonne heilig. Dem Frisko (Gott der Geschlechtslos) war der Eber heilig und der nordischen Fabelgöttin Freydrerer Wagen vom goldborstigen Eber (Hallimborste) gezogen wurde, opferete man bei Hochzeiten Schweine. Die Esten tragen Eberbilder als Schutz

grossen Göttin. In Frey's Cultus erscheinen Opfer von Schweinen zur Erde und auf dem Scheiterhaufen mitgegebenen Eberbilder sind in den Gräbern gefunden. In der Edda heissen die Krieger Freyvinir oder Frey's mde. Nach Tacitus verehrten die Aestyer Eberbilder als Idole. Das Bebildet kennt das Bild eines Ebers als Helmschmuck. In der angelsächsischen erlieferung von Finn und Hengest wird ein goldenes Schwein und eisener Eber dem Scheiterhaufen Hæfe's zugefügt (s. San Marte). Auf Grabhühen der Serben sind Guckguck abgebildet, da sich die Seelen Verstorbenen in Guckguck verwandeln. Der Gott Zywie (des Lebens) wandelte sich bei den Polen in einen Guckguck, um die Zeit des Lebens anzukündigen, und ihm gehörte, wer den ersten Guckguckruf gehört. Im deutschen Volksglauben ist der Guckguck gleichfalls Weissagevogel (s. Friedreich). Die Redensart, des Guckguck's werden (geh' zum Guckguck) stammt aus einer Zeit, wo die christlichen Mönche den Weissvogel wegen seiner Berührung mit zauberischen Wesen für eine Teufelsorte ausgaben (nach Nork), weshalb auch der Hexenspeichel (oder der Adenschaum der Cicaden) Guckguckspeichel genannt wird. In Nurple (nach Hügel) Vampyre heilig. Dem stummen Götzenbilde das Inca zerstörte, entflohen ein Papagei. Der prophetische Vogel der Tupinambas, der Bote der Seelen, hiess Macauhan. Aus dem Geschrei des Caribi verstehen die Zanherer die Todesbotschaft. Von Alfuren in Celebes das rechtsgehörte Geschrei ihres Weissagevogels glücklich, links unglücklich. Die Seelen der Griechen klagten im Cocytus. Sonst in *ερωψ* (upa). Bei den Thessaliern wurde die Tödtung der Störche mit Verbannung bestraft, weil sie bei einer Zunahme giftiger Schlangen diese vertilgten. Als Tiri aus dem blutigen Munde des Jaguar-Weibchen, das Aaresen, erfuhr, dass die Schlange Jemand gebissen, schickte er den Weibchen, die Schlange zu tödten (in Brasilien). Die Lemnier verehrten die Heuschrecke, welche die Heuschrecke neier aufsucht und zerhackt. Wie Sibirier und Neger gebrauchten auch die Karäiben, die die Bilder von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Caymanen verehrten, Thierhäute, Gebeine, Klauen, Köpfe, Federn als Fetische. Horus erscheint als Sperber in den Hieroglyphen. Hermegiaslus, König der Warner, versteht aus dem Gesang seine Todesprophezeiung (s. Procop). Um über die das Ende der Welt betreffenden Prophezeiungen Gewissheit zu erhalten, sendet (in der Heldensage der minussinischen Tartaren) der befragte Dschalataj dem mit sechs Schlössern verwahrten Goldschrein, den Falken zum Himmel, aus der schwarzen Kiste die Schlange an die Erde, den Blauhecht ins Meer und das Hermelin in den Berg. Von den drei Arten Käfer (*καρβόκος*) war eine (*καρβόκομος*) dem Helios geweiht, die zweite der Sonne, die dritte dem Hermes. Die häufig in Gräbern gefundenen Scarabäen trugen auch Köpfe von Menschen, Sperbern, Widlern, Käfern. Der Scarabäus war dem Pthah heilig und die ägyptische Kriegerkammer trug als aus-

zeichnenden Schnuck einen Ring mit dem Bilde eines Käfers. Die Bienen*) wurden bei den Schamanen für gute Heilmittel angerufen *Esee apibus partem divinae mentis*, meint Virgil. Gargoris, der älteste König der Kureten (in Spanien), entdeckte die Kunst, den Honig zu sammeln (nach Justin). Da Mohamed's Verfolger an der mit Spinnweben überspannenen Höhle sorglos vorübergegangen, blieb die Spinne (die auch David in der Höhle Adullam geschützt hatte) den Mohamedanern ein geehrtes Thier (wie in Sunda und bei den Chibchas). Spinnen bewahren das Haus vor Unglück nach deutschem Volksglauben. Die vom Fürsten Oswald verfolgte Jungfrau St. Truterca von Verona flüchtete in eine Höhle, wo sie durch Spinnweben verborgen wurde. Maya wird indisch als webende Spinne (des Weltalls) dargestellt. Die Hottentotten glaubten Denjenigen durch himmlische Wahl geweiht, auf den sich das ihnen heilige Insect niederliess. Da die Laus sieben Tage lebt, so muss in Birma, wenn der Nachlass eines Priesters vertheilt werden soll, mit der Zertrennung seines Gewandes bis über diese Zeitdauer hinaus gewartet werden (s. Ehrmann). Die Motte wurde in Alexandria der Thetis geopfert (nach Sext. Emp.). In den für die Pomull oder Griffi gebauten Tempelhütten stellten die Neger (nach Winterbottom) Termitenhaufen und bringen dort Opfer.**) Die Hügel der weissen Ameisen werden in Hinterindien verehrt. Bei den Tungusen hat der Buni (Gott) Atschintitei Macht über die Mücken (Gorgi). Zeus wurde in Elis als Fliegenvertreiber (*Ἀπομμυιος*) verehrt (wie Baal-Zebub). Als Bischof Otto in Bamberg (1128) nach Gützkow in Pommern kam, um die Götzenbilder zu zerstören, flogen ihm eine Menge Fliegen aus dem Tempel entgegen und begaben sich, als er ihnen Entfernung gebot, nach dem Tempel des Swantewit zu Arkona auf Rügen. Aus dem an die Mauern der Golumbatschen Schlösser geworfenen Haupte des von St. Georg erlegten Drachen (b. Orschowa) entstanden Fliegen in solcher Menge, dass durch ihren Druck das Mauerwerk zusammenstürzte. Der Tottenkopf genannte Schmetterling ist Prophet des Todes und verderblicher Seuchen. Als der Käfer dem Adler, der ihm die Jungen geraubt, aus Rache die Eier fortgewälzt hatte, wandte sich der Adler an Zeus, der ihm erlaubte, neue Eier in seinen Schooss zu legen. Der Käfer noch nicht versöhnt, flog sausend herbei,

*) The Hindus highly venerate the bee and some species of Ants, believing that the spirits, by which they are animated, are favoured of God and their intellects more developed than in most other forms of insect life. Nach Knox verfertigten die Ceylonen ihre Götzen aus der feinen Erde der Ameisenhügel. Les Fourmis appellés Coddia, mordent cruellement et ils ont reçu cette vertu de piquer en considération de leur hardiesse, d'avoir demandé une femme en mariage du serpent venimeux, appelé Noya (en Ceylon).

***) Besides the statues of the idols, the Manes or Cumba have Chinas or Pyramids with bells within wherein are kept white ants. When they buy a slave they set before him a Chinapamide, having offered wine and other things, praying that if he run away tigers and serpents may devour him (1604).

Zeus, die Eier vergessend, sprang auf, ihn zu haschen und des Adlers Brutgang von Neuem verloren (s. Aesopus). In den hinterindischen Sagen rächt sich der Vogel mit Hilfe der Mücken und des Frosches an den Elephanten, der ihnen die Eier zertreten. Die Abbasije, die nach Derat kamen, um die Schätze des in Siknani begrabenen Königs fortzunehmen, wurden durch das Herbeikommen der faustgrossen Ameise Persions's (en Nimbe el Farisije) getödtet (s. Wetzstein) und ähnlich mögen sich als Goldwächter beschriebene Riesenameisen auf Paniere beziehen, in denen die Ostasier oftmals Insekten zu tragen pflegten. Auf den Trajanssäulen führen die Soythen Drachen-Banner, die mit dem Winde füllend, ein zischendes Geräusch verursachen und ein feuerspeiender Drachenkopf soll von den Tataren in der Schlacht bei Liegnitz zum Schrecken ihrer Gegner benutzt sein. Als Huitriton die Stimme des Vögelohens vernahm (Tihui, laßt uns gehen), brachen die Azteken zu ihren Wanderungen*) auf. Die Kolonie des Battus wurde von einem Raben nach Kyrene geleitet, die Chalceder von einer Taube, die Kreter von Apollo, als Delphin nach Pytho, Kadmus von einem Stier nach Theben, Antioch von einer Schlange, die Hirpiner von einem Wolf (hirpus oder Wolf im Sabinischen). Die von den Thraciern gedrängten Böotier erhielten ein Orakel, sich auf der Stelle weisser Raben nieder zu lassen. Der Wiedehopf wurde im Orient verehrt, weil durch die Schärfe seines Gesichts und Geruchs Wasserquellen im Innern der Erde entdeckend. Die Taucherenten waren den Finnen heilig, weil sie durch ihr Klagen Regenwetter vorherverkündeten. Socharis wurde als Sperbergottheit verehrt und Ra, als Mann mit einem Sperberkopf, repräsentirte die Sonnenscheibe. Habicht und Ibis waren den Egyptern heilig. Tauben werden von den Mohamedanern geschont und in den Moscheen gefüttert. Parvah begattete sich in Taubengestalt mit Isvara und eine Taube war das Zeichen der Semiramis. Im schwedischen Märchen (aus Nord-Smäländ) beglückte die Vögel die Prinzessin, die sie gefüttert, und bestrafen ihre böse Stiefschwester. Zeus ist vom Adler, Athene von der Eule, Juno vom Pfau begleitet. Der Hauptgott der Tolteken trug einen Adlerkopf. Bei grossen Ereignissen zeigt sich (nach Chateaubriand) Kitchi Manitu, getragen von seinem Lieblingsvogel Wakon (eine Art Paradiesvogel). Vishnu reitet auf Garuda, dem Sturmvogel. Die Jacuten halten es für sündhaft, einen Schwan

*) It happened, that among the Zulus men were living in perfect prosperity, not knowing what was about to happen. One day a crow called on the Zulus, an officer, whose name was Unongolaza, and said: „Wey, Unongolaza!“ „Wey Unongolaza!“ The people listened and said: „No one can be seen who is calling, there is only that crow yonder.“ It said: „You are living securely. This moon will not die without change.“ You will be killed in Zululand, if you do not depart, you will be killed, during this very month. So away, all of you.“ And in truth they did not stay. Umawa the daughter of Ujana, the chief of the people set out and came heretho the English. Those who remained behind were killed (Callaway).

zu schlagen. Die Parturen erhalten als Gegengeschenk für einen Schwanz das beste Pferd ihres Nachbarn. Die Priester der Yezidi ziehen mit dem heiligen Halm (Dik oder Taouch) auf den Märkten umher, um ihn den Meistbietenden der Beitragenden dem Namen nach für ein Jahr zuzuschlagen, in jedem Dorfe. Unter den 12 Zeichen auf dem Staatsgewand des chinesischen Kaisers finden sich Fusan und Drache (= Legge) mit Sonne, Mond, Stern, Berg, Becher, Affe, Wasserfliege, Flammen, Reiskrone, Axt. Der Pfau war von ägyptischen Königen dem Zeus Polieus geweiht. Wiesel und Fischotter waren heilig, ebenso der Wiedehopf, Storch und Fuchsgans. Eule, Schwalbe, Ruten finden sich mumifizirt, ebenso der Falke, Frosch, Kröte, Sir (Accrina), Fliege. Heilige Raben wurden am Apollo-Tempel der Samragdgruben gehalten.

In Brasilien erscheint der böse Geist bald als Eiderhase, bald als Mann mit Hirschfüssen, bald als Unze, bald als Krokodil, bald als Saupf (Spix). Der Idem-Efik*) zeigt sich am Alt-Calabar unter wechselnder Thiergestalt. Um dem Menelaus zu entgehen, verwandelte sich Proteus**) (Ketes) in Löwe, Panther, Drache, Waldschwein, Wasser, Baum. Zeus nahte sich der Semele in wechselnder Gestalt, als stierhäuptiger Mann, als Pardel, als Löwe, als Drache, und erzeugte Bromios unter Donnergeroll. Obwohl sich in Schlange, Löwe, Bär verwandelnd, wurde Neleus schliesslich von Herakles getödtet. Bei den türkischen Stämmen in Südsibirien rufen die Schamanen, die Aina an, die im Schoosse der Erde verborgenen Geisterwesen, die oft nicht nur die Gestalt von Menschen, sondern auch von Bären, Schlangen, Füchsen, Schwänen u. s. w. annehmen. Nach Leucquist betrachteten die Finnen manche Krankheiten als lebende Geister böser Natur, von denen einige, wie Koi (Fingerwurm), Hammas-suato (Zahnwurm), Laava-mato navetta toukka (Stallwurm) u. s. w. thierische, Andere menschliche Gestalt hatten. Njckon, Stammvater der Schilluk, die den Nil heilig halten, erscheint zuweilen unter der Gestalt eines Ichneumon, einer Ratte oder eines andern kleinen Thieres unter dem ihm heiligen Bäumen (Hartmann). Nach den Chinesen ist die Yn-chu (verborgene Maus oder Wühlratte) gross wie ein Wasserochse (Lishishin). Maulwürfe verwandeln***,

*) Der von Raben umkreiste Gipfel des Gross-Ydakh gilt auf Palmas als Gegenstand der Verehrung. Diodor unterscheidet von dem jungen Zeus (Sohn des Kronos) oder Zeus, dem über die Kureten auf Kreta herrschenden Zeus, der (als Bruder des Uranos) mit Idäa verlobt war. Kybele von phrygischem Ida war Schützerin der kleinen Kinder, die diese und das Vieh vor Krankheit bewahrte. Im Idafeld erneuerte sich der scandinavische Olympos.

**) Die Beherrscher von Aegypten waren gewohnt, Gesichter von Löwen, Stieren, Enten über den Kopf zu längen, als Sinnbilder der Gewalt, und auf dem Kopf bald Bäume, bald Feuer, ausserdem auch vielerlei duftendes Kränzwerk zu tragen. Darnit wollten sie sich ein würdiges Aussehen geben und bei Anderen Staunen und abergläubische Furcht erregen. (Diodor.)

***, *housae tertio nonas Novembriis in ripa Majori visum est monstrum marium sexus femine cum manus capite tauro hirsu to magis similia quam hominem referente, cum w-*

ch in Vögel und umgekehrt. Nach den Itälmenen verwandeln*) sich die fenechen in Forellen, wenn sie ins Wasser fallen und werden an's Ufer geworfen, wieder zu Morasthühnern**). Wenn man ein Gefäß mit Birkenrinde auf ein Torfland hinwirft, so entsteht die Adler-Eule, weil sich dieselbe gemeinlich dort aufzuhalten pflegt. Die Eidechsen sollen Splone oder Haetsch (Gottes der Unterwelt) sein und ihm die Leute vorrathen, die im Laufe des Jahres sterben müssen, weshalb man sie mit einem Messer durchstechen sucht, ehe sie zurückkehren können. Der Fisch Gaysühs der Diebsfisch hat seinen Leib von allen Fischen zusammengestohlen (wie auch Megatherion). Die Scholle Cambala brütet ausser Fischen ihrer Art auch Seemöwen aus. Die in dem Binnensee am Ostrog des Kykashick-liseben gefundenen Walfischknochen sind aus Enten-Eiern entstanden; sie von Mäusen im Frühjahr gesammelt, aber dort fallen gelassen wurden, weil sie zu schwer waren. Den Singvögeln wird gutes Wetter zugeschrieben, weil sie durch ihr Auffliegen Wind und Regen verhindern. Den Bachstelzen ist gelankt für Frühling und Sommer, weil sie glauben, dass diese Vögel die Jahreszeit mit sich bringen. Wenn das Wetter gut und die Kälte nicht stark ist, so liegt das Verdienst bei den Raben und Krähen (s. Steller). Die Irokesen setzen, ein geistiges Urbild jeder Thiergattung, in den Manitou oder Bisong, Bären u. s. w. Als nach der Fluth die geretteten Menschen in Mexico Fische braten wollten, ärgerte sich darüber der Gott Tezcailpoo und verwandelte die Fische in Hunde. Werden gesegnete Grashalme gegen einen Baum geworfen, so springen Wölfe***) hervor, die in die Herden fliehen (in Lothringen). Die Marquesas-Indianer stellen für jede Thiergattung eine besondere Mutter auf neben der allgemeinen Mutter der Dinge (der Keime oder Nährmutter bei den Aegyptern, als Oceanus), doch so, dass die Hennen und Schildkröten eine gemeinsame Mutter haben, und ebenso Schweinchen, Stachelrochen und Fliegen. Die mit Nixen erzeugten

vis canina (Lycosthenes). In Germaniae visus est (1516) justae aetatis vir, cui aliud caput umbilico cresceret.

*) Tradition says, that the gulls and partridges were one and the same, that half of the w. they lived on the water, the other half upon land, the thing being plain enough, since one has only to flatten the beak of the partridge and web his feet and the gull pecks, for indeed in colour there is a resemblance (nach den Indianern Vancouver's). The wip, an imaginary creature with the head and neck like an Emu, inhabits deep holes in the sea and lake where it kills persons, who venture there (in Australia).

**) It is conceivable, that flying fish, which now glide far through the air, slightly rising & turning by the aid of their fluttering fins, might have been modified into perfectly winged animals. (Darwin.)

***) The Jacoon believe that a tiger in their path is invariably a human being, who having sold himself to the evil spirit, assumes by sorcery the shape of the beast to execute his vengeance or malignity. They assert, that invariably before tiger is met, a man has been or might have been seen to disappear in the direction, from which the animal comes. In many cases the metamorphosis they assert has been plainly seen to take place (Cameroon)

Kinder haben Schwimmhäute zwischen den Zehen, wie Entenfüsse. (Schönwerth.)

Bei den Chinooks wird der Grosse Geist unter dem Bilde eines Riesenvogel's gedacht, der in der Sonne lebt. Auf einer Insel bildete Chimanitu, der Herr des Lebens, Thiere aus Lehm, mit einer Oeffnung, in welche er kroch, um sie zu beleben, wenn sie nicht zu gross und sonst nützlich waren, während er die übrigen wieder verwarf. Aus einem Geschöpfe menschenähnlicher Gestalt, dem er vergass, das Leben wieder zu entziehen, entstand der böse Geist, Machinito (s. Schoolcraft). „Nach den Indianern in den in den Neuen-Niederlanden existirte die weibliche Kraft des Schöpfers schon von Anfang der Dinge. Als sie sich von dem Himmel auf das Wasser herabliess, bildete sich Land unter ihr, das sich mit Pflanzen bedeckte und vermehrte, wo das Wasser abnahm. Hierauf gebar sie einen Hirsch, einen Bären, einen Wolf, die sie säugte und gross zog und durch Vermischung mit ihnen die übrigen Geschöpfe sowie zuletzt den Menschen bildet“ (Arnold). In Indien part sich Siwa in der Gestalt jeder Thiergattung mit Paravati. Die Lenape lassen die Erde als Insel von einer Schildkröte getragen werden. Nach Heunepin verehren einige Indianerstämme den grossen Geist in Rabengerippen. Unter einem Berge auf einer Insel im Huron-See liegt der grosse Biber, als Schöpfer begraben. In der Mysteriensprache der Walen ist der Biber (als Avano der Wasser) zum cosmogonischen Bilde erhoben, indem die Uberschwemmung aufhörte, als Hu mit Hülfe des Stieres den Biber aus der Wasserfluth (Llyn Llion) hervorzieht. Von Yin und Yang gezeugt, bildete Puan-ku die Welt, durch Phönix, Schildkröte, Drachen und Eichhorn unterstützt. Die Thiere, die Michabu die Erde aus einem Sandkorn erschaffen halfen, wurden, als sie in Uneinigkeit geriethen, vom Schöpfer vernichtet, der die Herrschaft dann dem Menschen gab (bei den Mingos), Jehl, der schon lebte, ehe er geboren war und nie stirbt, hat Sonne, Mond und Sterne aus den Kästen seines Grossevaters herausgelassen und an den Himmel versetzt. Auf Verlangen des Eichhörnchens brachte bei der Schöpfung die Krähe Licht (bei den Irokesen.) Die Kalevala-Runen lassen Adler und Ente an der Schöpfung Theil nehmen und der Kukuk macht durch sein Rufen den Erdboden fruchtbar. Aus den zerbrochenen Eiern des Adlers, der auf den (aus dem Meere emporgehobenen) Knien des Wäinämönen genietet, wurden die Schalen des Hitamels und der Erde geschaffen.

Als Alles See war, zwei Vögel (einen Drachen und eine Ente) sehend, dachte Marang Buru, wer die Erde heben könnte und rief die Krabbe, die aber die Erde aus ihre Scheeren wegzwischen liess. Der gerufene Erdwürmerkönig verlangte die Hülfe der Schildkröte, und als diese mit den vier Füssen an den vier Ecken der Erde befestigt war, erhob sie dieselbe. Vom Grossen Herrn zum Versuch herabgesandt, fand Marang Buru, auf die Erde tretend, dass dieselbe nachgab, und erhielt den Befehl, Grassamen

zu säen, damit diese feste Wurzel schlagen könnte. Auf dem angewachsenen Bena-Gras legten die Vögel Eier, aus denen ein Bruder und Schwester hervorkamen, die auf Marang Buru's Bericht ihres Nacktseins vom Grossen Herrn Kleider erhielten. Als Marang Buru seinen Onkel berauscht und zusammengelegt hatte, wurden sieben Söhne und sieben Töchter geboren, die später von der Marja Tudukko weggetrieben wurden und über Chae Champa sich nach Dugdarahed, Sing, Sikar, Tundi und Katara verbreiteten.

Als den grossen Hasen sahen die Indianer den Götterboten Hiawatha mit seinem Hofstaate über den Wassern schweben. In seinem magischen Kahne auf- und niederfahrend, erlegte er die Sohlangen und Ungethüme um als Vater seines Volkes diesem eine Wohnstätte zu bereiten (Schoolcraft). Dem Wassergotte Michabu gegenüber wurde Atahocan, der grosse Hase*), als Symbol der Fruchtbarkeit verehrt. Von dem Damme, den er zwischen Oberen- und Huroneses gebaut, wurden noch Spuren gezeigt, und die Irokesen bewahrten Stücke gediegenen Kupfers, die sie dort gefunden, als ihm heilig auf.

Ein über den Weg laufender Hase bedeutet Unglück nach deutschem Volksglauben. Der Bauer zu Milow (bei Rathenow) hatte einen Kobold in Gestalt eines dreibeinigen Hasen*). Ebenso spukt im Elsass der dreibeinige Hase und auch der Hase, von dem Teufel in den Zauberer Kitzele verwandelt, um die Mönche des Klosters Echternach zu stören, war dreibeinig, da ihm der Abt ein Bein abgehauen. Aus der chthonischen Symbolik des Hasen erklärt Friedrich sein Vorkommen auf Graburnen. „Wenn der Hase schläft, hat er eine ganz feine Haut über seine Augen gezogen, wobei die eigentlichen Augendeckel sich nicht schliessen. Dieses hat bei

*) Leporem et gallinam et anserem gustare fas non putant, haec tamen aliunt animi voluptatis causa, sagt Caesar von den Britten (und den Völkern des belgischen Gallien). In hac terra ac in Wallia vetulas quasdam in Leporinam formam se transmutare ubera vicina sugenda, alienum lac surripere, Leporariosque magnatum cursu fatigare vetus quidem et adhuc frequens querela est (Rannlph). Formam lupinam induentes, completo systema, si forte superstites fuerint, aliis duobus loco eorum simili conditione subrogatis, ad pristinam redeunt tam patriam, quam naturam (in Irland) XIV. Jahrt. s. d. Die Ausgrabungen der Pfahlbauten haben zu dem Schluss geführt, dass die damaligen Helvetier sich des Hasens enthalten hätten, wie die Juden und andere Semiten, und ebenso vermeiden die Hottentotten sein Fleisch zu essen, und erklären dies Verbot aus einer mit dem Monde verknüpften Sage. Nur ihren Frauen war (nach Kolben) solchs Speise erlaubt. Die Grönländer würden im Nothfall eher Füchse als den Hasen essen, bemerkt Crantz. In Lappland und manchen Theilen Russlands herrscht eine Abneigung dagegen, sich des Hasenfleisches als Nahrung zu bedienen. Dagegen gilt (bei Martial) das Sprichwort: Leporem non edit für hässlich sein, weil der Genuss des Hasenfleisches gewisse Schönheitsrose gäbe. (s. Friedrich). Wegen der erotischen Natur des Hasen, soll sein Fleisch von Moses verboten sein und auch von Pythagoras. Zacharias rith den Christen ab, Hasenfleisch zu essen, weil es geil mache.

**) Ce n'est que depuis la revolution, qu'on ne voit plus apparaitre le lièvre invulnerable d'Angerans (Marquiset). Au château de Rongis (près de Valenciennes) un vieux lièvre avait la reputation d'être sorcier. Les Gardes l'appellaient Gaspard (s. Monnier).

den Alten den Glauben verankert, es schlafe der Hase mit offenen Augen und so wurde er Sternbild des leichten Erwachens, was andeuten sollte, dass die Seele nicht sterbe, wenn auch der Körper in den Todesschlaf sinkt, sondern fortlebe.“

„Die Peruaner meinten, dass jede Thiergattung ein Individuum ihrer gleichen im Himmel habe, welches ein Stern war und die Mutter der anderen Thiere genannt wurde, der Gattung. Als solche Sterne werden die Namen der Mutter der Tiger, der Bären, der Löwen u. s. w. genannt. Das Sternbild der Leier wurde als vielfarbiges Lama verehrt. Von zwei stets zusammenstehenden Sternen wurde der Eine als Schaf, der Andere als Lamm bezeichnet. Von dem im Himmel lebenden Fisch der Gattung gingen alle Nachkommen derselben Gattung aus, indem zu bestimmten Zeiten seine Kinder für die Nahrung der Völker ausgesondert wurden. Das Gestirn der Schlange Machuquay wurde als Schutzmittel gegen den Biss schädlicher Thiere verehrt. Am Himmel sollten einst zwei Konketen erschienen sein, in Gestalt von Löwen und Schlangen, um den Mond zu verschlingen.“ Nach Ansicht der Yuracares wurden Thiere unter die Gestirne versetzt. Die Patagonier sehen in den Sternen alte Indianer; die Milchstrasse ist ihnen der Pfad, auf dem der Jäger Strauss jagt, das Sternbild der drei Könige zeigt die nach diesem Vogel (dessen Füße das südliche Kreuz bilden) geworfenen Kugeln und die Nebelflecke der magellanischen Wolken sind die Anhebungen der gesammelten Straussenfedern. Den grossen Bär nennen die Kuskokwiner das Renuthier (Tuntunok), die Plejaden den Fuchsbau (Kawwagat) den Sirius Ueberfluss an Thieren (Agjachlak), den Orion den Aufgehenden (Missuschit). Die Maus erhielt (b. d. Nordamerikanern des Ostens) einen Platz am Himmel, weil sie längs des Regenbogens hinaufgeklommen und einen Gefangenen befreite (s. Schoolcraft). In dem auf die Kirgisen zurückgeführten Cyclus der Ost-Asiaten sind die Jahre durch Thiere repräsentirt und regieren als solche das Geschick desjenigen, der unter ihren jedesmaligen Einfluss geboren ist. Die das Meer bewegenden Winde kommen (nach der Elda) aus dem Adlersfüßigen des Riesen Hraesvelgr (Leichenverschlinger), der am nördlichen Himmelsende sitzt. Aquilo ventus a venientissimo volatu ad intar aquilae*) appellatur (Festus). Sollte es der

*) The Persians believe, that scorpions may be deprived of the power of stinging by means of a certain prayer. The person, who has the power of binding, turns his face toward the sign of Scorpion in the heavens and repeats his prayer. Every person present at the conclusion of a sentence, claps his hands and after this is done, they think, that they are perfectly safe (Fraucklin).

*) The natives of New Mexico employed four of the feathers of the American eagle to represent the four winds in the invocations for rain (Whipple). Bungo, star in the head of Cruz or Opossum, is pursued by Tebingal and (laying down his spear at the foot of a tree) runs up the tree for safety. For such cowardice he became an opossum (in Australia).

als Löwen und Schlange (unter Manco Capai) erschienenen Cometen geglingen, den Mond (gegen den die Peruaner deshalb Pfeile abschossen) zu verschlingen, so würden alle Werkzeuge der Männer in Löwen und Schlangen, die der Weiber in Vipern, die Werkzeuge des Weben's in Bären und Tiger verwandelt werden. Nach den Churucacos wird der heilige Jaguar in den Mond versetzt. Unrgunite (der Siriusstern) entdeckte den Mond (Mityan) in Liebshaft mit einer seiner Frauen und jagt ihn; so dass er noch jetzt läuft (nach dem Stamm der Bouroung von Malli beim See Tyrill in Anstralien). Der Vogel Pupperrimbul trug das Ei eines Emu fort, aus dem die Sonne wurde. Vor Erleuchtung der Erde wohnten in der Finsterniss die Narrumbungutias, böse Wesen, die noch existiren und Dunkelheit und Stürme erzeugen. Venus (Tchanghi) ist Schwester der Sonne (Ginovi), und Frau des Jupiter (Ghinabongbirps). In der Constellation des Centaur ist eine Kampfscene dargestellt (s. Stanbridge).

Wie den Singha-Königen Indiens, den Singh der Sikh, den ägyptisch-ethiopischen, persischen oder parthischen (des Chita), seldjukkischen, abyssinischen Dynastien der Löwe das Symbol der Macht und zum Theil des göttlichen Aushern ist, so der Wolf bei den Nomaden des nördlichen Asien, bei den scandinavischen Heldengeschlechtern und bei den Macedni des Pindus (aus Macedonien des den Wolfshelm tragenden Macedo), den nach Süden ziehenden Doriern, denen im Peloponnes ein mit der Herrschaft des (durch Telchinen getödteten) Apis (aus Phoroneus Geschlecht) gleichzeitiger Thierdienst vorherging, sowie ein mit Lykien*) verknüpfter Wolfscultus (Lycæon's), älter als der mit Aretas auftretende des Bären, des altdeutschen Thierkönigs (s. Grimm), und jünger als der des Hundes. Kynäthos Sohn des Lycæon wurde in einen Wolf verwandelt; als Zeus seine Brüder mit dem Blitze erschlug, und Apollo selbst hieß Kynios bei dem altathenischen Geschlecht der Kyniden. Der Name der von Herodot in den District Kynuria an die Ostküste gesetzten Kynurier oder der bei Polybius als wilde Arkadier (wegen Vernachlässigung der Musik, den Hunden verhasst) bezeichneten Kynaethier (wie sich auch in Arkadien ein District Kynuria fand) führt auf die Kynesier oder Kyneten*), dem einzigen Volke

Larabula (belt of Orion) are a number of young men deucin gaud young women (Larabula or Pleyades) play to them.

*) Von Lykien kam als Hyperborier an der Spitze einer Priesterschaar Olen und brachte die Theozonien nach Delos, wie Boos singt, und Leto, *ἄπολιος ληνυτιος*, den Hoerden gen gehörend, als Apollo (Vater des Lycæon der corycischen Höhle) Lyceus oder Lysius auf argivischen Mänsen), gelangt zur schwimmenden Insel, wodurch auch Hottus, Bruder der Bolacis gerettet wird. Unter den Lenape führte die Unarai das Wappen der Schildkröte, die Unalachtigos das des Dindon und die Minai oder Monsi das des Wolfes. Am Delaware wohnte (1652) die Ronape (Campanius).

**) Die Cynetos, die auch die Ora maritima in Iberien kennt, und an den Anas setzt (s. P. Smith) ist zur Identificirung mit den Conli im Cuneus Lusitanicus geneigt. Der Berg Kassus gehörte zum Gebirge Idubeda (*Ἰδούβηδα*) oder (b. Agathemerus) *Ἰδούβηδα*

des äussersten Europa ausser den Celten, sowie auf das Cyneticum littus (in Gallia Narbonnensis) und anderen ausgestreuten Stammesresten, den Hafen Cynus bei den Locri Opuutii mit dem Denkmal des Deucalion und Pyrrha, dem Vorgebirge Cynossema am thracischen Chersonnes, wo die in einen Hund verwandelte Hecuba begraben lag, dem Cap Cynosura (Hundeschwanz) in Attica, den Bergen Cynosephalae (Hundsköpfe) in Thessalien, dem Heraklestempel des weissen Hundes (Cynosorges), dem Dienst des hundsköpfigen Anubis im ägyptischen Cynopolis, und überhaupt den besonders an eroberte Nomaden geknüpften Sagen hundsköpfiger Menschen, die nicht nur bis ins späte Mittelalter ganz Asien durchziehen, sondern auch in Afrika auftreten, (wenn die Aethiopier Cynemolgi, als Affen mit Hundsköpfen beschrieben wurden). Simmias sind Hyperboräer Halbhuude.

Nach Untergang des Lycaon wurde der im Ahn verehrte Wolf durch den vor dem Wolfe schützenden Gott ersetzt, den Zeus Lycaeus, wie im christlichen Gallien die Bischöfe zweckmässig erfanden, Einen ihrer Heiligen zum Wolfsabwehrer zu weihen. Antonius Eremita, mit dem Schwein zur Seite (in dessen Gestalt ihn der Teufel versucht hatte) galt den Landleuten als Schutzpatron der Schweine.

Die Wölfe Skold und Hate suchen in den Finsternissen Sonne und Mond zu verschlingen, und von den Wölfen der Zauberin im östlichen Walde Jaravid verfolgt Hrodvitnir die Sonne. In Sibirien, Dänemark und Norwegen werden die Nebensonnen Sonnenwölfe genannt (s. Barth). Remulus, durch Lupina gesüugt, liess Lupercus (den Wolfsabwehrer) durch die Spiele der Lupercalien ehren. Die von Oghuz im Norden zurückgelassene Ckaladsch (indische Chuldsche) oder (bei Hammer) *κολαξας* (Herodotus) werden (nach Erdmann) mit den Koloschen zusammengebracht, bei denen der Wolf, als Ahn, in den Wäldern lebt. Die auf glühenden Kohlen

in Hispania. Auch in Arkadien fand sich ein Distrikt Kynuria und die Kynurier der Ostküste (zwischen Argolis und Laconia), die sich selbst Jonier nannten, wollten *αιρώθους* sein. Neben den Kantabri (in Iberien) werden die Koniskoi oder Koniansi (Concan) erwähnt. Die Kent besitzenden Jüten heissen Cantvare. Die (bei Herodorus von Heracles) westlich von allen spaaischen Nationen wohnenden Kynesier oder Kyneten stiessen im Norden an die *Γαλάτες* (Galater oder Celten). Die früher besonders am Berge Parnon wohnenden Cynurer waren später auf Thyrea in Thyreatia (mit dem Flusse Tanau oder Tanus) beschränkt. Nach Eusthatius waren die Telchines, die in Menschen verwandelten Hände des Aktäon, und wurden von Apollo, als Wolf (s. Servius) zerrissen, wie in Arkadien wieder das Wolfsgeschlecht dem des Bären erlegt. Von Chiron erzogen, war Aktäon durch Autonoe (Tochter des Kadmus) dem Aristäus (Sohn des Uranns und der Ge) geboren, der aus dem Leibe eines geschlachteten Rinder Bienschwürme erzeugte. Rhea liess den kleinen Zeus auf Kreta durch einen goldenen Hund bewachen, der durch Pandareos gestohlen, dem Tantalus gegeben wurde. Die Mütter (der kretischen Ammen), wurden als feiste Bärrinnen gedacht, und unter dem Namen Helike (oder Kallisto, Mutter des Arcas) und Kynosura als grosse und kleine Bärrinn unter die Sterne versetzt (s. Klausen). Der Begriff der Bärrinn des Abwehrens spielt in einander, wie *ἡ ἀρκος* und *τό ἀρκος*. Biörn war Beiname des Thorr.

schreitenden Hirpi (Soraote's) bei Feronia (*Degeoria*) des Berges Soraote erinnern an die mongolischen Chunokurat, die schon vor beendeter Berathung über die noch glühenden Essen der übrigen Völker (aus dem Wolfsstamm) gezogen und daher ihren endemischen Fußschmerz bewahren. Die Arrinzi (in Sibirien) fürchten die Wehrwölfe (nach Strahlenberg) und die Wikolaki locken besonders nach Kinderblut. Die Charlachi (bei Ibn Haukal) oder Chazlack (bei Chawendimir) heißen (als Charick) Kho-lo-lo oder Khorlo bei den Chinesen Theutis (der Athene verwundet) scheint derselbe Name zu sein, wie Tydeus mit dem Eber (nach Piderit). In Lycopolis wurde das Königsschild des Recamai gefunden (nach Rosellini), der im oberen Egypten, gleichzeitig mit der Hirten-Dynastie das Delta herrschte. Wölfe trieben ein aethiopisches Heer von den Grenzen Egypten's zurück (nach Diodor). Als Wolf stieg Osiris aus dem Hades herauf, um Isis oder Horus in ihrem Kampfe mit Typhon zu unterstützen (eine nach Vertreibung der Hyksos übertragene Erklärung des durch dieselben angeführten Wolfssymbols).

Lykastos und Parrhasios (von Philonome dem Ares geboren) wurden, von einer Wölfinn gesäugt, durch den Hirten Tylibos gefunden. Die Jungfrau Atalante wurde von einer Bärinn gesäugt. In welschen Sagen wird König Artus als Bär dargestellt. Von der durch einen Wolf befruchteten Tochter des Thurbewohnenden Hiongau-Kaisers stammend, wurden die Hoi-hu (unter den Wei) Kaotsche genannt oder Thele (Thiele Tyle's) bei den nördlichen Tartaren.

Dass sich noch über die Sage von Tydeus und Polyeus, die Ritter vom Löwen und vom Eber, (die als Freier um die Töchter des Adrastes an königlichen Hofe von Argos zusammentrafen) hinaus, die Thierwappen nach Art der australischen Kobong der indianischen Totem in Griechenland erhielten, zeigt die Erzählung von den Stammesbenennungen in Sicyon (der ältesten Stadt Griechenland's), die der Tyrann Cleisthenes aus Spott*)

*) Als Herzog Bernhard von Sachsen seine Nichte dem obotritischen Fürsten Mistevoi vermählen wollte, bemerkte ihm der norddeutsche Markgraf Dieterich, dass es sich nicht züme, seine Anverwandte einem Hunde zur Frau zu geben (s. Helmold). Gleich den Tupis oder Peruanern, Algonkin (Irokesen) und Eskimo prügelten die Creek bei einer Mondfinsternis die Hunde, indem der grosse Hund, der den Mond verschlingen wollte, durch Missbilligung der kleinen abgehalten werden würde. Der der Isis heilige Hund wurde der Heate und Diana geopfert. Bei den Azteken hiess Xochiquetzal (Göttin der Liebe) Mutter Hündin (Itauecan) und die Shoshones nannten den Hund ihren Ahn. Der heilige Chautico (bei den Nahuas) oder (nach Gama) Wolfskopf wurde wegen Unterlassungsfehler bei den Opfern von den Göttern in einen Hund verwandelt. Ica Pachacutec fand unter einem lebenden Repräsentanten in Hinants Hunde verehrt, and in many tombs there and in Mexico their skeletons are found carefully interred with the human remains (s. Brinton). Chichimec (Chichimecatl) means literally: „people of the dog.“ Der von Westen stammende Ahn der Mandan war in vier weisse Wolfshäute gekleidet (s. Collin). Bei den Algonquin's heiligte sich Messou der Wölfe als Hunde (le Jeune). Die Leui Lenapi waren durch ein Wolf aus der Erde hervorgegcharrt (wie den Peruaner durch Catequil aufgegraben), und bei dem Fest der Toukaway's kratzten die in Wolfshäute gekleideten den nackt in die Erde Ein-

gegeben haben sollte, (Lyatae oder Schweinevolk, Oneatæ oder Eselvolk und Choreatæ oder Ferkelvolk (nachher für Hyllæer, Pamphylier und Dymnanaten aufgegehcn unter Zutritt der Megalier). Odysseus trug den mit Eberzähnen gezierten Helm des Autolykos. Der rhamantische Eid (*Ραδαμανθηος* "ορκος") wurde bei Gans, Hund, Widder und Aehnlichen geleistet nach Suidas). Multi per olera jurant (Cratinus). Dem Achilleus wird (wie dem Ares) der Wolf zum Helmzeichen gegeben. Im Thier-Epos sind Wolf und Fuchs oder (statt des Wolfes) der Bär die Hauptpersonen und der Fuchs siegt über den Bär, wie in Afrika der Hasz über den Fuchs. „Bär und Wolf sind sehr oft in Wappen aufgenommen“ (Grimm). Im Wappen der Stadt Eschz erscheint der Bär halb über der Mauer. Die Bildsäule des Harm oder *Harms*) (Arminius oder Herrmann) trug (in Hildesheim) einen Bären auf der Brust (siehe Dörriens) 1754.

In ihren populären Mährchen ist die Komik des Volkswitzes unerschöpflich von dem algonkinischen Manibozho oder Michabo neue Schwäche und Possen zu erzählen, aber ursprünglich galt er in den Anrufungen der Jossakind (im Meda-Cultus) als höchste Gottheit (Michabo Ovisaketchak oder der grosse Hase) und Schöpfer der Erde, founder of the medicine hunt in which after appropriate ceremonies and incantations the Indian sleeps, and Michabo appears to him in a dream, and tells him where he may readily kill game (s. Brinton). Zunächst wurde die Verehrung dem Repräsentanten des Hasengeschlechtes gezollt, dem Könige dieses gesuchten Jagdthieres, der seine Unterthanen dem menschlichen Diener zum Niesbrauch überliefern möchte, und trat bei nächtlichen Jagden leicht die (auch in Süd-Afrika wiederkehrende) Verbindung mit dem Monde hinzu, von dem herab der Grosshase das Treiben in seinem irdischen Reich betrachtete und überwachte. Aenderte sich die Lebensverhältnisse des Stammes in einer Weise, dass er nicht mehr ausschliesslich, oder doch hauptsächlich zu seiner Ernährung auf der Jagd hinzuweisen war, so konnten müssig umherstreichende Gedanken Combination, für den der Faden des eigentlichen Zusammenhanges abgerissen war, leicht dahin führen das an die höchste Stelle gerückte Bild des Hasen unter den Cultusnamen zu einem heiligen zu stempeln unter Beihülfe seiner scheu- (oder dämonisch) verschwindenden Natur (wie sie auch in Spuckgeschichten benutzt wird), und es trat dann das bei Jeden Hottentotten, Britten (zu Cäsar's Zeit), Pfahlbauern (nach Lyell) und Lappen beobachtete Verbot ein, Hasenfleisch zu geniessen und erhielt sich nach Aufnahme anderer Göttergestalten nachher um so säher, je weniger der Grund verstanden wurde, also ein mysteriöser zu sein schien

gegrabenen betaus. Der Heilige der Tapir residirte mit seinem Hunde auf dem Goldberg am Fluss Haupe.

*) Warnas etoniam Frixilis dictus fuit ille (Mercurius) vetustis nomine vulgari vel ad hoc testante Diei Mercurio sacrae, sed Woodam Teutonius ipsum dixit (Hamomine).

der doch ein Rebus, wie in den zweideutigen Räthseln des Mondes viererley. Von einem Zauberer besprochene Riechen befähigen in Mecklenburg zur Verwandlung in Hasen. Als erotisches Symbol der Flora geheiligt, gilt der auf Grabmälern dargestellte Hase in der Kirche als Sinnbild des Fortschens (siehe Schwenek), wie in den weitverbreiteten Mythen, die den Wechsel des Mondes mit dem Wiederaufleben in Beziehung setzen.

Das dem Hu in Britannien heilige Schwein (sus oder 'roc) heisst Hu in Zend und Sukara im Sanscrit. Die nordische Einwanderung der Tuatha le Danan wird von Bötien hergeleitet und „Schweine nannte man einst der Bötier Volk“ singt Pindar, wie Irland die heilige Schweine-Insel heisst im Munde seiner Barden. Mit Zerstörung von Orpheus Grab war der Untergang der Stult Libethra durch ein Schwein gewissagt. Dionysos oder Ilyes (von Jao und Athanas als Mädelchen erzogen) wurde in einen Ziegenbock (aus Vorsicht gegen Here) verwandelt, zu den Nysa bewohnenden Nympfen gebracht, dem Hyaden, deren Bruder Hyas von einem wilden Eber zerrissen wurde, wie Adonis (und Huckelberg von einem toden noch getödtet). Die Egypter verabscheuten das Schwein, das dagegen auf Cypem wo man den Ochsen gelegentlich zum Kothfressen zwang) mit den sonst heiligen Feigen gefüttert und vom Kothfressen abgehalten wurde. Auf den Hieroglyphen bezeichnete der Eber einen unheilbringenden und gefährlichen Menschen (nach Horapollo). Schweinehürten waren von den Egyptischen Tempeln ausgeschlossen und (nach Pfefferkorn) liess sich kein Indianer (in Suoria) bereden, als Schweinehirt zu dienen (1794). Der Talmud bezieht den Aussatz auf das Schwein, wogegen Orestes durch Apollo $\alpha\sigma\theta\alpha\pi\omicron\lambda\omicron\varsigma$ mit Schweineblut gereinigt wird. Wie im Tempel der in Castabulus verehrten Molpadia oder Hemitha (den die Perser allein unter den griechischen verachteten) wurde in dem Tempel ihrer Schwester Parthenos in Bubastis (im Thessalien) das orientalische Verbot des Weines beobachtet (wie es Butes in Thessalien von Bacchus selbst erzwingen wollte), und durfte Niemand eingetretten, der ein Schwein berührt hatte. Bei Hyle (in Locris Ozolis) wohnte der locrische Stamm der Hyaei ($\gamma\alpha\omicron\iota$), und die Hyanten, Eingewandene des von Barbaren (Aonen und Teuanaiker, die sich von Suuium in Attica aus verbreitet), sowie Leleger und Eetener (und auch Thracier, Gephyraer, Phlegyer) bewohnten Cadmeis oder Bötien's gründeten (vor den durch die Thessalier aus Arne in Phthiotis vertriebenen Bötiern aeclischen Stammes weichend) Hyampolis in Phocis. Zu Ehren des Heros Hyampus dess Hyampea die eine Spitze des Parnassus, da er sich Apollo versöhnt durch Ueberlassung seiner (von einem Meer geschöpf als Delphin*) ge-

*) Der weibliche Drache Delphyne wurde von Typhon zur Bewachung des Zeus vor der corcythischen Höhle gestellt. Hercules Magnus, auf Valchorn verlehrt, wurde mit einem Delphin in der Hand und einem Altar aus Schilfblättern zur Seite dargestellt (Zeuss). Lomus (Brahma's Erstgeschaffener) begrub sich zur Meditation in die Erde.

schwängerten Tochter Celaeno, Mutter des Delphus, der Delphi erbaut. Dagegen vermochte der Phrygier Hyagnis nicht, seinen im Wettkampf überwundenen Sohn Marsyas *) (Lehrer des Olympus) gegen Apollo's Rache zu schützen. Das bei dem von Kronus (Sohn des Poseidon) gegründeten Krommyon (neben Korinth) oder (bei Plinius) Kremmyon das Land wüthende Schwein Phäa wurde von Theseus (gleich dem Nationalhelden Tahiti's ein Eberwin oder Eber-Bezwinger) erlegt, und Orpheus war Ahura (Aura) oder Anra Phais, der chthonische Gott schwärzlicher Tiefe, in der das Opferblut der für Hekate geschlachteten Schweine, bei denen die Römer (s. Livius) und die Scandinavier (s. Mone) Eide schworen, hinabfloss. Hypata, durch Hexen berüchtigt, war Hauptstadt der Aenianer am Oeta, und durch das Wasser des Ezampacus (als Hexenpfad erklärt) wurde das süsse Wasser des Hypnia (Bagossola oder Gottflusses) oder (b. Const. Porph.) Bogu (Bog) verbittert. Nach dem Glauben der heidnischen Baiern benahm Schweinekoth den Hexen (Truthen) die Kraft (s. Friedländer). In Franken bewirken die Hexen bei Schweinen den Hexenschuss, wodurch sie gerade aus laufen, bis sie todt niederfallen. Die Irländer verehrten das goldene Bild des Krom-kruach im Kreise von 12 Götzenbildern. Die Krom-lech (Krummsteine) werden auf den Schlangenkultus bezogen**. Zu Herodot's Zeiten bildet Kremni (westlich von Palus Maeotis) eine Factori der freien***) Scythen. Kremnisei lag am Euxinus (in der Nähe vom See Burmasaka oder Islama) beim Flusse Tyras. Wie der von den Schmieden verehrte Krukis schützt den Hausgott Kremara (bei den Polen) unter den Hausthieren besonders die Schweine.

*) Die wegen Zaubereien gefürchteten Marsi (in den Apenninen) wurden durch Marsyas von Lydien hergeleitet (aus der Stadt Millonia). Bei Ankunft des Lycus (Sohn des Pandion) in Milyas oder Lycien, wo die Herkunft (wie bei den italischen Locern) nach den Müttern gerechnet wurde, zogen sich die Solymen in das Innere, wie die mit den Amazonen fraternisirenden Eleuthero-Gilicier in den Amanus, von Tabareni bewohnt. Die Tibareni oder Tubal (neben den später den Iberern unterworfenen Moschi waren (nach Ephoros) der Fröhllichkeit ergeben, wie die das Erbrechen der Töchter (bei Strabo) bewahrenden Iberer in dem von Tubal besiedelten Hispanien die Nächte nach Negerweise (s. Mungo Park) durch Tänze erheiterten.

** In Whydah (wo Schweine, weil heilige Schlangen fressend, getödtet wurden) wird mit Schlange und Baum das Meer (Hu) als Triade verehrt. Das überfrorene Meer bei Thulé hiess Kronion (s. Plin.). Hu, der Mächtige (Gadare) führte das Kymren-Volk zuerst nach Yays Bridain (nach den Trioedd) oder der Insel der Brito. Nach der Nymphe Brettia (s. Steph. Byz.) waren die Abrottenen genannt in Αβροττήνη (in Mysien) oder (nach Adramytteios) Hellespontier.

*** Nach der Descriptio civilitatum wohnten am Bug die Friesii (Fresiti oder Friesii) die (wie Brigier und Phrygier) freien Friesen (neben Chamauen im Hamaland), in den Wanderungen der Freya, Od suchend, und Odysseus (der Wanderer Ulysses) kennt die Αἰθίρας ἔθου (s. Seidas) durch seine Hinabfahrt zum Hades, aus dem Slayphus, Geliebter der dem (nach Tacitus) in Asciburgium geleseuen Laertes vermählten Chalcomedeassa. Der frieschen Göttin Meda (Medemblick) wurden Kinder geopfert (s. Saur). Die ausgebildeten Eberbilder (Juleback oder Julegalt) wurden zerrieben unter die aussaukenden Samen ge-

Die religiöse Scheu vor dem Schwein, ob (wie Tacitus bemerkt) als iges, ob als gehasstes Thier, fand in Griechenland als mit den Nachkommen des Deucalion (und der mit Tauriern zusammenhängenden Doriern, dem älteren Herakles nach der Nordküste gefolgt war) geläutertere terfiguren vertraut wurden, ihren Abschluss mit der kalydonischen Jagd, auch das Ende der von Westen her bedingend eingreifenden Amazonenbezeichnung, denn auf ihr wurde zwar vom ritterlichen Meleager der lante noch eine letzte Huldigungs-Ehre erwiesen, aber die übrigen den zeigten sich schon abgeneigt, an der Seite eines Weibes zu kämpfen. Die Eberjagd wurde im Lande des Oineus angestellt, eine weit vertete Namensform*), die mit dem Dionysos-Dienst mittelasiatischer Einderer verknüpft, zugleich auf windische und wendische Stammesnamen nördlichen Europa deutet, wie der Name der mit ihnen verwandten und leich in die Amazonensage eingeschlungenen Pandu auf Vanden und sen**), oder der des phrygisch-lydischen Pelops auf Eneter und Veneter, ired an die phrygisch-mysischen Askanier sich die auf den Asius troischer Vorzeit zurückführenden und im asiischen Geschlecht zu Sardis alten Asen knüpfen. Unter Meleager's Führung, ehe er durch Verennen des Holzschaites starb, kämpften die Kaledonier***) Kalydon's (durch in Aetolus, Vater des Kalydon, geführten Epeer aus Elis wohin, Enion mit thessalischen Aeoliern eingewandert war, gegründet) siegreich den Kureten.

ht und König Heidreok unterhielt für Freya (eine megarische Demeter und Opfer tige Schweine verlangende Ceres) einen von 12 Aufsehern gehüteten Eber, den Aertyn g (gleich den porci mystici in den Mysterien der Ceres). Cambrenum linguam a Carneco diemam dicunt h. e. distorta Graeco, propter linguarum affinitatem, quae ob sam in Graecia moram contracta est (Giraldus). Der heilige Eber des Freyr (der mlichen Seite der Vanadis ist goldborstig (Gullinborste), wie der tscherkessische Meda. Aus Hass des Islam isst der Georgier täglich Schinken und vertigt der Schooner Kaffeebaum.

*) Ein Stamm, der zugleich auf Schafe (σφίς als οvis (litte avis) und Schafherden t, in den Aovim (deren Land die Philister besetzten) und iberische Avaren. Wenn Aegypter ein Schwein berührt hatte, so sprang er (nach Herodot) mit den Kleidern in Fluss, sich zu reinigen, wogegen der Schweinehirt (bei Homer) der göttliche heiset. ratowit (mit der Ableitungselbe owit aus swjat oder Licht), gibt Helmold entstellt aus stus Vitus.

**) Im Ungarischen hat van die Bedeutung alt. „Die Bedeutung alt ist überall sinnund, wo das Wort Van (Wend) bei Bezeichnung von Göttern oder Völkern vorkommt.“ rle man Gael, Gaelic für zusammengesogen erklären aus Gaoidhal, Gaoidhleag, das eine sche Benennung der Hibernier ist, und in späterer dialectischer Gestaltung das alte Vin, Vindelicus, so wäre Vindeli und Vindelici als der Gesamtname des vierten Keltenzweigs tustellen (s. Zeus). Die auch beim amerikanischen Vinland wiederkehrende Doppelichtung liegt ähnlich im icarischen Weinland Ονωί (und Oenotria) wendischer Fremden.

***) Ταῖς γυναικῶν ἑπιπορευοῦσιν ἔργαστοι, bemerkt Dio Cassius von den Kaledoniern (Καλιωνοὶ καὶ Μαιάροι), die (nach Xiphilinus) auf Wagen fochten. Owen erklärt Caledonia celydd, ein Schutzort (Caledon oder Wald). Beda bringt die Kaledonier (und am) mit den scythischen Geloni zusammen, die (bei Virgil) nach Norden flohen. Die den des Hercules in Friesland (bei Tacitus) werden auf Harko (der Steinhafen von

Was der Athem des Schweines verunreinigt hat, stellt der Athem des Pferdes wieder her (nach schwedischem Volksglauben). „Wie Helden nach dem Pferde heissen (Hengest, Hors), so erhält auch es vielfache Eigennamen, in der nordischen Mythologie ist beinahe jedem Gotte sein besonderes, mit Wunderkräften ausgestattetes Pferd zugewiesen“ (Griism). Der katalonische Ritter de Cabrera pflegte sich stets bei seinem Pferde Rath zu erholen (s. Dobeneck). Gleich dem Tatos in Ungarn, redet im deutschen Märchen Falada. Stuten werden bei Entbindung befragt (in Baiern). Wie in Stettin (s. Fenne) orakelte den Fathen ein Pferd, und so dem Darius. In der Lausitz hörchen am Weihnachtsabend die Mädchen an der Thüre des Pferdestalles, wenn ein Pferd wiehert, verheirathen sie sich im nächsten Jahr. Der Indivulus pagianarum redet de auguriis equorum und zu Tacitus' Zeit kannten die Germanen equorum quoque praesagia. Die Pferdehäupter der Neidstangen dienten zur Abwehr (s. Saxo), wie die geschnitzten Pferdeköpfe auf den Häusern Niedersachsens (s. Petersen). Nach Strabo opferten die Veneter dem Diomed ein weisses Pferd. Prussorum aliqui equos nigros, quidam albi coloris propter deos suos non audebant aliquantisper equitare (Dusburg). Der Halberstädter Bischof Burcard führte den Latissern das Pferd fort, quem pro deo in Rheda colebant. Der als Schlange erscheinende Teufel entdeckt sich durch den Pferdefuss, in der Doppelbezeichnung von asp*) (Nais, als Attribut der Göttin Ranno) oder Basiliskos, als Königsschlange (uraeus von ouro). Wenn viele Pferde fallen (im Harz), der muss

Dronthe bezogen, als Hercules saxanus (Seaxent). Herodot sagt von den Budini (in der Stadt Gelonus) oder (bei Ptol.) *Boduroi* (*Boduroi*; γλυκός τε πᾶς ἄρχωνος ἐστὶ καὶ πύργος) Keltische Caledoniam habitantium comae, magd artus Germanicum originem asseverant. Der (nach Matrodonus) von den Fichten genannte Padus hies Bodincus (*Boduroc*), als bodencus, bei den Liguren (nach Polyb.). Albanach (Albain) heisst das Gebirgsland der Schotten. Loegria, (Loegy) das Flachland im Osten von Cambria, auf Cumber, Loerinus und Albanus bezogen, Söhne des Brutus, Sohn des Silvius (Sohn des Aesculus). Am alten Sit der Kerkopen (bei Hercule's Altar des Melampygos) fand sich das Dorf Alpinus am Fusse von *Thermopylae*. Gallorum lingua alpes montes alti vocant (Ivid.). Die Dicalidoues oder *Δικαλιδοὶ δουρακιδόμοι* (bei Ptol.) mit griechischen Altären (Solinus) griechisch redender Teutonen Piss's (bei Cato) kennt Amm. unter den Pieti neben den Vectoriones. Praestantesque genere Egeaeus, inde tracto nomine. Caput eorum Stonos (Plin.) und zu ihrem Geschlecht gehörten die Lepontier (nach Strabon). Ceteri fere Lepontios relictos ex comitatu Herculis interpretatione Graeci nominis credunt. Der Stamm der Orobier, ortan a Graecia (Con.) erklärte man als Bergbewohner.

*) *Aswa* (Pferd) im Sanscr. findet sich in Ceylon. als *Aswaya*. In der Kiranti-Frische Nepal's wiegt die Form Ghoda vor, als Ghora bei den Magar, wie bei den Koch, Garo, Kachari, in Central-India tritt Koda auf (Gayeti, Ruslok. Marha) mit Kudata (Savara) und Kudara (Yerakala), in Süd-India als Kudure (Karnataka), Kudare (Tuluva), Kadar (Toda), Kudure (Kurnaba), Kutherei (Malabar), Kutiri (Tanu) und im Malayischen Kuda (s. Junter). Ma im Siamesischen (Laos) und Ahom schliesst sich an das Chinesische an. Nähere ist herabgefallen, wie das persische Ross im Französischen (une rose). Das 1122 n. d. in China nach dem Cheeking überführte Pferd *congruente feras* und *quas* in ihrem Namen bei den primitiven Arien nach Ptol.

vor dem Stall ein lebendiges Pferd begraben (s. Pröhle). Krischna schirrt seine vier Pferde (Saibya, Sugriva, Meghapushpa und Balahaka) an seinen Wagen, um Satadhanwan zu verfolgen auf seiner raschen Stute, die täglich 100 Meilen zurücklegt, aber in Mithila zu Tode gejagt wird (nach der Vishnu-Purana). Das Pferd, ein häufiger Gegenstand im Kultus der Ghond (nach Hislop), erscheint neben Avalokiteswara und im Medaillon über Buddha auf der Amravati-Topf (s. Ferguson). Am Ende des Kalijug (Tischjas, Dschhard-scharas) erscheint Vishnu in der Kalkjawataram auf einem weissen Pferde.

In einer als Manuscript vorliegenden Arbeit, das Ross als Naturbild, die ich durch die Freundlichkeit des Verfassers (Herrn Hptm. Max Jähne) einzusehen Gelegenheit hatte, heisst es bei der Sitte, das Haupt des geopferten Pferdes (equi abscissum caput) als Neidstangen aufzurichten, weiterhin: „Durch Anhängen und Aufstecken von Rosshäuptern in der Nähe ihrer Ställe suchten die alten Deutschen Viehseuchen abzuwehren. Zum Schutz gegen böse Geister schmückten sie mit den Schädeln geopfertener Pferde ihre heiligen Haine und dieser Gebrauch hat sich insofern bis in's späte Mittelalter übertragen, als man bis dahin fortfuhr, wirkliche Pferde-schädel an den Umgebungsmauern der Klöster anzuhängen. Ueberhaupt haben sich die hierhergehörigen Vorstellungen sehr lange noch bis weit über die Reformationzeit erhalten. M. Fugger (1534) ein sehr vorurtheilsfreier klarer Kopf, bringt in seinem Capitel „von Arzteneyen genommen von Pferden“ die Mittheilung: „Wenn man den Kopff einer Stuten (verstebe das Gebaye vom Kopff) in einem Garten an einen Pfal oder Stangen aufstöße, so gerath alles dasjenige desto besser, was im selben Garten wächst, insonderheit aber vertreibt es die Raupen und Rätzen, welches dem Kraut ein gar schädlich vgezifer ist.“ Und ferner meint er: „Ein Schädel von einem Rosse auf einen Acker gelegt, machet er denselbigen gleichfalls fruchtbar, beschützt ja auch vor gemachten (d. h. künstlich) erzeugten (angessabertes) Hügeln.“ Und noch heutzutage gilt es in Böhmen für segensbringend, wenn sich zur Zeit der Zwölften ein feuriger Mann zeigt, der mit grossen Schritten wandelnd, einen schwarzen Pferdekopf um das beglückte Haus trägt. Alles das sind also Vorkehrungen zur Abwehr von Feinden, seien diese nun menschlich oder dämonisch gedacht.“ S. Weiteres Petersen: Die Pferdeköpfe auf den deutschen Bauernhäusern. Um Veitstanz zu heißen, wird (Schweiz) ein Pferd mit einem angezündeten Bund Stroh am Hals vergraben (Wuttke). Im Schwarzwald hängt man bei Viehseuchen Kalbsköpfe im Hause auf, früher aber schnitt man lebendigen Ochsen die Köpfe ab und hing sie auf (Meier). Die undeutschen Leute (Wenden) pflegten zur Abwehrung und Tilgung der Viehseuchen um ihre Ställe (nach Prätorius) Häupter von tollen Pferden und Kühen auf Zaunstaken zu stecken. Bei starkem Wirbelwind fliegt ein Pferd durch die Wolken (s. Toeppen) für die Masuren, die das Pferd am Donnerstag vor dem Dröcker oder Mar zu schützen suchen.

Miscellen.

Physische und ökonomische Zustände der Bevölkerung am unteren Jenissei. Ueber die Expedition nach Turuchansk, welche im Sommer 1866 von der Sibirischen Abtheilung des K. R. Geogr. G. unter Führung des Bergingenieurs Stabcap. Lopatin veranstaltet wurde, liegen jetzt interessante vorläufige Berichte vor*), aus denen hier einige Auszüge folgen mögen.

Für die Fragen arctischer Geographie dürfte bedeutsam sein die Notiz, dass Lepetit in der Jenissei-Bucht, wo sie unter 72° N. Br. in das Eismeer übergeht, kein Eis fand (Juli, August). Die in der Nähe wohnenden Dolganeu versicherten, dass sie nie Eis trafen, wenn sie am Ende des Sommers zur Bucht kämen. Russische Ansiedler der Gegend behaupteten, dass sich im Sommer Eis auf dem Meere nur bei Nord-West- und Westwind zeige; niemals beim Nord- und Nord-Ost. Es ist ferner bemerkenswerth, dass die auf dem rechten Ufer der Jenisseimündung zum Meere vordringenden Mitglieder der Expedition nie die Winterkleidung ablegen konnten und weder Fliegen noch Mücken bemerkten, während die auf der westlichen Seite beschäftigten von starker Hitze und Myriaden von Mücken zu leiden hatten. Am eingehendsten ist der Bericht des Ethnologen und Statistikers der Expedition, des Herrn Schtschapof, aus welchem wir das Folgende entnehmen, indem wir uns vorbehalten, auf das von ihm in Aussicht gestellte grössere Werk über denselben Gegenstand seinerzeit zurückzukommen. Die Einflüsse des nördlichen Klima's sind an der dortigen, seit längerer Zeit ansässigen russischen Bevölkerung nicht mehr zu verkennen. Der mittlere Wuchs der Männer an Turuchansk (65° 55') wurde durch Messung zu 2 Arschin 4—4½; Werchok bestimmt, der grösste mass 2 Arschin 5½; Werchok, während neue Ankömmlinge, deren Väter und Grossväter in Russland und Süd-Sibirien geboren sind, gewöhnlich 2 Arschin 6—7 Werchok messen. Wie die Körpergröße, so nimmt bei den russischen Nordsibiriern auch die Körperkraft ab. Zwischen Turuchansk und Worogof (61° 1') hebt der Russe zwischen 20. und 40. Jahr im Durchschnitt höchstens 6 Pud (etwa 2 Centner), der Südsibirier dagegen etwa 8 Pud. Aber noch schwächer als die eingeborenen Russen sind die eingeborenen Ostjaken und Tungusen. Der stärkste Ostjak von Werchue-Imbask hebt mit Leichtigkeit höchstens 5 Pud das Mittel ostjakischer Kraft wird durch 4 Pud bestimmt, und die Tungusen scheiden sich nur von 3 Pud. Als Jägervolk übrigens setzen sie die Stärke des Mannes nicht in die Kraft der Arme, sondern der Beine, in die Kraft der Kniekehlen, Waden, Fuss-

*) Iswätija der Kais. R. Geogr. Gesellschaft Bd 4 (1868) Abth. II. S. 63. fig.

knöchel, und als Maass der Kraft eines Mannes gilt ihnen die Länge seiner Schneeschuhe.

Der geringeren Kraft der Männer entspricht die geringere Fruchtbarkeit der Weiber. Wenn die Russin im südlicheren Sibirien, aber auch noch unter d. 56—57° N. Br., bis 24 Kinder gebären kann, so bringt es ihre Landsmännin nahe am Polarkreise etwa auf 14, 12, selten 15, in der Gegend von Werogof selten bis auf 19 Kinder; die Ostjakin höchstens bis 8, 9, die Tungusin im Maximum auf 8—10. Die Letzteren (Tungusinnen und Ostjakinnen) gebären überhaupt nur bis zum 30—35. Jahre, nie mehr im 40. Die Hochseiten der Russen werden der Regel nach entweder im Januar oder vor dem Aufgange des Jenissei und dem Beginn der Sommerarbeiten im April gefeiert. In demselben Monat tauchen die Ostjaken wieder aus den Wäldern auf, erwarten mit Ungeduld, dass der Fluss seine Eisdecke abschüttele, fischen dann fleissig und feiern, versehen mit frischem Fischvorrath, ihre Hochseiten im Juli und August, noch mehr und hauptsächlich im September, wenn sie in voller Versammlung am Jenissei, nach dem Eintausch von Mehl und Brod bei den Russen, sich von neuem zum Abszug in den Wald rüsten.

In Folge der Abgeschlossenheit und Düntheit der russischen Bevölkerung, welche sie zwingt, ihre Ehen immer wieder in demselben, engbegrenzten Kreise zu schliessen, in Folge ferner des Zusammenlebens von Russen mit Ostjakinnen hat sich dort ein bestimmter, dem ostjakischen naheverwandter russischer Typus gebildet, der sich namentlich in langnasigen Brünnetten beiderlei Geschlechts und in einer sehr markanten Eigenthümlichkeit des Stimmapparates und daraus hervorgehenden eigenthümlichen Articulation der Rede dem Beobachter kundgibt.

Was Krankheit und Tod im Turuchanskischen anbetrifft, so fällt das Maximum der Sterblichkeit auf den kältesten Monat, den Januar, einerseits und anderseits auf die mit der Julihitze von 30—40 Grad auf's schärfste contrastirenden kältesten, nebligsten, feuchtschneigen oder kalt-windigen Monate August und Septem' .. (a. St.). Die vorwaltenden Krankheiten sind ausser Scorbut, Masern, Pocken, Scharlach, namentlich Erkältungsfeber und Lungenkrankheiten. Erkältungen und Krankheiten der Brust oder Athmungsorgane treten bei den Ostjaken häufiger als bei den Russen auf, nicht nur weil sie überhaupt schwächerer Constitution sind, sondern und hauptsächlich, weil erstens die meisten von ihnen keine Hemden oder daz. Aehnliches tragen, mit völlig nackter Brust und nacktem Halse gehen, sodann, weil sie den ganzen Sommer am Ufer des Jenissei in ihren luftigen Hütten von Birkenrinde wohnen, in denen theils die vom Polarmeere wehenden Nordwinde, theils die über die Tundra streichenden, nicht minder scharfen Nordostwinde eine gefährliche Zugluft unterhalten. Im Herbst und Winter scheuen sich die Ostjaken nicht, wenn sie nach reichlichem Genuss von Ziegelthee oder Fischsuppe von Schweiss triefen, mit nackter Brust aus ihren, wie Badstuben heissen Erdwohnungen in den kalten Wind oder in eine Frosttemperatur von zuweilen 40 Grad hinauszu springen. Brustbeklemmungen, Stechen in der Brust und Luftröhrenkatarrh müssen endlich auch deshalb die Ostjaken so häufig heimsuchen, weil sie zu starkem, angestrengtem Athemholen in kältester und oft schneefeuchter Luft gezwungen sind, wenn sie im schnellsten Lauf auf Schneeschuben bei Sturm und Wind in Wald und Tundra ihrem Wild nachjagen. Dem Hungertode verfallen sie aus Armuth, dem Tode durch Ertrinken in Folge ihrer Unversichtigkeit und der Mangelhaftigkeit ihrer Böte, welche leicht umschlagen und beim Sturm mitten auf dem Jenissei oft von den Wellen überspült werden, wozu noch kommt, dass der Ostjak nicht selten beranocht auf den Fluss hinansfährt. Wechselfieber, die z. B. in Kasan und überhaupt an sumpfigen Oertlichkeiten so stark wüthen, sind in Turuchansk unbekannt, an ihre Stelle treten die hitzigen Fieber. Die Tuberculose nimmt von Werogof nach Norden zu mehr und mehr ab und scheint im äussersten Norden überhaupt nicht aufzutreten. Frische Ansiedler, und unter ihnen namentlich Frauen, leiden in Turuchansk häufig an Schlaflosigkeit, analog einer in Norwegen bemerkten Erscheinung, die haupt-

sichtlich wohl aus der Länge des Tages im Sommer und der Kürze desselben im Winter zu erklären ist.

Dass die wirthschaftlichen Zustände der gesammten polaren Bevölkerung Sibiriens, der russischen sowohl wie der eingeborenen, nicht glänzende sind, lässt sich schon aus ihrer activ geringen Körper- resp. Arbeitskraft schliessen. Es kommt dazu ihre ausserordentliche Vereinzelung. Nach officiellen Angaben leben im Verwaltungs-Bezirk von Turuchansk auf etwa 25,000 □Meilen Landes nicht mehr als 7662 Menschen, Russen und Ureinwohner zusammengerechnet! Die ganze russische Bevölkerung, welche sich an die Ufer der Flüsse Jenissei, Tas, Pjässina, Dudzata, Boganida, Chatsanga und Anahara gruppirt, wohnt in 88 unbedeutenden Weilern und einer Stadt, nimmt aber an vielen Orten vom Jahr zu Jahr ab. So enthielt das Kirchspiel Werchne-Imbask im J. 1862 — 1356 Seelen, im Jahre 1865 nur noch 1026. Das Haupthinderniss der ökonomischen Entwicklung dieser Gegenden ist natürlich ihr Klima. In Turuchansk bringt der April zuweilen noch Fröste von 30 Grad, und im Mai fällt der Schnee in dichten Flocken. Im Sommer treten oft jähe Wechsel der Temperatur ein, nach einer Hitze von 30 Grad an einem Julitage stellt am nächsten sich Schnee ein. Selbst in Worogof (61° 1') fällt zuweilen am 20. Juli n. St. noch Beif. Wirkliche warme Sommertage zählt Turuchansk nur 60—70, und so ist hier, zumal bei der Unbeständigkeit des Sommers, an Ackerbau nicht zu denken. Aber auch der Fischfang, nebst der Jagd der Hauptnahrungszweig, leidet von der Kürze des Sommers. In den Grenzen von Werchne-Imbask und Turuchansk (63°—91'—65° 34' N. Br.) bricht die Eisdecke des Jenissei frühestens und selten um den 12.—14. Mai (n. St.), spätestens um den 1.—4. Juni. Dann folgt das Hochwasser, welches zuweilen bis in die letzte Woche des Juni ankält. Daher bleiben in diesen Breiten zum Betriebe der Fischerei etwa nur 130—140 Tage übrig, von denen überdies noch mancho durch Sturm und Wind unbrauchbar werden. So kommt es, dass sich der Gesammtbetrag der aus dem Gebiet von Turuchansk nach Jenisseisk exportirten Fische im Jahre 1864 nur auf 23,000 Pud im Werthe von etwa 24,500 Rubeln stellte.

Was die unterirdischen Schätze dieser Gegenden betrifft, so sind diese noch näher zu untersuchen; es ist jedoch bekannt, dass die Tungusen aus den angrenzenden Gehirgen Edelsteine holen, Rubine, sibir. Topase, Bergkrystalle, Chalcedon, Opale, Jaapis etc.

Ergiebiger ist die Waldindustrie, obwohl nicht ausreichend. Ueber 69½ Grad hinaus hört der Waldwuchs — mit Ausnahme jedoch des Taimyr-Landes, wo er bis 72½-Grad reicht — überhaupt auf. Im Besonderen geht *pinus silvestris* bis 66½ Grad hinauf, bildet aber über den 60. Grad hinaus nur selten Wälder allein, sondern stets untermischt mit der Lärche, wobei ihre Stämme allmählig an Dicke, weniger zuerst an Höhe verlieren. So findet man z. B. schon oberhalb Jenisseisk Stämme, die 1, selten 2 Fuss Durchmesser bei ca. 80 Fuss Höhe haben. Die Lärche dagegen (*larix sibirica* Ledeb.) hat bei 60 Grad N. B. noch 4 Fuss, unter 67 Grad noch immer 2 Fuss Durchmesser und verschwindet erst bei 69½ Grad. Die sibirische Tanne (*pinus obovata*), welche unter 65° noch 2 Fuss Dicke im Querschnitt erreicht, unter 67° höchstens 1 Fuss bei 27 Fuss Höhe, endigt bei 69½° als Krüppel von 2 bis 3 Fuss Höhe mit häufigen quirlförmigen Zweigen und mit dicken, kurzen Nadeln. Die sibirische Fichte (*abies sibirica* Ledeb.) geht nur bis 67½°, entwickelt an der Grenze des Nadelholzes einen Stamm von höchstens 2 Fuss Dicke bei 40—50 Fuss Höhe und ist wegen ihrer Dünne und Brüchigkeit für die dortigen Bewohner fast nutzlos. Im Gegensatz hierzu bietet *pinus cembra*, die sibirische Ceder, welche in der Regel mit *pinus obovata* und *abies sib.* vermischt auftritt, den Bewohnern der Breiten von 61° und 62° höchst bedeutenden Nutzen; selbst unter 65½° in der Gegend von Turuchansk werden aus diesem Baum Balken von 24 Fuss Länge gehauen, die an ihrem dicken Ende 14 Zoll, am dünnen 11 Zoll Breite haben, und am Polarkreise wachsen noch Cedern, aus denen kleine Nachen gezimmert werden. Ihre nördliche Grenze liegt unter 59°. Der Wachholder (*Juniperus communis* Lin.) wächst am Jenissei noch unter dem Polarkreise, an

der Chatanga selbst bei 71° N. B., ist aber schon bei Turuchansk nur dürftig. Die weisse Birke (*Betula alba*), die mit Espen zusammen die Uferabhänge des Jenissei noch über 60° N. B. kräftig, wird immer dünner, kümmerlicher und stellt bei 69½° die letzter, schwächlichen Vertreter ihres Geschlechts vor höchstens 3 Zoll dicken Stämme bei 6—7 Fusses Höhe. Die weisse Erle (*Alnus incana* W.) geht über den Polarkreis am Jenissei hinaus, die Strauch-Erle (*A. fruticosa*) bis 69½° in Exemplaren von etwa 2 Fuss Höhe. Der Faulbaum (*Prunus padus*) erreicht kaum 67° N. Br.

Ein allgemeines Merkmal des nördlichen Baumwuchses ist, dass je höher nach Norden, je dünner der Stamm. Die mässige Sommerwärme lockt neue Triebe hervor, aber die bald, oft plötzlich eintretende Erkältung der Luft lässt den Baum weder nach Oben, noch in die Breite gehörig auswachsen. Der arctische Baum ist in der Regel brüchig, das Mark oft faul, die Zwischenräume der Jahreshinge so mit harzigem Gummi gesättigt, dass es unmöglich ist, einen Nagel in den Baum zu schlagen, der natürlich für häusliche und technische Zwecke unbrauchbar ist. Die Krone der Bäume ist meistens völlig trocken, der Stamm mit einer Menge verkommener und verdorrter Zweige so sehr überdeckt, dass er sehr schwer zu spalten, mit dem Beil allein bei der Bearbeitung nicht auszukommen, und die Hülfe des Messers unumgänglich ist, umso mehr da die Fasern des Stammes ausserordentlich verwickelt sind und nach allen Richtungen gehen. Dabei ist das Holz so spröde, dass ein Pfahl, der an seinem starken Ende 6 Zoll dick ist, seine eigene Schwere nur bei einer Länge von 10 Fuss trägt, bei grösserer Länge bricht, sobald er in die Luft geschwungen wird. Ausserdem droht diesen kümmerlichen Waldgeschöpfen Verderben von verschiedenen Insecten und Parasiten, häufig sind sie durchbohrt und durchlöchert von einem Käfer, *hyles pinip.*, welcher seinerseits die Beute eines Parasiten wird, des braunen Middledorffii, wie Ratzburg ihn nannte. Endlich leiden viele arctische Bäume an der „Drehkrankheit“, indem ihre Stämme in Spiralen der Bewegung der Sonne folgen und oft so gewunden sind, dass auf jeden Fusse fast die ganze Windung einer Spirale kommt.

Bei solchen Verhältnissen spielt das Treibholz des Jenissei, das im Frühjahr in grossen Mengen aus den Wäldern des Oberlandes herabgeführt wird, eine wichtige Rolle bei den Anwohnern seines Unterlaufes. Die jenseit der Waldgrenze, noch höher nordwärts Wohnenden, Samojeden, Tungusen, Jakuten, Dolganen, wissen sich mit dem sogenannten „Soachiam“ zu behelfen, den fossilen Ueberresten einer früheren, vielleicht mit dem Mammoth zugleich untergegangenen Flora.

Von nicht geringer Bedeutung ist am unteren Jenissei die sibirische Cadee. Zum Bau kann sie nur mit Vorsicht verwendet werden, da die aus diesem Baume gehauenen Balken leicht faulen, weshalb z. B. die unteren Lagen eines aus diesem Holze aufgeführten Backhauses stets aus Lärchenstämmen genommen werden, aber sie bietet dafür ihre Stämme. Der Handel mit diesen ist am Jenissei nicht unbedeutend, und da diese Nüsse auch die Hauptnahrung des Eichhörnchens sind, so ist ihr indirecter Nutzen gar nicht gering anzuschätzen. Wenn die Zirhelchse einmal nicht gerathen, was in dem Lande zwischen der Podkamennaja-Tunguska und der unteren Tunguska zuweilen mehrere Jahre hintereinander vorkommt, so macht sich dies auch in der verminderten Ausbeute der Eichhörnchenjagd sogleich fühlbar.

Obwohl an essbaren Vegetabilien verschiedener Art im hohen Norden kein Mangel ist, wie namentlich Middendorff nachgewiesen hat, so kennen Russen und Eingeborne doch nur wenige derselben und greifen in Zeiten der Noth zu Fichtenrinde und Hungerkraut (*Draba*). Im Uebrigen kennen und verwerten sie die Wurzeln mehrerer Arten *Antropus* (*nigrescens*, *arctica*, *borealis*), die Zwiebeln einiger *Liliaceae*, wie *Lilium lauratum*, *convallaria Martagon*, sie essen ferner *senecio palustris* var. *lacerata* Ledeb. und eingekochtes *allium schoenoprasum* L. und *A. ursinum*.

Die Hauptnahrung liefert dem arctischen Bewohner das Thierreich welchem haupt-

näglich auch seine ökonomische Thätigkeit gilt. Von dem Umfange des Fischfanges im Jenissei wurde oben gesprochen. wir tragen hier nach, dass die ergiebigsten Stellen desselben da liegen, wo die beiden grössten Nebenflüsse des Jenissei, die Steinige (Podkamennaja) und die Untere Tunguska, sich in denselben ergiessen. Hier stossen die fischen den Völker zweier Stromgebiete zusammen und haben in dem jedesmal erweiterten und tieferen Wasserbassin vollauf den Raum, sich auszubreiten. Die Fischerstation an der Mündung der Steinigen Tunguska heisst Schumarokofak, das Fischerdorf an dem Ausflusse der Unteren Tunguska ist Monastyrskoje.

Was die Jagd im Jenisseigebiete betrifft, so ist in den Waldrevieren vor allen das Eichhörnchen, in den Tundren der Polarfuchs Gegenstand derselben. Das Eichhörnchen (*sciurus vulgaris*) nährt sich, wie schon bemerkt, meistens von Zirbeinüssen, ferner Fichtensamen und schwammigen Auswüchsen an manchen Baumarten, zieht daher den Wald vor. Der Polarfuchs (*canis lagopus*), der am liebsten den Mäusearten der Tundra (*myodes hebsonius* und *auricola*) nachstellt, sucht die waldlose Tundra auf, und darum ist sein Fang am ergiebigsten jenseit der Waldgrenze. Die beiden genannten Thierarten liefern denn auch weitaus das grösste Contingent zu dem am Jenissei betriebenen Pelzhandel. Es werden aus dem Gebiete von Turuchansk jährlich nach Jenisseisk angeführt etwa 260,325 Eichhörnchen- und 10,814 Polarfuchs-Felle, dagegen Zobel nur 856 Stück, gem. Füchse 507, Hermeline 654, Bären 501, Wölfe 112, Vielfrass ungefähr 5 Stück.

Die Rennthierzucht ist, unter den Ostjaken wenigstens, nicht so verbreitet, als man vielleicht denkt. In der Gegend von Werohne-Imbaak leben allerdings drei Männer dieses Volkes, welche zusammen an 2-6 Rennthiere besitzen, es sind die Nabobs ihres Stammes in der Umgegend von Nischno-Imbaak ferner liegen 4 ostjakische Haushaltungen, welche zusammen eine Heerde von 30 bis 40 Stück besitzen; ein anderer Ostjak verfügt auch wohl über 20 Stück, aber die meisten — so arm ist dieses Volk, besitzen entweder gar keins dieser Thiere, oder halten höchstens eins, zwei derselben. Bei den Ostjaken gilt schon für reich, wer sich mit dem genügenden Vorrath von Fischen und Brod für das Jahr resp. den Winter versehen kann, und das vermögen nicht alle.

Dr. Marthe.

Im Rechenschaftsbericht der k. k. Russ. Geogr. Gesellschaft wird von folgenden Expeditionen berichtet (1868). 1) In das Tschuktschen-Land. Unter Baron Middell in Begleitung des Physikers Neumann und des Topographen Afanasejef. Abgegangen aus Irkutsk am 25. August 1868, bestimmt zu ethnologischen, meteorologischen, astronomischen, magnetologischen Untersuchungen, ferner auch zu Erkundigungen über das Land im Eismeer nördlich von Sibirien (Brief von Barylaas, 20. Nov.; Sitzung d. K. K. G.-Ges. v. R. März.)

2) nach Türkistan. Dr. Radloff aus Barnaul bereiste im Sommer 1868 fast die ganze Osthälfte des Janats von Buchara, namentlich das Thal des Serafschan; als Resultat dieser Reisen liegt schon eine Karte vor im Massstabe von 10 Werst, die jedenfalls authentische Namen der betreffenden Oertlichkeiten bietet. H. Makschejef machte im Sommer 1867 statistische Erhebung über die anässige und nomadisirende Bevölkerung der neuen Prov. Türkistan. Poltaczki und Baron Osten-Sacken (der Sekretär der Gesellschaft) unternahmen 1867 eine Reise in die Gegenden südlich vom Narya bis Kaschgar. Es wurde dabei eine Karte (Massstab von 5 Werst) entworfen und eine reichhaltige botanische Sammlung angelegt. Interessant dabei das Auffinden alpiner Formen des Himalaya. H. Bunjakowski beschäftigt mit Höhenmessungen in denselben Gegenden, Struwe mit astronomischen Ortsbestimmungen.

3) Geologische Aufnahme des Govern. Twer. In 9 Kreisen beendigt, 3 Kreise noch übrig.

4) Ethnograph.-statistische Erhebungen in den westrussischen Gouvern.

(bauen): über die Fruchtbarkeit des Bodens, der Industriesweige der Gegend (von Pinsk u. Narow 90 Tuchfabriken, die für e. 5 Millionen Rubel produciren, sich stützend auf dort florierende Schaafzucht), die Bevölkerungsverhältnisse (66½ der Bevölkerung Lituens soll dem russischen Stamme angehören).

5) Expedition zur Erforschung der Getreide-Production und des Getreidehandels in Russland, seit 1867 thätig, theils in Südrussland, theils im Osten im Weigstein, theils im Westen.

Ausser diesen direct von der Gesellschaft ausgehenden Expeditionen unterstützte selbe:

1) den Berg-Ingenieur Lopatin bei seinen Reisen im südlichen Sachalin Derselbe d an der Ost- und Westküste hier Kohlen, am reichlichsten im Westen.

2) einen H. Ignatjof, ansässig im Grubenbesirk Wosnessensk, etwa in der Mitte eines von Utsk, Irkutsk, Nertschinsk gebildeten Dreiecks, der sich hier unter 59° n. Br. u. 105° ö. L. (Ferro) in einer Meereshöhe von etwa 2450' seit 8 Jahren mit meteorol. Beobachtungen beschäftigt. Es ergibt sich, dass hier das Klima weniger excessiv ist, als es im östlichen Sibirien, im Winter nämlich 4—5° wärmer, im Sommer etwa 4° kälter in den Nachbarstrichen. Die Erniedrigungen der Sommertemperatur ist vielleicht dem kalten Meere zuschreiben, woher aber die Erhöhung im Winter.

Publikationen: Das gr. geogr.-statist. Wörterbuch des russischen Reichs in 15 Lieferungen bis zum Buchstaben R. gediehen Die Uebersetzung der Erdkunde von Ritter die erste Lieferung der Beschreibung von Ost-Türkistan von Grigorief and die von Iran gearbeitet von Chanykof.

Es sind schon eine gute Anzahl Fälle von einer so starken Entwicklung der männlichen Brustdrüsen bekannt geworden, dass mittelst dieser abnorm gebildeten Organe das Geschlecht ernüchlicht wurde. Vergl. u. A. die in Sommering's grossen Werke: „Vom Bau des menschlichen Körpers.“ N. Ausg., daselbst durch Huschke, V. Band, S. 530 am. 3 und in Hyrtl's „Handbuch der topograph. Anatomie“, 4. Aufl., 1. Band, S. 529 zusammengestellten, auf jenes Vorkommen bezüglichen Citate. Der rühmlichst bekannte, aber so früh verstorbene Botaniker Dr. Th. Kotschy erwähnt in einem seiner mit Sicherheit vorliegendes Tagebücher, dass ihm Solimán-Effendi, Leibarzt des General-Gouverneur Karschid-Bascha von Sudán, im Jahre 1837 zu Karthüm einen Denka-Sklaven zeigte, der „ganz ordentlich ausgebildete, grosse, weiche Brüste gehabt, an denen jedoch die Brustwarzen eingezogen gewesen. Ohne Betrachtung der Genitalien habe man diesen Sklaven für ein Weib halten können.“*) Im Denka-Lande sollten solche Fälle nicht selten sein. Entwickelte sich nun aber bei einem Jünglinge die Brust in erwählter Weise, so werde ihm diese abgeschnitten und werde die Wunde mit dem Eisen gebrannt.“ Kotschy schildert jenen Sklaven als einen indischen Sonderling von albernem und jähsornigem Wesen.

Owohl nun dem Referenten viele männliche Denka, Freie sowohl, als auch Sklaven, vor Augen gekommen sind, so konnte doch bei keinem derselben eine abnorme Drüsenentwicklung der Brust wahrgenommen werden; es konnte auch durch ihn und Andere viel bis jetzt verläutet, gar nichts von dem häufigeren Vorkommen dieser Abnormität in Denka-Lande in Erfahrung gebracht werden. Die Brustwarzen dieser Denkamänner zeigten sich immerwährend stark, als steife, hornartig hervorragende, manchmal sogar

*) Auch Russwagger, welcher bekanntlich von Kotschy begleitet wurde führt diesen Fall ganz kurz in seiner Reise in Aegypten, Arabien und Ost-Indien auf Stuttgart 414 Thl.

leicht gekrümmte, auf äussere Reize kaum reagirende Gebilde, mit einem von strotzenden Talgdrüsen dickkörnigen Hofe, umgeben. Aber von Hypertrophie der unterliegenden Theile war nirgend die Rede. Jene Bildung mag hier ebenso vereinzelt, wie anderwärts vorkommen und die Erwähnung eines häufigen Auftretens desselben gerade im Denka-land beruht wohl auf ebensolcher Fabeln, als die vermeintliche Häufigkeit abgesondert entwickelter, selbstständig mit Haut überzogener Stossboine — ein wahres Schwanzrudiment — bei Njam-Njam u. s. w. Man möge sich in solchen Dingen doch ja sehr vor Verallgemeinerungen in Acht nehmen, selbst wenn das allgemeine Geschwätz (das Volkes) dafür sprechen sollte.

R. H.

J. H. Lamprey hat folgenden Plan zur Veranstaltung von Messungen photographisch aufgenommenen Individuen in Vorschlag gebracht:

Ein starker, sieben Fuss langer und drei Fuss breiter Holzrahmen ist an seiner Innenseite sauber in Abtheilungen von zwei Zoll Abstand liniert. In diese Linien werden kleine Nägel eingeschlagen und feine Seidenfäden darüber gespannt, durch welche das Licht des Rahmens seine Länge und Breite nach in Quadrate von je zwei Zoll Seite getheilt wird. Die Figur wird an diesen Schirm gestellt, die Ferse genau in einer Linie mit einem von den Fäden; die eiserne, zum Tragen des Objectes bestimmte Stütze wird in einiger Entfernung vom Rahmen festgestellt. Auf diese Weise werden nämlich schärfere Umrisse erzielt, als wenn man die Figur gegen einen soliden Ständer lehnte, an welchen letzteren die Quarre etwa eingeschritten wären. Mittelst so gewonnener photographischer Aufnahmen kann der anatomische Bau z. B. eines guten Actmodells von 6 Fuss Höhe mit demjenigen eines Malayen von vier Fuss acht Zoll Höhe verglichen werden. Das Studium aller jener Eigenthümlichkeiten der Contour, welche bei jeder Völker-Gruppe so entschieden wahrnehmbar sind, kann durch jenes System von perpendicularen Linien sehr erleichtert werden; diese letzteren dienen als gute Leitfäden zu ihrer Definition, wie sie keine wörtliche Beschreibung zu ersetzen vermag und die nur wenige Künstler graphisch produciren dürften. Die Photographien werden in grossem Massstabe angeführt und Lamprey's Album enthält bereits eine Sammlung von verschiedenen Rasantypen. Der Verfasser richtet an in fremden Ländern wohnende Photographen die Aufforderung, diese Methode zu befolgen, deren Nutzen für diese ersichtlich ist. Die ethnologische Gesellschaft zu London hat sich über den Werth derselben günstig geäussert. (*The Journal of the Ethnological Society of London.* April 1869. p. 84, 85)

In der Sitzung der Ethnologischen Gesellschaft zu London (Jan. 26.) unter dem Vorsitz Prof. Huxley, zeigte Oberst L. Fox ein bei Lukaia am Niger gefundenes Stein-Armband vor, Herr W. H. Black eine Sammlung ethiopischer Münzen und Medallien, die als Talismane und Zaubermittel verwendet werden, Herr Hyde-Clark hielt einen Vortrag: On the Proto-ethnic Condition of Asia Minor, the Chalybes, Iduci Dactyli and their Relations with the Mythology of Ionia. Diese sich an eine früheren desselben Verfassers anschliessende Abhandlung findet sich in dem kürzlich ausgegebenen Journal dieser Gesellschaft mitgetheilt. In der Sitzung des 23. Febr. sprach Dr. Hooker über die bei der Geburt gebrauchlichen Ceremonien in Australien, Herr Steffens über ethnologische Reste auf den Pearl-Inseln. Die Sitzung des 9. März wurde von dem Präsidenten (Dr. Huxley) eröffnet mit einer Ansprache über die allgemeine Ethnology Indiens. Unter den übrigen Vorträgen werden genannt der Sir W. Elliot's: Ueber die Eigenthümlichkeiten und den Ursprung einiger der am Meisten beachtenswerthen Classen der Bevölkerung Indiens, und der des Herrn S. Campbell: Ueber die Rassen Indiens, als in den bestehenden Kasten und Stämmen nachgewiesen. In der Sitzung des 23. März las Dr. Archibald Campbell über die Lepchas und andere Stämme bei Darjeeling, Oberst Taylor über die vorgeschichtliche Archaeology Indiens, über Cromlech, Cairns, Barrows u. s. w., Major

Fosberry über einige Stämme an der Nordwest-Grenze Indiens, Major Pearce über Cromlechs in Nagpoor. Am 27. April sprach Herr Blackmore über die Indianer der vereinigten Staaten, Herr Stevens: Ueber Steinwerkzeuge am Ohio.

In der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft zu London (6. Jan.) unter dem Vorsitz des Dr. Charnock, machte Dr. Carter Blake einige Bemerkungen über einen Schädel von den Chinesen-Inseln, den Herr Wood (neben vergifteten Waffen, von Africanern, Malayen und Americanern gebraucht) vorlegte, indem derselbe zugleich einen Vortrag über die Bereitung des Gifte, ihren Gebrauch und ihre Wirkung hielt.

Am 16. Februar hielt Dr. Beddoe einen Vortrag über die Eigentümlichkeiten des bretagnischen Volks, Dr. Charnock: Ueber Loemariaker, Dr. Hunt: Ueber die Alterthümer Carnacs in der Bretagne.

Am 10. März hielt Herr Pike einen Vortrag über den vermuteten Einfluss der Rasse auf die Religion.

Am 20. April hielt Dr. Day einen Vortrag über den Charakter des Negers, besonders in Bezug auf Betriebsamkeit.

Eine neue Reihe libyscher Inschriften wurde durch Dr. Rebonad in der Cheffia gefunden, unterschieden als die des Chabel-el-Mekous und die des Kef der Beni-feredj. Eine Mittheilung darüber findet sich in den Annales des Voyages (herausgegeben von V. A. Malte-Brun) durch M. Judas (April 1869). Dieselbe Zeitschrift giebt eine aus der vorigen Nummer fortgesetzte Besprechung des von Nicolaysen angefertigten Cataloges der norwegischen Alterthümer durch E. Beauvais.

In den Sitzungen der anthropologischen Gesellschaft in Paris wurden die von Weisbach aus seinen Rassenmessungen gezogenen Schlüsse (bei Verarbeitung des von der Novara-Expedition gelieferten Materials) besprochen, und nahmen besonders die Herren Pruner-Bey, Broca, Alix, Rochet, Gavarret, Giraldès, Dally, Pouchet, Bertillon u. A. m. an der Debatte Theil.

Der unermüdete Dr. Schweinfurth hat von Karthüm aus sehr werthvolle naturhistorische Gegenstände nach Berlin gesendet, u. A. auch die schadhafte, sohlecht ausgestopfte Haut eines jener merkwürdigen, anthropomorphen Affen, welche, Chimpanse's sowohl, wie Gorilla's, in den westlich vom weissen Nil gelegenen Regionen Innerafrika's vorkommen, und welche von den Njam-Njam: Mbám oder Mbán genannt werden. Dass aber mindestens zwei Arten jener Affen von Westen her nach dem Centrum Afrika's vordringen, lehren die wenigen, bis jetzt zur Ansicht gelangten Häute solcher Thiere (Vergl. Hartmann in Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. zu Berlin 1868. S. 30—33).

Ferner hat Schweinfurth eine Anzahl von Rinder-, Schaf- und Ziegenschädeln aus den Provinzen Berber und Sennár nach Berlin expedirt. Es vervollständigen diese Schädel eine durch Hartmann begonnene, durch Binder, Franz, Klunzinger und auch durch Schweinfurth schon früher fortgesetzte, im anatomischen Museum zu Berlin befindliche Sammlung von Schädeln afrikanischer Haustiere, wie wohl eine ähnliche noch von Niemand bis jetzt zusammengebracht worden. Skelete des Hausschweines der Funje (*Sus senariensis* Fitz.), des benahabten Hausschafes der Schilluk (*Ovis jubata* Fitz.) und einige zwanzig menschliche Schädel von dem in vielfacher Beziehung sehr interessanten Schillukstamme, sind von Karthüm und Faschoda (Denáb) aus unterwegs. Ein so reichhaltig zutreffendes Material kann die Wissenschaft allerdings gründlich fördern. H.

Zwei polnische Edelleute, die Grafen Dzialowski und Sierakowski, bereisen gegenwärtig Algerien, haben bereits die Aures durchstreift und beschäftigen sich zur Zeit sehr eifrig mit anthropologischen Studien, bei welchen sie durch Mitglieder der Société archéologique de Constantine, sehr freundlich unterstützt werden. H.

Nach einem Briefe des Dr. Radloff aus Barnaul (datirt 12. April), denkt derselbe in diesem Jahre nochmals das Ili-Thal zu besuchen und einen längeren Aufenthalt unter den Kirgisen zu nehmen, über welche von diesem Forscher, der unsere Kenntniss über die dortige Gegend schon so vielfach erweitert hatte, wichtigen Mittheilungen entgegenzusehen werden darf. Herr Wallis, der kürzlich aus seinen vieljährigen Reisen am Amazonasflusse zurückkehrte, ist schon wieder für eine neue Reise engagirt, die gleichfalls für botanische Zwecke nach den ostindischen Inseln gerichtet sein wird.

Sehr bedauerlich ist die Zerstörung des grossen Tolmaen in Cornwallis, der (wie wir aus den Zeitungen erfahren) durch Sprengungen bei der Granitgewinnung abgeworfen wurde. Sir John Lubbock, der schon für sein Schicksal besorgt geworden war, hatte (im März) geeignete Schritte zu seiner Erhaltung thun wollen, Hess sich aber durch die ihm gemachten Versprechungen beruhigen. Jetzt ist indess, um fernere Acte eines solchen Vandalismus zu verhüten, der Vorstand der ethnologischen Gesellschaft in London eingeschritten und hat sich auf dessen Anregung ein Comité zum Schutze der vorhistorischen Denkmäler Englands gebildet, zusammengesetzt aus den Mitgliedern Sir John Lubbock, Professor Huxley, Oberst L. Fox, Hr. Hyde-Clark, H. Blackmore, S. John Evans, H. A. W. Franks, H. T. Wright, H. H. G. Böhn und H. S. Laing.

Bücherschau.

Egypte et Palestine observations médicales et scientifiques par le Dr. Ernest Godard. Avec une préface par M. Charles Robin. Paris 1867. 8. 438 S. und Atlas in 4^{to}. Der bedauernswerthe Ernest Godard! Ein kenntnisreicher Arzt, ein fleissiger Schriftsteller, ernst, gebildet, strebsam, erlag er am 21. Septbr. 1862 zu Jaffa an der Unterleibsentzündung, ein Märtyrer der Wissenschaft, nicht minder heilig als mancher so hochgefeierte Religionsheld. Den Mann charakterisiren die wenigen, rührenden Abschiedsworte, die er, Angesichts des Todes, ungebeugt durch sein herbes Geschick, an seinen Lehrer und Freund Robin gerichtet. Insch'allah! Die Plectit seiner Verehrer hat Anlass zur Entstehung obigen und theilweise auch noch eines anderen Werkes gegeben, letzteres: Divinités Egyptiennes, leur origine, leur culte et son expansion dans le monde par Ollivier Beauregard. Paris 1866. (8) betitelt.

Godard's oben aufgeführtes Buch ist, wie sich das von selbst verstehen muss, aus abrupten Notizen zusammengesetzt, es ist unvollständig, lückenhaft. Aber es ist mehr für den Ethnologen Branchbares darin, als in so vielen, vielen Büchern über den Orient. In jenen inhaltslosen Touristenmachwerken, gekennzeichnet durch oberflächliche Anschauung, schlechte Beobachtung, durch Manie für unpassende Anekdoten, für fade Witzeleien.

Godard's Werk enthält u. A. folgende Aufsätze, welche unser Interesse vorzüglich in Anspruch nehmen: Kap. III, über die ägyptischen Kinder, deren Erziehung, Beschneidung (bei Knaben und Mädchen), Kap. IV, über die Heirath Kap. 5 über Verirrungen des Geschlechtstriebes. Kap. VI, über Emnenen Kap. 7 über den Harim, sowie einige kurze Charakteristiken der Völker von. Letztere beiden sind von dem Verfasser wie die

den meisten Orientreisenden, über innerafrikanische Ethnologie sehr mangelhaft unterrichtet gewesen. Zu Godard's und Anderer Entschuldigung möge zwar dienen, dass die Völkerkunde Innerafrikas bis jetzt überhaupt noch so sehr im Argen gelegen. Darstellungen Godard's der Schweisefriesel und Furunkelaffectionen im Nilthale, des Aussatzes, der Elephantiasis, der Bereitung und Wirkung des Haschisch, sind sehr dankenswerth und noch für den vom Referenten früher charakterisirten Standpunkt in Hinsicht auf ethnologische Forschungsmethoden nicht unwichtig.

Godard hat den Muth gehabt, die für den Arzt, ja selbst für den Ethnologen, absolut nicht zu umgehende Geschlechtsphäre der von ihm besuchten Völker genauer zu behandeln. Man kann hier wohl sagen, Muth, nämlich gegenüber der Prüderie, mit welcher ein Reiseschriftsteller gewöhnlichen Schlags dergleichen zu meiden befiessen, mit der Jense selbst ein so ausgezeichnetes, so gründlicher Forscher, wie Lane, gegenüber gewissen Anschauungsweisen seines Landes, unberücksichtigt gelassen.

Die im Atlas beigegebenen, lithographirten Abbildungen sind gut ausgeführt. Es sind diese charakteristischen in leichter und doch sicherer Umriszmanier ausgeführten Portraits und ost- und continental-afrikanischer Eingeborener eine den Ethnologen sehr willkommene Zugabe.

B. H.

J. G. Wood, M. A. F. L. S.: The Natural History of Man, being an account of the manners and Customs of the uncivilised races of man. Africa. London G. Routledge & Sons. 1868. 1 vol. gr. 8. 774 S. LXVIII. Der Verfasser einer in England und in Amerika weit verbreiteten, in Deutschland nur wenig gekannten, mit zum Theil recht guten Illustrationen ausgestatteten Zoologie, sowie des sehr ansehnlichen Werkchens *Homes without hands*, der Rev. J. G. Wood, hat die schwierige, wiewohl dankbare Aufgabe zu lösen versucht, im oben angezeigten Buche eine Naturgeschichte des Menschen, einen Bericht über die Sitten und Gewohnheiten der uncivilisirten Menschenrassen, zu liefern. Der vorliegende, erste Band beschäftigt sich nur mit Afrika. Freilich erkennen wir in demselben nicht eine eigentliche Naturgeschichte der afrikanischen Menschheit, denn das Feld der physischen Beschreibung der letzteren ist dafür denn doch zu wenig angebauet worden, wohl aber finden wir in dem Buche ein reiches Material aus dem eigentlich ethnographischen Gebiete. Der Text ist, wie alle Wood'scher Sachen, im Ganzen nicht schlecht geschrieben, aber leider nur höchst ungleichmässig vertheilt. Während z. B. Südafrika nach einem dem englischen Verfasser reichlich zuzufliessenden Stoffe sehr ausführlich, mit Einschluss der Balonda auf 422 Seiten, abgehandelt wird, geschieht der Berberstaaten der Nordküste, Timbuktù, Segos, Wadai's, Dar-Fur's, Nubiens und Sennar's entweder gar nicht oder doch nur so ganz nebenbei Erwähnung, z. B. werden einige von Baker abgehandelte Dinge über die Homran wiedergegeben. Ein Artikel über die Beduinen passt sehr wenig auf die Nomadenstämme Nordostafrikas. Für das ungeheure, nördlich vom Aequator gelegene Gebiet, welches unser Interesse wohl eben so gut in Anspruch nehmen möchte, als dasjenige der Zulu, Damara, Banyai u. s. w., ist das Quellenstudium des Verfassers mehr wie dürftig. Die deutsche und französische Literatur finden dabei keine Beachtung. Zwar gienest Barth eben noch die Ehre, mitgenannt zu werden, dagegen scheinen die Arbeiten eines Vogel, Lyon, Doreyrier, Faidherbè, Aucapitaine, Bourguignat, Brugsch, Lepsius, Rougé, Chabas, Raffeneil, Beurnann, Bruce, Rueppel, Lefèvre, Mohammed-el-Tausy, Henglin, Brehm, Schweifürth, Russegger, des Recensenten und noch vieler Anderer dem Verfasser gänzlich unbekannt zu sein. Als Hauptgewährsmann über die Stämme des weissen Nil gilt ein so unwissender Mensch, ein so facher Beobachter, wie der übrigens nur zu wohl bekannte J. Petherick. Von einem Werne. Harnier, Kaufmann, Morlang, Pansy u. s. w. sagt uns Wood gar nichts. Ferner werden die Völker dieser Gegenden

ohne System, ohne Rücksicht darauf, ob sie zusammengehören oder nicht, neben- und durcheinandergestellt. *)

Kaum weniger ungleichmässig, wie der Text, ist aber auch das Bildermaterial ausgefallen. Als Verfertiger desselben werden uns Angus, Damby, Wolf und Zwecker genannt. Männer, deren geschickte Hand uns man schon so manchen künstlerischen Genuss, so manche wahre Belehrung, so vielfache Anregung verschafft hat. Einige von den Holzschnitten sind nach Photographien, andere auch nach unedirten Skizzen von Baines ausgeführt worden. Eine Anzahl dieser Bilder erscheinen gut gezeichnet und in der unserem Auge so angenehmen, kernig-englischen Manier auch ganz leidlich geschnitten. Viele dagegen sind roh, nachlässig gearbeitet. Einen wirklich ekelhaften Eindruck machten auf uns die Darstellungen von der Westküste. Wozu wieder diese Karrikaturen der Bewohner von Dahomé, der Amazonengarde u. s. w., welche uns schon in R. Burtons Werk so sehr angewidert haben? Wie ganz anders, wie ästhetisch-befriedigend und doch wie afrikanisch-wahr sind dagegen die erschütternden Darstellungen aus der Repinschen Expedition im Tour du Monde! Wir wollen den Schwarzen sicherlich nicht unnötig verschönern, nicht phantastisch zum „prächtigen Wilden“ heraufstafiren, ihn aber auch nicht mehr herabwürdigen lassen, als er es in der That verdient. Mit solchen Zerbildern von anatomisch-unmöglichen Afrikaner-Physiognomien schreckt man wohl kleine Kinder, amüsirt man höchstens Leute, welche im Nigger gleich den Bruder Gorilla zu bewillkommen die Marotte haben, leistet man aber der Ethnologie keinen Dienst. Sehr anerkanntenswerth sind nun die zahlreichen Darstellungen von Waffen und Geröthen.

Trotz dieser unserer Ausstellungen möchten wir den fleissigen Verfasser dennoch dringend dazu erwathigen, rüstig ein Werk fortzusetzen, welches bei einer mehr gleichmässigen Vertheilung . . . Stoffes, bei einer mehr gerechten Verwerthung der (namentlich nicht englischen) Literatur, einem wahren Bedürfniss abuhelfen vermöchte. R. H.

*) Der unangenehme Schmitzer in Baker's Werk über den Mwntan-Ntze, welchen nicht einmal der deutsche Bearbeiter verbessert hat, nämlich aus dem wissenschaftlichen Namen *Aedemone mirabilis* Kotschy für das Schwimholz Ambag eine *Anemone mirabilis* zu machen, ist glücklich auch wieder bei Wood, p. 577, eingepassirt.

Herr Otto Kistner in Leipzig hat eine Uebersicht der buddhaischen Literatur herausgegeben, unter dem Titel Buddha und His Doctrine, a Bibliographical Essay. Trübner & Co., London 1869. Solche Compendien sind bei der zunehmenden Ausdehnung wissenschaftlicher Arbeiten unerlässlich, um in selbstständigen Studien die nöthige Sicherheit zu gewinnen, dass die Zeit nicht nutzlos mit Wiederholung von Untersuchungen verschwendet wird, die schon früher und von Anderen zu Ende geführt sind. Der Buddhismus bildet eine der wichtigsten Probleme in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit und er ist so tief und weit mit all den verschiedenen Culturschichtungen Asien's verwachsen, dass es als ein unbegreiflicher Leichtsinns erscheinen muss, wenn es noch immer gewagt wird, einige landwässrige Redensarten über denselben als eine Lösung der von ihm gestellten Aufgaben anzubieten.

Wunke: Der deutsche Volksglaube der Gegenwart. Berlin 1860. Dieses schon in seiner ersten Auflage höchst reichhaltige Buch ist in einer „zweiten, völlig neuen Bearbeitung“ erschienen, und als einer der wichtigsten Beiträge zur vergleichenden Psychologie zu betrachten. Einer solchen Materialiensammlung bedarf es auf den verschiedenen Gebieten, um zunächst einen Ueberblick über das Vorhandene zu erhalten. Jedem der in mehr oder weniger entstellter Form noch unter, und trotz, unserer Volkabildung

fortbestehenden Gebräuchen liessen sich Dutzende von Parallelen aus den weniger weit vom Naturzustande entfernten Stämmen (bei denen sich derselbe Grundgedanke noch reiner erkennen lässt) zur Seite stellen. Ohne hier darauf weiter einzugehen, sei nur kurz ein einzelnes Beispiel angedeutet. Auf Seite 148 heisst es: „In Tirol findet in der (Walpurgis-) Nacht ein allgemeines „Ausbrennen“ der Hexen Statt; unter entsetzlichem Lärm mit Schellen, Glocken, Pfannen, Hunden u. dgl. m. werden Reisigbündel von Kien, Schlehdorn, Schierling, Rosmarin u. A. m. auf hohe Stangen gesteckt und angezündet, und mit diesen läuft man lärmend siebenmal um das Haus und das Dorf und treibt so die Hexen aus (s. Alpenburg). Anderswo (fränkische Oberpfalz und Voigtland) wird in dieser Nacht ein Auspeitschen der Hexen vorgenommen; die Burschen versammeln sich nach Sonnenuntergang auf einer Anhöhe, besonders an Kreuzwegen, und peitschen bis Mitternacht kreuzweis im Tact; soweit das Knallen gehört wird, sind alle Hexen machtlos; oft bläht dabei im Dorfe der Hirt auf dem Horn, soweit man es hört, kommt ein Jahr lang keine Heze vor; vor den Häusern, in denen man Hexen vermuthet, wird besonders stark geknallt, die Hexen fühlen die Peitschenhiebe, daher werden starke Knoten in die Peitschen gemacht. Die Hexen werden auch angeblasen, indem man mit Schalmern aus Weidenrinde vor den verdächtigen Häusern bläht (Franken).“ Dies ist dasselbe Reinigungsfest, das bei den Siamesen Jing-Atana genannt wird, bei dem man die Dämonen erst aus den einzelnen Häusern hinaustreibt und dann mit Böllerschüssen durch die Strassen jagt, bis an den Umkreis der äussersten Ringmauer, von der man ihnen noch einige Ladungen in den Wald nachsiecht und dann die Stadt mit geweihten Schnüren umzieht. Aehnliches geschieht in Birma. Die Fantih an der afrikanischen Goldküste (b. Cape Coast Castle) treiben die Teufel einmal im Jahre durch gewaltigen Lärm aus ihren Häusern, und zum Dorfe hinaus, und dann werden die Schwellen der Wohnungen mit geweihtem Wasser gewaschen, so dass sie nicht zurückkehren können. Am Alt-Calabar geht man am schlanesten zu Werke. Man bestreicht schon mehrere Tage vorher alle nach dem Meere führenden Strassen mit fettsch-artigen Popansen, in der sicheren Aussicht, dass die dummen Teufel unbedachtam genug sein werden, in diesen Lockfallei zur Kurweil ihren Aufenthalt zu nehmen. Hat man sie nun dort alle zusammen, so erbebt sich plötzlich in der Stille der Nacht ein gewaltiges Geschrei im Dorfe, und von dem in der Mitte gelegenen Marktplatz aus laufen die Neger, Fackeln schwingend und Peitschen knallend, die Strassen zum Meer hinab, alle die aufgeschreckten Dämonen vor sich hertreibend und in das Wasser stürzend. In ähnlicher Weise verfährt man in Polynesien (auf Tonga, den Fidchi, Tahiti u. s. w.), wo gleichfalls diese unsichtbaren Unheilstifter in die See gejagt werden. Herodot erzählt von den Kanniern, dass um ihr Land von fremden Einflüssen zu befreien, „alle Erwachsenen die Waffen anlegten und mit den Lanzen gegen die Luft fochten bis zu den Kalydnischen Grenzen hin, behauptend, dass sie so die ausländischen Götter verjagten.“ Das entspricht der Erzählung Garcilasso's de la Vega von dem Sühnfest der Peruaner, bei dem vier Inca's von der Hauptstadt aus auf vier Strassen nach den vier Himmelsrichtungen liefen und die Lanzen dann von anderen weiter und weiter tragen liessen, bis über die ursprünglichen Grenzen des von ihren Ahnen gegründeten Staates hinaus. Er fährt dann fort: *La no he agiente salian con grandes hachas de paja, texida como los capachos del acceyte, en forma redonda como bolas, llamanles panencu, duran mucho en quemarse. Atabanles endos cordales de una hraza en largo. Con las hachas corrian todas las calles dondeandolas hasta salir fuera de la ciudad, como que desteraban con ellos los males nocturnos, habiendo desterrado con las lanzas los diurnos, y en los arroyos que por ella pasan echaban las hachas quemadas, y el agua en que el dia antes se habia lavada, para que los aguas corrientes llevasen a la mar los males, que con lo y lo otro habian echado de sus casas et de la ciudad.* In Thüringen stürzt man beim Sterben die Töpfe um, damit die Seele sich nicht in ihnen verfangt oder erhalte. (Seite 429). Auf den Marianen dagegen stellte man absichtlich einen Topf neben den Kopf des Sterbenden, damit seine Seele fortan darin

weite, und auf ähnliche Grundvorstellungen lässt sich die Heilighaltung canopischer Krüge (Tapaija auf Borneo) von den Indianern Californiens bis nach Senegambien zurückführen. Das Fensteröffnen für die Seele in Ostpreussen findet sich in dem Bräuche der Irokesen, Madagesen u. A. m. ergänzt. Das Sackaustragen gebannter Geister in Hessen (S. 454) ist in Hoch-Asien geküfig. Ist das Grab in Oldenburg nicht tief genug, so geht der Todte nm (S. 436), und die Tschuwachen nmäknen es daher mit spitzen Pfählen, damit nicht übergestiegen werden kann, während im Nordwesten Borneo's die Leiche mit eisernen Klammern am Boden festgeschlagen wird. Die Rückkehr der Seelen am Allerseehtage (S. 442) ist in Chochinehina nur durch chinesische Rangabstufung von der finnischen und esthnischen verschieden. Doch in dieser Weise liesse sich Satz für Satz durchgehen.

Gerland: Altgriechische Mährchen in der Odyssee, ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie (Magdeburg 1869). Die vergleichende Mythologie, die sich auf dem indo-germanischen Sprach-Areal oder sonst auf einem historisch umschriebenen Gebiete bewegt, mag sich mitunter berechtigt fühlen, auf Analogien begründete Schlüsse zu ziehen (obwohl ihr Hauptwerth immer mehr in den philologischen Untersuchungen, als in den mythologischen liegt). In allen bisher wenig erforschten Mythenkreisen dagegen, auf einem Terrain, dessen ethnologisch-anthropologischer Charakter kaum erst seinen allgemeinsten Umrissen nach niederzuseichnen ist, darf man vorderhand über die Ansammlung des Rohmaterials nicht hinausgehen, da eine vorschnelle Anordnung desselben, ehe ein Ueberblick im Grossen und Ganzen auch nur ungefähr gegeben ist, zu verkehrten Anordnungen führen muss und die Arbeit somit unnöthigerweise verdoppeln würde. In dem Bestreben Gleichartigkeiten des Cultus auf Sonnenverehrung, auf eine Vergötterung der Dämmerungserscheinungen, der im Gewitter personificirten Kräfte und anderer Naturphänomene zurückzuführen, liegt eine bedenkliche Verwechslung der eigentlich religiösen und der dichterischen Anschauung. Was die sogenannte vergleichende Mythologie vorwiegend zum Gegenstande ihrer Beobachtungen macht, sind secundär-poetische Anschauungen einer späteren Zeitperode, als sie, nachdem der Schein des Heiligen verblasst war, in das Gemeingut des Volkes zurückfielen. Allerdings erscheint in den mythologischen Schöpfungen die Religion im Gewande der Poesie, aber das bunte Aussenkleid überdeckt den dunkleren Kern des Inneren und der Mythologie pflegt nur die poetische Seite seiner Mythen zu sehen, unberührt von dem religiösen Elemente, das darunter verborgen liegt. Der religiöse und poetische Standpunkt sind ursprünglich durch eine weite Kluft getrennt. Der Geist des Dichterthums gelangt erst dann zur Geltung, wenn sich eine seitweises Harmonie mit der Umgebung hergestellt hat und die elegischen Klagen über die Leiden des Lebens das Leid vergessen machen und besänftigen. Innerhalb des so gewonnenen Einklanges überlässt sich der dichterische Genius dem vollen Schwunge seiner Phantasie und sucht die Gestaltungen derselben idealisch zu verschönern, um jeden weiteren Missklang zu vermeiden und die Mängel, die sich noch fühlbar machen, zu mildern. Das Reich des Dichters ist bereits durch eine lange Reihe von Mittelstufen, die vorher zu durchlaufen waren, von dem der frühesten Naturauffassung entfernt, und deshalb alle den unklar-mystischen Strebungen, die in jener gährten und brausten, mehr oder weniger fremd geworden. Im Stadium des Naturzustandes wächst das Religiöse aus den Geheimnissen der Menschen-Existenz hervor. Ringum von unverständlichen Mächten umgeben, (die seinem geistigen Auge dunkel sind, und deshalb zunächst leicht als finstere aufgefasst werden), ringt der Naturmensch mit ihnen in qualvollen Kämpfen um die Sicherung seines Daseins und ruft deshalb zunächst nur grausige Schreckbilder in Fetischen und Dämonen um sich hervor. Ist es ihm allmählig gelungen, die dringendsten Gefahren abzuschleifen oder zu beseitigen und einen gewissen Zustand der Wohlbehägigkeit herzustellen, dann richten sich günstiger ausgestattete Talente nicht wie hulich in demselben ein und folgen dem

Zuge poetischer Phantasiegebilde, die sie in lieblichen Träumen umgaukeln. Dies beschränkt sich jedoch immer auf das Vorrecht beglückter Sonntagskinder, indem die grossen Massen noch stets den Launen des Furchtbaren, weil Unbekannten, verfallen bleiben und auf den höchsten Civilisationsgraden nicht viel weniger Teufel und Hexen um sich zu sehen gewohnt sind, wie auf dem niedrigen Niveau der Naturbasis. In der prädominirenden Mittelklasse der Gesellschaft indess, die (zwischen den äussersten Spitzen poetisch-philosophischer Eocentricitäten und der in relativer Unwissenheit verharrenden Unterlage) ein vermittelndes Gleichgewicht erhält, bilden sich aus der ausgleichenden Durchdringung der beiderseitigen Einflüsse (des ästhetisch Schönen von Oben, des überwältigend Mysteriösen von Unten) die leitenden Charakterzüge einer geläuterten Religion, die dann für die bestehende Cultur-Epoche zur allgemein gültigen wird. Beabsichtigen wir nun also den psychologischen Wurzeln derselben nachzugehen, die religiösen Ideen ihrem Ursprung und ihrer genetischen Entstehung nach verstehen zu lernen, so nützt es nichts, mit den poetischen Wolkenflügen unberrücksichtigt, da diese uns gerade nach der entgegengesetzten Richtung hin abführen würden. Die Verlockungen auf ihrer Seite sind verführerisch und scheinbar rascher belohnend, aber freilich nur mit Flittergold und leerem Tand. Im Sinne einer gründlichen Naturforschung haben wir vielmehr hinabzusteigen in den tiefen Schacht, wo das echte und edle Metall in seinen Adern blinkt, wo der Denkorganismus auf physiologischer Grundlage keimt und seine Wurzeln in denselben hineingetrieben hat. Erst in den Wachstumsphasen einer späteren Entwicklung können dann auch jene aus reineren Höhen zuwehende Lüfte mitbringend in Rechnung gezogen werden, die die endliche Blüthenentfaltung begünstigen und fördern. Aehnlichen Anklängen in der weiteren Ansmalung der Sagen und Märchen nachzugehen, ist zwecklose Zeitverschwendung, so lange wir nicht durch eine sorgsame Zersetzung der Grundideen das Bildungsgesetz, wodurch dieselben regiert werden, aufgefunden haben.

Aus diesen Gründen können die mitunter gemachten Versuche, die Behandlungsweise der vergleichenden Mythologie (wie sie innerhalb philologisch begränkter Provinzen — und dort mit einer gewissen Berechtigung — zur geltenden wurde) auch über die religiösen Anschauungen der Naturvölker auszudehnen, kaum ermunthigt werden, auf diesem Wege fortzufahren, da sich, bis die Detailuntersuchungen weiter gediehen sind, keine adäquaten Proportionen gewinnen lassen. Einmal sind die Materialien für solchen Zweck noch lange nicht erschöpfend beisammen, und resultirt also nothwendig aus den Experimenten zu künstlicher Zeitigung eine unvermeidliche Oberflächlichkeit, da die Zahl der vermeintlichen Uebereinstimmungen mit jedem neuen Stamm, für dessen genauere Betrachtung weitere Daten hinzutreten mögen, sich auf's Neue erweitern und ihren gegenseitigen Verhältnissen nach anders verschoben würden. Ausserdem aber ist dieses psychologische Studium, das die primitive Geistesverfassung des Menschengeschlechts zu ihrem Gegenstande genommen hat, ein viel zu wichtiges und bedeutungsvolles, als dass es ein dilettantisches Umhersuchen nach einigen hübschen, und, für unsern Geschmack, anziehendsten Episoden in der Fülle des überreich anströmenden Materials erlauben dürfte. Jede Wissenschaft hat eine Reihe von Vorstadien zu durchlaufen, während derer sie es sich selbst schuldig ist, auf das Recht des Popularisirens noch zu verzichten, weil die Controlle der in ihr herrschenden Gesetze der genügenden Sicherheit soweit ermangelt. Es liegt eine Art Entweihung darin, diese Forschungen, die sich erst seit ganz Kurzem in ihrer unendlichen und noch völlig unüberschaubaren Tragweite vor unseren Augen eröffnet haben, schon jetzt in abgerissenen Fetzen zur Unterhaltung, und nachruechthar vorübergehender, Verwunderung aufzutischen, da ein solch beiläufiges Umhersuchen nur den Appetit für solide Speise verdirbt. Bei den täglich angedehnten Anforderungen der Wissenschaft ist es selbst für den Gebildeten unmöglich, in sämtlichen Kreisen gerecht zu sein, eine Theilung der Arbeit muss bei allen Specialuntersuchungen festgehalten werden, und obwohl Chemie, Physik, Physiologie und die übrigen Naturwissenschaften bewiesen haben, dass es

einen Wendepunkt giebt, wo die Resultate zum Allgemeinrat des Publikums gemacht werden können, so darf das doch nicht zu früh geschehen, und muss die auf ethnologische Basis inductiv aufzubauende Psychologie sich bewusst bleiben, dass sie kaum erst ihren Geburtschein erworben hat, und noch weit von den Jahren voller Manneskraft entfernt ist.

Wenn wir diese Worte der Besprechung des oben angezeigten Buches vorhergehen lassen, so wollen wir damit nicht andeuten, dass die (zur Präcision des gegenseitigen Standpunktes) gegen eine ganze Richtung im Allgemeinen erhobenen Einwendungen an dasselbe eine speciellere Anwendung fänden. Wir würden überhaupt am Liebsten Nicht einwenden oder tadeln in einem Buche, das den Fortsetzer von *Waltz's Anthropologie* zum Verfasser hat, einen der fleissigsten Mitarbeiter auf dem solcher sehr bedürftigen Felde der Ethnologie, wo die schätzbaren Beiträge Dr. Gerlands stets willkommenen Empfang finden werden.

Der sechste Jahrgang des *Année géographique* (M. Vivien de Saint-Martin) ist erschienen, „le résumé le plus complet qui soit des progrès de la géographie“ wie ihn mit vollem Rechte M. Charles Munroir nennt, in seinem Rapport sur les travaux de la Société de géographie et sur les progrès des Sciences géographiques pendant l'année 1869, Bulletin de la Société de Géographie, Mars-Avril, 1869. In demselben Entfinden sich Bemerkungen über die Falasha (von Halévy). Die Falasha reden Arabisch mit den christlichen Abyssinern, denen sie auch sonst zu gleichen scheinen. Ueher sie sprechen sie aber einen familiären Dialect des Agaon, der ihnen so eigenthümlich ist, dass man ihn im Lande Falachina oder Kafina nennt. Die in Kuara gebräuchliche Sprache unterscheidet sich durch eine besondere Betonung. Das jüdische Element, das Falasha rühre von den (bei dem Siege Kaleb's über Dou Nouas) gefangen nach Abyssinien abgeführten Himyariten, die sich in die Berge jenseits des Takkazi zurücksogen und dort einen Theil der Agows bekehrten.

Das zweite Heft der neu gegründeten „*Rivista Sicula di Scienze, Letteratura ed Arti*“ Volume Primo, Fascicolo 2º, Febbraio 1869, Palermo, Luigi Pedone Lauriel, 1869, enthält: *Le Epigrafi Arabiche die Sicilia* (Michele Amari) *Sulla Storia di Guglielmo il Buono*, *Considerazioni* (O. Hartwig) *Risposta* (Isidoro La Lumia) *Lucia* (Rosina Muzio-Salvo) *La Quinta Tavola Taormines, Le pidi e due colonne inedite* (Nicolo Camarda). *Rassegna Bibliografica Memorie sull'ingegno, gli studi e gli scritti del Dr. Alessandro Rizza*, per Emanuele de Benedictis (Alcide Oliari) *Rassegna Politica* *Bollettino Bibliografico*.

Nach einem Briefe Gerhard Rohlf's aus Alexandrien (27. Mai) ist derselbe aus Siwa dort eingetroffen und in Kurzem in Europa zu erwarten. Seine über den vermautheten „Seegrund“ bis Siwa fortgesetzten Niveaumessungen können weitere Beiträge zu den aus Senar's Ansicht über die frühere Lage jenes Tempels folgenden Betrachtungen liefern.

Errata.

- Heft I. S. 94, 16 Z. von unten lies Könige statt Römer.
 „ II. S. 135, 1. Z. v. u. l. Set st. Seb.
 „ „ S. 147, 4. Z. v. o. l. Characterisirten.
 „ „ S. 154, Anm. 4. Z. v. u. l. Begab.

Aus der Ethnologischen Sammlung des Königlichen Museums zu Berlin

Die ethnologische Sammlung im Neuen Museum wurde für die Polarländer Amerikas besonders bereichert im Jahre 1852 durch Aufnahme der Sammlung des Dänischen Oberstlieut. Christoph Heinrich Sommer, die u. a. verschiedene interessante Grönländische Grabaltertümer brachte, knöchernes Pfeilspitzen und Harpunen mit Widerhaken an Grönlands Westküste zu Egedesminde und Jacobshavn gefunden; zwei zu Harpunen verarbeitete Knochen; Pfeilspitzen von Stein, u. dgl. m. Besonders merkwürdig ist eine blattförmig gestaltete polirte Pfeilspitze mit einer Durchbohrung; auch Calcédon und Quarzstücke sind zu dergleichen Spitzen verarbeitet; mehrere Wetzsteine finden sich aus verschiedenem Material, unter anderen von Talk; aus eben diesem Stoff sind zwei Lampen. Ferner gehört zu diesen Gräberfunden ein Messer (Ulo), von welchem die Schneide von Eisen, der Griff von Knochen ist; ein anderes von Knochen mit hölzernem Griff bei Pakketliok gefunden. Ein schaufelartiges Geräth von Knochen diente zur Minwegrämmung des Schnees und Eises ans den Kajacs. Ein aus 2 Knochen zusammengesetztes Geräth scheint als Löffel gedient zu haben; Näpfe sind bald von Holz, bald von Fischbein; Harpunen und andere Werkzeuge von Knochen; von leichtem Kiebnholz eine Keule, ein Gesichtsschirm um die Augen gegen den Schnee zu schützen; eine roh geschnitzte menschliche Gestalt, wie solche dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben wurden. Sehr beachtenswerth ist ein Stüek braunen Baumwollenzuges bei Ikgait in einem aus den Zeiten der Skandinavischen Niederlassung im Mittelalter herrührenden christlichen Grabe gefunden.

Der neueren Zeit angehörig und aus derselben Quelle herrührend, sind folgende Gegenstände: eine grosse Lampe von Talk, fünf Stangen von Narvalzahn, die man früher in Anwendung brachte, um das Kochgeschirr

über der Lampe zu halten; ein löffelartiges Geräth aus Knochen; ein anderes Werkzeug zum Glätten aus demselben Material; drei Fanstmesser (Ullo), davon 2 aus Sermajut und Holsteinborg, mit eisernen Schneiden, das dritte bedeutend grösser mit doppeltem Griff; eine Handaxt, deren Schneide von Eisen, und deren Griff von Holz und mit Seehundsfell befestigt ist; zwei Schöpfnäpfe sind von Fischbein. Ein „Karmut-Stock“ aus Holz und Knochen zusammengesetzt, wird dazu gebraucht, die Stiefel von Seehundsfell auszuweiten; eine Schuupftahacksdose von Knochen und ein Stein, der zum Reiben des Tabacks gebraucht wird; ein Wurfspieß, Vögel zu tödten, mit langer eiserner Spitze und 3 Widerhaken von Knochen, mit einem Stück Holz, dessen man sich beim Werfen bedient; verschiedene Harpunen und eine Pfeilspitze von Feuerstein. Eine sorgfältig gearbeitete Ampel, bestehend aus einem Talkstein, woran Knochen und vier Eisensachen befestigt sind; eine Leine, aus Seehundsleder geschnitten; ein kleiner Deckelkorb, in welchem sich die Fasern des Strohes befinden, aus welchem derselbe geflochten ist. Gefärbte Glasperlen verschiedener Grösse sind in einem alten Hause zu Jacobshavn gefunden worden. Dabin gehören ferner ein Canotstuhl und das Modell eines von 4 Hunden gezogenen und von einem Grönländer gefahrenen Schlittens. Durch die Anwendung dieser Hundeschlitten unterscheiden sich die Bewohner Nordgrönlands wesentlich von Südgrönland. Die an den Küsten der Disko-Bucht gelegenen dänischen Colonien Jacobshavn, Godhavn, Christianshaab, Egedesminde, von wo der grösste Theil der aus der Sommerschen Sammlung gemachten Erwerbungen herrührt, gehören zu Nord-Grönland.

Von früheren Erwerbungen, namentlich aus den Sammlungen von Bulcock und Hadlock musste Manches wegen gänzlicher Zerstörung beseitigt werden, z. B. ein Hemd aus Seehundsgedärmen, ein Paar Handschuhe, besetzt mit der Halshaut des Tauchers (*Colymbus arcticus*), das Festkleid einer Grönländerin aus Rennthierfell. Dennoch ist ein beträchtlicher Bestand aus diesen früheren Erwerbungen verblieben: Harpunen und was dazu gehört; Windsäcke von Leder zum Rohbrennfang mit dazu gehörigen Harpunen; ein Streitbeil von Stein, Streifen von Seehundsleder und ein Grasgeflecht, sowie eine Wurfschaufel, den Schnee damit von den Thüren wegzuschaffen.

Im Jahre 1839 machte der Preussische Consul Herr Kall zu Frederikshaab an der Westküste Süd-Grönlands das willkommene Geschenk von mehreren Modellen, die von dortigen Einwohnern verfertigt worden sind. Zunächst das eines Grönländischen Hauses, wie wir ein ähnliches in Cranz Historie vom Grönland Tab. IV im Profil und Aufriß abgebildet finden. Die Grönländer wohnen im Sommer in Zelten und führen zumeist ein herumstreifendes Jagdleben. Im Herbst, gegen den Monat September zu, wenn sie von der Rennthierjagd auf ihre Winterplätze zurückkehren, müssen sie darauf bedacht sein, sich ihre Winterhäuser, deren wir eins hier

vor uns haben, zu erbauen, oder zu restauriren. Sie suchen zunächst ganz flache und viereckige Steine ans und stapeln sie abwechselnd mit Rasenstücken an, mit denen sie auch die Zwischenräume ausfüllen. Gewöhnlich werden die Mauern sogar aus Torf aufgeführt, manchmal werden auch Knochen dazu angewendet. In dem Dache wird das Treibholz, welches aus südlicheren Himmelsstrichen mittelst des Golfstromes an die Küsten geworfen wird, benutzt, und dann mit Erde und Moos bedeckt. Die Fenster bestehen aus Darmsaiten, als Eingang dient ein langer Gang, der sich unten vor der Wohnung befindet, damit die Kälte nicht zu gewaltsam eindringt. Thüren werden gar nicht gebraucht, die Wände mit Fellen bedeckt. Längs der ganzen Hinterwand sind Pritschen angebracht, die in Ständer abgetheilt sind, ein jeder von diesen wird von einer Familie bewohnt. In Lampen aus Talk- oder Speckstein, wie wir öfters mehrere in der Sammlung sehen, wird Thran gebrannt, durch sie wird den Wohnungen Licht und Wärme gegeben. Ueber den Lampen wird in hängenden, ebenfalls aus Speckstein gearbeiteten Gräben gekocht. Diese mit so geringer Sorgfalt aufgeführten Erdhäuser würden in einem milden und feuchten Olima kaum als gegen die Feuchtigkeit Schutz gebend angesehen werden können, aber hier, wo sieben Monate hindurch Dach und Wand beständig gefroren sind, kann in der Regel von Feuchtigkeit von Aussen her nicht die Rede sein und das Haus bleibt zugleich dicht und warm. Die Dünne und Kälte der Luft ist es eben, welche zu Wege bringt, dass das einfachste, überall vorhandene Material genügt, den Einwohnern gegen das harte Klima schützende Wohnungen zu liefern.

Ferner Modelle eines Umiacks oder Welberbootes. Das Gerippe eines solchen wird ebenfalls aus Treibholz gefertigt, und dann mit Seehundfell überzogen. Die Weiber rudern solche Boote mit grosser Schnelligkeit und können sie bedeutend belasten. Im Vordersteyen wird ein Mast mit einem Raasegel angebracht, das jedoch nur bei gutem, wenigstens halbem Winde gebraucht werden kann. Sowie die Jahreszeit beginnt, wo der Grönländer seine Winterwohnung verlässt, besteigt er diese Boote, worin er sein Zelt und andere nothwendige Utensilien mit sich führt.

Von den Cajaks oder Männerbooten sind verschiedene Modelle, ja auch ein Original nebst Ruder aus dem Besitze Sr. K. Hoheit des Prinzen Carl von Preussen erworben, vorhanden. Ein äusserst leichtes Fahrzeug, worin ein getübter Ruderer, deren nur Einer Platz darin hat, in den grössten Stürmen sicherer gebergen ist, als in einem guten europäischen Schiffe. Wird der Schiffer auch umgeworfen, so weiss er doch durch seinen Ruder Schlag gleich wieder sich aufzurichten. Durch Pelze ist derselbe so an das Fahrzeug festgeschnürt, dass kein Wasser eindringen kann. Ein starker Cajaksmann kann mit einem solchen Fahrzeuge in 24 Stunden 20 geographische Meilen rudern. — Wenn die Grönländer aus Land kommen, nehmen sie dies tragbare Fahrzeug auf die Schultern, oder auf den Kopf und bringen

es nach ihren Wohnungen oder Zeiten. Wenn es friert, müssen sie die Bütte manchmal Meilen weit tragen, um offenes Wasser, wo sie wieder Gebrauch davon machen können, zu finden. Der kleine an dem Boote befindliche Pfeil wird zum Fange der Seevögel gebraucht; der grössere, welcher längs des Cajaks angebracht ist, wird an die Harpunenspitze befestigt. An dieser letzteren befindet sich ein langer Riemen, dessen Ende mit einer Blase (dem oben erwähnten Windschlanche) versehen ist. Wenn die Harpune auf den Seehund geworfen, und der Riemen abgelaufen ist, taucht der Seehund gewöhnlich auf den Grund; weil er die Blase jedoch nicht unter das Wasser zu ziehen vermag, so kommt er bald wieder auf die Oberfläche und wird dann getödtet.

Ferner ist noch das Modell eines von 6 Hunden gezogenen Schlittens zu erwähnen. Diese Schlitten sind unten mit Wallfischknochen belegt, wodurch das Fahren erleichtert wird. Die Hunde laufen alle nebeneinander und sind an 9 Ellen lange Querhölzer gespannt. Ohne Anwendung von Zügeln werden sie nur durch Worte und durch die mit einer 15 Ellen langen Schnur versehenen Peitsche regiert. Endlich kommt hierzu noch ein Paar Schneeschuhe, die in dortigen Gegenden durchaus nothwendig sind, um vor dem Versinken in den Schnee geschützt zu sein. Mit der äussersten Schnelligkeit und Sicherheit versteht der Grönländer damit die steilsten Berge zu befahren.

Die Bogen, woran die Sehne aus Seehundsfell ist und der Pfeil mit Spitze vom Wallross, sind Waffen und Jagdgeräthe, die gegenwärtig nicht mehr im Gebrauch sind, da jeder Grönländer jetzt sein Feuergewehr hat.

Schliesslich weisen wir auf einen vollständigen Männer- und Frauen-Bazar hin, bestehend aus Beinkleid, Rock, Stiefel von Seehund- und Rennthierfell mit rothem Saffian. Die Kleidung des Grönländers besteht gewöhnlich in einem Pelze von dem Felle der Rennthiere: die Haare werden gegen die Haut gekehrt. Darüber wirft er ein grosses Kleid von Seehundsfell; dasselbe ist mit einer Mönchskutte versehen, vorn ohne Oeffnung und wird zum Anziehen über die Schultern geworfen. Die weibliche Kleidung ist der männlichen sehr ähnlich. Das Oberkleid der Frauen ist nur länger und weiter, letzteres deshalb, damit auf dem Rücken zugleich ein Kind Platz finden möge, welches darin, des Klimas ungeachtet, ganz nackt geboren wird.

Was nun die Eskimo-Stämme der Hudsonsbayländer und der Nordküste bis zum Mackenzieströme betrifft, so sind wesentliche Unterschiede von dem, was Grönland uns zeigt, in den hier vorhandenen Gegenständen nicht zu finden.

Einige im Jahre 1823 erworbene Labradorische Kleidungsstücke könnten durch ihren zum Theil eleganten Schnitt den Verdacht europäischen Ursprungs erregen; dergleichen etwanige Bedenken sind indess durch Gutachten sachkundiger Männer, wie Lichtenstein, Linck, Ritter gehoben und

dahin erklärt worden, dass diese Kleider von den zum Theil cultivirten Bewohnern jener grossen Halbinsel, den ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten entsprechend, angefertigt worden sind. Das Leder ist auf eine besonders geschickte, aber ihnen ganz eigenthümliche Art gahr gemacht, mit Fäden aus Thierschnen dann zierlich zusammen genäht; das eine Kleid, ganz noch nach dem alten Schnitte, den man seit Jahrhunderten an den Kleidern dieses Volkes kennt; das andere allerdings nach der bequemeren Art der Europäer, mit denen sie so lange schon im Verkehr stehen, gemodelt. In diese Klasse gehört dann auch das ganz nach englischem Schnitt gefertigte Kleid der Frau eines Missionärs unter den Eskimos. Andere dieser Kleider, Jacken, Westen, Hosen, Stiefel (Kamik) sind aus dem Felle des Robben (Kassigiak); eins der Oberkleider (Notsek) rührt von einem Eskimo Namens Niakungitok her; Schnbe, Lederbentel, verschiedene grosse Messer (Sarrik) aus Wallross, ein Bogen mit Seehundgedärmen umwickelt; eine Schleuder, an welcher der Griff aus Wallross wie ein Vogel gestaltet ist; Leinen und Schnüre, die auf das allerzierlichste aus Fischgedärmen und Haaren verfertigt sind, zumeist zum Behuf des Fischfangs.

Auch die westlichen Eskimos beschiffen ihre flachen Küsten in der langen Erstreckung von 240 Meilen durch Lederboote (Baidaren), die, wie ein Modell beweist, von den Grönländischen Cajaks nicht verschieden sind, die sie schon einen Monat vorher, ehe das Eis aufbricht, auf Schlitten laden. Was die dem Asiatischen Festlande zugekehrte, durch den Archipelagus der Aleuten, gleichsam wie durch eine Inselbrücke verbundene Nordwestküste des polaren Amerika betrifft, so beginnen wir mit den Asien zunächst gelegenen und ohne Zweifel von hier aus bevölkerten Inseln.

Bereits im Jahre 1803 wurde von dem ehemals Russischen General-Major von Kerwitz eine Sammlung von Gegenständen der Bekleidung und Bewaffnung aus den Aleutischen Inseln erworben. Aus dem Besitze des Professor Strahl in Bonn, der früher Director der technischen Akademie in Moskau war, wurden 1821 wiederum einige Kleidungsstücke der Aleuten, u. a. ein Kleid in Gestalt eines Mantels mit Aermeln und Kappe, aus Kamlagefertigt, d. h. aus gereinigten, getrockneten Gedärmen aus den Eingeweiden von Seelöwen, Fischen, Bären. Die Därme werden der Länge nach aufgeschnitten, und die daraus entstandenen Bandstreifen mit Darmsaiten zusammengenäht. Der untere Saum besteht aus einem Streifen Seehundfell. Bothe und weisse wollene Krepiene dienen als Verzierung. Die vornehmen Aleuten gebrauchen einen solchen Darmmantel besonders im Sommer zum Schutze gegen die Mücken als Canopeum. Dahin gehört auch eine Tasche von geschuppter Schlangenhaut. Eine noch grössere Anzahl von Gegenständen verdanken wir dem Seehaundlungsschiff Prinzess Louise aus dem Jahre 1829 und dem Herrn von Bönne im Jahre 1839.

Blousen der erwähnten Art, Taschen und Säcke gleichfalls aus Gedärmen, rühren von der Insel Kodjak her. — Ein Kleid aus Baumsplintfasern genäht, mit einer Einfassung von blau gefärbtem Hanfband und mit Verzierungen auf dem Rücken hat einem vornehmen Aleuten angehört. Eine Mütze ist ganz von Darmsaiten geflochten. Die festgedrehten Seiten sind zum Theil gefärbt und am untern Theile künstlich verschlungen. Eine dergleichen, höchst dauerhaft gearbeitete Mütze erbt auf Kind und Kindes Kinder. Eine andere Mütze aus den Eingeweiden des Seelöwen ist von der Insel Kodjak.

Die Modelle von Booten (Baidarka), die von 3 Männern gerudert werden, sind von der Insel Unalaska. Wir nennen ferner Wurfspiesse zur Secotterjagd, Pfeile zum Fischfang; Harpunen mit einfacher Spitze, auch mit 4 Spitzen und mit Obsidianspitzen; eine Angelröhre und fein geflochtene Angelschnur. Von dem unter dem Polarkreise gelegenen Kotzebuestrand rühren vier Angelhaken her, deren 2 von Holz, 2 von Knocheln geschnitten sind; dergleichen verschiedene aus Wallross gefertigte Instrumente, zum Theil zur Netzstrickerei dienend.

Von dem unter dem 50° N. B. gelegenen Charlottensund nennen wir eine Reihe, aus der Haut einer Rochenart (*Raja asperima*). Aus eben diesen Gegenden brachte das von der Seehandlung ansgerüstete Schiff Prinzess Louise 1837 einen künstlich gearbeiteten Knochen mit, worauf man Reuthiere und andere thierliche Darstellungen eingegraben sieht.

Von den Bewohnern der Insel Sitka brachte die Reisende Ida Pfeiffer im Jahre 1855 einige Gegenstände mit, n. a. ein Kopfputz. Die verzierten Borsten, jetzt in einen Bündel zusammengebunden, werden rund um die Holzmitze in die keinen am Rande befindlichen Löcher gesteckt. Ein Körbchen, das auch als Mütze dient; ferner ein Löffel.

Indianerstämme Nordamerika's.

Die Indianerstämme der Mitte des nördlichen Amerika, welche, zumeist in dem Gebiete der Nordamerikanischen Freistaaten, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean den breiten Gürtel vom 30. bis 50° N. B. einnehmen, werden wir von Osten nach Westen fortschreitend, also nach demselben Gange, in welchem sich jener mächtige Staaten-Verein entwickelt und erweitert hat, besprechen.

Betrachten wir zuerst die Ostküste bis zu dem Alleghani-Gebirge, so kann schon aus dem Grunde wenig des ethnographisch Interessanten hier erwartet werden, weil bereits früher, als man für die Völkerkunde Sammlungen anzulegen begonnen hatte, in diesen Landstrichen das ursprüngliche

Leben der Eingeborenen der europäischen Kultur hatte weichen müssen. So sind es denn in der That nur einige Waffen und Utensilien der früheren Zeit, deren wir zu gedenken haben: eine Steinaxt an den Ufern des Delaware gefunden, zwei durchbohrte Streitäxte von Kieselschiefer aus Virginien, in Nichts von den unter den Nördlich-Europäischen Alterthümern häufig vorkommenden Steinwaffen unterschieden. Drei andere, von welchen eine mit hölzernem Schaft versehen ist, aus dem Gebiete des Potowmak. Ein polirter Stein, zum Reiben von Farben gebraucht, womit die Indianer sich zu schminken pflegen, rührt aus Georgien her. Sieben steinerne Pfeilspitzen in den Staaten Massachusetts, New-Jersey und Maryland gefunden; und mehr dergleichen von der Ostküste. Reichlicher schon ist die Sammlung an Gegenständen, welche dem Strom- und Seegebiete des mächtigen St. Lorenz angehören. Von den Tuskaroras, einem jetzt sehr schwachen Zweige der Irokesen oder Mengwe in dem nordöstlichen Theile der Vereinigten Staaten, gehört ein sogenannter Kopfbrecher von Holz an. Wir begegnen in diesem Stromgebiete, besonders an den Ufern der grossen Seen: Ontario, Erie, Huron, Michigan und Obere-See, jenen künstlichen Stickereien und Verbrämungen, wozu die theils abgeschälten, theils gespaltenen oder in Cylinder-Röhren zerschnittenen, dann gefärbten Stacheln des Stachelschweins (*Hystrix*) verwendet werden. Es ist der Gebrauch dieses Materials für die gesammten Indianer-Stämme des mittleren Gürtels von Nord-Amerika etwas so charakteristisches, dass man von dem Vorkommen solcher Arbeiten sofort auf die ihnen zukommende Heimath hingewiesen wird. Theils mit solchen Stachelschwein-Ornamenten, theils mit bunter Leder- und Baudstickerei verbrämt, finden wir hier lederne Jagdtaschen, theils mit rothen, aus eisernen Hülsen hervortretenden Haarbüscheln, verziert. Von den Indianern am Michigan-See, den Wyandöts und Menomies sind die auf solche Weise bestickten ledernen Fansthandschuhe, ein Sack von gegorbtem Schaffleder mit Stickereien von blauen und weissen Glasperlen; ein Briefhalter mit Stickerei von Birkeurinde; Schuhe (*Mocassin*) von Wildleder mit Seide gestickt; Stiefel, Armbinden von grüner und rother Wolle mit weissen Perlen.

Von den Crees oder Schippewäern (algonkinischen Ojibways), die sich von dem Huronen-See bis zu den Quellen des Mississippi erstrecken, vom Fischfange und der Jagd in Dörfern lebend, stammt ein schöner Jägeranzug, bestehend aus Ueberrock und Beinkleid von sehr sauberer bunter Lederstickerei, wahrscheinlich Canadische Arbeit, dagegen entschieden von diesem Stamme selbst herrührend ein Kriegsheim mit dazu gehörigem Beinkleid mit Skalpbüscheln verbrämt, auch ein Paar Schuhe mit Lederstickerei ist ein anerkennenswerthes Zeugnis ihrer Geschicklichkeit. Besondere Beachtung verdient der aus einer Büffelhaat bereite Mantel eines Sioux-Häuptlings, weil inwendig reich bemalt mit figürlichen Darstellungen, die sich auf Krieg und Friedensschluss zwischen den Sioux

und Buffaloes beziehen. Der zwischen einem Reifen ausgespannte Skalp ist der des Schippewä-Häuptlings Leffhand, welcher am 29. Juli 1839 von den Sioux erschlagen wurde; ein anderer Skalp mit geflochtenem Haarzopf gehört einer Indianerin an. Unter den verschiedenen Tabakpfeifen und Pfeifenröhren der Schippewäer und Sioux wird eine als einem Häuptling der erstgenannten Nation angehörig, eine als Friedens-, eine andere als Kriegspfeife bezeichnet. Letztere ist gleichzeitig als Streitaxt dienend.

Den Schippewäern am Oberen See gehört eins der Paare Schuhschuhe an ein anderes Paar stammt aus Canada.

Das Stromgebiet des Mississippi, zumal der obere Lauf dieses Riesestromes hat besonders reichhaltig Gegenstände aufzuweisen aus den Erwerbungen, die im Jahre 1844 dem Naturalien-Cabinet zu Neuwied abgekauft worden sind und von den Reisen des Fürsten Maximilian von Neuwied in diesen Gegenden herrühren, ferner aus den Zusendungen der Herren v. Röane, 1840, Dr. Engelmann, 1839, und v. Köhler 1846 herrührend.

Der bei weitem grössere Theil der Bekleidungs- und Schmuckgegenstände ist mehr oder weniger mit den bereits mehrfach erwähnten Hystrix-Stacheln verziert. Die Arbeiten dieser Art sind nicht selten von der ausgezeichnetsten Zierlichkeit und Schönheit.

Ohne dass die Indianerstämme näher bezeichnet werden, rühren aus der oberen Hälfte des Mississippigebietes folgende Gegenstände her; Zierlich geflochtene Gürtel und Leibbinden, ein Tanzgürtel ist nicht bloss mit jenen Stachelschwein-Stickerien, sondern auch mit Vogelbälgen verziert; ein Tanzklapper mit Blechstückehen und Hirschklauen besetzt; ein Klappergürtel ist von Fröschen, ein Leibgürt aus Saamenkapseln bestehend. Besonders reich auch mit Glasperlen verziert sind die Pantoffeln (Mocassin), Ledersocken und Schuhe; ferner die Taschen mit Bandelieren, bald von Wolle, bald von Leder, eine aus der Haut des Esos ossens mit Band-, Perlen- und Stachelstickerien; Säcke und Tabaksbeutel aus dem Felle des Seeotters mit kleinen Blechbülsen behangen; Körbehen von Bärenründe mit zierlicher Stickerie. Armbänder mit Perlen bestickt.

Sehr ausgezeichnet ist ein Mantel mit Aermeln aus einer gegerbten Hirsch- oder Büffelhaut, mit Achselstückehen und reichem Besatz von gefärbten Hystrix-Stacheln. Die Aermel sind nicht eingesetzt, sondern aus den Beinen des Thieres gemacht. Die wenigen Nähte sind mit Fäden von den Axonenosea des Thieres genäht. Ebenso ein Paar Beinkleider (Leggings) von Leder mit Stickerie, ein anderer Mantel und ein Paar Beinkleider, der vollständige Anzug eines Häuptlings, bestehend aus einem Paar Beinkleider, verziert mit Perlen und Haaren, aus einer Jacke, einem Paar Handschuh, einem Kopfschmuck von Federn, einem Hals- oder Stirnbands von Bärenklauen. — Die Schleppe von roth und blau gefärbter Wolle mit Federn und Stachelstickerie verziert, wird nur an Festtagen getragen. Auch das Tragkissen zum Tragen der Kinder, ein Messerfutträl, ein

Sattel und eine Satteldecke von Bürenfell sind mit den Stacheln der Hyatrix ausgeschmückt. — Es blieben hier ferner zu nennen: ein Tambourin mit Malereien, Schneeschuhe, ein Kornreißer von Stein, Ballkellen, der Bleiabguss einer Medaille, welche als Erkennungszeichen befreundeter Häuptlinge ausgetheilt werden. Die sogenannten Kopfbrecher sind Schmukwaffen von rothem Stein, welcher in den oberen Mississippi- und Missouri-Gegenden gefunden und besonders zur Bearbeitung von Pfeifenköpfen verwendet wird. Nicht selten zeigt sich an diesen kunstvolle Skulptur, manchmal obscenen Inhalts, z. B. an einem Pfeifenkopfe von einem grünen, dem Serpentin ähnelnden Material. Nicht selten sind auch die Pfeifenröhre künstlich gearbeitet und reich verziert. Zwei schön geschmückte Keulen haben kugelförmige Kolben; eine andere Schlagwaffe wird als ein im Kriege gebrauchter Wegweiser bezeichnet. Von einem Reite ist die Klinge von Eisen, der Stiel von Holz mit rothem Fries umwickelt. Eine eiserne Streitaxt mit kurzem Holzstiele ist nach dem Kriege vom Jahre 1814 gefunden worden. Ein Bogen von Mangrové-Holz, rührt von einem berühmten Indianer-Häuptling Wild-Cattein her. Andere Bögen nebst Köchern von Fell und mit Pfeilen.

Eine Bisonrobe und ein Paar Pistolen-Halter sind die eines Grosventres der Prairien. Die Fliegendecke eines Pferdes stammt aus den Rocky mountains; aus der Gegend von St. Louis im Staate Missouri ist ein Beil von Serpentinstein, sind Pfeilspitzen von Feuerstein, eine Signalpfeife; ein Löffel von Büffelhorn, ein Zopfgeflecht von Schilf.

Von namhaft gemachten Indianerstämmen haben wir zunächst der Dacota zu erwähnen, die den Sionx beigezählt werden, und zwar von denselben Bogen und Pfeile, Lederköcher mit 8 gefiederten Pfeilen, Halbstiefel, eine bemalte Reisetasche von Pergament, ein Manns-Lederhemde und ein Fränkkleid von gegerbtem Leder, beide mit Malereien, Stickereien und Ausschmückungen von eisernen Schellen.

Von den Sackis am oberen Mississippi haben wir Kniehünder, eine mit Perlen gestickt; ein anderes aus dem Felle des Stinkthieres, ferner eine Reisetasche von Bast.

Von den Mandas in dem Gebiete des Missouri: eine Holzflöte (Ibwochka), ein Tambourin mit Schlägel, Schneeschuhe. Wir sehen hier den Mantel des Häuptlings Mata-Tope, bestehend aus einem Bisonfelle. Auf dem Rücken ist ein Bison abgemalt. In ähnlicher Weise ein Weiberrock und eine kleinere Robe mit allerlei Thieren bemalt. Besonders ausgezeichnet ist ein 15 Fuss langes und 7 Fuss hohes Zelt, aus der gegerhten Haut eines Büffels mit Malereien, welche eine von drei verschiedenen Stämmen veranstaltete Jagd darstellen.

Ebenso von den Piekan oder Schwarzfüßen (Blackfoot) im Norden des Missouri eine mit den Hyatrixstacheln verbrämte Bisonrobe eines Mannes, eine andere mit Pfeilen bemalt: die Sommerrobe eines Weibes von ge-

gerbtem Leder und mit Malereien, zwei Kindermäntel aus dem Felle des Bisonkalbes, von denen ein Mantel von Fort Union, der andere von Fort Mankenzie her stammt.

Auch von den Minetari im Gebiete des Missonri-Stromes sind zwei Bisonroben vorhanden, von denen die eine inwendig mit Malereien ausgestattet ist, welche die empfangenen Geschenke abbilden, während an der anderen der Minetari Pehriska-Rupa selbst seine Heldenthaten abgemalt hat.

Aus dem Gebiete des föhlichen grossen Zustromes des Mississippi, nämlich des Ohio, haben wir nur wenig zu nennen: eine Kriegskeule von schwerem Holze, die aus der Hadlök'schen Sammlung 1824 herrührt, und angeblich den oberen Ohio-Landschaften angehört. In diese Gegenden gehören auch zwei Jagdkleider von Kattun, die der Indianer-Häuptling Occola getragen hat, der 5 Jahre lang gegen die Weissen gefochten hat, und 1837 zu Charlestown gefangen wurde.

Von den Cherokees in dem Gebiete des Tennessee, eines südlichen Nebenflusses des Ohio, besitzen wir Pfeifenköpfe von schwarzgrünem, Serpentin ähnlichem Stein, zwei geflochtene Körben und ein Kochgeschirr von Thon, vollkommen den Urnen ähnlich, welche wir in den heidnischen Gräbern Deutschlands finden.

In dem Stromgebiete des im untern Laufe von Westen her den Mississippi verstärkenden Arkansas, bis hin in die Felsengebürgen wohnen die Comanches, ein räuberischer Stamm, den man wohl die Beduinen Amerika's genannt hat, und welche die zerstreuten Niederlassungen an den Grenzen von Texas und Neu-Mexiko vielfach beunruhigen. Die Gegenstände, welche wir von ihnen besitzen, und an denen vielfältig europäische Kultur sich geltend macht, röhren aus der Hobenstreit'schen Erwerbung 1840 her. Da sehen wir Blousen von rothem gemusterten Kattun mit vielen Schnallen besetzt; auch Schnallen ohne Dorn, Mäntel von Wildleder, Umschlagtücher mit bunter Bandstickerei; Stulpen (Botar) von gefärbter Wolle mit Bandstickerei; Binden von demselben Stoff und auf ähnliche Weise verbrämt; Gurte von Leder, Gürtel mit Perlschnüren; Schnüre von Früchten, auch solche, an denen wieder jene charakteristische Verzierung aus den Stacheln der Hystrix sich wiederholt; Socken; ferner von versilbertem Blech: Armbänder, Stirbinden und Ringkragen. Jäger Taschen mit Bandelier von schwarzem, reichverbräuntem Wildleder. Ein Otterfell mit Vogelschnäbeln verziert, dient als Jägermütze. Dahin gehören ferner eine gegerbte Schlangenhaut, einige Beile und Messer.

Die Rocky mountains überschreitend, gelangen wir zur Westküste und betrachten hier, von Süden gen Norden wandernd, zuerst Neu-Californien, dann das Oregongebiet, und schliessen mit Nootka-Sand, wo bereits polarisches Leben beginnt.

Von der Reise des Seehandlungsschiffes Prinzess Louise (Deobr. 1832 bis Mai 1834) rührt Vieles aus diesen Küstenstrichen her, Mancher aber

sich aus den älteren Sammlungen Cooks, Forsters und Hadlocks 1824, wovon jedoch ein sehr beträchtlicher Theil wegen gänzlicher Zerstörung in den Jahren 1833 und 1837 hat zurückgestellt oder beseitigt werden müssen.

Für Neu-Californien waren besonders die durch Herrn Deppe 1827 und 1838 gemachten Erwerbungen ergiebig. Unter den Waffen haben wir manche zu nennen, welche denen der Südsee sehr nahe stehen oder vollkommen gleich sind, z. B. eine grosse Kriegskeule von Casuarina-Holz, eine andere von Ananasförmiger Kolbe; die zierlich geschnitzten, reich gemusterten Ruder; auch bemalte Ruder; eine ruderförmige hölzerne Klangwaffe; Streitäxte von Kieselschiefer mit sauber geschnitztem hölzernen Stiel. Bogen und Pfeile, letztere mit Obsidianspitzen; ein Köcher von schwarzem Otterfell ist mit 28 dergleichen Pfeilen gefüllt. Eine blau und roth bemalte Holzmaske vergegenwärtigt uns den Typus der Eingeborenen; ein Spatzierstock mit Hornringen ist ein Product der Bekanntschaft mit europäischer Kultur. Ein Löffel aus einer Kürbisart zeigt die Darstellung eines Schiffes eingegraben; ein aus Rohr geflochtenes Körbchen; ein farbig gemusterter geflochtener Sack; Pfeifenköpfe mit Röhren; zugespitzte Knochen, die als Ohrenschnuck dienen; Halschmuck mit Perlmutterstücken und Glaskorallen; ein Haarnetz mit Perlen besetzt, in der Caimasprache *Utalata* genannt; eine Decke, nach beiden Seiten hin mit weissen und braunen Federn durchwebt. An Schnüren von Wildleder gewahren wir wieder die bekannte Verbrämung von *Hystrix*-Stacheln.

Für das Oregon-Gebiet des früheren Neu-Albion und Neu-Georgien waren die erwähnte Seehandlungs-Expedition, sowie die Mittheilungen des Herrn v. Rönne (1839) von Bedeutung. Hier sehen wir besonders häufig das dem Elfenbein ähnelnde Material aus Wallrosszahn angewendet, z. B. eine aus einem Stücke gearbeitete Kette; einen Dolch mit Holzschneide, wo an dem Griff dies Material verarbeitet ist; an Wurfspieren und Pfeilen, die bald von Holz, bald von Thonschiefer, häufiger aber nach von Wallross sind, namentlich ist letzteres an 24 Pfeilen der Fall, die in einem Köcher von Seehundfell stecken. Nicht minder werden die Eingeweide des Seehundes vielfach benutzt, ein Bogen ist damit umwunden; besonders zierlich werden Mäntel daraus bereitet, Tabaksbeutel und andere Gebrauchsgegenstände.

Eine bemalte Kriegsmütze von Holz ist wieder mit Wallross ausgeschmückt; das Modell eines bemaanten Bootes ist aus Seehundfell; ein Feuerwedel aus Thierhaut hat einen künstlich geschützten Griff. Eine Flöte von Holz; eine mit Federn und Fasern besetzte Ledermütze; eine rothe, zierlich mit Bändern und Haaren verbrämte Briefftasche. Besonders zeigt sich an Schuhen und Stiefeln auch hier wieder das den Indianerstämmen Nordamerika's so eigenthümliche Ornament aus den Stacheln des Stachelschweines genommen.

Aus dem von Cook entdeckten Nootka-Sund, unter dem 50° N. B.

rühren von den noch vorhandenen Gegenständen folgende her: Das maskenartige Bild eines Hausgötzen, zwei Masken von Holz, deren eine die Gestalt eines Haifischkopfes hat, das andere aber die eines Schweins- oder Wolfskopfes; letztere mit Menschenhaaren besetzt. Eine Tanzklapper (Rattf) von Holz, hat die Gestalt einer Ente. Gräser und andere Vegetabilien werden mannigfaltig zu allerlei Flechtwerk verwendet; so sehen wir einen Beutel aus geflochtenen Gräser; eine Mütze aus Pflanzenfasern, eine andere aus der Rinde des Bisam-Baumes. Die Blousen, wovon die eine das Kleid eines Häuptlings gewesen ist, sind aus den Eingeweiden des weissen Bären zusammengenäht. Zierliche Modelle von Kähnen sind zum Theil bemalt, und zwar mit jenen augenförmigen Verzierungen, die sich auch an Rudern Neu-Californiens und der Fidchee-Inseln wiederholen.

L. von Ledebur, Drt.

Zur alten Ethnologie.

Bei Vertheilung der Provinzen müssen die ethnologischen Umgrenzungen von der anthropologischen Stütze aus gezogen werden, und ist dafür eine Verständigung über die, durch ihre Verwendung unter geschichtlichen Wechsell, unbestimmt schwankenden Namen angezeigt. Unter Libyen wurde im Alterthum das Land verstanden zwischen Aegypten, Aethiopien und dem atlantischen Meere, das später nach der aus dem carthaginiensischen Gebiete gebildeten Provinz den Namen Afrika erhielt. Homer setzt Libyen westlich vom mittleren und nteren Aegypten, aber im VII. Jahrhundert a. d. war die eigentliche Lage Libyens noch so unbekannt, dass Battus, der künftige Gründer Cyrene's, beim Orakel anfragte. Die Umschiffung Libyens durch die von Necho ausgesendeten Phönizier gewinnt neue Glaubwürdigkeit durch die aufgefundenen Beweise, dass schon im XVII. Jahrhundert Aegypten zur See mächtig war und unter der Königin Misaphris (s. Dünicken) Handelsflotten zu den Punt sandte. Ausser dem Periplos des Eudoxus, der im Osten und Westen gleichsprachige Völker fand und deshalb die Grenze der Bantu-Sprachen berührt haben soll, findet sich der des Apelles von Cyrene und der Arrian's reicht von der Ostküste bis Rhapta bei Quiloa (I. Jhdt. p. d.). Wie an der Westküste jenseits des Cap Non, sollte (nach den Arabern) bei Madagascar der Abfall nach Süden beginnen.

und Ptolem. beugte Afrika nach Indien um. Zu Strabo's Zeit wurden grosse Flotten bis nach Indien und an die äussersten Spitzen von Aethiopien*) gesandt, von denen die werthvollsten Waaren nach Aegypten gebracht und von da wieder nach anderen Orten ausgeführt wurden.

Während in der epischen Zeit die Aethiopier in Libyen wohnen, püegt man später von diesem Aethiopien zu unterscheiden, das ungefähr die heutigen Länder Nubien, Sennaar, Kordofan mit Abyssinien begreift, oder auch auf Meroë mit der Hauptstadt (oder Colonie) Napata localisirt wird. Am See Pseboä oberhalb Meroë trafen (nach Strabo) die Aethiopier und Libyer zusammen. Herodot setzt allerdings die afrikanischen Aethiopier als kraushaarige den straffhaarigen Asiens gegenüber, aber im Allgemeinen umfasste doch der Name Aethiopier die durch fremde Einflüsse auch heute noch mehr oder weniger modificirte Varietät der Itiopjawan (s. Salt), während die eigentlichen Negerländer von den hesperischen Aethiopiern des Westens (südlich von Pharusien und Manri) bewohnt waren, mit denen (nach Hippokrat) Bogus, König von Manritanien, kämpfte (s. Strabo). In demselben Sinne unterscheidet Isidor unter den Aethiopen die Hesperii (occidentis), Garamantes (Tripolis) und Indi (orientis). Aethiopische Dynastien sassens verschiedentlich auf dem Throne Aegyptens, Sesortasen dagegen wurde als Eroberer Aethiopiens gefeiert, nach Aethiopien emigrierte unter Psammetich die Kriegerkaste, als Antomoli, und Anlus Gellius garnisonirt Ibrim oder Premnis (22 p. d.) nach den Kriegen mit der Königin Candace (in Merawe oder Napata). Nach den Einfällen der Blemmyes jedoch (II. Jahrhdt. p. d.) verliert sich mit dem Hervortreten der (von Eratosthenes an die Stelle der Aethiopier neben die Aegypter in Elephantine gesetzten) Nubae, denen Diocletian das Land südlich von Philae cedirt, der Name der Aethiopen, die Mohamedaner kämpfen (651 p. d.) mit christlichen Berber-Königen, Abdallah Naer unterwirft (1320) das Dongolah-Reich, Mohamedaner (XV. Jahrhdt.) den christlichen Staat Aloah oder Begah, dann (XVI. Jhdt.) dringen die Fundj vor und 1815 werden die Shekich von den Mameluken vertrieben. Von Strabo in Meroë gekannt, wurden die Nubier, deren ursprünglicher Kern (nach Rüppel) in Kordofan liegt, von Ptolem. an den Gir versetzt, als Nachbarn der Garamanten, und den Aegyptern fielen sie lange in die allgemeine Bezeichnung der Barbaroi zusammen, denn so nannten diese (nach Herodot) *μη σπι ἄπο λώσσους*, wie die Karier bei Homer als *βαρβαροφῶνοι* figuriren und Varvaras (im Sanskrit) einen Niedriggeborenen oder Verstossenen mit krausem Wollhaar bezeichnet (nach Wilson). Die Gentes subfusci coloris (des, ausser durch Neger, unbewohnten Afrika) wurden von den Arabern

*) Nach Pausanias hies Aethiopien einst Aëria, dann Atalanta. Den Aethiopen (sag Theodetes) flieht der nahe Sonnengott in seinem Laufe mit des Hesses finstem Glanz, die Sonnengluth kränzelt ihm dörrend das Haar. Nach Ptolem. traf man erst beim Parallel-Kreis in Meroë auf wahre Aethiopen.

(nach Leo Afr.) Barbara genannt ihrer murrenden Sprache wegen, und wie die Rede der Troglodyten*) dem Fledermäuspfeifen (nach Herodot.), so wurde die der in Agades verachteten Tibesti (nach Hornemann) dem Vögelgezwitscher verglichen. Im Periplus beginnen die Barbari hinter Myos Hormos und Berenice, für Agathemerns ist Barbarien die Küste Aethopiens und für Ptolem. die Küste jenseits Troglodytico (mit dem Volk der Adah) in Rhaptum (mit Azania im Inneren). Auf der Meise des Hafens Barbara treffen sich iudische Schiffe mit den Karavanen der Somali-Händler, während früher die Ichthyophagen im Sinau Adulens den Binaenhandel vermittelten, neben den von Bruce mit den Shangallas identificirten Macrobi (den Langbogen persischer Tradition). In Ober-Nubien findet sich Dar-Berber und die Barabra**) oder Danagale, in Kordofan ansässig sollen dem südwestlich von Tegale her eingeführten Nuba-Sklaven verwandt sein. Die Berber oder Barabra (Noba) finden sich (seit der XVIII. Dyn. nach Wilkinson, der Marmorica von Barbaria herleitet) als Bera-berata auf den Listen von Karnak und in Haoussa wird (nach Barth) jeder Kanori-Mann als Ba-berbertsche (von der Nation Berbere) bezeichnet. Nach Hippolyt sind die Afri (in Africa propria) Barbaros. Die Berber Nordafrika's werden von den nach der Wüste (Ber) ziehenden Gefährten des Ifrikis oder Aphros, Sohn des in Syrien verschwindenden Kronos (b. Afric.), abgeleitet, und für sie beruht der jetzige Name auf eine durch gemeinsame Mischsprache zusammengehörige Generalisation verschiedener Stämme, während für die alten Barbaren charakteristisch war, dass unter ihrer Generalisation eine Vielfachheit verschieden-sprachiger Stämme, die alle für den Namegeber gleich unverständlich waren, zusammengefasst wurde. Ethnologische Werke besitzt

*) Von den Pharaonen auf Wagen gejagt (nach Herodot.), wie sich die Pharaonier (nach Strabo) der Siebelwagen bedienten. Die Wagen der Zaucken wurden von ihren Frauen gelenkt; das vielleicht in der asiatisch-europäischen Einwanderung nach Libyen gelangte Pferd ging von dort nach Griechenland über, wo es bisher wegen der Seltenheit seiner Erscheinung nur in den Schreckgestalten thessalischer Centauren aufgetreten war.

**) The Barbur or Akkad, the principal tribe under the (turanian) kings (in Mesopotamia) are connected (by name, religion and in some degree by language) with the people of Armenia, called Barbur and Urarda (Alarodians of Herodotus). Represented by the Zoroastrian Medes (of Herodotus) they descended (2458 a. D.) upon the plain country, conquering the original Cushite inhabitants (asiatic Aethiopiens) and by degrees blending with them (C. Rawlinson). In grammatical structure the ancient tongue of babylonian Chaldaea (in Niffer, Senkeroh, Warka and Mugheir) resembles dialects of the Turanian family, but its vocabulary is (according to H. Rawlinson) Cushite or Ethiopian, and the modern languages to which it approaches the nearest are the Makra of Southern Arabia and the Galla of Abyssinia. Die Barabra (in Nubien) nennen sich (nach Werner) Nas-el-Bedel (Volk des Bodens), und im Norden des Landes heissen die Hirten-Nomaden Nuba, die Ansässigen Adamja. Nipru oder Nimrod (Bel-Nipru) wird vom syrischen napa (verfolgen oder jagen) abgeleitet, und daraus folgt der Name der wandernden Nabathäer und Noba (Napata's), sowie das chaldaische Nipur (Niffer), und das in Afrika (wie Sennar) wiederkehrende Nife. Unter Tiglath. Pileser I. heissen die Assyrier das Volk des Bilu-Nipra (Bel).

also weder der eine noch der andere Name und es erzeugt die grösste Confusion, wenn man sie selbst aneinander knüpfen und auseinander erklären wollte.

Obwohl die Hauptmasse Afrika's einen geschichtlich todtten Continent bildet, da sie sowohl der gegentüberliegenden Küstenländer entbehrt, als auch auf den meisten Flüssen durch gefährliche Katarakten der Binnenschifffahrt beraubt ist, so hängen doch die ägyptischen*) und nordafrikanischen Reiche eng mit Asien zusammen und sind beständig in die Geschichtsbewegungen dieses Erdtheils mit hineingezogen worden. Die Handelsverbindungen aus dem Norden der Wüste haben dann gewisse Kultur-Regungen in die südlichen Grenzländer derselben geworfen, denn die Wüsten gleichen darin dem Meere, dass sie im primitiven Zustande der Communications-Mittel eine unübersteigliche Barriere entgegensetzen, sobald dagegen durch die geeigneten Fahrzeuge eine Brücke geschlagen ist, auch dem Raum nach entfernte Länder auf das engste zusammenführen, und dann um so mächtiger durch gegenseitige Anregung auf die Entwicklung einwirken.

Abgesehen von den durch die Hesperii gegebenen Andeutungen waren die eigentlichen Negerländer den Griechen unbekannt geblieben, und vielleicht die Neger selbst, ausser solchen, die sie in den sicilianischen Kriegen kennen lernen mochten. Es wird erzählt, dass Gelo einen der schwarzen Soldner aus dem carthaginiensischen Heere nackend seinen Soldaten vorgeführt habe, um die magere und ungeleukte Figur dieser Feinde zum Gespött zu machen. Wenn auch die Karchedonier (nach Herodot) jenseits der Säulen einen stummen Handel trieben und Hanno (wenn man M'Queen's Identification des Ochema Theon mit dem Camerunberge zulassen will) bis in die Gorilla-Länder gekommen sein mag, musste doch die Sahara ein unbekanntes Gebiet bleiben, ehe das Kameel (das Fahrzeug oder Schiff der Wüste, wie das Schiff das Kameel des Meeres) durch Darius in Afrika heimisch gemacht war. Die Cyrenaiker erzählten Herodot von den Nasamonen (Angula zur Dattelernte besuchend) oder (bei Plinius) Mesamoriern der Syrte, die die Wüste westlich zu den Wohnsitzen der Schwarzen gekreuzt und an einen Krokodile führenden Fluss gekommen, Lucius Balhus zog auf tripolitischen Handelswegen nach Phazania (der Oase Fezzan), von Garamanten (Toda oder Tibbu) bewohnt, Ghadames (19 a. d.) erobernd**), Septimius

*) Aegypten hiess ursprünglich das Land von Syene bis zum Meere (nach Strabo), aber „das Land zwischen dem Nil und dem arabischen Busen ist bereits Arabien.“

**) Oestlicher durchzogen Mulai Hamed's Musquetiere die Wüste, um das Sonrhay-Reich (unter Askia-Ishak) zu zerstören (1589 p. d.). Aus den Heirathen der Maroccaner mit Eingeborenen entstand die Klasse der Erma oder Ruma, die einen Dialekt des Sonrhay reden. Dagegen verheirathete Mulai Ismael seine Negertruppen aus Sonrhay mit maroccanischen Frauen und im XVIII. Jahrh. verfügte die schwarze Leibwache in Marocco mehrfach über den Thron, wie in der Geschichte des Dekkan wiederholt abyssinische Dynastien auftreten (die Abouhaf's 1269 p. d. in Tunis).

Flaccus nahm das von Lebidæ (zu Procop's Zeit) unwohnte Leptis Magna (Lebida) als seinen Ausgangspunkt; Julius Maternus wurde von einem Häuptling der Garawa nach Agisymba geführt und Salomon (IV. Jahrhdt.) überstieg den Aures, um Ziban zu unterwerfen, aber die eigentliche Kenntniss der Neger datirt erst seit den portugiesischen Entdeckungsfahrten, als 1442 die ersten Exemplare derselben nach Lissabon gebracht wurden.

In Folge der Theilnahme Nord-Afrika's an den historischen Geschehnissen Asiens (und als Küstenland des Mittelmeeres denen Europa's) lässt sich a-priori voraussetzen, dass wir in seiner Localität neben den einheimischen Stämmen des Bodens aus der Fremde zugewanderte finden werden, da jede Geschichtsbewegung mehr oder weniger weit gehende Völkermischungen einschliesst. Ein die jetzigen Verhältnisse berücksichtigendes Handbuch der Ethnologie pflegt zu lehren, dass die Länder Fez und Marocco, Algier, Tunis, ausser von Arabern, Mauren oder Moriscos, Türken, Juden, Negern*) (als Sklaven), Franzosen (und anderen Christen), von Berbern bewohnt seien, und daneben werden dann wieder Kabylen**), Schawia, Sebellen bald im Besonderen unterschieden, bald als Zweige der grossen Abtheilung der Imo-sharh oder Amazirgh aufgefasst, wenn man nicht überhaupt den Mozabiten oder Städtebewohnern***) gegenüber den allgemeinen Begriff der Nomaden oder Wanderstämme festhält. Wollte man nun (ohne die uns allzu bekannten Juden und Franzosen hineinzurechnen) den Gesamtnamen Nord-Afrikaner oder (aus Barbarei gebildet) Barbarier für diese Bevölkerung annehmen, so würde damit ungefähr dasselbe gesagt sein, was in Herodot's Libyern ausgedrückt liegt, denen er im bewohnten Libyen (neben dem Gebiet der wilden Thiere oder dem Biledulgerid und den ἄφρονή ψάμμις oder den salzigen Sanderhebungen der Sahara) noch die deutlich erkannten Fremden oder Phönizier und Griechen zur Seite stellt. Ein ethnologischer

*) Die Neger, von denen sich Spuren zu Tugurt in Algier (s. Daumas) und Tunis finden sollen, wurden von den Berbern (nach Ahmed Baba) gezwungen, die von ihnen besetzten Oasen der Wüste aufzugeben. Leo bezeichnet die Bewohner Ahir's als Neger, die auch Fezzan bevölkerten.

**) Die Berber oder Kabylen bewohnen die Berge und Waldländer, die Araber die trockenen Ebenen, die Juden die Sumpfigenden, die Arabo-Türken oder Couloghis (im Maghreb) die fetten Wiesen (s. Duprat).

***) Die Mauren, als Stadtbewohner der Berber (in Marocco, Algier und Tripolis), die sich nach ihrer Abstammung in arabische und maurische theilen (neben den Abkömmlingen von Negern oder Bukharie, den Nachkommen aus Andalusien und den Juden), sind zu unterscheiden von den nomadischen Mauren der Wüste (als berberisches Mischlingsvolk im Sudan). Die Erriß bewohnen den grossen Atlas Maroccos, die eigentlichen Berber den mittleren Atlas bei Fez und Marocco, die Shillab, als Troglodyten zwischen Seeküste und der Grenze des östlichen Atlas, die Kabylen oder Schohviah den kleinen Atlas in Algier und Tunis, die Tuarik die Oasen der Sahara, die Tibbo (zum Theil als Troglodyten) südlich von dem grossen Handelszug zwischen Negern, die Magreby (gleichsprachig mit den Bewohnern Siwah's) als Nomaden die libyische Wüste, die Araber das Flachland bis an die Grenze vom Sudan oder der Sahara (s. Hassel).

Werth kann deshalb seiner Bezeichnung Libyer in keiner Weise beigelegt werden, und der erste Beweis dafür liegt in seiner Zusammenstellung der wandernden Libyer von den Adyrmachiden (die an der Grenze schon von ägyptischen Sitten berührt waren), bis zu den Anseern (Nachbarn der Machlyer) am tritonischen See (Schibkah-el-Lov'jah, den Strabo von dem durch Diod.-Sic. verwechselten See der Hesperiden unterscheidet), und den feldbauenden Libyern, die sich mit den Maxyern oder Maxytani, Gyzanten (in Byzacium) und Zaucken daran anschliessen. Unter den die sandigen Salzerbebungen bewohnenden Völkern, die mit den Ammoniern (ein Mischvolk aus Aethiopiern und Aegyptern) beginnen, treten die Garamanten in den Vordergrund, im Habitat der jetzigen Tibbn oder Teda, und die Ataranten nebst den Atlanten, mit denen Herodot's Kenntniss im Westen abschliesst, würden den Uebergang gebildet haben zu den Gaetuli, als Repräsentanten der Tuarik*), d. h. der Vorgänger in den heute von Tuarik durchstreiften Strichen.

Aus der herodotischen Beschreibung der Libyer**) lässt sich nur soviel mit Sicherheit entnehmen, dass in die wandernden oder nomadistrenden alle diejenigen einzuschliessen sind, die als zngewanderte betrachtet werden müssen und die, obwohl sie nicht auch damals semitischer Rasse zu sein brauchen, seit dem VII. Jhd. p. d. in diesem Charakter durch die Araber repräsentirt werden, neben allen denjenigen Mischungsstufen, wodurch dieselben in die eigentlichen Berber übergehen. Die bei Procop (und Mos. Chor.) erhaltene Tradition knüpft eine älteste Einwanderung nach Afrika an die vor Josua geflohenen Canaaniter oder an die Philister des Djarut, die einheimische leitete sie aus dem Yemen her, auch wohl (im Zusammenhang mit der vom Sultan Bello mitgetheilten) aus der Zwischenstation des Nilthal, von Kobt stammend (s. Shehabeddin). Die neuerdings von Kougé gelesenen Inschriften über die als Tamabu (Nordmänner) oder Tabennu (Nebelmenschen) zusammengefassten Læbou (Libyer) und Maschonah (Maxyes) sprechen bei ihren Verbündeten von einem Einfall blonder Völker aus dem Norden***), die schon mit dem Namen der Achæer, Tyrhenier, Siculer, Kreteaner u. A.

*) Die Tuareg theilen sich in die Hoggar (der Wüste), Azghar (in der Oasis von Ghat), Kelomi in der Oasis von Air, und Aoualimiden (am linken Ufer des Kouara im westlichen Sudan oberhalb Timbuctu).

**) Die Libyer, neben Numidern oder (römisch) Afrl sind (b. Polyb.) die ackerbauenden Stämme in Byzacium. Die Lehabiti oder Lubia sind Bewohner Marmarica's, als Libyes im engeren Sinne (s. Movers). Die Stämme in den Syrten, wo (nach Ibn Khaldun) der Hauptsitz der Lewafah war, hiessen (b. Procop.) *Avandas*, den dritten Hauptzweig der Al-Butar (die die dunkelfarbigen Stämme umschliessen, wie die Berber die nomadistrenden Urvölker) in der berberischen Genealogie bildend. Wie die Lewafah oder Lud (neben Phut) waren die von ihnen abgezweigten Naphzawah (Nebdeni oder Naphtuchim) über Afrika verbreitet. Die Lewnta waren die Vornehmsten der Boir (Hiempsal).

***) Nach Bœth sind die Imo-sharh auf den Sculpturen Aegyptens als die vierte Menschenrasse der Tamabu (in der Landschaft Temkî dargestellt (mit den Maschonah identisch)

etikettirt*) sein sollen und kraft ihrer hyperboräischen Herkunft in Libyen**) (bei der auch zwischen Massyler und Massilia bestehende Wechselwirkung mit Liburnia) den Ripai (bei Alcman) oder Riphæi Montes eine temporäre Ruhestätte anzuweisen könnten, um von den durch Gfröer ihnen zugemutheten Wanderungen ein Weilchen auszuruhen. Aus der Reihe der libyschen Wanderstämme hebt Herodot besonders die das Land der Schlangen beschwörenden Psylli (die beim Auszuge gegen den Notos gefallen) besitzenden Nasamonen oder (nach Wilkinson) Nahi-amones (Neger des ammonischen Districts Germa) hervor, die (allein unter den Libyern) in sitzender Stellung begraben, und so werden von Faidherbe die Leichen in den megalithischen Monumenten gefunden, die in Nordafrika die celtischen Denkmäler Europa's zurückrufen.

Da Karthago, wo Erkundigungen über Afrika allein auf eine reiche Ansbeute hätten hoffen können, von Herodot nicht besucht wurde, so mussten seine Nachrichten, die hauptsächlich von seinen Landsleuten in Cyrene eingezogen zu sein scheinen, nothwendig einseitig bleiben. Aus dem reichen Schatze von Erfahrungen der unzweifelhaft in den Archiven Karthago's angesammelt lag, ist uns leider nur die von Sallust während seiner Statthalterchaft erworbene Notiz erhalten, auf dem einzigen Wege, wo sie ihm zugehen konnten, da die Römer bei Karthago's Zerstörung die Bibliothek (mit Ausnahme der Werke über den Ackerbau) den verbündeten Königen geschenkt hatten. Hier werden zwei ethnische Typen unterschieden, die Libyer, als die Insassen der maroccanischen Culturlande (unter deren heutigen Repräsentanten die Schellöcher im Vergleich zu den übrigen Mischungen als verhältnissmässig ursprünglich gelten könnten), und die Gaetuli***), die

*) Die aus Aegypten vertriebenen Berber kämpften (nach Masudi) mit den Franken, die nach Sicilien, Sardinien, Majorca und Spanien gedrängt wurden), sowie mit den eingeborenen Afrikanern nach einem Friedensschlusse, in welchem sie den Franken durch Uebereinkunft die grossen Städte überliessen und sich in die Zelte der Wüste zurückzogen. Im Kampfe mit Kawus wird der Shah von Scham und Berberistan von Eustas gefangen genommen (s. Rühl von Lillienstern).

**) Bei Apollodor gehört Libya (dem Poseidon) Agenor und Belus und nach Eupolemus zeugt der erste Belus (Kronos) die Söhne Belus und Canaan, von dem durch die Phönizier Cham und Mestrim stammten. Mit Damno, Tochter des Belus, vermählt, zeugt Agenor Sohn des Poseidon) Phoenix, Issia (dem Danaus) und Melia (dem Aegyptus) vermählt. Libya is an Phenician or Hebrew term for lioness, and Libya is emphatically the country of lions (the leonum aridaatrix). Lubim is the form used for the Libyans in holy writ and the common burthen of Nubian songs at the present day is „o-si, o-eh, to Lubato," as applying to their own country. Lubâto was occasionally pronounced clearly Nubâto, and it was sometimes impossible to tell which of the two pronunciations was intended (Beechey). Der Libanon ist von der Weisse benannt. L'orthographe Lebathæ ou Levathæ des Byzantins forme le passage entre les formes anciennes, tant hébraïques que grecques (Lohabim, Loubim, Libyæ) et la forme purement berbère, Lowata ou Lekatab, que donnent les auteurs arabes et Ibn khaldoun (s. Saint-Martin).

***) Jedem die Gaetuli bei Strabo das grösste der Libyschen Völker im Innern genannt werden, so konnten sie eine ähnlich weite Verbreitung bis zu den oberen Nilhöfern

Bewohner der jetzt von den Tuarik (unter den Amazigh) durchwanderten Oasen in südlicher Wüste. Zu ihnen sei auf einem (geschichtlich von den Vandalen befreiten) Wege eine asiatisch-europäische Einwanderung gekommen, die die Sage im phönizischen Melkarth mit den zum hesperidischen Westen leitenden Zügen des Herakles (dem Führer der Nord-Europa durchziehenden Dorier) verknüpfte und unter die aus späterer Geschichte bekannten Stämme der Perser (oder Kephener), Meder oder Arier (Barbur oder Akkad, al-Turamier) und Armenier (Alarodier oder Askenaz) vertheilte. Der schmale Eingang der Säulen*) hat einer Geschichtsbewegung von irgend welcher Mächtigkeit nie ein Hinderniss in den Weg setzen können, sondern musste (bei dem durch den Ocean gebildeten Himmtniss für ein weiteres Vordringen nach Westen) die Züge südlich oder nördlich ableiten, wie bekannte Thatsachen geungsam bezeugen. Wie in hispanischen Iberern afrikanisches Blut stecken sollte, wilde Libyphönizier (mixtum Puticum Afrigenus) an der Südküste Spaniens (von Avienus) gekannt waren, und Tacitus Beispiel des Uebergangs dreimalige Nachahmung unter den Mosleminen fand, so konnte auch eine frühere Völkerwanderung die Erschütterungen der späteren in Europa wiederholen und aus dem Caneus der hispanischen Halbinsel, als *Καίρειν* (b. App.) an der Umkehr gehinderte Stämme, als *Καίρειν* (b. Ptolem.) nach Tingitana treiben (wie Tolotae und Tulensii nach M. Caesariensis). Wenn sich aus der Mischung der Meder und Libyer die Mauritaner gebildet haben sollten, so würde dies dem charakteristischen Abscheiden der städtisch ansässigen Bevölkerung, als Mohren (oder specieller als Mozabiten) entsprechen, und aus der Kreuzung der (an der Grenze der Negerländer in verschiedenen Farben-Nüancirungen**) der Melacno-Gaetuli,

zeigen, wie sie jetzt den durch das gemeinsame Band der berberischen Sprachfamilie geeinigten Stämmen zukommt. Von dem Maurenfürst Jarbas, Sohn der (die Eingeborenen repräsentirenden) Garamantis und des Jupiter Ammon, der als König der von den Gaetulen stammenden Nubier auftritt, heisst es, dass er ammonische Heiligthümer in Karthago errichtet habe und der Dienst des Ammon bildete sich (nach Leo Pellaeus) in Theben, als Osiris dort Hammonem *quendam* angesiedelt, der Herden aus Afrika herbeigeführt (und in den, wie die Panier, den Moloch verehrenden Ammoniten bis zum Jabbok streifte, die Zaarumim vertreibend). Herakles brachte (nach alter Sitte) Ziegen und Schafe aus Libyen nach Griechenland (a. Varro). Getuli Getuae dicuntur fuisse, qui ingenti agmine a locis suis navibus descendentes loca Syrtium in Libya occupaverunt et quia ex Getis veniunt, derivato nomine Getuli nominati sunt. Unde et opinio est apud Gothos ab antiqua cognatione Mauros consanguinitate propinquos sibi vocare (Isidor). Aus ihrem von den Vandalen besetzten Lande Scoringa ziehen die Longobarden (b. Paul. Diac.) nach Mauringa, (oder Assipitti) oder (b. Zeun) Sumpfland. Morini sind Moeresbewohner und Morawa (b. Nestor) Mähren. Morris in Veji führt das Priesterthum der Salier etc.

*) Nach Masudi erfuhr Ahmed ben Thulun, der Beherrscher Aegyptens, von einem christlichen Eremiten, dass einst eine steinerne Brücke von Andalus nach Tanger gebaut gewesen sei, und mit dem Durchbruch der Strasse von Gibraltar die Ueberschwemmung des thiansischen Mees stattgefunden.

**) Nach Barth sind die Foule die Pyrrhi (Pyrrhaei) oder (b. Ptol.) Aethiopes (Aethiopsim gens südlich von Gir), während die Leuk-Aethiopier an Fusso des Berges Byssandis in Fouta-Djalon und nach Timbo zu wohnten.

Pyrrii Aethiopes, Leucaethiopen spielenden) Gaetuler mit den Persern*) entstand (neben den die Männer von Pheres hervorhebenden Pharusiern im Gegensatz zu modischen Marusiern) die Bastardzeugung der im nomadischen Wanderleben**) umherziehenden Numidier, von ihren Eltern ausgetrieben (nach Hiempal) und gleich den Griquas und andern Erobererstämmen Afrika's (oder den Mamincas Brasiliens) von der Noth zum Kampf um's Leben geführt. Aus der südwestlichen Wüste, — wo jetzt unter den nomadisirenden Mohren die Bracknas über die Zenaghas (als Ssanhadscha oder Azanaghen***) herrschen (oder den Rest der autochthonen Zaaeken oder Zauaghen von Zeugis, der weiteren Verbreitung der von Strabo bis zu den Syrthen erstreckten Gaetuler oder von Leo, in den Zoghaua, bis zu den Goran oder Garamanten, die im XIII. Jhd. vor dem Berberstamme Berdera zurtückwichen) — nach Norden hervorbrechend, verwischten sie durch ihre dunklere Schattirung die helle Farbe †), die sich zu Seylax's Zeit in den ξανθοί am Tritonsee erhalten (und von Procopius westlich vom Gebirge Auras gekannt war), und zerstörten das auf der Stelle des sidonischen Origo (= Syncellus) erbaute Karthago, als Dido dem Könige Jarbas ††) ihre Hilfe versagte †††), ein für die

*) Natürlich ebenso wenig unter directer Beziehung zum geschichtlichen Volk, wie die Armenier. La demeure des Ourmana, au temps des invasions arabes était sur les confins de l'Afrique propre (v. Ibn. Khaldun) dans la race de Howara, une des grandes branches des Béranés ou Berbers de l'ouest. Bekri mentionne des Medasa parmi les tribus du grand desert occidental (la tribu herbère des Medaci sur le haut Séif). Les Medouna sont une des branches des Mézata, grande tribu de la race des Léwâta. Les Médiouna sont une autre tribu très-importante du Maghreb. Les Beni-Féroucaïn (entre Bougie et Tedellis) pouvaient venir de l'ancienne souche des Pharusii, quondam Persas (Plin.), Perorsorum a τερσο. Une fraction des anciens Gétonles (Guechtula) existe entre Dellys et le Djurjura (s. Vivien de St. Martin).

**) Weil die Massyliier (am Seba Ras von Massyliern getrennt) den Ackerbau vernachlässigen, nennt man sie Nomaden oder Wanderhirten (Strabo). Die die Wüste als Freibeuter mit Kamelen durchstreichenden Imo-sharh haben sich am Niger in Hirten verwandelt, die von Insel zu Insel ziehend, ihr Vieh durch den Fluss schwimmen lassen (s. Barth).

***) Ihr zu den Mohren fortgeplanter Branch, die Mädchen zu mieten (s. Al-Bekri) fand sich bei den Mosynoeki, die ihre Könige (wie im Yemen) im Thurm eingeschlossen hielten (s. Strabo), als Haushüter (weil göttlich nach den Aethiopiern Meroë's), wie bei afrikanischen Fetischverboten.

†) Die Beranis in Mauritanien sind weiss und oft blond, die Schellochen dagegen unterscheiden sich von den Berbern durch ihre dunklere Hautfarbe und grössere Kunstfertigkeit (Gräberg in Hemsö).

††) Später erhielten die numidischen Fürsten für ihre Dienste Karthaginerinnen zur Ehe (nach Polybius), vielleicht mitunter gefälschte Prinzessinnen, wie der chinesische Hof den Khanen der Tartarei zu senden liebte.

†††) Als erster Mensch ist Jarbas aus der Erde gewachsen. Nach Sultan Bello waren die Bewohner (Jarba's) Reste der Canaaniter (vom Stamm Nimrod), die durch Jarba, Sohn Kalitan's, von Arabien nach Abyssinien vertrieben wurden. Die Mandingoe erklären Joruba als Jolla ha (der grosse Fluss oder Niger) oder Joliba. Auf der Gründungsstelle Moguedchou's erschien dem Sheikh Aoulcou-Gorri ein glänzender Hämmer und nach dem weissen oder schwarzen Hämmer waren die Turkmanenstämme benannt. Die Wakamba nennen als Schutz auf der Reise Widderbücker (Kilito).

Poesie geeignetes Thema, das in den trojanischen Traditionen der Maxyes oder (b. Justin) Maxytai (von Hiarbas beherrscht) mit den Seestigen des Helden Aeneas zusammenfloss. Unter den durch ihre allgemeine Bezeichnung sämtliche Nomadengstämme bezeichnenden Numidier hob sich schon früh bei der durch die Eroberung ermöglichten Ansässigkeit der Zweig der Maxyes heraus, und einen ähnlichen Siegeszug aus Süden treten (XI. Jhd. p. d.) die verschleierte Lemtumah an, als in den (seit Chalids Sieg über die zauberische Kahina und Musa's Verfolgungen auf die unwirthbaren Strecken der Wüsten beschränkten) Berbern die nationale Reaction, durch die (990 p. d. zuerst) nach Nigritien gekommenen Marabuten angefaßt, gegen die fremden Tyrannen erwacht war, und die arabischen Filtstehhäuser durch die bis nach Spanien hinüberschreitenden Almoraviden*) gestürzt wurden.

Nach der westlichen Küste gerichtet war der Kriegszug der (für Handelszwecke die Wüste mit Wasserschläuchen auf ihren Reithieren passirenden) Pharusier, als sie in Verbindung mit den Nigritiern (von *Niyura meironopolis* am Gir-Fluss die tyrischen Pflanzstädte**) der Libyphönizier — Gründungen der vor Jarbas fliehenden Azunglien***) unter Hanno (s. Marmol) — zerstörten, von denen sich zu Strabo's Zeit keine Spur mehr fand (so wenig wie von den normannischen nach zwei Jahrhunderten in Grönland, ehe längere Bekanntschaft mit dem Lande die Stätten aufzufinden ermöglichte).

Der Anschluss der nordafrikanischen Einwanderung an die Sagen der (nach Thubari) von den Amalekitem stammenden Berbern, die unter dem mit Zohak in persischer Vorgeschichte identificirten Shedad (oder später unter Dhulkarneim, Vater des Abraha Dhal Menar) Tribut erhebenden Himyariten des Yemen oder glücklichen Arabien, aus dem sich (nach Leon de Marmol) fünf Stämme während der assyrischen Herrschaft in den Wüsten niederliessen (wie unter den südwestlichen Tuareg der Ahnherr Ssiggen der Auelimoid, die XVII. Jhd. die Tademekket aus Aderar nach Bamba an Niger trieben, den Himyariten angehört), wiederholt sich im Sudan, wo die Chroniken Bernu's den (nach Blau) röthlichen Sef oder Saouf, den königlichen Ahn, zum Sohn des Königs Dhu-Yasan (der mit Hilfe des Khosru Parviz die Himyariten vom Joche der Abyssinier befreit), machen und in Sonrhay die Sa-Dynastie in Kukia (nach Ahmed Baba) von Sa-Alayarin (aus dem Yemen) gestiftet wurde (VII. Jhd. p. d.). Ghanata, wo im III. Jhd.

*) Als Molathemite oder Verschleierte, die (nach Ibn Khaldun) schon vor dem Is'na die Wüste durchstriefen (wie die Tuareg) und auch unter den arabischen Eroberern auftraten, die mit den Khalifen Bagdad's kämpften. Zu Ibn-Batuta's Zeit verschleierte sich der König von Bornu und (nach Makrisi) auch das Volk wie noch die Mungafrauen (s. Barth).

**) Maximiana erberbt einen Theil der Metagonitischen Städte.

***) Die Zareken sind (nach Shaw) die Zerglymer oder Ziqdema, die der Berberstamm Zauwaghah. Nach dem Kriege mit Dunama Selmani wurden die Sitze der Gouren oder Teda mit den Zoghana als Hauptstätten von dem Berberstamme Ber-lyan besetzt (XVI. Jahrh. p. d.).

p. d. (als die mit dem Deichbruch eintretende Umwälzung die Hira und Ghasan an die Grenzen Syriens und Persiens führte) weisse Sultane geherrscht haben sollen, wurde (als südlicher Rückschlag der berberischen Erhebung) bei der Fanatisirung der später mit den Beni Goddalah oder Morabitiden verbündeten Lamethlmai durch die Prodigien des Abdallah Ben-Jassin unter dem Emir-al-Moalemia oder Abubecr ben Omar (1034 p. d.) von den Saanhadja (1067 p. d.) erobert, und 1204 stürzten die Sansas die über die Serrakoletes im Reiche Ghanata (mit Walata oder Biru als Hauptstadt) herrschende Berber-Dynastie, bis sie (1235) den Mandingo erlagen, die als Melle* oder Freie (Franken)** über die Assannek oder Szoninki (Sclaven oder Serben) herrschend, jetzt überall das in ihrer Mischung vorwaltende Neger-Element*** zur Geltung brachten und (1326 p. d.) Sonrhay (nebst Timbuctu) eroberten. Den Haoussa eroberten Fulbe gelten die dortigen Herrscher als Abkömmlinge eines Bornu-Sklaven (wie aus Bornu die unter den eingeborenen Kumbrie der Provinz Wawu herrschenden Sultane von Bowssa hergeleitet wurden), aber die Guber†, die edelsten der von Bau (Enkel des Biram) begründeten Hansa-boken (siehe Haoussa-

*) Im Jahre 943 p. d. hatten sich die Araber von Ali's Secte zum ersten Male auf der Südseite des Nigerstroms niedergelassen und dort das Reich Melli gestiftet, in der Nähe des goldreichen Wangara.

**) Unter den Rothen oder Idinet-n-schegzahan (Tischeren) bezeichnet Amo-sharb (Imo-sharb im Plur.) den Freien und Edlen (oder Tuareg) im Gegensatz zu den verachteten Städtewohnern oder zum Amrhi (Imbadji im Plur.) oder Geknechteten (s. Barth). Die Tuareg vermeiden den Namen des Vaters auszusprechen, und in Bornu fehlten Namen überhaupt.

*** Die Mandingo scheinen jüngerer Bildung, als die mit den Fonlah (wie früher als Nigritier mit den Pharusiern) zusammengenannten Joleff, die sich direct an die Melaneth-Gestirter anschließen. Diejenigen Numidier (aus asiatisch-europäischen und gaetischen Elementen hervorgegangene Mischlingen), die bei Consolidirung der römischen Macht, — bei der Bildung der Numidia provincia unter Cäsar, der Abtretung Numidiens (oder Neu-Afrika's) in der Provinz Afrika unter Caligula (nach Dio Cassius), der Blüthe der nordafrikanischen Besitzungen zur Zeit Constantins und als in ihnen 153 Bischofsitze (nach der Notitia) florirten, diejenigen Numidier, die auch dann noch ihr Wanderleben nicht aufgeben wollten, wurden weiter und weiter in die Wüste hinweggedrängt, als Mohren und als mittlerer Zweig der Tuarik (und Sahel) zwischen Barbaren (der Länder Algier und Tunis und Air (Ashen). Als sie dann an den Ufern des Niger mit den ansässigen Negeren zusammentrafen, bildete sich in Sonrhay (und darauf besonders in Bambara) der Typus der Mandingo, die sich selbst Melle (Freie oder Franken) nannten, im Gegensatz zu den Sclaven (Sclaven oder Serben) oder Liten (den unterdrückten Assannek oder Szoninki). Bei dem numerischen Ueberwiegen der Eingeborenen, zwischen welchen die Zuwanderer nur tropfenweise einfiltrirten, wog der schwarze Negertypus in der Mischung vor (wie s. B. auch bei den kauschhaarigen und schwarzhäutigen Tuareg von Wadrag, die Hodgson beschreibt), und an den späteren Geschichtsbelegungen spielen dann die von den Mandingo gestifteten Reiche immer als der schwarze Gegensatz des Neger-Elementes zu den weissen Dynastien, die ihre Herkunft soweit noch näher von Arabien oder dem Norden herleiteten.

† Die Einwohner von Saris, Katsena und Kano redeten die Guber-Sprache (nach Leo), ebenso wie die Einwohner von Wangara-Guangra. Nach Barth schließt sich die Haoussa-Sprache an die syrisch-afrikanische Gruppe an, das Kauri an die turanische.

Staaten), wurden mit den noch im XIV. Jhd. p. d. in Air erwähnten Kopten in Beziehung gesetzt und einen Beweis für die bis nach Burrau am Niger ausgedehnten Feldzüge der Pharaonen will man in den Agriestenen der Fanti finden, die den in ägyptischen Gräbern gefundenen gleichen (wie die blauen Popo Perlen geschätzt).

Der Gang der Ereignisse ist durch die Configuration des Landes vor geschrieben. Eroberer, die in Nord-Afrika eindringen, nehmen zunächst die fruchtbaren Culturländer längs der Küste für sich in Beschlag und wenden sich in dem vorführerischen Luxus der Städte allmählig an ein sesshaftes Leben gewöhnen. Solchen ihrer Brüder, die beim Wanderleben verbleiben oder die bei einem neuen Nachschub der Einwanderung auch für sich einen Antheil verlangen, werben die im Lande vorgefundenen Nomaden aus den fetten Weideplätzen verdrängen, und diese ziehen sich zunächst in die abgelegenen Gegenden jenseits des Atlas*) zurück; flüchten aber zuletzt, wenn auch dorthin die drohende Knechtschaft folgt, in die unwirthbare Wüste hinaus. Dort mögen sie nun viele Jahrhunderte streifen, in freundlichem oder feindlichem Verkehr mit einander, aber sie werden während der ganzen Zeit denjenigen Typus, mit dem sie eingetreten sind, bewahren, da die Zwischenfälle fremder Reize fehlen, um ein Changiren einzuleiten, und die monoton stagnirende Umgebung den etwa mitgebrachten Civilisationsgrad eher deprimirt als ihn erhöhen würde. Ihre in den alten Sitzen unter dem Joche der Sieger zurückgebliebenen Verwandten gehen dagegen (gleich ihren Herren, die vielleicht aus arabischen Beduinen in Moghrabiner umgestaltet werden) vielfache Wandlungen**) ein, etwa in denjenigen Modifikationen,

*) Any one possessing a knowledge of the Berber language might easily make himself understood by the Jayan of the Atlas, the Girwan of the Ait-Inaure, but the Sebakk is a different language and each so different from the Arabic, that there is not the smallest resemblance (Jackson). The dialect spoken at the Oasis of Ammon or Siwah (El Woh el Garbie) appears to be a mixture of Berber and Shilluk.

**) Indem bei fortgehender Rassenmischung sich eine Reihe allmühlicher Umwandlungen einleitet, so kann in bestimmten Entwicklungsphasen solcher *colluvio gentium omnium* der Knoten einer Krisis geschürt werden, unter welcher der bisherige Typus, der nicht länger die zugemutheten Veränderungen zu bewältigen vermag, untergehen muss, oder vielleicht die Möglichkeit besitzt, durch Ansetzen eines neuen Keimes sich in einen von dem bisherigen ganz verschiedenen umzuformen. Innerhalb solcher Schwankungen im Kampf um die Lebensexistenz treten dann in der Völkergeschichte vorüberende Epidemien auf, die Geschlechter vertilgen und theilweis zur Regeneration befähigen, und hat sich unter diesem krankhaften Process ein parasitischer Spross im Organismus erzeugt, so mag diese durch selbstständig einwohnende Keimfähigkeit weiterzueugen, auch unter Rassen, die von solchen Umgestaltungsprocessen noch nicht berührt waren, sowie zu Zeiten, wo diese nicht oder nicht mehr Statt haben. Die Blattern dauern auch jetzt noch fort und wurden durch die 1733 aus Kopenhagen zurückkehrenden Grönländer nach ihrer Heimath verschleppt, aber die Erzeugung derselben findet sich überall an historisch bedeutungsvollen Momenten geknüpft. Der Einzug der Juden (unter Moses) von Afrika nach Asien, der Contact der Asiaten und Europäer bei Salamis, der Maedonier und Indier (s. Curtius) war von Epidemien begleitet; so die Bildung des römischen Typus (unter Tarquinius Superbus)

dadurch sich Schellischen und Nubylon von den Tuarigh der Sahara unterscheiden, innerhalb einer schon im Laufe geschichtlicher Bewegungen gemeinsam herausgebildeten Nationalität der Imo-scharb, die in ihrer durch die (nach Newmann) semitische Grammatik influencirten und in der Dialecten von Siwah, Angila, Fezzan, Ghadamès, Aigier, Marocco, der Sahara, der Guanchos u. s. w. variirenden Sprache ein ursprünglich afrikanisches Element bewahrt, das sich in bilinguellen Inschriften, wie auf der von Dugga; reconstruiren lässt. Geschieht es nun, dass die auch ihres Haltes in den Oasen verlustigen Wüstenstämme auf ein wildes Ränberleben beschränkt werden, so mügen sie die Südgrenze der Sahara erreichen, und dort aufs Neue in Berührung mit bevölkerten Wohnsitzen innerhalb der Negerländer kommen. Nach längerer Dauer einer Niederlassung dort, wie bei den Mauren in Senegambien (von denen Raffenel die Trarzas vom Oceau bis Goë localisirt, die Braknas zwischen Bokol und Modinalla, die Dowiches bis zur Mündung des Faleme, die Walad el Koissis bis Medina in Kasso, die Tischutt westlich von Timbuctu, während die Damankur als Marabuten auftreten und die Walad M'Barck als Gummihändler den Senegal besuchen), wird sich aus den verschiedenen Mischungen unter günstigen Conjunctionen ein herrschender Stamm heransbilden, der vielleicht Kraft genug gewinnt, um aufs Neue die Sahara (wie Numidier und Lamethumi) zu kreuzen und die alte Heimath zurück zu erobern, der aber häufiger nach dem näher gelegenen Süden vordringen und dort Reiche stiften wird, wie sie uns in dem Bourb-y-Joloff unter den Joloff bekannt sind oder unter den Mandingo in dem Stratik von Bambock, seit Abba Manka (IX. Jhd.) bis zur Mündung des Gambia vorgezogen.

Während so die Joloff als ein endgültig durch Abgleichung der Umgebungsverhältnisse fixirtes Mischungsproduct aus der fortgehenden Kreuzung der Melaeno-Gaetuli mit den Negern hervorgegangen sein mügen, die Mandingo aus Negern mit mohrischen Berbern (ein nach der arabischen Eroberung und durch diese bereits influencirter Stamm nomadischer Numidier, die selbst aus der Kreuzung der Gaetuli mit östlich durch Europa aus Asien herangezogenen Einwanderern hervorgewachsen waren), stehen die

beim Uebergange zur Republik (Dionys. Hal.), das Völkergemisch auf Aegina v. s. w., die attische Epidemie (430 n. d.), die cartaginische der Libyer in Sicilien, die afrikanische (nach Orosius), die antoninische der parthischen Kriege, die constantinopolitanische unter Justinian, das Ignis sacer (seit d. X. Jhd.) bei Bildung der französischen Nationalität, der schwarze Tod nach den von China ausgehenden Umwälzungen der Mongolen, der mit der Seefahrt (XV. Jhd.) zusammenhängende Scorbut, die amerikanische Syphilis in Europa, die Schweisefieberausbreitung bei der Consolidirung Englands am Ende des Krieges zwischen den Rosen (1486), der morbus hungaricus (1641) unter den türkischen Kriegen, der Typhus des dreissigjährigen Krieges, die Bubonpest, das Gelbfieber, die Cholera u. s. w. Aehnliches setzt sich bei acquirirenden Veränderungen durch Züchtung in der Rindviehzucht heftig ab, oder bei unternommenen Vorsichtsmaßnahmen bei der Acclimation, wie in der Kartoffelkrankheit.

nach Unterwerfung der Torados und Djaloeka den Punt Namen des Phut oder (nach Pseudo Berosus) des Phaeton ihrer Heimath, in Fonta-Toro und Fonta-Djallon localisirenden*) Fulah in directer Ableitungslinie (gleich den Schna**) in Bornu oder den Schiwa in Wadai) zu den den Mostarabern vorbegehenden Bewohnern des Eklili-Stammes im Yemen und sind im Süden der Sahara nach den Hochlanden Senegambiens gewandert***), von wo sie dann, als einem sekundären Ausgangspunkte, ihre Eroberungen wieder nach Osten wendeten. Bei dem deutlichen Vorwalten arischen Blutes in den die Palmstgärten Irenis erbauenden Stämmen des Yemens, stellt sich ihr Typus dem der Neger schroffer gegenüber, als der der semitisch beeinflussten Berber, und während in den Mandingo und in den (von Mollien den Fulah angenäherten und gleich diesen von semitischem Blute wenig beeinflussten) Joloff eine fest ausgeprägte und dauernde Rasse gewonnen ist, haben wir in den Foulbe nur die schwankenden Uebergangszustände†) einer noch in der Bildung begriffenen Mischrasse vor uns, die es im eigenen Lande nur zu dem Trugbilde der Two-colours oder (nach Raffens) Zweifarbigen bringen könnten, und in den, seit Danfodiah's Gründung von Sokato (1803), beherrschten Ländern der Neger immer mehr dem zäheren Rassencharacter dieser erliegen und nach wenigen Generationen unkenntlich werden (wie Rurik's Normannen in die Slawen aufgingen).

Es würde von vornherein nutzlos sein, die Negervölker so anzunehmen, wie sie jetzt vorliegen und darin eine Eintheilung aufstellen zu wollen, zumal auch jedes durchgreifende Princip der Eintheilung schon fehlt. Die Sprachen des nigritischen Afrika sind (mit Ausnahme der Baou-Gruppe, oder in beschränkten Bezirken des Ewhe, Mandé, Ashira, Haoussa u. s. v.)

*) Dort schon als ansässige Herren auftretend, sonst noch als wandernde Eroberer, wenn vom Glück begünstigt, oder als verachtete Zigeuner, wenn unnerisch schwach in die Fremde verprangt (nach kennelflickende Laobch).

***) Die arabischen Stämme (neben den negrischen) in Wadai heissen Aouaka Dar Mahana in die Soruk oder dunklen (mit den Missirie und Abidie) und Honr vertheilt.

††) In Wadai sind die Fulah zahlreich (nach Mohamed) und als Zauberer in Darfur, sowie (nach Eichthal) die Fallati am weissen Nil (bei Werne) Fulah sein sollen, und (bei Brun-Rollet) die Filawi im Osten des weissen Nil (s. Waits).

†) Durch die Ehen der Dänen mit den Eingeborenen hat sich im Laufe des Jahrhunderts, in dem die (grönländischen) Colonien existiren, eine Mischrasse von nicht geringer Zahl und in so vielen verschiedenen Graden gebildet, dass es schwer ist, eine Grenze zwischen ihr und der Nichten zu ziehen. Die Mischlinge haben in der Regel vollkommen europäische, aber sehr verschiedenartige Physiognomien. Die meisten gleichen Süd-Europäern durch dunkles Haar und Gesichtsfarbe, manche haben auch ganz blondes Haar und hellen Teint, so dass sie schwer von Nichten Nordländern zu unterscheiden sind. In geistiger Hinsicht schlägt die Mischrasse viel weniger nach den Vätern und gleicht den Eingeborenen im Allgemeinen, wozu die Fingeborenen, unter denen sie aufwachsen, Vieles beitragen. Die Grönländerinnen lernen, selten wenn mit Dänen verheirathet, fast die deren Sprache, und die Kinder noch weniger (s. Etzel). Emory bemerkt von den Snahel bei Mombas, dass sie früher den Arabern ähnlich gewesen, aber neuerdings durch Mischung mit den Wanika fast wieder schwarz geworden.

nirgends classificirt, und wenn Bowditch unter den Aschantie und Faotic allerlei europäische Kopf-Bildungen*) sah, Tuckey ebenso am Congo und Aehnliches von Kaffer Völkern bemerkt ist, so wird es nur vom Zufall abhängen, ob der in das Museum gelieferte Schädel einen edleren oder niederen**) Typus trägt, obwohl die Wahrscheinlichkeit mehr für den letzteren sprechen würde, da es dem Sammler aus leicht begreiflichen Gründen eher möglich sein wird, sich Gebeine des gemeinen Mannes zu verschaffen, als der Vornehmen des Landes, in dem er sich anhält. Hieraus erklärt sich auch zum Theil der häufige Widerspruch in den Ansichten der Reisenden und der Craniologen, da die ersteren besonders die böheren Klassen, mit denen sie verkehrten, im Auge haben, die letztern hauptsächlich Reliquien aus den unteren in die Hände bekommen. Der Chinese, der die Europäer nur in dem Matrosen seiner Häfen kennt, wird ein ganz anderes Bild von ihrer charakteristischen Physiognomie entwerfen, als der chinesische Gesandte, der sich unter europäischen Hofleuten bewegt hat. Die verschiedenen Varietäten der in Afrika angetroffenen Völker werden sich nur dann dem Verständniß eröffnen, wenn wir, soweit die Materialien schon gestatten, auf ihre genetische Entstehung auf den von der Geographie vorgezeichneten Geschichtswegen zurückgehen, und also zunächst an die geographischen***)

*) Römische und griechische; (in Senegambien), maurische Köpfe wurden (nach Duncan) in Dahomey gesehen, semitische unter den Kaffern, assyrische unter den Munganja, the majority of heads (on the Nyassa lake) are as well shaped as those depicted in the Assyrian and Egyptian monuments.

*) Die Kumbrie-Neger im Niger unterhalb Yaouri und östlich von Haoussa wurden von den Eroberern in Knechtschaft gehalten. Wie bei Papel, Bullom, Plup tritt der Negertypus an der Zahnkränze und weiter abwärts hervor. Die den Makololo dienetharen Barotze zeigen sich negerähnlich. Nach Schädel- und Backenform sollen (nach Waitz) die Buschmänner zur Negerrasse gehören. Bei den Makua findet Arboussat den Negertypus weniger ausgesprochen, als Sult. Boteler schildert die Eingeborenen von Mozambique und Quillimani als negerartig. Die Abweichung der Kaffern vom Negertypus hat zu der Vermuthung arabischer Mischung geführt. Die als Eingeborene aus einer Höhle stammenden Betachwana nähern sich (nach Burchell) zum Theil dem Negertypus, zum Theil den Hottentotten. Die Neger in den Quarqua-Bergen unterscheiden sich (nach Valesky) von den negerartigen Cluchores der Küste (Aschanti-Neger). Während die Mantatis an den semitischen Typus erinerten, findet Livingstone in den Bakalahri Aehnlichkeit mit den Australiern (und wohl den Ilkhal oder Buschmännern). Die Badschindische zeigten den Negertypus ausgeprägter, als Basongo und Balonda. Die als älteste Bewohner Madagascars geltenden Kazimbas (im nördlichen Theil der Provinz Manabe) werden von den Malgaschen als ugerähnlich beschrieben (s. Lagnovel). The Batoka of the Zambesi are generally very dark in colour and very degraded and negro-like in appearance, while those on the high lands are frequently of the colour of coffee and milk (s. Livingstone). Die farbigen Neger der äquatorialen hoch-afrikanischen Wüstenstrecken mit der rusgelben Farbe, mit der platten Nase, wie Affen, die Ka-sackel und Mukankoto (nach Magyar) sind den farbigen Negerstämmen der südlichsten Strecken, den Hottentotten und Buschmännern, völlig ähnlich.

*** Die arktische Rasse, die eine baumlose Gegend am Nordpol Europa's, Asiens und Amerika's bewohnt, ist in den drei Festländern auf Grenzen beschränkt, die denen

provinzen anknüpfen, die, wie ihren botanischen und zoologischen*), so auch ihren anthropologischen (oder unter Umständen ethnischen) Typus hervorrufen müssen. Hierbei treten indessen zwei Schwierigkeiten ein. Einmal werden wir den anthropologischen Typus (also den autochthonischen der ältesten oder der später zurückgeschlagenen Eingeborenen) durch spätere Mischungen häufig überwuchert und verdeckt, vielleicht gerade im flüssigen Umbildungs-Stadium, finden, wenn er nicht ganz zu Grunde gegangen oder durch Wanderungen fortgeführt wurde. Dann aber können uns weder die botanischen noch die zoologischen Provinzen als directe Anhalte dienen, da sie sich ebenso wenig untereinander, wie mit den anthropologischen decken, und in den zoologischen selbst sich wieder die Verbreitungskreise in den einzelnen Gattungen oder Familien über einander schieben. Am nächsten liegt natürlich für den Homo der Anschluss an die zoologischen Provinzen unter möglichst allseitiger Benützung und vergleichender Rectificirung der aus den verschiedenen Districten gebotenen Daten, doch auch die botanischen Provinzen, obwohl directer von dem Boden abhängig (und deshalb z. B. die Flora Benguela's mit der Kordofan's annähernd oder die Binnenländer durch die Dumm-Palme dem nördlichen Nilthal), bieten manches Beachtenswerthe, wenn sie in der westlichen Zone nach Amerika, in der südöstlichen nach Indien, in der nördlichen nach den Mittelmeergestaden hinweisen, und am Niger die scharfe Abcheidung zwischen den offenen Wäldern des Innern und den fast unwegsamen des unteren Laufes zeigen.

Anthropologisch würden sich in Afrika etwa 24—30 geographische Provinzen (ethnologisch 8—10) unterscheiden lassen, und es wäre dann die Aufgabe durch zersetzende Analyse aus den jede derselben augenblicklich bewohnenden Völkerschaften den primitiven Typus wieder herzustellen, oder vielmehr als Repräsentant desselben denjenigen Stamm anzustellen, der ihn verhältnissmässig am deutlichsten zur Schau trägt, sei es, weil er überhaupt keine historischen Veränderungen erfahren hat, sei es, weil er in längeren Zeitläuften der Abgeschlossenheit wieder nach den Bildungsgesetzen seiner physischen Umgebungsverhältnisse ausgeprägt ist. Für manche dieser (aus ethnologisch-anthropologischen Gründen und für ethnologische Zwecke) ausgewählten und umschriebenen Provinzen liessen sich auch zoologisch prägnante

sehr ähnlich sind, welche von den besonderen Thiergruppen bewohnt werden, die auf dieselbe Gegend beschränkt sind. Die Gegend, welche von der malayischen Rasse bewohnt wird, ist ebenfalls eine natürliche zoologische Provinz. Ebenso die malayische Rasse. Neu-Holland bildet wieder eine sehr eigenthümliche zoologische Provinz, in der sich eine andere besondere Menschenrasse (s. Agassiz).

*) Von den 31 zoologischen Provinzen Schumida's kommen auf Afrika 4: 1) die Wüste oder das Reich des Straussens und der Mesasomen; 2) West-Afrika oder das Reich der schmalnasigen Affen und Termiten; 3) Hochafrika oder das Reich der Wiederkäuher und Dickhäuter; 4) Madagascar oder das Reich der Lemuriden.

Vertreter*) gewinnen, z. B. unter den Cynocephalen, *Cynocephalus hamadryas*, *C. porcarius*, *C. Mormon* oder *Viverra deogola* im Osten, *V. Patamagole velox* im Westen, *V. Cynectus* im Süden, *V. ginetta* im Norden, *V. Vetta* im Sudan, *V. abyssinica*, *V. ginetta senegambic.* u. s. w., wie sich auch *Phyllorina graecilis*, *dipodida tetradactylus*, *Ophis tragelaphus*, *Antilope leucophaea* *A. hastata*, *A. unctuosa* u. s. w. als Prototyp für die eine oder andere bieten möchten, obwohl über die Bezirksweite oder die Ausbreitung einiger dieser Vertreter noch Ungewissheit herrscht. Ueberhaupt empfiehlt es sich, alle derartigen Eintheilungen zunächst nur in den unbestimmtesten Umrissen zu ziehen, und diese nicht schärfer zu markiren, als es für einige Ordnung durchaus nothwendig ist, da man sonst auf solchen mit der Materialansammlung noch nicht abgeschlossenen Gebieten künstliche Hemmungen und Schranken aufstellen könnte, die später der natürlichen Entwicklung des aus den Thatsachen aufzubauenden Systems hindernd in den Weg treten würden.

Als vorwiegend aus der Berücksichtigung der mitwirkenden Factoren resultirend, liegt das ursprüngliche Element an der Zulu-Küste in den Quaqua zu Trge, ist in den Niederlanden Senegambiens in den Papel oder den Fing aufzusuchen, an der Goldküste in den Aquapim, in Dahomey in den Dassa, in Borgu in den Kumbri, in Bornu in den Musgu, in den Yem-Yem oder Rem-rem u. s. w., in Wadai in den Djenakarah, dann in den Furiern Marrab's, den Dinka, troglodytischen Barca, den Doko, Suro und anderen Shangallahstämmen, auf den abyssinischen Hochlanden dagegen in den Agows und Kmant. Im Vergleich zu den Gallas stellen die Somali der Küste einen tertiären Mischungsgrad dar, und unter anderen Proportionsverhältnissen die Suaheli, während der primitive Typus für diese aus den Wanika abzuleiten ist, für jene aus den Merremengso, für die von den Wahuma-Dynastien beherrschten Völker am Victoria-See aus den Wiru (weiterhin Gani, Kidi, Schibr u. s. w.), aus den Muiza für die Monomoezi, aus den Moluas für die jetzt in verschiedene Reiche getheilten Monomotapa, als die Küstensämme unter dem Gesamthebgriff der Zendj (mit den jetzigen Makua) zusammengefasst wurden. In dem durch erobernde Zulus und andere Kaffern durchzogenen Terrain ist auf die Gonaqua, Fingo, Emboas zurückzugehen, in den Betschuanenländern auf die Barotze, am Nyassa auf die Wahisa, am Tanganyika auf die Wahatete, unter den Damara auf die Haukhoin. Die Südspitze gehört den Saqua und Koikoib oder Quaiqua (Onae-Onae b. Masudi) an, die (wie das von dem Kimbunde Marapue's besetzte Benguela) in ihrer Sprache frühere

*) Von Schlangen findet sich *Dendrobia picta* (in Senegambien), *Psammophis moniliger* in localer Varietät (nach Schlegel) in Guinea, *Eryx* in Nordafrika, *Vipera orientans* am Cap (mit localer Modification in Abyssinien), *Python* im intertropischen Afrika, *Langaha* und *Erpetodryas* auf Madagascar. Die Reptilien Teneriff's gleichen den europäischen. Doch sind die Saurier dunkler (nach Schlegel)

Eroberungen bezeugenden Congoländer den Bangala, jenseits von Majnuba charakterisiren die Duala die Biafra-Küste, wie die Edyeca die gegenüberliegenden Inseln, und mit den Mpongwe schliesst das Gebiet der Bantu-Sprachen ab. In Aegypten, wenn als das Nilthal bis zu den Catarakten aufgefasst, ist der Fellah als rückgeschlagener Repräsentant ältester Schichtungen (in den Rond) anzunehmen, in Barbarien nördlich vom Atlas können die Zaeken in der maroccanischen Modification der Schellöchen für die versetzten Zenaghas einstehen, und in dem von dem Bilednigerid fortgesetzten Wüstenland rufen östlich von den Tuarig die Tibestier oder Felsen-Tibbu's Herodot's Troglodyten zurück. Besonders abzuhandeln ist neben den Canarien und ihrer ausgestorbenen Bevölkerung der Guanchos, der Insel-Continent Madagascar's mit den afrikanischen Beziehungen der Vazimbas, die unter den Oberschichtungen malayischer Immigranten den Brückenschlag zum Archipel vermitteln.

Innerhalb der als Senegambien bezeichneten und (nicht nur das senegambische Mesopotamien begreifenden, sondern) zwischen Cap Blanco (oder genauer den Ufern des Senegalfusses) und Cap Mesurado begrenzten Provinz (die anthropologisch in eine Menge localer Gliederungen nach der Configuration des Landes bei weiterer Detailuntersuchung zerfällt, an der Küste aber bis Cap Formosa ausgedehnt werden könnte, während sie dort wieder ethnologisch davon getrennt ist, weil von Cap Palmas an einem anderen Geschichtskreis, der wieder vierfach getheilt ist, angehörig) werden die folgenden Völker genannt: Joloff mit Sereres, Nones (Cap-Verde-Insulaner), Serrakolets oder Serawullis und Mandingo (Malinke, Susu, Timmani, Solimani, Vei) mit Bambouk, Bambarra, Yallonka, Bullom, Kossa, Pessa, Mendi, Kissi, Sokko, Saugara, Krunka, dann Feloup, Aiamates, Papel, Bisago, Biafara und Dioba, Balantes, Jolas, Basares, Bagnon, Nalu, Landamah, Bagoes, Zapes, Fnlis, Cocobis, Nalez, Nagas.

Unter diesen Namen repräsentiren die Joloff*) und Mandingo zwei Herrscherstämme, die ersteren nach Norden zurückweichend, die letzteren

*) Die Joloff bewahren die Sprüche ihres alten Weisen Kothi-Barna und unter den (den aus Inta ausgewanderten Aschantie verwandten) Fanti (oder Fan) fungirt als Priester der Somman (Sommanero) Fu (Fo). Die asiatischen Namensklänge südlich vom Niger (der Ganga, Bramas, Mngoes) sind durch die südost-afrikanische Küste vermittelt. Neben den Bramas finden sich die Chinos und ihnen benachbart die Pagoden der Jina verehrenden Manos (aus den Manu, deren Praestigium bei den Folgern fortwirkt). Der egyptische Oros (Oro auf einem Altar in den Pyrenäen nach Du Mége) ist in Yoruba bekannt, wie Atua Polynesiens am Niger, und in dem Priesterstamm der Atua der Wakamba (wie die Abutus oder Butua hottentottischer Eingeborenen). Ore (er hat gesagt) ist heilig bei den Bechuanas (s. Casalis). Die Beziehung der China-Pagodens zu Termitenhügeln (nach Barrius) findet sich bei kambodischen Buddha-Bildern. Von Mombas bis nach der Westküste hinüber gilt Ganga (Waganga) als der Titel der Zanberei (Uganga) übenden Fetisch-Priester, deren Hauptaufgabe im lürren Betschuanen-Lande des Südens darin besteht, Regen oder Regen zu geben, den Inbegriff aller Wonne, wie die Ganga im Krija-ongara, der von

aus Osten vordringend, aber im Ganzen friedliche Beziehungen unter sich sowohl, als mit den Fulah's bewahrend. Von den Mandingo, deren Bewegung in den historisch-geographisch gegebenen Handelsbeziehungen*) auf den Marktplätzen des späteren Timbuctu centert, zeigen die Bambara, die, von Kasso ausgewandernd, in Kaarta einen Feudalstaat begründeten, die Bambonk (in

Bhagirathas auf die Erde gezogene Khapaga oder Himmelsflus, Mutter des schrecklichen Kartikejas oder Gangadschas. Mit dem Kuhopfer werden Vayu und Marut um die Milch der Wolkenkühe gebeten. Indra zerschmettert Vritra oder Balis, die in der Höhle eingeschlossenen Kühe zu befreien, denn le mot go, vache, désigne aussi l'eau céleste ou terrestre, qui fécond tout (Pictet). Bağa (Maga) der Magier erscheint als Meghawahana (μεγελωσφάου Ζεύς) oder Indra.

*) In Folge der indischen Handelsbeziehungen hatte sich an der afrikanischen Ostküste ein in 19 Fürstenthümer getheiltes Reich gebildet, das der (jetzt in den Moosranga-Händlern am Nyassa übrigen) Moorongo, auch das des Monomotapa (Mani-Tobba) oder Benomotapa (Pruannitobba) genannt und südlich von den Moluanen (nach dos Santos) grenzend. Dies wurde von dem letzten Kaiser unter seine Söhne getheilt und zerfiel nun in das Reich des Monomotapa, den alten Titel bewahrend (und jetzt in dem Häuptling Kutalova unter den Maravi erhalten), das 1759 zerfallende Reich des noch als Schiedsrichter anerkannten Nyatwe oder Quitwe bei Sofala (als Quitau der Ahn der Fürstenfamilie von Milinda), das des Sedanda (am Sabia) mit den unter den nach Westen gewanderten Damara fortdauernden Kasteneinrichtungen der Eanda, das des Chiennga (Chlearonga) oder Manika, dessen letzter Herrscher durch die Portugiesen von Tete getödtet wurde. Das Reich des Benomotapa grenzte anfangs im Norden an einen Bund (wie bei Sereres und Floup oder früher bei Khasai Anthiopes an dem Hirtenflus Kri-hua's oder Govind) selbständiger Dorfverbrüderungen, als das Land der Muene-moesi oder Häuptlinge (Muene oder Mena) der Dörfer (mit dem Schwerpunkt in den späteren Ländern des Casembe), und als die aus dem alten Reich zurückgebliebenen Staaten nach einander verfielen und einer geordneten Gliederung mit monarchischer Leitung verlustig wurden, so erhielten auch sie häufig die Bezeichnung von Monomoczi (wie sich in Folge arabischen Einflusses in dem als Mondbesitzungen erklärten Reiche Unyamwezi am Tanganika-See neuerdings eine monarchische Gewalt in der Hauptstadt Kasel. hergestellt und die flüchtigen Wakimbu als Tributpflichtige aufgenommen hat). Diesem sogenannten Reich des Monomoesi gegenüber wird nun das der Munhues (oft als das vermeintliche des Monomotapa) erwähnt, und damit werden die Jagas bezeichnet sein, die durch ihre Einfälle besonders den Verfall des Benomotapa-Reiches herbeiführten und ihr eigenes (das des Mono-Jaga oder Monhues im Lande der Moluanen oder Moluas) gründeten, von dem (als sie ihre westlichen Eroberungen in Kongo verloren und durch die Kimbunda in Deoguela weiter beschränkt waren) jetzt das Reich des Murupue unter dem (von den, den westlichen gleichenden Moosngos im Osten hörenden) Munda-Yamvo in Lunda übrig ist, das (nach weiteren Dynastien-Wechsel durch die gleich den Herero heilige Feuer hütenden Kamma-Gallas) zur Eroberung Luemfa's auswich und dort die (nach Unabhängigkeit strebende) Dynastie des Casembe einsetzte (während die Moviza vor den Moluas nach Chevras flüchteten zu den verwandten Maravi). Mit den Zügen der Jagas (vom Hochlande Jaggä) oder Zimbos (nach Eroberung des Benomotapischen Hoflagers Zimboe) verbreitete sich der Titel Zimba (Löwe im Suaheli) bis Usambara, wo der König (Zumbo) als Mlunga (Gott) herrscht. Bei den Makua war (zu dos Saneto's Zeit) Gallo Königstitel. Wie im Mittelalter die Zimbos, sind auch weiterhin Eroberer vom Hochlande der Dechagga-Berge ausgezogen, so die, als Kassersta, bei Mombas ansässigen Wanika, ihnen folgend die, die Wadoe durch ihren Kannibalismus (wie die alten Jaggua) schreckenden, Wakamba, bei denen dem Atua-Stamm (aus südlichen Beziehungen der, wie die Saab, mit Sehen betrachteten Eingeborenen unter hottentottischen Butua oder Abutua) das Priesterkönigthum zukommt, dann (nach den Wasegura) die Watoata (um Killibassi und Kadaro ansässig), dann die Dechagga selbst. Im Reich Uzinza (zwischen

deren kleinen Republiken die, zu Woelli in Soninkes*) oder Krieger und Marabut oder Priester zerfallenden, Mandingo noch als heidnische Malinko leben) neben den Staaten Sakadu und Konkadu, die Yalfonka u. a. w. reiner die zugewanderten Eroberer, während die Sasu, Timmani, Sulimana, als durch die Eroberung veränderte**) Negervölker zu betrachten sind, die dann

Victoria Nyanza und Tanganyika, an dessen Gestaden die Watsei bis jetzt nur als Hirten wandern) scheint noch eine Jaga-Dynastie zu herrschen, aber nördlich davon in den Reichen zwischen Albert und Victoria Nyanza begannen dann die Wahuna-Dynastien mit Kuragoo, sowie in Uganda, wo die früher in Ungoro wandernden Gallas ihre Könige einsetzten (von jenseits Kidi nach dem Kittara-Lande kommend). Im Innern sind die Gallas bis Abyssinien vorgedrungen und die Küste wird von den Somali besetzt, während die mit diesen verwandten Wakuafi (und die ihnen folgenden) Maasi auf dem Berührungspunkte der Somali und Suaheli sich noch im Zustande der Halbnomaden befinden, aber schon die Wandurabo, Eikono, Wamaw und andere Stämme des Innern zum Sklavenstande gezwungen haben.

*) Les Mandingues sonninquais furent les premiers habitants du Pakao, du Balmadou et du Sonna. Les Mandingues musulmans, venus de l'intérieur pour faire de commerce, s'établirent peu à peu sur la territoire et y construisirent des villages séparés, qu'il leur était défendu de fortifier. Leur nombre, s'étant accru par d'émigrations, soutenus d'ailleurs par l'almami de Fouta-Djalou, ils finirent pas s'emparer du pays et par repousser dans l'intérieur les premiers occupants (Hecquard). Der Name Melinke oder Mande (Mandingo) bezeichnet sie als Bewohner von Melle.

**) In ähnlicher Weise sind die südafrikanischen Völkerverhältnisse in Folge fremder Einflüsse und der dadurch hervorgerufenen Wechsel modificirt. An der Südspitze läßt sich in den Koikoih oder Hottentotten (von den, selbst durch Andere als Kaffir bezeichneten, Zuwanderern unter die Qwaqwa oder wilden Barbaren einbegriffen) der ursprüngliche Typus gewinnen, für das Binnenland in den Betschuanas, die die Bakalahri (nach Livingstone) als älteste betrachten und als Baquainas aus einer Höhle hervorkommen lassen, aber selbst wieder auf primitiven Unterschichtungen ruhen, in denen sich die Bayeye oder Bakoba, die Barotse u. A. m. geschichtlich noch nachweisen lassen. Aus den Betschuanas gingen die von der Küste jenseits der Drachenberge angelockten Erobererstämme der Zulus und Kaffern hervor, die durch den aus verschiedenen Richtungen dort zusammenströmenden Einflüssen modificirt, einen selbstständigen Stamm constituirten und (von dem gebürtigen Volk der Amaponda geleitet) auf das Gebiet der Quaqua hinüberdrangen, die in Natal durch ihren Gebrauch des Fingerabschneidens nach Australien deutenden Heykem vertilgend, die acht Stämme der Ambaca (Fingo) unterjochend oder von den Gonaqua Land kaufend und einen Theil der Sohnalslante herübernehmend aus der Sprache der Hottentotten, während diese selbst nach dem Cap hinabzogen in Gegenden, wo die Lokualo oder Hirtenscheich auf Steinen frühere Sitze der Bechuanas anzeigten. Weiter nördlich an derselben Küste hatten die Handelsbeziehungen der Indier bei diesen geflüßte Gohruehe unter den Herero geltend gemacht, die in ihren friedlichen und feindlichen Beziehungen zu den besonders auf die Sitze der Moravi gestützten Reiche des Innern zur Zeit des Bosomotapa (und nördlicher der Vorgänger des Matiambo) sich unabhängig erhielten und nach Westen hinüberschoß, wo sie mit den von der Kalahari-Wüste zu Buschleuten ausgearteten Quaqua (Saqua) in Berührung kamen, und die Sitze der Orvamo einnahmen, während die unter ungünstigen Conjunctionen nach den Bergen gedrängten Damara sich auf dem Grenzgebiete mit hottentotischen Zuströmungen mischten, und gleichzeitig mit den Buschmaas. So erklären sich die eines Theils auf einheimische Herkunft deutenden Sagen der Damara von Omum-borom-bonga, dem ersten Feueranzünder, andertheils die (indischen) Kastengefährliche der Eanda oder „Ewa“ (als Späße-Verbote der Ruanda bei den Bakalai), während wieder die Traditionen von dem mit einer Hottentottin verheiratheten Pavian, sich an die anderer Einwanderer anschlossen, die durch Vermählung mit den Töchtern des Landes ein Heimathsrecht erwarben (hier freilich nur das eines auf's Neue Verbantten, während sonst der mit

selbst als Eroberer auftraten, und die übrigen die (soweit ihr Gebiet berührt wurde) unterworfenen Eingeborenen bezeichnen (von denen die Papel von Cacheo oder die Felonp am Casamanje den charakteristischen Typus am Meisten bewahrt haben mögen). Die Reste der Vy-Berkoma (Foy oder Puy) finden sich am Cap-Monte und unter den aus dem Binnenlande*) darüber vorgeschobenen Schichtungen führten die Beziehungen mit Muselmanen und Christen zur Erfindung des Alphabets durch Doala Bukara. Die den Neumond im religiösen Cultus begründenden Serracolet oder Serawalli, deren Sprache halb der der (joloffischen) Sereres, halb der der Mandingo verwandt sein soll, bilden in Galam**) ein durch gemeinsame Interessen verbundene Rasse, die Ackerbauer und Kanflente für Colonisten ansendet. Sie zerfallen in die Gnidiogos (Bakiris) oder Krieger, aus denen (als ihren Kshatria) die Tunka (Könige) erwählt werden, und die Sayhobes oder Marabnt (Handel treibende Brahmanen, die dann als Banyanen in die Kaste der Vaisyas verwiesen werden). Die den Mauren tributpflichtigen Guibimahass wohnen rechts vom Senegal, die Aerankas in Fouta Damga, die N'Diayebe (Auswanderer der Joloff) in Bakel und Mondori.

Mit Cap Mount beginnt die Korn- oder Pfefferküste, von dem aus der Soko-Rasse stammenden Meua-Volk (den Grebos oder Kru) bewohnt, die (zu der Menn- oder Manufamilie gehörig) unter ihrem Häuptling Mandu nach dem Meere hinabzogen, und die schon vor den Niederlassungen in Liberia, als buenos gentes mit den Europäern vielfachen Verkehr unterhielten. An der Elfenbeinküste finden sich die Quoja (Quoja-berkoma) oder eingeborene

Ehren empfangene Held in die Königsfamilie eintritt). Die mit der Entstehung weiterer Bastardrassen den Eroberungen gegebene Richtung durch die Griqua hängt mit den Verhältnissen der Capcolonie zusammen und lässt sich hier genauer verfolgen, während wir sonst in Afrika häufige Erscheinungen meist als ein fait accompli anzunehmen haben. Die Korana am Hartebestfluss, die ihre Heerden durch Raub verloren, zeigen (nach Thompson), wie der Hottentott vom Hirtenstande zum Buschmann herabsinkt. Die Namen Ghou-daman (Dreck-Damara) rührt von den Namaqua, die so die eines Nama-Dialect redenden Haukboin benannten, als Auswurf der Damara (Ovaherero und Ovambandscheru), her.

*) Die Schätze der fremden Handelswaren, die in das Innere verführt wurden, streuten dort Streit und Hader aus, woraus Kriege entloderten. Die Stämme des Binnenlandes schlossen sich in grössere Conföderationen zusammen und drangen nach der Küste vor, die verweichlichten Kaufleute zu unterjochen. Waren die Krieger dann wieder im Laufe der Zeit zu Handelsleuten degradirte und selbst entnervt, so folgte eine neue Fluth aus dem Innern, die diesen dasselbe Schicksal bereitete, wie sie früher den von ihnen Unterworfenen; und aus diesen ohne Unterlass periodisch fortgehenden Völkerkreuzungen und Mischungen, bildete sich dann unter günstigen Verhältnissen ein dominirender Typus heraus, der zeitweise den übrigen seine Gepräge aufdrückte.

**) Jeder Kaufmann, der auf seiner Reise vom Norden nach Timbuctu in Bu-Djebha anlangt, muss einen Angehörigen aus dem Stamme der Tademekket (die sich aus Adenai bei Bamba am Niger niedergelassen) zum Schutze mitnehmen (wie unter den Bhl in Indien Skinger das Geleit geben). Auf der Messa von Barbara wählt sich jedes Schiff aus den Karawanen einen Hehben oder Beschützer.

Qua*) (das von jeher nur wenig berührte Gebiet der Malos gentes, bis zur Gründung der französischen Factoreien), und dann betritt man mit der Goldküste das jetzige Geschichtsgebiet der von einem See (s. Clarke) ausgezogenen Ashantie (aus dem Intra-Lande**) oder Assianta in der Nigerbeuge) auf dem Areal der Fantih, das sich (vor den Kriegen der Akwampu und der 1733 p. d. aus dem Innern folgenden Akim) in der Blüthezeit des alten Akra an das mythische Reich des Kaisers von Benin***) angeschlossen. An der

*) Im Zulu bedeutet Qwak wa (mit zwei Schnalzlauten) einen wilden oder rohen Menschen (sich Döhne), und der Name Quisiquae (Queuna) kehrt bei Hottentotten wieder, Saqua bei Buschman.

**) Die Assanti oder Assianta bilden ähnlich eine euphonische Unterscheidung von Iba, wie Assyrien von Syrien.

*** In ihren Speculationen über den Priester Johannes waren die portugiesischen Entdecker geneigt, den Kaiser von Benin mit dem abyssinischen in Beziehung zu setzen, und hätten sie, ausser den auch im Sudan gleichartigen Stühlen, den vielgestaltigen Thierdienst Westafrika's für altägyptische Beziehungen verwerten können. Die complicirte Seelenlehre der die als Sisa wiedergeborene Kia dreifach theilenden Akner und der Eweer, die den beim Tode in Noali übergebenden Daoghe als Lavo (Schatten) und Aklana (Schutzgeist), unterscheiden, verbindet sich in der Lehre von den Wadai, mit der Alles bescheidend Dämonologie. Bei den Ashantie suchen sich die Mütter gleichfalls durch die Selbstaufgabe der Fetischleute (die auch in Dahomey das Geistesland besuchen, während der Körper leblos auf der Erde liegt) über die Herkunft des die Seele ihres Kindes belebenden Kraut zu unterrichten, und derselbe begleitet es während des Lebens als Schutzgeist, wie der Sinesische Kwan. Die vor den Dorfeingängen (an der Goldküste) errichteten Weibethore halten die Fetische zurück, wie die vermeintlichen Triumphbögen der Japaner. In Dahomey lässt sich der Verehrer am Cultustage seines eigenen Hauptes dasselbe von der Fetischfrau mit dem Fleisch des geopferten Huhnes berühren, und der mächtigste Eid wird beim Kopfe des Königs geschworen. Ueber die Häupter der assyrischen Könige schwebt Asshur im geflügelten Kreis und: in the various representations the king makes his emblem in a great measure conform to the circumstances in which he himself is engaged at the time (G. Rawlinson), indem, wie beim Kwan, die Handlungen des eigenen Geistes die göttliche Eingebung (nach mohamedanischer Auffassung) wiedergeben. Phraortes (med.) oder (pers.) Fravashi (fravardis oder frohars) entspricht als Wahrer oder Schutzgeist (Vaeringiar) dem Aklana, worin sich bei den Eweern die Seele Kia verwandelt. Den von Ducean unter den Fantih gehörten Erzählungen von dem Primavera'bild, who having existed from the beginning of the world) never eats nor drinks and has remained in the infantile state ever, since the world and it, came into existence (s. Wood) liegen ähnliche Vorstellungen zu Grunde, wie sie kindliche Incarnationen der stets verflügten Oduha reguliren, und ein Namensvetter ihres schamanischen Fo oder Samanero oder (sinesisch) Somman (Samanen) findet sich im Summan-Fu, dem individuellen Fetisch der Fantih, während der vom Sofo bediente Boosman die Dörfer schützt, und der Braffoo-Fetisch von Monkasin (s. Craikbank) über das ganze Land waltet. Der vielfach von den Negeren als Gottheit anerkannte Himmel ist ihnen zu hoch und zu fern, um sich um menschliche Angelegenheiten zu kümmern und wenden sie deshalb ihre Verehrung den dämonischen Fetischen zu, deren Schaden abzuwehren ist. Der von kleinasiatischen Piraten geübte Mithradienst, den dann die römischen Legionäre annahmen, war eine Art Teufels-Verschreibung gleich der Passauer Kunst im Mittelalter, indem der allgemein übliche Cultus des Guten seinen Eindruck und seine Wirkung verlor, und man deshalb lieber direct die Huldigung dem Bösen darbrachte, gegen den jener unmächtig schien, zu schützen. Freilich war dieser Cultus schwarzer Zauberei ein gefährlicher und konnte dem Verehrer

Goldküste sind mehr als an einer anderen, die ethnologischen Schichtungen über einander geschoben, da dort der Reiz des edlen Metalles mächtiger die Handelschiffe heranzog, als aus dem Meeresgrunde *) aufsteigende Oannes-Boten in den Augen der Neger.

Als (XI. Jahrhdt.) die nationale Reaction der Lamethni eintrat, zogen (wie die Seglmezza 1056 p. d. erobernden Almoraviden nach Norden) die (mehr und mehr in den Verbindungen mit den Negern der von ihnen eroberten Länder untergehenden) Mandingo unter Abba Manko nach Bambuk und (gründeten durch den Einfluss der bekehrenden Arabuten unterstützt) unter den dort herrschenden Joloff die Dynastie des Siratik (mit der Hegemonie über Satadu und Kondu). Das Negerreich der Freien **) (im Gegensatz zu den Assnanek oder Unterdrückte) kam in Melle zur Geltung und die (bei den portugiesischen Entdeckungen am atlantischen Rande der Sahara gefundenen) Ssenhadja eroberten (1067 p. d.) Ghanata, während die Kanda-Könige in Gogo den Thron Sonray's bestiegen. In Bornu nahm König Ume (1080 p. d.) den Islam an, in Sonrhay (1009 p. d.) Sakassi.

Unter den ihre Stammverbindungen im Westen bis zu den Korankas (die Timmanis bildend) und den Vey (als Vy-Berkoma oder Foy die Eingeborenen des Cap Monte darstellend) an den Grenzen der Mani und Quoja (bis zu den Quaqua) ansbreitenden Mandingos erhoben sich zuerst die krie-

leicht den Hals brechen, gelang es demselben aber durch Muth und Ausdauer zum Ziele zu kommen, so war er fortan gesichert, sein irdisches Leben (über welches zunächst nicht hinausgedacht wird) zu bewahren, denn die feindlichen Mächte, die es bedrohen konnten, waren versöhnt. Aus demselben Grunde wagen es Angekok, Schamanen, Sanga, sich den riskanten Operationen der Wiedergeburt zu unterwerfen, aus denen Pelias nicht wieder hervorkam. Die Prüfungen, die Neger sowohl, wie Indianer in ihren Geheimbünden bestehen müssen, um dem Erdgeist vertraut zu werden, gleichen denen in mithrasischen Höhlen geübt und den elensinischen oder samothraischen Ceremonien, bei denen indess im freieren Geiste der Griechen schon ein Hinblick auf künftiges Leben hinzutrat, nur dass man dieses nicht bei den seligen Olympiern, die in ihren Freuden die Leiden der Menschheit vergassen, sondern bei den näheren Unterweltgottheiten suchte, im Titanschut beiräuscht, wie der persische König (nach Duris) am Feste des Mithras. Der Mithrasdienst wurde später mit dem Cultus der Sonne verknüpft, hatte aber seine Wurzel im persischen Dualismus, weshalb bei dem (wie in den Taurobolien) nöthigen Opfer des heiligen Stieres, Ahriman's Thiere den Schlächter unterstützten, während ihn Ormazd treuer Hund vergeblich anbellt. Untersuchungen über die Bedeutung Mithras' in Vedas und Zendavesta können das Verständniss des Mithrasdienstes der Kaiserzeit direct ebensowenig fördern im ethnologischen Sinne, als wenn ein Chinese zur Erklärung mittelalterlicher Teufelsbeschwörung auf die Vorstellung von Sammael in altsemitischen Religionskreisen zurückgehen wolte. Ein Zusammenhang ist da, aber der Umwege sind gar viele, wogegen die psychologische Wurzel direct zum Anschluss führt.

*) Der Aschantie-König Oppolu liess sich genau die Stelle angeben, wo diese Seeungeheuer ans Land stiegen, um sie als gefährliche melden zu können, und auch Livingstones Makololo wurden vor ihnen gewarnt.

**) Die von den Batoka stammenden Bawe nennen sich (nach Livingstone) Batonga (Freie). Ebenso die Fantie (wenn noch nicht verpfändet), und gleiche Bedeutung hat Afar bei den Danakil. Pictet übersetzt Sos (Hirten) mit Gopa der Hammel (avi) in Aegypten.

gerischen Susus und besetzen (1203 p. d.) Ghapata*), wie 1260 p. d. die Könige von Melle (indem zugleich mit Abd-el-Dzellil † 1220 p. d. eine schwarze Dynastie den Thron Bornu's bestieg). Auch das von den Tuarikh Magarn (XII. Jahrbdt.) gegründete Timbueto**) wurde (XIII. Jahrbdt.) von den Negern Melle's erobert und 1331 p. d. dehnte Manssa Mussa, König von Melle, sein Reich über die (von Beamten unter dem Titel Ferengh oder Fama regierten) Sonrhay aus***), während der Siegeszug der Mandingo unter Amari-Sonko erst an der Mündung des Gambia durch das Meer gehemmt wurde (theils neue Stämme unterwerfend, theils die schon früher gegründeten Mandingostaatn umändernd oder neu befestigend durch den gedrückten Knechtsstand der Ssoninki). In Bornu wurde König Kuneghama von den aus Nordwest einfallenden Sso getödtet (1350 p. d.).

Dies war die höchste Blüthe der Mandingo-Macht, aber im XV. Jahrbdt. wurde das Melle-Reich durch Ssonni-Ali (1464 p. d.) aus Sonray†) gestürzt, obwohl schon bald eine nationale Reaction wieder auftrat, indem mit Mohammed ben Abu-Bakr (Askia oder Sikkia), die fremde Dynastie (libyschen oder koptischen Ursprungs) durch eine einheimische Neger-Dynastie (in Sonrhay ersetzt wurde. Während so, und mehr noch unter den glanzvollen Regierungen (1526 p. d.) des Edrisi (gefolgt von der Ausbreitung des Islam durch Ibrahim Madji, König von Katsena) und Edris Alaoma (dem Besieger der Sso) in Bornu (1603 p. d.), die Reiche der Mande im Osten zerfielen, befestigte sich ihre Macht im Westen, wo in Folge von Thronstreitigkeiten (XV. Jahrbdt.) aus ihrer Mandingo redenden Heimath (Gaboü an den Quellen des Cassamanza), die Djola nach der Mündung des Cassamanza zogen und die Sereres nach Joal. Die eingeborenen Stämme zwischen Rio Nunez und Scherbro erlagen den Zuwanderern, die Bagoes den Susus (an den Quellen des Pongas), die Bullom den (den heidnischen Korankas verwandten) Timmanis (bei Sierra Leone), während die Solimaes (an den Quellen der Rokelle) unter Gesma Fondo siegreiche Kriege mit den Kissi führten (1690 p. d.). Uter Auführung zweier Brüder kamen die Vei (deren Dialect zwischen dem der Mandingo und Kra steht) aus dem Binnenlande Mani nach der Küste im Westen von Liberia. Die aus dem Innern her ge-

*) Die Assuanez oder Wakoro (Marka) waren (nach El-Bekri) die ursprünglichen Bewohner Ghanata's (Bhagena's) Barth führt als Stämme auf: die Kometen, Seisee (Susu), Seasee, Kosma, Berta, Berre, Dukkeru, Seillans, Kagarat, Kunnatat, Djanarat, Fofanat, Darissat. Der Ghana betitelte Berberkönig herrschte über die Berberkolonie Adogost (s. Faidherbe).

**) wurde aber (XIV. Jahrbdt.) wieder von den Tuarigh besetzt, dann von Sonrhay (1492), fiel 1590 in die Hände empörter Neger, darauf der Roma (Söldlinge aus Marokko), wieder unter die Tuarik, und wurde 1826 von den Fulah besetzt, bis die Tuareg diese vertrieben (1844).

***) Die Tekrur, die sich (nach Baker) auch am Atbara finden, oder (nach Faidherbe) die Toucouleuz (der Fulah) beherrschend.

†) Nach Leo sprach das Volk von Melle die Sonrhay-Sprache

zogenen Quoja-berkoma grenzen an die Konde-Quoja, sowie an die Gballas, Hond, Carvas und Folgias. Diese vielfachen Staatsumwälzungen riefen nun noch andere Völkerverschiebungen hervor. Die Kumbasser (Manes) *)

*) Die Manes oder Kumbrier, die Barrenius mit den durch Dapper den Jagas oder Gallas (Ghials oder Jalla und Joloff oder Wualoff) angehöbte Zibbas (Irbler) in Beziehung setzt, verehren Chinapyramiden, in einen hohlen Baum gestellt, und der Got. China (Jina) wird in den von den Jagas bei Cesango (s. Dapper) eroberten Congoländern genannt. Sprachlich werden die Gallas mit den Njam-Njam zusammengestellt. „In den altböhmisches Glossen (b. Hanka) übersetzt nemec das lateinische barbarus. Eben dieses aus Nem, Njem mit der Ableitung -ets gebildete Wort Njemets ist den Wenden besonders Bezeichnung des westlichen Nachbarstammes, der Deutschen, geworden, wie Walah, Wal (ursprünglich wohl ein fremder, oder andeutlich, unverständlich Redender, wie βαρβαρος den Deutschen und wahrscheinlich durch sie, den Wenden besondere Benennung der Römer und ihrer Untergebenen“ (Zeuss). Barbarus hio ego sum, quia non intelligor ulli (Ovid) und bei Aristophanes sind die Vögel vor Erkennen der Sprache βαρβαρος. Walas (Valon oder Voslon) ist von den Cumbry (bei Giraldus) bewohnt (mit Menyw Heu oder Mennor), als heimische von Iain-s, goth. (cumberere und cubara). Die Comanen (Parthi) oder Capchat wurden von den Deutschen Valans (et leur pais Valanie) genannt, oder Valui (Arn. Lab.). Fuerunt Tartari in terra Valcorum paganorum, qui Parthi a quibusdam dicuntur (Heur. Lett.) Wolos (Welcs) war slavischer Hirtengott, (der Wandervölker). Die Wallachen nomadischen Lebens (bei Ann. Comm.) nannten sich selbst Rumunja, (die Gallas Ilm-Orma oder Orin des Woda-Baums). In den Ländern der Bogos wurde durch Gottes Zorn das Riesengeschlecht der Rom vestigt. Die Etymologie könnte ihres eigenen Geistes nach gegen wechselweisen Uebergang von Galla, Gala, Wuala, Vala, Vars, Bars, Barb (Ghisloff) nichts einwenden und hätte (bei dem Uebergang von β und γ in βαρβαρος und sanscrit garbha mit latein. germen und Germanus neben Gallier, wie Arn oder Orm neben Gala), die Möglichkeit ausgehen, wenn andere Collocutionen einträten. Die Lautverschiebung, wie zwischen l u r, die eine systematische Philologie gern in weiterer Umschau betrachtet, wiederholt sich innerhalb derselben in hundert und tausend Einzelfällen, überall wo der Dialect eines Thales von dem des nächsten, ein Flußufer von dem andern (wie bei Lenape und Renape der Delaware, den Kristinaux, als Killistineos oder Kristinaux, unter den Isalokis mit Cherokee u. s. w.) verschieden ist, oder auch nur ein Dorf von dem andern, indem die für jedes eigenthümlichen Idiotismen desto schärfer betont werden, als ein feindlicher Gegensatz der eigenen Nationalität hervorgehoben werden soll (und der Norddeutsche dem Süddeutschen gegenüber um so stärker zischt, oder der Berliner sich auf sein gj absichtlich zu Gute thut). Im Rikpraticákhyia bezeichnet barbarat (βαρβαροί) eine unrichtige Aussprache des R (nach Kuhn). Der Birmane spricht das R des arracanesischen Dialects wie Y. Unter Umständen könnten Gallas Wallachen, diese Wallier sein oder Gallier und Wälsche Barbaren; und dieses für die Brille eines dogmatischen Systems, das nur auf die Oberfläche blickt, wüste Mixtum Compositum, klärt sich rasch und einfach aus der psychologischen Wurzel, die diese Bildungen hervortrieb. Wiewohl man noch Bedenken tragen mag, gemeinsame Urformen (die Klaproth aufzufinden meinte), für die Wortlaute anzunehmen, so ist doch die Verbreitung onomatopoetischer Schöpfungen klar genug, und wenn man überall die ersten Kindesworte Papa und Mama antrifft, warum nicht die im Kindesalter der Völker ähnlich verwandten des Bappels, balbutire, Baba (Mutter), Papa (Vater), Papps (Brot). „Baba ist der erste Laut, den die Kinder stammeln, von Baba beginnt alles Schwätzen und Plaudern“ (s. Grimm). Bappeler (bei Philand), ngator. To babble is to talk confusedly inarticulently (Richardson), und dies gab überall den natürlich nächsten Namen für die unverständlichen Fremdvölker ab (wenn nicht andere Betrachtungen, wie die ihres Raubens, Wanderns u. s. w. überwogen). Die Menschversammlung bildete zunächst la tour de Babel (Babil, babillard, babiller), als noch im Alter des Baby (babe, babush, bablyshly), wie Pictet in Analogie mit dem lithauischen burbuloti (βαρβαροί) balbal, balbalat (Verwirrung) und bulbula auf das arabische barbarat (Zornesgebrüll) bezieht, im Persischen Busbar

Sprache deren frühere Anwesenheit bezeugte, hatte sich die Macht der (durch Bensoy mit den Portugiesen in Berührung kommenden) Joloff in Fouta concentrirt, wo sie 1500 p. d. (nach Ahmed Baba) herrschten, aber mit dem Aufwachsen der Fulbe (XVI. Jahrhdt. p. d.) zerfiel das Reich des Bour-y-Yoloff, und indem sich die Joloff zwischen die Sereres (den weitest versprengten Zweig der Mandingo *) schoben (nur den Sereres von Sine ihre Unabhängigkeit lassend), erlangte der Damel von Cayor die Hegemonie, Bagol (mit Togra) eroberte (1786) bis zur Unabhängigkeit 1845. In Wallo führt der Fürst den Titel Brak, und wenn eine Frau herrscht, wird sie Bour genannt. Der Scheinkaiser, obwohl jetzt ohnmächtig, fährt fort, jährlichen Tribut zu empfangen (in Hikarko). Der (1861) in den von den Engländern verwüsteten Badiku eine Revolution des Islam hervorrufende Fnlah Mahab unterstützte Macadon, den von den Franzosen aus Cayor vertriebenen König, gegen seinen Sohn (Sambu Laobé) in Galnm. Als eine natürliche Folge der Rassentrennungen, die hier in Eroberungen zusammengeführt wurden, hat sich unter den (ausser Takhor, dem gerechten Gott, unter Bäumen Tiourakh den Quell des Gnten verehrenden) Joloff eine Kasten-Eintheilung **) gebildet, der Gnten Joloff (boni homines), Tug (Schmiede), Ondae (Gerber), Moul (Fischer), Gaevell (Musiker), und ähnlich unter den Mandingo die Stände der Könige, Priester, Häuptlinge, Handwerker, Freie, Hanssclaven, Kriegsgefangene, während Raffanel nach Rassen in Futa-toro unterscheidet die eingewanderten Peuls, die gemischten Toucouleurs und die Torodos oder Neger. Neben der Republik der Lebus und Dakar (1790) besteht die der Nones. Von den eingeborenen Stämmen, mit denen sie sich mischten, haben die Eroberer das Institut der Geheimbünde übernommen, in vollster Kraft bei den Quoja, die auch den blutigen Brauch des indischen Meriah-Opfers bewahrten. Der Semo-Orden der Susu hat noch die Priesterweihe einer heiligen Sprache, der Purrah bei den Timmauis ist schon politischer Natur, und der Mumbo-Yumbo in Senegambien zum Popanz herabgesunken.

Die politischen Verhältnisse dieser Negervölker sind gewissermassen auf dem Familienzustande verblieben, die gesellige Einigung der Familie ist noch nicht bis zum Staate fortgeschritten, und unter den Kru sind die im

*) Nach Verdun de la Crene ist die Sprache der Sereres der der Joloff verwandt. Ausser in Baol finden sich die Sereres in Sin und Salum (unter den Joloff), als Republikaner in Ndieghem lebend. Um die eingeschlossenen Seelen der Feinde dem bösen Geist zu weihen, stellen die Sereres Vasen (Canaria) im Walde auf.

**) Die Weber, als von den Griote stammend, sind verachtet. Die von den Mandingo Fürsten wegen preisender Schmelzeleien reich belohnten Barden werden doch (aus den Zauberliedern der alten Priesterdichter) noch mit verdächtigem Auge angesehen, und deshalb in hohen Bäumen begraben, da ihr Körper das Land mit Unfruchtbarkeit schlagen könnte, während man gern die Gebeine von Heiligen oder schützenden Kriegern darin aufnahm. *Τὸς δὲ Μάγους οὐ θάπτουσιν* (Strabo).

fortgeschrittenen Staatsverbände stabil verbleibenden Kastenscheidungen noch direct von den Altersklassen abhängig, sich mit denselben in jeder Generation erneuernd, indem der Senatus der Gnekbade von den Alten, die Sedibo von den Männern und die Kedibo von den Jünglingen gebildet werden, während nur die Degabu oder Priesterärzte sich, der nothwendig einzusammelnden Kenntnisse wegen, selbstständig erhalten. Bei der aus den ungeordneten Verhältnissen folgenden Schwäche der Executiv-Gewalt liegt die Ausübung der Gerichtsbarkeit vielfach in den Händen einer nach Art der mittelalterlichen Vehmgerichte operirenden Vigilance-Committee, deren Boten als in Blätter und Reisig gefüllte Hollepöpel oder Buzibereht (Buttebauw) aus den dunklen Wäldern hervorkommen, wo bei den Timmani der Hoch-Purrah*), bei den Susus der Semo, bei den Bambas ihr gefürchteter Grossmeister, bei den Egbo der Gründer des Ordens**) seinen Sitz hat, wo bei den Mandingoes Munbo-Yumbo haust und bei den Quojah die Tänze des Belli (alle 20 Jahre) von den Knaben (im Paato), das Sandy von den Mädchen (im Nesogge) zur Zeit der Mannbarkeit***) bei der Buschgrossmutter (weirdlady of the woods) erlernt werden. Den socialen Verhältnissen der Negerländer nach ist die Wacht besonders gegen die Sclaven gerichtet, und da das stärkere Geschlecht stets das andere mit in diese einrechnet, auch gegen Franen und deren Kinder, obwohl sich in Süd-Afrika wieder Beispiele finden, wo das weibliche Geschlecht über das männliche dominirt, und auf dem Grenzgebiete sich beide Geschlechter die Waage halten, indem am Gabun dem Nda oder Verbrüderung der Männer, der gleiche Zwecke verfolgende Geheimbund der Franen (Njembe) gegenüber-

*) Die Nengriechen putzen das *πνευροθύρα* (s. Kind) genannte Waisenkind mit Kräutern und Blumen des Feldes vom Kopf bis zu den Füssen aus (wenn zur Zeit der Dürre Regen gewünscht wird). Dodola (Doda) heisst das Mädchen (n. Vek), welches nackt ausgezogen, aber mit Gras, Kräutern und Blumen umwunden wird (s. Grimm). Die begleitenden Mädchen bilden vor jedem Hans einen Reigen. „Dodola steht in der Mitte und tanzt allein“, bis von der hinzutretenden Hausfrau mit Wasser überschüttet (beiden Serben). Bei dem Rem-rem (Lemlem oder Njm-njm) oder Yem-Yem an den Grossen Adamaua's (Gim der Baber) tanzt die Gottheit Dodo während der Dourra-Ernte in den Wäldern und dann werden die thürloeu Rundtempel besucht mit Opfergaben (damit die Gottheit noch länger im Dickicht verweilen und so den Regen zurückhalten möge, der bei ihrem Hervorkommen fallen würde). Die heidnische Gottheit Dodo lassen die späteren Mohamedaner in Danar erschlagen werden.

**) Die Höchovis oder Edlea der Abiponer, die die Namen der Aufgenommenen verändern, sprechen einen entstellten Dialect, der nur ihnen verständlich ist.

***) Nach der im Walde vollendeten Sechu-Ceremonie der Mannbarkeit folgt alle 5—6 Jahre die Ceremonie Boguera, um die inzwischen versammelten Jünglinge für den Eintritt in die Regimenter (Mopato) vorzubereiten, als Molekane oder Kameraden (h. d. Bechuanae). Die Mädchen werden bei den Bogale-Ceremonien im Walde in den Diensten des Hausstandes unterrichtet. Die in Hinterindien und Amerika häufige Abtrennung der Unverheiratheten, fand sich auch in Siwah. Une loi oblige chaque individu dès qu'il a atteint l'âge de puberté, à sortir de la ville (s. Jomard). Der heilsame Schrecken des Egbo-Ordens ermöglicht die Handelsverbindungen im Innern und ebenso ist der Kaufmann geschützt, dem der Purrah-Rote, seine Pfeife blasend, voranschreitet. Die Faky des orakelnden Einsiedler Faky El-Kebir in Damir geben sicheres Geleit

steht. Die alte Verknüpfung der Amazonensage mit Afrika deutet auf diesen Continent als solchem eigenthümliche, Verhältnisse, während im Norden durch die von jenseits der Sahara zugeströmten Einflüsse allmählig das Vorwiegen des männlichen Geschlechtes permanent wurde. Auch das Bundesgericht der Bullamer ist besonders gegen Frauen gerichtet und auf der Insel Pataschin (oberhalb Babta) sah Lander ein Strafhaus für ungehorrsame Frauen.

Lopez setzt das Land der Amazonen jenseits des Monomotapa-Reiches (und jenseits des Monenugi die Giachi oder Agagi)... Zu portugiesischer Zeit dachte Anna de Souza die, den Männern weibliche Beschäftigungen (wie, nach Nymphodorus, in Egypten) zuzuwenden, Frauenstaaten der Königin Gingha oder Tumba Detaba zu erneuern, und Livingstone traf, unter den Balunda, Häuptlinginnen auf dem dortigen Gebiete, sowie Männerknechtschaft bei den Banyai (oder doch weibliche Controle, wie sie, Diodör in Egypten ausgeübt sein lässt). Die bis Sierra Leone (XVI. Jahrhdt.) von Jünglingen Sumbas wurde von der Königin Dumba geführt. Die Geschichte der Zegzeg in Haoussa beginnt mit den Siegen der Fürstin Aninah, und Kambese erneuert das Andenken der Maqueda, dem semitischen Seitenstück zu Myrina der Classicität. Der Einfluss der ashanischen Königsschwester ist in Dahomey auf Frauen-Regimenter gestützt. Die Frauen der Gnaycurus, die Castellan ihre Streitigkeiten durch Faustkämpfe schlichten sah, treiben bis zum 26. Jahre ihre Leibesfrucht künstlich ab, um die Männer im Reiterleben (das, nach Dobrizhoffer, Geburten erschwert begleiten zu können

A. B

(Fortsetzung folgt.)

Studien zur Geschichte der Hausthiere

Von Robert Hartmann.

I. Das Kameel.

(Fortsetzung.)

Der kameelzüchtende Theil Afrika's hat mehrere Dromedarienrassen anzuweisen. In Unter- und im nördlichen Mittel-Aegypten findet sich die von den Arabern daselbst Mohaller genannte Rasse, gross und kräftig gebaut, vollen Leibes, mit dicken Kniegelenken und breiten Schulenballen, mit leicht gekräuseltem Haare bedeckt. Der Höcker dieses Thieres ist durchschnittlich stark entwickelt. Die meist graue Farbe desselben wechselt zuweilen von Hellgrau in Gelblich, Bräunlich und Schwarzlich, selten in Weiss. Diese Rasse ist den westasiatischen, den anatolischen und eräthischen

am nächsten verwandt. Die früher beschriebenen arabischen dagegen reihen sich eher an diejenigen des südlicheren Ostafrika, mit welchem ja die Halbinsel des Propheten so viele organische, der Pflanzen- wie Thierwelt angehörende Formen gemein hat. Die niederägyptischen Mohallete sind zwar sehr tragkräftig, beweisn jedoch nicht so viel Rusticität und Acclimatisationsfähigkeit wie gewisse Dromedare der südlicher gelegenen Landschaften. Kremer führt an, dass das dem syrischen verwandte Kameel jener Gegenden an Grösse und Hochstellung demjenigen der sinaitischen Halbinsel überlegen sei, dass es in Aegypten, trotz der zahlreichen Wasserstrassen, Bewässerungen und Moräste vonkommen gedeihe und eine „ganz gute Rasse“ bilde.^{*)}

Die Rasse wird im südlicheren Mittel- und Oberägypten, je weiter man aufwärts geht, desto schlanker, aber auch niedriger. So findet man es denn in den Wadi-Kenua, Wadi-el-Arab und Wadi-Idrum Nord-Nubien. Die Farbe hält sich hier zwischen Hellgelbgrau, Hellgraubraun und Weisslichgrau. Eine mit dieser sehr übereinstimmende Rasse ist über die Gebiete von Mena, Bogos, Hamasen, über das Barka, und über Beni Aqrit verbreitet; ferner gehört zu ihr der Abäbdehschlag der grossen nubischen Wüste.

Eine noch weit zierlichere Rasse, welche sich zu den grossen Rassen Unterägyptens und Anatoliens ähnlich verhält, wie das kleine Rind Ober-Sablesiens zum mächtigen lauhörnigen Vieh der ungarischen Puszta, findet sich von der Gism-Haifab in Nubien über die Bejdahsteppe, über Taka, das Edbai oder Beschariuland, über Nord-Sennâr, einen Theil von Kordufan, über Dar-Fur^{**)} und Tibbesti^{***)} verbreitet. Diese Rasse ist im Allgemeinen sehr klein, in der Wüste von Batn-el-Hagar, Sukkot, Mahass und Dongolah oftmals auffallend klein, besitzt einen feinen Kopf, mit nur sehr schwach gewölbtem, manchmal sogar fast ganz geradem Nasenrücken, einen dünnen Hals, sehr wenig hervorragenden Höcker, stark eingezogene Weichen, sehr dünne Beine mit feinen Knien, feinen Fesselgelenken und schmalen, nicht groballigen Sohlen. Die Hauptfarbe ist ein in Gelblich, Bräunlich und Grau spielendes Weiss, seltener finden sich dunkle oder melirte Individuen darunter. Diese Rasse ist sehr geügsam, sehr andauernd, besitzt jedoch eine nur geringe Tragkraft, liefert aber, namentlich der Beste dieser Klasse angehörenden Schläge, nämlich der Beschariuschlag, treffliche Reitkameele. Die Beschariu-Dromedare, die durch ihre grosse Rusticität, ihre grosse Fähigkeit, in jedem Districte von südlicherem Klima sich wohlzufinden, ausgezeichnet sind, werden häufig nach Aegypten, Nubien, Sennâr, Kordufan und Dar-Fur eingeführt und daselbst theuer bezahlt. In Aegypten freilich halten die aus Sudän importirten Dromedare nicht sehr

*) Aegypten. Forschungen über Land und Volk. Leipzig 1863. Th. 1. S. 224

**) Nach Erzählung Furiacher Kaufleute

***) Nach Mittheilung R. Barth's.

lange aus, wie dies schon von Haront*) angeführt worden und wie auch ich selbst es zu bestätigen vermag.

Die Butäna, d. h. das von den nomadischen Schukurieh bewohnte, zwischen Athära und blauem Nile sich erstreckende Savannengebiet, besitzt eine nach Munzinger's**) und Graf Krockow's***) Angaben, hohe, schwerfällige, braune, oder schwarze Rasse, deren grosse Leistungsfähigkeit Schweinfurth dem guten Durrahfutter zuschreibt, eine Angabe, die auch für die schwere Rasse der Abu-Rof zutreffen dürfte. Einen wie starken Einfluss ausgiebige Ernährung auf Grösse und Leistungsfähigkeit der Hausthiere auszuüben vermöge, ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz, den sich der Züchter bewusst oder unbewusst zu Nutze macht. Die Bewohner des Schukurieh-Landes sowohl, wie diejenigen Sennär's gebieten über sehr reichliches, verschiedene Saamensorten aufweisendes Durrahfutter, diejenigen Unterägyptens über reichlich Klee, Stroh u. s. w. Der ärmere Fellah des südlichen Ober-Aegyptens und der noch ärmere Berberi der Gism-Halfah dagegen können nur über eine der Verkümmernng anheimfallende Rasse verfügen. Was aus dieser bei besserer Ernährung werden könne, zeigen die Beschartn-Kameele.

Munzinger hebt mit Recht hervor, dass diese Schukurieh-Rasse nur in ihrer Heimath wohl gedeihe. Kameel-Sebech's der Abäbdeh erzählten mir, dass sie die ungemein tragkräftigen Dromedare der Butäna gern für den Waarentransport durch die grosse Wüste zwischen Gorosgo und Abu-Hammed importirten, dass diese Thiere aber selten lange anhielten, vielmehr bald am Gherb, Aussatze (?), sowie namentlich an einer sonst nur im Schukuriehlande vorkommenden Krankheit, dem Ghufar (= Rothlauf, Hautbrand? einem in pathognomischer Beziehung noch dunklen Uebel), zu Grunde gingen.

Eine derjenigen der Schukurieh ganz ähnliche, sehr stämmige Rasse züchtet man bei den nomadischen Ahu-Rof in Sennär. Ich sah bei diesen Thieren stets einen entwickelten, mit zottigen Haarbüscheln besetzten Höcker, dickere Beine und breitere Sohlen, als bei den Beschartn-Dromedaren. Die Farbe war seltener weiss, weit häufiger aber dunkelbraun bis schwärzlich, auch aschgrau und grau-braun. Sie sind sehr leistungsfähig. Die schweren Dromedare gewisser Theile von Kordufän, die Ayun der Danakil†), die Dromedare der Mudaito und östlichen Gala schliessen sich in Bezug auf Körperkonstitution den beiden genannten sennärischen Rassen an. Dar-Fur nimmt viele importirte Dromedare grossen Schlages auf, indem die innerhalb seiner Grenzen heimische, kleine Landrasse nicht stark genug ist, um den, dem Lande so nöthigen, aber ungemein beschwerlichen Karawanenhandel mit

*) L'Egypte sous Mehemet Ali. Paris 1843, I, p. 545.

**) Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1861 S. 575.

***) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. I. S. 454.

†) Burton: First Footsteps in Eastern Afrika. London 1858. p. 74.

Aegypten zu vermissen. Sei es nun Mangel an hinreichendem Geschick in der Wartung dieses Thieres, sei es Mangel an nährendem Futter, welches letztere jedoch kaum annehmbar, die Furer kommen mit ihrer Kameelzucht nicht weit, und auch die Gellabun, Kaufleute, die alle zwei Jahre nach Siut ziehen, nehmen von dort immer noch schwere Thiere, ägyptische oder sudanische, mit zurück.

Das westlichere Afrika hat ebenfalls seine Rassen und Schläge. Man wird aus Alledem ersehen, wie auch das Dromedar, dem man immer die grösste Constanz zuschreiben geneigt gewesen, unter dem Einflusse der menschlichen Cultur eine ausserordentliche Variabilität entfaltet, wie sich auch die Form selbst dieses Hausthieres in eine Menge von Unterformen gliedert.

Hochberühmt in diesen Theilen des Continentes ist die Tibbestizucht, aus der namentlich durchschnittlich schöne, weisliche Reitkameele hervorgehen. Die Rasse ist, wie mir Barth erzählte, ursprünglich zwar nur klein (vergl. S. 233), jedoch auch, wie in begünstigten Distrikten damit angestellte Versuche ergeben haben, grosser Vervollkommnungen fähig.

In Algerien fand M. Wagner unser Thier nur in den südlichen Theilen, in Biled-el-Gerid, Kobla und in den Oasen. Im Norden ist es selten, in der Provinz Constantine fehlt es bis zu einer Entfernung von 20 Stunden von der Küste gänzlich*). Buvry giebt an, dass die Zahl, der in Algerien vorfindlichen Kameele nach amtlicher, „freilich nicht durchweg zuverlässiger“ Angabe etwa 300,000 Stück beträgt**). Derselbe Berichtstatter erfuhr durch Vermittelung des Bureau Arabe zu Biskara, dass die östlich und nördlich von Gebel-Aures bis nach Tunis hin lebenden Nememcha bei einer Kopfzahl von 64,000 und 8000 Zelten an 80,000 Kameele hätten***). M'Carthy berechnet die Zahl der in Algerien gehaltenen Dromedare für den 1. Januar 1855 auf 213,321 Stück, also etwas†) niedriger wie Buvry. Im Allgemeinen sind die Thiere dieses Gebietes von mittlerer Statur und ziemlich hell gefärbt. Ebenso wie dem verzagteren Tibbu ist auch dem kriegerischen Targi das Dromedar ein ganz unentbehrliches Hausthier. Schon früher (S. 75) haben wir kennen gelernt, dass dieses letztere energische Volk, dessen Schlachtruf die Nachkommen der Garamanten schreckt, wie er auch von den Mauerrinnen Timbaktu's wiederhallt, sich ehemals des Rindes bedienen musste, bis ihm im einhöckerigen Kameel ein ungemein werthvolles Geschenk der Natur wurde. Die Tuarik belegen das Dromedar je nach Alter, Geschlecht und Verwendung mit verschiedenen Namen. So heisst nach Duveyrier das Milchkameel Tasaghärt, der Zuechthengst Amâli, das Kameel mit halbwarzem, halbweissem Kopfe Azerghâf. Dies letztere

*) Reisen in die Regentchaft Algier. Leipzig, 1841. III. S. 67.

***) Algerien und seine Zukunft unter französischer Herrschaft. Berlin 1855. S. 186.

***) Relation Djebel-Aurès etc. p. 6.

†) Géographie physique économique et politique e de l'Algérie. Algier 1859, p. 163.

wird als degenerirender Schlag betrachtet. Duveyrier giebt ferner noch Targi-Namen für die neugeborenen bis achtjährigen ♂ und ♀ an. Das Dromedar der Tuarik besitzt im Allgemeinen zierliche Formen, glattes Haar und eine helle, „dem Wüstensande oder den gelblichen Ebenen seiner Heimath entsprechende“ Farbe. Unter den Tuarik-Asgar nennt übrigens der reichste Mann nicht mehr wie etwa 60 Stück sein Eigen. In den letzten neun Jahren (zwischen 1854-1869) sollen nunmehr Trockenheit und dadurch verursachter Weidemangel den Bestand dieser Thiere hier, beim Ahhi-Tadrik, bedeutend vermindert haben. Duveyrier giebt dann noch die Copie eines rohen, schwerlich den ältesten Zeiten angehörenden Kameelbildes unter den von ihm Pl. XXII. veröffentlichten Tefnagh-Inschriften des Wadi-Tanfatin*.

Auch in den Gebieten Senegambiens, besonders aber in den nördlich vom Senegal sich ausbreitenden Steppen des sogenannten Sôhil, ist das Dromedar sehr verbreitet. Namentlich beschäftigen sich die allgemein „Mauren und Araber des Senegal“ genannten, nomadischen (hauptsächlich Berber-) Tribus mit der Zucht desselben, so die Welâd-Delm, die Zurguin, nach Bu-el-Moghdad ein Zweig der Tukena, die Matchuf und Idu-Belal. Der Laptot-Lieutenant Aïun-Sal sah eine von Tadjakants und von Welâd-Allusch gebildete Karawane mit mindestens 3000 zum Verkauf nach Arnân bestimmten Kameelen dahinziehen. Nach maurischen Berichten soll der Scheich von Arnân allein an 2000 dieser Thiere besitzen, wie denn jenes, an der Grenze von Sabara und Sudân gelegenes Emporium überhaupt reich daran ist. Die Barkna beziehen nach Bourrel vorzügliche Kamelle aus Tagant**).

Barth theilte mir mit, dass alle diese Dromedare des nördlichen und centralen Westafrika's mittlerer GröÙe, ziemlich schlanken Baues, weißlicher, nicht so häufig brauner und schwärzlicher Farbe, hart und andauernd seien.

Man unterscheidet im Arabischen den Hengst Fahil von der Stute, Naga, das einjährige Füllen als Howar, das zweijährige als Mefrud, Makhe oder Makhal, das dreijährige als Chudj, das vierjährige als Rabaa, das ♂ vierjährige als Djedal Hat das Weibchen ein Mal geworfen, so heisst dasselbe Bokr, zwei Mal, so heisst es Thanneh.

In Asien und in Afrika wird das Lastkameel vom Reit- oder Laufkameel unterschieden. Der Araber nennt Ersteres schlechtthin El-Djemel (Vergl. S. 76), das Letztere in Syrien Dzefâl, in der ägyptischen Statthalterschaft Hedjin, Plur. Hodjân, Hudjân, in Nordwestafrika Meheri, Plur. Molara. Die Somali nennen das Reitkameel Gal-Adde, die Tuarik Arhelâm, ♀ Tarbelâm, den Walachen Ardjên. Das Lastkameel heisst bei ihnen

*) A. o. S. G. S. 220, 396.

**) Annuaire du Sénégal 1864 an verschiedenen Stellen.

Taonti, häufiger noch Amis, ♀ Talamt, Plur. Imenäs, Walach Indän*). Von den in Aegypten lebenden Eropäern wird nur das Reitkameel: Dromadaire, Dromedario, Dromedary, — Dromedar, das Lastthier dagegen Kameel genannt. Die Bezeichnung Dromedar für das einbucklige Thier überhaupt hat übrigens in der Zoologie nach Linné's Vorgange Bürgerrecht erworben und wird von uns der Kürze wegen beibehalten werden. (Vergl. S. 70.) Die östlichen, südlich bis zum Sabaki helmischen Gala, halten keine zum Reiten, sondern nur zum Tragen dienenden Thiere.**)

Das Lastkameel, obwohl es im Allgemeinen für den Waarentransport bestimmt ist, trägt gelegentlich auch einen oder zwei Reiter, noch ausser seiner Ladung. Maneber ärmere Beduine, Fungi, Gala und Targi bedient sich des Lastkameels sogar sehr häufig zum Reiten, ohne dabei natürlich der auszeichnenden Eigenschaften eines echten Hedjin sich erfreuen zu können. In der Tuariksprache heisst ein solches zum Reiten benutzte Lastkameel Imenäs-wän-terik.***)

Das Lastkameel ist ursprünglich ein von früher Jugend an für seinen Beruf dressirtes Individuum, gleichviel, ob es von Hedjin- oder Lastkameel-Eltern geworfen. Der Orientale erkennt mit richtigem Blick, ob ein Füllen die dazu nöthigen Eigenschaften habe oder nicht. Er bedarf eines möglichst fehlerfreien, gesunden, fein- und leichtgebauten Thieres, dessen schon frühe sich äussernde, lebhaftere Zutraulichkeit die spätere Lenksamkeit gewährleistet. Manche Stämme, namentlich Afrika's, züchten eine besondere Kulturrasse von Reitkameelen, die nur dem bestimmten Zwecke dient. Man sucht die guten Eigenschaften durch sorgfältige Zuchtwahl fortzupflanzen und benutzt die Blutauffrischung durch edle Hengste. Dies soll nach Peney's direkter Mittheilung bei den Sigilah, Mitgenab, Hadendoa und Halonga im Taka allgemein geschehen.

In Senegambien liegt die Hütung der Dromedare den Laratinen oder matriscen Mulatten, sowie den Zenaga's, d. h. den Tributären, seltener auch den Sklaven, ob. Bald nachdem ein Kameel geworfen, bindet man dem Jungen die vier Beine an der Brust zusammen, um es zu guter Zeit an das Stehlegen zu gewöhnen, damit es sich, während es beladen wird, ruhig in knieender Stellung liegend verhalten lerne. Kann es erst eine Last auf dem Rücken dulden, so wird es dazu gebracht, mit einer solchen Bürde aufzustehen und mit derselben im Gleichgewicht zu bleiben. Will man das Füllen entwöhnen, so zieht man ihm einen mit Dörnen besetzten Stift durch die Nase, verbindet auch wohl die Zitzen des Mutterthieres mit einem Linnenstücke.†) Die Syroaraber stechen dem Füllen zum Behuf des Absetzens

*) Duveyrier l. c. p. 465.

***) R. Brenner in Petermann's Mittheilungen, 1863, S. 464.

***) Duveyrier l. c. p. 219.

†) René Caillié: Voyage à Tombouctou, I, p. 95.

einen spitzen, aus dem einen Nasloche herausragenden Holzstift in dem Gaumen, um den Enten aber legen sie einen aus Kameelwolle verfertigten Bentel, Schamle, oder auch eine Holzscheibe.*)

Nach Angabe des Spahi-Lieutenants E. Tissot lassen die senegambischen „Mauren“ das Meherifüllen ein Jahr lang saugen und dasselbe während dieser ganzen Zeit nicht eine Nacht im Freien zubringen, indem sie annehmen, daß sonst der Haarwuchs des Thieres leiden könnte. Vielmehr schläft das Füllen Nachts mitten unter den Kindern im Zelt. (Dies kann man übrigens gelegentlich auch in Nubien und im Sennâr wahrnehmen.) Das Thierchen spielt mit dem jungen Gevölk, wird so von Klein auf an den Menschen gewöhnt, lernt dessen Sprache kennen und seinen schmeichelnden Worten folgen. Ein Jahr alt, wird es zum ersten Male geschoren und heisst alsdann auf Arabisch: „Bn-Ketaa, Vater des Scheermessers.“ Im zweiten Jahre bekommt es den Namen Hegg. Nunmehr wird es der Dressur unterworfen. Es bekommt den Sattel, wird zum Galoppiren, Uebersetzen, Niederknien u. s. w. abgerichtet.**)

Die beste Schule erhalten gegenwärtig nüstreitig die Kavallerie-Hedjân des ägyptischen Suanu.

Ein Reitkameel wird mit dem Sattel oder Machlufa belegt, welcher schräg gegen einander angebrachte Sitzbretter und vorn, auch hinten, Knäufe hat, niemals, wie der Packsattel des Lastkameeles, lose aufliegt, sondern stets mit ein oder zwei Bauchriemen befestigt ist, zuweilen selbst ein Vorder- und Hinterzeug besitzt. Der Zaum, Rosmah, läuft über Ganaschen, Nasenrücken und nicht selten auch noch über die Stirn. Ausserdem wird ein Metallring durch den linken Nasenflügelknorpel gelegt und daran ein dünner, aus Leder gedrehter Leitstrang, Zummâm, befestigt, mittelst dessen sich der feurigste Hedjin bändigen läßt, indem jeder nur leise Ruck am Zummâm dem Thiere lebhafteste Schmerzempfindung bereiten muss. Der syrische Beduine zieht wohl nur einen aus Kameelschwanzhaar, Cbulb, gedrehten Streifen, durch die Nase seines Dzeldl.***) Es geschieht dies freilich nicht, wie Burckhardt anzunehmen scheint, bei brünstigen Hengsten allein, sondern überhaupt bei jedem feinen, auch weiblichen Reitkameele. Derselbe Forscher führt (a. a. O.) an, dass die Syroaraber lieber auf männlichen, als auf weiblichen Kameelen ritten, obwohl die letzteren flüchtiger sein sollten, denn jene. In Nordost-Afrika dagegen ist die Naga, Stute, vorzüglich geschätzt.

Reiche pflegen das Reitzeug ihrer Thiere mit Kanrimuscheln, Glaskorallen, Troddeln, Schnallen und Schellen sehr mannigfaltig zu verzieren. Im Magbreb gewahrt man phantastische, aus Korbgeflecht gearbeitete, von Kauris und Straussfedern strotzende Ziergestelle, von denen ein ganzes

*) Burckhardt: Bemerkungen über Beduinen und Wahaby. Weimar 1831. S. 169.

***) Die Araber des Sahel. II. S. 47, 48.

***) Burckhardt a. a. O. S. 159.

Sortiment in der Pariser Weltausstellung Aufmerksamkeit erregte. Am Schönsten geputzt ist immer der den Machmal oder den heiligen Baldachin von Cairo nach Mekka und von dort zurück tragende Hedjtn, welches ganz besonders geeignete Geschöpf den Vortheil genießt, für die sonstige Zeit seines Daseins faulzen zu dürfen. Ein solches Machmal-Kameel hat W. Hammerschmidt aus Berlin nicht ohne eigene Gefahr sehr hübsch photographirt. Um 373 und 386 n. Chr. G. trugen Dromedare noch andere Heiligthümer, nämlich sie trugen die Götzenbilder der von Theodosius geschlagenen Gothen an die Donau.*)

Der arme Nubier und Sennärier umzäunt sein Thier wohl nur mit einer aus Palmblattfasern oder aus Wollfäden gedrehten Resmah und setzt sich zu Zweien, ja zu Dreien auf den blanken Rücken, selbst im schnellsten Trott seines Thieres in bewundernswerther Weise das Gleichgewicht haltend. Ja der kühne Beduine Sudan's verschmäh't zuweilen selbst zur Jagd auf Strausse, Giraffen, grosse Antilopen n. s. w. die Machlufa und stürzt tollen Galoppes, mit den Beinen wie ein Kunstreiter auf dem Hocker des Hedjtn sich anschmiegend, Speer oder Schwert in der Faust, hinter dem tüchtigen Wilde einher.

Begüterte Personen führen übrigens Unterlegdecken aus lang- und feinvolligem Schaffelle, Löwen- oder Leopardenhaut, Wollgewebe, Teppichstoff, ferner gestreifte wollene Quersäcke, Churdj, auf dem Sattel ihres Hedjtn. Zur Reise werden gewöhnlich die Zemzemeh oder die lederne Wasserflasche, eine Girbe oder ein Reserve-Wasserschlauch, etliche kleine Ledersäcke zur Aufnahme von Proviant, Analeptics, Kleidern, die Waffen und etwas Munition, aufgepackt. Aber es darf niemals zu viel sein, denn das Reitkameel versagt bei nur irgend schwerer Beladung den Dienst.

Nach Guarmani geht man im Nedjed für ein Reitkameel 50—100 Megidi-Thaler; in Aegypten und Nubien werden für ein gutes Beschari wohl 400—500 Megidi-Thaler bezahlt. Ersterer Gewährsmann erzählt uns, ein guter Araber dürfe nicht zu alt sein; ein in der vollen Kraft befindliches, edles Reitkameel gebe keinen Laut von sich und könne sich deshalb Nachts nicht dem Feinde verrathen.**) Auch mir ist übrigens die stumme Ergebenheit aufgefallen, mit welcher ein dem schönsten Bescharisblage angehöriger Hedjtn, ein Geschenk des Gouverneurs Hasan-Bey von Sennär, seinen Dienst verrichtete, gegenüber dem unerträglich lauten, ungemüthlichen Gebahren gewöhnlicher Lastkameele.

Die Leistungsfähigkeit guter Reitkameele, die zwar selbst im schärfsten Galopp an Schnelligkeit einem tüchtigen Vollblutrenner nicht gleichkommen, an Ausdauer, an consequenter Einhaltung einer mässig schnellen Gangart aber jedes Pferd übertreffen, ist zwar vielfach übertrieben worden, aber hei

*) Columna Constantinopoli ab Arcadio Imperatore erecta in qua sculpta Theodosii gesta Edit. Giffort. T. II. und IX. Abgebildet sind einhöckerige Kameele.

**) Il Neged. Jerusalemme 1864. p. XVI.

allem bewundernswürdig genug. Leo Africanus, der in Bezug auf die Thiere sich etwas sehr zu den Hyperbeln versteigt, meint, die afrikanischen könnten in einem Tage 100 und mehr Meilen zurücklegen und so, bei wenigem Futter, acht bis zehn Tage aushalten*) Die von Alexander nach Ecbatana zur Ermordung Parmenio's entsandten Leute sollen nach Strabo die 30 bis 40 Tage in Anspruch nehmende Reise dorthin auf Dromedaren (*ἐπὶ δραμάδων καμήλων*) in 11 Tagen abgemacht haben.**) Diodor erwähnt, dass das Reitkameel in Medien (300 v. Chr.) täglich etwa 1500 Stadien zurücklegen könne,***) Wetzstein fügt hinzu, dass hierbei wohl ein Wechsel der Stationen anzunehmen sei. Dieser Forscher bestimmt den durchschnittlichen Tageweg eines Dzedel zu 15 Stunden. Nach Merdasi betrug der Berid, die Poststation (in Nordarabien) für einen Dzedelcourier 12, für den Pferdecourier nur 6 Mil oder arabische Meilen (56½ auf einen Grad des Aequator).†) Pallme führt an, dass die Couriere aus Kordufan den weiten Weg bis Cairo in 28 Tagen durchmässen.††) R. Pococke berechnete die grösste Distanz, welche ein Hedjin in einem Tage zurückzulegen vermöchte, auf 100 englische Meilen.†††) Clapperton und Denham begegneten bei dem zwischen der Oase Bilma und dem Zadsce gelegenen Aghadem zweien Courieren, welche in der Stunde etwa 6 englische Meilen durchritten. Sie behaupteten, für die Strecke zwischen Aghadem und Murak nur 30 Tage nöthig zu haben,*†) Ein ungenannter Verfasser führt im „Auslande“, Jahrgang 1866 No. 35, an: der ägyptische Hedjin könne in einer Stunde 8—10 englische Meilen durchlaufen. Mir berechnete man die Leistungsfähigkeit eines solchen Thieres zu durchschnittlich 3 Malagat, Meilen d. h. — etwa 9 englischen, für eine Stunde. Bekannte von mir haben im Sennâr einen Weg von dreissig Stunden in 10—11 gemacht und zwar auf Individuen von nur mittelmässiger Güte und in andauernd-gemässigtem Gange. Die von Obêl in Kordufan und von Sennâr-Khartum nach Cairo gehenden Couriere nehmen übrigens unterwegs Relais, wechseln auch gelegentlich in der Person.

Man hat zu wiederholten Malen Versuche gemacht, die Dromedare als Reitthiere für Cavallerie zu verwenden. Nach Diodor XIX, 37, trugen diejenigen der Araber Bogenschützen, deren einer nach vorn, deren anderer nach hinten gewendet sass. Die Römer hatten schon unter Lucullus im mithridatischen Kriege Dromedarreiterei zu bekämpfen. Bekannt sind die Zembarektschi's oder die leichte reitende Dromedartillerie der Perser

*) Lib. IX, p. 291.

***) XV, 2.

****) XIX, 37.

†) Zeitschr. f. allgem. Erdkunde. N. Folge, Bd. XVII, S. 410 u. Ann. Mag.

††) Beschreibung von Kordufan u. s. w. S. 141.

†††) Description of the East. London 1743—45. I, p. 207.

*) Narrative of travels in Northern and Central Africa etc. London 1826, p. 33.

bei welcher der Mann eine Art am Sattel befestigter Drehbasse bedient und theils beim Aufrechtstehen, theils im Liegen des Thieres abfeuert. Napoleon I. hatte während der Occupation Aegyptens hier eine europäische, mit phantastischer Husarenuniform bekleidete Dromedarkavallerie eingerichtet, mit welcher später eine ähnliche, von Sir Ralph Abercromby, dem englischen Besieger Menou's, geschaffene Truppe concurrirte. Was aus der Seapox-Dromedarreiterei der Engländer in Indien und aus der unter dem Herzoge von Aumale in Algerien von den Franzosen (in den 1840er Jahren) organisirten geworden, ist mir unbekannt geblieben. Leider habe ich mir eine z. Th. auch hierauf bezügliche Schrift des General Carbuscia nicht zu verschaffen vermocht.*) Die im Jahre 1860 von den Aegyptern für den Sudän organisirte, mit Arabern besetzte Dromedarkavallerie, Basehi-Bosuk-Hedjän genannt, scheint noch jetzt zu existiren. Diese ist auf Beschärin beritten, mit Gewehr, Pistolen und Säbel oder Yataghan bewaffnet, leicht gepackt und zeigte sich 1860 bereits ganz gut gedrillt. Einen interessanten Eindruck machte das Herantraben dieser Reiter, das Stehen ihrer Hedjän im Feuer, deren schnelles Niederknien und Wiederaufstehen u. s. w. Der ehemalige Honved-Lieutenant Szabo, 1866 Adjutant der zu Neisse formirten ungarischen Legion, rühmte ebenfalls die von ihm mit eigenen Augen beobachteten Exerzitionen dieser für Nubien höchst erspriesslichen Truppe, sowie der zum Geschütztransport nach Sennâr benutzten Dromedare.

Kameele sind bekanntlich Passgänger. Ein gut gezogener Hedjän geht einen leichten Schritt, einen angenehmen, sehr fördernden Trott und einen scharfen Galopp. Dies Geschöpf zeigt sich niemals so intelligent, so lenksam, wie ein Pferd, behält gewisse Eigenthümlichkeiten, verdient aber auch den ihm so häufig gemachten Vorwurf der Stupidität und unbändigen Störrigkeit nicht. Ich selbst habe nicht wenige höchst willige, sanfte und zutrauliche Exemplare beobachtet, sie selbst wochenlang geritten. Leider versteht es der reisende Europäer nur zu selten, mit diesem edlen Wiederkäuer richtig umzugehen, klimatische Einflüsse erregen in ihm leicht jene nervöse Berserkerwuth, die sich sowohl am harmlosen Vieh, wie auch am gutartigsten Eingeborenen in oft höchst sonderbarer, z. Th. lächerlicher, z. Th. verächtlicher Weise Luft macht. Solche Wüthige können auch den bestdressirten Hedjän binnen kurzer Zeit gänzlich verderben, denn dieses Thier ist ebenso empfänglich für gute, wie auch empfindlich gegen schlechte Behandlung. Barth hat mit vollem Recht die Brutalität europäischer Reisender gegen die Kameele getadelt, die Fehler von Leuten, welche das Kameel durch eigene dumme Behandlung erst dumm machten. Er denkt lebhaft der Dienste seines treuen Bu-Ssaefi, „welcher ihn selbst oder das Schwerste und Werthvollste seiner Habe“, den langen Weg von Tripoli über Katsena und Kano bis Kuka gebracht.**) Der berühmte

*) Du Dromadaire comme bête de somme et comme animal de guerre. Paris 1858.

***) Reisen u. s. w. Band II, S. 232.

Reisende flücht noch hinzu, dass nur wenige energische Europäer, für längere Zeit wenigstens, in das Reiten mit dem Dromedar sich schicken möchten.*) Ganz ähnlich spricht sich — und ich stimme Alledem bei, Gonpil Fesquet aus.**)

Das grosse Geheimniss der Asiaten und Afrikaner in geschickter Behandlung des Kameeles sowohl, wie auch noch anderer Thiere, der Hunde, Pferde, Reitochsen u. s. w., besteht einfach darin, dass sie solche Geschöpfe mit besonderer Liebe und Geduld zu pflegen wissen, sie mehr wie ihre Hausgenossen behandeln, das geringe Seelenleben derselben zu veredeln verstehen.

Die orientalischen Dichtungen sind voll des Lobes über das einen so vielseitigen Nutzen gewährende Kameel, so z. B. beginnen die Poeten der meisten grösseren, von Wetzstein gesammelten, syrischen Nomadengedichte mit der Verherrlichung des Dzelzl. Kremer giebt die Uebersetzung einer höchst treffenden Lobpreisung des Kameeles aus dem ersten Gedicht des alten Nomadenpoeten Alkamet-Ibn-Abdeh (545 n. Chr.***).

Die Leistungsfähigkeit eines Lastkameeles im Tragen von Gepäck ist je nach den Rassen und Schlägen sehr verschieden. Russell taxirt dieselbe bei türkmanischen Dromedaren, wie schon auf S. 77 bemerkt worden, zu 160 Artal†), das arabische soll nach diesem Gewährsmann nur etwa 520 Pfund, auf beiden Seiten, tragen. Ehe noch die Eisenbahn von Cairo nach Snez führte, mussten die für den Commertz des rothen Meeres bestimmten Waaren auf dem Rücken solcher Thiere durch die Wüste nach der Rhede geschafft werden. Ein Dromedar der Mohalletrasse pflegt von Cairo bis Bulak, d. h. etwa eine Stunde weit, 1200 Artal, bis Snez wohl 500 Artal, auf weitere Strecken bis Agaba und nach dem Sinai 400 Artal zu schleppen. Kremer giebt die Tragfähigkeit eines ägyptischen Dromedars zu 2—3½ Kantar (Centner), für kurze Strecken auch darüber (A. a. O., 231) an. Ein Gewährsmann sah diese Thiere nicht selten vier Ballen Baumwolle zu je 300 bis 380 Pfund tragen.††) Die Ababde-Dromedare müssen auf dem Marsche durch die zwischen den Nilkrümmungen befindliche Wüste Atmur, sieben bis neun Tage lang, 300—400 Artal schaffen. Natürlich wird Nachts einige Stunden gerastet. Ein Lastthier der Abu-Rof und Danakil trägt ebenfalls 300—400 Artal auf weitere Strecken, letztere z. B. zwischen Tagurri und den Stationen der Schoaner im Argoba-Gebiet, nach Aosa, von Sela und Berbera nach Härär u. s. w.

Im Timbuctu-Gebiete tragen sie nach Caillié je 500 Pfund. Die Last wird auf einen rohen Packsattel, Schedad, Rawfeh, ein Holzgestell, das in

*) Das. II, S. 4.

***) Voyage d'Horace Vernet en Orient. Paris 1840, p. 87.

****) A. a. O. S. 225.

†) Vergl. S. 77 dieser Zeitschr., Anm. 4.

††) Ausland 1866, No. 35.

Aegypten mit groben Häckselpolstern, im Sudan aber mit durch Samen-
 haare der *Calotropis procera* ausgefüllten Kissen, in der Adali-Steppe mit
 Stücken Palmblattmatten und kissenförmig zusammengerollten Decken belegt
 wird, ohne Bauchgurt geladen. Die gleichmäßig vertheilte Bagage wird
 mit Seilen, Ferrad, geschnürt und hält sich sammt dem Sattel selber im
 Gleichgewicht. Das Thier geht seinen bedächtigen, aber durch weitaus-
 greifenden Schritt sehr fördernden Pass. Statt des Zaumes wird ein Strick
 um Hals und Nase gewöhungen. In manchen Gegenden, z. B. in Aegypten,
 Unternubien und in der östlichen Sahara, lässt man sie, eins an das andere
 gebunden, in langer Reihe hintereinander gehen, in Ober-Nubien, Sennâr,
 am Timbuktu (Caillié l. c.) aber wild durcheinander laufen, welche letzt-
 genannte Manier der Ladung oftmals grossen Schaden verursacht.

Will man ein solches Thier zum Niederlegen bringen, so fasst man es
 kurzweg an der Nase oder am Halfter und zwingt es unter Ausstossung
 wiederholter, scharf aspirirter Lante, sowie ermunternder Zurufe zum Nieder-
 knien, welches, wie das ebenfalls auf Befehl erfolgende Aufstehen mit der
 Last selten oder niemals ohne klägliches Brüllen, Gurgeln oder Fauchten
 abgeht. Einmal in Gang gebracht, bewegt sich die Gesellschaft bedächtig
 aber wacker fürbass schreitend, dahin, weicht ungern von der Strasse ab
 und nascht gelegentlich von den sich unterwegs zeigenden Büschen und
 Kräutern. Auch dieses sonst so geduldige Geschöpf scheut leicht einmal,
 rennt, sobald ihm dergleichen passirt, wie toll in's Weite, Sattel und Ge-
 päck gefährdend. Bei dem schwanken Gange dieser ehrsam, ihre Bürde
 mit vieler Mühe aequilibrirenden Wiederkärer ist ein noch oben aufsitzen-
 der Reiter in keiner angenehmen Lage, derselbe schankelt mit jedem
 Schritt des Thieres hin und her, bekommt auch leicht Muskelschmerz und
 Uebelkeit.

Ein überladenes Dromedar widerstrebt dem Befehl seines Treibers und
 es erliegt, wenn es, hartherzig genug, gezwungen wird, weiter zu gehen,
 sehr bald seinen Beschwerden.

Carmichael, welcher im Jahre 1751 über Aleppo nach Basrah gegangen,
 hat, unter Benutzung seiner Taschenuhr, die Male gezählt, welche ein
 Dromedar in einer vollen Stunde seinen Fuss gehoben und hat gefunden, dass
 das Thier binnen einer Stunde 2212 Schritte vollführt. Um nun die aus
 dem gelegentlichen Fressen des Thieres mitten im Marsch sich ergebende
 Fehlerquelle möglichst auszugleichen, hat Carmichael zu Zeiten, in denen
 ihm die grössten Unordnungen stattzufinden schienen, die Schritte 20 Stunden
 lang gezählt und 44004 Schritte herausbekommen. Theilt man diese Summe
 der Schritte durch 20 als Anzahl der in Beobachtung gezogenen Stunden,
 so erhält man (für ebenes Terrain, geraden Weg) auf den Tag etwa
 2200 Schritte. Carmichael hat ferner einige hundert Kameelfahrten im Sande
 mit Bindfaden ausgemessen; dieselben waren gewöhnlich $5\frac{1}{2}$ Fuss lang.
 Wenn der Berichterstatter zehn oder hundert Fahrten nach einer geraden

Linie aneinandermass, so war diese gerade Linie nur fünf Fuss und vier Zoll lang. Der Abstand zwischen Aleppo und Basrah beträgt etwa 750 Meilen, 334 Stunden und fünf Minuten auf dem Wege. Russell fügt hinzu, dass die trefflichen, zwischen türkmanischen und arabischen Dromedaren erhaltenen Bastarde mit ihrer Ladung in einer Stunde zweieinhalb Meilen, wenn getrieben aber noch mehr, zurücklegen könnten.*)

Das Dromedar bewegt sich am leichtesten auf ebenem, sandig-kiesigem Terrain fort, dem lose liegende Geschiebe noch etwas mehr Festigkeit gewähren. Tiefer, lockerer, leicht verwehbarer Sand ist ihm zuwider. Auf nassem, schlüpfrigem Boden gleitet es aus, bekommt hier auch leicht Ballensprünge. Selbst Berge sind ihm nicht unzugänglich, es windet sich mit schwerer Last geschickt über die steilsten Pfade, sobald es nur noch irgendwo zu fassen vermag. Freilich sah ich solche Thiere auf nackten, spiegelglatten, in der Sonne wie polirt erscheinenden Felsen nubischer Wüstenstriche unsicher werden und häufig glitschen, wogegen sie auf demselben, aber verwitternden, rauhe Flächen darbietenden Gestein dieser Gegenden ohne Mühe zu klettern vermochten.

Flüsse hindern seinen Pfad nicht, es schwimmt geschickt hindurch und kämpft selbst gegen eine kräftige Strömung erfolgreich an. Der keilförmig zulaufende Rücken und der lange Hals, sowie der oberher seitlich comprimirte Rumpf kommen ihm dabei zu statten.

Es existiren schon alte Erzählungen von der ganz ausserordentlichen Fähigkeit des Dromedars, den Durst ertragen zu können. — Leo Africanus übertreibt, indem er behauptet, ein solches Thier vermöge 15 Tage lang ohne Wasser auszuhalten**). Der gemeine Araber fügt in dieser Hinsicht gerade ebenso unverständlich, wie der gemeine Schwarze, versteht auch ganz extreme Fälle von der gewöhnlichen Regel nicht zu trennen. Verständigere und gelehrtere Eingeborene, und deren trifft man, wenigstens in Nordost-Afrika, immer noch eine gewisse Zahl, verwerten die übertriebenen Darstellungen und geben an, dass ein durch öde Wüsten angestrengt marschirendes Lastkameel ohne ernste Gefährdung ungetränkt nicht mehr denn vier Tage lang auszuharren vermöge. Schon Aristoteles *ἱστορίαι ζωολογικαὶ* VIII, 10, giebt an, dass das Dromedar vier Tage lang ohne Wasser aushalte. Plinius bemerkt VIII, 18. 26. „das Kameel sanfte viel Wasser im Vorrath für die Zukunft einzunehmen.***)

*) Naturgeschichte von Aleppo. II S. 27. 30

***) Lib IX, p. 201.

***) Plinius (X. Cap. 73 od 201) sagt, dass die „räuberischen Gaetuler (in Mauritania den Durst in der Wüste deshalb ertragen, weil sie im Körper des Oryx (*Ant. leucoryx*) Blasen mit einer gesunden Feuchtigkeit finden“ Es ist diese Stelle schwerlich auf das Kameel zu beziehen, sondern wohl eher auf die Gallenblase des Oryx, deren frischer, kräftig-stomachischer Inhalt, wie überhaupt Säugethiergalle, bei Nomaden sehr beliebt ist.

Nach Russell's Darstellung hatten die arabischer Rasse angehörenden Dromedare einer Basrah-Karawane 75 Tage lang (?) ohne Wasser zugebraucht, es hatten aber auch die Eingeborenen sich eines ähnlichen Falles nicht zu erinnern vermocht. Zwischen Basrah und Aleppo gingen sie sonst in vier Tagen, ohne dann wenigstens zu saufen. Höchstens zuweilen, wenn sie wegen einheimischer Fehden zwischen den Arabern vom gewöhnlichen Wege abzuweichen gezwungen waren, blieben sie 6—7 Tage ohne getränkt zu werden.*) Suttum, Schech der Boraidj (Schammar-Araber), versicherte Layard, dass in den Frühlingsmonaten bei guter Weide die seinem Stamme angehörenden Kameele zwei Monate lang gar nicht getränkt zu werden brachten.**) Daran mag insofern etwas Wahres sein, als die Thiere in solcher Zeit viel saftige Kräuter fressen, die ihnen das directe Saufen***) einigermaßen ersetzen. Trotzdem erscheint mir die Zeitdauer von zwei Monaten noch zu übertrieben. Nach den von mir eingezogenen Nachrichten dürften denn doch 12—14 Tage das Aeusserste sein, währenddess, in ganz seltenen Fällen, ein Dromedar ohne Wasser zu existiren vermöchte. Gänzlicher Wassermangel schadet diesen Thieren auf der Reise nur zu sehr, sie werden davon matt, stolpern und fallen leicht, letzteres meist, ohne wieder aufzustehen. Wittern sie, und das kann auf stundenweite Entfernung stattfinden, einen Brunnen, Teich, Fluss u. s. w., so schnuppern sie fortwährend, werden, noch so müde, wieder munter und gehen freudig der Labung entgegen.†) Sie saufen dann nicht selten so stark auf einmal, dass sie danach krank werden und sterben.

Im ersten Magen oder Pansen und im zweiten oder Netzmagen des Dromedars hält sich durch eine Zeit lang eingenommenes Wasser, ohne vollständig resorbirt zu werden. Die Schleimhaut des Pansen besitzt eine rechte und eine linke Gruppe von pentagonalen oder hexagonalen Abkammerungen, mit von Schleimhautfalten gebildeten Seitenwänden, die mit sehr vielen warzenartigen Fortsätzen besetzt sind. Diese Zellen oder Kammern werden durch niedrigere, gleichfalls dicht mit Würzchen besetzte Falten in kleinere, sekundäre Abtheilungen getheilt. Auch der Netzmagen des Thieres besitzt dergleichen Gebilde; wie sich ihrer ganz ähnliche auch im Netzmagen der übrigen Wiederkäuer vorfinden. Das Substrat der die Zellen begrenzenden Schleimhautfalten enthält, nahe den Rändern, Muskelbündel eingebettet, welche wie Schliessmuskeln, Sphincteren, zu wirken scheinen.††)

*) Naturgeschichte von Aleppo. II, S. 34.

**) I. Reise, p. 259.

***) Bei solcher Nahrung existiren auch Wildesel und Antilopen lange, ohne saufen zu müssen.

†) Dies habe ich am Nil in Dongolah zweimal, in der Bejdahsteppe bei Omm-Durman einmal, selbst erlebt.

††) Everard Home: Lectures on comparative anatomy. London 1814—1821. Vol. II. Tab. XXIII, Pansen von Innen, Tab. XXIV, Gesamtansicht des Magens, Tab. XXV, entblößte Muskulatur desselben.

Daubenton betrachtet nun namentlich die linke Zellgruppe des Pansens als ein Wasserreservoir.*) Die muskulösen Elemente der Zellwände sind auch von G. Cuvier's Mitarbeiter Laurillard gesehen worden.**)

Nun enthalten zwar die Zellen des Netzmagens der Wiederkäuër überhaupt immer eine gewisse, wenn auch nur geringe Wassermenge, welche für die Wiederkäuung insofern von Bedeutung, als sie die im Magen befindlichen Nahrungsstoffe durchtränkt und schlüpfrig erhält. So geschieht es auch wohl mit dem Wasser des Dromedarmagens. Dieses übt hier auf langen Märschen³ durch brennende Wüste eine sehr wohlthätige Aktion, wie solche für das Leben gerade unseres Thieres von ganz besonderer Bedeutung sein muss.

Das in den Magenabtheilungen des Dromedars sich erhaltende Wasser wird wohl durch die sphincterartige Muskulatur vor der steten unmittelbaren Berührung mit dem Futterbrei und den Absonderungs-Produkten der Magendrüsen gesichert, mischt sich aber dennoch zufällig mit solchen Theilen und natürlich dann am meisten, wenn Cadaver und Magen aufgeschnitten werden. Man hat vielfach erzählt, dass dieser kleine feuchte Vorrath von verdurstenden Wüstenreisenden als letztes Rettungsmittel getrunken werde. Es soll dieses in der That geschehen sein, so z. B. nach der Erzählung Bedawi's von Seiten der Krieger Mohammed's auf ihrem Zuge gegen die Griechen von Tabuk***), ferner von Seiten eines Osmanen und seines Abbadi-Begleiters in der grossen nubischen Wüste in neuerer Zeit†) Die historische Wahrheit dieser beiden Angaben lässt sich freilich nicht verbürgen. Jene warme, übelriechende, Pflanzentheile, Epithelzellen, Schleimkörperchen u. s. w. enthaltende Feuchtigkeit könnte übrigens selbst im verzweifeltsten Stadium des Verdurstens kaum eine auch nur vorübergehende Linderung gewähren. Vámbéry sagt, „die Fabel, dass die Kameele in ihrem Doppelmagen (d. h. in ihren beiden vordersten Magenabtheilungen) das Wasser rein und kühl aufbewahren, und dass die vom Durst gequälten Reisenden dasselbe im äussersten Falle gebrauchen, ist hier (in Mittelasien) ganz unbekannt und meine betreffenden Fragen haben bei den Nomaden nur Lachen erregt.††) Ein eben nicht geistreicher Commentar zu des wackeren Aliun-Sal Reise tischt uns gar die Wundermähr auf, dass die Mauren, wenn sie eine weitere Reise vorhätten, einer Anzahl vorher zur Opferung bestimmter Dromedare erst die Zungen ausschnitten, um sie dadurch am

*) Home schreibt l. c. vol. II. p. 165: „a provision of water as a supply when traversing the deserts“ und p. 168: „the anterior cells of the first cavity were capable of containing one quart of when poured into them.“ „The posterior cells three quarts“ etc.

***) Leçons d'anatomie comparée. III édit. T. II. p. 228.

***) Gibbon Decline of the Roman Empire. V. p. 245.

†) Hartmann: Reise des Freiherrn A. von Barmin in Nord-Ost-Afrika. Berlin 1863. S. 184 nach Erzählung des Kawassen Abdallah-Agha.

††) Skizzen aus Mittelasien. Leipzig 1868, S. 198.

Wiederkänen zu hindern. Stelle sich unterwegs Wassermangel ein, so würden die betreffenden Verstümmelten getödtet und würde das in ihrem Magen in Reserve befindliche Wasser getrunken.*) In welchen Dingen wird doch wohl mehr gefaselt, als in Schilderungen des Lebens der Thiere?

Da wo das Dromedar in der Wüste nur etwas Vegetation, mag diese auch noch so dürr und hölzig sein, vorfindet, da vermag es auch ziemlich lange ohne regelmässige Fütterung auszudauern. In Asien sind es Disteln, *Astragalus* u. s. w., in Afrika *Aerua*, *Pulicaria*, *Artemisia*, *Acanthodium*, *Zygophyllum*, *Crozophora*, *Vahlia*, *Bnnias*, *Chrysocoma*, *Ephedra*, *Nitraria*, *Hedysarum*, *Spartium*, *Cyperus*, *Poa*, *Andropogon*, *Saccharum* und noch viele andere Pflanzen, namentlich aber Gramineen, welche unterwegs abgeweidet werden. Einige dieser Gewächse werden von den Nomaden als Lieblingsfressen noch besonders hervorgehoben, z. B. in Syrien Ghürhäd***) (*Nitraria tridentata*), in Aegypten und Nubien Tagarde (*Pulicaria undulata*), Sena-mekka (*Cassia acutifolia*), Agul (*Hedysarum Albagi*) u. s. w. Ausserordentlich liebt es die an manchen wüsteren Strichen wildwachsenden Batirh oder Wasser-Melonen. Seinem mit harter, warziger Haut besetzten Gaumen schaden die langen, starrenden Dornen der Akazien nicht, deren Zweige es ebenso gern zerkaut, wie diejenigen der Sodaheu, Cadaben, Balaniten, Grewien, Combreten, Zizyphen u. s. w.

Burkhardt bemerkt, die Araber des Hedjas reisten nur Nachts, um ihren Thieren Zeit zur Fütterung zu lassen, da diese nie bei Nacht frassen.***) Ich kann dagegen versichern, dass man in Nubien die auf der Reise befindlichen Dromedare je nach Umständen täglich ein bis zwei Mal füttert, dass man sie aber auch Nachts, in sicheren Gegenden in der Nähe des Lagerplatzes, auf die Weide lässt, wobei man ihnen, um zu weites Fortlaufen zu hindern, gewöhnlich den einen vorderen Unterschenkel an den betreffenden Oberschenkel durch einen Strick, Ogal; festbindet. Ich habe auf nächtlichen Jagdstreifereien unsere Dromedare selbst bei solchen Weidegängen beobachtet.

Vor Antritt einer grösseren Reise geben die syrischen und türkmanischen Banern ihren Dromedaren Abends einen Maabak, d. h. Nudel, bereitet aus Gerstenmehl und Wasser†), die ägyptischen geben eine Kirsenneh oder aus Kleien ††) bereitete Nudel. Diese Art Mästung soll die genügsamen Geschöpfe für kommende Entbehrungen stärken. Im nordöstlichen Afrika

*) *Annuaire du Sénégal*. 1864, p. 180, Anm.

**) *The Natural History Review*. London 1865, p. 443

***) *Reisen zu Arabien* u. s. w. S. 89.

†) Burkhardt *Beduinen* u. s. w. S. 160.

††) *Kremer a. o. u. O I*, S. 230.

reicht man ihnen alle drei bis vier Tage und, wenn es angeht, noch Stier, regelrechtes Futter, bestehend in Betsim oder Klee (*Trifolium alexandrinum*), Kraut von Termis (*Lupinus termis*), von Lubie (*Dolichos lubia*), in Dur-Fur auch die Schalen der Erdnuss (*Arachis hypogaea*), Halfagras (*Poa cynosuroides*), Stroh von Scheir oder Gerste, Gasch oder Gassab (*Sorghumstroh*), Esch oder Durrah (*Sorghumsamen*) in verschiedenen Varietäten, seltener Durrah-schami, d. i. Mais, Datteln und Bohnen.

Wie alle Wiederkäuer liebt das Dromedar ungemein Salz, es leckt daher nicht allein die nitrösen Efflorescenzen der Wüste auf, sondern schlürft auch gern salzhaltige Wasser. Russell sah dergleichen Thiere bei Skenderne über einen Bach frischen Wassers setzen, nach dem Meere laufen, knietief in's Wasser gehen und von der Salzfluth saufen.*) Ich selbst bemerkte im November 1859, wie Dromedare gierig vom Brackwasser des mehr salzigen Theiles des Marcotis-Sees tranken, sowie andere, welche am alten Hafen, unfern der Cleopatranadel, mit Meerwasser frisch getüllte Tonnas beleckten. Sogar die an kohlensauerem Kali reiche Asche verbrannter Reiser von Todub (*Sodada decidua*) sah ich sie in der Bejudasteppes aufschnoppere. Verständige Dromedarzüchter aus ägyptischen Afrika geben gelegentlich etwas Salz, z. B. das über Koseres nach Nubien gelangende, abyssinische Blocksalz, Schau. Gänzlicher Salz-mangel erzeugt bei den Thieren nach Angabe des Anführers der Busehi-Boank-Hedjan zu Dongolah, Chalil-Agha, eine Krankheit, die ich ihren Symptomen nach wohl der Locksucht unserer Rinder vergleichen möchte. Barth bemerkt, dass die Thiere am Zad-See zu ihrem Gedeihen gelegentlicher Salzdosen bedürfen**), er gab mir später selbst an, dass die Kanuri alle Wochen ein bis zwei Mal von den Yedna bereitetes Salz oder Steinsalz zeuchten, besonders während der in ganz Sudan für alle Hausthiere so gefährlichen, die tödtlichsten Miasmen entwickelnden Regenzeit (Note No. II).

Bei guter Weide entwickelt sich an den grösseren, robusteren Schlägen der Höcker, Sinäm, recht kräftig, schwindet aber, wie alle fettreichen Theile, sobald die Ernährung dauernder Beeinträchtigung unterliegt. Die kleineren Schläge Nubiens disponiren übrigens erst dann zur starken Höckerentwicklung, wenn sie schon längere Zeit, wohl Jahre hindurch, den dürftigen ökonomischen Zuständen ihrer früheren Besitzer entzissen gewesen. Eine nur vorübergehende, bessere Ernährung übt in dieser Hinsicht kaum einen merklichen Einfluss auf sie aus. Diesen Umstand hoben 1860 einige (osmanische) Offiziere der Garnison von Neu-Dongola besonders gegen mich hervor. Ganz ähnlich verhält es sich übrigens, wie wir später sehen werden,

*) A. o. a. O. S. 35.

**) Reisen. Band II, S. 409.

mit dem Buckel gewisser Zebu-Schläge, sowie mit dem Fettschwanz, resp. Fettsteisse, gewisser Schläge von *Ovis platyura* Wagn. und von *Ovis stentopyga* Pall.

Das Dromedar tritt in Arabien Anfangs, in Afrika gewöhnlich Mitte Sommers in Brunst. Die Hengste sind alsdann böse, zum Beissen und Schlagen geneigt, treiben zuweilen, heftig und geräuschvoll expirierend, an cavernösem (Venen-) Gewebe reiche*), faltige Theile ihres Gaumensegels wie eine oder zwei grosse rothe Blasen aus dem Munde hervor, geifern dabei, sondern aus ihren Hinterhauptdrüsen stark ab; liefern auch einander mit Zähnen und Füssen heftige Kämpfe.

Die Erbitterung und Hartnäckigkeit dieser Kämpfe hat mich während des Sommers 1860 oftmals in Erstaunen gesetzt. Der Hengst deckt die Stute im Umfange, letztere kniet dabei meist nieder; der Plumpeit des ♂ kommt häufig der Treiber zu Hülfe, der sich alsdann allein haben darf. Die Tragezeit dauert zwölf Monate. Es wird nur ein junges geworfen**); Zwillingegeburten sollen höchst selten sein, doch würde mir von einer im Hause des Soliman-Agha zu Neu-Dongota vorgekommenen als einer unerhörten Thatsache erzählt. Das Füllen ist bei der Geburt nur zwei Füsse hoch, wächst aber rasch. Die Lactation dauert ein, das Lebensalter erreicht vierzig bis fünfzig Jahr.

Dieses Geschöpf gewährt übrigens auch mit den Produkten seines Körpers einen sehr vielfältigen Nutzen. Sein Fleisch ist vom Jungen ziemlich zart, vom Alten ziemlich grobfaserig niemals ungeschmackhaft. Man findet dasselbe auf allen belebteren Märkten Ost-Sudân's. Nach Gnarmani bildet der Tell-el-Jacum, Fleischberg ein gebratenes, mit Temmen oder Reis (?) belegtes Dromedar, ein zwar ungefügliches, aber dennoch beliebtes Gericht des Arabers***). Der Höcker giebt mit seinem speckähnlich-compakten Talg, welcher von derben Bindegewebssträngen durchzogen wird, eine besonders geschätzte Masse. Das Talg des übrigen Körpers dient zum Weichmachen des Leders, auch als Volksheilmittel gegen Rheumatismen. Um ein Kameel zu schlachten, fesselt man ihm die Beine und schneidet Kopf und Hals möglichst schnell an der letzteren Insertion am Rumpfe ab.

Die Tibbu sollen einen eigenthümlichen Gebrauch von den Knochen und dem Blute machen. Werden sie nämlich auf ihren oft langdauernden Raubzügen vom Hunger heimgesucht, so sammeln sie Kameelskelete (worauf in der Steppe nirgends Mangel); mahlen die Knochen derselben zu Staub, lassen ihren eigenen Mehara am Kopfe zur Ader und kneten aus Knochenmehl mit

*) So fand ich es im Mai 1860 auf dem Schlachtplatze zu Sennâr. Vergl. übrigens auch D. de Blainville: Ostéographie, Paris 1839-64. Vol. IV, p. 64 und Anm.

***) Aristoteles V, 2, 4, V, 12, 13, VI, 17, 2.

****) L. c. p. 71.

Blut eines ihnen zur Speise dienenden Teig.*) Die Sitte, von lebenden Hausthieren gelegentlich Blut zur Nahrung zu entnehmen, finden wir bei vielen afrikanischen Stämmen. Bei den zum Gebiete des weissen Nil gehörenden Nationen bildet Rinderblut sogar einen Handelsartikel.

Aus der Halshaut des Dromedars werden Lederbeutel verfertigt. Das übrige Fell giebt grobe Riemerarbeit, dient zum Bespannen der Augareb's oder nubischen Bettstellen u. s. w. Aus den Haaren spinn man Wollgarn, dreht man Strickwerk, webt man Zeltdecken, Harir, nach Kremer auch Bet-el-Char, mit beigemengtem Ziegenhaar und ohne dieses. Die sich abstossende, leicht ausziehbare (Winter-) Wolle, deren ein starkes Dromedar nach meinen Erkundigungen nie über 1½ bis 2 Pfund giebt, wird gesammelt und zu einem beinahe wasserdichten Filze, Libde, verwebt; letzterer dient zu Umschlägen für Waarenhalten und zu Hütten für die Treiber.***) In Syrien und Arabien bereitet man aus dem Kameelwollfilz auch Arkye oder Mearaka, d. s. Kappen***), wie deren der ägyptische und nubische Landmann, Schiffer u. s. w. tragen. Ein im Oktober 1860 im Bazar des Beled-el-Agem zu Cairo mit charesmier Waaren ausstehender Oesbege, Namens Kutschuk-Mokhtari, versicherte mir, die nomadischen Türkmän und Kassak verfertigten aus Dromedarhaaren ausgezeichnete, dauerhafte, gröbere und feinere Filze, auch Teppiche, welche letztere in Menge nach Russland, Bochara, Indien und China gingen.

Die Milch des Dromedars wird viel getrunken; sie wird sowohl frisch, wie auch sauer und gekocht genossen. Sie ist im Allgemeinen schmackhaft und gesund. Manche schidern dies Produkt als sehr fett, Andere als sehr wässrig; dasselbe unterliegt übrigens denselben quantitativen und qualitativen Schwankungen, wie die Milch anderer Hausthiere. Oberstlieutenant Pelly, welcher die Dromedarmilch sehr empfiehlt, versichert zugleich, dass die Wachabi-Beduinen im Frühlinge bei grünen Weiden kaum etwas Anderes genießen und auch ihren Pferden davon gäben.†) Tränkung der Pferde, namentlich der jungen, mit Dromedarmilch findet übrigens auch in anderen Gegenden des Orientes zeitweise statt. Bei den Aeneze-Bedninen bildet nach Burkhardt, Eysch, d. h. Mehl mit saurerer Kameelmilch eine der täglichen Speisen. Endlich bildet der trockene Mist in den holzarmen Wüsten-Districten ein sehr wesentliches Feuerungsmaterial. Er wird sorgfältig gesammelt und soll auf Märschen zuweilen selbst in Beuteln aufgefangen werden. Früher, als die Chemie noch mehr in ihrer Kindheit, gewann man im Nilgebiet bekanntlich das meiste Salmiak durch Sublimation des Russes von gebranntem Kameeldünger.

Diese Thiere leiden an mancherlei Krankheiten, so z. B. am Gedrückt-

*) Richardson: Mission to Central-Africa. London 1853, II, p. 44-46.

***) Russell a. a. O. II, S. 47.

***) Burkhardt Beduinen S. 39, 55.

†) Ausland 1866, No. 29.

werden, an Methiureh, d. h. höchst wahrscheinlich akute, tödtlich verlaufende Entzündung des Gehirnes und seiner Hüllen (Meningitis cerebrospinalis), an Mehmur oder Diarrhoe, an Medjam oder Kolik, an Akweh oder Spath, im Sennâr an den S. 234 genannten, noch dunklen Ghufar und Baras oder Gherb n. s. w. Im Sennâr erzeugt ein Dreïssa genanntes Kraut (?) Diarrhoen, welche übrigens selten mit dem Tode endigen. Endlich setzen bis zur Haselnussgrösse anschwellende Zecken (Ixodes), Bremsen oder angeblich auch die Tsetsefliege den Dromedaren sehr zu. Die Eingeborenen befolgen einige rohe Heilmethoden, meist rein äusserlicher Anwendung, z. B. die Scarificirung und das Klopfen der scarificirten Stelle, die Einreibung von Koloquintentheer und frischer Butter, das Einstreuen von gebranntem Leder n. s. w.

Man hat das Dromedar in verschiedenen anderen Erdtheilen zu acclimatisiren gesocht und mit ganz gutem Erfolg. Weitbekannt ist die Dromedarzucht der Cascine di San Rossore, Provinz Pisa, auf deren sandigen Flächen Ferdinando II. Medici, tunesische Dromedare einbürgern liess, deren Bestand in unseren Zeiten etwa anderthalb Hundert betragen mag. Die meisten der in den 1830er und 1840er Jahren umherziehenden Bären- und Kameelführer entnahmen hier ihren Kameelbedarf. Auch auf den canarischen Inseln, namentlich Gran Canaria bei Las Palmas, hat man ihre Zucht versucht. Am Besten scheint die Acclimatisation auf dem australischen Continente zu gelingen, wo wir hinsichtlich der Einbürgerung fremdländischer Thiere den überraschendsten Erscheinungen begegnen. Man hat hier prächtige, in den passendsten Districten Indiens ausgewählte Dromedare eingeführt und die gedeihen daselbst vortrefflich. Nach Edw. Wilson, dem Begründer der australischen Acclimatisations-Gesellschaften, existiren in Nachbarschaft der Twofold-Bay — Neu-Süd-Wales — völlig verwilderte Exemplare, die einstmals einer dem Dr. Imlay gehörenden Heerde entlaufen sind.*) Von verwilderten Kameelen vernahm auch M. v. Bourmann. Es soll deren im Wau-Harir geben, einer von Bächen bewässerten, mit Palmen bewachsenen, sonst noch von Bubalis-Antilopen. Mähnenmouffons belebten Oase, welche westlich der von Bengasi nach Wadai führenden Strasse, südlich vom Harudsch,**) liegt.

*) Bulletin de la Société d'acclimatation. 1862, p. 829.

***) Petermann Ergänzungsheft X, S. 90.

(Schluss folgt.)

Miscellen und Bücherschau.

Ueber Schädelmessung und Rassen Schädel.

In der Sitzung des naturhistorischen Vereins zu Boston am 15. April 1868 hielt Dr. Jeffries Wyman einen Vortrag „Observations on Crania“, dem wir Folgendes entnehmen.

Nachdem der Redner die verschiedenen Arten, den Raum der Schädelhöhle zu bestimmen, besprochen, und als das relativ vorzüglichere Material zur Maassbestimmung — Schrot No. 8 angenommen hatte, giebt er ein neues zweckmässiges Verfahren zur Ermittlung der Lage des Foramen magnum bei Menschen- und Affen-Schädeln an, darin bestehend, dass der q. Schädel, die Basis nach oben, zwischen Glabella und Spina occipital. durch Stifte fixirt, eine Senkrechte am vorderen Umfang des Foramen magn. und eine eben solche an der Spina occ. vorübergeführt und die ganze Horizontale zwischen den Stiften in 100 Theile abgetheilt wird. Die Anzahl der Theile zwischen den beiden Senkrechten ist dann der Index für das foram. magnum, der nur in Ausnahmefällen gerade in die Mitte des Längsdurchmessers des Schädels fällt. Der Index beträgt für:

	20 Weisses	5 Technische	17 Neger	28 Südeco- Insulaner	19 Hindu	5 N.-Amerik. Indianer	2 Gorilla's	1 junger Gorilla	1 Chimpansee	3 junge Chimpansees
Maxim.	50,0	47,2	46,7	47,5	45,4	47,8	26,8			39
Minim.	41,7	44	38,7	36,1	35,6	34,8	17,7			
Med.	45,6	45,3	44,4	41,8	41,4	40,9	22,7	40	21	35,3

Hieraus erhellt, 1) dass die Lage des foram. magnum je nach den Rassen allerdings wesentlich verschieden und der Gegenstand einer neuen Untersuchung in grösseren Beobachtungsreihen werth ist, um einen wesentlichen Rassenunterschied daraus festzustellen; 2) dass, gegen Sömmering's Ansicht, nicht die Negerrasse, sondern die der Nord-Amerikan Indianer es ist, die dem Affen-Typus, besonders dem des jungen Gorilla am nächsten steht.

Schädel von Kanai,

einer der Hawaii-Inseln bilden den 3. Theil der Untersuchung des Vortragenden. Letzterer hatte diese Schädel, welche früher in sehr grosser Anzahl auf Sanddünen zwischen niedrigen vulkanischen Hügeln umherlagen, durch Vermittelung des dort residirenden Mr. Dole erhalten. — Die jetzigen Bewohner der Inseln haben über den Ursprung der dort lagernden Skelette verschiedene Sagen, u. a. dass eine Seeschlacht an dieser Stelle vorgefallen, der besiegte Stamm aus Land geflohen und dort getödtet worden sei; wahrscheinlicher ist, dass sie aus der grossen Last bald nach Entdeckung der Inseln stammten. Untersucht wurden 26 Schädel von Erwachsenen und eines Kindes — und ergaben sich folgende Masse:

No.	Gewicht	Capazität	Länge	Breite	Stirn-Durchm.	Höhe	Index der Breite	it. d. Höhe	it. foram magu	Stirn-Curve	Scheitelbein	Hinterhauptbein	Umfang	Längscurve	Länge d. Stirn	Leg. d. Scheitelbeins	Länge des Occipit	Jochbein-Durchm.
1.	816	1670	191	168	98	142	940	839	475	307	350	260	536	390	140	143	125	142
2.	495	1160	160	132	82	127	729	709	361	279	316	209	459	342	120	110	103	122
3.	670,5	1397	174,2	141,5	92,7	133,3	1077,7	1135,7	413,5	290,5	337,2	275,2	562,3	364,9	127,9	123	111,3	131,3
	Grös. C. U. M.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.	Grös. Mm.
No. 13.	377	1230	157	134	81	134	853	815	438	282	340	184	456	339	116	116	107	101

Unterschädel.

Die Insel Kanai ist, nach W., in den grossen Schädelverzeichnissen, sogar bei Barn Davis nicht genannt, in dessen Thesaurus Cranium doch 139 Kanaka-Schädel vorkommen. Verletzungen sind selten, auch Spuren von Knochenhaut-Entzündung nur wenige.

Der Schädelhöhlenraum beträgt in med. 1397 Cc., mithin 127 Cc. weniger, als bei dem Europäer — (1824 C. U. d. l. 93 CZ. nach Morton); in med. — 1671 Cc. d. l. fast 192 C. Zoll. Das Mittel von 120 Kanakaschädeln aus Hawaii und Oahu beträgt nach Davis — 89,6 CZ. oder 1406,7 Cc.

Der Breitenmesser, im Durchschnitt 80,7, zeigt an, dass diese Schädel als brachycephal zu betrachten sind, obwohl auch unter ihnen verschiedene dolichocephalische Verhältnisse wie bei anderen Rassen, namentlich den nordamerikanischen Indianern — nach Dr. Meigs vorkommen.

Das foramen magnum, mit dem Index 41,2, liegt wie bei den nordamerikanischen Indianern weit mehr rückwärts, als bei den europäischen Rassen, — bei mehr, als der Hälfte der Exemplare ist es, in Folge der erhöhten umgebenden Partien des Hinterhauptes, wie trichterförmig.

So befindet sich auch bei mehr als der Hälfte — ein an Negerenschädeln, nach Dr. J. Neil in Philadelphia, charakteristisches Merkmal — an Stelle der scharfen Leisten der Nasenhöhler ein abgerundeter Rand oder eine geneigte Ebene, was auch bei Affen, sehr selten aber bei Europäern, vorkommt.

Rundliche Knochenworsprünge (bony nodules) im Mastus auditorius — wie sie nach Seligmann an alten Peruanerschädeln und nach Welker auch an anderen vorkommen — zeigten sich an 1 bis 3 in 4 Schädeln, in 1 so stark, dass der äussere Gehörgang von den Weichtheilen gänzlich geschlossen gewesen sein muss.

Die Schneidezähne waren nur in einem Falle eingeschlagen (punched out), während sie unter den 140 Hawaii- und Oahu-Schädeln von Davis in mehr als $\frac{1}{2}$ derartig entsetzt waren. In 1 der vorderen Backenzähne standen die beiden stumpfen Spitzen in gerader Linie von vorn nach hinten, anstatt von Seite zu Seite

Rasse.	No. des Catal. Smiths.	Gew.	Capacität	Länge	Breite	Stirn-Breite	Höhe	Index der Breite	der Höhe	des foram. magn.	Stirn-Bogen	Scheitels-Bogen	Länge-Curve	Umfang	Länge des Stirnbeins	des Scheitelbeins	des Occiput	Jochbein-Durchmesser	Occipital-Curve	
		Gram.	Ccm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.	Mm.
Tschuktschen	4835	500	1425	171	141	102	133	524	777	459	310	316	380	509	124	112	123	146	239	
	4612	460	1400	176	137	94	134	778	761	448	285	316	306	496	130	130	107	131	234	
	7117	660	1570	156	148	95	132	822	733	472	292	338	384	539	125	125	132	152	277	
	7116	625	1490	177	135	103	139	762	734	449	295	316	352	509	134	118	110	140	249	
	7120	610	1455	177	117	101	123	820	795	457	307	326	366	539	125	126	115	133	285	
Med.	621	1468	176.2	141.6	99	130.5	603.2	742.2	453.4	296.5	325.2	367.6	514.4	126.0	122.2	117.4	138.4	261.8		
Tungusen			190	148			778.9			297	310	376	539	130	125	119	146	295		
Esquimaux		1475	178	133		139	730	755		299	316	372	513	124	124	122	135			
Zu Schädels	"	580	1440	183	138	94	131	754	715	437	299	316	360	512	126	115	121	142	262	
"	"	"	"	192	131	"	"	696	"	303	322	382	536	127	130	124	136	281		
Med.		1487.5	184.3	134.6		135	723.3	796.3		296.5	320	371.3	514.3	126.6	123	123	137.0	271.6		
Yukon-Pians		7530	710	1460	183	140	101	136	765	313	307	324	372	514	130	130	110	140	240	
		7531	735	1240	176	132	91	131	760	314	284	304	354	492	124	119	112	130	261	
		7532	645	1190	172	139	94	127	750	315	280	294	346	486	112	112	122	132	232	
		7533	781	1380	179	134	94	130	745	315	291	315	370	515	111	111	129	129	258	
		7534	445	1200	169	132	86	123	727	314	280	282	310	486	116	120	104	129	225	
Med.		643.2	1294	173.6	133.3	92.5	129.3	739.3	735.9	402.6	285.6	301.2	356.4	495.6	121.8	115.6	115.8	132	243.6	
Californier																				
II Med.		551.1	1259.2	170	150.5	93.5	120.8	833.4	717.5	422	290.1	312.4	346	495	117.4	111.2	114.7	131.9	256	
Flar Heads																				
8 Med.		547.1	1339	166.0	152	99	119.5	874	784.4	424	287	337.7	333	498	117	105.7	108	126	245.5	

Tschuktschen-Schädel.

Dr. W. verankert der Liberalität des Smithsonian-Institutes die Erlaubnisse zur Untersuchung der hier beschriebenen Schädel. Die sehr seltenen Tschuktschen-Schädel rühren sämtlich von dem Wanderstamm der Rennthier-Tschuktschen, von der asiatischen Seite der Behringstrasse her. Es sind nur 6 — und werden sie mit 5 Schädeln von Yukon-Fluss-Indianern, den nächsten Nachbarn der Esquimaux, mit 22 der letzteren selbst — 20 davon aus Davis Thesaurus Cran. — mit 11 Schädeln aus Kalifornien und mit 8 von Flatheads aus dem Washington-Gebiet in Oregon — behufs der Vergleichung in vorstehender Tabelle zusammengestellt.

Ordnet man hiernach die Schädel in 3 Gruppen, nämlich: Tschuktschen und Tungusen — Esquimaux — nordamerikanische Indianer, so ersieht man, dass die beiden ersten Gruppen sich unter einander ähnlicher sind, als eine von beiden der dritten. In jenem finden sich die höchsten Maximal-, in dieser die Minimalzahlen. Die Kalifornier haben die höchsten Brachycephalen, die Esquimaux die höchsten Dolichocephalen. Die Esquimaux-Schädel übertreffen alle anderen an Höhe und auch — exc. Tungusen — an Umfang; die Tschuktschen-Schädel sind die geräumigsten. — Bei ihnen liegt auch das for. magn. am weitesten nach vorn, fast wie bei den weissen Rassen; der Index ist 45.3, bei den Esquimaux = 43.7, bei den Californiern = 42.2 und bei den Yukon-Indianern nur 40.2. Die Capacität ist bei den „Flachköpfen“ grösser als bei den Yukon-Indianern und Californiern und beweist, dass das künstliche Eindrücken der Schädelknochen den Schädelhöhlenraum nicht durchaus verringern muss.

Dr. M. O. Fränkel.

Antiguedades Prehistoricas de Andalucia por Dou Manuel de Góngora y Martinez, Madrid, 1868. Als die wichtigste Entdeckung hebt der Bericht der Kgl. Academie die einer Necropolis in der Nähe von Abuñol hervor, wo in der Cueva de los Murciélagos fünfzig Leichen gefunden wurden, deren Skelette sich durch das mumificirte Fleisch sehr wohl erhalten zeigten. Die Steinwaffen, die Werkzeuge von Holz und Knochen, die Thongefässe, die Reste der Kleidung colocan el descubrimiento de Abuñol à la altura de los mas nombrados de Saiza y Dinamarca. In einer anderen Höhle Albuarches fanden sich die Skelette mit Steinwaffen in sitzender Stellung, von Thongefässen umgeben. Das goldene Diadem um den Kopf einer mit kurzem Gewande bekleideten Leiche (in der Cueva de los Murciélagos), die Abwesenheit der Metalle, die einigen Steinen gegebene Glättung clasifican esta necrópolis como perteneciente à la edad que se llama neolítica, segunda de las cuatro, en que se divide el período ante-histórico. Die Gefässe ähneln denen der Longbarrow (in Wiltshire), das Bienengeflecht in den Gewebstücken in den Pfahlbauten von Robenhäusern, die Holz- und Knochenwerkzeuge denen von Wangen, Wauwyl und anderen Punkten der Schweiz. Las cuevas osuarias del Dordoña y el Rhin, lo mismo que las estudiadas por D. Casiano de Prado en Pedraza y por los Srs. Burk y Falconer en Gibraltar, eran habitaciones y abrigo temporales, wie viele im nördlichen Granada, aber als Begräbnisse kommt mit der Höhle von Albanchez überein la cueva de Aurignac, en el alto Garona, al pié de los Pirineos, descrita por Mr. Lartet. Vielfach zerstreut im Königreich Granada fanden sich die celtischen Monumente und Góngora vermehrte durch seine Entdeckungen die schon bekannte Zahl dieser megalithischen Monumente. An der Hoyo de las Cuevas de Conquil genannten Stelle finden sich eine Menge Dolmen, von denen drei auf S. 101, 103 und 106 wiedergegeben sind, als Sepulturas de los Gentiles bezeichnet. In der Necropolis auf der Ebene de los Eriales wurden neben Knochen, Bruchstücken von Thongefässen und Bronzespfeilen, Waffen und Gefässe aus Kupfer gefunden. Solo en Hungaria y en Irlanda se han encontrado unos pocos ejemplos de armas de esta materia. Ausser am Castillo de Ibros und Los Corralejos fanden sich cyclopische Bauten nördlich von Cabra. El trilito y piedra giratoria de Laque sind S. 89 dargestellt. Ausser den

Inschriften in der Cueva de los Letreros (8. 72, 73, 74, 75) wurden auch die Symbole und hieroglyphischen Zeichen des Piedra Eritica wiedergegeben (S. 66). Aus den aufgeführten Schädelmessungen folgt: que no hay ungun cráneo propiamente brachycéfalo y que el índice no se aparta mucho de las proporciones medias, proprias de la poblaciones europeas. Nach der Ansicht des Verfassers seien die Bastitaner, zu denen vielleicht die Bastarner gehört hätten, zuerst in Spanien eingewandert, als Iberer, und die Basken (die Oestlichen oder Euskalduna) als Nachkommen derselben anzusehen. Die Trogloditen von Abnöl und Albachés stellten die Eingeborenen dar, die bei Ankunft der Bastitaner Andalusien als Fischer und Jäger bewohnten. Der Einfall der Celten (VIII. Jahrhdt. n. d.) in Spanien habe zur Anwanderung der Sicaner nach Italien und Sicilien geführt, sowie ihre Verbindung mit den Iberern in den Celtiberern veranlasst. Aus den Beziehungen der Bastitaner zu den phönizischen Colonien in Spanien resulte la Béstalo-fenicia. Nach Gründung Massilia's durch die Phocier, die von dort mit Spanien in Berührung traten, bewirkte die gallische Bewegung unter den Neffen Ambrago's die Niederlassung der Volco-Tectosagen an der Garonne und somit einen zweiten Einfall der nach Spanien gedrängten Celten, wovon sich Spuren bewahren, tanto en las raices del Idubeda, como en los lusitanos y vacceos. Durch weiteres Vordringen gegen Turdetanien bedroht, suchte Gades die Hilfe Carthago's und ihrer libyischen Bundesgenossen, die bald ihre Eroberungen ausdehnten, bis dann die Römer herbeigesogen wurden. Die Errichtung der granatinschen Dolmen wird als wahrscheinlichste Muthmassung den iberischen und celtischen Stämmen zugewiesen.

Erklärung der Tafel.

Die frühesten Spuren der Funje finden sich schon auf altägyptischen, namentlich Thebaischen Denkmälern, wo sie unter den „Söhnen des elenden Kusch“ mit ihren unverkennbaren typischen Zügen abgebildet sind. Später hat Pater Krump einige Nachrichten über sie gegeben, welche ihre Bestattung in den kurzen, aber musterhaften Schilderungen des ungleichlichen J. Bruce gefunden. Lord Prudhoe, F. Werno, Russegger und Kotschy, haben weitere, freilich nur zum Theil zuverlässige Daten über die Funje publicirt. Auf alle erwähnten Daten sich stützend, konnte der Unterzeichnete an den gegenwärtigen Hauptsitzen der Nation, d. h. in der zwischen blauem und weissem Nil gelegenen Provinz Gebel-ef-Funje, sowie am Oberlaufe des blauen Niles, in Dar-Scru, Dar-Kosera und Dar-Fasoglo, genauere Forschungen über dieselbe vornehmen.

Schreiber dieser Zeilen hat hier zunächst einige von ihm selbst an Ort und Stelle mit Hilfe des Prisma aufgenommene Funjeköpfe abbilden lassen. Besser wäre es freilich, diese Köpfe hätten im Profil und en face dargestellt werden können. Da es jedoch nicht thunlich gewesen, von jedem Individuum der nur mit Mühe zum „Sitzeln“ an bewegenden Leute zwei differente Contourziele zu nehmen, so musste immer eines derselben Gemüge leisten. Es sind, der Uebersicht wegen, aus einer ziemlich grossen Anzahl von Köpfen die typischsten in voller und halber Profil sowie in Facstellung ausgewählt worden. Hoffentlich sind dieselben den Ethnologen nicht unwillkommen, indem bisher noch niemals Funjeporträts in solcher Vollständigkeit zu sehen gewesen. Eine genauere physische Beschreibung der Funje wird in einem späteren Hefte dieser Zeitschrift erfolgen. Das nächstfolgende IV. Heft wird eine kritische historisch-geographische Uebersicht über dieselben bringen.

Taf. V. Fig. 1. Junger Mann, 17, von Hellet-Ibris am Gebel-Gbale, Häuptlingssohn.
 Fig. 2. Mann, 33 Jahre alt, königlicher Abkunft, Herdenbesitzer aus Rosros.
 Fig. 3. Mann, 40 Jahre alt, Ackerbauer, von Dall-Werebat.
 Fig. 4. Junger Mann, 18 Jahre alt, Waffentträger, von Dall-Gbale.
 Fig. 5. Mann, 30 Jahre alt, Landstreicher, von Gebel-Tabt.
 Fig. 6. Bauersfrau, 25 Jahre alt, von Hellet-el-Mak am Gebel-Gbale. Alle diese Köpfe stellen eine unvermischte Typen dar.

R. Hartmann.

Beiträge zur Ethnologie.

III.

Im Völkerleben herrscht das Recht des Stärkeren, wie überall sonst in der Natur. Wo sich verschiedene Rassen durch einander schieben, sehen wir den Typus der kräftigeren und lebensfähigeren dominiren, den der übrigen allmählich verschwinden; aber die organische Entwicklung wird verkannt, wenn man dies Verschwinden als ein Aussterben auffasst, und vielleicht als weitere Ursachen desselben, die unnatürliche Lebensweise, Mangel an Gesundheitsregeln, einige barbarische Gebräuche, die bedauerlicher Weise Menschenblut vergiessen (aber keine Stämme ansrotten), u. d. g. m. hinzusetzt. Wären das Gründe zum Aussterben, so würden sie vielmehr als Gegengründe des Bestehens überhaupt, ein Aussterben überflüssig gemacht haben. Die Naturvölker leben soviel nach der Natur, wie ihre umgebende Natur erlaubt, obwohl dieselbe einem Europäer nicht immer zusagen dürfte; sie brauchen vor Krankheiten nicht besonders auf der Hut zu sein, da sie solchen, ausser in Zeiten der Epidemien, so schon unterworfen sind, dass jede noch als naturwidriger Zauber erscheint. Und wenn sie auf einem unstätigen Wanderleben nur wenige Kinder sähen, die schwachen oder verkrüppelten rasch zu Grunde gehen sehen, vielleicht selbst dafür nachhelfen, so resultirt nur ein relativ desto kräftigeres Geschlecht. Im ersten Augenblicke des Contact's mit Europäern richtet der Uebergangszustand, wie in allen Naturverhältnissen, wenn nicht allmählich eingeleitet, grosse Verwüstungen an, durch contagiöse Zersetzungsstoffe, durch plötzlich veränderte Lebensweise und unrichtigen Gebrauch der neuen Zuführen; aber früh oder später stellt sich wieder ein Gleichgewicht der Immunität her, und wenn der Typus der ursprünglichen Stämme dennoch mehr und mehr unkenntlich wird, so ist

dies (von einzelnen Fällen abgesehen) kein Aussterben, sondern ein Aufgehen *) in höhere Verbindungen, ein Zurücktreten vor dem Typus der Einwanderer, da bei den europäischen Colonisationen neuerer Zeit vorwiegend die grössere Energie auf Seiten der Fremden lag, so dass sie gewöhnlich trotz ihrer geringen Zahl das Uebergewicht bewahrten, ausser bei einigen Kreuzungen der Portugiesen in Indien und Spanier in zerstreuten Punkten Amerika's, wo schliesslich der Typus der Eingeborenen wieder zum Durchbruch kam (wie in manchen Ansiedlungen der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung, während sich in anderen der germanische Typus rein erhielt). Das Endresultat ist stets die aus den zusammengebrachten Mischungsverhältnissen nothwendige Folge der Proportionsverhältnisse, die es aus dem Mangel an Detailkenntniss nicht immer schon jetzt möglich ist, genau zu berechnen, die aber auf festen Gesetzen basiren und nach den Wirkungen

*) Le fond de population de la province de Santiago est composé de metis provenant des Indiens de la race Quichua, Calchaquis, Lules etc. Les traces de ce mélange se sont effacées dans la bourgeoisie, issue en ligne directe des premiers conquérants, et l'on n'y reconnaît guère que le pur sang caucasien, mais les classes populaires et les habitants de la campagne présentent dans leurs yeux, les cheveux du plus beau noir et leur teint brun, la preuve de l'influence du sang Indien. Dans un département situé sur le Rio Salado, il existe même un assez grand nombre d'Indiens de race à peine mélangée chez lesquels se reconnaît le type Quichua. Ils ont conservé les coutumes et le langage de leur ancienne race; dans le département de Copo (wie in Wales und bei den Basken). Zu den wilden Indianern von Ecuador gehören die Quitus, Cayapa, Colorados, Jivara, Angutera, Encabellada, Orjones, Aviyera und Cofanes. Le type de la race chilienne est le résultat du mélange des races indienne et européenne, dans les classes supérieures la race est purement européenne et dans les classes inférieures, quoique les individus conservent la couleur cuivrée de la race indienne les traits s'approchent beaucoup de ceux de la race européenne, et il n'est pas rare de voir, dans les campagnes, des familles où le type indien a totalement disparu. In Peru hatte der Inca durch Generalisation der Inca-Sprache nivellirt, obwohl die durch physikalische Verhältnisse des Landes und des Klima's gegebenen Unterschiede zwischen den Bewohnern der Puna, Sierra und Costa sich erhalten mussten. Les Calchines (Indiens d'origine guaranie), qui habitent le Rincon de San José, sont tout à fait confondus avec la population de la province (de Moussy). Excepté quelques vieillards, tout le monde (chez les Abipons) parle espagnol et on ne peut plus les considérer comme Indiens (seit den Missionen). Dagoré (un basque français) racontait, que les meilleurs peages de son saladero étaient des Tobas, qui avec le temps étaient devenus semblables en tout aux autres Correntinos (de Corrientes) et parlaient également l'espagnol et le guarani. Les jeunes Tobas ne se distinguent plus aujourd'hui du reste de la population correntine, dont ils ont tout à fait adopté les moeurs (s. de Moussy). Il est évident, que cette fraction de la nation toba ne tardera pas à se confondre avec le reste de la population correntine. Un certain nombre de Matacos, composé de ceux qui parlent bien espagnol, et qui se sont fixés dans l'endroit où ils travaillent toute l'année, prennent tout à fait les moeurs et les habitudes des paysans argentins, au milieu desquels il est difficile de les reconnaître (s. de Moussy). Sobolem se esse Romanam Burgundii sciunt, (Ama-Mariars). Le long des Andes c'étaient les Quichuas crânes bombés, et les Aucas crânes plats, aux pays des grands fleuves du Sud-Est, sur les bords du Parana et de l'Uruguay ou trouvait les Guarinis et Guaycurus, à Bresil les Guapindanas et les Tacabinas, au nord (entre l'Amazone et l'Orénoque) les Huarannos et les Caraibes. Partout les crânes bombés se montraient plus avancés dans les arts primitifs (Arco).

derselben in die Erscheinung ihrer charakteristischen Form treten müssen, wie alle anderen Prozesse in der Natur.

Um den Einfluss der Europäer, besonders auf das europäisirte Amerika richtig zu verstehen, müssen die früheren Völker desselben zunächst in die Classen der ansässigen und der umherschweifenden getrennt werden, da auf beide die Folgewirkung der Colonisation eine sehr verschiedene war. Zu der ersten gehören die beiden Culturstaaten Mexico und Peru, wo die Spanier eine dichte Bevölkerung antrafen, und auf dieselbe im Grossen und Ganzen wenig Eindruck ausüben konnten, so dass die grosse Masse derselben (wenn auch eine veränderte im Vergleich zu den Zeiten einheimischer Regierung, und ihrer gebildeten Classen durch die Knechtung beraubt), noch ganz denselben Typus im gemeinen Volk bewahrt, wie ihn die Conquistadores schildern. Die Wandervölker pflegen sich vor den Ankömmlingen, wenn ihr Widerstand gebrochen ist, weiter ins Innere zu ziehen, bis, wenn die nachdringenden Ansiedler den Raum mehr und mehr verengen, sich einzelne Bruchtheile der Indianer nach einander unter jenen niederlassen, als Arbeiter, Knechte, Leibeigene und bald mehr oder weniger verschwägert, so dass nach einigen Generationen der Unterschied verwischt wird, und die Absorption des autochthonen Blutes in Kleinen immer weiter fortschreitet, bis das Ganze bewältigt und assimiliert ist. Gleichzeitig bilden sich leicht ruhelos im Räuberleben schweifende Horden (Bugres, wie sie die Panlistas von ihrer Provinz nannten), gegen die häufig ein Vortilgungskampf geführt werden mag (wie gegen die von den Negern selbst als Zauberer gefürchteten Buschmänner in Afrika), bald mit halbem Recht, bald mit schreiendem Unrecht, aber oftmals allerdings mit dem beabsichtigten Zweck, ihr Aussterben herbeizuführen. In Süd-Amerika zeigt der Indianer, wie in jeder Himmelsgegend, den Abdruck seiner Umgebung, und d'Orbigny hat in seiner Schilderung der Stämme diesen Gesichtspunkt der Abhängigkeit von dem Boden festgehalten. Auch Martius sagt: Kommt man aus der Region des Ygabo oder Varzeas (der Uferwaldungen) in das höhere und trockenero Revier des Ybcyrete (Waldung der Terra firme oder Festlandswaldung), so zeigt sich der Indianer (an den brasilianischen Flussgebieten) unter der Begünstigung einer gleichförmigern Natur-Umgebung im Uebergange vom Nomadenthum zu einer ständigeren Lebensart und zu den damit zusammenhängenden Verbesserungen seiner gesellschaftlichen Zustände.

In der Union beginnt sich ein neuer Typus herauszubilden, der nicht länger der englische ist, ebensowenig etwa eine einfache Mischung dieses mit irländischen, schottischen oder deutschen, der dagegen, wie vielfach nachgewiesen ist, bedeutsame Analogien zum indianischen *) zeigt und auch

*) The Indians (in North-America) expressed their belief (to Eliot), that in forty years, many of their people would be all one with the English, and that in a hundred years they would be so all (1510) nam sanguine mixto, textur alternis ex gentibus una prepaço sagt Prudentius (zur Zeit des Arcadius und Honorius) von den zwischen Römern und aus der Ferne

schon seinen charakteristischen Namen im Yankee erhalten hat. Der neue Typus Californiens, in den auch das chinesische Element eingehen wird, hat sich bei der Kürze der Zeit noch nicht fixiren können. „Die gegenwärtigen Gemeinschaften der Indianer (am Amazonas) sind das Ergebniss einer seit Jahren fortgesetzten Wanderung, Zersetzung und Wieder-Vereinigung sehr mannigfaltiger Elemente“, bemerkt von Martins, nach welchem sich bei den Indianern nur „Völker im Werden oder Völker im Vergehen“ befinden. „Seit Jahrtausenden wiederholt sich dieser Process, dieser Metaschematismus unter den Amerikanern.“ Nach Brown gehören die Völker Amerika's, Pöfynesien's, Australien's einer älteren Weltperiode an, als die in Asien, Afrika und Europa zur Entfaltung gekommenen, und haben deshalb zu verschwinden, wie das Fröhre vor dem Späteren.

Die rasch beim Beginn der Entdeckung entvölkerten *) Inseln West-Indiens ausgenommen, sowie einige Districte La Plata's und Chili's, wohin sich neuerdings ein starker Strom der Immigranten richtet, bilden die In-

berhegezogenen Fremden eingegangenen Eben. In England rühmen wir uns gern, dass wir in ein festes Amalgam Leute von den feindlichsten Eigensarten des Blutes gegossen haben und in vollkommene Veremigung den bedächtigen Sachsen, den flüchtigen Celten, den prächtliebenden Normannen und den mässigen Picten gebracht; aber unsere schwachen Unterschiede zwischen Rasse und Rasse verschwinden ganz, wenn man sie neben die wilden Gegensätze stellt, welche auf amerikanischem Boden erscheinen (Dixon), im weissen, schwarzen, gelben und rothen Mann. Der Doppelmensch Kekrops ist *dipterus* (Geminus). Dans le principe les immigrants (des nations française, italienne, espagnole, anglaise, allemande) forment des fractions très-distinctes de la population générale et conservent les instincts, les usages, les habitudes du pays natal, mais avec le temps, ces distinctions s'effacent et sous l'influence du climat, de moeurs du pays; tout se fond dans la masse qui devient plus homogène (dans le bassin de la Plata) de jour en jour (de Mousay).

*) Many tribes of Indians have nominally ceased to exist or even actually been exterminated. The Natchez, the Shawanoes, the Delawares, Potowatomies, Seminoles, Kaskaakias and several other formerly powerful tribes have been exterminated or nearly so, but their kindred still survive in the Chippeways, the Sioux, the Mandans, the Comanches, the Omahas. Those alone would be sufficient, if the lands of North-America were restored to them, to re-people the whole of the continent which was formerly possessed by their ancestors or kindred, when discovered by the Europeans (Bendyshe). It was not till after the massacre of the French and the Natchez, that the Muskogees attained any importance. In the course of 30 years this tribe spread over a very fertile country of more than 100 square miles in extent and built 50 towns. The Navajos (according to Domenek) increase in number every day. The Cherekees increased so fast on the lands allotted to them in Alabama, as to incur the fear and jealousy of the whites. They were compelled and forced to transplant themselves beyond the Mississippi and in consequence were considerably reduced in number. The Indians living on their allotments in New York seem to be almost stationary. Ursprünglich Hindus aus dem Pnjab, ist die religiöse Secte der Sikhs (gegründet durch Nanaka 1469) jetzt von ihren verwandten Stämmen unterschieden. The mortality is far gredder in the Federal States, where there is absolutely no increase at all, while the Negroes when under the protection of a master, increased 20% (nach Reichenbach). The introduction among aboriginal races of some European diseases, and of injurious habits (intemperance and the like), as well as a directly increased mortality were among the leading artificial causes, but there still remains the paradox, that exists in respect to the inequality of sexes, the unusual diminution of females and the enormous increase of unproductive mar-

dianer und ihre Mischlinge die Hauptsumme der Bevölkerung in den spanischen Colonien Amerika's und auch in den portugiesischen. Bei der Wiederherstellung des 1585 verbrannten Buenos Ayres durch Garay (1582) leisteten die Querandis einen hartnäckigen Widerstand, der indess schliesslich gebrochen wurde und ihre südliche Auswanderung veranlasste: Aus den Guaranis und Chanas vom La Plata und Parana bildete sich dann der Grundstock der jetzigen Bevölkerung; und innerhalb des Weichbildes der Stadt allein werden die Namen von 15 Stämmen aufgeführt, die dort mit ihren Caziken an der Spitze vertheilt wurden. Die bei den Guaranis bestehende Polygamie begünstigte, wie de Moussy bemerkt, die rasche Vermehrung der Bevölkerung, sie boten selbst ihre Töchter an und jeder spanische Führer umgab sich mit einem kleinen Harem, um die Züchtung im weiteren Maassstabe zu betreiben. Im dritten Grade *) der Mischung verwischen sich bereits die Unterschiede. Die Carios und andere Indianer im Inneren wurden dann durch die Ausbreitung der encomiendas (Commanderien) absorbiert, wo man sie unter die Familien der vornehmsten Eroberer vertheilte (an véritable servage). Auch die Ausdehnung der beständig vorgeschobenen Grenzfestungen gegen die Indios bravos haben ähnlichen Erfolg. Die Indianer kommen anfangs als Arbeiter dorthin, dann lassen sie sich (wie bei den Burgen des Mittelalters) in der Nähe nieder in einer Tolderia (Dorf) und leicht entsteht eine Stadt **) oder Colonie, wie bei dem Fort von San-Rafael in der Pro-

riages (Loo). The system of the Australians, which in its natural state was prone to suffer from changes of temperature, is still more liable to injury, when those changes are rendered greater through the improper use of clothes (procured from the Europeans). In the Philippine Islands the native population is found under favourable circumstances to increase. So also the Spaniards (Bendyshe). In the Friendly Islands it is asserted (according to Erskine), that the abandonment of polygamy, combined with other causes, has tended of late to an increase of the population. It is believed that the downwards progress (amongst the Hawaiians) is at present at a stand (1860), and that there is a probability of the next census showing some small augmentation of number (Hopkins).

*) Il est presque impossible de reconnaître chez le Métis du troisième degré le $\frac{1}{4}$ de sang indien, qui coule dans ses veines, car il a tout à fait l'apparence caucasienne, seulement il est remarquable par le noir de la prunelle et de la chevelure, et quelque chose de peu ardent dans le teint (de Moussy). In der europäischen Mischung mit dem Neger tritt die Angleichung ins vierten Mischungsgrad (beim Octavon) ein. Doch bleibt das Haar etwas kräuseliger, während es beim Sambo, dem Bastard zwischen Indianer und Neger, schon gleich die Negernatur verliert, um die indianische anzunehmen. Les conquérants (Espagnols et Portugais) prirent les femmes dans la nation guaranie, et ainsi se forma la nombreuse race des métis. Die unter den Mandingo lebenden Peulh sind meistens ihrer charakteristischen Züge verlustig gegangen, und ont le nez épaté et les grosses lèvres du nègre, dont ils ne se distinguent que par la chevelure, qui est plus longue et plus soyeuse (Heccquard).

**) Enfin les Calchaquis durent céder, la tribu des Quilmes, le plus indomptable de toutes, fut deporté (1670) près de Buenos Ayres, où elle forma le village de ce nom. les Acolians de la vallée d'Anacan furent exterminés, et le reste des tribus indiennes se fondit complètement avec les colons espagnols et forma la masse de ces provinces. On créa des villages d'Indiens (pueblos de Indios), ou des terres inaliénables furent assignées à

vinz Mendoza oder dem Fort Constitution in der Provinz Sans Luis. In der Provinz Corrientes wurden im Lauf des XVI.—XVII. Jahrhunderts die indianischen Stämme der Carios, Itatines, Caracaras, Tucaques, Tilvazas, Mangolas, Tarsis, Bombois, Curupaitis, Curumiais, Caignas, Tapes, Dagulastes, Ebirayas, Yannetes, Frentones, Ometes, Mauris, Cherenos, Chaguyarques, Cambales, Samacoris in die Missionen übergeführt und „une partie se fondit *) avec les Espagnols.“ Im Norden bezeichnete man die Mestizen als Cholos, an der Küste als Chinos (de la ressemblance, que l'on trouvait entre les Guaranis et les Chinois). Nach Barth bilden die Fulbe eine Art Mischrasse **) aus Arabern und Berbern auf der einen, den Negeru auf der andern Seite.

Ein bedeutender Antheil der niederen Volksklassen Brasiliens, besonders am atlantischen Küstengebiet geht, ganz aus den Indios mansos oder ladinos hervor (in Folge ihrer Dienstbarkeit, ihrer Vermischung mit den Ankömmlingen und der kirchlichen Einflüsse), während andere Indianer sich in die Wälder des Innern zurückzogen. Um sie zu Ansiedlungen zwischen den Weissen zu vermögen, gründeten dann die Portugiesen viele Ortschaften am Solimaes, Rio Negro und Branco durch Descimentos, besonders aus Indios de resgate oder Losgekauften (in den Stammeskriegen gefangene Sklaven),

chaque famille, les serfs des encomiendas furent bien traités (de Moussy). While the Chepeweyans call themselves Tinneh (man or people), they call the Slaves Tess-cho-tin-neh or people of the Great River (Mackenzie).

*) La plupart des tribus indiennes se fondirent peu à peu avec les immigrants venus des différents ports de l'Espagne, et qui choisirent au milieu d'elles leurs épouses, ainsi les Bohunos, les Yaros de la côte de l'Uruguay, les Chanaas et les Timbus de la rive droite du Parana se mêlèrent si bien à la population espagnole, qu'il ne fut plus possible de les en distinguer, il en fut de même de quelques tribus chalchaquies, telles que les Quilmés et les Acalians, transportés des vallées des Andes aux environs de Buenos-Ayres (en 1664). Dans la Bande-Orientale, l'Entre-Rios et Corrientes, les Minnanes, les tribus de Guaranis de l'intérieur se fondirent également avec les Espagnols, les Charruas seuls se tinrent à l'écart et furent à la fin exterminés. Sur la lisière du Chaco, Santa-Fé se recruta des métis que lui fournissaient les Abipons, les Tobas, les Mocovis etc. (de Moussy). Auf das Reich des Negerkönigs Michel in Buria (1533) folgte die Republica de Zambos et Mulatos.

**) De Moussy constatirt: la diminution très-rapide des races indienne et africaine pures, l'augmentation des races mêlées et le rapprochement également très-rapide de ces mêmes races vers le type caucasien, représenté par les nombreux Européens qui affluèrent dans le bassin de la Pfata et dont les unions avec les filles du pays font prédominer de plus en plus ce type sur tous les autres. Nach Masudi vermählten sich die unter den Bedjah niedergelassenen Araber (des Stammes Rebyah) mit den einheimischen Frauen. Es bildet sich allmählich eine lingua gersal und die des Tupi beginnt wieder vor dem Portugiesischen zu weichen. Qui osee et volsoe babulantur, nam latine nesciunt, sagt Ennius von den Bauern, ebe noch in ciceronischer Zeit eine Normalsprache fixirt war. Ueber das Eindringen der Longobarden in Italien, bemerkt Otto von Freisingen (zur Zeit Friedrich I.): Veruntamen barbaricae depositio feritatis rancore ex eo forsan, quod indigenis per connubia juncti, filios ex materno sanguine ac terrae aëriave proprietate aliquid Romanæ manereturinis et sagacitatis trahentes genuerint. Latini sermonis elegantiam morumque retinent urbanitatem.

die vom Jägerleben zum Ackerbau *) übergeführt wurden. Anfänglich verlieren die Indianer mit dem Sesshaftwerden, wie an Selbstständigkeit, so auch an geistiger Regsamkeit, weshalb die Indios Camponezes für weniger intelligent galten, als die Indios silvestres, aber bald beginnen sie dann in passiver Receptivität die Bildung ihrer Herren anzunehmen.

Die romanische Rasse von La Plata, indem sie sich durch Aufpfropfung des einheimischen Stammes eine lebenskräftige Bevölkerung hervorrief, hat vertheilhafter gewirkt, als die anglo-sächsische am Mississippi, die durch ihren raschen Fortschritt die hohe Civilisationsfähigkeit zeigenden Creek und Choctaw ausstieß und jetzt auf dem fremden Boden kaum rechte Wurzel fassen kann. Nach Humboldt liegt kein Grund vor anzunehmen, dass sich die Zahl der Indianer in den spanischen Colonien, sowie am Mississippi, vermindert habe. „Zahlreiche Verbindungen des Indianers mit Weissen, Mulatten und Negeren haben einen Theil der indianischen Rasse in einen Mittelzustand **) übergeführt, in Mischlinge, die an den Ufern des Oceans, am unteren Amazonas und Tocantins ein herrenloses Leben führen. Gesunde und glückliche Men-

*) In der gemischten Bevölkerung in Kakha sind ausser dem Rajput mehrere Stämme aus Sind eingewandert. Andere (wie die Ahir oder Abhira) waren ursprünglich Hirten, jetzt Ackerbauer und gehören der ältesten Bevölkerung an, die sich in einzelne Stämme auflöst. Die aus Sind eingewanderten Stämme sprechen Sindi, die Ahir und übrigen Urbewohner Guzerati.

**) Les croisements (entre différents nations des races américaines) montrent des produits supérieures aux deux types mélangés. Les Guaranis et les Chiquitos donnent des hommes plus grands, que leurs nations respectives et généralement beaucoup plus beaux. Le mélange des Mbocobis du Chaco avec les Guaranis donne le même resultat (mais il n'est pas ainsi du croisement avec la race blanche ou la race nègre). Aus Guaranis (synonymisch mit Caribi oder Calibi nach d'Orbigny) oder Guarani (von Ruiz aus guerra erklärt) mit Spaniern gehen schöne Leute hervor. Die von Humboldt in der Mission Esmeralda gefundenen Zambo, Mulatten und andere Farbige nannten sich Española. Weisse mit Chiquitern geben Kinder mit eingeborenem Typus, ähnlich Weisse mit Moxemerinnen. Die Kinder der Araucaner mit Weissen bewahren das einheimische Gesicht bis zur dritten, der Quichuanerinnen bis zur vierten Generation. Durch Mischung der Neger mit Indianerinnen (der Guaranis) verschönt sich die americanische Rasse, indem die Negerzüge, mit Ausnahme des kranken Haars verschwinden (s. d'Orbigny). In Mexico war zu Humboldt's Zeit die Bevölkerung in der Zunahme. The Negro-element of the Sambos (mixed with the Indians) was augmented from time to time (on the Mosquito-coast) by the Cimarrones (runaway-slaves from the Spanish settlements). „The nearer the child is in blood to the Indians, the handsomer and clearer becomes the skin, the features, however, being more pleasing the closer the child approaches the Sambo“ (Young). Since the wreck of a Guinea slaver in one of the small islands near St. Vincent (1675), the Black Caribs are taller and stouter, than the pure Caribs (Caribs of Honduras, industrious and thriving). Die Prozesse im Völkerleben verlaufen nach der natürlichen Züchtung; wären die künstlichen zu verwenden, so würden die Resultate in den Mischrasen noch reiner hervortreten, aber „die neueren Arten der Species, welche aus der natürlichen Züchtung entstehen, erhalten sich viel constanter, erlangen weniger leicht in die Stammform zurück, als es bei den künstlichen Züchtungsprodukten der Fall ist.“ Die Entstehung neuer Arten durch die natürliche Züchtung oder durch die Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein, ist eine mathematische Naturnothwendigkeit (s. Haeckel)

schen wachsen heran und besonders bei europäischer Mischung 'der Mutter, wird eine schöne Descendenz beobachtet. In denjenigen Provinzen Brasiliens, wo die Horden vom Gêa-Stamm in die Völkermischung eingingen, stellt sich das Populationsverhältniss weniger günstig, und wird in Leibesbeschaffenheit und Gemüthsart der indianische Typus (die Tapnyada) länger erhalten, der jedoch nur in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft zu Tage tritt, während im Verhältniss, als die Rassenvermischung in frühere Zeit zurückdatirt, die Abkömmlinge der europäischen Einwanderer in einem ansehnlichen Reichthum schöner und geistig begabter Familien blühen. Im Süden und Westen Brasiliens, sowie in Paraguay hat das gemeine Volk, oft mit äthiopischem Blute gemischt, Verbindungen mit den Urbewohnern geschlossen, die (begünstigt von einer thätigen Lebensweise und reichlich animalischer Kost) eine sehr kräftige und fruchtbare Nachkommenschaft zur Folge hatten⁴ (Martius). Die Bevölkerung der Gilbert-Inseln, auf denen sich der mikronesische Stamm mit polynesischen Colonisten aus Samoa gemischt hat, übertrifft an Zahl weit die der Marschall-Inseln (in der Kingsmill-Gruppe). „Auch aus der Quichua-Sprache (welche die Colonen um Solima's die Onca zu nennen pflegen), finden sich Worte bei den Tecunas, die (wie dies alle von einer gewissen Halbcultur ergriffene Horden zu thun pflegen) in ihr Idiom leicht Fremdworte aufnehmen.“

Der Einfluss der Grenzposten in den La-Plata-Ländern (der nach dem Chaco vorgeschobenen Markgrafschaften) fängt immer bald an, über diese hinaus auf die noch wilden Wald-Indianer in der einen oder andern Weise, sei es durch friedliche Handelsbeziehungen, sei es im feindlichen Rencontre *) einzuwirken, so dass diese schon zum Theil modificirt sind, wenn sie zum festen Siedeln veranlasst werden und desto leichter weitere Verbindungen, als bereits durch Uebergangsstufen vermittelt, eingehen können. Für eine Zeitlang muss dagegen in solchen Grenzdistricten das Faustrecht herrschen, indem alle die Gesetzesbrecher innerhalb des ordnungsmässig organisirten Staates, der dort an ein gesetzloses Terrain stösst, in das letztere hinausflüchten, wie die Siamesen der Provinz Chantaburi zu den Xong. „Die Canoeiras oder Bororos (am Rio Maranhao) bestanden aus allerlei Volk, auch zusammengelane Fluchtlinge (selbst vom Gesetz verfolgten Brasilianern), denen Glieder vom Tupi-Stamme zu Grunde lagen.“ Aehnlich bei den Bngres **)

*) Meme parmi les nations (indiennes du bassin de la Plata), qui ne se sont pas mêlées aux Espagnols et qui ont continué à leur faire la guerre, le sang n'est pas resté pur de tout mélange, en effet leur habitude d'enlever les femmes et les enfants dans leurs incursions chez les chrétiens, de prendre celles la pour épouses et pour esclaves, d'élever ceux-ci comme fils de la tribu, a amené des modifications dans leur aspect physique. C'est ce que l'on peut remarquer dans la république aristocratique des Araucans en Chili, et dans les nombreuses penplades du Sud, Aucas, Pehuenches, Ranquilettes etc., qui en descendent (de Monsey).

**) Nachdem der abellische Stamm der Lucanier in Ocnotrien (Calabrien) eingefallen war und die Thurier besetzt hatte, bildete sich 390 a. d.) aus flüchtigen Sklaven oder

oder Comes in der Provinz der Paulistas und der Bastard-Stamm der Mamlucas bildete sich in Amerika unter entsprechenden Verhältnissen, wie der der Griqua in Afrika. Die Wilden werden von Tupi und Portugiesen als Tapaya bezeichnet, und die die Ufer des Paraguay und seiner Nebenflüsse unsicher machenden Papogoa gelten für Glieder verschiedener Stämme. Was von den Indianern in S. Paulo unter den europäischen Einwanderern wohnen blieb, hat schon frühzeitig den nationalen Typus in der Kreuzung *) mit Weissen, Mulatten und Negeren verloren, oder ist in den blutigen Fehden aufgerieben worden, welche die Paulistas gegen die Indianer und Spanier im Süden unterhielten. Bei ihrer höheren Bildungsstufe (gutmüthig und fleissig) leichter den Einflüssen europäischer Cultur hingegeben, sind die Omaguas im Verlaufe einiger Jahrhunderte ihrer nationalen Selbstständigkeit verlostig, fast schon vollständig in der Völkervermischung aufgegangen, die nicht als ein Vernichtung-, sondern als ein Regenerationsprocess im Leben der Menschheit zu betrachten ist (s. Martins). Die Rumänen vermehren sich beständig in Serbien und treten an die Stelle der Serben. Wenn ein Serbe eine Rumänierin **) heirathet, so spricht bald er, sowie seine Verwandten, und später die Kinder wie diese, wogegen eine unter Rumänen verheirathete Serbin keinen Einfluss ausübt. Nach Orosios verschmolzen die von Drusus in verschiedenen Ansiedlungen Germanien's zerstreuten Burgunder,

Rebellen (*Spentrus Anostaras*) das Volk der Brutier, die von Jünglingen lucanischen Stammes (nach Justin) geführt, die griechischen Colonien bekämpften (366 a. d.).

*) En 1554, à l'est de la province de la Guayra, les Portugais avaient fondé la ville de São Paulo. Les colons, ainsi internés au pays, s'étaient mêlés aux Indiens (Tupis de la race guaranie); et aux nègres importés d'Afrique, il se forma là une population métisse tout à fait nouvelle qui s'organisa en espèce de république (attaquant les frontières). On donna le nom de Mamlucos (Mameluk), à raison de leur couleur, à ces métis (nation plus énergique et plus vaillante que la plupart des autres). In Folge der von den Mamlucos (1630) gemachten Razzia nach La Guayra und den Llanos von Xerez, führte der Padre Montoya seine Indianer auf 100 Canoes den Parana abwärts und gründete in der Provinz der Missionen (am Uruguay und Parana) Corpus, San Ignacio Miai und Loreto.

**) Wo eine Vlachin eintritt, wird das ganze Haus „vlachisch“, sagt ein serbisches Sprichwort, das noch immer seine Bestätigung gefunden hat und die Romanisirung der Serben in natürlichster Weise erhält (s. Kanitz). Die Stadt Temeswar und ihr Gebiet, noch zur Zeit Tirol's (Anfang des XIX. Jahrhdt.) ausschliesslich von Serben bewohnt, ist jetzt beinahe ganz romanisirt (1867). In banter Mischung mit Deutschen, Ungarn und Serben im Banate und in Siebenbürgen zusammenlebend, hat sich der romanische Baner doch nirgends dazu bequemt, Deutsch, Serbisch oder Magyarisch zu lernen, wohl aber wird das Romanische von allen Nationalitäten des Banates so allgemein gesprochen, dass Deutsche und Serben sich in dieser Sprache mit einander verständigen (s. Kanitz). Nach Schafarik entstanden die Rumänen (V. u. VI. Jahrhdt. p. d.) aus einem Gemenge von Geten, Römern und Slaven. Kopitar knüpft den Ursprung des Rumänischen an die ersten Ansiedlungen der Römer an der Adria an. Miklosich datirt den Ursprung der rumänischen Sprache mit einem einheimischen Element (des Aillyriachen und Albanesischen) am Anfang des II. Jahrhdt., als römische Colonien sich am linken Donau-Ufer niederliessen. Die Rumänen des IV. und V. Jahrhunderts (als romanisirte Dacier und Geten) wurden bei Eroberung der Hämuskänder durch die Slovenen (V. Jahrhdt. p. d.) verdrängt.

die Ammianus von den römischen Colonisten herleitet, mit den Römern und erhielten ihren Namen, weil sie in Städten (burgi) lebten. Die Soerikongs bildeten*) sich aus Zwischenbeirathen der Arecunas und Waceawaios (in Guiana), die Zapara aus Zwischenbeirathen der Macasis und Arecunas (s. Schomburgk).

Die einheimischen Sagen beginnen mit der Epoche, „ou le continent sud-américain était seulement habité par des hêtes féroces“, und der Ankunft zweier Brüder, Tupi und Guarani, die in einem Kanoe aus Osten her landeten. Der erste Führer des Stammes war jedesmal der Stärkste, der Gewaltigste**) der Nimrod, denn solcher bedurfte es unumgänglich in jenen

*) Ein grosser Theil der Indios mannos oder da Costa ist das Resultat der vielfachen Wanderungen der Tupis (bald im Kampf mit andern Indianern, bald mit ihnen verbündet und stetig mit andern Horden und Rassen auf Kosten des ursprünglichen leiblichen Typus verschmelzend). Wo aber die Tupis in volkstümlicher Abgeschlossenheit an Hauptstapel-Orten Halt gemacht haben, bestehen sie auch gegenwärtig noch in freien, den Weissen theilweis unzugänglichen Gemeinschaften (wie am Tocantina) und vorher unbekannte Horden brechen plötzlich hervor, um sich eine reichlichere Subsistenz oder Ruhe vor verfolgenden Feinden zu suchen. So sind sie seit 1830 öfter unter dem Namen der Cayuas (Caywas oder Waldmänner) aus den Wäldern westlich vom Rio Parana und den Campos de Xeres hervorgekommen. Die Gös oder (bei den Tupi) Tapuyos sind dem Laufe der Flüsse gefolgt, von dem centralen Hochland herab, das sie (zwischen dem Araguaya, den Tocantin, dem Rio de Francisco und dem Parnahyba) als Eingeborene inne gehabt. Seereisen unternahmen die brasilianischen Tupis nur längs der Küsten. Auf die Inseln kamen sie (als Caraiben) von den Mündungen des Orinoco.

**) In Chili wurde derjenige zum Oberanführer gewählt, der einen Baumstamm am längsten auf den Schultern zu tragen vermochte (ein Wun-gyee), und auch von den Tupi's heisst es, dass die Auszeichnung durch Stärke (später auch durch Verstand) die Würde des Häuptlings (Tupixaba) verlieh. Dieser herrschte dann, bis ein Mächtigerer, als er selbst, erstand, und der, wie seine Frauen, auch seine Kinder knechtende Vater, erliegt vor dem zur Manneskraft herangewachsenen Sohn und wird im Alter geessen, wenn nicht Erfahrungen (wie auf Oghus' Feldzug) die Vortheile der von Greisen erteilten Rathschläge lehren. Bei den Cariben verleiht (nach Brett) körperliche Ueberlegenheit und kriegerische Auszeichnung die Häuptlingswürde. Bei den Puelches geht man schweigend den Gräbern der Priester (wie denen der Vazimbas auf Madagascar, denen der Jagas in Congo) vorüber, um nicht als Rüstestörer von dem Geiste, wie von den an Kreuzwegen in Sibirien (auf Erhöhungen in Neuseeland) begrabenen Schamanen, bestraft zu werden. Nach den Mozos war nur derjenige der Stelle eines Priesters würdig, der den Klauen des Tigers entgangen war (s. d'Orbigny), wie in Australien. Der Angekok musste von einem Bären fortgeschleppt und (wie an der Nordwestküste Amerika's, als Jonas) von einem Seeungeheuer verschlungen sein, ehe er die Weihe der heiligenden Wiedergeburt erlangte. Nach den Sacs und Foxes kann die Seele den Körper nicht eher verlassen, als bis sie bei dem Jahresfest durch den Medicin-Mann in Freiheit gesetzt ist. Bei den Dacotah's fliegt die Seele, als geflügelter Saame (im Spiel der Winde), bei den Göttern umher, um ihre Geheimnisse kennen zu lernen, und körpert sich dann zweimal als Prophet ein, um schliesslich im (Nirwana) zu verschwinden (s. Pond), während den gewöhnlichen Seelen ein Fortleben bevorsteht. Eine von den Seelen geht (bei den Sioux) zu einem warmen, die andere zu einem kalten Platz, die dritte zu einem angenehmen Aufenthalt und die vierte bewacht den Körper. Die Karen theilen die Seele (kla) siebenfach. Unfruchtbare Frauen der Algonkin begaben sich an das Sterbebett einer Anderen, um ihr Lebensprincip in sich aufzunehmen, und dadurch zu gebären. Der Seele der Araucaner begegnet auf ihrem Wege

ersten Zeiten der Ansiedlung, da noch in der Mitte des XIX. Jahrhunderts der Flecken Oratorio am Rio Dulce: fut ruiné par los jaguars, qui y devorèrent toute une famille (de Moussy). Nach Nenwied nennen sich die Aimures oder Botocudos^{*)} (Hauptstamm der Crens zwischen Parahiba und Rio de Contas) En-keräk-mung oder Engeräcknung (Wir Alte, die weit aussehen). Nach Eschwege galten die Ararys als Stammväter.

In den ersten Zeiten der Ansiedlung riefen die Mischungsverhältnisse^{**)} (in Amerika) leicht Kastengraduirungen hervor, auch hier durch die Farbe (varna) geschieden, da das weisse Blut den Adel verlieh. In den La Plata-Ländern wurden den Spaniern, den Bastarden und den Indianern selbst in

zur Unterwelt ein altes Weib, in Gestalt eines Walfisches, um sie hinüber zu führen. Ehe sie aber drüben ankommen, erscheint eine zweite Alte, die Zoll verlangt und der Seele (im Weigerungsfall) ein Auge aussticht (s. Molinn). Aehnlich in Süd-Afrika und auch die seltsamen Sternengeister der Maori sind einäugig, wie Odin (uno semper contentus oculo) der Seelenserr auf dem Watalesweg (im plaustrum Mercurii), dem die prostatorum manes geweiht wurden. Kommt Aygnan (der böse Geist der Tupi) in die Hütten, so sterben Alle, die ihn sehen, oder (bei den Kamschadulen) Haetsch. Fomagata, uno de los mas antiguos zaques, tenia un ojo solo (Acosta).

^{*)} Das Gefühl gemeinsamer Abkunft wird (unter den Botocudos) nur durch das National-Abzeichen, die Holzscheibe in der Unterlippe und die Haarschnur rings um den Kopf aufrecht erhalten (Botoque oder Fassspund im Portugiesischen). Die Nac-nannak oder Nacporak (Sohn der Erde) sind ansässig unter den Botocuden. Wie die Unterlippe durch eine Holzscheibe (beto), erweitert der Botocudo auch die Ohren durch eine solche (beto-apé^v, als Grossohren (Epcosek) bei den Malalia. Die Botocuden begraben die Todten entweder in den Hütten, die dann verlassen werden, oder in deren Nähe (unter einem Lattengerüst). Nach Götting bezeichnet Taru (der Mond) auch die Zeit (bei den Botocuden). Der Mond heisst Kmouniak bei den Nac-nannak. Die im Anschluss an die (wieder in Florida verbundene) Bewegung der Cariben von Caracas kommenden Cowas erhoben Todtenhügel über ihre mit den Waffen beigesetzten Todten im Lande der begrabenden Quitas (nachdem sie sich vor den herabschiffenden Riesen von Punta Helena zurückgezogen.) Die aus Steinen entstandenen Menschen hatten in Steine zurückzukehren, weshalb die Mexicaner grüne Steinchen, als Symbol des Lebens:princips, mit in das Grab geben. Das bei den Maipuris (und bei den Tamanaqueu) aus der Fluth gerettete Paar, warf auf dem Berg Tamanaku die Früchte der Mauritia hinter sich, aus denen Menschen wurden, Männer aus denen des Mannes, Frauen aus denen der Frau (Schomburgk). Nach den Maensis warf der allein die Fluth überlebende Mensch Steine hinter sich, die Erde zu bevölkern. Die auf den Prairien zusammengestellten Büffelschädel werden sich einst wieder mit Fleisch bekleiden (s. Long). Oestlich von dem Mississippi pflegte jeder Stamm (wie jede Familie auf den Marianen) einmal in 8—10 Jahren die Knochen zu reinigen, und nach einem gemeinsamen Begräbniss zu bringen (gleich den Karsu und in der Höhle von Atapuire). Manco, der Erbauer Cuzco's, war ein Sohn des Thome, Sohn des Quntunbe in Tumbes (Anello Oliva).

^{**)} Les montagnards argentines sont pour la plupart de mépris de le race Quichua, croisée avec les premiers colons espagnols (de Moussy). Le plupart des Guaranis, tous les Quichuas et quelques Auracaniens se sont fondus avec les Espagnols (et c'est ce mélange qui a constitué la population argentine actuelle). Tandisque dans l'Amérique du Sud, les Indiens, mêlés avec la race conquérante, se foudaient en une seule nation, dans l'Amérique du Nord les immigrants anglo-saxons se gardaient avec soin de leur contact. Les Français du Canada et de la Louisiana étaient les seuls, qui n'étaient pas à contracter des unions avec les femmes indigènes.

der Kirche verschiedene Stellen angewiesen. Indess fanden schon unter den Eingeborenen*) Abstufungen statt, abgesehen vom monarchisch-aristokratisch organisirten Inca-Reich, das unter Yupanqui sich nach den Ostabhängen der Cordilleren unter den Calchaqui 1453 p. d. ausdehnte. Die in der Nachbarschaft der Mbayas lebenden Guanas traten gern in ein Abhängigkeitsverhältniss zu diesen und übergaben sich ihnen als Häuslinge oder als Leibeigene.

Aus einzelnen Familien fliessen grössere Gemeinschaften**) zusammen

*) Les Guanos sont intimement liés avec les Mbayas (au nord du Pilcomayo), pour lesquels ils font de l'agriculture et auxquels ils s'attachent en guise de domestiques. Die eigentlichen Bewohner des Landes Cuartiatlan waren (nach Tesozomoc) Totonaken, die Sénatoren (des Adels) werden als Hunstekes, die Häuptlinge als Tlascaltekes bezeichnet.

**) La population de la province de Salta s'est formée (comme à Tucuman et à Santiago-del-Estero), par le mélange des conquérants avec les tribus indiennes, que l'habitaient. Presque toutes ces tribus étaient de race calchaqui, parlaient le quichua et reconnaissaient l'autorité des monarques Incas de Cuzco. Cependant le sang caucasien ne tarda pas à prédominer dans les familles appartenant à l'aristocratie, et aujourd'hui les traces, du premier mélange sont entièrement effacées dans les hautes classes. En revanche on les reconnaît facilement dans le peuple des campagnes et même, dans quelques cantons de la montagne, les habitants sont des Indiens presque purs (de Moussy). Le fond de la population de Tucuman résulte du mélange des colons espagnols avec les tribus indiennes de race calchaqui, qui habitaient cette région, la tribu dominante était celle de Lalés, laquelle a laissé, son nom à un village. Il y avait aussi les Toconates et les Juris. La plupart des habitants du pays étaient agriculteurs. Une fois établis à Tucuman les conquérants prirent des femmes dans la population indigène et le nombre des métis devint de suite considérable. The Pimas (in Sonora and Arizona) were (as agricultural Indians) settled in villages (1535) as the Pimas and Maricopolis of the Gila, the Yaquis and Mayos and not in large castellated buildings like those of Zuni and Acoma of the Rio Grande. Pickering found in Okonagan (in Oregon) the usual accompaniment of a trading post-numerous half-breeds and a small encampment of natives outside the stockade. La population de la province de Jujuy résulte de la fusion des tribus calchaquies avec les colons espagnols de toutes ces tribus, la plus nombreuse était celle de Humaguacés (les Purmamarca et le Tumbayas). La population d'origine espagnole est remarquable par son extrême blancheur et le rosé de la peau, les Métis au contraire, sont très bruns, et les Indiens ont une couleur encore plus foncée. Le tempérament général est lymphatique. Sur les plateaux de la Puna, la population est restée la même qu'à l'époque de la conquête; ce sont encore des Indiens de la race quichua qui y vivent (de Moussy). La population de la province de Catamarca est formée, comme celle de Salta et de Jujuy, du mélange des conquérants espagnols avec les indigènes de la contrée, c'est-à-dire avec les tribus calchaquies, connues, alors sous le nom de Quillacés, Callanés, Andalgalas, Gualfinas, Tinogustas, Fiambalas etc. (toutes de race Quichua). Les deux races ont fini par se mélanger si intimement, qu'il ne reste plus d'Indiens purs que dans quelques rares cantons de la montagne, l'usage de la langue quichua a presque entièrement disparu (de Moussy). La population primitive des provinces de San Juan et de Mendoza était composée de tribus d'Indiens Guarpes (qui se fondirent avec les conquérants). La population est devenue franchement caucasienne dans la ville de San-Juan, mais dans tout le reste du pays les métis abondent et l'on trouve encore quelques Indiens purs. La population de la province de Rioja provient (comme celle des provinces voisines) de la colonisation espagnole, entrée sur la population indienne, qui peuplait la contrée. Les tribus principales de la plaine portaient le nom de Diaguitas et de Juris, celles des vallées intérieures avaient ceux qui sont restés aux villages actuels, c'étaient les Guandnools, les Famatinas, les An-

(wie bei den Tupis), die besonders bei fester Niederlassung an Zahl und Ausdehnung zunehmen. In den Gewässern finden sie die mühseligste Existenz und lagern sich so am Meere, Flüssen und Seen. Jeder Fluss drückt seiner Landschaft das Gepräge einer eigenthümlichen Naturbeschaffenheit auf, und seine menschlichen Anwohner schlossen sich in Ausbeutung derselben enger zusammen. So haben die Bewohner der einzelnen Flussgebiete in jedem derselben ihre primitiven Zustände zu einer gewissen Gemeinsamkeit ausgebildet, gleiche oder verwandte Dialecte, gleichmässige Gewohnheiten und Sitten bei gleichartigen Lebensbedingungen unter der Begünstigung eines leichten Verkehrs auf Flüssen und Kähnen. So werden denn auch viele indianische Bevölkerungen unter dem gemeinsamen Namen der Flüsse begriffen, an denen sie wohnen, die Naturbeschaffenheit eines solchen Flussgebietes hat auch auf nomadische Bewegung und Ausbreitung oder auf Ruhe und sesshafte Abgeschlossenheit seiner Anwohner zurückgewirkt. So haben sich zwischen den reisenden Küstenströmen Ostbrasilien's die rohen Horden der Goyatacaz und der Creus seit Jahrhunderten auf ihre dichtbewaldeten Bergreviere beschränkt, als Autochthonen (Nac-gnuk oder Menschen der Erde). In dem an Wasser-Communicationen so reichen Tieflande des Amazonas dagegen haben sich jene zahllosen Banden, die unter dem Namen der Guck oder Coco zusammenzufassen sind, über einen beträchtlichen Theil des Continents ergossen. Worte aus ihren Dialecten tauchen unter Moxos auf,

goinans, les Mallignetas, les Ynimuquis etc. Ces derniers appartenaient à la race Calchaquie. Les Espagnols les reduirent assez facilement en commanderies et se fondirent avec eux, si bien qu'aujourd'hui les deux populations sont tellement mêlées, qu'on ne peut plus en faire la différence et qu'une race métisse, généralement belle et aux traits caenniens, a formé la grande majorité des habitants. Ce n'est que dans les hautes vallées de la Cordillère, que l'on retrouve des Indiens presque purs (de Moussy). Les Incas Guarpos forment le premier fonds (dans la province de San Juan), mais avec les années et une immigration peu considérable, mais continue, le sang s'est éclairci successivement, et le type blanc y prédomine de beaucoup. Ce n'est que proche des lagunes de Guasacacha, que l'on retrouve encore quelques Indiens civilisés, purs ou presque purs, le reste de la population est composé de colons d'origine espagnole de Chiliens venus de l'autre côté des Andes et d'un nombre notable d'Européens, émigrés depuis une dizaine d'années (1864). La province de San-Louis s'est peuplée tard. Porte avancée au milieu du désert, sa capitale, pauvre village entouré d'Indiens, a longtemps concentré toute la population d'origine espagnole. Elle n'a absorbé que lentement les quelques tribus de Michilengues et Comuchingones, qui vivaient dans la Sierra et avec le temps se grossit d'un petit nombre de Guarpos et le Coyunches, qui firent par s'allier avec les colons. Aussi les traces de ce mélange du sang indien sont-elles en peu moins apparentes dans la campagne de San Luis que dans les provinces voisines. Ce n'est que depuis le commencement de ce siècle que la population a augmenté d'une manière remarquable (s. de Moussy). Les Indiens de Monte Grande y de Santiago firent alliance avec les Espagnols et se confondirent avec eux, telle fut l'origine de la population première de Buenos Ayres. Der in der Avesta empfohlene Gebrauch der Quetvódata (der oft bei dem Adel der Eroberungsvölker ein Heirathen in engen Verwandtschaftsgraden veranlasst) a prévalu longtemps chez les clans des Gaëls de l'Ecosse, ou il a eu pour effet une détérioration graduelle de la race (Pictet).

wie am Ucayale, Solimoës und im oberen Revier der Guayanas (s. Martius) Auch ohne Einsicht in Messungen weiss Jedermann die nationale Physiognomie eines Franzosen, Spaniers, Engländers zu unterscheiden, und doch sind sie Alle aus demselben Elemente, germanischen, celtischen, lateinischen zusammengesetzten, wie die Kuchen des Conditors aus Eier, Mehl und Zucker, vielleicht mit Zuthat einer Würze von phönizischem, iberischem oder griechischem Anflug (unter verschiedenen Mischungsverhältnissen).

Gleichwie die Tupis an den atlantischen Küsten und am unteren Amazonas, die Sorimoës und Yurimaguas am Solimoes haben die (unter der Catechisation der Carmeliter) in Barra do Rio oder der Cidade de Manaus (und anderen Pflätzen) angesiedelten Manaos des Rio Negro nun bereits in der Vermischung mit weissem Blute schon sehr verloren (während sich der Haufe nach dem Hauptstrom zurückzog). Mit ihnen und den nahe verwandten Barés sind schon viele Familien in der Barra gemischt und sie sollen in dem Umguss nicht nur grosse Empfänglichkeit für sesshafte Lebensweise und Fortschritte in der Civilisation, sondern auch eine ausserordentliche Fruchtharkeit betheiligen (so eine von den Manaos stammende Mamluca-Mutter von 25 Jahren mit 10 Kindern). Ein wohlgebildetes, selbst schönes kräftiges und arbeitsfähiges Geschlecht ist die Frucht solcher Verbindungen (s. Martius). The bulk of the gente de Rezon of Alta California are of the mixed breed of spanish soldiers and Indians (Taylor) Die Mountaineers genannten Indianer, die neben den Esquimaux in Labrador wohnen, sind (nach Cartwright) den Franzosen sehr ähnlich geworden, in Folge der langen Beziehungen. In Südgrönland beträgt die Mischrace (Nachkommen der Europäer mit Grönländerinnen) etwa 14% der Eingeborenen (ihre nachfolgenden Generationen einschliesslich) und unter den Uebrigen zeigt etwa ein Drittel der erwachsenen männlichen Bevölkerung noch in der Physiognomie und Körpergrösse die Einmischung europäischen Blutes aus der Zeit der alten Nordländer (v. Etzel).

Nach Ermordung der männlichen Gefangenen erwachsenen Alters pflegen die Guaycurus, Mundurus und Maubes (sowie die Botocuden) die unthätigen Kinder von ihren Frauen aufziehen zu lassen und rechnen die aus ihnen entstandene Sklavenkaste zur Familie, obwohl Wechselheirathen nicht stattfinden würden. Auch dürfen die Sklaven nicht sich wie ihre Herren tätowiren oder gleichen Schmuck tragen. Ausserdem unterscheiden die Guaycurus die beiden Stände der Edlen (Capitoes mit den Frauen als Doñas) aus denen die Häuptlinge gewählt werden, und der freien Krieger (mit deren Frauen sich indess die Edlen ohne Entehrung vermählen können). Die Darier streichen sich selbst das Gesicht vom Munde abwärts, ihren Sklaven vom Munde aufwärts mit Farbe an (Gomara). In den attischen Komödien gilt Syros und Syra für Sklaven. Die Cariben schoren ihre Sklaven (nach Du Tertre). Valentinian und Valens verboten den Römern, Eben mit dem als Peregrini in das Reich einziehenden Barbaren. Im westgothischen Gesetz

waren eine Zeitlang Heirathen zwischen Gothen und Römern verboten. Roeswinth (672) macht sie von einer Eingabe abhängig. Im Allgemeinen treten die germanischen Völkerschaften in das jus hospitium ein, das schon zwischen dem römischen Landbauer und dem Legionär bestanden (s. Gaupp). Die mit Theodorich nach Italien ziehenden Rugier enthielten sich (nach Procop) fremder Mischeirathen.

Im Gegensatz zu den, neben den Freien, als Mannen (in Lehnverbindungen stehend) unterschiedenen Schöffenbarfreien (auf drei Hufen oder mansi) den homines exercitatus entsprechend, und die Pflughaften (in Leistung von Zins und Dienst) oder Biergeldern (bargildon oder Wargilda), im Edictum Pistense mit Franoi homines gleichbedeutend, setzt der Sachsen-Spiegel zwischen den freien Landsassen (vrie landsaessen, die sint gebure und sitzent nf dem laude) und dem Herrenstand die Mediani oder Mittelfreien (mittel vrien daz sint die ander vrien want sint), deren Vasall im fünften den Ministerialen des Fürsten im sechsten Herrsebild gleich stand. Beim Erschlagen der dorinschen Herren, so hielten sie die burre sitten ungeslagen, und wie diese von den Sachsen in Thüringen übriggelassenen Laten *) auf die weiteren Namen für Letten (Latveeti oder Latvia) oder Letis (Litalain bei den Finnen) und Lietouvis (Lietouvrinkas) und Lithauer deuten (oder Homes liges auf Ligyer), so konnte in Sassen (von Saks oder Messer) die Sesshaftigkeit angedrückt sein, ähnlich den Colonen und Farmer. Neben Laeti Batavi finden sich Gentiles Suevoi, neben Laeti Franci auch Sarmatae Gentiles (in der Notitia dignitatum). In der sächsischen Chronik von Quedlinburg werden die Litva oder Lithua genannt. Beda unterscheidet die Altsachsen (Eald Seaxan oder antiqui Saxones) von den Braktaariern, indem er die Namen der Brakterer nur für diejenigen Bewohner des alten brukterischen Landes gelten lässt, die Franken blieben (F. H. Müller). Als mit der Nivellirung des Kaiserreiches die alte Einteilung der Freien in Civica, Latini und Peregrini verschwunden war, blieb der Name Latini auf die Nachkommen der durch Maximilian Freige-

*) Aldiones vel aldiae ea lege vivunt in Italia in servitute dominorum suorum, qui fiscalini vel liti vivunt in Francia (nach Carl M.'s long. Ges.). Les serfs pouvaient eux-mêmes posséder d'autres serfs, arrière-serfs, comme les vassaux ou arrière vassaux. Laetus stammt von λήτρος (λασρος, λήτρος) oder (nach Hesichios) δημόσιος (dem Lat. gentilis entsprechend). Das burgundische Gesetz unterscheidet Optimates, Nobiles (tam Burgundiones, quam Romani), Mediones, Ingenti, Minores, inferiores personae, servi. Die Aldi, als antiqui barbari (s. Cassiod.) entsprechen den antiqui Saxones (gegenüber den Saxones transmarini) und den prisci Latini. Ein männlicher oder weiblicher Scallag ist ein armer Mensch, der um zu leben der Gutsklave eines anderen Unterpächters, Einnehmers oder Laird's wurde (auf den Hebriden); fünf Tage in der Woche arbeitet er für seinen Herrn, der sechste gehört ihm (s. Buchanan). Auf der Insel Harris wurde die in Schottland übliche Hausklaverei (manerial bondage) von sechs Tagen jährlich auf 52 Tage hinaufgesetzt. Die Altsaxonen heissen (bei Nennius) Ambrones oder (nach Festus) Vagabunden. Nach Ennius bedeute Ambactos Sklaven im Gallischen (Ambacht).

lassen *) beschränkt (s. Gaupp). Zuerst standen die Barbari (in Gallien) den Romani gegenüber, in denen alle Particularbezeichnungen der Aquitaner, Averner u. s. w. aufgingen. Nachdem aber der ehrenvolle Werth der Benennung eine umgekehrte Geltung gewonnen hatte, trat aus der Allgemeinheit der Barbaren wieder die Particularität des Franken, Burgunder u. s. w. hervor.

*) *Libertini non multum supra servos sunt* (Tacit.) bei Germanen. *Plobs paene servorum habetur loco* (Caes.) in Gallien. *Les esclaves agricoles (reduits ad servitum ad haeredes transmissibiles et glebaticos nach Perpetuus)* ressembleut aux ilotes des Laedaeoniens, aux *péndetes* des Thessaliens aux *clarotes* des Crotois (Guérard). Ein Sklave, der freigelassener (Atyk) geworden war, trat in das Verhältnis eines Klienten zum Patron (bei den Arabern). Die von anderen Stämmen ausgeschiedenen und dem Stamm aggregirten Individuen hießen, in dem Stammverband aufgenommen, *Molsak* (hasyk oder adscripti) oder *Besidete* (halyf). *Homo regius vel lidus* (lex. Rip.): Den *Lidi* (Litones oder taxi) stehen *Servi*, *ancillae mancipia* gegenüber. Als die Longobarden des *Mannringa* bezeichnete Land betraten, vermehrten sie die Zahl ihrer Krieger, indem sie eine Anzahl ihrer Knechte frei ließen (nach Paul Diae). Der *Servus* wurde erst *letus*, um dann völlig frei zu werden (Waits). Den *Leten* stehen die *pueri regis* gleich. Die *Minores* oder *Mimofides* werden als *Sorditi* oder *incomati* dem Adel der *Pulcieri* oder *Comati* entgegengesetzt, den *Optimates* oder *Melungi* gegenüber den *Aldiones* oder *homines pertinentes*. Neben Leibeigenen zerfiel das von Knesen beherrschte Volk der Wenden in *Aldionen* und *Smarden*, sowie die neu hinzugekommenen Einwanderer. *Servi*, als Adelschale (im decret *Tassilonis*) „Der Name *Letten* kommt von dem Worte *Lieds* oder *Lihdums*, *Lata* oder *Lada* (wie *Böhdung*, *Rodo*) her, und *Lietuwinkai* und *Latwsti* (*Latwi*, *Latwesch*) bedeutet soviel, als *Bewohner ausgerenteter Gegenden*.“ Vielfach scheint die Bezeichnung der Fremden von *Sumpf* (*neios*) hergenommen, in welchen sie wie *Frösche* lebten (gleich den *Arteken*), auch *Kala* oder *Kála* (*schwarz*) von *Kalka* (*Morast* oder *Schmutz*). *Cores festum divorum Petri et Pauli, in aestate, ad festum usque assumptionis Mariae, nemora myricasque excindere solent* (*Lituan*), *quam excisionem arborum vulgariter Lada appellant* (*Guagnini*). In den Kriegen der *Ritter* mit den *Preußen* begaben sich die *Sdauer* und *Nadrauer* zu den *Litanern* (nach *Dniburg*). Bei den *Franken* machten diejenigen einen besonderen Stand aus, welche wüste Gegenden urbar gemacht hatten, und werden in dem *Salischen Gesetze* *Ruods* genannt (s. *Thunmann*). Die *Mark* begrenzte durch den *Waldstreifen* (*mörk*) und im Uebergang zum *Ackerbau* (der *Anta*) schied sich die *Mry* (*Grenze des Wildes*) von der des *Rindes* (*gavya* oder *Gau*). Nach *Stjernhjem* heißen die von *Jornandes Pii* genannten *Priester* der *Gothen* *Diar* oder *Dei*. *Thunmann* bemerkt die Aehnlichkeit zwischen dem *Finnischen Maabinen* und dem *Lettischen Mahni* (*unreine Geister*). Der *mexicanische Adel* zerfiel in die *königlichen Reichsfürsten* mit erblichem Besitz und *Land der Gemeinde* oder *Capulli* (aus der *Glebae ascripti* oder *Maceuales*) unter den erwählten *Vorsteher* der *Capuli*, als *dritter Adelsklasse*. Die *zweite Adelsklasse* der *Teutley* wurde *Verdienste* halber vom *Könige* mit *Gütern* belohnt, die sie *tributären* *Toccalles* oder *Vasallen* überließen. Die *vierte Adelsklasse* (*Pipiltjin*) stand stets zum *Dienste* des *Königs* bereit (als *Ministeriale*). Die *Tiamafles* (*Arbeiter* auf fremden Boden) waren dem *Lehnsherrn* *zins-* und *tributpflichtig*, dem *Könige* zu *Lehnsdiensten* verbunden. Eine besondere *Steuerklasse* bildeten *Kaufleute* und *Handwerker* (*Künstler*), die auch *Personaldienste* zu leisten hatten. Die *eingeborenen Mohamedaner* (in *Bosnien*) nennen sich *pravi Turci* oder *echte Türken* und heissen mit den *Griechen* vereint die *Katholiken*: *Lafnei* oder *Kriciani* (weil sie *Jesus Krist* sagen), während die *Anhänger* der *römischen Kirche* mit den *Mohamedanern* die *Griechen*: *Vlachi* (*Walachen*, als *Schimpfname*) oder auch *Kriciani* nennen, da diese *Jesus Christus* sagen (*Boakiéwicz*). Der *Name* der *Sklaven* gab den *Deutschen* ein neues Wort für den *leibeigenen Knecht*. Der *Sklave* (*Schlawe* bei *Moscheroch*) ist der *kriegs-*

Die Gleichartigkeit der Sprache auf den polynesischen Inseln*, so dass (mit Ausnahme der südlichsten in unwohnlichen Klimaten abgelegener oder der durch Rohheit ihrer Bewohner weniger leicht zugänglichen Gruppe Melanesien's) sich überall die Bewohner (ob nun, wie die Polynesier den javanischen, oder wie die Mikronesier dem tagaischen Direct der Malayischen angehörig) mehr oder weniger leicht verständigen, deutet (z. B. im Gegensatz zu der Vielfachheit der Dialecte im zersplitterten Oregon) auf Schiffe aus dem indischen Archipelago, die zur Zeit des chinesischen Seehandels, alle diese Inseln besuchend, überall Factoristen oder Supercargos zurücklassen mochten, die sich bald mit den Eingeborenen mischten und durch überlegene Bildung eine Lingua franca zur Geltung brachten, obwohl mit dem Untergang der Han-Dynastie diese Beziehungen aufhörten und wenn sie theilweis unter den Thang erneuerten, doch seit dem Islam gänzlich abgeschlossen, bis wieder durch die Europäer geöffnet.

Im Alterthum übten die Comptoire der Phoenizier**, einen fortwirkenden

gefangene und verkaufte Slave (Baumeister). Nach Aufhebung der persönlichen Dienstbarkeit wurde der Peruaner zur Mita (gezwungene Vermiethung zur Arbeit) herbeigezogen, als Mitayos. Dans toutes leurs invasions sur les terres chrétiennes, les Pampas enlevèrent toujours un certain nombre de familles (s. de Moussey). Ces mélanges de races ont singulièrement éclairé le sang des Ranquels et des Pehuenches. Aus der Dienstbarkeit, Vermiethung mit dem Ankömmling und aus deren kirchlichen Einflüssen gingen die Indios mansos oder ladinos hervor, die einen nicht unbedeutenden Antheil der niederen Volksklassen zumal an dem atlantischen Küstengebiet (Brasilien's) bilden (s. Martius). Die übrigen Indianer zogen sich in die Wälder des Innern zurück. Um die Indianer zur Niederlassung unter den Weissen zu vermögen, haben die Portugiesen viele Ortschaften am Solimoes, Rio Negro und Branco durch Descimentos (Herabführungen) gegründet, besoulers aus Indios de resgate oder Losgekauften, die in den Stammeskriegen gefangene Sklaven waren. Les mulâtres clairs se sont fondus en grande partie dans le reste de la population et ne peuvent plus figurer à part (dans la Confédération argentine). Quant aux Sambos, produits du nègre et de l'Indien, aux Salto-atras, mulâtres plus foncés, produits du quarteron ou du mulâtre avec le noir, on les confond tous dans la classe de couleur désignée sous le nom de Pardos (obscure). Par euphémisme et par politesse à la fois, on traite les noirs de Morenos, bruns (s. de Moussey). Le mélange des trois races (africaine, européenne et indienne) à tous les degrés, a produit l'immense majorité de la population actuelle de l'Amérique du Sud et du Bassin de la Plata en particulier. La race dominante dans la population des campagnes est celle qui provient du mélange du sang indien avec le sang caucasien, tandis que sous l'influence de l'immigration européenne, elle s'est presque effacée dans les villes (s. de Moussey).

*) Die alten Lieder (der Südsee) berichten, dass in alten Zeiten es Sitte gewesen sei, für Kühne und nach Ruhm strebende Männer in ihren Booten grosse Seereisen zu unternehmen und Seltenheiten aus entlegenen Ländern nach der Heimath zurückzubringen, so habe ein solcher Seefahrer den aus einem Baumstamme verfertigten Sessel Reuea des Königs von Rajetea aus der Insel Rotuma (32 Längegrade westlich) mitgebracht (nach Williams). Auf der Herveygruppe sprachen Traditionen von Einwanderungen in Rarotonga aus dem westlichen Lande Manuka und Tahiti. In Tahiti erhielt Cook ein Verzeichniss der bekannten Inseln, in Tonga Andersen (s. Meinicke). Havaiki, das Land der Todten (unter der Erde) auf den Marquesas, gilt für Hawaii, und Quatrefages verlegt Boloto in den malayischen Archipelago.

**) Die semitischen Kaufleute der Phoenizier unter der Herrschaft des mesopotamischen Reiches, von wo sie ausgezogen waren, verbreiteten in ihrem Melkarth (von dem sich die

Einfluss aus, und erklären die semitischen Klänge in iberischen und irischen Dialecten. „Die in der Fremde ansässigen Phoenizier assimilirten sich überall, wo sie nicht in übergrosser Anzahl wohnten, schnell der übrigen Bevölkerung,“ bemerkt Movers. Die den Phoeniziern folgenden Juden dagegen bewahrten als Buchvolk ihre kastenartige Abgeschlossenheit, durch den Kreis einer religiösen Secte umzogen, unverändert, während die Phoenizier in den Ländern des Mittelmeeres, selbst in Syrien his nach den Provinzen Galilea's, schon früh den Griechen und ihrer Sprache weichen mussten, wie in Indien die Portugiesen den Engländern. Wie in Athen (bei Demosthenes) betrieben die Phoenizier unter den Juden (bei Nah. und Zeph.) Wechselgeschäfte und zogen als Hausirer herum, auch zu Schiffe*), wie die Ladung aus Riemen, Röhren, Nüssen, Hengabeln, Schaufeln neben afrikanischen Wunderthieren (bei Plantus) zeigte.

grotesken Heraklesbilder in Deutschland fanden) den Cultus des Baal oder Belens (Bjel), der sich in der orientalischen Vergnügungsmythe bei Baldr (den Bruder des Hermodr, wie Apolln Helios des Hermes) der Asen (mit der gothischen Königsdynastie der Balthas), erhielt, wie auch in Indien, wo Herakles das Geschlecht der Pandu im Dekkhan einführt, die die Gesamtbezeichnung wendischer Fremden (wie später die Wanen im Norden) tragenden Panis (pani oder Kaufleute) den Daemon Bali begleiten und ohne die Hülfe des Reiterfürsten (Indra oder Sakarat, der in anderer Epoche als Gegner des Jungfräulich geborenen Krishna oder Govinda auftritt) den vedischen Priestern der Angiariden ihre Kühe gestohlen haben würden. The travelling pedlars „regato“ are known every where on the banks of the Amazon's and its tributaries.

*) Die Phoenizier galten als erste Erfinder und Seelente, *primique per sequora vecti, iustravere salum* (Avien.) bei den Griechen, die die Erinnerung an eine Umwandlung und ihren Uebergang aus dem einfachen Naturzustand zur Gesittung bewahrten. In kühlicher Weise würde eine einheimisch erhaltene Tradition der Polynesier die Anfänge ihrer Entwicklung auf Ankunft der europäischen Schiffe zurückführen, während wir durch die Uebernahme der Literatur aus einem früheren Culturkreis in diesem, als einen vorangegangenen hineinblicken, und so den unmittelbaren Anknüpfungspunkt an die primitiven Stadien selbstständiger Entwicklung verloren haben. Die Seemacht der Japaner, deren Schiffe durch Meeresströmungen leicht nach Kalifornien geführt werden, florirte besonders im IV. Jahrhundert p. d., als sie mit der Wei-Dynastie im lebhaften Verkehr standen und unter dem weiblichen Mikado ihre Eroberungen über Korea mit den benachbarten Ländern ausdehnten. Die Tolteken verliessen 337 p. d. das Land der rothen Erde (Hualtu-pallan in Californien), um längs der Küste des südlichen Meeres herabzuführen und über Jalisco nach Tula zu ziehen. Wallace erkennt Papua und Malayen als verschiedene Rassen, findet aber dann wieder in den zu den Malayen gerechneten Dayak Eigenschaften, die sie mehr den Papua anreihen, und die Alfuren als für sich eigenthümlich. Ungleichwerthige Proportionsverhältnisse können nicht in directe Gleichung gesetzt werden. Als typisches Bild des Malayen hat dasjenige Product zu dienen, das aus den continentalen Einwirkungen Ostasiens auf die eingeborenen Stämme des Archipelago (unter denen die Papua einen Zweig bilden mögen), resultirt, und wie es sich in selbstständiger Existenzfähigkeit abgeschlossen am charakteristischsten in den als mythischer Heimath geltenden Districten Sumatra's nachweisen lassen wird, während auf Java durch Zutritt vorderindischer Elemente ein weiterer Stufungsgrad erreicht ist. In Battas, Dayak, Alfuren u. s. w. zeigen sich uns die nach den geographischen Provinzen variirenden Erzeugnisse, wie sie nach der jedesmalig einheimisch gegebenen Grundlage durch den hereinfallenden Reiz fremden Einflusses hervorgewachsen sind. Die geographische Westbestimmung in der Anthropologie

Wo die Spanier in Mexico und Peru schon feste Indianerdörfer vanden, überliessen sie die weitere Regulirung meist der Geistlichkeit, aber auch am La Plata ging die Colonisation im Ganzen friedlicher vor sich als in Brasilien, wo die Portugiesen öfter zu Gewaltmassregeln schritten. Die zur Herbeiführung von Neophyten und Arbeiten für die Colonisten organisirter Manaos wurden Barés (Schergen) genannt. Sie unternahmen ihre Raubzüge besonders gegen die an den Grenzen Brasiliens und jenseits derselben hausenden Banden, und während ein Theil dieser Menschenjäger in den Niederlassungen zurückhlich, breitete sich ein anderer immer weiter nach Norden bis an das Gebiet des Gnaia und Orenoco aus, woher denn auch fortwährend mancherlei Volk in die portugiesischen Besitzungen, neben den sie einbringenden Sklavenjägern, Barés selbst und Andere unter ihren Namen, herüberkam. Mit der Abnahme der alten Manaos hielt so gleichen Schritt die Ausbreitung einer sehr gemischten Bevölkerung, die sich selbst Baré nennt, aber keine abgeschlossene Horde im Zustande wilder Freiheit bildet, und die Anshreitung eines Idiom, das die mannigfaltigsten Elementa in sich vereinigt und die Baré-Sprache genannt wird. Es wiederholt sich, was sich bei den Tupis vollzogen hat. Eine Schritt für Schritt bald freundlich, bald feindlich sich ausbreitende, in fortgehender Vermischung leiblich und sprachlich umgestaltende Menschengruppe, nicht Eines Stammes, Eines Herdes, Eines unvermischten Idiom's, macht sich zwischen einen hunten Hordengemengsel, wie eine Einheit, wie ein Volkstamm geltend und trägt seine stets im Umguss begriffene Sprache in die Ferne, während sie dort verhallt, wo sie zuerst gehört werden (Martius). Die Agenten, die sich von den spanischen Grenzfestungen am Chaco in die Wälder begeben, um die Guanas oder andere Indianerstämme für die Ernte-Arbeit zu engagiren, lassen sich dann auch für Bildung von Ansiedlungen*) verwenden.

beruht vor Allem in der psychologischen Thätigkeit, als einer Abspiegelung der umgebenden Polymorphie, wie die rohen Fetischmysterien der Neger zur Characteristik für dieselben können, oder die ascetischen Bussübungen für amerikanische Indianer, obwohl auf beiden Continenten wieder nach Vertheilung der Localverhältnisse modificirt.

*) Wer ein Dorf mit deutschem Recht (in Schlesien) anlegte (locator), verpflichtete sich, die ihm übergebene Zahl von Hufen mit Colonisten zu besetzen und erhielt dafür ein theilbares Eigenthum, die Schultzei oder Schölnzerei (scultetia) mit freier Verfügung darüber für sich und seine Nachkommen. Albertus Urs. (s. Helmold) siedelte Holländer, Seeländer, Flandrer in der Mark an, Adolf II. von Holstein Friesen, Westphalen, Holländer, Flandrer, Holzaten. L'Indien, respecté par le blanc, favorisé dans ses transactions avec lui, a compris les avantages du travail, puisqu'il vient de lui-même en demander, comme le font les Tobas et les Chunupis à Corrientes, les Payaguas au Paraguay, les Matacos et les Chiriguanos à Salta et à Oran. Il s'est donc créé du nouveaux besoins et il comprend qu'il ne peut les satisfaire que par l'échange de son travail (de Moussy). L'absorption lente des tribus au moyen du travail fait et salarié chez les blancs, les relations commerciales résultant de l'échange de produits naturels ou industriels, la fusion du sang par l'union avec les femmes indigènes, tout cela dirigé et moralisé par l'influence de l'autorité civile et religieuse, est le meilleur moyen d'arriver au resultat que doivent désirer tous les amis de

In Mexico bildete sich in Folge fremder Einflüsse jenes theocratiche Regiment heraus, das in der mythischen Person Quetzalcoatl's seinen Ausdruck findet und auch in den Legenden der Cochimies, sowie anderer Stämme Californiens spielt. Der Fall des alten Tolteken-Reiches durch den Einbruch der Chichimeken hängt mit der Ausbreitung des Athapaskenstammes nach Süden, in den Ländern der wie die Kenai (bei Busehmann) zu gleicher Sprachfamilie gehörigen Apachen, Verwandte (nach Latham) der Cunauchen (die Busehmann zum Sonorischen rechnet) oder (nach Pike) der Paduca (Pa. nie Paduca), zusammen, und die Athapasken selbst (von denen die Innndrippen-Indianer am Atuah das Rennthier besitzen) scheinen sich auf dem Grenzgebiet der arctischen Provinz und Mischung polarer Elemente mit asiatischen (wie sie durch die Handelsbeziehungen der Namollos herbei-

l'humanité, c'est-à-dire à l'assimilation des races en un seul corps de nations, parlant la même langue vivant de la même vie et adorant le même Dieu (de Moussy). A mesure que diminue le sang indigène pur, le sang mêlé augmente dans d'incroyables proportions (chez la population argentine). Die Hirten der Pampas heißen Gaucho vom araucanischen Wort Gatschu oder Geführte (als Grusa). Quant aux Indiens, qui s'étaient soumis dès le commencement ou qui venaient chercher alliance des Espagnols, on les obligeait à se choisir un terrain, à se former en village, on leur nommait d'abord un cacique, puis un alcade, un corrégidor, enfin les officiers municipaux qui existaient dans tous les villages de l'Espagne. Presque tous les bourgs et villages d'ancienne date qui existent aujourd'hui dans La Plata ont eu cette origine. Cette organisation terminée, la population indienne du groupe ou district (Pueblo) était partagée en fractions de commanderies, chacune avec un cacique en tête, était mise au service d'un des colons, suivant son mérite. Mais ces commanderies, dites de Mitayos (Encomendas de Mitayos de Mitad) ou Metayer ne devaient au seigneur qu'un service de deux mois dans l'année (de Moussy). Les Encomendas de Mitayos n'étaient pas aussi recherchées que celles des Yanacunas (où le maître avait à son service les Indiens à titre d'esclaves au plutôt de domestiques). Mediani Coloni tertiatorum (in Italien) tertiam fructuum agrī domino pensant (du Congo). Les forts (sur la frontière des Indiens) commencent par être de simples enceintes de pieux enfoncés en terre, avec un fossé en dehors et quelques pièces de canon aux angles sur un petit cavalier formant bastion. Dans le voisinage une autre enceinte de peux servait de corral pour recevoir la nuit les chevaux de la garnison. Bientôt quelques Maisons se groupèrent autour de ces fortifications (de Moussy). Une fois qu'un canton est solidement organisé, les fermiers arrivent, bâtissent une maison, établissent leurs enceintes à bétail et peuplent leurs champs de troupeaux, le fortin devient un village, puis un bourg, la culture de ses alentours se développent, on y sème des céréales, on y planta des arbres, tous les centres de population ont ainsi commencé. Seit Moswijah wandelten sich die arabischen Eroberer nach und nach in Grundbesitzer und Landbesizer um. Während sie zuerst eine Kriegerkaste gebildet hatten, für welche die Rajahs das Land bebauen mussten, so fügten sie allmählich an (nicht nur durch Vertheilung der herrenlosen Ländereien), sondern auch durch Ankauf Grundbesitz zu erwerben. Da von dem an Moslimen übergegangenem Gründen nur der Zehnten erhoben werden konnte, und die von den Rajah's bezahlte Grundsteuer wegfiel, so suchte (aber vergebens) Chalif Omar Ibn Abd al-azys den Verkauf zu annulliren (s. Kremer). Die schon unter Omar eingeführten Militär-Stationen (agnād oder amškr) wurden unter den Omajjaden mit dem Ertrage gewisser Landstriche belebt (statt, wie früher, aus der Staatskasse bezahlt zu sein und Antheil an der Kriegsbeute). In Spanien erhielt die Legion von Damascus (gond Dimashk) Ländereien bei Elvira, die Legion von Euesia (gond Hims) bei Sevilla, die Legion von Chalcis (gond Chonasryn) bei Jaen und die Legion von Palästina (gond Filistyn) bei Sidonia,

geführt werden) auf einer anthropologischen Grundlage gebildet zu haben, die in ihrem ursprünglichen Typus dem der Koloschen nahe kommen würde. Nach Herstellung der neuen Nationalität (durch Mittelglieder, wie sprachlich in den Digotbi dargestellt) trat die noch jetzt den Eskimo gegenüber bestehende Feindseligkeit hervor. Die durch den Bruch mit den bestehenden Einrichtungen in Mexico und seinen Nebenländern herbeigeführten Umwälzungen, regte die aus Westen nach Osten*) gerichteten Eiuwanderungen an, in welchen sich die Algonkins im Osten des Felsengebirges festsetzten und die Delawaren oder Leni-Lenape (nach Besiegung der am Mississippi getroffenen Alligewis in ihren Festungen) in Virginien ihr theocratiches Reich einrichteten, Powhattan nicht nur für einen König, sondern für einen Gott haltend, wie Gottfried bemerkt. Zwischen den über das Areal der Union verbreiteten Algonkinstämmen schloss sich dann der Bund der Fünf-nationen (später auf acht erweitert) in den Irokesen zusammen, am Onondoga-See vom Heros Thannawage oder Hiawatha gestiftet, und trat bald (besonders nach Erlangung von Feuerwaffen 1670 p. d.) mit Eroberungen auf, die auch in Afrika aus dem Schlusse derartiger Confoederationen zu resultiren pflegen.

Wie nirgends in der Natur können wir den starren Speciesbegriff am Wenigsten länger festhalten in der Anthropologie, der Wissenschaft vollrührigsten Lebens. Entwicklung ist jetzt unser Führer, unter den grossen Gesetzen der Vererbung und Anpassung, deren Ineinanderwirken Darwin so meisterhaft anverfolgt hat. Um aber in diesem Flusse der Entwicklung den ruhenden Punkt des Bestehens zu finden, dürfen wir über die geographisch gegebenen Typen nicht hinausgehen, da durch das Aufsuchen eines absoluten Anfanges aufs Neue der Mythos in die Naturforschung eingeführt werden würde. Die unendliche Reihe lässt sich nicht auszählen, sie vermag

*) Die 1300 p. d. nach der Küste Virginien's kommenden Tuscarora trafen dort Rohfleischesser (Eskimantik oder Eskimo), die keinen Mais kannten (nach Lederer). Die Sprache der Natches zeigt Aehnlichkeiten mit der der Mayas in Yucatan und der der Huastecas (s. Brinton). Spuren der Artekischen Sprache lassen sich in Nicaragua bis Vancouver-Insel verfolgen. Die Sprache der Seuchones, die die der Comanche, Wihinsah, Utah und verwandte Stämme einschliesst, wurde in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu der astekischen nachgewiesen. Die Könige der Inseln Esselahi litten Wassermangel ohne Beschenkung des Königs von China (nach Kaswini). Im Besitz der Matalonim (auf Ascension in Mikronesien) fand sich die Schiffsfigur einer chinesischen Djonke (Bjarnatzkil). Unter den den Aethiopenkindern Aehnlichen, die die Fahrzeuge besteigen, kommen (nach Kaswini) Leute geschwommen, um Eisen einzutauschen. Stummer Handel wurde auf der Insel Bertajil getrieben, wo die glatten Leute, wenn angeschaut, verschwinden. Hinter der Insel Eibunan, auf der sich das menschenfressende Volk glänzender Schönheit vor den Fremden in die Berge zurücksieht, liegen zwei lange, breite Inseln, von einem uralten Volk mit krausen Haaren bewohnt. Der nach der Insel Sekaar (der Hundsköpfigen) Verschlagene musste (nach Jakob ben Istak esseragi) Einen der unter Obstkäuser Ange-troffenen auf dem Nacken tragen (s. Eibe nach der durch das Tabu bedingten Sitte Polynesiens (wie Sinbad).

uns weder einen Anfang noch ein Ende zu geben. Der feste Ansatzpunkt unter den Relationen des Werdens lässt sich nur durch das in Gegenseitigkeit hergestellte Gleichgewicht einer Aequation gewinnen, indem wir eine fest bestimmte und immer genauer zu berechnende Formel gewinnen für die Gleichung zwischen dem anthropologischen Typus und seiner geographischen Umgebung. Dann wird sich vielleicht eine unbekannte Grösse nach der andern im Laufe der Operationen auflösen und schliesslich das letzte x ausmerzen lassen, in ethnologischer Fortbildung ebensowohl, wie zurückgehend in die zersetzende Analyse der Embryologie. Wie den Vorstufen ein durchgehendes Gesetz zu Grunde liegt, so wird es sich auch in den Phasen erkennen lassen, die unter günstigen Mischungsverhältnissen *) über einander

*) La province de Corrientes était autrefois habitée par une foule de peuplades d'origine guaranie: Caracaras, Dagalastas, Yaunetes, Frentones, Ebirayas etc. Toute cette population, se soumit aux Espagnols à la fin du XVI. siècle et au commencement du XVII. siècle, et se foudit avec eux, mais en leurs laissant sa langue, qui est aujourd'hui d'un usage général dans toute la province, comme elle l'est également au Paraguay. La majeure partie de la population des campagnes est métisse; il ne reste plus d'Indiens purs, ceux-ci ayant fini par se foudre, en la modifiant toute fois, avec celle d'origine caucasienne. Depuis 1852 il a commencé à s'établir un assez grand nombre d'étrangers qui se marient presque toujours dans le pays et se fondent, à leur tour, avec ses habitants (de Moussy). Lors de la découverte, les Indiens Timbos, Quiloazas et Chanas, tous d'origine guaranie, peuplaient la province de Santa-Fé. Les colons espagnols prirent des femmes parmi ces tribus, qui graduellement se fondirent avec eux. Depuis d'autres Indiens tels que les Tobas, les Mocavis, les Abipons ont contribué à recruter la population de la campagne et ont fourni de nombreux métis. La population primitive de la province de Cordova se composait en majeure partie de tribus d'Indiens Comechingoues, qui paraissent avoir appartenu à la race Quichus, comme les Calebaquis du nord de la Confédération. Cette population peu nombreuse se foudit assez rapidement avec celle que l'immigration espagnole amonait d'Europe. Elle augmenta ensuite par la réduction en encomiendas des tribus de la plaine voisine de la sierra, et grossit dans le courant du XVIII. siècle par suite de l'arrivée de nouveaux colons et de l'importation des nègres esclaves. Enfin, depuis l'émancipation, il s'est mélangé avec elle un certain nombre d'Européens nouveaux venus. Le sang caucasien domine car la race mêlée va diminuant de nombre et se rapprochant du type blanc.

Mestiza	aus Spanier	und Indianerin
Cartiza	„ Mestizo	„ Spanier
Chanusa	„ Mestizin	„ Indianer
Espagnola	„ Cartizo	„ Spanierin
Mulatte	„ Spanier	„ Neger
Morisca	„ Mulattin	„ Spanier
Albina	„ Moriske	„ Spanierin
Tornatras	„ Albina	„ Spanier
Fentinelaire	„ Tornatras	„ Spanierin
Lovo	„ Indianerin	„ Neger
Caribuya	„ „	„ Javo
Grifo	„ Negerin	„ „
Barsino	„ Mulattin	„ Cayote
Albarazado	„ Indianerin	„ „
Mochino	„ Java	„ „

in den Misch-Rassen Mexico's und Guatemala's (nach Larenaudière).

emporgewachsen und die Geschichte des Menschengeschlechts mit neuen Schöpfungen bereichern.

Das craniologische sowohl wie das philologische Eintheilungsprincip der Ethnologie ist ein durchaus ungeeignetes, da man in beiden Fällen einen veränderlichen Massstab verwendet, der sich eben in Proportion mit den zu messenden Objecten verändert, also nie ihre relativen Beziehungen darlegen kann, denn die Fortentwicklungsfähigkeit des anthropologischen Organismus, als Individuum, oder als Volk aufgefasst, manifestirt sich einmal in den mit dem Geiste umgebildeten Schädeldecken und dann in der durch den Geist umgestalteten Sprache, so dass Schädel und Sprache gerade am allerwenigsten dafür geeignet sind, als ein absolut constantes Normalmass zu gelten, das vergleichend den verschiedenen Phasen angelegt werden könnte. Die anthropologische Wesenheit der Rassen ist (ein mikrokosmisches Product der makrokosmischen Umgebung) als Effect aus den Causalitäten der jedesmalig geographischen Provinz abzuleiten, und da der Schwerpunkt des Menschen auf der geistigen Seite liegt, aus den Erscheinungen der die verschiedenen Gesellschaftskreise charakterisirenden Denkschöpfungen. Seiner körperlichen Entstehung*) nach sinkt der Mensch, wie alles Materielle, in den, dem für kosmisches Licht praedestimirten Ange dunkel verhüllten Abgrund zurück, die Primitiv-Regungen seiner psychischen Thätigkeiten beginnen aber schon mit einem fest gegebenen Ansatzpunkt, mit dem aus Einflüssen der Aussenwelt und innerer Reactionsfähigkeit geschlungenen Knoten. Besässen wir die Urform der jedesmaligen Weltanschauung, so mächtig oder kleinlich sich dieselbe in einem höher begabten oder tiefer stehenden Volkgeist nun auch spiegeln mag, so hätten wir mit dieser Peripherielinie des in seinen besonderen Phaenomenen spielenden Geisteshorizontes die Charakteristik derjenigen Menschenrasse, die ihn projicirt hat, und es bedürfte dann weiter der Erforschung der voransichtlich bei Allen gleichartigen Wachstumsgesetze, unter welchen diese verschieden abgestuften Organismen, in ihren Assimilationsprocessen der Aussenwelt, der Vollheit entgegenreifen.

Die Kräfte der irdischen Materie erneuern sich in gleichmässigem Stoffwechsel ohne selbstständige Weiterzeugung. Aus dem Zusammentreten der Elemente bilden sich die Krystalle, die je nach den stöchiometrischen Proportionen sich ändern, aber stets in starre Formen zurückfallen. Die Pflanze absorhirt in ihren entwicklungsfähigen Zellenmassen die kosmischen Einflüsse als Wärme und erfüllt sich so in einen der Schwerkraft entgegengestrebenden Cyclus, die animalischen Sinneswerkzeuge dagegen fassen das Licht als Kraftwirkung auf, ohne dass die hier einfallende Causalität einen

*) Humboldt fasst das Werden nur als einen neuen Zustand des schon materiell vorhandenen, „denn vom eigentlichen Schaffen, als eine Thathandlung, vom Entstehen, als Anfang des Seins nach dem Nichtsein, haben wir weder Begriff noch Erfahrung.“

materiell nachweisbaren Effect hervorruft. Dieser producirt sich dagegen in dem für das menschliche Bewusstsein verständlichen Gedanken, der Vergeistigung des Augenbildes, also in einer von dem körperlichen Substrate (obwohl in ihm wurzelnd und aus ihm ernährt) losgelösten Schöpfung. Die Unabhängigkeit geistiger Fortexistenz ist dadurch gesichert. In Gehirnaffectionen, in Folge von Verletzung, von Alter und Krankheit mag die geistige Denkbätigkeit vielleicht in verworren gestörten Erscheinungen äusserlich zu Tage treten, weil auf einen gestörten Instrumente spielend, sie selbst muss aber in den harmonischen Proportionen verharren, unter welchen allein sie ursprünglich zur Existenz erweckt werden konnte.

A. B.

Die Stellung der Funje in der afrikanischen Ethnologie, vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet.

Von Robert Hartmann.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die sennârischen Funje als hervorragender Bevölkerungstypus Inner-Afrika's, als Begründer des Sultanates von Sennâr, als Träger eines gewissen Kulturzustandes; einer nicht unbedeutenden Machtentfaltung gewähren, dürfte es überhaupt wohl schon am Platze sein, ihrer in einer „Zeitschrift für Ethnologie“ ausführlicher zu gedenken. Nun veranlassen mich aber ganz besonders die Bemerkungen des bekannten Afrikareisenden und früheren französischen Generalconsuls für Abyssiniën, Herrn G. Lejean, gelegentlich einiger von mir schon früher über denselben Gegenstand veröffentlichter Aufsätze zu einer entschiedenen Replik gegenüber dem eben erwähnten Autor, der nicht davor zurückschreckt, oberflächliche, jeder ernsteren, wissenschaftlichen Grundlage völlig entbehrende, zudem äusserst confus gedachte Commentare als „données de l'ethnographie et de la linguistique“ gegen mich in die Welt zu schicken.

Der Schreiber dieser Zeilen achtet gewiss das Talent des Herrn Lejean als Topographen, als Zeichner, achtet ihn als kühnen, unerschrockenen Reisenden; er begreift es aber auch nicht, wie dieser Reisende bei seiner vollständigen, auf jeder Seite seiner Publicationen sich manifestirenden Unkenntniss der naturhistorischen Disciplinen es zu unternehmen wagt, an die Behandlung von Fragen zu gehen, welche, wie diejenige über die Stellung der Funje und ihrer Verwandten unter den Völkern

Afrika's, doch nur mit besonderer Zuhilfenahme der genannten Disziplinen zur Entscheidung gebracht werden können.

Ich würde mich kaum bemüsstigt gefunden haben, auf die früheren Angriffe des Herrn Lejean gegen mich, die im Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 1865, p. 238 ff. abgedruckt sind, einzugehen, indem Lejean sich nicht einmal die Mühe genommen, meine eigenen*) und andere deutsche in dasselbe Gebiet einschlagenden Veröffentlichungen ordentlich durchzulesen, sondern sich vielmehr damit begnügt, die an Druckfehlern nicht arme französische Uebersetzung meiner Arbeit aus der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ in den „Annales des voyages“ zu benutzen und sich selbst nicht entblödet, aus den in dieser Uebersetzung enthaltenen Druckfehlern Kapital gegen meine Angaben zu machen. Nun aber tritt Herr Lejean zum zweitenmal mit denselben Angriffen in seinem diekleibigen, vor nicht gar langer Zeit erschienenen Anekdotenbuche: „Voyage aux deux Nils etc.“ hetitelt; hervor und das veranlasst mich endlich denn doch, meine Sache dergleichen Prätionen gegenüber zu wahren.

Lejean scheidt besonderes Gewicht auf die historische Methode in der Ethnologie zu legen — gut, folgen wir zunächst einmal dieser.

Auf altägyptischen Denkmälern erscheinen häufig „Söhne der elenden Kusch.“ d. h. der südlich von Syene gelegenen Gebiete, in farbiger oder auch nur einfach gemeisselter Darstellung, welche gewisse noch heute existirende Bevölkerungs-Typen des inneren und östlichen Afrika mit grosser Treue wiedergeben. Selbst die Tracht dieser von den Alten abgebildeten Stämme ist, gewisse durch erweiterten Völkerverkehr bedingte, im Grössen nicht eben wesentliche Abänderungen abgerechnet, noch heute dieselbe oder doch mindestens eine ähnliche geblieben. Ueberschend erscheint die Schärfe der physiognomischen Charakterzeichnung an den alten Köpfen und Leibern. Freilich darf man bei vergleichender Anwendung dieses ehrwürdigen Materials immerhin jene von mir schon im II. Hefte unserer Zeitschrift aufgeführten Unzulänglichkeiten altägyptischer Menschenzeichnung zu hertücksichtigen nicht unterlassen. Wichtig erscheint es mir, hier den Umstand hervorzuheben, dass die Alten auch bei den Portraits der Kuschiten die sonst bei den Innerafrikanern selten weitgeschlitzten, aber mit grossen Lidern versehenen, von diesen halbbedeckt getragenen Augen mit der stereotypen queren, mandelförmigen, klaffenden Öffnung wiedergeben. Gerade dies muss man nun in Abrechnung bringen, will man solche von den Alten abgebildete und neuerlich aboonterfeite

*) Skizze der Landschaft Senoär in „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde,“ Jahrgang 1863; „Reise des Freiherrn Adalbert von Barmin in Nord-Ost-Afrika,“ 1863; „Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer,“ Berlin 1865.

Köpfe mit einander in Vergleich ziehen (Vergl. z. B. Taf. VIII. Fig. 3 und 4). Abgesehen von dergleichen Eigenthümlichkeiten liefern nun die antiken Darstellungen eben auch in Bezug auf die Kuschiten einen ganz vorzüglichen Stoff. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich unter den zu Karnak, Gurnet-Murrai, Redesieh, Tell-el-Amarna, Hagar-Selsele, Abu-Simbil u. s. w. befindlichen Kuschitenbildern folgende noch heut vertretene Typen von Ost- und Innerafrikanern herauszufinden suche: 1) Beräbra, Nnbier, namentlich zu Theben, Abn-Simbil, Gebel-Barkal, Ben-Naga. 2) Bega, ebendasselbst. 3) Die heut in Sennâr herrschenden Funje.

Namentlich findet sich auf den Völkertafeln des Reichstempels von Karnak in häufiger Wiederkehr die Profildarstellung eines Gefangenen, welche ich auf Taf. VIII. Fig. 7 nach einem von mir an Ort und Stelle genommenen Papiocrabdrucke habe copiren lassen, eine Darstellung, welche in den Profillinien und selbst in der Haartracht den von mir genugsam studirten Typus jenes Volkes mit grosser Treue wiederzugeben scheint. Ich nehme keinen Anstand, diese Behauptung selbst unter dem Eindrucke der Thatsache festzuhalten, dass die halbzerstörten Hieroglypheninschriften dieser Köpfe heut keine sichere Lesung mehr gestatten. Ich will hierbei nur gleich bemerken, dass ich zwar den hieroglyphischen Benennungen auch innerafrikanischer Stämme, welche, wie z. B. Beraberata, Kennu, Argin u. s. w., sich noch in den heutigen Tagen erhalten zeigen, eine nicht geringe Bedeutung für die historische Speculation in der Ethnologie Nord-Ost-Afrikas beizulegen pflege, dass ich aber da, wo die Hieroglyphendeutung unsicher sich zeigt, doch lieber zur directen Vergleichung des Bildes oder Bildwerkes schreite, mithin der physiognomischen Behandlung des Stoffes — den Vorzug einräume. Ueberhaupt zeigt sich letztere, natürlich eine genauere Kenntniss der typischen Merkmale der in Vergleichung zu ziehenden Stämme vorausgesetzt, oft eben so sicher, wo nicht noch weit sicherer — verhehlen wir es uns nicht — als die manchmal auf allzu schwankenden Füßen ruhende Hieroglyphendeutung.

4) An mehreren Oertlichkeiten, z. B. zu Hagar-Selsele, erkennt man schwarze und branne Leute mit den unverkennbaren Zügen, Schmuckgegenständen, Waffen und Geräthen der Schilluk, Denka, Kitch, Bor, Alliah, zu Gurnet-Murrai aber auch selbst der Gala. Ja an einigen Bildern von Schwarzen erkennen wir mit Sicherheit die geflochtenen, zuweilen mit Glasperlen und Kaurimuscheln verzierten Kappen der Nnwer und anderer Tribus des weissen Nil-Gebietes. Die von den Alten zu Tell-el-Amarna und anderwärts so häufig gemalten, aus Streifen von Strohgeflecht und aus Leder bestehenden Kappen finden sich übrigens selbst jetzt nicht nur bei jenen Nilanwohnern und bei gewissen Nationen Südafrikas, sondern auch, wie mir Barth versichert hat, noch bei Tibbu, Kanembu, Musgu u. s. w. Nicht allein die sorgfältigste Untersuchung der somatischen Eigenthümlichkeiten

der mir als Soldaten, Matrosen, Sklaven, freie Diener, Missionsschüler n. s. w. vorgekommenen Innerafrikaner, sondern auch die schönen Photographien von James, Hammerschmidt und Anderen, die unvergleichlichen Zeichnungen von W. Gents, die so genau concipirten Skizzen von W. v. Harnier, endlich verschiedene ethnographische Sammlungen, haben mir einen nicht kargen Stoff zu Nachforschungen geliefert.

Die Funje*) gehören bereits zu jenen alten Bewohnern Innerafrika's, mit welchen einzelne Pharaonen angebunden haben und die von diesen sogar zur Tributleistung genöthigt worden sind. Dann ist lange Zeit keine directe Kunde von den Funje vorhanden, obwohl doch gewisse Institutionen des meroitischen und des aloanischen Reiches die Annahme zulassen, dass die Fungebewölkerung des vom blauen und weissen Nil eingeschlossenen Mesopotamien, Gesiret-Sennâr oder Gesiret-el-Hoje, mit den genannten Staaten in irgend einer politischen Beziehung, vielleicht als Tributäre oder Bundesgenossen, gestanden habe.***) Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aber regt sich der Funjistamm und dehnt sich erobernd nach verschiedenen Richtungen hin aus. Nach Barth erscheinen auf vielen Karten des 16. und der folgenden Jahrhunderte die Funje an der Westseite jenes Quellsees des weissen Niles (Ukerewe-Nyansa), wo jetzt eingedrungene Wa-hn-ma oder Galastämme hausen.***) Zur selbigen Zeit bedrängen sie aus dem Süden des Zwischenfluslandes Sennâr her das morsche Aloa-Reich. Dieses Aloa, bewohnt von Berâbra als Ackerbauern, von Bega als eben solchen und als Hirten, sowie von einer zahlreichen Sklavenbevölkerung, unterlag den streitlustigen Horden der Funje, die herabgestiegen von ihren in der Chala oder Steppe zerstreuten Bergen. An ihren Zügen mögen auch jene anderen Funjefamilien theilgenommen haben, die selbst wohl schon von Alters her in den Stromlandschaften Seru und Roseres am blauen Nile einheimisch gewesen. Es geht noch die Sage, es hätten sich sogar die Schilluk an den Eroherungszügen der Funje gegen Aloa betheiliget, und zwar mit einer stark bemannten Flotille von Piroguen, die zunächst ihre Angriffe gegen die Uferländer des nnteren weissen Nil und gegen die hentige Khartoumer Gegend gerichtet. Es sind diese Angriffe etwa zu der Zeit ausgeführt worden, in welcher ein aus dem Südosten hervorbrechender

*) Im Singul. Fungi mit einem harten g-Laut, welchen unsere Eingeborenen selbst durch das arabische Kaf ausdrückten. Das je im Plural dagegen wird mit dem Gim umschrieben und dünn, mit stummem, kaum hörbarem e am Ende, ausgesprochen. Dagegen ist die von Einigen, z. B. von Waitz angewendete Schreibweise des Plurals Fandsch, durchaus verwerflich, denn der Sennârier gebraucht niemals dieses scharfe dsch, sondern statt dessen immer ein dj oder j, ja selbst nur ein wenig mouillirtes u, letzteres etwa wie der Spanier.

**) Das Aloareich scheint sich von Berber bis mindestens nach Seru hin erstreckt zu haben.

***) Zeitschrift f. allgem. Erdkunde. N. F. Bd. XIV. S. 141

(zu den Dor gehörender?) Stamm sich in Baghirmi niedergelassen, zu der Zeit, in welcher ferner Gala-Horden das Reich Uniamesi zerstört, auch ihre Eroberungen weit über den Norden und Westen Innerafrika's ausgedehnt*).

Bei diesen kriegerischen Unternehmungen wurden auch die in der westlichen Bejudabsteppe und am unteren weissen Nile hausenden, meist nomadischen, seltener sesshaften Hasanieh und die zu den Gaalin gehörenden, den Namen des alten Reiches selbst tragenden Alauin**) der Gesireh von den Funje geschlagen und in jenes für genannte Stämme sehr traurige Abhängigkeitsverhältniss gebracht, von welchem schon Bruce seiner Zeit die Spuren (Note I.) aufgefunden hat.

Es sollen nun in jenen etwa von 1480—1530 stattgehabten Kriegszügen auch namentlich durch Schilluk verstärkte Heerhaufen der Funje sich abgezweigt und nach Kordufan gewandt haben, wo sie ursprünglich das von Noha bewohnte Bergland Takela oder Tegeli erobert***) Auch in der Landschaft Gadaja südlich und östlich um Gebel-Kordufan scheint dieses Volk Fuss gefasst zu haben, denn die Gadajat gelten als frühere Unterworfenene und als Verwandte der Funje.†) Dann erinnert der Gebel-Fungur in Kordufan an unsere Nation. Nach Lejean, l. c. p. 239, behaupten die Bewohner von Algeden und Barka von unserem Volke herzstammen; ein Gleiches soll von Lejean's „Kamatir“, von denen ich zwar nie etwas gehört, deren Existenz ich jedoch trotzdem nicht in Zweifel ziehen mag, ausgesagt werden.††) Andere Horden der siegenden Funje sollen nun, einer Sage zufolge, im sechzehnten Jahrhundert nach Dar-Fur gegangen sein und sich hier an mehreren Punkten festgesetzt haben, hier auch zur herrschenden Klasse geworden sein. In Süden von Dar-Fur existirt eine reiche Landschaft, Dar-Fungare oder Dar-Fonjoro, welche man nach einer mir persönlich gemachten Mittheilung des Furers Idris-Imam auf dem Wege von Kobbe nach Fertit zu passiren hat. Eine andere Landschaft, das Dar-Gula, erinnert an den Gebel-Ghule oder Guli†††) in Sennâr. Mit höchster

*) Vergl. Barth a. o. a. O. S. 446.

**) El-Alauin, fälschlich auch Lahauin geschrieben.

***) So wurde mir von mehreren intelligenten Takelauin und von sennârischen Ulema mitgetheilt. Auch Munzinger sagt in seinen Ostafrikanischen Studien (Schaffhausen 1864), S. 557: „Die Leute von Tegale rühmen sich, Brüder der Fundj von Sennâr zu sein.“

†) Munzinger, Ostafr. Studien S. 560.

††) Lejean sagt l. c.: „Enfin on m'a signa^ld, à Merma et à Runga, sur le Nil Blanc, entre Karkodj et Sennâr, une population noire, qui y forme une sorte d'aristocratie et qui paraît être du sang Fougu, on appelle ces noirs Kamatir.“

†††) Die Etymologie dieses Namens ist zweifelhaft. Man notirte mir den Namen Gebel-Ghule als abzuleiten von Ghul, Ghol; indessen könnte dies immer noch Arabisirung eines einheimischen Namens Gule, Guli oder Gula sein. So wird der Name Sennâr mit Unrecht aus dem Arabischen Sin-e'-Nar oder gar Se-i-de-e'-Nar, Sinear, abgeleitet. Die Etymologie Sennâr's von Sena-Arti, Insel Sena (Sennâr, Sennâr) erscheint mir dagegen weit annehmbarer. Die Arabisirung eingeborener Namen spielt in Nordafrika überhaupt eine grosse und für das ethnologische Verständniss leider oft sehr verhängnisreiche Rolle.

Wahrscheinlichkeit können wir annehmen, dass diese Bezeichnungen von eingedrangenen Funje herrühren, wogegen uns nichts zu der Annahme berechtigt, als müssten hier, in Dar-Fungare oder Dar-Gula, die Stammsitze unseres Volkes gesucht werden.*) Lejean's Ausspruch: „Sur l'origine des Foun il n'y a rien de certain: on sait vaguement qu'ils sont venus du sud du Kordofan, et sans doute de plus loin,“**) besagt eben gar nichts, und die von ihm an demselben Orte, sowie auch im Tour du Monde, vorgebrachte Anekdote von der vermeintlichen Abstammung der grossen Volksmasse Sennâr's von einem mit mohamedanischen Namen ausgestatteten Beduinen ist eben nur eine Scurrilität, deren breitere Wiedergabe Lejean sich und seinen Lesern (gleich hätte sparen können.

Ich will hier nun zunächst dasjenige erörtern, was ich über die Abstammung der Funje in Erfahrung gebracht habe und zwar sowohl mit Hilfe intelligenterer Individuen aus der Mitte ihres Volkes selbst, als auch noch anderer afrikanischen und selbst europäischen Stämmen angehörender Personen. Demzufolge müssen wir sie als Eingeborene der etwa südlich vom 13° N. Br. gelegenen Theile von Sennâr gelten lassen und zwar derjenigen Districte dieses Landes, welche sich längs des blauen Niles, sowie zwischen diesem und dem weissen Nile, erstrecken. Sie wohnen südwärts bis gegen den 10° N. Br. hin. Diese Funje nun gliedern sich in mehrere Stämme, deren geographische Verbreitung ich namentlich in meiner „Skizze der Nilländer“ ausführlicher erörtert habe. Diejenigen, welche den Kern der Eroberer Aloa's gebildet, stammen von den Dulâl (***)-Gerebin, Werekat, Roro, Ghule, Oln oder Ulu, Silek, Jagan, Migmig, Jumjum, Gugeli, Cheli u. s. w., von jenen Bergen, welche die heut sogenannten Gebâl-ef-Funje bilden. Auf diesen aus röthlichem Granit bestehenden, mit Adansonien, Grewien, Combreten, Urostigmen, Vanguerien, Kosarien, Bambusen, Euphorbien, Cucurbiten und Cissus bewachsenen Bergen haben sie ihre Hütten-dörfer (arab. Helleh) gehabt, zusammengesetzt aus jenen zierlichen Strohhäusern mit kreisförmigem Unterbau und kegelförmigem Dach, wie wir ihnen von Habesch bis zum Congo, von Sennâr bis zum Betschuanalande

*) Der verstorbene Konsulatskanzler Reinthaler in Cairo hatte auf meine Bitten einen aus Fur stammenden Soldaten Ismail-Bascha's über Fungare befragt und zur Antwort erhalten, dass diese Landschaft zur Zeit von einer aegyptisch-sudanesischen Kolonie (Funje?) bewohnt werde. Van der Hoeven sagt in seiner sonst vorzüglichen, unten aufgeführten Abhandlung ohne Grund: „Foengi heeten diegenen, welke Mahomedanen geworden zijn, zoo als de inwooners van Sennâr. Hun vaderland is het westelijk bargland (?), Dar Founqaro genoemd, hed Land der Foengi's“ (Bijdragen tot de natuurlijke geschiedenis van den Negerstam. Te Leyden 1842 p. 52). Der berühmte Zoolog hat hier augenscheinlich die Gebâl-ef-Funje in Sennâr mit dem Furiischen Dar-Fungare verwechselt, von welchem letzteren wir noch nicht wissen, ob es bergig oder eben ist.

**) Bulletin l. c. p. 239.

***) Im Singul. Du'î, corruptum aus Fell, hier anstat Gebel gebräuchlich.

begegnen. In den die Berge umgebenden Grassteppen und Buschwäldern haben sie ihre Buckelrieder, ihre Ziegen und haarigen Schafe geweidet; an Lichtungen haben sie von fröh an ihr Sorghum, ihre *Penicillaria*, ihre Strauchbohnen (*Cajanus flavus*), ihren Pfeffer (*Capsicum*), ihre Zwiebeln und wahrscheinlich auch ihre Baumwolle gepflanzt. Diese Berge bilden mit ihrer Umgebung das von den Funje selbst und von einigen Türken sogenannte Dar-Berdu oder Dar-Burdu*), das Land Berdu. Hier befand sich zur Zeit der Sultansherrschaft von Sennâr eine Militärkolonie, ein District, aus welchem hauptsächlich der Kriegerstand des Reiches sich recrutirte. Bekanntlich hatten auch die Altaegypter ihre Krieger in besonderen Kolonien untergebracht.***) Dar-Berdu's Fussvolk und Reiter bildeten den nationalen Kern der sennârischen Streitmacht. Zu letzterer gehörten nun auch Sklaven verschiedener Nationalität, Kordufaner, Bertat, Furer, West-Sudanesen, Gala u. a. w., welche ebenfalls wieder in verschiedenen Dörfern am blauen Nil untergebracht wurden. Einige Dörfer am Bacher-el-asrak, wie z. B. Fellata, Kadero, Takela u. a. w. scheinen ihre Namen nach solchen Kolonien zu führen. Selbst die zu Ras-ef-Fil angesiedelten, Furischen Goadjaren lieferten den Sultaneu zuweilen Reiterkontingente. Die Leibgarden der Sultane und ihrer Grossen bestanden weniger aus Landsleuten derselben, als aus fremden Sklaven. Die blinde Ergebenheit der letzteren bot freilich mehr Gewähr für leiblichen Schutz, als die zweifelhafte der stolzen, trotzigem Söhne des Landes, die, zu freien Mohammedanern geworden, nicht als Sklaven gehalten und behandelt werden durften. Die von den Sultanen tyrannisirten, mit Durchzugsteuern und Naturallieferungen gequälten Nomadenstämme der Alauin, Hasanieh, Schukurieh, Abu-Rof, Bagara, waren genöthigt, in Kriegs-fällen Reit- und Lastkameele zu stellen, sowie Dörrfleisch — Kadide — zu verabfolgen.

Die Bevölkerung einiger dieser Berduberge war von jeher zur Auf-sässigkeit gegen die Regierung der Sultane in Sennâr geneigt, sie verweigerte öfters den Tribut und wahrte in den Perioden der Schwäche des Reiches ihre volle Unabhängigkeit. Es ist das eine stolze, tapfere Bevölkerung, voll Freiheitssinn und voll Anhänglichkeit an die alte Verfassung ihrer Gebiete, nach der jeder Berg seine Unabhängigkeit vom anderen behauptete und von einem eigenen Fürsten — Melik — regiert wurde. Periodenweise durch Waffengewalt bezwungen, zahlten diese Stämme wieder für Jahre ihren Tribut in Getreide, Gold, Elfenbein, Sklaven u. a. w. an die Central-macht in Sennâr. So ist es Jahrhunderte lang gewesen und so ist noch heut. Ein zu den Fungi-Bergen gehöriger Complex, der Dull-Tabi***), von

*) Fälschlich auch Burum, Burbum, Borbum geschrieben.

***) Herodot II, 174—187. Vergl. auch die sehr klare Auseinandersetzung dieses Verhältnisses in M. Duncker Geschichte des Alterthums, I, S. 157.

****) Ein vom Dull-Tabi stammender, zu unserer Bedeckung gehörender Soldat zeichnete

einer sehr energischen Familie der Berûn bewohnt, hat am hartnäckigsten jeder gouvernementalen Bevormundung widerstanden, sowohl d. r. Sultane, wie des Diwan's in Khartum, bis endlich im Jahre 1863—64 der aegyptische Anführer Hasan Bascha-cl-Arnand diesen Widerstand gebrochen.

Der loyale, seinen Sultanen und deren Erben, den Aegyptern, ergebene Fungi pflegt noch jetzt jene leicht zur Auflehnung geneigte Bevölkerung des Tabi und etlicher anderer, südlicher Dull, jene hartnäckigen Stenerverweigerer, mit dem nichtachtenden Namen Berûn-Asûn, d. h. rebellische, abtrünnige Berûn, zu bezeichnen. Hiermit gleichbedeutend ist der Name Ingassana der Bewohner des Dull-Tahi. Dem Fungi von Ghule fällt es nicht ein, mit Ingassana ein von dem seinigen ganz verschiedenes Volk, etwa einen besouderen „Negerstamm“, bezeichnen zu wollen, so wenig wie er im Grunde seine Verwandtschaft mit dem allgemein „Berûn“ genannten Volke läugnen wird. Aber es ist mir selbst mehr als einmal widerfahren, dass, äusserlich wenigstens, loyal gesinnte Mannen Regib-Adlan's, des Melik der Gebâl-ef-Funje, die nahe nationale Gemeinschaft mit Berûn und Berûn-Asûn abwiesen, nm in unseren Augen (die sie uns für Freunde der türkischen Nasir's und ihrer Kriegsknechte hielten) nicht das Odium auf sich zu laden, als seien sie Verwandte und Freunde der „Stenerverweigerer.“ Sie betonten eben, dass sie echte, reine „Funje“ seien. Andere dagegen gestanden, im Vertrauen, die nahe Verwandtschaft mit den Rebellen ein und gewisse Personen — die sich uns gegenüber ganz sicher glaubten — gestanden ferner sogar, dass sie mit den Ingassana selbst hinsichtlich ihres Hasses gegen die aus Misr, Aegypten, gekommenen Unterdrücker ihres Landes sympathisirten. „Es könne eine Zeit kommen,“ so ging im Jahre 1860 das Gerede, „in der sich Alles verbinden würde, was überhaupt zu den „Funje“ gehöre, vom weissen Nile bis nach Gedarif und Galahat, um Beamte, wie Soldaten des Diwan zum Lande hinauszujaagen.“ Das sind nun freilich bis heut nur Redensarten und fromme Wünsche geblieben.*) Aber solche Züge dürften denn doch bezeichnend für die Sachlage sein.

Die Bevölkerung eines grossen Theiles der Gesiret-Sennâr wird also von Funje bewohnt, welohe wir ja in Uebereinstimmung mit der Angabe dieser

mir mit dem Bayonet die Gruppe seiner Heimathberge roh in den Sand: N. O. des Dull-Kilga, südwestl. davon den Tabi als Hauptstock, zu welchen sich im O. der Gabanit, S. W. der Gugur, S. O. der Ingassana anschliessen. Letzterer Name kommt sowohl dem Berge, als auch dem den Tabistock bewohnenden Tribu zu. (Vergl. die von mir publicirte Karte von Sennâr.)

*) Die von Lejean an mehreren Orten berichtete Empörung der Funje am Ghuleberge gegen die Aegypter, die Niedermetzlung einer Abtheilung aegyptischer Soldaten durch jene, beruht auf einem Irrthume. Vielmehr sind i. J. 1863 in aegyptischem Solde stehende Schogichreiten unter Melik-Usûl in dem zwischen Dull-Boro und Dull-Werakat sich ausdehnenden Walde von Denka überfallen und z. Th. getödtet, der Rest ist aber von Regib-Adlan's Kriegaleuten herausgehauen worden.

Menschen selbst dreist mit der Collectivbezeichnung Funje-Berün belegen dürfen. Unter ihnen bilden die Asin, Ingassana, nur einen Zweigstamm, keineswegs gehören letztere aber einer von der Hauptmasse dieser Funje gänzlich verschiedenen Nationalität an. Der Begriff Ingassana ist für die Bewohner von Dull-Tabi usuell durch Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte, in Anwendung geblieben. Vorübergehend konnte derselbe oder vielmehr das jetzt geläufigere arabische Synonym, El-Asin, auch auf solche Abtheilungen der Funje-Berün ausgedehnt werden, welche, wie die Leute von Dull-Cheli, Dull-Mignig und Dull-Jumjum, gelegentlich wohl (noch neuerdings) mit bewaffneter Hand die ihrem Melik schuldige Tulbab, Tribut, verweigert oder sich in anderer Weise gegen denselben aufgelehnt hatten.

Gemäss den von Werne angeführten Aeusserungen des Melik Yusuf, Sohnes des letzten Sultan-Badi von Sennâr, wären die Ureinwohner dieses letzteren Landes sogenannte Hammegh (Hammeg, Hamedj, Amedj) gewesen, welche sich mit den siegenden Funje vermischt hätten. Selbst die Ingassana am Tabi sind nach Werne Hammedj.

Diese Hammegh oder Hammedj — (letztere Schreibweise dürfte die richtigere sein) — bilden noch jetzt die im Ganzen reine, unvermischte Bewohnerschaft*) von Dar-Roseres, zwischen Karkodj und Kbor-el-Gana. Es sind dies Funje, mit der Sprache und den physischen Charakteren der Nation, wenn auch noch dunkler, noch etwas stumpfer und breiter in den Zügen, wie ihre Verwandten vom Ghuleberge. Dieselben dehnen sich nach Angabe des gelehrten Fagi El-Amin von Hewan und des weitgeriesten, berberinischen Kaufmannes Abd-el-Kerim über Abu-Ramle, nach Werne**) über Gebel-Atisch, aus. Letztere Angabe stimmt ebenfalls mit den Ergebnissen meiner eigenen Erkundigungen überein.

Ich will es nun keineswegs bestreiten, dass die Funje von Ghule, Olu, Cheli u. s. w. sich nicht auch zuweilen den Collectivnamen Hammedj beilegen, oder ihre nahe Verwandtschaft mit den eigentlich Hammedj sich nennenden Bewohnern des Roseres-Districtes dadurch besonders betonen dürften, dass sie den Namen Hammedj eben als synonym für alle Funje gebrauchen sollten.***) Freilich habe ich dies niemals selbst gehört. Auf

*) Keineswegs jedoch ist Dar-Roseres von einer „population mixte“ bewohnt, wie Lejean, der entweder niemals Typen des hiesigen Volkes gesehen hat oder dem jede Fähigkeit zu derartiger Forschung abgehen muss, völlig ohne Grund behaupten will.

**) Werne, Reise nach Mandera, S. 5. Der Verf. schreibt hier Hammede.

***) Der Kaufmann Schambil von Mesalamieh berichtete Werne, die ursprünglichen Bewohner von Sennâr seien Hammedj gewesen. Das möchte wohl noch gelten. Wenn es aber weiter heisset, die Hammedj gehörten zur arabischen Nation und hätten das Patois der Hadendoa gesprochen, so ist das Erstere ein Unsinn und das Andere dahin zu erklären, dass, wie ich später einmal zeigen werde, Hadendauieh, d. i. ein Zweig der Midab-to-Begaulieh, oder der Bega-Sprache, und Fungi viel Verwandtes mit einander haben. Werne's ethnologische Bemerkungen enthalten vieles Gute, sind aber auch nicht frei von unentwärbaren Widersprüchen. (Vergl. Mandera u. s. w. S. 41.)

meine oft wiederholte Frage, wie die Bewohner der Gesireh bissen, antwortete man jedesmal: „Funje“ oder „Funje-Berän“, auf meine mindestens ebenso häufig wiederholte Frage, wie sich die Bewohner von Dar-Roseres nannten, erwiderte man mir stets wieder: „Hammedj“.*) In Bezug auf den letzteren Punkt stimmen die Angaben von Russegger, Kotschy (hinterlassene Papiere) und F. Werne mit den meinigen überein.

Es existirt im Gebiete des Tumatflusses ein gebirgiger District Homodje oder Hammadje, ein Theil des sowohl im turkoägyptischen Kanzleistyle, wie auch im Volksmunde häufig sogenannten Dar-Fok, Oberlandes. Dieses Dar-Hammadje wird gegenwärtig von Bertat bewohnt. Niemand, selbst nicht Herr Lejean, wird die innige nationale Verwandtschaft der Funje, besonders aber derer von Dar-Roseres und Dar-Fasoglo, und der Bertat mit Erfolg hinweg disputiren können.***) Die Hammedj sind vor Zeiten aus jenem Dar-Hammadje vielleicht durch Bertat vertrieben, oder sie sind aus irgend einem andern Grunde von dort nach den Ebenen am blauen Nile ausgewandert. Die Ufer des letzteren südlich von Dar-Seru, tragen noch jetzt in einzelnen Ortsnamen die Erinnerung an eine früher hier ansässig gewesene Bertabevölkerung.***) Diese hatte nämlich auf dem Gebel-Fasoglo eine aus Togule, den oben gedachten Strohhütten, bestehende Stadt, wie sie deren noch jetzt auf dem Gassan, Agaro, Faronja und auf anderen Bergen besitzt. Die Hammedj aber haben diese Stadt zerstört, den Berg besetzt und die Bertat aus dem Gebiet von Fasoglo vertrieben. Man zeigt uns auf dem gleichnamigen Berge noch einzelne ausgehöhlte, zum Zerreiben der Durrah dienende Granitplatten oder Murhaka's, deren Verfertigung den früheren (Bertat-) Insassen zugeschrieben wurde. Die Unterwerfung der Provinz Fasoglo durch die Funje soll nach Fagi El-Amin gleichzeitig mit der Gründung des Sultanates Sennâr vor sich gegangen sein. Diejenigen Funje-Hammedj nun, welche sich ehemals Fasoglo's bemächtigt haben, nennen sich Gebelaun, im Sing. Gebelani, d. h. Bergbewohner, eine arabische Wortbildung, die gleichbedeutend mit Fadongo, angeblich auch mit Kucnda (Waganda?) der Bertat, Berri und Gala.†)

*) Lejean muss seine Angaben aus sehr unzuverlässigen Quellen geschöpft haben, wenn er die Hammedj meistens nur auf die Gesireh verweisen will und folgenden Ausspruch thut: „il est possible que quelques familles hamadj habitent les villages sennariens vers le (Khor-el-) Ganah: mais j'affirme que le hamadj n'est parlé sur aucun des points dont parle M. Hartmann“ (l. c. p. 242).

**) Zufolge einer von Lejean citirten Note Peucey's sprechen die Bertat das Hammedj Peucey selbst hat mir im August 1860 wiederholt erklärt, er halte die Hammedj und Bertat ihrer Physis und Sprache nach für einander sehr nahe stehende Völker.

***) Z. B. Fadudu, Famaka, Fasoglo, zusammengesetzt mit Fa, d. h. Berg. Die arabische Bezeichnung Gebel (Berg)-Fasoglo enthält daher eine Accumulation.

†) Noch immer figurirt, jedem besseren Verständnisse zum Trotz, in Reisebeschreibungen, geographischen Handbüchern und auf Karten in Fasoglo der Berg Anin oder Awinn

Die Gebelautu, mögen sich dieselben henzutage noch soviel mit Hammedj und Bertat herumschlagen, läugnen dennoch ihre nationale Identität mit den ersteren und ihre Verwandtschaft mit den letzteren keineswegs.*) Es haben nicht wenige Berta-Elemente bei ihnen Aufnahme gefunden; ebenso haben sich unter ihnen im Laufe der Zeit auch unzweifelhaft gewisse, ich möchte sagen, lokale Stameseigenthümlichkeiten herausgebildet; nichts destoweniger sind sie durchaus Funje, und speciell Hammedj, geblieben, mit deren typischen Hauptcharakteren, auch mit deren Sprache.

Endlich wird auch Dar-Gubba, d. h. der von den Gebelat-Semmitneh, Gebel-Gedalu, Bamesa (?), besonders aber der von den Gebel-Injellam gebildete, vom Abay durchbrochene, bergige District, der Fa-Goba oder Fa-Gubba der Bertat, von echten Funje bewohnt. Diese Funje gehören dem volkreichen, über den oberen blauen Nil verbreiteten Zweigstamme der Gumäs, Djumüz, an. Die Djumüz werden von den Abyssinern zu den „schankela- (Schangala-) Basena“ gerechnet. Sie zeigen sich in ihrem Aeusseren wie etwas verwilderte Hammedj. Als im Juni 1860 Schech Woled-Hamr, Häuptling im Dar-Gubba, den ägyptischen Grenzposten Famaka mit einem Angriff bedrohte, sagte mir Masaud-Effendi, Kommandant des Postens, auf Befragen ausdrücklich, die Leute von Dar-Gubba seien Djumüz und „min-el-gins beta-l'Regib-Adlân“, d. h. „della razza Fungi di Regib-Adlân“, wie der gleichzeitig anwesende Elephantenjäger T. Evangelisti, bestätigend hinzufügte. Abd-el-Kerim sowohl, wie auch einige in der regulären Truppe von Famaka dienende Bertat erklärten die Djumüz für Funje. Idris-Adlan, Vater des jetzigen Melik Regib-Adlan von Gebel-Ghule, hat angehlich sogar eine Zeit lang über die Djumüz geherrscht. Nun finde ich soeben in Kotschy's hinterlassenen Tagebüchern folgende interessante, meinen Angaben zur Bestätigung dienende Stelle: „Die Gommus liegen vis-à-vis von Faschangoru**); sie bewohnen die schönsten Vorberge von Abyssinien; sie haben so schöne Parthien, die man von Fassokel aus sieht, so dass es mir schien, als befände sich da eine wahre Schweiz. Dies Volk hat alle reichen Dörfer, die am Faschangoru lagen, in einem

(Gebel-Awian), eine Faselci, die Einer dem Andern gedankenlos nachschreibt und an welcher auch Lejean participirt. Ich habe auf diesen Unsinn schon seit Jahren wiederholt aufmerksam gemacht.

*) Es kommt in ganz Afrika häufig genug vor, dass zwei sonst selbst einander enge stammverwandte Glieder einer Nat' raität sich bitter hatten und einander mit Wuth bekriegen. Im Jahre 1860 beföhdeten sich die Hammedj der zwischen Hellet-Sirefa und Fadudn gelegenen Dörfer mit den sogenannten Gilr des oberen Khor-el-Gana, welche letztern doch zu ihrem Stamme gehören. Dagegen lebten derzeit erstere mit ihren sonst alten Feinden, den Leuten von Abu-Ramle, in gutem Einvernehmen. Unter den Bertat herrscht oftmals zwischen zwei benachbarten Bergen die tödtlichste Feindschaft. Das sind Zustände, die an ähnliche des heiligen römischen Reiches im Mittelalter erinnern könnten.

**), Fasangaru nach meinen Notizen.

Kriege zerstört und die Umgegend derselben gänzlich entvölkert. Die Gommus gehören unter den Schech Wöd Edrys Adlan von Gebel-Gulo und wenn er ihnen Geschenke sendet, so schicken sie ihm wieder einige Sklaven, was wie eine Tolba (Tribut) angesehen wird.“ Die Famaka bedrohenden Djumúz wurden mir von Masaud-Effendi als „Aulad-Hamr“ bezeichnet. Dies ist wohl nur eine vom Häuptling Wolod-Hamr aus auf die Bevölkerung übertragene Bezeichnung. Es kommt in Afrika sehr häufig vor, dass ein Stamm nach dem Familiennamen seines Häuptlings benannt wird, selbst wenn dieser Familienname nur ein aus irgend welchem Grunde gegebener Spitzname ist. Ferner belegen Araber wie Türken öfter einen beliebigen Stammhäuptling mit einem Spitznamen und bezelohnen danach auch dessen ganzes Volk, mit dem Zusatz Aulad, Beni, Söhne, Kinder. So mag es sich denn auch mit den Anlad-Hamr verhalten. Nach Lejean heisst der zeitige König von Gubba: Hamedi, sein Sohn aber Meri. Meinen Erkundigungen nach waren die Djumúz und die Tabi-Leute im Jahre 1860 noch Heiden, indess wurden schon damals von mohammedanischen Missionären sehr erfolgreiche Bekehrungsversuche mit ihnen angestellt. Mit der Annahme des Islam beginnen übrigens hier überall die einheimischen (heidnischen) Namen und die einheimische Sprache zu schwinden. Nach Reinhthaler's Erkundigungen bei einem Limm-Gala gehören auch Amán und Gebshi am West-Ufer des Abay zu den Funje. Amán sind wohl die Amám Heuglin's*, die Armán Lejean's. Während nach Abd-el-Kerim die Biri zu den Gala gehören, sind dagegen die Leute von Bamesa oder Bama und Baderota Djumúz. Früher, als das Reich Sennar gegründet worden, nannten sich alle Funje desselben Boggót, was die „Vereinigten, Verbündeten“ bedeuten sollte, übertragen von einem Fungihelden (?), der Boggotau, d. h. zu einem Djumúz-Stamme gehörig, war.** Ob die Berge Tanil, Bèla, Serkum und Maksja von Berán oder von Bertat bewohnt werden, ist noch zweifelhaft. Dasselbe gilt von den Bergen Fafrun, Gadda, Humr und Diis. Ob ferner die Stämme der Nial, Jom und Beherr Denka, Berán oder Bertat, ist unsicher.

Unter den siegenden Funje der Gesireh und den mit ihnen in Coöperation getretenen, stammverwandten nebst den von ihnen unterjochten Völkern hat sich nun ein Verhältniss herausgebildet, wie wir ein solches in Afrika häufig zwischen Nationen finden, von denen die eine an physischer Macht oder an Intelligenz der anderen überlegen gewesen. Es haben sich da entweder Zustände einer Hegemonie der Sieger über die gewaltsam Besiegten oder Schutzverhältnisse zwischen den Stärkeren und den Schwächeren,

* Heuglin, Peterm. Mittheilungen 1864, S. 351, nennt die Gebshi „Gebéché“

** Adem-Bascha erzählte Heuglin (Peterm. Mith. 1864, S. 351), dass die Berge Dimer und Mindjellen (Injellam) im N. O. Fasoglo's von den Boghodou-Negern bewohnt würden.

letzteres auch selbst nach gütlicher Uebereinkunft, erzeugt. Auf beiderlei Weise aber sind eine herrschende Kaste, ein Adel und eine beherrschte, die Unterthanen, entstanden. In manchen Gegenden findet sich dann eine durch Kaufleute, Handwerker u. s. w. vertretene Art Mittelstand. Das Kastenwesen basirt auf derartigen politischen und socialen Vorgängen. Von grossem Interesse ist in dieser Beziehung z. B. das Verhältniss der Imhoggar zu den Imrhät bei den Tuarik, dasjenige der Belu und Nebtah zu den Hassa und Bedani in Nord-Habesch. Die Imhoggar und Belu, Nebtah, sind die Edlen, Freien, die Imrhät, Hassa sind dagegen die Unterthanen. In Dar-Fur existirt ein mächtiger Adel, rein durch den Volkstamm der Gondjaren oder Knnjaren vertreten, welcher gleich der altaegyptischen Kriegerkaste alles Militärische bildet. Bei der Njam-Njam herrschen die Sande, Dika, Basa und Korombo über die Scheri, Bambiri, Bambia und Barembo. Im Sennâr erzeugten alte, durch kriegerische Tüchtigkeit und durch Besitzstand hervorragende Familien der Berân aus den Gesireh-Bergen die Kriegerkaste; aus dieser ging eine gebietende Adelpartei hervor. Die Unterthanen dagegen wurden hier vertreten durch Berân von niederer Herkunft, durch Hammedj, Schilluk, durch Elemente der altaloanischen Nation, nämlich Berâbra, durch die in manchen Dörfern Unter-Sennârs die Hauptbevölkerung bildenden Mischlinge, durch sesshafte Gaalin, Hasanieh, Aasin, Abn-Rof und durch Sklaven. Die Nomaden traten zur Regierung von Sennâr in das Verhältniss Tributpflichtiger. In Takela wurden die eingedrungenen Funje zur herrschenden Kaste, die besiegten Noba aber wurden zu Unterthanen.

Der kriegerische Menschenschlag, welcher im Sennâr den Militairadel vortrat und ganz besonders die Dörfer an den Gebäl-ef-Funje hewohnte*), pflanzte sich in bedeutender Reinheit fort und behauptete seine Machtstellung im Staate. Er nahm zwar Hammedj-Elemente aus Dar-Roseres in sich auf, das waren doch aber auch reine Funje, so z. B. die allgehetende Familie Adlan, aus der erst Wesire, später Fürsten der Funje hervorgegangen. Selbst Sklaven, wie sie von diesen Berân als Weiber und Concubinen benützt wurden, oder wie sie als Freigelassene einmal Berân-Weiber heiratheten, waren zum nicht geringen Theile Funje, nämlich Ingassana, Djmêz u. s. w. oder doch wenigstens Verwandte derselben, z. B. Schilluk, Denka, Bertat. Die Familie der Badi's, der Sultane, soll nach den bei Werne und Lord Prudhoe gegebenen Nachrichten, vom Gebel-Defafân**),

*) Diese Leute stellten im Felde die Reiterei zu Ross und Hüdân, sowie den Haupttheil des Fussvolkes. Aus ihnen gingen auch die Offiziere hervor. Die Ackerbauer, Hirten u. s. w. leisteten Heerbann, agirten aber nur in untergeordneter Weise, ebenso wie die nomadischen Hülfsvölker, die aufgebotesen Schilluk, Berâbra u. s. w.

**) Oder Defafaugh (mit nassaler Aussprache der Eadsilbe), weniger richtig Defafam, Tefafam.

stammen, woselbst auch die Funje eine Stadt gehabt haben sollen, von welcher letztern freilich in Folge der leichten Bauart der dortigen Strohhäuser jetzt keine Spur mehr übrig ist.

Auch in Meroë, in Aloa (Hauptstadt. Soba.), dessen Gebiet sich über die Gesireh mit erstreckt hat*), herrschte ein mächtiger Adel, die Kersa, unzweifelhaft hervorgegangen aus Beräbra (Gaalin?**) und Bega (Merefab), das aus Bega und Funje bestehende Volk. Das hat sich nun, wie so sehr Vieles von Meroë und Aloa Ausgegangenes, im Sennär noch erhalten; das Adelswesen der Kriegerkaste, das Priestertum, die Absetzbarkeit der Könige, die Berechtigung der Weiber zum „Angareb“ (***) u. s. w. Die Funje waren die directen Erben der meroitischen und albanischen Institutionen, welche auch in den von den Funje durch drei Jahrhunderte beherrschten nubischen Provinzen Geltung behielten, und diese selbst noch hent bei Funje und verwandten Stämmen unter der aegyptischen Karhatschen- und Säbelherrschaft bewahrt haben. Manches davon erinnert an ähnliche Institutionen bei den Farern, Wadaiern, Bornuan, selbst den Bambaras u. s. w.

Innerhalb der einzelnen zu grösseren Völkercomplexen gehörenden Tribus können sich im Laufe der Zeit insofern physische und intellectuelle Verschiedenheiten herausbilden, als sich Familien nach dem unerschütterlichen Gesetze des Atavismus in einer körperlich und geistig hervorragenderen Weise entwickeln, als andere. Familien, denen sociale Stellung, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit eine sorgenfreiere Existenz, eine bessere Ernährung sichern, eine zugleich mehr der intellectuellen Welt zugewandte Beschäftigung ermöglichen, werden sich auch in somatisch edlerer Weise ausbilden können, als die armen, mit Noth und Kummer ringenden Elemente einer Bevölkerung. Dies muss auch ffr. die von uns hier in Betracht gezogenen Afrikaner Geltung haben. Hier genossen oft ganze durch ihre politische und sociale Lage bevorzugte Stämme, gegenüber den weniger gut situirten alle Prärogative, alle derartigen Vorzüge in vollem Maasse.

*) Wie dies u. A. selbst aus den zu Soba aufgefundenen Denkmälern geschlossen werden darf, welche dem von den Meroiten angenommenen aegyptischen Kunststyle angehörten.

**) In den Gaalin, die noch jetzt einen bedeutenden Rassenhochmuth entwickeln, die alle für besser, als die umwohnenden Stämme gelten wollen und — sonderbar genug — den Fungi mit dem von ihnen in der Bedeutung eines Schimpfwortes gebrauchten Namen „Berberi“ belegen, erkennen wir den Rest jener Kersa. Die Gaalin hatten noch im vorigen Jahrhundert ihre Candacen (Kentakj), mit dem Titel Sittina. Letzteres bin ich im Stande mit Bruce gegen Cailliaud zu behaupten. Solcher Candacen finden sich noch hent im Sennär. Die berühmteste war hier die Sittina Naurah, † 1848 oder 50, reine Fungi.

***) Angareb, Angaraga, abyssinisch Alga, das nubische Ruhebett. Hier in der Bedeutung des Thrones gebraucht, der nur ein reich geschmückter Angareb war. Die Badi-Sittane von Sennär wurden auf dem Angareb gesetzt oder vielmehr getragen, d. h. als Könige inthronisirt.

Im Sultanate von Sennâr gab es also den sehr mächtigen Adel und das Volk. Jener machte von seinem Einflusse den umfassendsten Gebrauch, er setzte die Könige ein und ab, er liess sie nach Belieben durch einen eigens dazu bestimmten Hofoffizianten, den Sidi-el-Gum, hinrichten, er besetzte alle höheren Stellen im Staate mit Mitgliedern seiner Corporation und hatte den meisten Reichthum in Händen. Die Aristokratie der Funje regierte Sennâr, der König diente nur zur Follie König sowohl als Adel fanden zwar seit etwa den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts ihre Meister in der schon genannten Familie Adlan, die, aus energischen Parvener's bestehend, das erbliche Wesirat an sich riss. Aber auch selbst unter ihrem Drucke blühte der Fungi-Adel in Sennâr fort und hat sich selbst seit dem Sturze des Reiches durch die Aegypter (1821-23) noch bis auf den heutigen Tag in den Schech-Familien des Landes erhalten. Aus diesem Adel waren zahlreiche über die unterworfenen Provinzen als Statthalter, Priester, Richter, Offiziere, unbalterne Beamte, Kaufherren, grosse Heerden- und Ackerbesitzer verbreitete Individuen hervorgegangen, welche mit den Schechfamilien der Hammédj in Roseres, mit Häuptlingsfamilien der Schilluk, in verwandtschaftliche Verbindung traten. Dieser gänzlich dem ursprünglichen Erobererstamm der Funje in der Gesireh entsprossene Adel repräsentirt nun einen physisch feiner gebildeten Typus, der zwar (sit venia verbo) fungi-sch ist, aber durch eine mehr mesocephale Schädelbildung, durch edlere Züge mit ziemlich hoher, breiter Stirn, gerader oder nur leicht auswärts, selten einwärts gebogener Nase, durch intelligenteren Gesichtsausdruck, schmales Kinn und sehr wenig dicke Lippen ausgezeichnet ist (vergl. Taf. VII. Fig. 1 und 2). Diesem aristokratischen Typus gegenüber steht derjenige des Volkes, der Fellachin Sennâr's. Dieses letztere, aus den Ackerbauern, Handwerkern, Hirten, Schiffern und gewerbsmässigen Jägern der Berda, Hammédj, Gebelauin u. s. w. bestehend, das zahlreichste Element der Fungibevölkerung, hat häufiger einen ausgeprägt „dolichocephalen“ Schädel, eine meist flachere, niedrigere Stirn, plumpere Züge, stärker aufgeworfene Lippen, einen weniger intelligenten Ausdruck, als der feinere Typus (vergl. Taf. V. Fig. 3, 4, 6). Freilich sind beide Typen nicht so scharf von einander gesondert, dass sich nicht etwa auch Übergänge des einen in den anderen zeigten, besonders bei den Funje der Gesireh, deren Kopfbzahl übrigens als sehr bedeutend gewesen ist, indem dieselbe 16—18000 Seelen kaum jemals überschritten haben kann. Die wilder gebliebenen, weniger von arabisch-ägyptischer und von türkisch-ägyptischer Halbkultur beleckten Ingassana, Roseres-Hammédj, Gebelauin, Djumât u. s. w. sind den edlen, intelligenten, cultivirten Funje der Gesireh nicht allein geistig, sondern auch leiblich untergeordnet. Ihre Züge sind im Allgemeinen flacher, im Ausdrucke stupider, ihre Gestalten sind weniger fein modellirt, ihre Haut ist schwärzer, als bei den eben Genannten (vergl.

z. B. Taf. V Fig. 5*)). Sie sind endlich barbarischer, weniger der Bildung zugänglich, als Jene.

Als nun die Funje-Berän das Reich Alca zertrümmert, Soba zerstört, den Angareb der Sultane zu Sennar hergerichtet, als sie Nuhien, Taks, Theile von West-Häbesch, den Unterlauf des Bacher-el-abjad und Kordufan unterjocht hatten, als sie zu einer gebietenden Nation erstarkt waren, da brachten sie ihren Namen (Funje) zu einem Ehrennamen, den sie noch heute mit Stolz im Munde führen. Die eigentliche, etymologische Bedeutung dieses Wortes ist bis jetzt unbekannt geblieben; dieselbe scheint jedoch einen Volksnamen, wie Berberi, Denkau u. s. w. darzustellen, jedenfalls einen Namen, der, meinen späteren Erkundigungen zufolge, eine Uebertragung in unsere Sprachen kaum zulässt.

Meiner Ansicht nach bilden alle Fungistämme einen zwischen den sogenannten Aethiopiern und den sogenannten Negern (Note II.) Afrikas mitten innestehenden Volksschlag, der von den charakteristischen Zügen beiderlei Rassen etwas hat und eine ähnliche Stellung in der Anthropologie Afrika's einnimmt, wie die Gondjaren in Fur, die Agans in Habesch, die Fullan und Bambara im Westen, die Wa-hu-ma im östlichen Centrum dieses Erdreiches. Sowohl physisch, als sprachlich haben diese Funje eine entschiedene Verwandtschaft mit Sehillak, Denka, Bega und Beräbra.

Wie verhält sich nun Lejean den verschiedenen Fragen gegenüber, die wir hier behandelt haben? Er lässt die Bevölkerung des Ghule und der „montagnes voisines à l'ouest“ (sollte wohl heissen au sud) eine stark mit arabischem (?) Blute gekreuzte Mestizenrasse bilden. Wenn Lejean dem scharf ausgesprochenen Typus dieser Funje die Bedeutung desjenigen eines reinen, eines wahrhaft „typischen“ Bevölkerungselementes absprechen will, so zeigt er eben nur, dass er entweder niemals einen Fungi der „Gebäl“ gesehen, oder dass er völlig unfähig ist als anthropologischer Beobachter überhaupt. Wenn er ferner die Hasanieh, Abu-Rof, Bagara u. s. w. der Gesireh selbst jetzt noch als reine, wirkliche Araber, d. h. als reine Ureingeborne der arabischen Halbinsel, betrachtet will, so lohnt es sich meines Erachtens nicht mehr der Mühe, mit ihm über solche Punkte zu rechten. Die Brown (Berän), welche Lejean gänzlich von den Funje der Gebäl trennt, die Tagalaonia (Takelau miui, mit richtiger Pluralbildung aus dem Singular Takelau), die Sehillak, die „Lente von Tahy“ oder „Ingassena“ und besonders die Djuuz will er als „nègres purs, presque aussi laids que les Denka“ betrachtet wissen. Hinsichtlich der „Nègres purs“ verweise ich auf meine Note II. Was aber die Funje betrifft, so bedanere ich, dieselben ebenso gut als „Nigger“ besa-

*) An diesem, einen Ingassan vom Dull-Tabi darstellenden Kopfe hat der Lithograph die linke Bräue ein wenig zu stark bogenförmig nach hinten und oben verlaufen lassen.

sprechen zu müssen, wie Beräbra, Tibbu u. s. w., als „Nigger“ im Sinne Jener, die noch auf Blumenbach's Eintheilung schwören und die sich bei Redensarten, als z. B. „Kaukasier, Aethiopier“, sicherlich ebenso wenig denken, wie Lejean wohl selbst. Wenn der Letztere ferner die Denka für gar so sehr hässlich hält, seine Berä und Tagalaonia, Schillak, Djumtz noch ohenein, so ist das Sache seines ästhetischen Geschmackes, der in dieser Beziehung vielleicht feiner ist, als der meinige. Was Lejean's Berührung auf die verwachsenen, in schlechten Lithographien wiedergegebenen Photographien von Trémaux, und auf die, so viel ich weiss, von Beltrame selbst gar nicht herrührenden, halb wider seinen Willen veröffentlichten Sudeleien anbetrifft, so entzieht sich dieselbe ebenfalls jeder Discussion.

Lejean nennt dann noch die „Ingassen“ der Berge „Taby et Kilgou“ „de vrais nègres fort laids, parlant un langage absolument différent de tous ceux des environs“. Auch diese Aeusserung können wir vorläufig ruhig zu den Acten legen, denn sie entscheidet für die Frage, ob die Funje der Gebäl, die Hammedj von Roseres und Herrn Lejean's Berä derselben Nationalität angehören oder nicht, ebenso wenig, als Lejean's noch weiterun zu erörternde linguistische Aneinandersetzungen. Dass übrigens des Herrn Verfassers „Abildougou“ ein Schillkani oder diesem Idiom nahe verwandt sei, dass sich Tagali und Nikor (in Kordufan) der furischen Sprachfamilie, dass sich das Baër dem Denkani näheré, halte auch ich für sehr wohl möglich.

Lejean ereifert sich höchlichst über meine Bezeichnung des Nomadenstammes der Sohukurich als „Schaugalla“. Er sagt: „Je ne conçois pas un rapport possible entre les Changalla, qui sont des nègres presque purs, et les Chonkie, grande tribu arabe qui, pour la couleur et les traits, est d'un type encore plus pur que nos Mogharba d'Algérie.“*) Die Verantwortlichkeit für die letztere Ansicht mag Lejean selbst auf sich nehmen, ich meinerseits habe mich schon so häufig und ausführlich über das sogenannte reine Arahertum der Nomaden Nord-Ost-Afrikas ausgesprochen, dass ich es für überflüssig halte, auch hier noch Lejean und den mit ihm Gleichdenkenden das Vergütigen ihrer Auffassungsweise zu rauben. Schankela, Schangala, Schaungl, Schaungolo, bedeutet zwar im Abyssinischen allgemein einen schwarzen, für die Sklaverei tauglichen Wilden, im Sudan-Arabischen dagegen bezeichnet das Wort verschiedene nicht mohammedanische, heidnische Stämme Ost-Sennars und West-Abyssiniens, die, wie Djumtz, Kunäma oder Basena, Bogos und andere Agan's, gerade für vogelfrei gelten. Der abyssinische Volksmund bezeichnet die Kunama, Djumtz

*) Lejean hat ganz übersehen, dass ich in dem Wort „Schankela“ in meinem Originaltexte das Schin durch ein S mit einem Punkte oder einem Haken umschrieben habe, welche Zeichen der französische Uebersetzer hinzuzufügen unterlassen hat.

und Bertät vorzugsweise als Schankela, er belegt aber, wie ich von Giberten oder abyssinisch-islamitischen Händlern, von Gala, Södama und selbst von Falaicha erfahren, auch die Schukurie, Dabens, Goachil und andere Nomaden des Atharagebietes mit dem Namen „Schankela-Takasia“. Ruppell führt an, dass Schangala-Takasia die Natab, Dubani und Tola (an den Grenzen von Walkait-Waldaba) hiesse, die nicht zur „Negerrasse“ gehörten, Stämme, die bei den Bewohnern von Schendi: „Schokrie“ genannt würden. Dieselben dienten als Objecte abyssinischer und türkischer Sklavenjagden.*) Zwar hätte ich mich wohl, die Schukurie direct mit Dabens, Nebtab u. s. w. zu confundiren, vermag aber, Lejean entgegen, zu bestäitigen, dass die erwähnten Tribus auch Schankela-Takasia genannt werden; denn ob Schankela immer schwarz oder auch einmal braun oder auch selbst einmal kupferroth sind, darauf kommt es für den Gebrauch jener Bezeichnung weiter nicht an.

Lejean glaubt ferner, dass das Fungi, welches ich, *horribile dictu*, einmal eine aethiopische, oder was dasselbe heissen sollte, eine nordost-afrikanische Sprache genannt habe, vom Gubba gänzlich verschieden sei. Er giebt, was in der That sehr verdienstlich, ein Wörterverzeichnis beider Sprachen, mit dessen Hülfe er den Beweis führen will, dass diese Idiome „*aucun rapport, même éloigné, de famille*“ hätten.**) Selbst unter diesen angeblich gänzlich verschiedenen Wörtern finde ich nun eine ganz leidliche Anzahl verwandter; es lässt sich dies noch näher unter Benutzung des von Salt publicirten Wörterverzeichnisses der Sprache von Dar-Mitscheqna nachweisen, in welcher letzteren ich weiter nichts finden kann, als einen Dialekt des Djumúz. Ferner finde ich gerade in dem Lejean'schen Verzeichnisse die beste Bestätigung meiner schon früher auf andere Materialien basirten Behauptung, dass das Fungi mit der Schilluk-, Denka-, Bersäbra-Sprache und mit anderen Idiomen benachbarter Völker verwandt sei, eine Thatsache, die Lejean in ganz oberflächlicher Weise hinwegzudisputiren versucht. Das Fungi, welches jetzt nur noch in dem südlichen Dar-Berfin, in einigen Dörfern des Dar-Roserés und Dar-Fasoglo gesprochen wird, aber allmählig dem Arabischen weichen muss und binnen wenigen Jahrzehnten als Volkssprache ebenso gut erlöschen wird, wie das Koptische auch schon als solche erloschen ist, hat in angenehmer Weise durch Consonanten verbundene Vocale; unter den Consonanten hat es gegenwärtig Dj- und Ch-, auch cerebrale Dh- und linguale Dz-Laute, endlich auch solche, die wie An, En und In in französischer Weise zu sprechen sind. Ich werde auf das Fungi und seine Verwandtschaften in einer späteren Arbeit zurückkommen. Lejean redet dann auch von der grossen

*) Reise nach Abyssinien. Frankfurt a.M. 1840. II, S. 146.

***) Eines dieser Gubba-Wörter, *Lekassern*, für Brod, ist übrigens arabisch und dasselbe wie *El-Kisrah*

Aehnlichkeit einzelner Fungi- und Gubba-Wörter mit dem Sinne nach entsprechenden Vocabeln gewisser westafrikanischer Idiome. Ich erkenne diese Aehnlichkeit mit Freuden an, doch beweist dieselbe freilich nur den Zusammenhang sehr vieler west-, central- und ostafrikanischer Sprachen noch stärker, als ich diesen früher schon erkannt zu haben geglaubt. Lejean schlägt sich hier mit den eigenen Waffen, er trennt Idiome, die doch den von ihm selbst gegebenen Vocabularien nach zusammenhängen; er weist auch deren Verwandtschaft auf dem indirecten Wege vergleichender Sprachforschung nach, ohne es nur zu wollen. Ich muss ihm übrigens das Zeugnis geben, dass er seinen Gewährsmann Koelle (*Polyglotta africana*) in recht wenig ausreichender Weise benutzt hat. Die Vocabulare von Barth, Mitternztner, Kaufmann, Brun-Rollet, Brugsch, Munzinger, Rneppell, Russegger und noch vielen Anderen scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Endlich versucht es Lejean, aus dem Parallelen des Gubba mit westafrikanischen Idiomen auf eine Einwanderung der Djumz aus dem Westen des Continents (etwa vom nütteren Niger?) her schliessen zu können. Möglich, dass einmal ein Drängen westlicher Stämme gegen die abyssinische Grenze hin stattgefunden; allein sicher nachweisen lässt sich das mit Materialien, wie Lejean sie hietet, allerdings nicht. Es ist überhaupt eine höchst schwierige, nach dem jetzigen Standpunkte unserer Kenntnisse absolut noch gar nicht zu lösende Frage, den frühesten, den Urfang dieser afrikanischen Nationen aufhehen zu wollen.

Soviel über die historische Seite meiner Darstellung der Funje und ihrer Verwandten. Eine genauere anatomisch-physiologische Schilderung derselben werde ich späterhin liefern. Da nun Lejean hinlänglich dargethan, dass er einem Forscher auf letzterem Felde zu folgen nicht die nöthige Vorbildung besitzt, so betrachte ich die Polemik gegen ihn hiermit für abgeschlossen. Einzelne nicht unmittelbar in dieses mein Thema gehörende, rein ethnographische Gegenbemerkungen gegen Lejean's Auslassungen behalte ich mir vor, einmal an geeigneter Stelle einzufügen.

Noten.

I. Bruce verlegt die Gründung des Sultanates Sennär in das Jahr 1505. Der erste Sultan ist diesen Gewährsmann zufolge Amru, ein Sohn Adlan's, welcher letztere wohl irgend ein Häuptling der Zerätör von Alos gewesen. Dem mir gewordenen Nachrichten zufolge war aber das Fungi Reich im Jahre 1504 noch nicht consolidirt, es ward dies um 1530--1540. Die ersten Anfänge dazu scheinen schon vor 1504 vorhanden gewesen zu sein; in der berühmten Schlacht von Arbagi aber wurde der letzte Versuch der Aleaner, ihre von den Funje schon lange bedrohte Selbstständigkeit zu retten, vereitelt.

Nun erwähnt Bruce, dass im vorigen Jahrhundert Takela Haimanoth, Jäsus des Grossen Sohn, Negus von Habesch, sich wegen Ermordung des französischen Gesandten Dr. Roule (zu Sennär) schriftlich an den Badi-el-achmar Woled-Wansa gewendet und in dem betreffenden Schreiben von der alten, zwischen Abyssinien und Sennär stattgehabten Freundschaft gesprochen, die sich noch von Kim's Regierung herschreibe. Kurz sei ein

Vorgänger des Badi-el-achmar in sehr alten Zeiten gewesen. Nun sagt Bruce noch zum Schlusse: „T II. irrte sich also und hielt den Briefwechsel mit dem Regenten von Kairo (wo ein Kim von Tunis aus eingedrungen sei una nebst den Seinen von 998 bis 1101 regiert habe) für den mit Sennâr, welche Monarchie von da an noch gar nicht gegründet war.“ Das giebt nun zwar keinen befriedigenden Aufschluss über die obige Briefstelle. Könnte nicht vielmehr noch schon vor der Epoche des Sultannes Sennâr in der Geseiré neben Aloa ein Fungistaat existirt haben, dem jener erwähnte Kim vielleicht angehört? Das Nähere bleibt freilich erst abzuwarten.

Bruce sagt ferner, die „Bandy's“ wären insgemein Neger (d. b. also wohl Funje) gewesen, hätten aber auch „Araberrinnen“, z. B. eine Dabena, geheirathet. Die mit Araberrinnen erzeugten Kinder seien Weisse gewesen. Demnach waren also auch für Bruce die Funje den sogenannten Arabern gegenüber dunkel.

Russegger nennt die Funje ein Volk von aethiopischer Abkunft, zu denen er überhaupt „Fungi, Berber, Kohalas, Goadjaren, Makadl, Galla“ rechnet. Er giebt an, dass die Funje die „Dachseirah von den Bergen Moje und Seregeti angefangen, bis an den Koeli und Tabi, die Ufer des Bach-el-Ahrak his Rosserres und Fassokl, die Ufer des Rahad und Dender bis an die Grenzen Abyssiniens“, bewohnen. Er nennt sie ein „selbstständiges Volk mit nationaler Bedeutung, gemischerter mit neueren Völkern in Rosserres, reiner am Koeli, am Tabi, am Gërry“ (Reisen, Band II. Theil 2, S. 761). Ebendasselbst heisst es weiter: „Gleich wie die Fungi an der nördlichen Grenze ihrer nationalen Entwicklung im Alterthome untergehen, so werden sie im Süden vom Negerprincipe überwältigt und bereits am Koeli, Tabi, in Rosserres und am oberen Dender spricht sich ihre Eigenthümlichkeit nur mehr in den Familien einiger Häuptlinge aus, während die Neger bereits die Volksmasse bilden und in Fassokl die Fungi ganz verdrängt haben.“

Eine ethnologische, von dem sonst als Topographen und wahrheitsliebenden Reisenden von mit hochgeschätzten Cailliaud herrührende Eintheilung der Bevölkerung Sennârs ist völlig unbrauchbar und es bleibt für mich nur sehr schwer begreiflich, dass man solches Zeug so vielfach hat nachschreiben können. Ueber die von Cailliaud gebrauchten Bezeichnungen der sennâriseben Stämme wird ein vernünftiger Sennârier nur lachen. Sie sind dem Gehirne Gott weis welches verrückten Fakir entsprungen.

Trémaux erklärt die Funje für zur „race semitique“ gehörig, er fügt hinzu: „ils ne sont pas des Nègres. Les Fonggi très probablement n'étaient autres qu'une partie des anciens habitants des bords du fleuve Bleu, connus historiquement sous le nom de Macrobians.“ (Voyage en Ethiopie etc. II, p. 189).

Kowalewsky, Trémaux's Reisegefährte, nennt die Dschebel Awin auf dem Berge Fazoglu ein Gemisch von Arabern und Negern. El-Hasani (?) sollen auf Tabi, Fun hauptsächlich auf dem Gnlberge, Ghumus auf dem rechten Ufer des blauen Niles, die Hamed von Rosserres an hauptsächlich auf dem linken Ufer des blauen Niles, die Burun jenseits des Dschebel Dul, die Aman auf dem Yabus hausen. (Vaterländische Memoiren, Januar 1849. Annal. des voyag. 1850 I. Ausland 1849 S. 221 ff.). Auch mit dieser Eintheilung lässt sich wenig genug anfangen.

Rossi spricht vom bel tipo Fungi; derselbe könne nicht mit dem rohen und degenerirten (chamitischen) Typus der schwarzen Rasse verglichen werden. Rossi bemerkt, dass die Funje nach Einigen aus Kortufan, nach Anderen von den Nilquellen hergekommen seien, aber nicht von den Chamiten, wie Sebilk, Denka und Noba, herstammten. (La Nubia e il Sudan. Constantinopoli MDCCLVIII, p. 124). Auch hiermit sucht Etwas anzufangen, wer Lust dazu verspürt.

II. Mit der Bezeichnung „Aethiopier“ ist bisher ebenso grosser Missbrauch getrieben worden, als mit der Bezeichnung „Neger“. Gewöhnlich nannte man die Beräbra, Bega, Abyssinier, Gala und Funje Aethiopier. Manche bezogen letztere Bezeichnung auf die alten Bewohner der Stätten am Gebel-Barka und die alten Meroiten. Meroë aber war von Beräbra, Bega, Funje und von jenem Malatten- und Quarteronvolke (einem wahrhaft rasselosen Volke) bewohnt, wie dieses letztere noch gegenwärtig in einigen Dörfern Unter-Sennârs und in Khartûm vorherrscht. Nach den auf Denkmälern zu Gebel-Barka befindlichen Bildern hat die Haupt-Bevölkerung Taharga's oder Tirkaka's,

Tes-coa, zu den nubischen Schäbie, nach denen zu Maruga hat die eigentlich meroitische Haupt-Bevölkerung zu den nubischen Gaalu gehört, Stämme, die wohl noch älter sind, als die Denkmäler des heiligen Berges bei Merau und der Misaurat bei Sehendi und die sich ihre herrlichen, arabischen Namen erst im Mittelalter beigelegt haben. Die haustächlichste, die Volkssprache von Meroë, war die berberische, d. h. eine Schwester der ägyptischen.

Anderer nennen Aethiopien ausschliesslich das abyssinische Reich. Legte Theodor sich doch den stolzen Titel eines Negus Nagast zu Aithiopya, eines Königs der Könige Aethiopiens, bei. Noch Andere begreifen unter „Aethiopien“ einen wirren Complex von ost-, central- und westafrikanischen Stämmen. Gewisse Forscher nennen so alle nordöstlichen oder gar alle Afrikaner. Blumenbach stellte die „aethiopische Rasse“ an. Entweder sollte man nun nur die südlich von Aegypten lebenden Beräbra und Bega ausschliesslich als „Aethioper“ bezeichnen oder, da man auch hiermit eben nicht viel gewinnt, den Bezeichnungen Aethiopien, Aethioper höchstens ihr historisches Recht in Bezug auf die alten Autoren belassen. Wir haben nun so viele völlig bezeichnende Sammelwörter, wie Beräbra, Bega, Funjo, Gala oder Ilmorma u. s. w., dass wir jene nichtssagende Bezeichnung, deren Gebrauch nur Verwirrung anrichtet, wohl zu entbehren vermögen.

Nicht minder unnützlich ist die Collectivbezeichnung „Neger“. Schon GUST. FRITSCHE hat (Sitzungsbericht der Gesellsch. naturforschender Freunde zu Berlin, December 1867) darauf aufmerksam gemacht, wie sehr verschiedenartig die Auslegung und Anwendung dieses Namens bei den verschiedenen Autoren sei. Fürwahr, manche nennen z. B. den Berberi, den Kaffern, den Betschuanen einen „Neger“, wollen dagegen wieder nichts vom „Negerthum“ der Gala, Somali, Futa, wissen. Der Elne nennt den Tibbu Neger, der Andere nicht. Einer will den Fungi als Neger betrachtet wissen, der Andere wieder nicht. Ich halte die gänzliche Trennung der Gesamtmasse des Fungivolkes von den Schilluk, Denka für ebenso unmöglich, wie diejenige des Ilmorma von den Nationen an den Binnenseen, am oberen weissen Nil u. s. w. Niemand würde Anstand nehmen, Schilluk, Denka, Bari, Latuka, Waganda als echte Neger zu bezeichnen, würde aber trotzdem vielleicht davor stutzen, die Gala als Neger zu beanspruchen. Die Waganda aber sind, wie die Bari, wie die Latuka und benachbarte Stämme den Gala wenn nicht direct angehörend, so doch mindestens mehr oder weniger nahe verwandt. Welche bellöse Verwirrung schafft doch dieser Begriff Neger? In welcher mannichfaltig verschiedenen Weise wird doch derselbe aufgefasst und commentirt? Warum verbietet man ihn wenigstens nicht aus der Wissenschaft?

MUSCHINGER bemerkt: „denn die Unterschiede der Menschen erscheinen in der Theorie sehr grell, während der Reisende in der Praxis so unmerklich von dem blassesten Nordländer zu dem verzerrtesten Neger geführt wird, dass es ihm rein unmöglich wird, Grenzlinien zu ziehen.“ Er führt weiter an, ob nicht der physische Negercharakter eine Illusion der Systemmacher sei. (Peterm. Mittheilungen 1864, S. 184.)

Ich dünkte, die Collectivbezeichnung „Afrikaner“ dürfte für alle Stämme des Continents genügen, von den Manren bis zu den Hottentotten, von den Somalen bis zu den Aschantia. Die Sammelbezeichnung Nigritier dürfte sich vielleicht für diejenigen Stämme eignen, denen dunkle Hautfarbe, wolliges Haupthaar, platte Nasen und aufgeworfene Lippen gemein sind.

Erklärung der Tafeln VII und VIII.

Fig. 1. Fungi-Mädchen, 15 Jahr alt, Häuptlingstochter, von Helle Berdu am Gebel-Ghule.

Fig. 2. Mädchen, 16 Jahr alt. Sklavin, von Gebel-Gadala (Gadalaufel)

Fig. 3. Antike Darstellung des Kopfes eines Schwarzen von Tell-el-Amarna

Fig. 4. Schilluk-Mann, 22 Jahr alt, aus der Gegend von Hellet-Kaka. (Aufgenommen zu Handak in Dongola.)

Fig. 5. Antike Darstellung eines Schwarzen aus Ost-Sudan, mit Fellschurz, an welchem letzteren ein Anhang, wohl der Schwanz des Felles selbst, an den Nates auch schwanzartig hervorstarrt. Aus Theben.

Fig. 6. Gebelani aus Adassi, Fasoglo.

Fig. 7. Antiker Kopf, muthwasalib Fungi, aus dem Reichstempel von Karnak.

Ueber die ethnologischen Beziehungen der Verbreitung einiger europäischen Landschnecken.

Vom Assessor Ernst Friedel.

Die Kalkschale, welche die meisten der Weichthiere bedeckt, ist vermöge ihrer Festigkeit ganz besonders geeignet, ungeheure geologische Zeiträume mit allen in denselben vorkommenden plötzlichen oder stetigen Veränderungen zu überdauern und so wesentlich bei der Bestimmung der Reihenfolge, der Entstehungsart und des Alters gewisser Gesteinsbildungen, je nachdem bestimmte derartige Schalenkerne vorhanden oder nicht vorhanden sind, mitzuwirken. Alle Conchylien, welche immer und überall in derselben Formation vorkommen und deren Grenzen weder auf- noch abwärts überschreiten, nennt man daher bekanntlich Leitmuscheln^{*)}, und so wie jede Formation ihre Leitmuscheln hat, so giebt es auch wieder für die einzelnen Glieder der Gesteinsschichten besondere Leitmuscheln, indem einige Versteinerungen nur in den oberen, andere nur in den unteren Schichten vorkommen. Nicht minder wichtig sind die Leitmuscheln, um den physikalischen, geographischen und naturgeschichtlichen Charakter der Erde erkennen zu lassen. Sie deuten uns an, wo Süß-, wo Salz-Wasser, wo Land und von welcher Beschaffenheit es war, sie gestatten uns sichere Schlüsse auf die

*) Unter Muscheln begreift man hier nicht bloß die eigentlich so genannten Mollusca Acephala Cuvier's oder Conchifera Lamarck's, sondern auch die übrigen Klassen der Weichthiere, also die Kopffüßer (Cephalopoda), die Schnecken (Gastropoda), die Flossenfüßer (Pteropoda), die Armfüßer (Brachiopoda) und die Sackthiere (Tunicata). Zur Bequemlichkeit behalten wir daher auch im vorliegenden nur Landschnecken behandelnden Aufsatz den Ausdruck Leitmuschel bei.

damaligen Luft- und Wasser-Temperaturverhältnisse, auf die Vegetation u. dgl. m.

Man hat nun bisher geglaubt, solche Leitmuscheln nur geologisch verwerthen zu können, d. h. also nur für die Schichtenbildung von den nachpliocenen (diluvialen) Ablagerungen bis zur untern cambrischen Bildung oder etwa noch bis in die laurentische Zeit, der wir jetzt den ältesten Organismus, dessen Reste versteinert vollständig erhalten sind, das vor wenigen Jahren zuerst am Ottawa-Fluss entdeckte, zu den Polythalamien gehörige „kanadische Morgenwesen“, *Eozoon canadense*, verdanken; allein dieselben Gesetze, welche die Bildung und Vertheilung der Organismen seit Myriaden von Jahrhunderten beherrscht, also in den paläontologischen Perioden des archaischen (primordialen), des paläolithischen (primären), des mesolithischen (secundären) und des cenolithischen (tertiären) Zeitalters gegolten haben, müssen, wie man, selbst wenn ein handhafter Beweis zur Zeit dafür noch nicht erbracht würde, mit Gewissheit behaupten kann, auch auf das anthropolitische (quartäre) Zeitalter Anwendung finden. „There are races of fossil men,“ bemerkte vor kurzem ein amerikanischer Gelehrter*), „which have peopled certain areas and then passed away, their places to be filled by new and strange peoples. Thus the study of prehistoric man belongs with the study of fossil animals and plants, or Palaeontology. The life of man upon the earth can only be measured relatively in the geological scale, not by recorded years. Thus Palaeontology fades into Archaeology, or the study of ancient or prehistoric man, and Archaeology graduates into History, which comprises the oral or written accounts of man.“ Und in specieller Beziehung auf unsern Gegenstand bemerkt der gelehrte Verfasser des „Prehistoric Man“: „To the geologist the shells of the testaceous molluscs offer a department in palaeontology of very wide application and peculiar value. They constitute, indeed, one of the most important among those records which the earth's crust discloses, whereby its geological history can be deciphered. But the special phases of interest which they possess for the ethnologist and archaeologist result from the evidence they furnish in illustration of the history of man and its arts.**)

Frägt man sich, wie es komme, dass man die conchyliologischen Funde aus der Quartärzeit bisher in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht so wenig verwerthet hat, so ist die Erklärung unschwer, wenn man erwägt, dass die Paläontologie wenig Interesse für die moderne Malakologie und umgekehrt diese für die Paläontologie hatte, dass der Malakologe, nach

*) The American Naturalist, Vol. I. Salem 1867. p. 272.

***) Prehistoric Man. Researches into the origin of civilisation in the old and the new world. By Daniel Wilson. II. ed. London. 1865 p. 127. — Wilson verbreitet sich übrigens über unser Thema, die ethnologischen Beziehungen der Land-Schnecken, gar nicht.

der neueren Richtung seiner Wissenschaft, sich mehr den anatomischen Untersuchungen des Thiers, in Gegensatz zu dem sich nur für die Schalen interessirenden Conchyliologen der alten Schule, zuwendete und deshalb vor Allem nach frischen, wo irgend möglich noch mit dem lebenden Thiere versehenen Gehäusen verlangte, dagegen abgestorbene, wohl gar aus altem Küchen- und Braudschutt, aus Seebanten und Torfstichen herausgeklaubte, verwitterte und verdorbene Schalen, zumal solche längst bekannten Arten angehörig, nicht sammelte, am wenigsten aber die Beziehungen dieser Weichthierreste zum Menschen und seiner Cultur ins Auge fasste. Endlich ist auch das Bestreben der Ethnologen von Fach, alle Analogien, Anschlüsse, Belehrungen, Beobachtungen aus dem Thierreich für anthropologische Zwecke zu verwerthen, noch sehr jungen Datums.

Erst die neueste Richtung der Archäologie und Anthropologie, welche, um den Menschen als Gesellschaftswesen verstehen zu können, ihn zunächst als Naturwesen auffasst und Alles, was die Geologie, Paläontologie, Botanik und Zoologie als Material bietet, zur Erklärung der Entstehung, Entwicklung und Verbreitung unserer Cultur auf das Sorgfältigste heranzieht, hat auf die grosse Wichtigkeit der Funde subfossiler Weichthiere in Verbindung mit den Spuren menschlicher Thätigkeit aufmerksam gemacht. Der Anstoss dazu ist auch hier wieder von dem scandinavischen Norden, wo für die Ur- und Vorgeschichte des Menschen: so Vieles geleistet wird, ausgegangen. Lehnt sich doch die Entdeckung und Würdigung der in culturgeschichtlicher Hinsicht so wichtigen Kjökkenmøddinger (Kücheneabfallreste) der Ost- und Westsee, der englischen, spanischen, amerikanischen Küsten etc. hauptsächlich an die in denselben (wenigstens in maritimen Gegenden)*) vorkommenden Schalthierreste an, so zwar, dass man diese Ueberbleibsel vorgeschichtlicher Wirtschaftspflege kurzweg Muscheldämme genannt hat**). In der That wiegen hier gewisse Weichthierarten derartig vor, dass man auch hier von Leitmuscheln sprechen kann. Welche Wichtigkeit dergleichen culturhistorische Leitmuscheln für die Ethnologie haben, zeigt die Auster auf den ersten Blick. Wir finden sie tertiär auf der cimbrischen Halbinsel, in der Ostsee kommt sie subfossil mit menschlichen Kunstzeugnissen vermisch in ungeheuren künstlichen Ablagerungen vor, in ähnlichen Verhältnissen habe ich sie in der Nordsee am Aussenstrande der nordfriesischen Inseln gefunden. Weshalb ist sie jetzt aus der Ostsee ganz und aus der Westsee von den früheren Stellen verschwunden? Es setzt dies gewaltige geologische und klimatische Veränderungen voraus,

*) Man nennt die Abfälle wirtschaftlicher Thätigkeit der Urbevölkerung in allerneuester Zeit auch dann Kjökkenmøddinger, wenn sie (wie z. B. in der Mark Brandenburg) binnenlands gefunden werden.

***) Lyell: Das Alter des Menschengeschlechts. Deutsch von Büchner Leipzig 1867. S. 12

auf die wir hier nicht weiter eingehen können, die aber den damals lebenden Nordlandsbarbaren, für den die Auster ein Hauptnahrungsmittel bildete, mitbetroffen haben müssen.

Den ausführlichsten und motivirtesten Hinweis auf die ethnologische Bedeutung der Weichthier-Verbreitung und Weichthier-Nutzung verdanken wir dem erwähnten Daniel Wilson. Er kommt zu dem Schlusse, dass man wie von einem Stein-, Bronze- und Eisen-, so geradezu auch von einem Muschel-Zeitalter sprechen könne, und es ist dies eine neue Unterabtheilung, welche man sich, falls sie, wie die alte landläufige Dreitheilung *cum grano salis* aufgefasst wird, für gewisse Zonen und Gegenden — beispielsweise für die Inseln der Südsee und des Mexicanischen Meeresbusens — wohl gefallen lassen kann*).

Alles dies galt aber im Wesentlichen bisher nur von den Meeresküsten und den in deren Nähe gefundenen Seeweichthieren; die im menschlichen Haushalt als Nahrungsmittel und Geräthschaften, als Schmucksaachen und als Münzen noch immer einen wichtigen ethnologischen Factor abgeben. Fast gänzlich unbeachtet in dieser Beziehung sind dagegen die Land- und Süßwasser-Weichthiere geblieben, welche im Allgemeinen kleiner und unscheinbarer als ihre meerischen Verwandten, dennoch ebenfalls von jeher eine nicht unerhebliche Rolle im Haushalt namentlich der südlicheren Völkerschaften gespielt haben. Auch jedem nicht naturwissenschaftlichen Reisenden fällt in den gehirgigen trockenen Ländern die ungeheure Menge von Landschnecken auf, welche nach einem Regenschauer die öden Berghalden, die Zäune, Mauern und Hecken bedeckt. Vielfach sind die Anspielungen der orientalischen Völker auf diese wunderbare Erscheinung. Der gläubige Talmudist führt sie dem die Unsterblichkeit leugnenden Sadducäer zur Widerlegung seines Unglaubens an. Sanhedrin 91a. heisst es: „Rabbi Ami sagte zu einem Sadducäer: Besteige einen Berg und sieh, heute ist auch nicht ein *תולד* auf ihm. Am andern Morgen fiel Regen herab und der Berg war mit *תולדות* (Weinbergsschnecken) bedeckt.“**). So wie die schlummernde Schnecke durch den Regen zu neuem Leben, so wird auch die schlummernde Seele der Verstorbenen durch Gottes Machtwort zu neuem Leben berufen. — Mit dem Verschmachten der auf trockenem

*) Wilson p. 127: „In the great archipelago of the Caribbean Sea, as well as in the widely-scattered islands of the Southern Pacific, the primeval stage of native art might more correctly be designated a shell-period; for the large shells which the mollusca of the neighbouring oceans produce in great abundance, supplied the native artificer with his most convenient and easily-wrought raw material; and in reality left him at no disadvantage as an artificer, when compared with the Indian of the copper regions on the shores of Lake Superior.“

***) Die Zoologie des Talmuds. Von Dr. L. Lewysohn. Frankf. a/M 1858. S. 280.

beissem Boden kriechenden Nacktschnecke (*Limax* oder *Arion*) vergleicht König David (Psalm 58, 9) das Strafgericht der Gottlosen. Aehnlich der Talmud (M. Katan 6, b) S. 279 a. a. O. — u. s. f.

Angiehige naturgeschichtliche, wirtschaftliche und ethnologische Fragen barren auf diesem Felde noch der Lösung, welche letztere freilich bei dem Auseinanderweichen der Ansichten unter den bedeutendsten Malacologen über die ethnologischen und sonstigen Ursachen der Verbreitung der Weichthiere vorerst noch, zumeist ein frommer Wunsch bleiben wird. Auf die anthropologische Bedeutung dieser Momente Diejenigen, welche Beruf oder Neigung zur Weichthierkunde führt, durch einige Beispiele hinzuweisen und zu mithelfender Thätigkeit anzuspornen, ist eine Hauptabsicht dieser Zeilen. Eine solche Aufforderung erscheint nun so dringender, wenn man die geringen Resultate vergleicht, welche aus den bei Ausgrabung der Pfahlhanten, der Küchenunrathhaufen, der Wallburgen, Opferplätze, Hüncngräber, Dorf- und Stadtstellen gewonnenen malacologischen Ausbeuten bisher erzielt worden sind. Wie viel kostbares Material ist hier dem Forscher entzogen und nutzlos bei Seite geworfen worden! Kein Wunder, dass die Untersuchungen über die Art der Verbreitung, Einführung und Nutzung selbst der gewöhnlichsten Landschnecken noch resultatlos sind. Es sei zunächst an die auch jedem Laien bekannten Landschnecken *Helix pomatia* Linné, *Helix hortensis* Müller, *Helix nemoralis* Linné und *Helix aspersa* Müller erinnert.

Helix pomatia, die grosse braune, gewöhnlich gebänderte, Obstgartenschnecke findet sich nach Norden zu zwar bis Jütland, Norwegen, Schweden und Kurland, allein es ist anfallend, dass sie sich fast nur in Gärten, Parks und Cultur-Laubwaldungen, im nördlichsten Deutschland wie in den drei scandinavischen Reichen fast nur in der Nähe alter Klöster, Kirchen und Edelhöfe zeigt. Nun ist es bekannt, dass *Helix pomatia* in Süd-Deutschland, Frankreich und anderen katholischen Ländern eine beliebte Fastenspeise ist. So befinden sich im Vorarlberg noch jetzt grosse Schneckengärten; sie umfassen einen Flächenraum von 100 bis 3000 Quadratklaftern trockenem Grasbodens, der von Bäumen frei, rings von fliessendem Wasser umgeben ist. Auf solch einem Garten werden 15 bis 40,000 Schnecken, welche von Kindern im Walde gesucht und denselben mit 2 bis 3 Kreuzern pro 100 Stück bezahlt werden, gezogen, täglich mit Gräsern und Kohlblättern gefüttert, am Wegtreiben durch das umgebende Wasser aber mittelst eingesetzter Rechen verhindert, von denen man die angespielten Schnecken abnimmt und in den Garten zurückbringt. Häufchen von Moos bieten Schutz gegen Kälte und Hitze, unter sie vergraben sich die Schnecken im Winter 2 bis 3 Zoll tief in die Erde und können dann, nachdem sie sich eingedeckelt haben, leicht ausgehoben und verpackt werden. — In der Schweiz werden sie nicht nur gesammelt, gemästet und versandt, sondern auch verspeist. In Süddeutschland bilden sie einen

bedeutenden Handelsartikel, besonders in Ulm werden sie gemästet, Wien erhält ganze Schiffsladungen aus Schwaben und zum Theil aus Appenzell, und nach Nürnberg werden sie sackweise gebracht. Ungeheure Vorräthe abgesottener Obstgarten- und Sprengel-Schnecken habe ich allmorgentlich in der Centralmarkthalle bei der Genovefa-Kirche zu Paris feilbieten sehen.*) Ueber ihr Vorkommen in England schreibt John Gwyn Jeffreys, ein ebenso gelehrter Jurist wie Zoologe, der Verfasser der ausgezeichneten *British Conchology* (5 vol. Lond. 1862—69) im 1. Band S. 177 fig.: „Man hat früher ganz allgemein geglaubt, dass sie durch die Römer in unser Land eingeführt worden sei, weil man sie nahe verschiedenen alten Lagerplätzen gefunden hat; aber es spricht auch kein anderer Grund für diese Vermuthung. Die *H. pomatia* ist nicht bei Wroxeter oder York oder in vielen anderen Theilen von England und Wales, wo die Römer Städte bauten oder wichtige militärische Stationen hatten, gefunden worden; und in aller Wahrscheinlichkeit war diese Schneckenart ihnen nicht bekannt, da eine andere Species (*H. lucorum*) ihren Platz in Mittel-Italien einnimmt. Kein besserer Grund ist für das von Montagn erwähnte Gerücht, dass sie gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, sei es als Nahrungsmittel, sei es zu ärztlichen Zwecken aus Italien eingeführt und in Surrey von einem gewissen Howard zu Albury ausgesetzt worden sei. Sie war Lister, der 1678 schrieb, als die grösste unserer heimischen Schnecken wohl bekannt, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie gleich unreinheimisch mit *H. aspersa* oder der gemeinen Gartenschnecke. — Es ist hierbei zu beachten, dass das Thier anders als bei uns, nämlich in England auch auf „uncultivated places“ vorkommt. Auf diese und ähnliche Thatsachen gestützt behauptet man ganz allgemein, dass die Obstgartenschnecke erst mit dem Vordringen des Christenthums in den europäischen Norden gelangt sei. Es wäre deshalb höchst wünschenswerth, bei Ausgrabungen von Wirtschaftsresten aus vorchristlicher Zeit, sowie bei Untersuchung untermeerischer Laubwälder auf diese leicht kenntliche Schnecke zu achten.

Nicht minder auffallend ist das Vorkommen der nur ein wenig kleineren Sprengelschnecke (*Helix aspersa*) im Norden des westlichen Europas. In Südenropa ist diese ebenfalls als Nahrungsmittel dienende Schnecke überall verbreitet, dagegen scheint sie im nördlichen Frankreich und, wie Viele trotz Jeffrey's Autorität behaupten, vielleicht auch in England künstlich eingeführt, was von Belgien und Holland fast als gewiss gelten kann.**)

*) Vgl. die Angaben von Dr. Carl Klotz in: *Leben und Eigenenthümlichkeiten aus der niederen Thierwelt*. Leipzig 1869, S. 60. Bekannt waren schon die *Cochlearia*, Schneckenwürten, der alten Römer.

**) *Société malacologique de Belgique*. Bull. des séances. Année 1866 p. VII.: „Mr. Colbeau (Verf. eines Verzeichnisses belgischer Weichthiere) dit, que l'*Helix aspersa* qui, paraît-il, a aussi été acclimatée à une époque déjà ancienne, et qui ne se rencontre guères chez nous, aujourd'hui encore, que localisée dans des jardins et proche des habitations, est devenue l'une de nos espèces les plus fécondes.

In Deutschland findet sich wunderlicher Weise diese Schnecke nur an zweiganz vereinzelt, weit von einander liegenden Oertlichkeiten und zwar zweifellos nur durch Menschenhand angesiedelt vor, nämlich im Schlossgarten zu Merseburg (nach Carl Pfeiffer's Naturgeschichte der Land- und Süßwasser-Mollusken Deutschlands) und nach Gyssel (Malacologische Blätter Bd. XII. 1865, S. 79, 82 und 86) „wohl durch Mönche verpflanzt“ in der Umgehung von Meersburg am Bodensee, in dessen Nachbarschaft (Insel Meinau) bekanntlich auch der Kanarienvogel verwildert gefunden wird. Verschiedenheit von Boden und Klima ist im Wesentlichen nicht vorhanden und kann auf Grund des Vorkommens in Merseburg und der Thatsache, dass *H. aspersa* hohe Kältegrade erträgt, nicht vorgeschützt werden, wie denn auch Otto Goldfuss die Sprenkelschnecke vor etwa 12 Jahren bei Bonn mit Erfolg angesetzt und fortgepflanzt hat.

Wie also ist das Räthsel zu lösen? Sollte auch hier wieder die katholische Geistlichkeit im Spiele gewesen sein oder ist die Einführung schon vor dem Christenthum in der grauesten Vorzeit geschehen, wo die Weichthiere in der Mahlzeit der europäischen Völker schon eine so wichtige Rolle spielten, ähnlich wie noch jetzt in Süd-Frankreich, Süd-Italien, Portugal und Spanien unzüglische Massen Landschnecken, von mindestens 50 verschiedenen Arten, gekocht, gebraten und gebacken verzehrt werden? Wie kommt es, dass, da so häufig Heidenbekehrer, Kloster- und Weltgeistliche von Gallien, Irland, England, Schottland u. s. w., kurz aus Ländern, wo *H. aspersa* zur Zeit nicht selten ist, an und über den Rhein gingen, diese Schnecke hier und namentlich auf dem rechten Rheinufer nicht vorkommt? Ganz auffallend ist die ethnographische Beziehung der Verbreitung von *H. aspersa*, da sie nur im keltogallischen Sprachgebiet geschehen ist. Deutet diese Verbreitung nicht auf gewisse ethnologische und culturhistorische Vorgänge und Zusammenhänge, auf bestimmte uralte Handelsverbindungen und Verkehrsverhältnisse? Auch hier mögen sorgfältige Durchforschungen der Alluvialablagerungen und Wirtschaftsabfälle in malacologischer wie ethnologischer Beziehung höchst dankenswerthe Aufschlüsse geben.

Ein wahrer Zankapfel unter den Conchyliologen sind unsere beiden verbreitetsten und zierlichsten, bald einfarbigen, bald mit 1 bis 5 Bändern geschmückten Schnirkelschnecken *Helix hortensis*, die Garten-, und *Helix nemoralis*, die Hain-Schnecke, hinsichtlich des Ursprungs ihrer Verbreitung und ihrer Beziehung zum Menschen. Auf Grund vieler seit mehr wie 15 Jahren von mir in dem verschiedensten Theilen Europa's angestellter Beobachtungen halte ich — wohl bewusst auf manchen Widersacher zu stossen — *H. hortensis* mehr für nördlichen, *H. nemoralis* mehr für südlichen Ursprungs. Jedenfalls kommt (nach Mürob) die Hain-schnecke nicht mehr auf Island vor, wo doch die Gartenschnecke nicht selten ist. Ebenso ist *H. hortensis* viel verbreiteter in Norwegen und

Schweden, umgekehrt dagegen in der Lombardei schon sehr selten. In der Provinz Como (nach Porro), bei Lugano (nach Stabile)*) und in Piemont (nach demselben) fehlt *H. hortensis* schon gänzlich. Als erwiesen kann angesehen werden, dass *H. nemoralis* in völlig wild gewachsenen und zugleich von aller Cultur völlig isolirt gelegenen Lanbwäldern des nördlichen Europas nicht vorkommt. Solche isolirte Lanb-Urwälder sind z. B. der bei allen Naturforschern hochangesehene Brieselang und der Blumenthal bei Berlin, wo nur *H. hortensis* lebt, ähnlich die Granitz und die Stuhnitz auf der Insel Rügen, ebenso wird diese Schnecke (nicht auch *H. nemoralis*) in den Alluvialschichten an der Panke bei Berlin subfossil gefunden. — Wohl aber findet sich stets der Menschenhand folgend *H. nemoralis* überall in Weinbergen, Gärten und Parkanlagen (z. B. bei Berlin und Hamburg). Trotz der Namen ist sonach *H. hortensis* in Norddeutschland recht eigentlich eine wilde Hain- und *H. nemoralis* eine domesticirte Gartenschnecke, welche letztere auch in viel mannigfaltigeren Bänder- und Farben-Spielarten als die erstere vorkommt, wie denn nach Charles Darwin's trefflichen Untersuchungen acclimatisirte oder domesticirte weit mehr als wild lebende Thierarten variiren.**)

Woher stammt nun *Helix nemoralis* im nördlichen Europa? Es giebt hier verschiedene Hypothesen. Man schreibt die Einführung des Acker-, Garten- und Weinbaues in Germanien zunächst den Römern zu, deren Cultur von Süden und von Westen, also rechtwinklig ungefähr dem Main und Rhein parallel unter den deutschen Stämmen vordrang und in deren Gefolge die im Süden ebenfalls als Speise verwertete Schnecke sich langsam mitverbreitete. Andere denken an den mittelalterlichen Handelsverkehr, da sich *H. nemoralis* gerade in der Nähe der altberühmten Handelsplätze, welche mit den Süddeutschen und Italienern in regstem Verkehr standen, zeigt. Das ziemlich isolirte Vorkommen von *H. nemoralis* bei Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und andern alten Seehäfen erinnert an die alten Schifffahrtsverbindungen der Hanszeit und die Gartencultur, welche von den damaligen reichen Rhedern und Handelsherren unter Einführung fremder Sträucher und Bäume in luxuriöser Weise betrieben wurde. Das Vorkommen dieser Schnecke in den brandenburgischen und

*) Carlo Porro: Malacologia terrestre e fluviale della Provincia Comasca. Milano 1838. Giuseppe Stabile: Delle conchiglie terrestri e fluviali del Luganese. Lugano 1835. Ders.: Mollusques terrestres vivants de Piemont. Milan 1864. — Hiermit stimmen auch bezüglich der Schweiz, wo *H. n.* überwiegt, und *H. h.* nach Süden immer seltener wird, überein Ed. v. Martens und Bourguignat.

***) Dr. O. A. Mörch (Assistent am zoolog. Museum in Kopenhagen): Synopsis Molluscorum terrestrium et fluviatiliium Daniae. (Fortegnelse over de i Danmark forekommende Land-og Ferskvandsbloeddyr) Kop. 1864, S. 21: „*H. nem.* er lang mere forenderlig end *H. hortensis*.“

ostpreussischen Gärten wird mit der Vertreibung der Protestanten durch die Aufhebung des Edicts von Nantes in Verbindung gebracht, da denn allerdings der Gartenbau in der Mark und in Ostpreussen fast ausschliesslich seinen Fler den geübtesten Hugenotten, unter denen viele fleissige Gärtner waren, verdankt. Alles dies ist — gerade so wie die Behauptungen der Gegner — selbstredend vor der Hand nicht viel mehr als Hypothese.

Einen Einwand gegen die ethnologische Beziehung, in welcher *H. nemoralis* in Nordenropa zu stehen scheint, könnte man, wenigstens rücksichtlich Dänemarks, aus einer Stelle in Mörb's Synopsis entnehmen; er führt S. 24 bei *H. hortensis* als var. 5 an: „*Helix hybrida* Poiret (Gray-Turton p. 132 f. 130). Testa carnea labro fusco-rosea. In prato submarino ad Charlottenlund“ (nach Beck). Unter *H. hybrida* Poiret*) verstehen aber einige Malacologen einen Bastard, der den innen braungelippten Mundsaum von *H. nemoralis* und den Liebespfeil und die glandulae mucosae von *H. hortensis* hat. Ist dies richtig, so liesse das Vorkommen in einem untermeerischen Walde oder Anger auf das frühe Vorhandensein von *H. nemoralis*, aus deren Vermischung mit *H. hortensis* jene *H. hybrida* entstanden wäre, wenigstens an einer auffallenden Stelle des scandinavischen Nordens schliessen; allein nach den sorgfältigen anatomischen Untersuchungen von Reibisch sind jene Kennzeichen nicht stichhaltig, wie denn auch Mörb selbst *H. hybrida* als eine blosser Spielart von *H. hortensis* ansieht. Ueberdem fällt die untermeerische Versenkung vieler Wälder, Moore und Wiesen des scandinavischen und deutschen Nordens nach Forchhammer's, Nilsson's und Steenstrup's Untersuchungen, mit denen meine eigenen Beobachtungen übereinstimmen, in die Zeit, wo dort bereits Menschen, deren Spuren in jenen unterseeischen Senkungen nachgewiesen sind, bauten, und würde das Auffinden der *Helix hybrida*, wenn man sie wirklich als Mischling ansieht oder sogar das Auffinden einer echten *H. nemoralis* an einigen isolirten Stellen der Küste, nur ein Indicium mehr für die Richtigkeit meiner weiter auszuführenden Ansicht sein, dass vielleicht bereits in vorgeschichtlicher Zeit Einschleppungen südlicher Landschnecken in den Norden stattgefunden haben, dass insbesondere *Cyclostoma elegans* durch Handelsabiffahrt von Südwesten her auf scandinavischem Boden verbreitet worden ist.

Die zierliche Deckel-Landschnecke, *Cyclostoma elegans* Müller, ist ein Weichthier, als dessen Helmath Südeuropa angesprochen werden kann; am verbreitetsten ist sie in Südfrankreich, Italien (wo ich sie z. B. in Rom massenhaft gefaude), Spanien und Portugal. Sie geht bis zu den Kanarischen Inseln. In Süddeutschland findet sie sich an einigen

*) Poiret. Coquilles fluviatiles et terrestres observées dans le département de ne et aux environs de Paris. An IX. p. 66 et suiv.

Ortea, im mittlereu Deutschland ist einmal vor Jahren ein einzelnes verwittertes Gehäuse bei Naumburg a/S. gefunden;* im südlichen Rheinland ist sie bei Boppard, Neu-Wied und Bonn gefunden.** Im nordöstlichen Frankreich fehlt sie, im mittleren ist sie bei Valenciennes, Mirecourt, Metz, im nordwestlichen im Departement du Calvados (Normandie) entdeckt (Mittheilung des Herrn Dr. Ed. von Martens). — Nach Firmin de Malzine***) kommt sie im südwestlichen Belgien bei Forest, Namur, Cipl und Angres vor. In den Niederlanden fehlt sie, es wird nur einmal von einer holländischen Sammlung gesagt, dass dort ein Exemplar von *C. elegans* gelegen habe, jedoch ohne Fundortsangabe, also eine Erwähnung, die ganz werthlos ist.† Im ganzen Norddeutschland von Ostfriesland bis Ostpreussen und nördlich bis Schleswig fehlt sie. Zwar bemerkt v. Martens, dessen Güte ich mehre bezügliche Notizen verdanke, in der Kritik zu Mörch's Synopsis in den Malac. Blättern Band XII, 1865: S. 20, dass *C. elegans* in Holstein gefunden sei, es ist dies aber unzweifelhaft, und wie mir der Verfasser, einer unserer vorzüglichsten Malacologen, auch unendlich bestätigte, ein Druckfehler, und soll Holsteinborg (Grafschaft im südwestlichen Seeland) heissen.

Ueber das höchst wundersame Vorkommen von *C. elegans* im dänischen Reich schreibt nun Mörch (Synopsis S. 57) Folgendes: „Især paa Kridt — og Kalkbakker. Ormeß og Kalnaes ved Holsteinborg (nach Steenbuch). Ved Bissrup i temmelig stor Maengde paa de høie Klitter, der ere hevoxede med Tjørnekraut og skraane ned mod Stranden. Ved Kjøge (?) Stokkebjerg Skov, Odsherred. Ved Siden af det begyndte Kalkbrud i Liimsteensbakken naer Gaarden Vntborg i Vixø Sogn, Thy (Steenstrup 1834). Paa Kridtskraaningerne i Dybdal ved Aalborg (Steenstrup 1837). Klittgaard ved Nibe. Ad Hanstholm, Thy (Beck). De jydskke Exemplarer ere alle fundne døde.“ — Hierzu treten folgende briefliche Mittheilungen Dr. Mörch's; unter Kopenhagen den 13. Januar 1866 schreibt er an Dr. v. Martens: „Unsere Fauna muss einen eigenthümlichen Ursprung haben. Von *C. elegans* haben wir eine dritte Localität auf der Nordwestküste Seelands erhalten bei Nynjöbing mit *Coehlicellus akntus* Müller zusammen, aber nur ein Exemplar. Das Vorkommen von

*) Ad. Schmidt: Verz. der Binnenmoll. Norddeutschlands. Zeitschr. für die ges. Naturw. VIII. 1858. p. 157.

**) O. Goldfuss: Verz. der i. Rheinpr. u. Westph. beob. Land- und Süßwasser-Moll. Verhdt. des naturh. Vereins der preuss. Rheinl. u. Westph. 1856 und Syst. Verz. der bis jetzt bei Boppard, Trier u. einigen anderen Orten der preuss. Rheinlande aufgef. Mollusken. Von M. Bach u. Dr. Moritz Seubert, n. a. O. I. Jahrg. 1844.

***) F. de Malzine: Essai sur la Faune malacologique de Belgique. Brux. 1867.

†) R. J. Maitland: Week-en Schelpdieren in Nederland waargenomen. In Herklot's bouwstoffen voor eene Fauna van Nederland. Leiden II. 1858, n. H. G. Waardenberg: Quæritur historia naturalis animalium Molluscorum regni Belgico indigenorum. Lugd. Bat. 1826.

C. elegans in grosser Menge lebend auf der Südwestküste Seelands weit von bebauten Oertern ist doch merkwürdig! Die Schnecke ist sehr wahrscheinlich eingeführt.“ Unter Nizza den 18. März 1869 schreibt Herr Mörch an mich: „*C. elegans* kommt lebend in grosser Menge vor bei Holsteinborg ohnweit Corsör. In Jütland findet es sich auch häufig zwischen den Gebüschcn von Lymfjord, aber nur todt. man hat indessen nur sehr wenig dort gesucht. *C. elegans* gräbt in die Erde und kommt nur bei regnerigem Wetter hervor.“ — Arthur Feddersen (Til Bløddyrfaunaen omkring Viborg. Kjöb. 1863), welcher die Umgegend Viborg's gerade in der Mitte von Jütland sorgfältig durchforscht, führt *C. elegans* nicht an, ebensowenig Dr. H. Beck (Verz. einer Sammlung von Landconchylien aus den dän. Staaten. In aml. Ber. über die 24. Naturf. Versamml. Kiel 1847) und Dr. C. M. Poulsen (Fortegnelse over de i Flensborgs nærmeste Omegn forekommende skalbaerende Land — og Ferskvands — bløddyr. In: naturhist Forenings Videnskabelige Meddelelser 1867). — Hierzu kommt noch das ganz isolirte merkwürdige Vorkommen von *C. elegans* in Schweden, das Agardh Westerlund i. J. 1865 bekannt machte*): „Till denna grupp hörer den i vestra och södra Europa allmänna landsnäckan *Cylostoma elegans*, som, enligt benäget meddelad underättelse af Lektor Zetterstedt, äfven skall vara funnen hos oss på Gotland, men icke lefvande.“ Nähest diesem Funde scheint noch einer, ebenfalls eines todtcn Exemplars, nach dem erwähnten Schreiben Mörch's vom 13. Januar 1866, im mittleren Schweden stattgefunden zu haben.

Berücksichtigt man, dass Schweden und Dänemark gewiss von allen Ländern der Erde am Sorgfältigsten in malacologischer und antiquarischer Hinsicht — jedenfalls ngleich sorgfältiger als Deutschland — durchforscht sind und dass das Vorkommen von *C. elegans* in Scandinavien für Nord-europa ganz vereinzelt dasteht, dass daselbst auch die Thiere wenigstens zum Theil wieder ausgestorben erscheinen, dass sie dort meist auf Meeresinseln, jedenfalls doch nahe der See gefunden werden — so ist wohl die natürlichste Erklärung, auf eine Einschleppung durch Schiffs- und Handelsverkehr zu schliessen.

Da ferner *C. elegans* an der deutschen, holländischen, belgischen und nordöstlichen französischen Küste nicht vorkommt, so weisen alle Umstände auf eine Einschleppung zunächst von England aus hin. Hier schildert Jeffreys (a. a. O. I. S. 304) das Vorkommen und die Lebensweise dieser Deckelschnecke folgendermassen: „Sie lebt unter Steinen und an den Wurzeln des Farn- und Haidekrauts in vielen Theilen von England,

*) Sveriges Land- och Sjötyrrens-Mollusker beskrifna af Carl Agardh Westerlund, Dr. phil. Lund 1865. S. 112. — G. Lindström: Om Gotlands antida Mollusker. Wisby, 1866, führt *C. elegans* unter den lebenden Gotländischen Weichtbieren nicht auf.

Wales und Irland von Yorkshire bis Alderney. Sie scheint hauptsächlich die Secküste und Kalkboden zu lieben, kommt aber auch in Northamptonshire und Oxfordshire (Binnengrafschaften) ebenso wie in Theilen von Norfolk, wo es keinen Kalk giebt, vor. Sie ist noch nicht mit irgend welcher Sicherheit als Fossil in unseren obertertiären Schichten nachgewiesen. — Diese Art erscheint nicht vor den ersten warmen Frühlingstagen, und bei trockenem Wetter vergräbt sie sich in die Erde.“

Ueber das Zeitalter der Einschleppung in Dänemark giebt ein höchst merkwürdiger Fund Aufschluss; in dem „Tillæg“ (Zusatz) zu seiner Synopsis berichtet Mørch S. 105: „Cycl. el. Müll. Paa og i en Kjaempêhøi (Hünengrab) fra Steenalderen (med. Bronzevaaben) paa Raefnes ved Raklev. (O. Lund.) Collin.“ — Auf meine Bitte theilte mir Herr Dr. Mørch hierüber folgendes Nähere mit: „Raklev ist ein Dorf auf der Halbinsel Raefnes, Nordwestküste von Seeland, nahe Kellundborg. Stud. J. Collin, Freiwilliger im letzten Kriege, kam zufälligerweise zur Einschiffung für Jütland nach Kellundborg, wo er Bekanntschaft mit einem andern Freiwilligen, O. Lund, machte, der vom Cap der guten Hoffnung zurückgekehrt war und einige naturgeschichtliche Sammlungen angelegt hatte. Dieser junge Landsmann hatte ein aus dem Steinalter stammendes, aber Bronzewaffen enthaltendes, Grab geöffnet und auf der inwendigen Seite zwischen den Steinen einige *Cyclostoma elegans* gefunden. Die Gräber der Steinzeit sind kenntlich an ihrem Bau und waren oft später von dem Bronzevolk benutzt. Wie die Thiere in das Innere des Hünengrabes gelangten, ist schwer zu sagen. — Im Jahre 1845 oder 1846 wurde ein Grabhügel aus der Bronzezeit bei Kopenhagen geöffnet; er enthielt ein wohlbekleidetes Skelett. Das Lederzeug war noch erhalten, ebenso etwas von den Kleidern. In einem kleinen Lederhutel wurden gefunden der Schwanz von einer Eidechse und mehre andere Zoologica, darunter ein *Conus mediterraneus* (Kegelschnecke) oder vielleicht eine fossile Art, deren Abbildung in den Annaler for nordisk Oldkyndighed zu finden ist. Dabei lag ein Flintsteinmesser mit Lederscheide.“ — etc.

Sind nun die Untersuchungen Sven Nilsson's, die durch so manche unlängbare Thatfachen, ebenso wie durch die Untersuchungen Friedrich von Rougemont's unterstützt werden*), richtig, wonach die Handelsreisen massalotischer und keltosemitischer Kaufleute sich von Station zu Station bis schliesslich in die Ostsee hinein erstreckten und wonach durch sie namentlich die Bronze, aus welcher später die Bewohner Dänemarks Geräte und Waffen fertigten, gleich als solche, d. h. nicht in ihre Bestandtheile (Kupfer und Zinn) getrennt, sondern schon als fertige Mischung bestimmter Legirungsverhältnisse von Westen eingeführt wurde, so liegt die

*) Nilsson: Das Bronzealter. II. Auf. Hamburg 1866. — Die Bronzezeit von Fr. v. Rougemont, übers. von C. A. Keerl. Gütersloh 1869.

Möglichkeit nicht fern, dass das auf den Cassiteriden vorkommende *Cyclostoma elegans* schon in der Bronzezeit die Wanderung von den Zinninseln nach Jütland, Seeland, Schonen und Gotland mitmachte.

Die Zählebigkeit der Schnecken begünstigt, wie schliesslich bemerkt werden mag, die absichtliche oder zufällige Verschleppung und Einbürgerung sehr. Ich selbst habe in Berlin Pupa *mumia* von Havannah nach 1½ Jahren, *Helix pyrrhozona* von der chinesischen Mauer nach 3 Jahren, *Helix lactea* von Teneriffa nach 4 Jahren, und ganze Massen spanischer und sizilianischer Schnecken nach drei- bis fünfjährigem Stiefliegen lebendig in mein Terrarium setzen können. Auch die *Cyclostomaceen*, obgleich nicht so ausdauernd wie die *Heliceen*, können Reisen von mehren Monaten ohne Feuchtigkeit, Nahrung und Licht aushalten.

Ohne mit dem vorstehenden Aufsatz, wie bereits angedeutet, vorläufig mehr als bloss Hypothesen beleuchten zu wollen, darf ich nicht unterlassen, noch zum Ende auf die Bedeutsamkeit der ethnologischen Beziehungen bei der Verbreitung niederer Thierarten und besonders der in antiquarischer Hinsicht bisher so wenig beachteten Landschnecken, aufmerksam zu machen. Möchte doch jeder conchyliologische Fund, der bei Ausgrabung von Kjökkenmøddingern, Pfahlbauten und wo sonst gemacht wird, sorgfältig vermerkt und bekannt gemacht werden. Mit Bestimmtheit lässt sich schon jetzt behaupten, dass uns auch hier die Auffindung von Leitmuscheln, die den Ethnologen mit derselben Sicherheit wie die Versteinerungen den Geologen führen, von grossem Nutzen sein wird. Wir werden in diesen antiquarischen Leitmuscheln einen rothen Faden haben, der ohne abzurreissen von dem paläolithischen Zeitalter des Drift- und Höhlen-Menschen bis in das neolithische Zeitalter und weiter durch die Bronze- und Eisen-Periode bis zu dem heutigen Wilden und dem modernen Culturmenschen heranfreicht.

[Nachtrag.] Im Juni 1869 habe ich sechs Exempläre von *Helix nemoralis* in dänischen Kjökkenmøddings bemerkt, ein neuer Beweis für die Verwandtschaft der englischen und westscandinavischen Fauna. — H. hort. schien in denselben zu fehlen. — E. Fr.

Die Vorstellungen von Wasser und Feuer.

In den melodischen Gedichten des alten Hellas wallt der Okeanos, der erdungtütete Nährstrom, der Ursprung der Quellen, und von ihm, dem Vater von 3000 Okeanos-Söhnen und ebenso vielen Okeaniden, durchströmen die Flussgötter das Land, die Gefilde zu erfrischen und befruchten. An ihren Ufern tanzen in Reigen liebliche Nymphen, Götter und Heroen zu Liebes-

spielen herbeiziehend, und den üppigen Wachsthum der Blumenbüsche mit blühender Lebenskraft durchdringend. Ehe aber Hesiod seine göttliche Leier rührte, werden diese Nymphen mehr den unserer Lorelei ähnlichen Feewesen geglichen haben, die, wie die Ruselken in Immerethien, sich mit grünen Binsenhaaren aus den Schilfbüscheln erheben und den Sinn der Vorübergehenden betören, vielleicht ihn, wie Jamos, beim Wasserschöpfen zur Weissagung begeisterten, als *νηροληπτος*. Und wie in manchem Bache (im gothischen Blotkella nach Arngrinius Jonae) Menschenblut floss, ehe der Ameilichos durch einen Eurypylos in einen Meilichos gemildert war, wie der Strom Ascanius, der crudelis und iudomitus Ascanius, nach Properz's Worten den Hylas raubte, so geht noch heute bei dem Volk die Sage, dass die Pleisse jährlich ihren Todten haben müsse, und wie der Indier keinen mit den Fluthen des Ganges kämpfenden Hülfe gewähren wird, so hüten sich die Fischer auf der Saale (nach Fischer) die Ertrunkenen vor dem dritten Tage herauszuziehen, da sie in ihnen die schuldige Opfergabe des Gewässers sehen. Der Hakelmann reißt den Badenden mit seinem Haken zu sich herunter, und die Esthen sahen einen „Kerl mit blauen und gelben Strümpfen“ aus ihrem Bache emporsteigen, der, wie sie wussten, mit Kinderopfern zu sühnen war. Solch' wüste Gesellen verwandeln sich für poetischer gestimmte Gemüther in die verführerische Nixe, die den Angler herabloekt, aber zunächst liegt gewöhnlich dem Charakter der Wassergöttheiten etwas tückisch Boshaftes zum Grunde, ganz im Einklang mit dem trügerischen Elemente, dessen Gefahren der dem Tosen der Naturgewalten preisgegebene Wilde um so häufiger erfahren muss, je geringere Hilfsmittel er besitzt, sich durch Vorkehrungen zu schützen. Im Norden war der kalte Tod im Wasser ein abschreckender, da der pommerische Wassermann die Seelen der nicht durch Bestattung sühnbaren Ertrunkenen unter Töpfen bei sich zurückhält; und nur im heissen Indien konnte die Wonnelust des erfrischenden Isades jene andere Version ausbilden, dass die in der Ganga, in Wijadganga Versinkenden aus ihrer heiligen Taufe direct in den Himmel höchster Seligkeit eingiengen. Selbst Henschrecken ist dieses Glück zu Theil geworden, wodurch sie viele Wanderungen ersparten. Fromme Schiiten ersänfen sich (nach Niebuhr) im Brunnen Cheima Kaa, als Märtyrer Hosseiu's. Aus Scheu vor dem mächtigen Wesen, das im Wasser seinen Sitz hat, vermied man (in Persien) Unreinigkeiten hineinzuwerfen, und konnte nach den minutiosen Theorien zoroastrischer Elementarheiligung dadurch selbst jeder Nutzniessung des Wassers beraubt werden, wie die Mongolen nie ihre Kleider zu waschen wagen, und auch ihre Kochgeschirre nur mit Gras ausscheuern. Man fürchtet einen Etikettenbruch*), wenn man den Fluss mit schmutzigen Füßen durchwaten,

*) Wie Plinius bemerkt, kann durch Händewaschen und Schiffahrt keine Verunreinigung der heiligen Bäche veranlasst werden, und nach Hesychius, auch nicht durch Excrementa.

oder gar auf einer Brücke darüber hinweggeht, und deshalb bedurfte es erst stöhnender Ceremonien, wie sie in Rom den Pontificen, in Athen den Gephyriern bekannt waren, ehe der Fluss sich willig fand, das anferlegte Joch zu tragen. Die Anwohner des Anrimac unterwarfen sich voll Schrecken dem Inca, als dieser ungestraft den Gott des „redenden Flusses“ durch das Kunstwerk einer Brücke bezwungen. Auch war es eine bedenkliche Zumuthung, ein Gewässer Mühlen*) treiben zu lassen, und die am Bache Wobhanda wurde 1641 verbrannt, weil in Folge dieser gottlosen Dienstförderung das Land mit Unfruchtbarkeit geschlagen war. Die Anakosakaffern schliessen aus einem Krankheitsfalle, dass der Fluss, aus dem die Horde Wasser zu nehmen pflegte, beleidigt sei und sie werfen dann die Eingeweide eines geschlachteten Rindes oder einige Handvoll Hirse hinein, um ihn zu versöhnen. Auch die Chippeways werfen (nach Franklin) bei Krankheitsfällen Opfer in Stromschnellen. Da das Wasser seine eigenen Geister hat, so lässt der Grönländer aus unbekannter Quelle [zuerst den Angekok trinken, der etwaiges Gift noch zeitig genng. ausspucken könnte, wie Siva Nilakantha. Im östlichen Südamerika werden die Wassergeister mit einem Fisch in der Hand dargestellt. Thendibert's Franken opferten die Weiber und Kinder der besiegten Gothen dem Flusse Po als Erstlinge des Krieges. Den Manjaciaer oder Wassergöttern wird in Paraguay Tabakranch in glücklichen Fischfang geopfert. Die Ugrier pflegten dem Fluss ein Rennthier zu opfern, die Wotjäken ihren Strömen Ziegen und Hühner, während die Trojaner Pferde in den Skamander stürzten, und ebenso (nach Agathias) die Deutschen in heimathliche Gewässer.

Frevel gegen das Wasser der Erde wird mit Wasser vom Himmel* gestraft, der Eim entflieht seinen bösen Anwohnern und zieht in Form einer Wolke zu fernem Niederlassungen. Der in den kaschmirischen Seen lebende Drache wüthet und tobt in Ungewittern, bis er durch die Segensprüche des buddhistischen Apostels gezähmt und schliesslich hekehrt wird. In jedem Teiche des alten Indien haust ein Naga, der sich, gleich dem in Tongu, durch Ueberschwemmungen zu rächen vermag, und auch bei den Rothhäuten bewacht (nach Tanner) die Schlange das Wasser, als das gewöhnliche Symbol desselben. Angont mit tödtlichem Gift gefüllt, lebt in den Seen und Flüssen der Huronen.

Mit den Flüssen verknüpfen sich die Namen gefeierter Heroen, der Kyros und der Cambyses strömt im Kankasus, und Machus selbst, der Stammvater in Argos, war (nach Pausanias) ein Flussgott, als Sohn des

*) Nach Salmasius wurden Wassermühlen zu Cicero's Zeit erfunden. Als Belisar in Rom durch Vitiges belagert wurde (536 p. 4.) sollen die Schiffmühlen erfunden sein. Nach Varro (der unterschlechtige Wasserräder beschreibt) waren die beweglichen Mühlsteine in Volturni erfunden, indem einige solche Steine sich selbst bewegten und dadurch ihren Befehl andeuteten.

Okeanos und der Tethys. Wo eine Quelle entspringt und ein Strom fliesst, empfiehlt Seneca Altäre zu bauen, und wie die Bildsäule des Aesculap in Epidaurus, stehen die meisten Kathedralen des Nordens, der Münster in Paderborn, der Dom in Bremen, in Hildesheim n. s. w. über heiligen Quellen. An Quellengrotten wurden in Central-Amerika Altäre errichtet (nach Ximenes).

Im Alter der Vergangenheit quillt das Wasser und im Wasser der Ursprung aller Dinge. Hellenisches Gebiet frühesten Cultur wurde vom weisen Asopos gebadet, aus unergründlichen Tiefen erhebt sich der Meerengreis Nerens, seine untrüglichen Orakel zu verkünden, und weitberühmte Orakelstätten fanden Bruce an den Quellen des blauen Nil, Speke an denen des weissen. Waren die Priester durch solche Mittheilungen mit den Mächten des Elementes in vertraute Beziehungen getreten, dann verstanden sie es, dem Nil durch hineingeworfene Briefe ein höheres Steigen zu verbieten oder dem Menam die Dauer der Ueberschwemmung anzuzeigen. Die Griechen vermählten am Tage der Kreuzesfindung, das Meer durch Eintauchen eines Kreuzes, wie der Doge in Venedig, mit einem Ring. Jetzt war es auch möglich, das Wasser die feindlichen Kräfte, in wohlthätige zu verwandeln. Das Wasser, durch heilige Ceremonien geweiht, vermochte nicht nur die Krankheiten der an den Pilgerplätzen der Tirthas oder im Teiche Bethesda Badenden zu heilen, sondern es konnte auch fortgeführt werden, um durch Besprengen als Weihwasser zu dienen oder zum Waschen des neugeborenen Kindes bei den Azteken. Für grössere Bequemlichkeit liess man die heiligen Flüsse neben den Wohnsitz hervorsprudeln, wie den Ganges an verschiedenen Orten des Dekkhan, oder verwandelt das gewöhnliche Wasser in geweihtes, ohne die Lästigkeit täglicher Wiederholung, indem man in priesterlicher Ceremonie die Newa als Jordan proclamirt. Früher wurde in der Oster-Vigilie das Taufwasser für das ganze Jahr geweiht. Das Baden in Johannis-Wasser erhält gesund. Das vor Sonnenaufgang schweigend aus den der Ostora heiligen Quellen geschöpfte Wasser schützt das ganze Jahr vor Bezanberung. Giesst man der Leiche einen Eimer Wasser nach, so kann der Todte nicht zurückkommen (in der Mark). Das Todtenreich wird durch einen Fluss getrennt (Στυγ, Acheron, Lethe) und auch der ägyptische Charon setzt die Seelen über, wie der der Chibchas. Die Amerikaner brachten die gallischen Seelen nach Britannien, und auch dem Pfarrer von Brawar wurde dieses Geschäft zngemthet. Bei wendischen Begräbnissen (in der Lausitz) beobachtet man den Brauch, dass ein fliessendes Wasser zu durchschreiten ist, so streng, dass auch im Winter die Brücke nicht benntzt, sondern das Eis angehackt wird (s. Haupt). Auf den Freundschaftsinseln wurden die Leichen Vornehmer in Canoes fortgeführt. Die Quelle bei Sinuessa (in Campanien) heilte Wahnsinn, die von Cyziens Geschlechtsanregung, die von Orchomenos in Biotien stärkte das Gedächtniss, die von Salmakis bei Halicarnassus reizte die Wohlust (nach

Festus), die von Paphlagonien berauscht (nach Vitruvius), die von Cos macht stumpfsinnig (nach Plinius), und ebenso die Äthiopische (nach Ktesias).

Wie Inachus nach fernen Reisen in Aegypten durch seinen Sohn Phoro-neus die Gesittung eines friedlichen Zusammenlebens einführte, so berichten die Tscherkessen von ihrem Wassergotte Seoseres, dass er, von Weisheit und Wohlwollen geleitet, weithin die Länder durchzogen habe, um die Kenntnisse zu erwerben, wodurch sich über Wind und Wasser gebieten lasse. Bei seiner Rückkehr in die Heimath legte er durch seine Vermittlung die Feindschaft bei, die die verschiedenen Stämme getrennt erhielten, und begründete zuerst den Bund einer friedlichen Geselligkeit (s. Koch). Die Rothhäute erzählen lange Sagen von ihrem Mirabichi (Michinis oder Micabochis) genannten Wassergotte. Den Aymaras war ihr Gesetzgeber Viracocha schaumgeboren (wie Anadyomene) und in Babylon tauchten die Oannes aus dem erythräischen Meere auf. In Angola trieben Eingeborene, wie Livingstone's Makololo hörten, einen stummen Handel mit den Meergeistern und bei den Fetu (zu Römer's Zeit) kauften die Europäer den Meergöttern die an die Küste gebrachten Waaren ab.

Die mythologischen Vorstellungen über das Wasser sind ein Product der directesten Ideenassociation, wie sie sich überall in derselben Weise bilden musste. Das fließende Dahinströmen wurde viel einfacher mit der Vorstellung eines Lebendigen verbunden, die schon aus anderen Beobachtungen im Kopfe des Wilden dalag, als dass er sich um den Versuch gekümmert hätte, sie aus der mathematischen Anschauung einer geneigten Fläche zu erklären. Mit der Zeit wurde sie zu einer so gewöhnlichen, dass man sie über die Gewohnheit wieder zu specialisiren vergass, oder man concentrirte das Lebendige im Flusse auf das in demselben, wie eine Seele im Körper, weilende Dämonische, in Göttergestalt aufgefasst, und gab dem Wasser selbst seine anorganische Existenz zurück. Als ein Bergstamm aus dem Innern Borneo's zur Huldigung nach der Meeresküste geschickt hatte, wurden die Gesandten so sehr von dem Wechsel in Ebbe und Fluth überrascht, dass sie von diesem lebendigen Wasser mit sich zu nehmen beschlossen, aber als sie in ihrer Heimath vorzeigten, fanden, dass es unterwegs gestorben war.

Die das Wasser belebenden Wesen erscheinen da, wo der Bach in üppiger Vegetation dahinfließt, wo er im Waldgrund grüne Wiesen badet oder buntschimmernde Blumen aus seinem Reflexe widerspiegelt, in der Gestalt der Najaden, die in den offenen Zwischenräumen der Gewächse spielen, oder auf den duftenden Matten sich erlustigen. Ist es ein Gebüsch hoher Schilfstengel, das sich um das Wasser drängt, so stecken aus den im Winde schwankenden Spitzen die Wasserjungfrauen ihre mit grünen Kränzen umwundenen Häupter hervor, schleicht dagegen der Fluss durch dtes Steingerölle oder durch eine offene Ebene, wo Nichts den Gesichts-

kreis unterbricht, um am Ufer der Phantasie einen Anhalt zu geben, so bleibt dieser nichts übrig, als den Wassermann unter der Oberfläche des Wassers selbst zu denken, wo man ihm entweder einen Kristallpalast anweist oder sich in bescheidener Bebansung behelfen lässt. Ist diese Figur des im Flusse lebenden Wassermann's einmal fertig, so steht dann nichts im Wege, dass sie nicht von den Augen auch sinnlich aufgefasst werden sollte, wenn sie sich einmal fremdartig in der Nähe des Flusses zeigt, oder vielleicht (mit nassem Zipfel) hervorzukommen scheint. Für Schöpfung dieser Ideen-Verkörperung gewinnt das Denken eine wertvolle Unterstützung und Erleichterung, wenn bei dem fraglichen Flusse ein Statt gehabter Unfall schon bekannt ist, indem sich dann die Seele des Ertrunkenen gleich auf die trefflichste Weise verwerthen und in den nöthigen Dämon oder Heroen verarbeiten lässt, wie es in Hellas bei den meisten Flüssen Statt fand. In Seen oder Teichen rollt sich die Gestalt der hütenden Gottheit leicht in den Windungen einer Drachenschlange zusammen.

Das Baden ist gefährlich, denn über das Wasser gespannte Netze ziehen unsichtbar hinab, und selbst ein Boot wurde auf dem Mümmelsee hinuntergerissen, als man denselben zu messen sich erfrechte und der aus der Tiefe heranschallenden Drohungen nicht geachtet. Wer im Hexen-See (in Westpreussen) badet, erliegt der Zauberkraft (Krämersbruch). Wenn die Pferde im Hilligebeke (bei Flensburg) sanfen, verfangen sie sich. Sind die Süd-Afrikaner glücklich über einen Fluss weggegangen, so bringen sie dem Intongo Dank. Als Dingan's Heer gegen Umzilikazi zog, wurde der Fluss Ubnlinganto begrüßt, indem die Soldaten sein Wasser mit Kohle vermischt tranken (s. Thompson). Die Zulus sprechen von einem Tbier im Wasser, das den Schatten des Menschen ergreift und ihn nach sich zieht, so dass es für gefährlich erachtet wird, in dunkle Teiche zu blicken (s. Callaway), denn „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen.“

A. B.

(Fortsetzung folgt)

Miscellen und Bücherschau.

Grundlinien eines Systems der Aesthetik. Eine von der Akademie zu Strassburg am 10. November 1867 gekrönte Preisschrift von Adolf Horwitz (Leipzig, Hermann 1869). Herr Horwitz gehört zu denen, welche mit dem Anspruch auftreten, Grundlinien eines Systems der Aesthetik zu liefern. Einem Naturforscher klingt das sonderbar. Denn für ihn giebt es nur Wissenschaften: Chemie, Botanik, Mathematik u. s. w., nicht aber Systeme von Wissenschaften. Der Philosoph aber

scheint seine Aufgabe verfehlt zu achten, solange es ihm nicht gelungen ist, das Chaos von Systemen mit einem neuen zu vermehren. Nun, Herr Horwicz als Philosoph fügt sich der Sitte und wir werden ihm darüber nicht hart werden. Wir hoffen aber, dass in der Philosophie bald die Zeit der Systeme vorüber sein wird und die sämtlichen Männer dieser Wissenschaft künftig in Eintracht an demselben Gebäude arbeiten werden.

Laßt uns sehen, worin besteht nun das System, zu welchem Herr Horwicz Grundlinien liefern will.

Der Grundstein desselben bildet diese Hypothese: „Das sog. Schöne ist zwar etwas Reales, aber nicht eine besondere Eigenschaft der Dinge, sondern das Wesen, das herrschende Gesetz der Dinge selbst, wie sich dasselbe in dem gesetzmässigen Verlauf ihrer Erscheinungen darstellt, sein möchte.“

Die Hypothese des Verfassers also ist diese: „Schönheit ist nicht eine Eigenschaft, sondern das Wesen der Dinge.“

Das ist allerdings eine sonderbare Hypothese! Zuerst begründen wir ihre Bedeutung nicht. Eine Hypothese soll ja doch dazu dienen, eine Thatsache — oder mehrere — zu erklären, d. h. zu zeigen, wie eine Thatsache — resp. mehrere — sich zu einer bekannten Thatsache verhält. Nun sehen wir gar nicht ein, welche Thatsache in der Welt dadurch erklärt ist, dass man sagt: Schönheit ist nicht eine Eigenschaft, sondern das Wesen der Dinge! Aber es ist mehr.

Nicht bloss dass die Hypothese des Herrn Horwicz u. E. nichts erklärt und also nutzlos ist, sie ist obendrein entschieden unwahr, d. h. im Widerstreit mit den Thatsachen. Schönheit — so wird gesagt — ist nicht eine Eigenschaft der Dinge. Wie können aber die Dinge schön sein, wenn sie nicht die Eigenschaft „Schönheit“ haben?? Und wie kann etwas das Wesen eines Dinges sein, wenn es nicht eine Eigenschaft dieses Dinges ist?? Was bleibt denn für ein Ding übrig, wenn man alle Eigenschaften von dem Dinge abzieht??

Verf. sagt: „das Wesen der Dinge ist das herrschende Gesetz der Dinge selbst wie sich dasselbe in dem gesetzmässigen Verlauf der Erscheinungen darstellt.“

Das aber sind Worte!

Richtig hat Verf. anerkannt, dass man die Aesthetik nicht auf Speculation, sondern auf Induction — Erfahrung? Ref. — gründen soll. In der Hypothese, welche der Grundstein seines Buches ausmacht, aber wird Frau Erfahrung ihr Bild schwerlich wieder erkennen!

S. 159 widerspricht Verf. selbst seiner Hypothese, dass das Wesen der Dinge schön sei. Hier nemlich heisst es, „das die Illusion (sic. Verf.) ein allgemeines und notwendiges Ingrediens alles Genusses ist!“

Erfahrung will der Verfasser. Er befindet sich also auf gutem Wege. Und offenbar, fehlt es ihm keineswegs an Geschicklichkeit zur Erfahrung. Aber grössere Schärfe der Observation müssen wir doch dem Verfasser in seinem Interesse — und im Interesse der Wissenschaft — ernstlich empfehlen.

Zum Beleg noch ein Paar Beispiele, S. 105 lese ich unter anderm: „unsere praktische Anschauung der Dinge als Mittel zum Zwecke hat, wie wir schon gesehen, mit der Realität der Dinge nichts, gar nichts gemein. Was hat z. B. ein Verkaufswerth von 2 Thl. mit dem Liede der Nachtigall gemein, und was ist z. B. der Werth des Goldes in einer Wüste?“ Das sind Machtsprüche. Zwei Thl. haben mit dem Liede der Nachtigall dieses gemein, dass beide Mittel sind — das eine mehr, das andere weniger mittelbar — um den Menschen Genuss zu verschaffen. Hätten sie nichts mit einander gemein, so könnte man sie nicht gegen einander vertauschen!

Verf. ist übrigens begiftet mit einer tüchtigen philosophischen Anlage. Und gelingt es ihm den „aprioristischen“ Sauerteig, der ihm noch anklebt, ganz abzustreifen, so wird er wohl nicht ermangeln, sich unter den Philosophen unseres Jahrhunderts eine

hervorragende Stellung zu erwerben. Auch ist seine Schrift reich an richtigen Bemerkungen und schönen Schilderungen. Sogar Humor wird man darin nicht vergeblich suchen. Dieses aber ist nicht das schönste Lob, welches wir dem Verfasser spenden können. Es giebt ein schöneres. Der Inhalt seiner Schrift macht in moralischer Hinsicht dem Verfasser Ehre. Nur wenige Leser werden die Schrift aus den Händen legen, ohne Zuneigung für den Verfasser aufgefasst zu haben. Schon darum sei dieselbe dem Deutschen Publicum bestens empfohlen.

Es freut uns, dass der Prix Lamey in so guten Händen ist!

F. A. v. Harten (Utrecht.)

Ernst Kapp: Vergleichende Allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, George Westermann, 1868. Ein Buch, wie es die heutige Auffassung des geographischen Erdganzen verlangt, und das einen getreulichen Abdruck desselben darstellt. Nicht nur benutzt es das in allen neuern Entdeckungen der Naturwissenschaften so fruchthringende Princip der Vergleichungen, wie schon der Titel es anzeigt, sondern es verwirklicht zugleich die von Ritter erstrebte Verbindung der Geographie mit der Geschichte, wie in seinen Worten ausgedrückt: „Die Erdkunde wird der Philosophie selbst als eines ihrer wesentlichsten Gebiete vindicirt und in den Kreis der höchsten Betrachtung gezogen, aus dem sie bisher verbannt schien, sie wird eine philosophische Disciplin, selbst ein Zweig der Philosophie“ (S. 30). Wenn wir hinzufügen, dass dem nach Texas ausgewanderten Verfasser ein bedeutungsvoller Theil seines Lebens unter den Anregungen jenes Entwicklungsprocesses verlief, aus dem sich jetzt die Geschichte des westlichen Continentes hervorildet, so wird man die Vorzüge eines Werkes erkennen, in welchem die Lehren practischer Erfahrungen der gründlich geschulten Denkweise eines deutschen Gelehrten zur Richtung und Leitung dienen.

Kiepert: Ueber älteste Landes- und Volksgeschichte von Armenien, Auszug aus dem Monatsbericht der Königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, März 1869. Der Verfasser, dem ausser seiner klaren Anschauung geographischer Verhältnisse die Kenntniss der armenischen Sprache zu Gebote steht, prüft den historischen Boden in den Mythen der durch Mos. Chor. erhaltenen Tradition und weist die Westhälfte des nachherigen Armeniens als ein erst später erobertes Land, die Osthälfte und unentlich den Kern des Landes um die Araxes-Ebene als den älteren Sitz des Volkes nach. Die Alarodier (Urastu oder Airarat) sind im östlichen Armenien zu suchen (in der XVIII. Satrapie) und „das neben ihnen Armenia die XIII. Satrapie bildet (während in den Inschriften des Darios der Name Armina geographisch das Ganze begreift) ist kein Widerspruch, da die Reichseintheilung, wie sie Herodot überliefert, offenbar die schon mehrfach veränderte seiner Zeit, nicht die ursprüngliche des Darios ist.“ Alarud is a mere variant form of Ararud, and Ararud serves determinately to connect the Ararat of Scripture with the Urarda or Urartha of the Inscriptions (H. Rawlinson). Die Berichtigung eines länger verschleppten Irrthums findet sich in der Beweisführung, dass nicht das mit Sisak (Sohn des Geiam) zu verbindende Siumik oder Sisakan der Berge unter Strabo's Sakasene zu verstehen sei, sondern das armenische Sakasene am Kur mit nahen Ebenen, die auch heututage tartarische Stämme durchstreifen, wie früher die Saken.

Brinton: The Mythes of the New World, New-York 1868. Die Vielfachheit der Sprachen wird zurückgeführt auf die Stämme der Eskimo, Athapascan, Algonkian und Irokesen, Apalachen, Dakotas, Azteken, Mayas, Mayscas, Quichnas, Cariben

und Tupis, Araucaner mit Pamjasbewohnern, Patagoniern und Feuerländern). The Eskimo are the connecting link between the races of the Old and New World, in physical appearance and mental traits more allied to the former, but language betraying their near kinship to the latter (S. 23) wie auch Pickering die Sprache der Karait oder Grönländer (unter den Inuit) in Du-Ponceau's polysynthetische Klasse neben den übrigen Amerikas einbegreift. Dagegen fügt Fr. Müller (Ethnographie) auf Grund des von Dr. Scherzer gesammelten Materials (1868), der von Morton aus kranilogischem Gesichtspunkt begründeten Ansicht die weitere Bemerkung hinzu, dass die Idiome der Eskimo's in der That von den amerikanischen Sprachen abweichen und sich an die Sprachen des nordöstlichen Asien anlehnen." (S. 123).

Gerland: Das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1869. Eines jener Bücher, die man als werthvolle Gabe auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften entgegennimmt. Ein reichlicher Schatz von Materialien, in treuer und gewissenhafter Weise gesammelt, ist darin niedergelegt und in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Mit den von dem Verfasser gezogenen Folgerungen stimmen wir freilich nicht immer überein; doch bleibt dies nur erfreulich, weil nichts Besseres geeignet ist, eine Wissenschaft wirksam zu fördern, als Meinungsverschiedenheit und Kampf der Ansichten. Möge die Ethnologie noch geraume Zeit vor jenem Stadium der Stagnation bewahrt bleiben, wo die Ja-Männer regieren, und so lange Männer, wie Agassiz, Darwin, Quatrefages, Huxley, Broca, von Bähr u. s. w. ihre selbstständigen Richtungen vertreten, braucht man keinen Stillstand zu fürchten.

V. Naack: Urgeschichte des Schleswig-Holsteinischen Landes, Thl. I., Kiel 1869.

Der Leser erfährt in den ersten Zeilen der Vorrede, dass der Verfasser „eine neue Methode der historischen Forschung in die Wissenschaft praktisch eingeführt“ habe, und wird auf eine citirte Kritik verwiesen, die zu bequemer Vergleichung neben gestellt ist, indess keineswegs in solcher Weise verdienstvolle Vorgänger ignorirt, sondern nur sagt: dass der Weg des Verfassers „ziemlich neu“ sei, und dass er für „das Betreten einer neuen Bahn im Kleinen einen Anstoß gegeben habe.“ Das wird gerne anerkannt werden, da das Buch eine Menge schätzbare Beobachtungen bietet, aber die schon in der Vorredauftretenden Praetensionen stören leider auch zu häufig auf den späteren Seiten. Für den Geist der „neuen Methode“ giebt es Nichts Widerstrebenderes, als das Aufstellen solcher apodictischer Behauptungen, wie sie jedes Capitel des Buches bringt. Dergleichen Absprechen ist leicht genug, das Papier ist geduldig und der Leser, der keine Specialstudien gemacht hat, nimmt die Worte, wie sie vor ihm stehen, während der Fachmann ein halbpopuläres Buch ignoirt. Was in geologischen und anderen Fächern im Sinne der neuen Methode geliefert ist, stellt der Verfasser übersichtlich zusammen, und es ist dankenswerth, die Untersuchungen Forchhammer's über die Steinahlschicht, den mit den Scheeren gehobenen Meeresgrund die Dünenkotten u. s. w., Nilsson's über das Gallertmeer, Redlob's über Pythons Reisen und seinen *γῆ: περιόδοις* neben einander zu finden; indess sind alle diese Detailarbeiten noch lange nicht zum Spruche reif, dessen endliche Fällung sie vorbereiten, und es würde ein principieller Gegensatz zur „neuen Methode“ sein, auf diesem noch schwankenden Boden naturwissenschaftlicher Ergebnisse, jetzt bereits Systeme historischer Construction aufzubauen, da solche bald wieder einsinken müssten. Der Durchbruch des Canals, wofür der Verfasser die mehrfach gegebenen Citate aus alten Chronisten und Legenden mit den neuen Forschungen vergleicht, und ihr etwaiger Zusammenhang mit galbischen (oder cimbrischen) Wanderungen ist schon vielmal früher vermuthet und geleitet worden. Entscheidbar sind die aus diesem Problem resultirenden Fragen auch heute nicht, und so wenig den Beobachtungen über die durch die Fluth bedingte Richtung der Flussmäandern, über die Marschbildung, die Geestrüeken, über das

früher kältere Klima ihre partielle Beweiskraft abgesprochen werden darf, so berechtigen sie doch noch lange nicht dazu, ein Facit zu ziehen. Der „neuen Methode“ gelten alle Hypothesen für hohl, so lange sie nicht mit einem festgezimmerten Gerüst der Thatfachen ausgefüllt sind, um als sichere Stütze zu dienen. Man hat einmal den Geschmack daran verloren sich aus frühzeitiger Hast mit unreifen Früchten den Magen zu verderben, wie sie die alte Methode zu Markte brachte, die, jedem Augenblicke zum Schiedsspruche fertig, mit Machtprüchen die Welt construirte. Erst wenn wir auf allen Theilen des Globus, auf südlicher und nördlicher, auf östlicher und westlicher Hemisphäre, die Bildung aller und jeder Meerenge, Canale, Durchbrüche genau und scharf bis in's kleinste Detail verfolgt haben, wenn wir in den bis jetzt noch unentwirrt verschlungenen Strömungen und Fluthwellen der Meere den Knoten des einheitlichen Zusammenhanges methodisch aufgelöst und klar von dem gewonnenen Standpunkt der Mitte aus durchschaut haben — erst dann können wir zu den daraus resultirenden Folgewirkungen im Partialgebiet des nordischen Oceans zurückkehren, um über einen früheren Durchbruch des Canals unsere definitive Entscheidung abzugeben. Ob die endliche Lösung dadurch noch Jahrzehnte oder vielleicht Jahrhunderte herausgeschoben werden sollte, darf uns nicht kümmern. Jedenfalls wäre es nutzlos, eine Vollständigkeit zu simuliren, die sich bald genug als gefälschte entlarven müsste, und statt ihre Schwächen zu maskiren, strebt die „neue Methode“ vielmehr dahin, sie möglichst herauszukehren und hervorzuhelen, damit sie um so rascher verhorret werden. Dass Wesseln (statt Oesel oder Oisilla) Basilea sei und Abalus Aebelos (etwa auch Pomona insula, aliter the Mainland, sie dicta quasi, the Middle of the Apple, because it lies betwixt the North and South Isles), darin sieht der Verfasser unerschütterliche Axiome, auf deren Stufen man furchtlos und ungeschont emporsteigen möge, aber so fördernd Redslöh's Untersuchungen auch zweifelsohne gewesen sind, so wird seiner Identificirung Thule's mit Thyloe zunächst nur der ephemere Werth auszustehen sein, wie seiner Zeit Barry's „Thule seems to have been Fula“ (von Mela dem Strand der Belgae gegenübergestellt, neben hebridischen Oopae, unter hundert ähnlichen Voraussetzungen, und die Nerthus-Inseln werden nach einigem Ausruhen auf Oldenburg-Fehmarn (worn Stammeereste des nördlichen Marions oder Marion liegen sollen) noch 1869 ähnliche Wanderungen beginnen, wie vorher. Wenigstens müssten schlagendere Gründe vorgebracht werden, als die des Verfassers, der uns zur Stütze des Angelpunktes, um den sich so ziemlich Alles dreht, nach „oben“ verweist, wo sich dann diese Stütze als subjective Ansicht des Herrn Schriftstellers ergiebt. Für solch täppische Listen ist die Zeit vorbei, und die „neue Methode“ hat keine Muse für Autoren, denen es nicht um die Sache, sondern um ihre Beweisführung zu thun ist. Alle die Erörterungen S. 56—63 und S. 81—88 sind hypothetische Kartenhäuser, die Jeder nach Belieben umstossen und mit veränderter Scenerie wieder aufbauen kann, wenn er ein paar Stunden Zeit opfern will, um die excerptirten Aussprüche der Classiker nach der Schablone eines neuen Geduldspiels in einander zu stecken. In Bestimmung der Bernsteinländer rührt die Verworrenheit hauptsächlich davon her, dass die einseitigen Vorkämpfer für Nord- und Ostsee in ihrer Parteileidenschaft jede Concession verweigern. Wiewohl aber der Handel eine Zeit lang nach der Nordsee gerichtet gewesen sein wird, so scheint doch aus Tacitus hervorzuheben, dass die letzte Beschreibung nur auf die Ostsee passt, schon deshalb, weil er selbst den dortigen Verkauf des Bernsteins, als erst in jüngerer Zeit (nuper) Statt gehend bezeichnet, also nicht von Handelsplätzen reden konnte, die seit Hunderten von Jahren besucht gewesen (wenn nicht zeitweilige Unterbrechung Statt gefunden). Die Columbarien Schlesiens und Brandenburgs zeigen die Anwesenheit römischer Kaufleute, deren Münzen Trebnitz mit Hegotmatia (Massel) identificirt haben. An die Münzen Nero's bei Diersdorf und Kletake reiht sich der Bernsteinfund im Heidengrabe von Namslau an. Böhmen, wo sich trotz des Krieges, Handelsleute am Hofe des Marebodus niederliessen, scheint nach dem bei Lieben gefundenen Goldmünzen (aus der Zeit Alexander M.) schon früh besucht. Für phönizische

Colonien in Iberien und Gallien mag die Nordsee auf herakleischen Handelswegen, die auch das Zinn in den Waaren von Tarshish (b. Erziel) erscheinen lassen, näher gelegen haben, als sich aber die Nachfrage des kostbaren Materials mehrte und Nero selbst eine besondere Mission dafür ansandte, so wandte man sich von der neu eine Production von 3000 Pfund per Jahr liefernden Küste der Nordsee nach den Gestaden der Ostsee, wo jährlich 50,000—60,000 Pfund (s. Runge) gewonnen werden. Aus alter Gewohnheit dauerte der Handel nach der Nordsee gleichzeitig fort, so dass der Identificirung von Timäus' *Barcana* (b. Ptoleus) mit Borchum Nichts im Wege stünde, obwohl auch dann von dem Wege durch Pannonien ans adriatische Meer gesprochen wird und der Name *Ghesaria* auf *Austravia* erst übertragen sein soll. Auch könnten schon die hellenischen Colonien am Pentus längs des Electronflusses des Diosys. Hal., dem Pantikapos, den Herodot in den Borysthenes münden lässt, und den Aldeskos nach der samländischen Küste gehandelt haben, obwohl die Wirren seit den mithridatischen Kriegen diesen Weg zur römischen Kaiserzeit unfahrbar gemacht hatten. Im Netze-District wurden Münzen (vor Olymp 85 geprägt) gefunden, Verbindungen zwischen der preussischen Küste und den griechischen Colonien am schwarzen Meer beweisend (s. Levesow). Das bringt auf „den Naturweg des alten Handels,“ (wie Brehmer sagt: „Die Natur selbst rief und leitete den ältesten Welthandel vom schwarzen Meer zum baltischen Meer“), den indischen Vesiarweg (oder Austerweg), auch von Nestor beschrieben, der schon zu Kleinasien Zeit (360 a. d.) den Bernstein nach Indien führte, und während des ganzen Mittelalters, selbst nach der Umschiffung des Cap, benutzt wurde, wie die von den Missionären in Tibet getroffenen Armenier beweisen, die von dem Besuche Königsbergs zurückkehrten. Nach Edrisi geschah es nur selten, dass arabische Kaufleute zum Meere der Finsternis kamen, doch deuten die Samaniden-Münzen genugsam die Handelswege an. In Königsberg wurde (nach Kruse) eine altgriechische Münze aus Athen gefunden, im Samland (nach Beyer) eine rhodische Münze (1707), eine Bronzefigur aus Cyrene in Livland, sowie Münzen aus der Zeit des Demetrius Poliorketes und altgriechische Bronze-Münzen an Samogitischer Küste (s. Wiberg). Auch Phönizier mögen Theil genommen haben von der elvitas Tyros, colonia Phoenicum, am Flusse Tyras (s. Amm. Marcell.) oder Colchier, als deren Colonie Pola in Istrien galt, während des Venedae an der Weichsel die Veneti am Po entsprachen. Wie in Dithmarsen gefundene Gefässe etruskische sein sollten, so meinte Dippel in dem 1710 auf Bornholm gefundenen Goldbildern (s. Melle) ägyptische Motive zu erkennen. Was den Eridanus betrifft und verwandten Tanais (von Jamblichos mit *Anaitis* combinirt) oder Danubius (*Tanaus*, *Tanaos*, *Tanaro*, *Tanetum*, *Tanatis* u. s. w.), so hat sich der Verfasser die Sache sehr leicht gemacht, durch völliges Ignoriren Alles dessen, was von Klaproth bis Vivien Saint-Martin mit dem ganzen Wissensapparat dieser vielseitigen Forscher darüber geschrieben ist. Nach dem Wahlspruch: Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss, zieht der Ritter von der Feder mit Don Quixotischen Ungestüm gegen ein antiquitetes Ueberbleibselchen der veralteten Etymologie zu Felde und rennt seinen Feind triumphirend über den Haufen, aber kein Wort vom ossetischen *Don*, dem sanscr. *Dhūni* (*V. dhu*) mit dem verwandten *Zend*, von *rudh* und *rūd* (s. Pictet), von *aru* (s. Rawlinson) u. s. w. Ob das Wort als gaelisches oder celtisches bezeichnet wird, statt, wie sonst als scythisches, macht bei der vagen Verwendung solcher Epithota keinen grossen Unterschied, und Forhiger, der den letztern Ausdruck hat, verwendet ebenfalls schon abwechselnd den andern. Pausanias (obnedem keine geographische Autorität ausserhalb seines Hellas) sagt, dass die Galster (die früheren Kelten) an einem grossen Meere wohnten, das allerdings zunächst als die Nordsee zu fassen ist. Ihr Land erstreckte sich indes (nach der Ansicht Diodor's) bis zum Scytho-lande, also die Ostsee entlang, und wenn vom Eridanos nur ausgesagt wurde, dass er durch ihr Land geflossen, so bestände für Aristoteles Identificirung mit dem Rhodanus, dem Apollonius Rhodius als Nebenarm betrachtet, dieselbe Möglichkeit, wie für die Verlegung; nach der Rhodanus (auch der Memel oder Willa, als

Chronos auf tyrischer Karte; oder dem flumen incertum der Albis, während wieder der (b. Euripides) als celtisch erklärte Padus (s. Pherecydes) oder Bodincus, als fluviorum rex (b. Virgil) auf den von den Liguriern gegrabenen Lynkurion führt, als glänzendes Electron, die Thränen der klagenden Schwestern, wie in die Hügel Pancartambo's (in Peru) das Gold als Thränen der Sonne hinabfiel. Freyja, Odh suchend, weinte Gold (grät fagr oder schön im Weinen), von den Aestyrn (mit Formae aprorum) verehrt, als weibliche Wandlung des Freyr oder Fro auf dem Eber Gullinborsti. So entspricht der gleichfalls zu den Vanir gehörige Niörd (Yörð oder Erde) der Nerthus oder Hertha. Nach der Bernsteinküste beginnen (bei Plinius) die Germanen mit den Ingaevonen, proximi Oceano (Tacitus); die an die Pomoran (Pomorzane bei Nestor) oder Aemorici grensenden Aestyr (Kossiner bei Artemidor oder Ostiaei bei Pytheas) oder (zu Theodorich's Zeit) Hästier am litus australe (oder an der Ister) und Slavi (nach Eglubard) sind Easterlinge im Verhältniss zu den Germanen (also im Osten) oder den Eastas (bei Alfred), als Aestorum natio von Ermanrich unterworfen (s. Jornandes). Britisch redend (d. h. einen Rest der auch auf der Insel erhaltenen Sprache, die in Gallien in Folge römischer, wie schon celtischer, Einflüsse, in Germanien durch östliche Zusüge angefangen hatte zu changiren, oder auch die Sprache der, nach Caesar, von den Belgae aus gallischer Küste unterjochten Eingeborenen des Inneren) wurden sie im Uebrigen (zu Tacitus Zeit) unter die (erobrenden) Sueven eingerechnet, die über die russischen Ebenen eingedrungenen Reiterschaaren, die als Svearn das Aaland-Meer kreuzend, von ihrer Ansiedlung am Mälarsen mit den gotischen Bewohnern Schonen's in Berührung kamen. Wenn Caesar auch westlich von der Elbe Chatten und Hermunduren als Sveven begreift, so sind doch die Cherusker und Tencterer ihre Gegner, und ebenso die mit den Friesen zusammengenannten Chanken, (nördlich von Ptol. Longohardi oder Suevi Langobardi) abgetrennt, obwohl später die Germanen Britanniens Oosterlinge, die es für sie waren, an der Nordsee kennen mochten. Beobachtet der Verfasser die Cautelen der neuen Methode (die ihr Urtheil suspendirt, während er noch der Herbeischaffung und Sammlung des Materiales bedarf) so wird der folgende Band ein sehr willkommener sein. Schon der vorliegende ist werthvoll, und der branchbare Kern derselben wird wenig von den oben gemachten Ausstellungen berührt, die nur des Principes wegen mit möglicher Schärfe hervorzuheben sind. Indess wäre es wünschenswerth, dass der Verfasser eine strengere Arbeittheilung zwischen seiner Aufgabe als Politiker und als Mann der Wissenschaft eintreten liesse. Parteilidenschaften trüben nothwendig die objective Anschauung, und wie weit ein sonst allem Anschein nach klarer Geist durch den deutschen Erbfeind des Particularismus selbst in unserer Hoffungszeit nationaler Erhebung umdüstert werden mag, davon legt die an offenbaren Blödsinn streifende Anmerkung auf S. 130 ein betrübendes Zeugniß ab.

Pierson: Elektron. Berlin 1869. Eingehende Untersuchungen über die durch den Bernstein veranlassten Handelsbeziehungen und die Nationalität der Ostsee-Völker. In Betreff des schon von den Alten für ein in das Meer geflossenes Harz gehaltenen Bernstein, dessen Namen man aus dem arab. El-Ek (das Harz) zu erklären versucht hat, leitet der Verfasser das (nach Plinius) bei den Aegyptern gebräuchliche Wort Sakal vom lithanischen (guttischen) sakas oder Harz ab (ebenso wie sakrion). Die Ainos bezeichnen den Bernstein (Kui-troko) als ein Product der Lärche (Kui), „indem das Lärchenharz durch Flüsse und Regengüsse in das Meer geschwemmt würde und dort zu Bernstein erkröte“ (s. Brylkin).

Die Vegetarianer, deren Lehren in Baltzer (Verfasser der natürlichen Lebensweise) einem beredten Apostel gefunden haben, hielten am 19. Mai 1869 in Nordhausen einen Vereinstag ab und haben den nächsten auf Pfingsten 1870 angesetzt. Der von ihnen aus-

gesprochenen Grundsatz ihres Bestrebens, durch Mässigkeit das Leben zu edeln und verschönern, hat schon manchen andern Reformatoren des Gesellschaftslebens vorgeschwebt. Der erste Schritt dazu besteht nach ihrer Ansicht in der Enthaltung von Fleischnahrung, da der Genuss derselben überflüssig, schädlich und unmoralisch sei. Dass der Mensch animalische Nahrung entbehren kann, wird allerdings durch die Beispiele vieler Völker auf dem Erdenrunde (vorwaltend in der tropischen Zone) bewiesen. Unbedingt darauf hingewiesen sind eigentlich ausser den Hirtenvölkern, die selbst wieder (wie die Kaffern und die Zulus vor Tschaka's Tyrannei) sich auf Milch beschränken mögen, nur die Polarvölker der Eskimo und unwirthbare Küsten bewohnende Ichthyophagen. Wallace schiebt die Hautauschläge, mit denen die Papua meist bedeckt sind, auf ihre vorwiegend vegetabilische Diät, und besonders „green, watery vegetables, imperfectly cooked.“ Ob die Natur den Menschen seiner physischen Merkmale nach zum Frugivoren oder Omnivoren bestimmt habe, wird sich weder aus dem Gehiss noch aus dem Verdauungstractus mit der gewöhnlichen Sicherheit bestimmen lassen, da ohnedem schon bei den Thieren gemischte Nahrung auftritt und die Beispiele einer Aenderung nicht selten sind. Wenn auch die auf fruchtbare Klimate beschränkten Affen Frugivoren bleiben können, so spricht der kosmopolitische Charakter des Menschen doch eher für seine Allseitigkeit auch in der Nahrung. Ueber die Moralität können wir in diesem Falle ebensowenig, wie in einem andern Verhältnisse des Menschen zur grossen Natur entscheiden. Das Sittliche gilt für den Menschen nur innerhalb des eigenen Gesellschaftskreises, wo die Anäuhung des Guten und des Rechten ihm zu vernünftiger Pflicht wird. Stellen wir ausserdem moralische Dogmen auf, an die geglaubt werden soll, so fehlt uns jeder Anhalt im Gleichgewicht der richtigen Mitte zu bleiben, und verdammen wir das Thiertödteln als einen Mord, so zwingt uns consequentes Denken auch vielleicht den jainistischen Tod des Verdurstens zu sterben, um keine Infusorien hinanzutrinken, oder, gleich den Manichäern, uns aus dem Kochen des Reis ein Verbrechen zu machen, weil auch dadurch Keimkraft ertödtet werden würde, wie manche buddhistische Secte gleichfalls an der Ansicht neigte, dass den Pflanzen ebensowohl eine Seele zukomme, als den Thieren. Unnötige Grausamkeiten gegen Thiere werden mit Recht verhindert, nicht in Folge einer moralischen Verpflichtung, die wir ihnen gegenüber zu nehmen hätten, sondern als durch ihre psychischen Eindrücke schädlich, und deshalb ebensogut in das Bereich der Pollaci fallend, wie mephitische Ausdünstungen wegen ihrer körperlichen Gesundheitsgefährlichkeit. Beachtenswerth ist dagegen Baltzer's Ansicht von den national-ökonomischen Vortheilen einer vegetabilischen Ernährungsweise. Allerdings kennzeichnet der Ackerbau stets den Fortschritt zur Civilisation, der Hirtenstand nur den Uebergang zu derselben aus dem nützlichsten Jägerleben, und es ist vielleicht nur ein Rest aus der Barbarei unserer auf Krieg- und Wanderrügen umherstreichenden Vorfahren, wenn wir auch heute noch weite Strecken dem Anbau entziehen, weil sie als Wiesenland zum Vorrathen von Ernährungstoffen dienen sollen, die wir direct aus dem Boden selbst gewinnen könnten (freilich ohne den Vorbereitungsprozess, den sie im Magen der Wiederkäuer untergehen und der sie zur Assimilation geschickter macht, wie auch das Kochen Verdauungsarbeit erspart). Der alte Indianerhäuptling sagte seinen Kindern vorher, dass binnen Kurzem die rothe Rasse, die nützlich dem Büffel über die Prairien folgt, vor dem ihre Küste betretenden Geschlecht der Körneresser verschwunden sein würde, und ähnlicher Fortschritt hat sich stets in der Geschichte gezeigt. Ebenso dürfte Baltzer's Einwurf gegen die Production des Runkelrübenzuckers insoweit eine Berechtigung haben, als man durch die künstliche Production eines Artikels, der sich durch den Handel erworben liess, diesen kauft und zugleich die natürlichen Erzeugnisse des Bodens verliert. Weshalb im Uebrigen die sogenannten Genussmittel und also das medicinisch als wohlthätig anerkannte Variiren der Speise verworfen werden sollte, ist nicht einzusehen, ausser etwa dass der Staat das Recht haben mag, gegen solche derselben, die als Genussmittel in den Zustand der Unzurechnungsfähigkeit überführen, einzuschreiten.

und in der Trunkenheit begangene Verbrechen, wie einst im Alterthum, um so schärfer zu bestrafen. Eine jede Genussmittel vermeidende, einfache Diät wird allerdings einen ruhigen und gefassten Seelenzustand zur Folge haben, einen jener stoischen Apathie annähernden, wie wir sie bei den vorzugsweise von Reis und schwachem Thee aufgenus lebenden Völkern Ostasiens beobachten. Es ist nun aber die Frage, ob dies das höchste Ziel der Menschheit sei, ob nicht vielmehr gerade die rasche und stürmische Bewegung, die durch unsere westliche Culturgeschichte geht, unsern Fortschritt angebahnt habe: Durch Kampf zum Sieg! und ohne wild erregte Leidenschaften, ohne Fanatiker und Enthusiasten waren wir nie das geworden, was wir sind, ohne das Hervorrufen neuer Bedürfnisse, für deren Befriedigung die fernsten Zonen durchsucht werden, hätten auch wir vielleicht Jahrhunderte stagnirt, wie unsere Vetter im Mittelreich. So lange unser Halbwissen Stückwerk bleibt, ist es uns nicht vergönnt, den Plan der Natur zu lesen, die oft auf scheinbar verworrenen Wegen die harmonische Einheit herzustellen hat. Ehe wir überklug ihr unsere Regeln vorschreiben, ist es rathsam, die arabische Parabel von Khidr zu hören und die Lehren, die Moses von ihm empfing. Gewiss giebt es Constitutionen, denen, wie andern die rascher verdauliche Fleischnahrung, besser die vegetabilische zusagt und sie werden gut thun, den Vorschriften der natürlichen Lebensweise zu folgen, aber man verschone uns mit neuen Glaubensdogmen, da die arme Welt mit solchen genug geplagt worden ist.

Die Denkschriften der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft enthalten (1869) in ihrem zweiten Bande, herausgegeben von der Section für allgemeine Geographie.

- 1) Untersuchungen über das Delta des Kuban von Danilewski,
- 2) Gedanken über die russisch-geographische Terminologie, in Veranlassung der Worte Liman und Ilmen, von demselben.
- 3) Auszug aus einem Briefe Danilewski's über die Resultate seiner Expedition zum Manitsch,
- 4) Zur Frage über die vermuthete Versandung des Azowschen Meeres v. Helmersen,
- 5) Das Turuchanskische Gebiet von Tretjakoff,
- 6) Abriss der im nördlichen und südlichen Theil des Jenisei-Gebietes betriebenen Gewerbe.

Die Mittheilungen der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft (April 1869) geben, ausser ihren Sitzungsberichten und verschiedenen Berichten über asiatische Handelsstrassen. Nachricht über die geologische Expedition in das Gouvernement Twer.

Das *Bulletino della Società Geografica Italiana* (Fascicolo III.) enthält die Ansprache des Präsidenten in der Sitzung vom 28. Febr. 1869, den Sitzungsbericht vom 18. März, worin die Verdienste des Präsidenten Negri, um die Förderung der Gesellschaft, ihre Anerkennung erhielten, und seine Wiederwahl bestätigt wurde, den Sitzungsbericht von April (mit Rechnungsablage), vom Mai mit Kartenvorlagen des Ingenieur Agudio zur Erläuterung seines Systems, vom Juni mit dem Umschreibungssystem Miniscalchis, eine Abhandlung Lombardini's und hydrographische Karte Nord-Italiens, eine Besprechung Delpino's (die Pflanzengeographie betreffend), die Fortsetzung von Branca's Bericht über die italienischen Reisenden der Gegenwart (auf die Reisen Carlo Piaggia's im Lande der Niam-Niam bezüglich, dann Omboni's, Senia's, Borghero's in Afrika, Brocchi's, Ocnlati's und De Vecchi's, Dandolo's, De Biaschi's, Botta's, Garaszi's, Gnarmani's in Asien), die Grammatik der Denka-Sprache von Beltrame (als Fortsetzung), Correspondenzen geographische Miscellen (mit einer Karte des Staates von Minnesota), Bibliographie u. s. w. Als Geschenk des Baron Lévi ist Abyssinien mit der Weltkarte Fra Mauro's zugefügt.

Die *Matériaux* pour l'histoire de l'homme (Mai et Juni 1867) enthalten (No. 5 u. 6): Canalis de Fondouce et J. Ollier de Marichard, la grotte des morts, près Dürfort (Extrait et résumé d'un rapport lu à la Soc. lit. et sc. d'Alais, le 8 mai 1869); Dambree Exploitation d'étain remontant à une époque immémoriale (Comptes rendus de l'Ac. des sc. t. LXVIII); Sarats: Introduction du renne dans les Alpes; Vogt, de la domestication du boeuf, du cheval et du renne, à l'époque du renne (Bull. de l'Inst. Gen. t. XV); Thioly: descriptions des objets trouvés à Veyrier (docum. sur les époques du renne), dann unter Anderem den Sitzungsbericht der anthropologischen Gesellschaft von Paris am 3. Juni (Broca envoi de l'île de Réunion; Simonin. l'homme américain etc.), den Sitzungsbericht vom 17. Juni. Wersass. Sur quelques travaux de l'âge de bronze faites dans les tourbières (Extr. des Mémoires de la Soc. royale des antiq. du N.); Frère Indes, sur la formation des tufs des environs de Rome (Bull. de la Soc. géol. de France); Malaise roches usées avec cannelures de la vallée de la grande Geste (Bull. de l'Ac. roy. de Belg. XXXV); Mortillet: Chronologie préhistorique (in Bezug auf die Artikel des März). Dupont, „les batons de commandement“ de la caverne de Govet (Ac. des sc. de Belg. t. XXVII); Malafosse: Etude sur les dolmens de la Lozère (Mémoires de la Société impériale archéol. du Midi de la France), u. s. w. In der Besprechung seiner 14jährigen Arbeit, Etude sur l'Origine des Basques tritt Bladé den Ansichten Wilhelm von Humboldt's und seiner Nachfolger auf dem Felde basischer Forschung und den Beziehungen zu den alten Iberiern entgegen; das Ekuara findet (nach ihm) seine nächste Aehnlichkeit in der turanischen Sprachgruppe und mehr noch im nördlichen Amerika. No. 7 und 8 enthält die Sitzungsberichte der Soc. d'Anthr. 15 u. 19 Juillet, der Soc. d'Arch. et d'hist. de Par. 15 J. und der Soc. de Clin. alg. (ausserord. 1868).

Die fünfte Nummer der *Vargasia*, Boletín de la Sociedad de Ciencias Físicas y Naturales de Caracas (de venta en la casa de Rojas Hermanos, Caracas) enthält ausser den Sitzungsberichten (mitgetheilt von dem Präsidenten A. Ernst): A. Ernst, Los Hulechos de la Flora Caracasana; Clave dicotómico de los generos. S. Ugarte, Una Visita à las grutas del Peñon. A. Avelado: Observaciones meteorológicas en Caracas, año 1869, con 10 cuadros. A. Ernst, Sobre una pequeña correccion que debe hacerse al calcular por los medios correspondientes à cada mes, los términos medios que corresponden al año entero. Analisis de un mineral de hierro (oligisto). A. Rojas: Los Ecos de una Tempestad Sísmica. A. Rojas: Comunicacion hecha à la Sociedad de Ciencias Físicas y Naturales (1. Juni 1869). A. Ernst, El Ursus nasutus (Sol.). Le Neve Foster, Noticias geológicas sobre el distrito aurifero de Caratal, en la Guyana. A. Goering, Excursion à algunas cuevas hasta ahora no exploradas, al sureste de Caripe (con una lámina).

Mit Freuden begrüßen wir eine neue Zeitschrift geographischen Inhaltes: „Aus den vier Welttheilen“, herausgegeben von Dr. Delitzsch. Allerdings ist gegenwärtig an geographischen Zeitschriften kein Mangel, und gerade in Deutschland sind diese in der ausgezeichnetesten Weise redigirt. Wir besitzen das allgemein bekannte *Ausland*, das schon zu einer Zeit, wo der Begriff der Ethnologie in Europa noch ein völlig fremder war, die verthvollsten Beobachtungen für dieselbe sammelte, und das sich jetzt in den Händen des ebenso gelehrten, wie scharfsinnigen Peschel findet. Wir besitzen Petermann's Mittheilungen, deren Begründung eine neue Aera in der Geschichte der Geographie bezeichnet und vor Allen dazu beigetragen hat, das Interesse des Publikums für dieselbe, nicht nur bei uns in der Heimath, sondern in allen Erdtheilen wach zu rufen, wir besitzen endlich den *Globus*, mit dem reichen Wissensmaterial ausstattet, das Karl Andree aus seinen langjährigen Arbeiten und durch seine überall angeknüpften Beziehungen zu Gebote steht;

von den Organen der Geographischen Gesellschaften, die direct aus den Quellen schöpfen, ganz zu geschweigen. Trotzdem halten wir die Begründung der obigen Zeitschrift für eine ganz zeitgemässe und wir glauben, dass auch für einige andere, die in diesem Jahre hinzugekommen sind (Welthandel, Buch der Welt u. s. w.), noch Platz ist, wenn sie in der Gütigkeit ihres wissenschaftlichen Werthes, die gefährliche Concurrenz mit so hohen Autoritäten auf dem Felde der Geographie, wie sie durch die oben angeführten Namen ausgedrückt werden, zu bestehen vermögen. Am Material ist gewiss kein Mangel, im Gegentheil es wächst jährlich, täglich und stündlich, so dass man fast an seiner Bevärgung verzweifelt. Der Begriff des Publikums ist ein sehr relativer. Giebt sich dasselbe der Geographie mit der ganzen Wärme hin, die der preiswürdige Fortschritt ihrer Entdeckungen erfordert und verdient, so werden vielleicht ein Dutzend Zeitschriften nicht genug sein, den Wissensdurst zu stillen, fehlte das Interesse, würde schon eine einzige zu viel sein. Man braucht nur die gleichen Monatsnummern des Anslandes, Globus und der Mittheilungen zu vergleichen, um zu sehen, dass Keines derselben das andere überflüssig macht, sondern dass jeder Freund der Geographie, der mit ihr gleichen Schritt zu halten wünscht, auch alle diese drei Zeitschriften zu halten und in sich aufzunehmen hat. Jede derselben geht ihren eigenen selbstständigen Weg und einen solchen wird auch die von Dr. Delitzsch beabsichtigte einschlagen, der wir deshalb den besten Fortgang wünschen.

Die Philippinen und ihre Bewohner, Dr. C. Semper (Würzburg 1869).
 Ausserst anziehende Beschreibungen der von Prof. Semper für seine naturwissenschaftlichen Zwecke besuchten Inseln auf langjährigen Reisen, deren wissenschaftliche Resultate jetzt in der Herangabe begriffen sind. Der vierte dieser vor dem geographischen Verein Frankfurt gehaltenen Vorträge bespricht die ethnologischen Verhältnisse, die gerade auf den Philippinen noch so sehr der Aufklärung bedürfen. Die im Süden fehlenden Negritos (ausser den auf der Insel Negros um den Vulkan vermutheten) treten gegen Norden immer häufiger sporadisch auf, „so an der Ostküste auf der Insel Alabat, bei Mauban, an der Bergkette von Mariveles und Zambales, an der Ostküste bei Baler, dann bei Casiguran, bis sie endlich von Palanan an bis an das Cap Engaño hinauf ausschliesslich die Küste sowohl, wie die Gebirgsgegenden der östlichen Bergkette bevölkern.“ Die Mamasuas (Waldmenschen) im Osten Mindanao's sind ein Mischlingsvolk (mit Negerblut in ihren Adern). Die ganze weitere Entwicklung der als malaiisch zusammenfassenden Stämme zeigt einen so klaren und richtigen Blick für das, worauf es der Ethnologie vor Allem ankommen muss, dass sich das Verlangen nach dem grösseren Werke steigert, welches uns hoffentlich nicht mehr lange vorenthalten bleiben wird. Die übrigen Skizzen behandeln die Vulkane, die Riffe, das Klima und das organische Leben, die Muhammedaner, die christliche Zeit. Ausser Zusätzen, Noten u. s. w. sind dem Buche zwei instructive Karten beigegeben.

So eben erscheint: Die Russen in Centralasien, geographisch-historische Studie mit einer Uebersichtskarte, von Friedrich von Hellwald (Wien 1869), wodurch eine gewisse von Vielen gefühlte Lücke ausgefüllt werden wird.

Beiträge zur Ethnologie.

IV.

Ein alter Name Thessaliens war Haemonia, wohin Dionysios die Pelasger aus dem achäischen Argos wandern lässt, und Haemus oder Almos, das Hauptgebirge Thessaliens, ist in alle diejenigen Gestaltungen der Mythe oder Tradition ausgearbeitet, wie sie ansässige Völker an ihre Hochspitzen zu knüpfen pflegen. Mit seinen Wikingern umberziehend, erbält König Haemus*), Sohn des Pelasgus, durch die riesige Erscheinung des Pelorus beim Opfer des Zens, Nachricht von der Trockenlegung des Iompe-Thals und (gleich Rurik und seinen Brüdern) von den Eingeborenen zur Herrschaft über sie berufen, beschwört er Aufrechterhaltung ihrer Adat, wie es von den Nachkommen Iskander's auf den Inseln des indischen Archipelagos geschieht, er gestattet ihnen selbst aus Erkenntlichkeit (nach Athenäus) die Ausgelassenheiten des Saturnalienfestes, von dem sich bis in das Mittelalter Spuren bei der Einsetzung des kärnthnischen Herzogs erhielten.

Mit dem Namen Haemonia tritt auch der des Haemus zurück und sein von der Pandora geborener Sohn galt, als Eponymus der Thessalier neuerer Zeit, die die Kunstideale eines hellenischen Cultus auch als die ihrigen anerkannten, und die heimischen Götter des Alterthums, — als noch die Diobessi (unter den Bessi Usoudama's) das Orakel der Satrae am Haemusgebirge

*) *Almos δὲ υἱὸς μὲν Κλέρου καὶ Ἰφάνταυοῦ, πατρὶς δὲ Θεσσαλῶν, ὡς Πυθαγόρας* (Steph Byz.) *Almos, υἱὸς Βορῆων καὶ Ἰφάνταυοῦ ἀπ' οὗ καὶ τὸ ἔπος.* In Pannonia war Almona (Laybach) von den Argonauten, die Valvasor nach Krain führt, gegründet (s. Liubardt), die Sbetland-Inseln (mit Ocitis und Dumna) hießen Acmodae oder Haemodae, und ebenso die Hebriden (bei Thyle) oder (nach Solinus) Hebadae. *Διονύσιος ἵσταν Ἄρην* (Hom.).

erklärten, als Aharia, der Hyperboräer, die Hochzeit des Flusses Hebrus*) besang (der dann auf seinen Wellen Kopf und Leier des orphischen Sängers zur heiligen Salzfluth tragen mußte), — in solche Nebel Skotiussa's verwehen liessen, wie sie die Eroberung Edessa's durch Karanns ermöglichten.

König Haemus zeigt sich jetzt als gestürzter Gott; er und seine, in späteren Fabeln zum Freudenmädchen degradirte, Gattin Rhodope meinen sich dem Zeus und der Here gleichstellen zu können, erliegen aber ihren Rivalen und blühen mit Nichtachtung, wie der vom Throne verdrängte Kronos, oder von Zeus mit der Nymphe Himalia gezengten Kronius (oder Helios und Rhode auf Rhodos). In Hellas blieb die Schenkung des von Herakles eingetanschten Wunderhoros an den Namen des Haemonius, Vater der Amalthea, geknüpft, aber auch dort geht Haemus zu Grunde, Sohn des Creon, als letztes Opfer (bei Pseudopisander) der dann gleichfalls vernichteten Sphinx. In Nyssa durch die Mören überlistet, nimmt Typhon, der in Drachengestalt die Ufer des Orontes durchwühlt, seinen letzten Stand gegen die Götter auf dem Haemus, dem nach dem dort vergossenen Blute (s. Appollod.) benannten Blutberg. Vom dreihändigen Haimo (durch tapfere Thaten bereichert, wie die Haimonskinder**), die Söhne des Aimon oder Hai-

*) Die Pergamener erwähnen (bei Josephus) ihre alte Freundschaft mit Abraham (πατρίο πνεύματι ἔφευγον). Immerethien wurden zur Zeit der Rhagratiden Herrschaft in Georgien oder Aphkhaseta von der östlichen Provinz Karthi (Amoreth) als westliche (Iberish) unterschieden. Ponton dagegen will als Eber „drüber“ erklären (Iverie oder das „obere Land“) und der Name der Hebraeor wird vom Eber als Ueberschreitende abgeleitet. In Immerethien heissen sie Ibralli, werden aber auch Uria (in der georgischen Chronik: Ouriani) genannt, wie im Shajrat ut Atrak der Prophet Idris oder Hermes den Namen Uria führt. In allen baskischen Dialecten bezeichnet Iria oder Uria (nach Larra-mendi) Ansiedlungen. Der Name Georgien oder Gourdjistan, worunter auch Immerethien und Mingrelieu (Kokhis, einbegriffen wird, datirt (nach Abulfaradch) seit der Eroberung der Khasaren die bei der Thronbesteigung ihres Königs den (nach Klaproth) auch bei den östlichen Türken herrschenden Brauch beobachteten, ihn um Angabe seiner Regierungsjahre zu befragen, aber keine höhere Zahl, als 40 erlaubten, wie die Tolteken dem ihrigen 52 zuzusagen. Auf ähnliche Bezeichnung mögen die Nian-hiao (die Ehrentamen der Jahre der Regierungsprädicats) der chinesischen Kaiser sich ursprünglich begründet haben. Die alten Könige Meroë's mussten sich nach abgelaufener Frist, auf priesterliches Geheiss tödten und ebens die Ferimaul in Cochin, bis zu dem Letzten, dessen die Kupfertafeln der schwarzen Juden erwähnen. Von den Laghiera sollen die Juden, wie Reineggs bemerkt, Ghysr (Khasaren) genannt werden, von dem früheren Judenthum, zu dem der kharzarische König Obadius bekehrt wurde. Die Ubychen lässt die Sage von gefangenen Juden abstammen, die Nebukadnezar an's schwarze Meer schickte. Sie hätten sich dann mit den Ketketen oder Tscherkessen vermischt. Die sich selbst Israeliten nennenden Juden bei Grosno wurden von den polnischen Juden, die später einwanderten, verächtlich als Boku (Kälber) bezeichnet.

**) In welschen Sagen (b. Croker) sind die Zwerge diminutive persons riding four abreast and mounted upon white horses, not bigger than dogs (wie die der Sigganen). Der Zwergkönig Laurin wird für St. Michael gehalten, der Patron der Ritter, indem die Engel überhaupt in der Gestalt vier-jähriger Kinder (als ein Kint in jären viere) sich zu zeigen pflegen, ähnlich dem Helden-Knaben der Altai-Tartaren. Vom Knaben Taras, Geist des Flusses in Tarent, wurde Geschicklichkeit in Ritterspielen als Τηροπρωκτεσιον bezeichnet

mon) oder Studas, wurde der Wurm oder Drache Heima oder Heimo erschlagen im Norden, und daseibst gilt ebenfalls (wie in China) der die Luft durchfliegende Drak oder Drache als Symbol des Himmels, oder als sein Gegner, von Himingläffa, das zum Himmel emporklaffende*) Wellenmädchen, Tochter des wegen seiner gransamen Gattin Ran oder Rana gefürchteten Aegir,**) wie die Olympier den vielhäuptigen***) Aegaeon den von Poseidon (s. Konon) niedergekämpften Wassermann, (der Ge und des Pontos Sohn) oder den Briareus, fürchteten mit seinen gleichngestalteten Genossen Cotys (Cotyto in weiblicher Wandlung) und Gyges. Auf weit blickender Himinbiörg thront freilich dort noch der goldzahnige Heimdallr, als Erster der Menschen (ægir Heimdallar) oder doch (gleich Heimes) der von Rigr †) stammenden Fürsten, doch auch dort ist die Gestalt dieses Heimskastr allar äsa, der selbst zu den Vanen überschwankt, ein verschwindender, wie Grimm bemerkt und die Beziehungen des winterlichen χειμών (des schneeigen Himalaya) konnten zu Ymir und Chimmerier führen. Bei den Scandinaviern haben die verschiedenen Welten (Heimathe) oder Heime, wie Godabeimr (mit Asabeimr oder Asgard und Vanabeimr), Mannabeimr, Jotnneimr, Alfheimr, sowie Niflheimr und Muspellheimr (auch Thrymsheimr, Utgardb u. s. w.) eine theilweiss geographische Bedeutung gewonnen, wogegen für die (Loparen) Lappen (Ascovis), die sich Same oder Sabme nennen, oder (bei den Russen) Lop (1252 p. d.), Aimo oder Aemo ihre mythische Heimath ist, die wieder den Seelen zum Aufenthalte ange-

(üblich der jugendliche Askanius). Lassen zieht die für die indischen Götter arbeitenden Ribhu zu Orpheus und Kuhn zu den Elfen.

*) Djabb (bailler), la rafae de Djambha ou Vritrah, se retrouve dans le Gap de Scandinaves, les Chaos de Grecs (Chafos), les hiatus de Latins (d'Eckstein). Der hercynische Wald (Caesar's) ist orkynischer (bei Eratosthenes).

***) Hercules Magusanus auf Walchern, mit einem Delphin (ein Seethier) in der Hand und einem Altar mit Schilfblättern zu den Seiten, scheint dem Riesen Oegir gleichzustellen, dann auch Heracles Saxanus für eine Riesengestalt zu halten (s. Zeus). Athor in Atarbechis oder Aphroditópolis ist (nach Plutarch) Thybor oder Thi-Hor (Haus des Horcus). Der Meergott Aegilon, als kumäischer Gott mit Glaukos, als ägäischer mit Triton zusammenfallend, erscheint unter den hundertarmigen Fluthriesen, als dem Briareos gleichnamig (s. Gerhard). Φρυγία κατασκευασμένη wurde nochmals vom Ungeheuer *Hydris* verwüdet, une espèce de foudre (Martin). Als Schiedsrichter herbeigerufen, sprach Briareos dem Helios die Burg, dem Poseidon das Küstenland (in Korinth) zu (wie in Peru).

****) Den Riesen der jüdischen Sage wird nur ein Finger mehr an beiden Händen und Füßen zugeschrieben (s. Grimm). Herakles (*ἑρραδάκρυτος*) muss den Sieg über den nemäische Löwen durch den Verlust eines Fingers erkaufen, den er (nach Herklastion) durch einen Rachenstachel verliert. Der sich von Orest abgebissene Finger (um die Erinnyen aus schwarze in weisse zu verwandeln) wird im *δακτύλου μνήμα* bei *Ἄση* in dem Heiligthum der Mania bestattet. In Australien opfern Frauen den kleinen Finger.

†) Grimm lässt Rigr durch Aphaerensis entstehen, wie dis aus idis. Iringes stråza (Iringes wec) kommt mit schwedischer Eriksgata überein, aber dem schwedischen Volk ist der Gammal Esik (gammel Erke) zum Teufel ausgeartet (des bairisch Erchtag oder schwäbisch Zvestae genannten Dienstag).

wiesen wurde, in den Abtheilungen des schwarzen Zhih-Aimo, des dämonischen Mubhen Aimo, Saimo-Aimo oder Sarakka Aimo (die für schlechte Jäger und Fischer bestimmte Region), Zabme Aimo (falscher Beschwörer), während die orthodoxen Beschwörungen verwendende Zauberer in den Himmel Raien Aimo tägliche Einkehr zu halten pflegen. Aimak ist die Bezeichnung tartarisch-türkischer Horden (auch des ganzen Stammes bei den Eimā des Parapomissus), und Aimak heissen zugleich die Penaten, denen die Tataren bei hässlichen Unglücksfällen zu opfern pflegen.

Trudheim erklärt Snorro für Thracien*) oder (nach Steph. Byz.) Aria (mit blondhaarigen Meder, wie auch Dakhen, Parther, Ossi und Usiun) und vom Rhodope, dem Grenzgebirge Thraciens und Macedoniens, entflieht (bei Virgil) der Gelone (blond und tätowirt) in die Nachbarstriche des Nordens. Zur Zeit der Richter lässt Snidas den König Hades**) über die Molosser herrschen, und am Acheron in Thesprotia, der Helmath der thessalischen Eroberer, wo König Aidoneus oder Hades herrschte, lag ein Orakel der Abgeschiedenen (*μυρομαντεῖον*); mit Odin, dem mit den Leichen Gehängter Spuk treibenden Orakelgott; werden die Qualen des Hades, als *Ἄδιδες ἕδου****) (*Ἄδιδες θανάτων καὶ πονηρίας*, auch dolor partus) verglichen, und in der Sage von Eigel und Asmund gilt Odin den Joten, die dem Gott Thor Bocke opferten, als der unterweltliche Gott der Finsterniss. Aides oder Ais führt (bei Homer) den unsichtbar machenden Helm, den Hermes dem Perseus gah, und die Nebelkappe der Nebulonen oder Nibelungen dient auch den neckenden Zwergen, mythologischen Nebelgestalten, wie den von Nephelē gezeugten Centauren, wenn sie sich nicht mitunter in einem Volk der Eingeborenen fixiren lassen, im Norden zunächst als der heute Lappe genannte Same (Sabome), oder deren von Nilsson in den Gräbern aufgefundenen Vorgänger, womit die Stadt Lappa (*ἡ Λάππα*) auf Kreta anklingt. Wie Odin's war das Zeichen des Ulixes (von dem sich Städte und Altäre im Norden fanden), der Hut (in Limotanus auf Mün-

*) Unter den Thraciern herrschend (nach Polybius) gründeten die Galater den *βασιλεὺς τῆς Θύβης*, als *Τύλις πόλις ἑθάρης τοῦ Ἰμμου πλησίον* (bei Steph. Byz.). Ares war früher der einzige Gott der wilden Thracier. Nach bithynischer Sage war Ares (um seine übermässige Maueskraft zu regeln) von Hera erst im Tanz, und dann im Waffenkampf unterrichtet (dem Kriegstanz der Schilde schwingenden Saller).

**) Die *ἑς Ἄιδου κατὰβ-αις* war (nach Müller) eine Abtheilung der orphischen Minyas.

***) Der Name Athénas für die pontische Stadt Odinos (h. Arrian) oder (h. Seylaz) Odeinós führt auf hyperboräische Jungfrauen, von denen Ilithyia das Geburtsgeschäft erleichtert. Der Odainsakr (immortalitatis ager) wird nach Godmundr's Reich verlegt. Zeus ὠδίνης bei Dionysos' Geburt. Die Hyperboräer wohnten jenseits der Boreaden (Barbur oder Akkad) oder Buri (Vater des Bor). Die Khond verehren Beila oder Bura Pennu (als Sonne oder Lichtgott) mit der weiblichen Erde oder Tori (nach Macpherson). Bor bezeichnet im slawischen einen Tannenwald und soll sich mit athena (Grenze) als Borysthene verbunden haben. Padus (*Βορυσθός*) oder (ligurisch) Bodeneus (Bodineus oder fundo carens, wie der Bodensee) war keltisch von den Fichten (padi) genannt. Salamis hiess Pityna (Fichteninsel). Theseus erschlug den Fichtenbeuger (Pityocampes) Sinis

zen geprägt) urd auf dem Berge Lethäon hatte er zu Ehren des Orcus und der Proserpina eine Säule mit einem Hut errichtet. Im Tempel der Haingöttin Feronia wurden Sklaven durch Aufsetzen eines Hutes für frei erklärt.

Wenn Thessalien erst durch den Abfluss*) des Peneus (den Xerxes noch glaubte, wieder aufdämmen zu können) bewohnbar gemacht wurde,

*) Dass beim Vorgehrge Coquibacoa (Chichibacoa) am Meerbusen auf Felsen erbaute Dorf wurde (nach Ensiso) Venesinela genannt oder (nach Herrera) Venezuela (Klein-Venedig) bei Coro (wo die Hütten der Indianer zum Schutz vor den Mücken auf dem Wasser gebaut sein sollten. Vieron una gran poblacion y las casas que la formaban fundadas artificiosamente en el agua sobre estacas hincadas en el fondo y comunicandose de unas à otras con canoas (am Cabo de San Roman); llamó Hojeda à este Golfo de Venecia por la semejanza à esta celebre ciudad de Italia (Návarrete). So konnte sich in ähnlicher Weise der Name der Venetier in der Pfahlbautenzeit an der Küste Europas weiter getragen haben, wenn auch etymologisch kein Zusammenhang bestünde oder nur der auf fennische Sümpfe zu deutende. Die Mexicaner hatten ihre Pfahlstadt in einem See gebaut und vom See Texcoco verbreitete sich die aztekische Civilisation, vom See Titicaca die peruanische, vom See Guatavito die der Muyscas, als the centres of legendary cycles (s. Brinton). Nach Tacitus wurden die (weil Häuser bauend) von den Sarmaten verschiedenen Fenni zu den Germanen gerechnet. Die Scandinaven nannten ihre Nachbarn (jenseits des Baltie) Finn (nach Ruok). Fen oder Fenne bezeichnet (im Isländischen und Holländischen) einen Morast (nach Lehrberg), fenny (im Englischen) als Adj. Die Finnen nannten sich Sonomahf sesh und ihr Land Sonomen maa von Souo oder Morast (n. Sjoegren), auch Sonomen oder Fenni (*φέννος* bei Ptol.). Strabo beschreibt den (irischen) Haug der Galater (Kelten) zu Kämpfen und Abenteuern, der sich unter der römischen Herrschaft schon verloren halte, so wie er noch unter den Germanen (den *γνήσιοι Γαλάται* geblieben war im Gegensatz zu den *τὸ σύμπαν γέλον, ὃ οὖν Γαλλικὸν τε καὶ Γαλατικὸν καλεῖται*) jenseits des Rheines bestand, zu denen (in Caesar's Zeit) die nomadisirenden Sueven eingewandert waren (aus den von Geten, ihren Vorgängern und Nachfolgern, durchzogenen Ebenen). Zwischen der Sprache Thraciens und der alt-iberischen sind manche Aehnlichkeiten nachgewiesen, und bei Stämmen, die auf ihren Hin- und Herwanderungen immer wieder zusammentreffen, erhält sich eine gewisse Gleichartigkeit des sprachlichen Austausches, die mit den suevischen Völkern auch wieder nach Deutschland getragen wurde, während unter den Kelten jenseits des Rheins (im engen Verkehr mit den Britischen) sich in den römischen Colonien durch Einführung der Schrift eine bestimmte Phase des Dialectes als dauernd fixirt hatte, die von den nacheinander in einzelnen Partien hinzutretenden Ansiedlern jedesmal angenommen wurden, während nach den beruhigten Wellen der Völkerwanderung im Osten Europas unter dem kirchlichen Einfluss Byzanz's von Süden und dem politischen aus dem Norden die slawische Sprache zum Durchbruch gelangte. Nach Othen sprachen Beornas (am Mer Murmane) und Finnen gleiche Sprache. De (von Polybius) den von Galatern, (von Plinius) zu den Germanen gerechneten Bastarner wae (nach Livius) den von den Galliern abstammenden Skordiskan gleichsprachig. Der Franzose unterscheidet zwischen alten Prussen und modernen Preussens. Die Moskoviten wurden Russianen genannt, während die Russen bei den Polen als Russinen oder Ruthenen bezeichnet werden. *Rossajacks est un nom d'invention moderne, dont on se sert surtout en Hongrie, pour désigner les Russes de ce pays.* Zwischen Chronius und Bissula (in Preussén) wohnten (nach Amm.) die Massageten (nehen den Arimphäern). Das halbheidnische Volk der Massageten wohnte (nach Aeneas Sylvius) zwischen Liefland und Preussen (1460). *Getae illi, qui et nunc Gothi (Orosius), Quod Gothi Getae dicereutur (Spartian), Γόδοι Ἰθρος πάλαι οὐλήσαν Ἰτὸς τῆς Νικαίτης, ὕστερον δὲ ἐς τὴν ἑταίρα ἑτάραν μεταβύτησαν (s. Stephanus). Pietet leitet Gela von *gên* (oriri. nasci) ab, in den *Γῆ-αι* los homines de la race (des Aryas). *ὥσος δὲ οὐδὲν παρηλαμένους ἄλλ' ὅτι μάλιστα ἡμετέροισι Δικαίων τοῖς πῆιστοισι (πολιταῖς) λυγομενος, sagt Josephus von den jüdischen Essenern (Ἰουδαῖοι).**

und die, die vielfachen Namensformen mit Eli, Same, Fen, erklärenden Sumpf- oder Moorländer (Mauringa) des Nordens, die Pfahlhanten nöthig machten, so musste eine der ersten Einwanderungen dahin diejenige sein, deren Spuren dann als Lappen bekannt wurden und die von dem Haemus, dem Rückgrat des östlichen Europa, ihren Ausgang genommen. Auch haben sich dort in der That vielfache Zwergsagen erhalten, die den nordischen entsprechen. Die von Aristoteles in Süd-Afrika gesuchten Pygmäen*) wurden später jenseits Thule in den Norden versetzt, als schwachleihige, kurzlebende Menschen, mit narbelartig dünnen Spiesschen bewaffnet (s. Schöll), den von Thor bekämpften Pyslingar entsprechend. In Thracien hatte sich die Sage (Homer's) von einem durch die Kraniche vertriebenen Volke der Pygmäen (Kattuzer) localisirt, in deren Lande später die araterischen Scythen lebten. Wenn der Name eine ethnische Bedeutung hat, so könnte Ebrodnum im Lande der Katuriges (s. Ptol.) früher Sitze am Hebrus anzeigen. Von den Katuriges (Caturiges exules Insubrum) in den cottiachen Alpen, die als graiische durch die Altäre des Herakles auf den Graikoi oder Graioi Epiriens führen, leitet Plinius die zu den Ligurern gehörigen Vagienni. Unter den Südserben heissen die Kaziri (bei Kattaro) *Kάτταροι* (bei Nicetas). Die Langhärigkeit der Katti oder Chatti (b. Tacitus) unter den *Σοφύβησ Αγγυβάρ-*

Die Transdanubischen Urzla's oder Uflla's wurden früher Geten, dann Gothen genannt (nach Philostorgius) *Quam illum vel effuderis more Parthorum, vel Germanorum modo vixkeris, vel ut Scythia solent sparseris*, bemerkt Seneca vom capillum. Statt Maunus mit seinen drei Söhnen (Iacus, Iugus, Hermino) nennt der britische Nonnius den Alanus, Vater der Söhne Illisio, Armevon, Neugio (s. Grimm). Die Alanen unterschieden sich von den an Sprache und Kleidung gleichenden Scythen nur durch das kürzere Haar (nach Lucian). Die Uzi (Ούζοι) verschwanden beim Auftreten der (mit den Petschaken gleichsprachigen) Cumani *Τούρανοι ἀπὸ τῆς ἡντίας, οἷς χαίρειας δρουίζουσαι* (Theophaues).

*) Le Royaume des Pigmées est situé au Sud de la grande Tsin (Ta-Tsin). Dès que ces peuples sont parvenus à la hauteur de trois pieds ils s'appliquent au labourage, et pendant qu'ils y sont occupés, ils sont dans une crainte extrême d'être enlevés et dévorés par les grues. Les habitants de la grande Tsin leur fournissent du secours. Les Pigmées sont troglodites, bemerkt die allgemeine Geographie China's aus der Zeit der Thang-Dynastie (s. Visdelou). Die Avaren oder (b. Theophylact) Peendavari (*πευδάβαροι*) wurden von den Türken, die ihre Auslieferung verlangten, *Ουαυρῶνται* genannt. Vom Ocean aufsteigende Nebel und Flüge fressigerer Raben trieben (nach Priscus) die Avaren (461 p. d.) auf die Saviri, diese auf den Saraguri, Urogi und Onoguri, die (türkischen Stämme) in Byzanz ein Asyl suchten. Nach Jakub ben Ishak kam ein Mann von den Bewohnern Rumias zu der Insel (El-Ur) der Blödsichtigen, die mit den Kranichen kämpften, nach dem Bericht des Aristoteles, dass die Kraniche von Hurasan am Nil mit Zwergen kämpfen (s. Kazwini). *Picos veteres esse voluerunt quos Graeci γυγνας appellant* (Nonius). In Italien ward Danaë von Picus aufgenommen. Picus, Saturni filius, agro Laurentino usque ad eum locum. ubi nunc Roma est (nach den Chronographen) 354 p. d. Abo, die Hauptstadt der Finessen, heisst (auf Finnisch) Turku. Der Hunnorum pagus am Hundsrück (im Lande der Burgunder) war das Hunland oder Hunamörk. Der Frankenhild Sigfrid galt für einen Hunnen, die Schildjungfrauen Brunhild und Chriemhild für Hunnensiden. Durch eine zahllose Menge von Greifen, die das Menschengeschlecht verschlingen wollen, vertrieben, treten die Avaren oder Hunnen (War et Hunn oder Warchonitae) erobrend am caspischen Meere auf (463 p. d.) *Awur* heisst der Uweüte (im Persischen).

bei wiederholt einen bei den Zwergen in ihrer späteren Verkleinerung*) zu Unterirdischen, (vielleicht aber schon bei vor-arischen Scanzia-Männern) geläufigen Zug, denn auch die Winili, die auf Rath der Seherin Gimbura den Schlangen wiehen, wie die mit nordischen Wehrwölfen**) vertrauten Neuren, erhalten den Namen Langobardi. Von ihren an der Elbe, dann in Paderborn (Paderborn) eroberten Sitzen ziehen sie (bei Lang. an.) unter König Agemund nach Tracia (und zu den Abaren in Pannonia), also längs derjenigen Strasse, die ebensowohl zu früherer Zeit in umgekehrter Richtung verfolgt gewesen sein mochte.

Hekatos macht die (bei Homer) mit den Kranichen kämpfenden Pygmäen, die Ktesios nach Indien verlegt, zu einem ackerbauenden Völkchen, das die Kraniche von den Saaten zu verseuchen suchte, und ihren Kampf hält Herrmann für eine Satire dessen, der zwischen den Städten Geraneia und Pegai in Megaris geführt sei, als die sich an Schönheit der Here gleichsetzende Pygmäenkönigin Gerana oder Oenone in einen Kranich verwandelt worden ist (Ovid). Die Kraniche, als Frühlingsvögel (s. Aristophanes) symbolisiren (pelagisches oder pelargisches) Wandern und wenn die Nannoi (anso port.) oder Zwerge die untergegangene Zeit des Nauakos (Aeneas) zurückrufen, so die Kraniche die neue der von kretischer Zwangherrschaft befreiten Hellenen, als der dem Labyrinth entronnene Theseus seinen Begleiter den delischen Tanz der Kraniche (*γροαιονς*) anführen lässt.

Im Gegensatz zu Dvergjar (den schwarzen Zwergen in Swartalfheim) oder Döekálfar leiten die álfar***) (mit vanir und aesir zusammengenannt) oder liosálfar (Elben der Ylfe) auf albus oder (h. Festus) alpinus (der Sabiner) in den Hofálfar oder Weiss-Elben (Thorlac). Swjatowit (mit der

*) Dans toutes les épées à doubles spirales les poignées sont beaucoup plus courtes que dans les autres, de telle sorte qu'il est impossible à une main des races scandinaves ou germaniques de s'y adapter (Hébert). Asi. épée (s. Pict.) von ss (jacere). Attila fand im scythischen Schwert das Symbol des Ares. Bei den Bulgaren war es Sitte bei jedem Schwert ein Schwert in die Mitte zu stellen (spatham in medium afferre) und dabei zu schwören. Statt des Rossschweifes empfiehlt der Papst den Bulgaren das Kreuz vortragen zu lassen.

**) In Bezug auf ihr Wolfthum hiessen die Neuren (gothischer Völker) Wiltae (Litwen) oder Wilzen. Prutheni resurrectionem carnis credebant (Dnaburg). Im nördlichen Lithauen heisst Gywata Leben oder Schlange. Zameluks (Zamelis) bedeutet im Litthauischen „der unter der Erde Wartende.“ Die Litthauer opferten dem Erdengott Sambaras und der Erdgöttin Zemyna (sowie dem Erntegott Ziemenick).

***) Noch mehr fügt sich *álfar* (vitiligo) dem Gesetze der Lautverschiebung, bemerkt Grimm, der bei dem auch in vanir liegenden Begriff von Helle und Weiss (s. altn. vaenn (palcher) oder ir. ban (albus), ben, bean (femina), lat. Venus, goth. qinô, sga. even zu erwägen empfiehlt. Das elbische Wesen der irischen Fee Banshi oder Bansighe (sighe oder sia) wird meist weiblich gedacht. Chaucer spricht von einer alfequen, Huldr ist Königin des Haldrefolk, Berchta der Heinenen, Oberon steht Titania zur Seite. Die Nebelkappen machen grau und die schottische Ueberlieferung unterscheidet auch braunfarbige Geister brownies. Die Nair erscheinen als todtbläuliche Gespenster.

Ableitungssilbe owit aus swjat oder Licht), aus Sanctus Vitus (bei Heinold) erklärt, könnte auf Wit gedeutet werden, den slawischen Gott der Rache und des Rechtes. Oenone am Ida*), von Rhea in der Wahrsagekunst unterrichtet, und für die hellenische Helena (der weiblichen Seite des wahrsagenden Helenus) verlassen, die Insel Oenone oder Oinopia verliert ihren Namen vor dem unter athenisch-persischer Aegide verbreiteten Λαῖνια's, Tochter

*) Der Name Ida bezeichnet jedes hochstämmige Dickicht, namentlich in Schiffbauholz, also Tannen und Fichten (Klausen); τῶν δὲ χωρίων τὰ παλαιὰ ὑπὸ τῶν ἀρχαίων Ἰδᾶς τὴν ἀναμύθησιν (Pans.) Ida ist Mutter der Raubtiere. Die kretischen Ammen oder Mutter lässen idische Nymphen. Das ahd. itisi (pl. itis); alta. ides (pl. idisi), aga. ides (pl. idesa) bedeutet femina überhaupt und kann von Jungfrauen oder Frauen, arme oder reiche gelten. Gleich dem griech. ἰδέω scheint es jedoch schon in frühesten Zeit, besonders auf übermenschliche Wesen angewandt, die geringer als Göttinnen, höher als irdische Frauen angesehen, gerade den Mittelrang (der Weisen Franco) annehmen (s. Grimm); dem ahd. itis, aga. ides entspricht das alta. dis (disir pl.), und sind diese nordischen disir gleichfalls bald gütige, schirmende, bald feindliche, hindernde Wesen. Blota kumla disir, deabus tumultis sacrificare (Eigils), und so disablót. Ἰδᾶς ὁ τῶν Τιθήων κήρυξ Προμηθεύς, τῆσις Ἰδᾶς (Hesychius) Ἰδῆ, Τροία; ὄρος, ἀπὸ Ἰδῆς τῆς βασιλείας (Steph. Byz.). Der scythische König Idathyrus ist Führer (Ai oder Aides) der Thurs und Thyrs. Wie Yotunn wird Thurs für Riese verwandt und Ymir ist Stammvater aller Hrimthursen. Nach Grimm könnte Thanraos (Thurs) sich mit den Τυθήριος, Τυθήριος, Τυθεί, Etruci berühren. „Das Lautverschiebungsgesetz trifft genau zu.“ Kreta (χθώρα oder Ἰδαια) oder Aeria war genannt ἀπὸ κρητῶς τοῦ Αἰδῆ καὶ Ἰδαίας νυμφῆς (nach Steph. Byz.), als Mutter des κηρῆς, wie der Teucros (Sohn des Skamander). Τροία, χώρα Ἀσίας, ἢ πρότερον Ἰδαία εἴτα Τευκρῆς, εἴτα Τροία, ἀπὸ Τρωῶς κατὰ Βουτρούς (Steph. Byz.), εἶτα καὶ Τροία πρὸς τῇ Ἰδρίῳ τῆς Βεβυλλίας; Ἰνῆς, Ἰδῆος ἀναχθῆσαν τῆν Ῥόδον, εὐθεν καὶ Ἰνῆτες οἱ Ἰδαίους. Die Nymphe Ἰδῆ, Mutter des Meliasos (Vater der Adrasteia) herrschte zuerst in Troja (nach Charax). Bochica (Nemquetaba oder Saa) oder Nemterequetaba, der nach seinem Verschwinden das Land der Muyscas unter vier Hauptlinge vertheilt, stiftete die Theokratie der Ida-Canzas, und der Idem-Efik herrscht theocratish am Calabar. Bei Arthe (im Lande der Barossi) wurde das Monument des Gottes Idiatti gefunden. Post Almeloneum antem Ammenonem ex Chaldaeis de Pautihblon civitate (ait) regnasse Sares XII. In diebus ejus, apparuit quaedam bestia e mari rubro (egressa), quam Idotion vocant. quae hominis et piscis speciem habebat (s. Synceillus). Idothex hüllte Menelaus mit seines Gefährten (nach Einreibung mit Ambrosia) in Robbenfelle (des Ketes oder Seeungeheuers), um ihren Vater Proteus zu bewältigen. Das Aufleben wird den Amakasa durch das Häuten der Schlangen symbolisirt und der Zauberer der Koloschen wird aus dem Wallfisch. wiedergeboren. Iduna bewahrt die Aepfel ewiger Jugend. Ait, chez les Berbères, signifie tribu (suivant Delaporte). Les mots Ida et Doi (Devi ou Adoui) paraissent être des dérivations de ce mot. Adoul paraît être une forme plurielle de Ida. Ces deux mots sont employés comme celui de Hêl chez les Arabes, on les trouve dans Léon et Marmol (Renou), auch auf den Canarien. Le nom sanscrit, éda, édaka, aidaka, élaka (espèce de mouton) et idikka (chèvre sauvage) paraissent se lier au védique id, idâ, ilâ, irâ, libation fortifiant, vivifiant. idavant (fortifié), restauré par la libation. Comme la vache nourricière est aussi appelée idâ, ce nom peut avoir passé au mouton et à la chèvre qui donnent leur lait aussi bien que la vache. Tout ce groupe se retrouve avec des significations diverses, dans les langues celtiques. En islandais aðhd est un nom de mouton, aidbeach désigne la vache. En cymrique eidion (bête bovine) dérive de aid (oi, prinolep vital), d'ou eidiaw, vivifier. Le Sanscrit idâ, idikâ et ses modifications phoniques ilâ, ilikâ, irâ désigne aussi la terre nourricière (ire ou terre en irlandais). Le basque idia (boeuf) est probablement un mot celtibère (s. Pictet). Edaba oder Elaha als Elch fitikka oder idikka im Sanscr.)

des Flussgottes Asopus, und wie Oitosyros, der scythische Apollo, auf *άσω* (white oder weiss), führt iocrisches Oeneon (mit dem Tempel des nemesischen Zeus), aearnanisches Oeniadae (*ἡ παλαιὰ Οἰναία* oder *Αἰναία*), pannonischer Oeneus, Oenotria*) (italischer *Οἰνωτροί*), oder auch, das (aus östlicher Verehrung des Dionysos) vom Wein benannte Oenoe Ieariens auf Vinden und Venden, denn obwohl die spätere Schreibart Wenden durch *Οἰνέται* oder (in Rhätien) *Οἰνιοί****) wiedergiebt, so zeigt doch der etymologische anerkannte Zusammenhang von *οἶνος* mit *vinum*, dass auch *Οἰνός* (in einer mehrmals so beim amerikanischen Vinland, wiederkehrenden Doppelbeziehung) zum Windenland der Veneti oder Winili führen könnte, ohne dass freilich mit dieser unbestimmten Generalisation der Winidae oder Venedae (als Gesamtbezeichnung fremdartiger oder wenigstens fremdartig gewordener Völker) irgend ein ethnischer Typus ausgedrückt sein würde (bis Specialuntersuchungen die einzelnen Fälle näher definiren). Linus, Schüler des vom Strongott Oiagros gezengten Orpbena***) wurde von Pamphus als *Οἰτόλιος*†) besungen, mit dem Klagernf *αἰλιον* um seinen Tod durch Herakles, der von Oeta (*Οἶτη*) zum Himmel stieg, und in Chalcis lag er begraben. Neben den Selavinen werden (b. Geogr. Rav.) Vites et Chymaves

*) Nach Hellanikos wurden die Elymi (II. Jahrtausend a. d.) von den Oenotern aus Italien nach Sicilien getrieben. Goth. *oein*, ahd. *wiu* leitet Kuhn (nicht von *vinum* aut *vitis*), sondern von sanscrit *vēna*, geliebt oder angenehm, wie ein dem Soma heiliger Rauschtrank heisst. *Win* sind im Persischen eine Art schwarzer Trauben.

**) Mit einer Tochter des am Oeta residirenden König Dryops (dodonischer Eiehen der Druiden) zengte Hermes den Pau. Die Panduiden stellten sich zu den Wenden (Vand) und Vaen. Mit der Pandora zengt Epimetheus die Pyrrha, Gattin des Deucalion (Sohn des Prometheus). In den griechischen Mittheilungen, die einzigen, die uns aus den frühesten Epochen des europäischen Alterthums erhalten sind, haben wir immer nur ein mikroskopisch verkleinertes Bild der ausserdem von den Localsagen durcheinander geworfenen Vorgänge, und müssen wir sie nun erst auf die Gesamtbasis des ganzen Erdtheils vergrössert projectiren, um die richtigen Verhältnisse zu gewinnen, für die uns die aus solcher Perspective bekannten Ereignisse in der Völkerwanderung den richtigen Maassstab geben können. Erscheinen z. B. in Thessalien Dorier, so haben diese allerdings für die Griechen selbst nur den Werth dieses speciellen Stammes, während sie für ihre weiteren Beziehungen als Glied des durch Namensreihen bezeugten Tauriervolkes betrachtet werden können, ähnlich wie die im Mittelalter dort eintretenden und z. B. auch in der Sprache nationalisirten Slaven- oder Gothen-Horden, nur Zweige eines grösseren Ganzen darstellten.

***) Orpheus war (nach Conon) König der an der Quelle des Hebrus (nach Plinius) wohnenden Odryae, zu denen (Dionysos verehrend) der thracische Sänger Thamyris gehörte, in ihren Trinkgelagen die Tischgenossenschaft des Königs, als *conviva regis* oder *antrastio*, als höchste Ehre schätzend und in der Wildheit ihrer von Ammian beschriebenen Sitten auf nordische Herkunft deutend (s. Donne), als Druiden oder Drysae. Die einfallenden Galater liessen sich auf der Stelle des alten Thule bei Byzanz nieder. Der Name des Hafens *φθια* oder *φθια* (Phthia) am Marmarica war (nach Olshausen) phönizischen Ursprungs.

†) Oeneus, der von Dionysos den ersten Weinstock erhalten, stellte in Calydon die Jagd auf den (im Norden heiligen) Eber an. Die italischen Oenotrer wurden durch achäische Heroen hellenisiert. Die ionische Stadt *Οἰνολος* heisst auch *Βετρολος* oder *Βιτρολος*.

aus Scythien hergeleitet. Widland gilt für die Bernsteinküste. Veonodland and thæt Vitland (Wulfatan). Filimer pervenit ad Scythiae terras, quae lingua eorum Quin vocabantur (Jonrandes. Filimer (Vater des am Tanais als Statthalter eingesetzten Nordianus) vertrieb die magas mulieres (patrio sermone aliorumnas), die sich dann mit fauni ficarii oder fantosmer (fantomes) begatten (wie Ixion mit der Nephele). Grimm erklärt Anriua (der Veleda vorhergehend) als Aliruna und die Alrawn erscheint am hohen Baum, aus den hunnische Nomaden des Kiptschuk (s. Raschideddin) geboren werden. Ber, Sohn des ägyptischen Königs Kais-Ailan zog nach dem Maghreb fort.

In der Edda treten die Alfar*) als Volk an, aber im unbestimmten Schwanken, wie die bald mit arnautischen Bergvölkern, bald mit alanischen

*) Nach den Sagen lebten die am spätesten nach Norden eingewanderten Stämme im friedlichen Verkehr mit ihrem Volke. Alfes genannt, die seit früher Zeit in Altheim im südlichen Norwegen und im nördlichen Jütland wohnten (Worsæus). Zunächst dem alten gothischen Stamm auf Schonen wohnte ein naheverwandtes Volk, die Göthen in Götthaland (am Beginn der christlichen Zeitrechnung), die indes später nach der Halbinsel kamen, als die gothischen Bewohner von Schonen und sich deshalb nördlich davon niederließen. Sowohl die Gothen in den dänischen Ländern, als die Gothen in Götthaland wohnten dort zur Zeit der Einwanderungen, die das eigentliche Schweden und Norwegen bevölkerten. Die über das Aaland's Meer setzenden Svearn ließen sich in Uppland um den Mälarsen nieder und zogen dann in die angrenzenden Landschaften, als das Schweden-Reich (Svearn Svithiod oder Svearike), während die später ankommenden Norweger gegen Norden und den bothnischen Meerbusen heimzogen, und sich jenseits des Kjölengebirges festsetzten (die finnischen Bewohner nach Norden drängend). Svithiod war das Land im Norden des Waldes (Nordenskoos), Götthaland im Süden des Waldes (Sondenskoos). Nach Tacitus wohnten die Svearn im Norden. Erst nachdem die Svearn ihre Herrschaft über die angrenzenden Gothen ausgedehnt hatten, kamen sie mit den Gothen Dänemarks in Berührung und verbreiteten auch dorthin die Eisencultur (VIII. Jahrb. p. d.). Passing over the Hazy Ocean (Mör Tawch) the Cymry took possession of the white island (Britain) and they found no living creature in it but bisons, elk, bears, beavers and water-monsters (s. Morgan). Unter den Miethsoldaten des Virdomar oder Britomar (Gaisai b. Polyb.), über die die fasti Capitolini einen Triumph berichten, werden die (gallischen) Insubrer und Germanen genannt. Bei Konon im Gebirge Bermius (Βερμίου ὄρος) wohnten die Briges unter König Midas (Brimios). Die unter den Brüdern Ibor und Agio (Söhne der klugen Gambara) von Scandinavia über Scoringa nach Mauringa ziehenden Winili (im Krieg mit Amhri und Assi, Heerführer der Vandalen, die Zins verlangten), von den Assipiti (bei den Gottheuten und Gothen der Ostsee) am Durchzuge gehindert, sprengen das Geräth aus, sie hätten in ihren (weit durch Feuer ausgedehntem Lager) wilde, blutdürstige Menschen mit Hundsköpfen (Cynocephali) und siegen durch ihren Sklaven im Zweikampf (im Vorwort zu den Leges Rotharis). Ewa: lex (ahd.), Blutpreis im alten Gesetz der Russen (pravda ruskaŭa). Langobardo paucitas nobilitat (Tacitus). Die Kriegsschaaren der alten Slaven bestanden ausschließlich aus Fessvölk, die Reiterei wurde, wenn überhaupt verwendet, aus geworbenen Ugriern und Petschenägen gebildet (s. Brix). Die Heruler, von den tributpflichtigen Longobarden besiegt, sahen, verblendet, grüne Flachsfelder für Wasser an und suchten durchzuschwimmen (zweite Hälfte des V. Jahrb. p. d.) in Ober-Ungarn an der Nordseite der Donau. Zuerst bei den Ostänen gesehen, reiste Ing über das Meer, sein Fahrsieug hütennach schwimmend (im angelsächsischen Runenlied). Als die Gothen unter Berich von Scandza insula nach Gothi scandam (im Lande der Gutthoes am Metonomen bei Pythous) fuhren (nach Jornandes blieb das Schiff der Gepiden oder

Steppenbewohner identifizierten Albauen, und nach dem Bedecken durch Erde (b. Hesiod: als Ma-Allused (unter der Erde bei den Esthen) oder (in der Schweiz: Härdmündle (gorzoni b. Lüneburg), die in der Bretagne in der Grotte der Korred (b. Villemarque) hausen, als das gute oder stille Volk (y teulu oder die Familie in Wales), zu verstehen. Grimm ist geneigt bei Twerk (gitnere oder getwere) an *θεργήδες* zu denken. „Dem Begriffe nach vergleichen sich die idacischen Daetylen der Alten, Kabiren und *δαίμονες*, in der Edda sind alle oder die meisten Dverggar kunstfertige“; Schmiede. Daher scheint sich ihr russiges Aussehen (wie der Cyclopen) zu erklären. Ihre Schmieden liegen in Höhlen und Bergen.“ Wie Daetylen am Ida führen auch Pygmäen (*πυγμαί* oder Faust, und (altpreussisch) Parstuk (purstaz oder Finger) der Zwerge auf Däumlinge, und dem in Zwergsagen wiederkehrenden Klageruf (s. Büsching) schliesst sich der um den Tod „allar disir“ oder „disir allar“ (Fornald. sög.) an, indem zugleich Dis (Disir) auf Ides (die weissen Frauen am Ida) zurückführt (s. Grimm). Der Zwergmann Ai wird als Avus erklärt. Ai war derjenige, der die Zwerge von Swains Haggi nach Prwanga auf die Insel Jorwall, dem Steinfeld**, führte. Nach

(nach J. Anonym.) Gibidi (Gebeti) zurück (gepauta pigrum aliquid tacumque significat). Für die Sachsen in England sasson Easterlinge (Oosterlinge) schon in Holland. Die Gebirgslappen hiessen Obermänner (Pasilij oder Pajisaha) bei den Waldlappen, die von jenen Ostlappen oder Ostlappen (Lullilaha) genannt werden. Gleichwie ahd. angels. belgan, so hat auch obachon nicht ausschliesslich das Passivum in *qlelytan* die Bedeutung: in Zorn entbrannt sein (Künssberg), so dass die Belgen *διά τὸ φοβέειν* genannt sein konnten, wie die Germani ob metum (Fir Bolg aus Hellas, als Fion). Germani (Bundesbrüder) deuten auf einen Staatenbund, in welchem sich keine Jungcurie befand, der mithin laut: Gleiches (ambrones) und Religiös-Reine umfasste (s. Künssberg). Wie die Hari mussten auch die *sacra* in den Feldlagern der Miethsoldaten gemeinsam sein. Die Inseln nordwestlich von Britannien im cironischen Meer, wo die Sonne 30 Tage lang nur eine Stunde über dem Horizont ist, sind (nach Plutarch) von Griechen bewohnt und lassen die Dämone (in der *Aurora borealis*) sehen. Eine vielte tradition, conservée chez les Cynris, fait partir de l'Hallespont le chef fabuleux Hu le Puissant, pour amener son peuple dans la Grand-Bretagne. Die Phrygier unterstützten die Römer gegen Gallien.

*) Die Ethnien lehren Spinnen und Weben (im mystischen Peplos) dem Dvergswab oder Zwergnetz, während die männlichen Zwerge Kleinodien und Waffen schmieden. Hohes Eisen den Zwergen gebracht, wird am nächsten Morgen geschmiedet vor der Höhle gefunden, wie auf den vulkanischen Inseln um Sicilien (b. Pytheas), zur Erläuterung der Sage von den *ἀκρονες ἠγυιαροσ*. Die Lehrzeit Wielant's wird in das Land der Chalyben am Pontus verlegt. Die Bewohner der Macoparonitischen Inseln (Seeland und Fühnen) waren (nach Aethicus Istricus) treffliche Schmiede (Seeräuberei treibend).

***) Die *Lapides campi* (*πεδίων λιθάδες*) in Gall Narh, (s. Strabo) bei Massilia (nach Aristoteles durch ein Erdbeben, oder nach Posidonius aus einem See, gebildet) werden von Prometheus (b. Aeschylus) als der Platz angedeutet, wo ihm Zeus Steine senden wird, die Ligurer abzuwähren. Da Bopp *lār* (Stein) mit Skh. grāvan lapis (lápides) und *li-seva* zusammenstellt, können die Laoi des Deccalion (als lappische Caedonier) auch zu Lapithen werden. Als von Lapithes (Bruder des Centaurus) stammend, kämpfen die Lapithen mit den Centauren einen Bruderkrieg (wie Mongolen und Tartaren in der orientalischen Sage) und vernichten diese (während sonst die von den Turaniern gestützt

Diodor wehen in Gallien aus Nordwesten und Norden Winde in solcher Stärke und Heftigkeit, dass sie handvöllige Steine vom Boden anfrähen und dicke Staubwolken mit deuselben. Die den Ällekes Oluak (Frit Ailek, Lawa Ailek, und Schodnobiw Ailck) heiligen Tage feiern die Lappen durch Arbeitenthaltung. Bei den Mougolen wird Aijukal dreiköpfig verehrt. Wie die Trausi bei der Geburt, klagte man mit αἰλίως um den Tod der Linus in Pieria, dem Geburtsort der Musen oder Pieriden, die im Bielbog auf Belus oder Bal führen könnte, wie die aegyptischen Piromis. In Indien ist Balakbilja „geniorum genus pollicis magnitudinem aequans“ (Bopp), und Bala (Knabe) verbindet sich in Bala-Rama zu dem als Stiefbruder Krishna's auftretenden Helden.

Die im Grase kenntlichen*) Spuren eines Nachts über die Hügel streifenden Albs geben (Sacc.) den Namen des Zwerges Haugspori, die eingedrückten Matten beweisen die Reigen der Berggeister (bei Nacht, wie in Hispanien); die bretagnischen Zwerge stampfen sich ausser Athem (Villemarqué), und serbische Vilen tanzen auf Wiesen und Berg. Verführerische Musik rauscht im Laurinsberg (der Frau Venus) und „alle Elbe haben unwiderstehlichen Hang zur Musik**) und Tanz“ bemerkt Grimm, wie die in

Tartaren siegen), bis sie selbst vor Herakles erliegen. Die Kanknen aus den nach dem Engpass Kan entfliehenden Kian stammend, zeichneten sich durch blondes Haar aus, wie die Almanden der Thessalier. Zu Ιαρος gehört Iud (Kal.) und Iuti (s. Curtius). Bel, quem Graeci Belum, Latini Saturnum vocant (Damascius). *Βέλις ὁ κρότος* (Suidas). Es gescot und Ylfa gescot (im ags. Gedicht). Campiones, gladiatores, pugnatores (Gloss Isid.), Campa (von Kämpfen in camp, pagna). Campus a *καμπος* (βοετο), quia in planitiem flexus fuerit. *Καμπή*, nodus, i. e. flexura, ut digitorum. Die Ampsivarii oder (s. Strabo) *καμψιστοί* sind die flüchtigen Ansuarii (Ansuarii) oder Ansibarii (Antuarii), Hampelmann, junculae habitu virili ad ludendum facta. Verel, in Ind. bampa oc leyka ulois sublati gestire (Waechter). In der Orvar-Oddsaga erhält Odd von dem Zwerg Jolf die Steinpfeile zu den dem Lappenhäuptling Guse gestohlenen Pfeilen, die nach dem Abschliessen stets in die Hand zurückkommen. In Wales wurden die Steinpfeile (elf-arrows), als Amulette gebraucht, gegen den Elbenschnus (in Elba Kieselspitzen).

*) Die Insel Astypalaea in dem carpathischen Meer hiess *θεῶν τραπέζα* von ihrer Grüne. Eine privilegierte Klasse unter den medischen Hottenten hiess Tafelgenossen (*δομοράται*) des Königs (an Artus' Tafelrunde). Wie früher (in Schweden) zwölf Drottar das Götzenopfer versahen, hielten später die Fürsten zwölf Mannhaften, die bei einem besonderen Tisch (Karl-bordet oder Kerl-Tafel speisten (oder am Ehrentisch der Deutsch-Ritter). Ank (ankes) hat bei den alten Francken und Deutschen einen jungen tapferen Kerl bedeutet, auch einen Bedienten, daher noch an etlichen Orten in Teutschland übrig ist das Wort Enck und Ober-Enck, so der nächste nach dem Oberschirrmester oder Voogte in der Gesinde-Ordnung. Es ist aber bei den alten ein geehrtes Wort gewesen, daher Isidorius in Glosseis: *Anculus, Ministerialis domus Regiae*; welches sonstens der Salmasius von dem Worte Engel herziehen wollen. Allein dieser Zusatz Angisus (bei den Francken der Anchises der Trojaner) ist verkürzt aus Anagisus, welches zusammengesetzt aus Anse, Hanse, so einen Helden bedeutet und in Anabertus, Ansfridus, Answaldus auch zu finden. Gisus aber oder Gacusus heisst bei den Celten ein tapferer beherzter Mann (s. Schiltern).

***) Die dänisch-norwegische Walfrau Hulla (Huldra oder Huldre), durch einen Schwanz kenntlich (als Königin der Berggeister oder Huldrefolk) liebt Musik und Tanz

Erdhöhlen wohnenden Dardan Moesiens (bei Strabo), eine Beschreibung, die ganz auf die Kwänen und Lawasten (unter den Suomen) passen würde, musikliebend, wie alle Finnen. Im pierischen Lande der Musen erfand Orpbens die alle Natur bezaubernden Melodien, „die süsse, entzückende Weise (das Wichtelspiel), deren Erfindung man den Elben beimass.“ Wer vom Fossegrim (Stromkarl) im Geigen unterrichtet ist, der kann spielen, dass die Bäume tanzen und die Wasser stille stehen (in Norwegen).

Die idäischen Dactylen entdeckten durch einen Waldbrand die in Ergeneh kon durch die Schmiede angefangenen Eisenminen, die Patäken am Boge wurden mit den phoenizischen Schiffen durch die Welt verführt, und die als kunstfertige Dio von Rhodus nach Tenmenus (in Bötien) wandernden Telchinen zeigen in ihrem dämonischen Fnohs eine japanische Auffassung dieses Thieres, das sonst im Westen aus den religiösen Mythen in die Fabel verwiesen wurde, um dort seine charakteristische Rolle fortzuspielen. Daedala, die Stadt des künstlerischen Daedalus, lag östlich von dem durch *Ἰθάκη* (b. Xenophon) umwohnten Indusfluss im karischen Rhodia an der Grenze Lyciens und aus Lycien kamen die Cyclopeu, die Tyrins erbauten. Auf dem (bei Ankunft der Minyae*) von Franen beherrschten Lemnos oder Aethalia fand der vom Himmel gestürzte Hephästos Aufnahme bei den Sintiern, und die erste thaleidische Ansiedlung auf dem Festlande hatte beim sithonischen Vorgebirge Statt. Wie Hidu oder Hoddu (im Buche Esther) heisst Indien (auf den altpers. Keilschriften) Hidus (Hendu im Zend) und Sidon war die Stadt der sindonischen Gewänder, nach den Fischen benannt (b. Jüstin), die die Sindoi am Euxinos auf das Grab warfen (b. Nic. Dam.).

Wenn Tacitus die Juden aus Namensähnlichkeit mit dem Berge Ida auf Kreta in Beziehung setzt (durch die Einwanderung phillistaischer Kreti veranlasst), so liegt der Zusammenhang zwischen Ida und Indien (Sind) klarer vor, und die Verbreitung dieser Bezeichnung nach Westen wird im

Ihr Lied hat traurige Weise und heisst Huldreelast (s. Grimm), wie von Theocrit's Hirten elegisch geklagt wird. (um Linos und) um den schönen Schwitterknaben.

*) Im Königsgeschlecht der Minyer, die aus Thessalien nach Orchomenos (im nördlichen Bötien) gekommen, seugte Äres (erst der einzige Gott der Thracier, nach Plinius) mit Coryse den Phlegyas, Stammherrn der wilden Phlegyas, die (von den übrigen Orchomeniern getrennt) den Tempel Delphs zu plündern versuchten, aber von dem Gott vernichtet wurden; ausser den nach Phocis Geflüchteten (s. Pausan.). Fin is from the Gaelic Fionn, which means „fair“, „white“ and also „Fungal“ (Robertson). Kuhn stellt die Phlegyer mit den vedischen Bhrgu zusammen. Nach Untergang der vom Pontus Euxinos nach Island geschifften Nemedier kamen dorthin (unter Führung von Desla's Söhnen: die Belgae oder Fir Bolg (als Höhlenbewohner), die aus der Knechtschaft in dem Thracien genannten Theile Griechenlands entronnen waren und Irland beherrschten bis zur Ankunft der Tuatha da Danau (s. Keating), die aus Bötien den Königsstein (oder Basileus) nach Irland brachten. Gegen die Wiederbelebung der Tuatha da Danau (gleich denen der Hunnenschlacht) schützten sich die Syrer, indem sie durch jede Leiche einen Pfahl schlugen (wie es den Vampyren in Ungarn geschieht).

Zusammenhang mit der chaldäisch genannten Cultur aus Sinnear (das Land des Mondgottes Sin) die nach der Erzkunst des Bronze-Alters benannten Plätze (des syrischen, thessalischen, thracischen Chalkis, des Chalkis ad Belum, Hypochalkis, oder Chalkeia, Chalke, Chalkedon, Chalkeritis, Chalketor, Chalkideis, Chalkidike, Chalkitis, Chalkedonim u. s. w.) im thracischen Pieria, dem Musenreich der Gesänge, gegründet, und darauf im Orchomenos, die Morgendämmerung hellenischer⁷, Bildung hervorgerufen haben, die dann (als die Mythe das Eroberervolk in den verhassten Centauren**) ausgerottet hatte) höher vollendeteren Mischungen weichend, nephelische Niblungler nach Norden trieb, wo sie als musikkundige Zwerge fortfuhren, ihre Kunst des Giessens und Schmiedens in Bergen auszuüben, und an den meisten Punkten durch neu hinzukommende Einwanderer vertilgt wurden, während sie an isolirten Ecken des Nordens***) den, unter verschiedenen Umgebungsverhältnissen fortentwickelten, Resten die ethnische Specificität der jetzigen Lappen ausdrückte, Erinnerungen an die grosse Bahvani (Juno-Lucina oder Diana Solvizona), als Gattin des Mahadeva, im Dienst der Baiwe bewahrend. Aehnlich wie die Römer hatten die Lappen verschiedene Gottheiten †) über die Zeugung und die Bildung des Embryo im Mutterleibe wachend.

Wenn nun die Beziehungen, die sich zwischen Lappen und alten Anwohnern des Haemus finden, auf Namenformen führen, die in Thracien mit Himalia oder Himeros ††), im Norden mit Himin, der als deckender (von

*) Ein babylonischer Gebrauch der Tempelfrauen, wie ihn Herodot beschreibt, würde erklären, wie sich die Genealogie der Fürstenhäuser mit Kindern der Olympier füllte.

**) Die Vertreibung der Kentauren durch Peirithoos und die Lapiden aus dem Pelion in der Nachbarschaft der Aethiäer am Pelion entspricht (nach Klausen) dem Schicksale der Perrhäber und Athamanen. In Thessalien war Stierhetze (ταυρομαθήματα) häufig. Sophocles nennt Chiron (als unsterblich) Σοῦ Χίρωνος. Chiron findet sich als Name des Saturn (Chon oder Keiwan) bei Amos. Die von Herakles bewaltigten Kentauren wurden nach den Inseln der Sirenen getrieben und dort getödtet. Nachdem sie in Verbindung mit den Aetoliern die Aenianen vernichtet, breiteten die epirotischen Athamanen, die Strabo zu Thessalien rechnet, ihre Herrschaft bis zum Oeta aus. Die Perrhaebi (zwischen Olympos und unteren Peneios) wurden (mit Achaern, Maliern, Magneten, Dolopen) von den Thessaliern unterworfen. Die phoenizische Colonie Lapetbos oder Lapathus (Lapito oder Λαπίθιος) in Cypern war von Lapathus (Begleiter des Dionysos) gegründet. Am Berg Laphystion brachte Hercules den Cerberos aus der Unterwelt, aus der er Peirithoos nicht hatte erlösen können. Lappa (Lampa) auf Kreto war von Lampos aus Tarrha benannt (Λαπίθης in Thessalien). Der Fluss Anigros-Elis floss zwischen den Bergspitzen Lapithas und Menthe. Bayonne hiess (nach d'Anville) Lapurdum.

***) Die mit dem milder werdenden Klima aus Südosten nach Norden gewanderte Rasse deutet durch brachycephalische Schädel auf Verwandtschaft mit den Lappen, während im Westen Europas bei den Iberern Aufnahme afrikanischen Blutes erkannt, und durch die dolichocephalischen Schädel der amerikanischen Sprachbeziehungen zeigenden Basken auch neuerdings wieder vermutet ist, sowie früher durch hottentottische Urinwaschungen bei den Celtiberern (nach Diodor).

†) Nach Sargon's Inschrift leitet Nisroch die Vermählungen der Menschen und die Götterkönigin (Mylitta) wach über die Geburt (s. Oppert).

††) Die Colonisten aus Zancle, die Himera in Sicilien gründeten, waren chalcidischen Ursprungs (nach Thucydides).

hima, tego) einen nenseeländischen Papa oder mit Ge vermählten Uranos repräsentiren würde, zusammenhängen, so liegt zugleich eine, chimärische, Anknüpfung nahe auf den durch Chimmerier und Kimmerier einerseits, durch die Hrim-Riesen (Reitriesen oder Hrim-*) Thursen) und ihren Stammvater Ymir andererseits gebotenen Anknüpfungspunkten. Wie neben danmeshohen Dactylen und Telchinen, Maner banende Cyclophen stehen, so überlassen die im Schmieden getübten Zwerge die rohe Handarbeit den Riesen, deren Griffe noch an den Säulen zu Miltenberg zu sehen sind, mit denen sie eine Brücke über den Main banen wollten. Wie Polyphem wird, gleich dem mittelalterlichen Teufel in seinen Bantzen, der Jötunn überlistet, der mit seinem Pferd Svadilfari den Aesen eine feste Burg zu bauen unternommen.

Die frühesten Eingeborenen Europas, den gleich den Thraciern (und den diesen verwandten Turditanern) tätowirten Britanniern des Inneren (bei Caesar) entsprechend, knüpfen sich durch Hu an Yumala (oder Ynle), den Gott der Ostseeländer, die durch eine östliche Einwanderung die Verehrung des Ares als Kriegsgott erhielten in dem von den Wogulen bis zu den Eskimos verehrten Tor, der als Taranis unter den (aus etruskischen Beziehungen den Esns kennenden: Galliern auftritt, während der germanische Mannos**) aus finnisch-esthnischer Erde (ma und man) geboren wird, später vor dem asiatischen Odin Askaniens zurücktretend. Nach Ptolem. war Westsibirien (die Ischimsche Steppe) der Ursitz der Sueven, deren Grenzlande (zu Caesar's Zeit) wüst lagen.

*) Tschintam, der Kio (letzten König der Hya) stürzte, begründete die Dynastie Cham oder Ham und könnte so einen auch nach Aegypten oder (b. Hieronymus) Ham weiter getragenen und dort (nach Plutarch) schwarze Erde (*χηρμα*) gedeuteten Namen erklären, der sich in einen nördlichen Zweig von Maeotis nach Norden weiter verbreitet. In Delaware bedeutet Kiky alt und hochbejahrt. Hymi heisst Forn Jotunn, der Alte (in d. Hymisqvida) wie *Ποιόγαμος* (b. Theocr.) *ἀρχαίος*. Der nordischen Welt des Ymir steht Sntar's (Saturn's) Muspellheim gegenüber. Auch das Buch Henoch setzt die Fenerburg Gottes in den Süden und lässt ihn von dort herabsteigen (s. Movers). In phoenischer Theogonie zeugt der Nebel (*ὄμιχλη*) mit *πύθος* vermählt den Lichtäther und die Aura. Kiku, Alterthum (chin.).

**) La vallée de Redal, située sur la rive occidentale de ce lac, au nord de Stokkeelv, dans la paroisse de Birid, portait encore au moyen âge le nom de Manheimshered (canton de la patrie des Manns). Manheim vera japeti postrorum sedes et patria est (nach Rudbeck), als Ursitz der Menschheit. Als der Engländer Mackenzie Nordamerika bereiste, schilderten ihm die Eskimo die Bleichgesichter (Engländer), die (einem Gerüchte zufolge) an einem Finsufer an der Westküste ein Fort inne hatten, als geflügelte Riesen, die mit den Augen tödten und einen ganzen Biber auf einmal verschlingen konnten. Den Enakim gegenüber waren die Israeliten wie Heuschrecken. Nach der Sage von Ikarsarsuk (Bezirk Pedrikshaab in Grönland) wurde der Grönländer Povlak im Schneegebirge von zwei Weibern übernatürlicher Grösse ergriffen, bis durch seine Landalcute an der Küste befreit, und die Weiber fortführend, die aber durch ihre Grösse das Fransenboet nmschlagen machte. Nach Laestadius giebt es unter den Lappländern viel Sagen von Riesen (Stallo oder Jaitton), worin die Jaten zwar gross und stark, aber auch unbeholfen und dumm, im Vergleich zu dem schlanken Lappen, der Mensch oder Askovis (listiger Bursche) heisst, dargestellt werden. Die gallischen Kaufleute schreckten die Römer bei Besançon durch die riesigen Germanen,

In Jotunn und Thurs findet Schafarik nichts als Geta und Thyrsus, im Volksnamen Thussagetæ (wie Grimm bemerkt) zusammen ersehend, und wenn der Scythenkönig Idathyrus oder Idanthyrus (ein auch im scythischen Perserkriege wiederkehrender Name) erobernd Asien durchzieht (b. Justin), so mochten aus seinen Thurs oder Thyrsen an den Grenzen Siebenbürgens (wie aus hunnischen Zügen die Sækler) polyandrische Agathyrsen zurückgeblieben sein, die (von Ptolom. am Baltic gekannt) zur Bezeichnung edlen Standes tätowirten*) (b. Mela) und (nach Aristoteles) durch Answondiglernen die nicht aufgeschriebenen Brustgesetze (der Insel Man) im Gedächtnis bewahrten. Als Nachkomme des Ältesten der von Echidna in Hylæa**) geborenen Söhne würden die Agathyrsen die früheste der nach Norden verbreiteten Schichten darstellen, über welche dann (zur Zeit galischer Einwanderung) der Gelone oder (nach Beda) der Gæle nach nördlichen Strichen floh, während die Kinder der Scythes sich im Vergleich zu ihren Brüdern mit Recht als das jüngste Volk darstellen konnten, obwohl sie bei Auffassung des Scythen-Namens als Gesamtbegriff für die Ost-Nomaden sich höheren Alterthums, als selbst die Aegypter rühmen konnten. Als Verehrer des delischen Apollo (b. Virgil) vermitteln die Agathyrsen die Uebertragung hyperboräischer Geschenke und auch Peisander's

kimbrische Nomaden als Cyclopen (nach Montpéroux: Der Grönländer spottet, war heimlich, über die Europäer und findet ihre Handlungsweise ungeschickt und einfältig (Nilsson). In der Sage von Eigil und Asmund ist Thor noch der Gott der Joten (die odalische Lehre hatte noch keinen Eingang gefunden). Odiu, als ein Fürst der Finsterniss und Unterwelt. Die Eingeborenen Norwegens waren im Norden die Vorfahren der Laopen und Kvaenen, im Süden les descendants du Mannos (Tsch., car les Novegiens s'appelaient autrefois Manns septentrionaux (Normandre) ou Nordmenn (s. Beauvois).

*) Die Illyrier tätowirten (wie die Thracier) und brachten Menschenopfer (gleich den Scythen). Östlich von den Androphagi (Anthropophagi), die (nach Scylax) am Pontus, wohnten die (bei Hecatæus) scythische Melanchlaeni (Schwarzröcke), die Dionys. Per. an den Borysthenes setzt und Ptol. in As. Sarm. (zwischen Rha und Hippici Montes). Ihre Kleidung war (nach Dion. Chrysost.) von den Olbiopoliten angenommen. Wie Sialpoch im Hindukusch (oder Schwarzgekleidete) giebt es einen Stamm der Blackrobes unter nord-amerikanischen Indianern. Ebenso unter Finnen More (Manding.) title of any Muhammedau, especially the priest. It may be a corruption of Mosl (monthly arab.) or Moor (s. Kölle). Das Soso-Wort mache (Mensch, Person) stimmt zu Mande-Vai mo, in U'abe en des Mande mocho. Auch im Vai hat sich in einem Falle die Form moto erhalten, nämlich in moro-fima (mo-fima), schwarzer Mensch, Neger (s. Steinthal), Dseri-mo, Rufen (Rufmann) oder Herold, dza bum-mo, Aug-deck-Person (Blinder).

**) In Locris blieben die Hylæi zurück, und in Illyrien, wo Appian dem Cyclopen Polyphemus die Söhne Celtus, Illyrius und Gaha zuertheilt, die Hylli (Hyllini) oder später (b. Ptol.) Albaner (oder Alfar), die sich in den Skiptaren (Armanen) als Felsbewohner erklären, wie nordische Hilleviones. *Yij verbindet sich etymologisch mit silva (s. Curtius) und in Juli hastam (Julia's) mit Sul (in Irminsul) auf der einen, mit Yule (Yule-Elles) auf der andern Seite. Steine in Gallien wurden Eulevis et Campestribus, Eulis, qui curam vertram agunt, Silvanabus et Quadribus geweiht (s. Zeuss). Movers identificirt den phoenizischen Gott Jolau (der Stadt Jot) mit Juba oder Jubal, den die Mauren (b. Lact.) als Gott verehren

Erklärung ihres Namens *ἀπὸ τῶν θύων καὶ Ἀπέρων**) deutet auf die Verbreitung religiöser Culte, und ähnlich die Klagen um Hylas, dem Polypaem, selbst mit des Herakles Hilfe, nicht zu retten vermochte.

Das (neben den quondam Tauris²²²) appellati, arne Norici) mit den Alpes Carnicae und Juliae zusammenhängende Humialand verbindet die Kivotos Tinetum prolem (h. Piu.) und wendische Vinucliei in der gemeinsamen Morze' der (ähnlich den Euphratiern) als *ἀπυρρίγ* oder *Wolgeborene* (bei den Eriehen) aufgezähleten Eregethe gentes (h. Gato; oder *haganoi* (mit dem Hauptstamme der *Σχόροι*), zu demn Gato die bergstämme der Triumpfili und Camuni reconot. Da es im Neutrum aus *ἐ-ῶ-ε* (*ῆ-ῶ-ε* oder *εῶε*) zusammengezogen ist, so führen die durch griech'sche Deutung (auch in Europa²²³) unter Veranschließung der territoriden Bedeutung von Ania, als

*) In Einführung des Weinbaues verknüpft sich überall mit den Wanderungen der von Mittelasien herbeigezogenen Nomaden, die nach azythischer Weibedem Trunk ergiebig waren aus diomyrenatischen Orgien im Meros Afghanistan, von wo der Dienst des *isvara* als Götze nach Indien gelangte, gleichzeitig mit buddhistischen Reformationen. In Transsylvanien (mit *Ruetia prima*) heisst ein Götzenbild *Wut*, wu-hel den Arabern *Hut*. Mit *Wut* verlan (h. Oesterreich) *Vagabunden* gemeckt, die den Hut tief auf den Struz tragen. *Wut* in Sans (bei Russen) als *Adhi*. Der wendische Gott (*Wut*) *warie* von den Griechen *αἰσθη* *Waga* *gospochon* (Magier der Wolken, als Regenmacher des Piu). *Magia* *voluana* *Wut*: *let wu-vlypstra* *Wut* *Magistah*, *εἶπε* *ἡγὼν* *Ἀδῆ* (h. Diok), als *Bethel* *Racgumeri* (*Wut*) *Wid* (wie *hanga* und *vir*) erklärt (in dem Kaiserthum *Obiost*) als *vari coronati* (schwarze Mönche, als Götze- oder Bogenkönner). *Manzo boglo* auf *Urnachka-Münzzeit*.

*) In der Obersteyermark und in der nördlichen Hälfte der Untersteyermark wird die österreichisch-schlesische Mundart geredet, in der südlichen Hälfte der Untersteyermark spricht der *göc-dine* Mann die wendische Sprache, die mit der kroatischen, kroat'schen, schlesischen, polnischen u. s. w. von der slavonischen abstammt (Kiefernauß). *Stachidim* (20-26 u. d.) die *Altschlesener* und *Quaden* um (120 u. d.) aus dem *Mähringebiete* gedungen *Keltensprachen* der *Bojen* besetzt, wozu sie sich vom *Main* (h. durch *Böhmen* (2 u. d.) und *Mähren* (2 u. d.) die *Dona*.

222) Nach Anachylis war *Europa* aus *Karien*, nach *Heripides* aus *Phoenizien* gerührt. Die Geschichte *Europes* ist bedingt durch den Zusammenhang der Steppen mit *Asien*, auf die die Völkerbewegungen eintreten. Zu den ursprünglichen *Mähringebieten*, die in *Germanien* und *Britannien* das *Erstwissen* bewahrten, sowie in *Germanien*, so in den *Städten* *Bela* (oder *Bela*) die *Furdenänge* (in Folge atlantisch-afrikanischer Einflüsse) zu einer höheren Culturhöhe vorrückten waren, treten (im Zusammenhang mit dem *Helas* als doriache beherrschende Einwanderungen, die sich unter *Herakles* auch nach *Norden* erstreckt *Leban* und unter *asidischen* Namen bis *Afrika*) die *Kelten*, die sich unter der *kurisch-schlesischen* Bevölkerung zu den *Gallien*, wie sie (nach *Onesit*) die *Pöner* nannten, *civilisirten* (und *Helas*, an die *Itala* *Britannien* nach *Kent* und weiterhin *tenen* *cyrinisch-irische* *Walden*, wozu), während sie unter der (wie die *rothhaarige* *Galodonia* und die *den* *Chanten* *ausgesprochenen* *Kaukol* *Inseln*) *nördlicher* *ausgewirkten* *Bevölkerung* *jenseits* *des* *Rheins*, den *ebenen* *Charakter* *der* *schlechter* *Kelten* (nach *Stabo*) bewahrt, dann aber durch den neuen *Zuzug* *den* *von* *Osten* *vordringenden* *Saevn* (die auch den *britischen* *rodelnden* *Asyren* *ihre* *Sitten* *mittheilten*) *germanisch* *modificirt* *wurde*, bis *später* *die* *allgemeine* *Bewegung* *der* *Völkerverwanderung* *weiter* *gehend* *Umwälzungen* *herverrief*. According to *Isaac* *Taylor* *the* *word* *Galodonia* *appears* *to* *contain* *the* *root* *of* *the* *word* *Isuel*, *and* *Dun-* *scold* *in* *Parthshire* *(the* *capital* *of* *the* *Volturnus* *Sea)* *für* *vieler* *auf* *die* *nach* *Unter* *genannten* *Kelten* *(der* *Gallien)*. Was im vorgeschichtlichen *Germanien* von *slawischen* *Elementen* *vermuthet* *wird*, *schlies* *sich* *an* *die* *finnisch-esthnische* *Urbewölkerung* *des*

Woblhäter oder Energeten erklärten Volksnamen auf die in Gallien als Esus, in Tusciën als Aesir erscheinenden As-Formen, und würde das aus der Kbh gedentelte Euboea (*Εὐβοία*) oder Hellopia eher den (wegen ihrer Tapferkeit durch die Aeduern von Caesar als Colonisten erbetenen) *Braoi* oder *Boji*, an die Ananes (Anamaros) grenzend (b. Polyb.) annähern, die (mit den Senonen) zu Grunde gingen (nach Cato), sonst aber mit Helvetier zusammenstossen und unter die Kelten des Rhodanns mit Helvii genannt werden, auch auf anderen Punkten ihre Namen zurücklassend, als sie auf dem Helleweg*), dem Hellewagen der arctischen Bären entgezogen. In

europäischen Ostens an. Das als solches bezeichnete Slawenthum hatte seine Wurzel in den carpathischen Auswanderungen, die erst nach Süden ziehend, dann von dort aus wieder Reiche in nördlichen Gegenden stifteten und mit ihrem Einflusse bis zu den Wendes reichten. Durch die Colonie der durch Bulgaren und Wallachen von der Donau verdrängten Slaven wurde 430 p. d. Kiew gegründet und die Ukraine (s. Brix) war ein Hauptstutz des Russischen Volkes und Lebens von dem Grossfürsten Igor an bis zum Jahre 1157, wo der Grossfürstliche Sitz von Kiew nach Wladimir verlegt wurde und dann aus der Mischung verschiedener Elemente auf finisch-ethnischer Unterlage (von der in Tscheremien, Nordwinen und Tschuwaschen an Wogulen und Wotjaken anschliessende Reste zurückgeblieben sind) das jetsige Russenthum hervorgehen liess, dem gegenüber das kleinrussische Element seine eigenthümliche Characterisirung erhielt, durch die auf die Tartarische (1219) folgende Eroberung Kiew's (1320) durch die Litthauer (unter Grossfürst Gedemin) und die Vereinigung des Fürstenthums (1471) mit dem Polnisch-litthauischen (bis zum Rückfall an den Zaren). Die früher scythisch-sarmatischen Ebenen haben unter den Kosaken ihre besondere Physiognomie noch lange bewahrt. Obwohl selbständiger Verwaltung standen die Kosakenvölker (an der Wolga, im Kankasus, am Jaik) in einer Art colonialen Abhängigkeitsverhältnisses zu den Don'schen Kosaken, und der bei dem kleineren Corps Ataman genannte Chef hiess Corps- oder Haupt-Ataman (*woiskowoj, glawnoj ataman*) bei den Don'schen Kosaken. Nach Gründung von (Chlwa) Kiew (430 p. d.) entstanden die kleinrussischen Kosaken (800 p. d.), die zuerst ihre kriegerische Versammlung 948 abhielten, und die Bildung oder doch die Fortentwicklung den Don'schen Kosaken-Corps fand unter Beihilfe und mit Zuwachs kleinrussischer Elemente Statt (s. Brix). Michel, Bassanorum Banus ou Ban des Basiens (d'en il a reçu le sermoie de Bassaraha) rend hommage à Badu Negrin (de la Vallaquie), während der aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Bela IV. von Ungarn das Land dem Ritterorden (1247) vermachte. Vaillant leitet *Bessarabie* von den alten Bessi oder Bessi. Die scythische Bezeichnung *Temerinda* (*mater maris*) für den *Palus Maestis* (h. Plin.) führt auf Sanscrit. *tāmara*. Les idiomes du Caucase et du nord de l'Asie offrent pour mère une groupe de mots qui se rapproche beaucoup de *inda*, savoir l'ossète *anna*, le dido *annai*, le finlandais *enne*, le lapon *edne*, le bachkir *iani*, le tonggou *enni*. L'assimilation du *h* à *de* *iuda* se remarque pour les noms tout semblables de la mère. Ainsi en Afrique on trouve le fellata *inna*, le gien *enne*, le fion *anna*, à côté du dongalah indih (mère), et dans les langues malaises, le lampoung, *bimé* et *saek ina* (mère) répond à *dayak inda*, *mandhar indo*, *bongis indena*, *sounda indong* (s. Pictet). *Sindhū* (mer), nom de l'Indus (de la rac. *sindh*, fluere). *Uda* (*udan, udra*) von d. sanscr. *W. ud*, *und* (fluere, madfacere). *Udan* est aussi la vague et *ōdms*, *ōdms* exprime le mouvement des flots, *unda* (lat.), *unn* (*unnur*) oder *nder* (*scand.*), *undja* (*ahdl.*) *inn* (*irland*). In *Temerinda* (*mater maris*) übersetzt, läge neben Meer und dem Artikel, *Ida* oder *Idha*, als Mutter oder Grossmutter, die alte Mutter vom Berge an: *Ida* und das Zauberwesen der *Ydafil's* in Beziehung zu *Ida* oder *Schwes*, aus dem *Ynir* die Menschen hervorwachsen (*Kast* (wie *Eskimo* und *Ostasien* aus *Eiterheulen* oder die *Cariben* aus den *Schnitten* *Luogo's*).

*) Als neuntes Reich in der vom Dillestein geschlossenen *Hellia* war *Niffbaur* ein

annonien wohnten die *Botoi* westlich von den *Ίάσσοι* (b. Ptol.), während Minus die Jasi südlich von der deserta Bajorum setzt.

Die Thyra-getae* (Thussagetae) oder (b. Valer. Flacc.) Thyssagetae *Τυσσηγῆται*) werden bald in ihren Sitzen am Tyras, bald (im Gegensatz zu Massagetae**) als die Kleinen Eoten (Yoten) oder Geten erklärt. In der Beziehung der Tyrannen zu den turris der Tyrrenen tritt das Thuruwöhen mosynöischer und sabäischer Könige hervor, das bei dem alten

Velt, wie die finnische Manala (locus subterraneus, ubi versantur mortui) und etruskischer *medus* (mit lapie manalis) in der Doppelbedeutung des Heim oder Aimo (diu inro bello, weibel und finster).

*) Nach Strabo waren Geten und Daker *θύσσηγῆται*. Menander nennt *Γετας* und *Γεταί* als Sklaventypen, Ptolem. stellt in Scandinavien Gutäe und Dauciones zusammen. In Beowulf finden sich *Geata* und *Dene*, befreundet, bei den Scandinaviern *Gautar* und *hair*. Im Mittelalter wurde Dacia statt Dania (Dänemark) gesagt und *Dacus* statt *Danus*. Die *Daciae* (dahae oder dassae) wohnten neben den Massageten. *Ὅτις οὐ μὴν πάλας Πάρας, ἢ Νεὺν Γότθους καλεῖται* (Photius). Boleslaus I. heisst in seiner Grabeschrift, weil er russische und lithauische Stämme besiegt hat, ein Herrscher über Gothen (s. Pierson) die *Jazwinger* oder *Gotwesi* (Getwesitae) in Jazygia an der Theiss zogen von dem Polen zu den Sudamern und Lätthauern. Der Name der Jazygen wird vom slavischen *Jazyk* (Volk) abgeleitet. Die Sprache der *Jazwingi* (mit der Hauptstadt *Drohiczyn*) glich der der *Slawen* (von denen sie *Cromers* verschieden glaubt) und der *Preussen* (nach *Dlugoss*). *Du- ma facere dno, nempe Beuteno et Wudawutto, quorum alterum scilicet Bruteno sacerdotem narrant, alterum scilicet Wudawutto in regem elegerunt* (in Preussen). Von *Wudawutto's* fünf Söhnen stammt der Volksname und *Bruteno* residirte als *Grive Grivaito* in *Romowo*. In den phönizischen *ketonet*, *kitonet* stammt (nach *Movers*) *χίτων*, *κόρυμβος* und *tunia*, aus dem Handel der Phönizier (wie jetzt der der Engländer mit *Manchester* und *Kattuna*) mit *Waldgestircken*. Die *Albici* in den Bergen *Massilia's* dienten auf der Flotte gegen *Carthago*. Die *Paphlagonier* galten ägyptischer Abstammung (b. *Const. Porph.*). Die *Gael* oberhalb bis zu den *Apenninen* in *Italien* und die *Ben* (*Beinn*) statt *Pen* bewohnenden *Stämme* des *Gwyddyl*-Stammes veränderten sich in *Britannien* durch die *belgische* *Erweiterung* der *Cimbern* in die *Kymren* des *Inners* (von denen der *Küste* noch zu *Caesar's* *Zeit* verschieden), die mit *Agricola* wieder nach *Schottland* zogen, aber durch die *Sachsen* *in* *Wales* beschränkt wurden.

**) *Thyssa* with the signification of small or lesser. The Cuneiform *Tor*, used as determinative of rank (a chief) is to be recognised in the Biblical *Tartan*, *Tivatha* (*Turtan*, *tratha*), in the Chaldee *Turgis* (a general) and in the modern *Lor Tushmal* (*Khotkueda* Persian) or chief of the house, the ordinary title of the white beards of the mountain *Shek*, while *Tur* for „lesser“, which in Cuneiform is used as the standard monogram for „son“ and which is translated in Assyrian by *Zikhir* is still found in the title of *Turkhan* given to the Heir-apparent or Crown-Prince by the *Uzbeks* of *Khiva*. *Frömann* identificirt *Tur* (mit dem ihnen heiligen *Thurstag* des *Thor*) und *Thyr* (*Antyrr* bei *Vandalen*). *Thord* übersetzt *gigas* (*Riese*) durch *Ent* (*antrise* oder *ent*). *Tur* ist *Mann* (bei den *Karelen*) *ist* *Gott* bei *Wogulen*. Von *Tura* (*Stier*) habe das *türkische* *Hoflager* seinen Namen erhalten und der in Form der *Hörner* (*garn*) gebildete *Kopfschmuck* bei den *Frauen* der *Säsa* oder *Geten* hiess *Türk* in *Esthland*. Die *scythischen* *Herrscher* heissen (b. *Strabon*) *Tyrannen* (*Tyrannen* im Gegensatz zum *Landvolk* der *Tyrten*). Auf der *Mark* der *ost-schlädischen* *Stadt* *Skeningen* war das *Bild* eines *Riesen* oder *Helden* aufgestellt, der das *als* *Thor* lang (*Thuro-longus*) nannte (später durch *Rolandssäulen* ersetzt). In *Thuru* mit dem *Hindn* als *Münzzeichen* trat an die Stelle der *Hera* (als *Stadtgöttin*) *Athene*. Die *Thurgängig* (nach *Klausen*) dem *Stier* gegenübersteht (die den *Maha-* *und* *tödtende* *Burge* *der* *Luro-Djunglan*).

Hunnenkönig, dem Schwiegervater des Wolfspatriarchen, zu der noch jetzt in Indochina wohlbekannten Sitte abgeschwächt ist, die Prinzessin im einsüßigen Gemach zu verwahren, das bei Danaë (im Hause des Danaus) den goldenen Regen indess nicht abzuhalten vermag und deshalb auch hier der Eponymus eines neuen Stammes die Welt erblicken sieht. In der älteren Phase trat die türkische Bezeichnung der Nomadenvölker in der Namensform das zugehörige Thor auf, als Tartaren (Türtanen), die in dem Stamme der Tutuckelint auf Teutonen führen könnten, während der Uebergang von Tyr in Tir (und Zio oder Zeus) sie auch in die Zens verehrenden Pelasger reiht, mit ihrem Beinamen der Diol oder Dio. Tivar (Götter oder Helden) könnten (nach Grimm) mit *Ζεύς διός* (*θεός* und *θεῖος*) verwandt sein und die dorischen Formen (*Ζαρός**), *Ζηρι*) führen auf etruskisches Tina (Dinal). Ares heisst *Θαῖρος* (h. Homer), wozu Curtius Furia zieht (so dass auch Fagfur folgen könnte). Der gallische Taranis schliesst sich an Tonar** und den Zwergen diente die Tarnkappe.

Neben der an die keltische Galliens angeschlossenen Urbevölkerung, die sich indess dort ebenso, wie (nach Caesar's Bericht) in Britannien, auf eine frühere überlagert haben mochte, findet sich in Germanien beim Eintritt in den historischen Horizont von erobernden Kriegerstämmen durchgezogen, die vom Norden und Osten her eingedrungen waren. Es lassen sich

*) Auf dem Schlachtgemälde Ramses III. hat der Turisba eine feine, geradestehende Nase, langen Spitzbart und einen Helm, dem etruskischen Cnaketon gleichend (nach Leuckh), der in den Telikaru (oder Inschriften) die *Πυρσολ* findet. Danaos erklärte sich ägyptisch als Ausländer (tanau), bogensührend.

**) Der einheimische Gott Thor wurde von Gylte's asiatischen Gästen versöhnt durch Aufnahme in den Götterrath, wo er den Ehrenplatz einnahm, und die Erinnerung früherer Rivalität erhielt sich abgeschwächt im Mit-Odium als Uller (Sohn der dem Thor vermittelnden Sif aus früherer Ehe), Assörva, Assa sagittiver, Ullus, qui et bogu-ars (bhagavat, Gott), dicitur (bogi, arcus). So ist Freya Assa drottning, oder (druidischer) Trudr (Trud) zum Himmels herabgesunken, homo nequam (in nordischer Dichtersprache). Der asiatische Gott Tyr wird allgemein für Gott verwandt, Reidar Tyr, dens (Tyr) rhesae, Thor. Die Asen oder Asen (Asiamenn) führen auf thakische *Asos* in Aesar, durch den Blitz aus Caesar gebildet. Caesar (Caesa) bedeutete (nach Servius) in punischer oder (nach Spartian) in maurischer Sprache einen Elephanten, vel quo caeso matris ventre natus est, wie der elephanteus verkörperte Xara monstruosa prostrata partu (s. Kircher) durch die Seite seiner Mutter hindurchbrach (nach Hieronymus). Kavi (Vater des Çakra) ist Sohn des aus dem Herde Brahma's hervorgegangenen Bhrihu. Aurva, Sohn der Arushi (Tochter des Manu) wird Schenkel spaltend geboren. Indicum (den asiatischen Elephant), Afri (die afrikanischen Elephanten) prevent nec contineri audent (Plin.). Der Rüssel des Elephanten oder (als Waldbewohner) Naga heisst anguimanoos (bei Lucret). Presque tous les elephants qui sont représentés sur les médailles romaines appartiennent au type africain (Armand). In Horaz's Zeit fand sich ein weisser Elephant in Rom. Elephanten, als Symbol der aeternitas (wegen Langlebigkeit), ziehen die Wagen der Vergötterten (Nerva, Hadriac, Antoninus Maro-Aurel, Faustina) auf den Münzen. Unter den Elephanten Choarões in Dastaguer oder Artemites fand sich ein weisser. Die Holländer brachten 1633 einen weissen Elephanten nach Europe. In der Schlacht mit Bek-khan mit Mohammed von Ghazni einen weissen Elephanten.

unter denselben die Staatengründungen zweier Epochen unterscheiden, von denen die ältere der Itävonen (mit Ambronon der Sigamber und Guttonen) auf die cimbrischen Wanderungen zurückführt, die neuere in Ariovist's Suevoheeren aus dem Osten ihre Erscheinung macht, obwohl der Name der Suevoi auch allgemein verwendet und durch Tacitus in der Form Suiones über Scandinavien ausgedehnt wird, wo Ptolemäos wieder Goutai aufzählt. Nordische Adelsgeschlechter gelangten unter den unterworfenen Stämmen zur Herrschaft, wie am askiburgischen Gebirge (wobin dann die Sage die Menschenschöpfung setzt, wie die sächsische in den Harz) unter den Vandalen als Assipiti (oder edle Asen, als Pati oder Herren), und zwischen Itävonen und Suevoen sowohl leiteten sich vielfache Beziehungen ein, als auch zwischen diesen und den heimischen Keltenländern, die anfangs durch verwüstete Grenzen fern gehalten, später in ein gemeinsames Interesse gezogen wurden. Indem sich dann (wie später aus Rurik's Hlaus) in den nachbarlichen Sklavenländern, die unter dem Gesamtnamen der Winidae oder Venten begriffen wurden, Reiche organisirten, so schoben sich auch diese allmählich nach Westen vor und mochten eine Zeitlang die verachtete Bezeichnung der Winili bewahren, obwohl sie die erste Gelegenheit ergriffen, sich den geachteteren der Langobarden*) beizulegen. Diese in Gynaikokraße

*) Theodorich M., König der Ostgothen, nannte seine Krieger Langhaarige (oder Edle), und durch das Prädikat „Langhaarige“ wurden in alten Volksgesängen der Gothen die Krieger von den Priestern unterschieden (s. Krause). Strabo rechnet die *Koldovoi* (in deren Land sich die Residenz des Königs Marobodus fand) zu den Suevoen. Nach Strabo gehörten die *Lanzobardos* (Langobardi) zu den Suevoen (wie auch die *Συρωνες Ευμάρδοσος*). Suevoorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium (Caesar). Von Ariovist's Frauen war Sueva natione die Eine. Suevoorum non una ut Catorum Tencter unaque gens, majorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quamquam in commune Suevoi vocentur (Tacitus). Ptol. zählt *Λαυγοβαρδοσ*, *Αγυαλοσ* und *Συρωνεσ* zu den Suevoen. König Wacho unterwarf die Suevoi den Langobarden. Nach Ausonius entsprang die Donau mediis Suevois, die Elbe (nach Dio Cassius) auf den wandalischen Bergen. Der Glaube an die Zauberweisheit der Venetiauer könnte mit Wanaheim und Vineta zusammenhängen (s. Mensel). Als die wegen ihrer Verwüstungen durch Justinian geschlagenen Slaven (an der Donau) auch von den Bulgaren angegriffen wurden, zogen die Lechen längs der Weichsel an die Ostsee (als Pommern, Polen und Masovier), während die übrigen Slaven nordwärts nach den Ilmensee zogen, Nowgorod gründend. Die an der oberen Düna wohnenden Kriwitschen bauten dort Witepsk und Ploek, und an der Südspitze der Peipussee's Pakow oder Oleskan, sowie Isborsk. Der breite Strom der Einwanderung, der zuerst den Raum zwischen Düna und Memel füllte, behielt den Namen Litthauen. Die rechts (unter dem Namen der Letten) Livland besetzenden Völker, drängten die alten Liven auf einen schmalen Streifen längs der Ostsee zwischen Düna und Pernau zusammen und schoben als Semgallen (am rigischen Meerbusen) die alten Kuren über die Windau hinaus, während links die Samen sich längs dem Memelstroms festsetzten und die Samen über den Eregel vordrangen, die alten Einwohner (wie Galindier; Sndamer; vom Meere zurückwerfend (s. Rutenberg). Mit dem Worte *Kriewe*, oder *Kriwo*, den Namen des preussisch-litthauischen Oberpriesters, bezeichnen die litthauischen Völkerschaften nur den russischen Slaven. Die *Reiks* oder Könige im nördlichen Preussen hießen *Withinge*. Bevor Meinhard sein Bekehrungswerk begann, hatte er die Erlaubnis von Wladimir, König von Polozk, ein, dem die Liven zinspflichtig waren (s. h. Annap.). Parmi les différentes familles, dont se composent les peuples Slaves

der Sithonen die weibliche Gottwandlung als Freya verehrenden Waaen (die schon früher in den der Isis opfernden Sueven Bundestruppen geliefert haben mochten), bewahrten dann die Erinnerung von ihrem Zusammentreffen mit den Asen in den Spottgesängen, wie sie die Landslente des tölpischen Hänir durch ihre Liste überkommen (und die Schutzgöttin der Eingeborenen den ihr als Gemahl zgetheilten Gott und Herren betrügt).

Aus der früheren Zeit, wo die mächtigeren Gallier nach Germanien überzogen, finden sich inter Hercyniam silvam Rhennumque et Moennm amstelvetii, ulteriora Boji, Gallica nraque gens (Tacitus). Manet adhibebohemi nomen signatque loci veterem membrum, quamvis mutatis cultoribus. Sed utrum Aravisci in Pannoniam ab Osis, Germanorum natione, an Osi ab Araviscis in Germaniam commigraverint, quum eodem adhuc sermone institutis, moribus utantur, incertum est. Die Osi und Gothini zahlte Tribut, theils den Quaden*, theils den Sarmaten. Das Tributzahlen ist bei

il y a une à laquelle appartenait la souveraineté dans les temps les plus anciens. Son roi prenait le titre de Madjek, et elle-même était connue sous le nom de Walinana (Mœsdi). Les Sirtin (die mit dem todtten König seine Geschirre verbrennen) ont des coutumes semblables à celles des Indiens. Le premier d'entre les rois des S'aves est celui de Dit. Bawreh ist Hauptstadt der Franken (nach Mœsdi). Nordian (Bruder des Vadi) war Sohn des Vilcinus (des Wilken- oder Wendenkönig). Ptol. setzt die Belgae (Britannien) nach Wilts in Somerset. Kauerk's Münzen zeigen Vaju, als Oado (Vato).

* Die früher mit den Marcomannen zusammen genannten Quaden bevölkerten zur Zeit des Gallienus mit den Sarmaten Pannonien (s. Eutrop.). Unter römischem Schutz gründete der Quade Vannius ein suevisches Reich. Nach Aquileja in agro Gallorum wurde eine römische Colonie geführt (Livius). Die Japoden waren (nach Strabo) ἐπιμικτοὶ Ἰταλικῶν καὶ Κελτικῶν ἔθνος ἐν Καρποῦντι πόλει κελτικῆ. Strabo bezeichnet Taurischer (und Teueterer) als Galaten. Die Norici hießen früher Taurisci (Plinius). Tanern heißen bei den norischen Gebirgsbewohnern die Bergeshöhen (nach Schmoller). Die Carni hießen nach ihren zackigen Felsgebirgen oder Carn (corn) im keltischen (cornu lat. und corn som.). Noch bedeutet in den keltischen Dialecten Carn Spitze, wie Horn im deutschen in den Schweizerbergen (Aarhorn, Schreckhorn), dann Haufe, Kymr, carneg oder Steinhaufe (s. Zeuse). Καρποῦντιν αἰλίτιγγα Γαλάται (Hesych.). Nach Strobel sind die Marien-Männer im Bronze-Alder (oder zu Ende des Steinalters) von den Alpen in die Po-Ebene vorgedrungen. Unter Sigovetus (Bruder des Bellovesus) zogen die Kelten nach den hercynischen Wäldern (Livius). Die Silva hercynia in ihrer Eigenschaft als Abnoha giebt Albia. Alba ist eine Wasserscheide zwischen Stromgebieten. Die Marciana silva zog die Grenze (Mark). Zur Zeit als die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertrafen, setzten sich die Volcae Tectosages in dem hercynischen Waldo fest (nach Caesar), hercynia silva, quam Graeci (Eratosth.) Oreyuniam appellunt (Αρεῦνία b. Aristotel.). Gleichzeitig mit den Rom erobernden Galliern setzte sich (nach Justin) ein Zweig in Pannonien fest, nach Griechenland und Macedonien streitend. Κελτοὶ ἀπὸ τοῦ Ἰσθμοῦ zur Zeit Alex. M. (Strabo). Gallier im Haemus kämpften mit dem macedonischen König Kassander (III. Jahrdt n. d.). Οἱ Σκορδάτοι κελτικῶν Γαλάται grenzten an Illyrier und Thracier (Strabo). Beim Zuge des Brennus (279 v. d.) gegen Delphi (Pausanias), brachten die Tectosages (nach Dio. Cass.) reiche Beute zurück nach Tolosa. Livius kennt permultos Gallor et Illyrios in Macedonien. Le Phistan (des plus ou claus albanais) rapelle le Kilt des anciens Celtes (Robert). Mit Flüchtlingen von Delphi stiftete Comontorius (nach Polybius) ein Galaterraich zwischen Haemus und Byzanz und gründete βασίλειον τῆς Τύκκῃ. Unter Iasonius und Iutarius zogen Tolistoboj, Tremani und Tectosagi nach Kleinasien, am Halys das Galater-Reich gründend, Attalus vertrieb

facinus (der bei den Germanen besonders die Suevo behandelt) Beweis eines nicht germanischen Volkes (fremdstämmig). Gothini quo magis pudeat et ferrum effodiunt (Tacit.). Die Ueber zahlten den Suevo Tribut (nach Caesar). Gallorum prominae et rutilatae comae*), heisst es bei Livius. Beide Völker (Raeti und Vindelici) sind keltischer Abstammung. Wenn auch der Name

die *Αλλοδαγὰς Γαλάτας*. Die mit den Griechen (nach Strabo) vermischten *Ligyror* oder (früher *Salyer*) wurden später *Kelto-Ligyror* genannt. Bormanni, als *Ligurer*. Die von Plinius zu den *Ligures* gerechneten *Salluvii* heissen (b. *Livius*) *Galli*. In der römischen Provinz *Gallaecia* (El Reyno de Galicia) wohnten die *Callaeci* (*Καλλαικοί*) oder *Gallaeci* (vom Hafen *Cala* an Ausfluss des *Durius* genannt). Die Nordbriten werden als *Strached-Valae* mit den *Picten* zusammen in den anglischen Chroniken erwähnt. Viele der von den westlichen Inseln (statt direct von Norwegen) kommenden Ansiedler in Island hatten Sklaven mit gälischen Namen. Schmidt führt *Wiescher* oder (linkische oder verkehrte) *Menschen* auf altes *Wan*.

*) *ταῖς δὲ κόμαις οὐ μόνον ἐκ φύσεως ἔσονται, ἀλλὰ καὶ διὰ τῆς κατασκευῆς ἐπιτηδεύονται ὡς ἐν τῇ φυσικῇ τῆς χροῆς ἰδιότητι.* *Truces flavo comitantur vertice Galli* (Cland.). *Flava repxo Gallia crine ferox* (Cland.). *Rutilae comae* bei Germanen (Tacitus), *Amm.* erwähnt bei *Allemanen* *comas rutilantes*. *Rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos* (Sueton). *Flavam caesariem* der Germanen erwähnt *Juvenal*, *κομαὶς ἔσονται καὶ εἰς κορυφῆν τῶν ὀφθαλμῶν ἠσκημένας* (Herod.). *Rutili sunt Germanorum vultus et flava proceritas* (Casp.) *Auricomps, rufus Batavus* (Sil. Ital.). *Flavorum genus Usipiorum* (Mart.). *Flavi Sicambri* (Sidon.). *Sigambri* von *gambar, sagax* (strenuus), in Verbindung mit den *Suoenen*. *Flavam sparere Sicanbri caesariem* (Cland.). *Illino flavente Sicanbri caesarie, nigris hunc Mauri crinibus irent* (Cland.). *Flavi Suevo* (Lucan). *Franken*, sowie *Frisonen* werden die *Freien* genannt. Bei Aufzählung der Völkerschaften Galliens verwendet *Plinius* häufig das Beiwerk *liberi, Nervii liberi, Suesiones liberi, Ulmanetes liberi* u. s. w.; dazwischen *Lingones foederati, Remi foederati*. *Suoenen* sind eigentlich *Suonen*, *Suovenen*, *leute sui juris* von *suis* oder *suis proprius* (Künseberg). (Aberam *Germaniae vocabulum recens et super additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evalesse paulatim ut omnes vrimum a victo (victore) ob metum, mox se ipse invento nomine Germani vocarentur* (s. Tacitus). *ἡ Γερμανία οὐ τῶν Φράγγων καλοῦνται* (Procop.), *οἱ δὲ Φράγγοι οὗτοι Γερμανοὶ μὲν τὸ πάλαιον ὀνομάζονται* (Procop.). Die belgischen *Franken* hieszen vorzugsweise *Germanen* (s. Grimm). *Thindleks* ist *ἰθρυικός*, *gentilis* (s. Grimm). *Teutoni gens Galliae, Teutonico ritu, Gallitiae ritu* (ags. Gloss.). Die *Abscandten* der *Remi* nennen die *Suesiones* (bei *Caesar*) *fratres consanguineosque*. Auf römischer *Inscription* heissen die *Batavi fratres et amici*. *Γερμανία, κελτικῆς ἰθρῆς* (St. Byz.). *Oculus caerulea, flavas comas* beschreibt *Auson*, die schwebische *Bisaula*. *Getarum rutilus et flavus exercitus* (Hieron.). *ἑὶ καὶ γὰρ ἄριστος τὸ αἰματὰ καὶ σταὶ καὶ τὰς κόμας ἔσονται* (Procop.), die *Slaven* in *Belisar's* *Heer*. *Priscus* sah den Sohn des *Frankenkönigs ἔσονται τῶν κόμων*. Die *Kinder* der *Galater* sind zuerst (nach *Diod.*) *weissköpfig* (*παιδῶν ποιλία; ἔσονται* der Germanen (b. *Strabo*). *Flava per ingentes surgit Germania partus, Gallia vicino nimis est infecta rubore* (Manil.). *ὄντως γοῖν τινὲς ὀνομάζονται τοὺς Γερμανοὺς ἔσονται. καὶ τοὶ γε οὐκ οὕτως ἔσονται, ἔν ἀρχαῖς τις ἰθρῆος καλτοῖ, ἀλλὰ πικρῆος* (Galen.). Die *Wenden* sind *ἄστροδοφοί* (b. *Procop*). Die *Jassen* im *Caucasus* zeigen *blaue Augen* und *blonde Haare*. Die *Eingeborenen* *Britanniens* waren (nach *Strabo*) *langaufgeschossen* und *schiefweinig*, nicht so *rothhaarig* (*ἔσονται*), als die *Kelten*, aber mit *aufgedunseneren* *Körpern* (*χαϊρότερος τοὺς σάμιας*). *Habitus corporum varii* (in *Britannien*). *Namque rutilae Caledoniam habitantium comae magni artus Germanicam originem asseverant. Silurum colorati vultus et torti plerumque crines et posita contra Hispaniam Iberos veteres trajecisse easque sedes occupasse filem faciunt. Proximi Gallis et similes sunt* (Tacitus). *Hengist* und *Horsa* waren *Argivaer* (der *Sachsen*). *Incipit lex Anglorum et Werinorum, hoc est Thuringorum*. *Ptol.* rechnet

Raoti sich sonst nirgends unter Kelten zeigt, so kann er doch, da in den meisten practischen Namen sich keltische Abstammung erkennen lässt, nicht anders als keltischer Abkunft sein (meint Zenz). Nur die Euganei am Gardasee werden ausgenommen mit den Trilumpilini* (Trumpli).

A. B.

(Fortsetzung folgt.)

Sennen und Angels zu den *Styropartes* (Northruen). Das Land der Brutii (*Bruttii*) heisst (b. Polyb.) *ἡ Βρυττανία χώρα*. Les Bretons (qui Rome transplanté dans la fortresse de Mageroc) peuplerent la bourgade de Sicula, qui reent à eus le nom de Vicus Britannorum (Bretzelstein). Ansonius citirt sarmatische Colubisten (die Höhlen des Humberlück cultivirend) zwischen Trier und Mainz (arvaque Sauromatum super metata colonis).

* Die Königin Bundica (Genshin des Prasutagus) herrschte über Jemai (jenseit der Thunes. Gall. iocens ist (nach Künzberg) für ein dialektisch modificirtes Jenseit dessen Anstalt für die abgekürzte Partikel in zu nehmen, so dass das Compositum dem griech. *Ἰγγυρία*, lat. *indigena* gleichsteht (*Συγγυρία* b. Ptol.). Die *Swirons* oder *Tréous* der westlichen Alpen (b. Strabo) hieszen (auf der Inschrift des römischen Truphänus b. Plin.) *Urcini* (*Vindelicorum gentis quætrios, Gessumetob, Rosinatos, Licatos, Cateuatos*). Wie an Sicyon (Μεκόνα) knüpft die Sage des (Stammvaters) Prometheus an Iconium. Auserb. Sohn des (mit der Tochter des römischen Kaisers Avitus in Gallien vermählten) Tomantius (Sohn des gallischen Würdenträgers Ferreolus) abhüt. durch seine Vermählung mit der fränkischen Königstochter (Enkelin Childerich's, unter dem die Franken in Gallien seten Fuss fassten) die beiden (als neu eingebrungenen) Element (des Germanischen) aus als Stammvater der Carolinger). Hieristall heisst (722 p. d.) villa publica (s. Bomoll). Die bürgerliche Entwicklung in Chiffi schreitet weit günstiger vor, als in Peru, weil die Ansiedler in jenem Lande Abkömmlinge genügsamer und rüstiger Gallen und Catalanen, in diesen höchmüthige und verwülste Haaken waren (s. Pöpply). Witzu ethielt als Mitregent von seinem Vater Egica das alte Reich der Sueven in Gallicien (689 p. d.). So gut die Römer ihr polit. aus dem Griechischen entlehnen, die Deutschen ihr Dichten und Dichter dem lat. dictere nachbildeten konnten, ebenso leicht mochten waldische Stämme das keltische Bardes in ihr Idiom aufnehmen (s. Künzberg). Der Name Gual in Hoelschottland entstand im Mittelalter aus einer Corruption von Gaidhal oder Gadh. Qui ipseum lingua Celtas, nostra Galli appellatur (Caesar). Tacitus hält die Bewohner der Zehntlande (oder decumates agri am Schwarzwald und Neckar) für auf zweifelhaften Plätzen angesiedelte Gallier. Ihre Nachkommen wurden Walthen (Welsehen oder Walchianen) oder Romani genannt, als die Länder an der obren Donau und in den nördlichen Alpen sich theils unter sarmatischer, theils unter byzantischer Herrschaft befanden. Die bairischen Herzoge (Theodo, Thasilo u. s. w.) schenkten oft geistlichen Stiftungen eine Anzahl von Romani sammt den *Cäturo* (massi). In ihren nördlichen Sitzen wählten die Fränken nach Hundertschaften und Gauen (juxta pagos et civitates) gekörte Könige über sich, Honschaften (oder Ruanen) und den Hunderten germanischer Jünglinge (b. Tacit., als Hundredum Siegfried wurde von Siegfried in dem Palast des Siegfried geborn zu Xanten hin von den Franken gegründeten Stadt, wo sich bis 1670 die Thürme von von Augustus gebanten Festung Vetera befanden, die Tacitus wegen der Menge der Ansiedler mit einer *metropolis* vergleicht. Die Servaten trugen Panzer aus Horn, die Vornehmen aus Eisen und erlagen dadurch auf dem Eise in der Schlacht mit Otto (wie Leopold's Rütty). Aus Rolfshegen's Froschmaler geht hervor, dass Siegfried schon im XVI. Jahrhdt. auf der röhlichen, wie im Volksmunde, mit Thürmen dargestellt wurde. In der Nähe der von Augustus gebanten Festung Vetera wurde die Colonia Trajana gegründet (bei Xanten). Plus tard, les decumates de cette ville la citent sous le nom de Troja subota, de Troja veterorum, de Troja Brucorum ou Ulion, qui avec le temps s'est changé en celui de Sanelen et Venten, quelle parte seule encore au nordhol (de King). (Cetrus) et Ulion quidam opinantur longe illa et Gallos vocare in una Thasum Quatum adisse Germanias tert

Studien zur Geschichte der Hausthiere

Von Robert Hartmann.

I. Das Kameel.

(Schluss).

Es haben dagegen die von Tenerifa nach Java versuchsweise verpflanzten Dromedare auf dieser letzteren, nicht die nöthige klimatische Gewähr bietenden Insel kein Gedeihen gefunden.

Uebrigens werden bei etlichen west- und mittelasiatischen Völkern, Persern einigen Türkmen, selbst Kirghisen und Kalmyken, das ein- wie zweibucklige Kameel nebeneinander gezüchtet. Vergl. S. 72.

Wir wenden uns nunmehr zum letzteren, also dem zweibuckligen Kameel, welches von den Zoologen auch noch das Trampelthier oder das bactrische Kameel (*Camelus bactrianus* Erxl.) genannt zu werden pflegt. Man beschreibt dieses Thier gewöhnlich als mit zwei Buckeln oder Höckern versehen, deren einer dem Widerrist, deren anderer der Kreuzgegend aufsitzt, ferner als stimmiger, plumper, laubhaariger, wie das Dromedar. Auf einige wenige anatomische Unterschiede zwischen beiden angebliebenen Arten werde ich später, auch in den hintenangefügten Noten, zurückkommen. Die Buckel oder Höcker des Trampelthiers variiren individuell in der Länge, Höhe und Breite bedeutend. Schon Plinius erwähnt (VII, 18) dieses Geschöpfes.

Amberg unque, quod in una Rheno erit, hodieque incolitur ab illo constitutum, nominatumque (Tacitus). Nach Ptolemaeus (bei Steph. Byz.) hatte Nervosus (Nachkomme des Herakles) die Stadt Nervosus oder Nivros genannt. *Κηφύ τῆς Θύρας Ἰσουλῆς* (Strabo) und Kinnberg führt Hüb (Hüb) auf das dem Dromedar (Dro) zu Grunde liegende *δρό* (drō) zurück (s. u. 200). In Iberien nennt Strabon die Stadt Odyssia. *Οὐλίμους* auf dem Weg hiesu Utis wegen langer Oelen (Phot.) und erhielt es Reisender vom Nalen Kambodor oder von Kambodor (s. Klusen) den Ort. Als Nachkomme des Kaphais nennt Odyssos den Herakles mit der *Θηλυκοπέτρα* *αὐγία*, von Ptolemaeus „größensichtiger“ Meronius, von Deutchen, als Odlin, sidlittar, und Gallern vohret. Ist Abn thracischer Fürsten.

Als eigentliche Heimath desselben galt immer das alte Bactrien, das von Nord-Ost-Eran bis gegen den mittleren Amu-Darja oder Oxus hin sich erstreckende Land mit der Stadt Bakhdhi oder Bakhtri (Balkh), ein Land, in dessen Bereich auch die Merw-Tekke, eine Hauptfamilie der Türkmân, gehört haben. Allein wir sehen uns doch dem Nachfolgenden gemäss veranlasst, dieses Thier weiter nördlich zu suchen. Es schreibt mir nämlich Vámbéry unter dem 19. Januar 1869 aus Pesth, dass „das zweibuckelige Kamdel, in Mittelasien überall Kassaktäjesi, d. h. kassakisches, kirghisisches Kameel genannt, nur auf den zwischen Amu-Darja und Sir-Darja (Jaxartes) gelegenen Steppen vorkomme, sich auch nach Norden vom letzteren Flusse in die zum russischen Reiche gehörenden Steppen hinein erstrecke. Dagegen sei es südlich vom Oxus bei den Türkmân nirgend einheimisch. Würden einmal deren in die byrkanische Wüste versetzt, so vermöchten sie hier nicht lange anzudauern.“ Auch Elphinstone (l. s. c. I., p. 280) erwähnt, dies Thier sei in Afganistan selten (seltener als *„dromedarius“*), und werde, wie er glaube, aus dem Kassaken-Lande (Kuzzank country), jenseit des Jaxartes, gebracht. Dann ist es in Persien eigentlich Fremdling. Schon Layard bemerkt, dass man es westlich von Persien selten sehe, nur bei wenigen isolirten Türkmân-Familien im N. von Syrien, die es wahrscheinlich aus dem N.-O. mitgebracht, als sie zuerst eingewandert seien.*) Auch zufolge den von mir eingezogenen Nachrichten wird es in Persien nur gelegentlich von einigen wandernden Türkmân oder von kirghisischen und bokbariotischen Händlern gehalten und importirt. Aus Khorasan, woselbst es nach Elphinstone im S. Westen leben, so hoch wie das Dromedar werden und Baghdi heissen soll, bringen es Mekkapilger alljährlich nach Arabien,**) wo es (nach Palgrave) auch Bakhti genannt wird. Auch sollen etliche dieser khorasaner Thiere unter den angeblich 40000 Kameelen (meist natürlich Dromedaren) gewesen sein, welche im Oktober 1860 der schlaffe Persergeneral Hamse Mirza und sein nichtsnutziger Wekil oder Factotum, der Kawâm-e-Danleh, gegen die Tekke-Türkmân bei Merw eingeblüsst. Diese hier erbeuteten Zweibuckel sind später in Bokhara an Kassaken und Kokanzen verschachert worden, d. h. an Leute, die mit denselben besser fertig zu werden wissen, als wohl die Tekke selber. Unsere Art ist unter den Reliefs der Terrassen von Persepolis zu finden. Der Çaka-König Aza oder Ajas lässt sich auf Münzen seines Zeitalters (cc. 100 v. Chr.) auf einem Trampelthiere reitend darstellen***). Fassen wir nun das oben über die Heimath unseres Thieres Gesagte ins Auge, so würde das Reiten auf einem Zweibuckel die Herrschaft des Aza über Bactrien immer noch

*) II. Reise, S. 108.

**) Wetstein in Zeitschr. f. allgem. Erdk. N. F. Band XVIII, S. 400, Anm.

***) Lassen, Indische Alterthumskunde II. Band, S. 381, Anm. 14, 19 u. S. 394

nicht sicher andeuten, wie dies Lassen will, sondern noch eher diejenige über die Oesbegendistricte und Kirghisensteppen zwischen Oxus und Jaxartes, in denen wir ja unser Geschöpf zu suchen haben. Dies wird mir dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, dass die auf dem Obelisk von Nimrud abgebildeten zwei Trampelthiere von Männern geführt werden, welche Mützen durchaus wie Kirghisen, z. B. des Alatau, tragen, während der hintere ansehdem noch mit an der Spitze emporgeschnäbelten Halbstiefeln bekleidet ist, diese völlig ähnlich denjenigen der heutigen Kbiwaer, Bokharioten und östlichen Kirghisen. Möglich übrigens, dass die Oesbegendistricte mit zu den bactrischen Eroberungen jener Çakakönige und der Assyrer gerechnet, durch unsere Zweihöcker symbolisch veranschaulicht wurden. Insofern könnte freilich die so vielfach gewählte Benennung bactrisches Kameel auch einige Rechtfertigung finden.

In Syrien gehört es zu den Seltenheiten. Nach Aleppo soll es zuweilen durch die Bagdad-Karawanen gebracht werden. Es wird hier nach Russell Gemel-e'-Sinamin, d. h. Höckerkameel*), nach Wetzstein wird es in Syrien Besrak, ♀ Mâjah, genannt. Nach Afrika hin verbreitet es sich durchaus nicht.

Das Thier hat auch nach Südost- und Südrussland Eingang gefunden. So ist es Hansthier der krimischen Tartaren, es wird in Kaukasien von Nogais und Karatschy-Kalmücken gezüchtet, von Kalmücken auch behufs des Waarentransportes nach Tiflis, Orenburg, Kasan, Nischnij-Nowgorod u. s. w. gebracht. J. B. Fischer erwähnt neben einer α . orientalischen, auch einer β . taurischen Varietät.**). Wollen wir die Südgrenze seiner Verbreitung in West- und Mittelasien näher bestimmen, so denken wir uns eine etwa von Ladakh über Bokhara und Eriwan bis zur Krim hin gezogene Linie.

Nach G. Radde findet man es auf dem südlichsten Grenzstreifen der mongolisch-daurischen Hochsteppe, am Tarei Nor, noch häufiger am Dalai-Nor, bei der alten und neuen Festung Znruchaitui. Im Ganzen sollen auf den dauro-russischen Hochsteppen kaum über 800 Stück leben.***)

Sehr verbreitet ist das Thier in der sogenannten Mongolei oder chiuesischen Tartarei, woselbst manche Familie ihrer 600-–1200 Stück besitzen soll. Es dient auch hier überall zum Karawanenverkehr, bis nach Kjachta und nach Peking hin. Schon zur Römerzeit hat eine Karawanenverbindung zwischen Westasien und China existirt. Die Unterhändler eines macedonischen Kaufmannes, des Maes Titianus, haben an solchen Zügen gen China theilgenommen. Die Karawanen sammelten sich in Balkh und zogen von da an des Ptolemaeus Steinthurm, d. i. vielleicht Taschkend,

*) A. o. u. O. II, S. 46.

***) L. s. c. p. 435.

***) Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den Jahren 1855 bis 1859. Band I. Säugethiere. St. Petersburg 1862. S. 238.

der Steinturm der Oesbegen, und von da nach der Hauptstadt der mit Seide handelnden Serer, vielleicht Si-ngan-fu, ein jenseit der grossen Mauer gelegenes Emporium in der Provinz Schensi. Letztere grenzt nördlich an die Mongolei. Auf diesem Vorkehrwege hat unser Thier jedenfalls eine hervorragende Rolle gespielt.

Ritter bemerkt hinsichtlich der Verbreitung des Thieres gegen Norden hin: „es begegneten sich bei den Motoren, Koibalen und anderen Stämmen samojedischer Abkunft, zwischen welche auch nördlichste Völkerreste türkischer Abkunft eingedrungen, die Zonen der Rennthiere und Kameele. Letztere wären bei ndinskischen Buräten noch stark im Gebrauch, aber nordwärts von Kansk (56° Br.) komme keine Spur mehr von ihnen vor. Diese Begegnung des Rennthier- und Kameellandes finde statt am Durchbruche des Jenisei aus dem chinesischen Ssojoten-Hochlande in das russische Governement Jeniseisk, wo Amur von Ost, Abakan von Südwest sich zwischen Sajansk und Abakansk bei Minusinsk in den Jenisei ergiessen, unter 54° N. Br. auf dem Grenzgebiete der Türk- und Samojedenstämme, wie auf der russisch-chinesischen Staatsgrenze. Seltsam genug vereinigten hier Samojedenstämme in ihren Wald- und Sumpfvieren beide Zuchten, obwohl ihrer Kameele nur noch wenige seien. Nach dem Versuche, ein Kameel noch über den 60° N. Br. hinaus nach Jakutzk zu bringen, wo es, wie auf dem Wege nach Ochotzk, dem Polarlima erlegen, vor dem Jahre 1737 (nach Gmelin d. Ae.*), scheine kein zweiter damit angestellt worden zu sein und unzweifelhaft bleibt die wahre Grenze der Kameelverbreitung nach Norden noch weit südwärts dieses hohen Breitenparalleles zurück.“**)

Nordwärts vom Hindu-Khô, auf der Hochfläche Pamir oder Bam-i-Dunya, bis zu 18000' M. H. ansteigend, bildet übrigens unser Kamel nebst dem Yak (*Bos grunniens*) das nützlichste Hausthier.

Doch wo haben wir denn nun die eigentliche Heimath des Thieres zu suchen? jedenfalls doch in dem von mongolischen und mongolisch-tartarischen Stämmen bewohnten, zwischen Amur und Wolga sich erstreckenden Gebieten, und also nicht, wie schon einmal auf S. 354 dargethan worden, im eigentlichen Bactrien, d. h. in den östlich und südlich vom Oxus befindlichen Theilen „Türkistân's“. E. Simon meint, das Trampeltier stamme aus den China im Nordosten zwischen 35° und 45° N. Br. begrenzenden Ländern der Eleuths (Elenten) und Ortons (Ordos).***)

Nach Ritter's Zusammenstellungen nennen die Mongolen das Trampeltier Temekte; Temeken; Temegen, Tebeken, den Hengst Regotok-Bora, die Stute Ingam und ganz besonders Temegen, den Walachen Atang-Temegen †)

* *) Reise durch Sibirien. Göttingen 1752. II, S. 551.

** *) Erdkunde von Asien. VIII. Bd. S. 666—668.

*** *) Bulletin de la Société d'Acclimatation de Paris 1867

†) W. Schott bei Ritter a. a. O. S. 550.

Huo und Gabet führen die mongolischen Namen Temen, Boré für den Hengst auf.*) Die Mandchu nennen es nach Schott Tebeten, die Buräten nach Klaproth Tamtügen**), Tumagen, nach Georgi Tymi***), die Chinesen nennen es Lo-to: oder Toto, welches Alles auf nähere sprachliche Beziehungen hinweist. Die Türken nun nennen, wie schon auf S. 76 bemerkt worden, das Kameel im Allgemeinen: Deweh.

Ritter und andere Forscher betrachten übrigens als eigentliche Urheimath des Thieres den Schamo und die Gobi, das ungeheuer, etwa zwischen Altai, daurisch-lamutischem, Thian-Schan-Gebirge und Hoangho-Flusse sich erstreckende, bis zu 3000—4000' hoch emporsteigende Sand- und Graagebiet. Hier, an der Südgrenze von Gobi, sollen die den Altai- und Tangou-türkischen Stämmen angehörenden Hiong-nu grosse Heerden des zahmen Trampelthieres halten und sollen sich daselbst auch wilde Individuen desselben vorfinden. Die Hiong-nu sollen das Geschöpf zuerst in den Hansatand übergeführt haben. Der der Mitte des 18. Jahrhunderts angehörende Verfasser einer in chinesischer Sprache abgefassten Beschreibung von Ost-Türkistân (Si-yo-wen-kien-lo) spricht dariu von wilden Eseln, Pferden und Kameelen, die zu seiner Zeit daselbst noch existirt hätten. Hadj-Khalifa, Verfasser einer türkischen Geographie (17. Jahrhundert), erwähnt der in Kaschgar, Turfan, Khotan stattfindenden Jagden auf wilde Kameele. Auch soll ein Lama oder Buddhistenpriester, der seine Jugend im mongolischen Hochlande zugebracht, im kalmtückischen Lager bei Astrakhan versichert haben, dass er östlich von Ili, am Bogdo-Ola (Thian-Schan) wilde Kameele mit zwei kaum bemerkbaren Höckern gesehen. Man mache daselbst nur auf Junge Jagd, fange sie ein und zähme sie mit leichter Mühe.†) Timkowski hat Aehnliches von der Südostseite des Bogdo-Ola, von Karaschar bis Turfan her, in Erfahrung gebracht. Die Jesuiten sprechen von solchen wilden, angeblich sehr flüchtigen Kameelen als Bewohnern der Hami-Oase (Südseite des Thian-Schan in Gan-su) und der Westländer der Khalkhas-Mongolen im Schamo (Du Halde Descript. de l'empire de la Chine etc. A la Haye 1736. T. IV.). Ritter theilt uns ferner aus einer ihm zur Benutzung überlassenen Uebersetzung W. Schott's von Pen-zao-kang-mu asiatische Namen des Trampelthieres mit; unser Berichterstatter erwähnt auch Ma-dsohi's Bemerkungen über nördlich von China und westlich vom Hoangho, in Ho-si und Tangut, existirende, wahre wie wilde Zweihöcker. Ritter ist der Ansicht, dass Du Halde aus dem zuletzt erwähnten Naturgeschichtswerke geschöpft haben möge.††)

*) Souvenirs d'un Voyage en Chine etc. Paris 1853, p. 345—50.

**) Asia Polyglotta. Tab. 44, p. 286—300.

†) Bemerkungen einer Reise im russischen Reich. St. Petersburg 1776. I. S. 305.

††) Potocki: Voyage sur les Steps d'Astrakhan, ed. Klaproth. Paris 1829. vol. I, p. 81.

†††) R. Müller u. a. O. S. 67. A. v. Humboldt, Ansichten der Natur III. Ausg. I, S. 95.

Das Trampelthier ist weit mehr als das Dromedar ein für rauhere, unwirthlichere Gegenden geeignetes Thier. Es erträgt strenge Kälte und starke Hitze, wie denn letztere der mittelasiatische Sommer auch schon mit sich bringt. Selbst Sturmwind, Regen, Hagel und Schnee schaden ihm nicht. Es bewegt sich ebenso gut in der sandigen Ebene als auch im steinigen Hochgebirge fort, nicht gut dagegen auf sumpfigen Strecken. Dasselbe leidet zwar nebst dem Pferde unter allen Hausthieren am meisten von den Wirkungen des verminderten Luftdruckes, wird aber dennoch mit schweren Lasten über die Rücken 16000 bis 17000 Fuss hoher Pässe getrieben.*)

An denjenigen nordöstlich von China gelegenen Lokalitäten, welche E. Simon als die eigentlichen Mittelpunkte des Vorkommens unser Thieres ansieht, tritt der Winter früh, der Sommer dagegen erst spät ein. Die Temperatur wechselt hier zwischen 10, 30 und 35° C. Das ♂ paart sich hier mit fünf, das ♀ aber mit vier Jahren. Nach Pallas tritt die Brunst zwischen Februar und April ein. Um diese Zeit wird das ♂, wie Huc beschreibt, sehr erregt, es verräth alsdann wenig Fresslust, ist aber sehr gierig nach Salz und frisst deshalb sogar die mit seinem eigenen Urin benässte Streu (G. Cnvier)**). Aus dem Kopfe sondert sich eine reichliche ölige, sehr unangenehm riechende Flüssigkeit ab, welche, wie ein allzu profuser Fettschweiss beim Schafe, die Haare zu dicken Klunkern zusammenklebt. Das Männchen, um diese Zeit auch böse, beisst, schlägt seitwärts mit dem Fusse aus und stampft auf dem von ihm niedergetretenen Gegenstande seines Zornes herum. Die S. 249 erwähnte Brunstblase dagegen fehlt dem ♂ Trampelthiere. Die ♂ liefern, wie die Dromedare ihres Geschlechtes, einander hitzige Kämpfe. Die ♀ tragen 15 Monatsmonate (Pallas) oder auch nur 14 (Huc). Das Säugegeschäft dauert ein Jahr; im dritten Jahr kann das ♀ wieder trüchtig geben und behält diese Produktionsfähigkeit fast bis an sein mit 40—50 Jahr eintretendes Lebensende bei. Die ♂ dagegen sollen nur bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahre dem Fortpflanzungsgeschäfte obliegen können (Pallas). Man verschneidet die ♂ mit ihren vierten bis fünften Jahre. Huc bemerkt, dass die Walachen stark, gross, dick würden, eine dünne Stimme bekämen. ja zuweilen diese sogar gänzlich verlören, auch nur kürzeres, gröberes Haar trügen wie die Hongste. Es wird immer nur ein Junges geworfen. Dies soll nach Huc in den ersten acht Tagen nach seiner Geburt nicht auf den Beinen stehen, auch ohne Beihülfe des Menschen nicht zu saugen vermögen, so dass ihm der schlaffe Hals gestützt werden müsse, welchen Angaben übrigens die im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. und in der Edmond'schen Menagerie zu London

*) R. v. Schlagintweit-Sakuenbumshi in Zeitschr f allgem. Erdk. N. F. 12. Band, S. 42 Anm.

**) La Menagerie du Muséum nation. d'hist. natur. Paris 1861.

angestellten, directen Beobachtungen widersprechen. Diesem letzteren gemäss haben sich nämlich die an oben genannten Orten gezeugten Jungen von Hanso aus zwar, wie es mehr oder minder doch bei allen jungen Säugethieren der Fall, etwas ungeschickt, dabei aber doch munter und zutraulich bewiesen.*)

Mit dem achten Lebensjahre hat das Trampelthier seine volle Stärke erreicht und soll dasselbe nach Huc bis zum fünfzigsten Lebensjahre brauchbar bleiben. Letztere Zahl erscheint freilich, dem Obigen zufolge, etwas zu hoch gegriffen. Ein tüchtiges Transportkameel schafft Lasten von sechs (Pallas) oder sieben bis acht Centnern (Huc), und zwar, wie letzterer Gewährsmann angiebt, auf Tagereisen von je zehn starken Wegstunden, fort. Huc erwähnt auch zum Schnelllauf abgerichteter Botenkameele; diese sollen an einem Tage manchmal 80 Wegstunden zurücklegen. Ueberladung schadet auch diesem Thiere und veranlasst dasselbe, den Dienst zu verweigern. Es tangt wegen der eigenthümlichen Anlage seiner Hocker und wegen seines schweren, schwankenden Ganges weniger zum Reiten, als zum Lasttragen. Doch wird es von Kassaken, Kalmtteken und Mongolen hier und da auch zum ersten Zwecke benützt. Auf der sogenannten Midasvase des gregorianischen Mosaïsmus zu Rom bemerkt man einen Asiaten, unzweifelhaft Eräner, welcher, von Fussgängern umgeben, auf einem sehr tren gezeichneten Trampelthiere seitwärts zwischen dessen Höckern reitet; die Füsse des Mannes ruhen auf einem Trittbrette.**)

Uebrigens dient unser Geschöpf auch zum Ziehen von Pflügen, Karren und selbst von Geschüftzen. Schon der alte Reisende Olearius bildet ein astra-khanisches, vor einen zweirädrigen Wagen gespanntes Trampelthier ab.***)

Auch Dromedare dienen in Indien, z. B. in Bikanir†), zum Pflugziehen, in Kordufan zum Trieb der Wasserräder n. s. w.

Die einem solchen Thiere anzuhängenden, gehörig im Gleichgewicht zu vertheilenden Lasten werden in Körben, Säcken, Mattenhallen, in aus Strickwerk gedrehten, grobmaschigen Netzen, in Kisten und Koffern verpackt. In der bekannten Reisebeschreibung von Bourbonlon (Mann und Frau) heisst es, die mongolischen Trampelthiere würden an einem durch die Nasenscheidewand gebohrten Holzpflocke gelcitet; beim Karawanenmarsche befestige man gewöhnlich fünf bis sechs Stück derselben mit dem Seile aneinander. Das Zuletztgehende trage eine Glocke. Der Treiber lenke das an der Spitze Marschirende am Nasenpflock und die anderen gehorchten gänzlich den Bewegungen dieses Thieres. Wollte man sie anhalten, so zerre der Treiber

*) Zoolog. Garten. Jahrg. 1864. S. 83 u. Anm.

**) Gerhard's Archæol. Zeitschr. Jahrg. 1843, Taf. 24.

***) Vermehrte neue Beschreibung der Moskovitischen und Persischen Reise durch A. Olearius Acanius Schleswig 1656, Fol. 126.

†) Lassen a. a. O.

am Seil und rufe laut: „Sok, sok.“ Dann legten sich die Kameele grunzend nieder. Wollte man sie denn zum Aufstehen bewegen, so stoss man das Leitenmeel mit dem Peltaehonstiels in die Seite und rufe: „Toutch, Toutch“ Alle hüben sich sofort empor. Diesem Berichte findet sich die von Madame de Bourbonlon skizzirte, recht gelungene Darstellung eines mongolischen Kaszakoosles beigeztzt.*)

Die Trampelhiero sind ungemein gottligem; sie nehmen mit sehr spärlichem Grasse und mit völlig holzigen Sträuchern (Urtich. In den nordischen Regionen bilden niederes Weidengestrüpp und Zwergbirken fast ihre einzige Nahrung. Uebrigens liebt auch diese Art stets Salz oder wenigstens salzhaltige Gewächse und Erden. Solten sehen sie rohe Stalldächer aus Zweigwerk und Schilfrohr über sich. Tartaren und Kalatücken gewähren ihnen bei ungünstiger Witterung auch wohl Ueberlegdecken. Sie dachen im Winter und mästen sich im Sommer. Gegen den Herbst hin werden sie fett und dann schwellen auch ihre Hücker. Die Grösse dieser Gebilde variiert je nach der Jahreszeit. Dieselben hängen im Winter, wenn es Noth giebt, schlapp über den Kamm herab, sie richten sich aber wieder oapor, sobald die Ernährung eine bessere wird. Nach der Geburt sind es nur schlatte, dreieckige Hautanswühlung, in deren Unterhautgewebe das Thier erst allmählich sich anlagert. Auch variiren die Hücker je nach Alter und Individuen. Ich habe deren in Aomagerien, bei Bärenführern und in zoologischen Gärten zu jeder Jahreszeit bei ♂ und ♀, jüngeren und ausgewachsenen, oen mageren und fetten Individuen beobachtet. Ich fand sie selbst bei normaler Sommerentwicklung sehr verschieden, hier niedrig, kaum vier bis fünf Zoll emporstehend, sauft abgedacht und an der Spitze stumpf, dort sehr stark entwickelt, hoch, dick, an der Spitze entweder abgerundet oder ungemein zugeschärft.**)

Das Trampelhier raucht im Frühlänge. Alsdann stossen sich von seiner Körperoberfläche die Winterhaare nebst einer Unzahl von Oberhautschuppen ab, welche letzteren bei jeder Bewegung des Thieres wie Kleien anherstehen. Nun wird es auf Wochen fast kahl und zeigt sich während dieser Zeit sehr empfindlich gegen Temperaturschwankungen. Das kürzere Sommerhaar geht gegen den November hin in den Winterpelz über, der an gewissen Stellen, namentlich an Halse und an den Schultern des Hengstes, sehr dicht, lang und grob, bis 10 und 14 Zoll, hervorwächst. Feineres kürzeres und krauseres Wollhaar entwickelt sich zwischen den längeren und gestreckteren Gransen. Die Hücker sind um diese Zeit bald gleichmässig mit gekräuseltem Wollhaam, bald mit einem über den freien Rand

*) Relation de voyage de Shang-Jian à Moscou, par Pékin, la Mongolie et la Russie Asiatique, rédigée d'après les notes de M. de Bourbonlon et de Mme. de Bourbonlon par M. A. Ponselgue. Le Tour du Monde. 1864, II, p. 327, 336.

**), So a. B. abgebildet bei Olearius a. o. s. O.

n der Mittellinie des Rückens beruhenden, bis drei Zoll langen Kamme schlichterer Haare, bald auch nur an ihrer Spitze mit wirr umherstehenden, vier bis sechs Zoll langen Büscheln gekrönt. Nach Simon liefert ein vierjähriges Stück bis zu 150 Kilogramm Wolle. Die Farbe derselben ist grauröthlich, rothbraun, schwarzbraun, seltener aber ganz schwarz, falb, schmutzigweiss und reinweiss. Diese Wolle wird nicht geschoren, sondern gerupft. Sie dient zur Verfertigung von Teppichen und Filzen. Die längeren Haare werden zu Stricken, Bindfäden und Säcken verarbeitet.

Ein ♂ liefert je nach seinem Lebensalter 40 bis 60 Litres Milch (Simon). Diese wird als fett und wohlschmeckend gerühmt. Sie soll sich den durch Excesse aller Art geschwächten Personen heilsam erweisen. Da mag sie sich wohl zur Milchkur par excellence eignen, besser als die für theuere Preise unter dem marktschreierischen Titel: „echte tartarische Steppenmilch“ passirende, mehr und minder mit schönem Brunnenwasser getaufte, simple Kuhmilch gewisser Kurhäuser unseres überflüchten Europa. Nach Huc bereitet man aus der Milch der Trampelhierstuten selbst Butter und Käse. Das Fleisch, namentlich der Jungen, wird sehr geschätzt. Nach Huc wäre der Hocker bei den Mongolen ein besonderer Leckerbissen und würden Stücke davon in deren sonst noch aus Ziegelthee, Salz und Milch bestehende Nationalsuppe geworfen.

Man hat neuerlich auch Versuche gemacht, dieses so nützliche Geschöpf in anderen Ländern von einer ähnlichen climatischen Beschaffenheit, wie seine Heimath, einzuhürgern. So berichtet Radde, dass der Amerikaner Correns im Winter 1858—1859 zu Neu-Zuruchaitui an 30 Trampelthiere gekauft, dieselben noch im Winter bis Blagowestschensk gebracht, mit dem ersten Wasser zur Amurmündung gefösst und hier nach Californien eingeschifft habe (a. a. O. S. 238). Eine andere Nachricht erwähnt eines Trupps von zehn aus den Nachbargenden des Amur nach Californien verpflanzten Trampelthieren, deren Acquisition man in Amerika mit günstigen Augen ansah.*) Simon empfiehlt die Acclimatisation dieses Geschöpfes als eines passenden Last-, Woll- und Milchthieres für die Alpen und Pyrenäen, ob mit Aussicht auf Erfolg, möchten wir freilich bezweifeln.**)

Note L.

J. Stark beschreibt in *den Elements of Natural history*, Edinburgh 1828. *Camelus bactrianus* als gegen 10', *C. dromedarius* als gegen 8' lang. Falconer giebt nun die Länge der Wirbelsäule des *C. d. dromedarius* vom Atlas bis zum letzten Schwanzwirbel zu 9' 10". Die Totallänge des Skeletes aber, den Schädel mit eingerechnet, zu 11' 4" an „and this must be considered as under the full measurement, from the absence of intervertebral cartilages which connect the vertebrae in the living animal“***) Ich habe an Skeleten:

*) *Bullet. Soc. d'acclim.* 1862, p. 440

***) *Ann.* 1862, p. 363.

***) *Palaeontological Memoirs*, I p. 140

ausgewachsener Kameele des anatomischen Museums zu Berlin folgende Masse genommen (wobei die Krümmungen des Halses und Schwanzes mit berücksichtigt wurden):

Länge der Wirbelsäule vom Atlas bis zum letzten Schwanzwirbel:

♀ *C. dromedar.* = 315 Cm.

♂ *C. bactrianus* = 300 „

♀ *C. bactrianus* = 309 „

Gesamtlänge mit Inbegriff des Schädels:

♀ *C. dromedar.* = 374 Cm.

♂ *C. bactrianus* = 366 „

♀ *C. bactrianus* = 355 „

Bei diesen und bei noch in anderen europäischen Sammlungen befindlichen, von mir betrachteten Kameelskeletten (ausgewachsene Thiere fast gleichen Alters), — ist es mir aufgefallen, dass beim ♂ sowohl, wie auch beim ♀ *C. bactrianus* der Dornfortsatz des sechsten Halswirbels etwas schmaler endete, als beim ♂ und ♀ *C. dromedaris*; bei letzteren Thieren war nämlich die Spitze dieses Knochenfortsatzes um ca. $\frac{1}{2}$ —2 breiter, als bei ersteren. Uebrigens zeigte sich derselbe bei beiden Kameelformen etwas von vorn nach hinten geneigt. Der Dornfortsatz des sechsten Halswirbels zeigte sich bei *C. dromedaris* stets ein wenig länger, als bei *C. bactrianus*. Das ♀ baktrische Kameel hatte übrigens — schmälere Dornfortsätze der Rücken- und Lendenwirbel als ♂ *C. dromedaris*. Dagegen fand ich in Bezug hierauf einen sehr bemerklichen Unterschied (ca. 1—1,3 Cm.) zwischen letzterem und ♂ *C. bactrianus*. Trotz der bei beiden Kameelformen erweisbaren, starken Neigung der Dornfortsätze aller Rückenwirbel nach hinten, zeigen sich die in der Mitte zwar auch etwas nach hinten gekrümmten des *C. dromedaris* immerhin steiler, als diejenigen des *C. bactrianus*. Die Querfortsätze der Lendenwirbel erscheinen bei letzterem etwas mehr nach abwärts geneigt, als bei ersterem, wo dieselben eine horizontalere Stellung einhalten. Das Brustbein des *C. dromedaris* kam mir stets ein wenig dicker, als dasjenige von *C. bactrianus* vor. Bei ♀ Trampelhieren wie Dromedaren ist das Darmbein zwischen innerem und äusserem Winkel breiter, als beim ♂ Trampelhier und Dromedar. Ich führe obige Bemerkungen mit Absicht hier an, obwohl ich von vornherein zugebe, dass dieselben für die Entscheidung der Frage, ob wir es mit ein oder zwei Species zu thun haben, von geringem Belang seien. Ich komme aber noch einmal auf den Eingang dieser Arbeit, S. 70, von mir eintretenden Ausspruch Blainville's zurück.

Was nun die Knochen der Mittelhand und des Mittelfusses der Kameele an betrifft, so fand ich bei *C. dromedar. nom.* (Berliner Museum No. 3997) den Radius an seinem oberen Endstücke bereits mit dem oberen Ende der Ulna verwachsen, während Mittelstück und unteres Endstück des ersteren noch deutlich von den entsprechenden Theilen der letzteren abgesondert waren, wenn auch schon fest anliegend, mit an den Berührungsfächen beginnender Verschmelzung. Bei *C. bactrianus* ♀ adolt. waren die Spuren der Trennung an den unteren Endstücken von Ulna und Radius noch deutlich und zwar waren sie angedeutet durch je eine Längsreihe von kleinen, länglichen Knöchengruben, die im Grunde einer seichten, der ursprünglichen Trennungslinie folgenden Längsfurche verliefen. Die Verschmelzung von Tibia und Fibula tritt bereits so sehr frühzeitig ein, dass bei neugeborenen Kameelen keine Spur mehr von einer Trennung dieser Knochenstücke wahrnehmbar ist und dass die Fibula daher gewöhnlich als fehlend gilt. In Bezug auf die Mittelhand von *C. sivalensis**) sagt Falconer l. c. p. 237: „The ankylosis of the radius and ulna was complete.“ Vergl. auch Fauna antiqua Sivalensis Tab. 69. Bei *Macrauchenia Oo.* ist der Radius mit der sehr starken Ulna verwachsen; die sarte Fibula

*) Falconer sagt in Bezug auf das Sivawala-Kameel: „In recapitulation of our above remarks, therefore, we will note that, independent of the peculiarities described as existing in the cranium of the *C. Sivalensis*, upon which peculiarities we rest its specific character there must have been others in its external form. These differences, however, could not have extended far, its general character must have borne a close affinity to that of the same animal of the present day;“ etc. (L. c. p. 239).

ist vollständig vorhanden, mit ihren beiden Endstücken.*) Die Trennungslinien sind hier vorn und hinten deutlich. Ueber dieselben Verhältnisse bei *Anoplotherium* vergl. z. A. Cuvier Recherches sur les ossements fossiles. IV. Edit. Par. 1838. Pl. 96 und Pl. 97. 1. Hinterfüsse, ferner Blainville Ostéogr. Atl. Vol. IV. 1-6 (*Genus Anoploth*).

Leider habe ich mir das Prachtwerk Elijah Watson's: *The Camel; its anatomy and uses*, London 1865 (mit vom Verfasser im Oriente nach der Natur aufgenommenen iconographischen Darstellungen geschmückt) nicht zu verschaffen vermocht.

Der Archäolog Dr. H. Heyderrann hat mir gütigst eine Copie aus dem Catalogo del Museo Campano, IV, 186, mitgetheilt. Es ist hier nämlich ein sehr naturgetreu ausgeführtes Trampeltbier dargestellt, welches von einem nackten Barbaren an einem mit gefedertem Laube geschmückten Baume vorübergezogen wird (Eurufen).

Man hat mir neuerlich die Frage vorgelegt, wie es doch kommen möge, dass die Tsarik (trotz der von Anderen und auch von mir angenommenen Abstammung des Dromedares aus Asien) ganz selbstständige Namen für das einhöckerige Kamel besitzen. Nun habe ich aber einige dieser Namen schon früher (S. 76), abzuweisen gesucht. Graf A. Sierakowsky macht mich ferner darauf aufmerksam, dass ein Hauptwort der Tuarik für jenes Thier. Arkan, sich vielleicht von Ark, Erb., d. h. Dünen der Sahara, ableiten lassen möchte. Das S. 76 von mir erwähnte Galawort Rukábe und das Schahowort Rákáb, für Dromedar, mögen übrigens auch vom Arabischen, und zwar von Rákába, abstammen. Jedenfalls darf die vergleichende Sprachforschung, so wichtig ihre Mithilfe auch bleiben wird, nicht den Anspruch erheben, über die Abstammung eines unserer Hausthiere hauptsächlich oder gar allein entscheiden zu wollen und bleibt der naturwissenschaftlichen Methode der Untersuchung auch hier ihr volles Recht.

Zur Erklärung der Tafel.

Mohammed der Gatroner und Mohammed Tobau aus Djebado.

Fig. I. Mohammed der Gatroner vom Stamme der Tebu-Rschade ist eine seit Jahren bekannte Persönlichkeit; seit zwanzig Jahren begleitet er deutsche Reisende auf ihren Wanderungen in Afrika. Heinrich Barth, mit dem er nach Timbuctu war, nennt ihn wiederholentlich sein Factotum; und später im Dienste des Schreibers dieser Zeiten, erzeugte er sich bei dessen Reise bis an den Tehad-See vom größten Nutzen und seltener Treue.

Obgleich Mohammed, wie man vermuthen sollte, in Gatron geboren oder erzogen sein müsste, so erblickte er das Licht der Welt vielmehr bei Fasana und hat seinen Wohnsitz; wenn er anders einmal einige Monate zu Hause zubringt, dicht bei Mursuk, in einem kleinen Orte nordwestlich von dieser Stadt. Er muss jetzt nahe an den Sechzigern sein, obgleich er selbst behauptet, erst 20 Jahre alt zu sein. Als der Schreiber dieses ihn darauf aufmerksam machte, es sei ja schon zwanzig Jahre her, seit er Abd-

*) Vergl. Burmeister in *Annuaire del Museo publico de Buenos Ayres*. Entrega primera 1862, n. 64. Tab. III, Fig. 5, 6 (la canilla por delante y por atras) und das. 1866, Tab. XII, Fig. 1.

el-Kerim nach Timbuctu begleitet habe, meinte er, das könne wohl sein, er sei damals auch noch ganz jung gewesen. Freilich an Geist sowohl wie an Körper ist er auch jetzt noch Jüngling: Vorigen Winter nach Tripolis gerufen, um von dort aus Dr. Naehdigal mit den Geschenken für Sultan Omar nach Bornu abzuholen, legte er den Weg von Mursok bis Tripolis in 16 Tagen (zu Meheri) zurück. Ein Courier braucht nie weniger als 18, eine Karavane wenigstens 32 Tage, um diese Entfernung zurückzulegen.

Geizig wie alle Tebu, hat er auch das furchtsame Naturrell, ohne jedoch feig und grausam zu sein. Natürlich kann man von einem Manne, der seit mehr als 20 Jahren mit Europäern im engsten Verkehr gestanden hat, keinen Schluss ziehen auf den Charakter eines ganzen Stammes. Der Gatroner ist eine Ausnahme, seinem Wesen nach kein Tebau mehr. Aber das Lebendige, das Unermüdlche in allen Bewegungen hat er noch mit seinen Stammesgenossen gemein. In seinen Religionsansichten ist er sehr frei und gewöhnlich macht er keine Gebote, sondern nur wenn er seiner Umgebung halber nicht anders kann; aber nie macht er Hehl daraus, dass er Lakki oder Araki trinkt, Schweinefleisch indess isst er nur (falls es ihm geboten wird) wenn er sich unbeobachtet glaubt. Seine Ansichten über die Ehe sind, wie bei den Tebu, die den Islam angenommen haben, sehr breit, gewöhnlich verheirathet sich der Gatroner überall, wo er hinkömmt, stellt aber beim Abschiede gewissenhaft den Trauungsschein aus, damit die arme Frau sich wenigstens in einer anderen Ehe wieder verheirathen kann. Häufig nimmt er aber auch bei Rückkehr nach einem Orte seine früher verabschiedete Frau wieder. Der Gatroner ist von brauner Hautfarbe, sein dicht gekräuselttes Haar ist fast weiss, sein Mund gross mit wulstigen Lippen, seine Nase glatt, Stirne proportionirt. Am übrigen Körper ist der Gatroner durchaus proportionirt, fast mager, wenn man bei ihm nicht eher den Ausdruck sehlig anwenden wollte, Waden sind wie bei allen Tebu- und Kanuri-Negerh vollkommen ausgebildet.

Fig. II. Die andere Photographie ist von Mohammed Tebau aus Djebalo. Aber trotzdem er sich Tebau nennt, ist Mohammed dennoch nicht vom Stamme der Tebu, sondern ein Kanuri, denn sowohl die Bewohner von Djebalo als auch die von Agram sind aus Bornu eingewanderte Kanuri und obschon sie wegen der Nähe der Tebu meist auch teda verstehen und sprechen, sieht man es ihrer ganzen Lebensweise an, dass sie nicht den Tebu angehören. Ueberdies rechnen sie sich selbst auch zu den Kanuri. Vorliegende Photographie zeigt einen reinen Kanuri-Kopf, denn die meisten Bewohner von Agram sowohl wie von Djebalo haben sich ebenso wenig einer Vermischung mit den anwohnenden Weissens enthalten können, wie die im naben Kaur wohnenden Tebu-Esbado.

Schreiber dieses hat an anderen Orten* darauf aufmerksam gemacht,

* Mittheilungen, Ergänzungsblatt 25.

dass durch die Sprache unbedingt festgestellt ist, dass die Tebu den Negern zugehören und zwar mit dem Kanuri, den Badduma und anderen nördlichen Negerstämmen von Centralafrika eng verwandt sind.

Ebenso sicher ist es auch, dass die Tebu die Abkömmlinge der alten Garamanten sind.*) Dass man unter den Tebu so häufig Adlerfasen (obwohl dieselben auch unter Negerstämmen, die selten oder nie mit Weissen in Berührung gewesen (gar nicht so selten sind) findet, oder eine auffallend helle Hautfarbe, erklärt sich hinlänglich aus dem frühen Verkehr mit Weissen, wie sie denn auch ja noch heute Hauptvermittler des Handels zwischen den Negern in Centralafrika, und den nördlichen Barbarvölkern und Arabern sind.

G. Rohlfis.

Herr Rohlfis hat der Redaction die beiden unserem Hefte angefügten von seinem photographischen Begleiter, Hrn. Salingrö, aufgenommen, sehr charakterisirenden Köpfe zur Verfügung gestellt.

Die Vorstellungen von Wasser und Feuer.

(Fortsetzung.)

Die Ipujiara oder Herren der Gewässer**) sind missgestaltete Unthiere der grossen Flüsse in Brasilien, die dem Wanderer, trotz seines Gegensträubens, herbeiziehen und erdrosseln oder ihn durch ihren Diener, das Krokodil, herabreissen lassen, den *Kyssa* oder ungeheuerlichen Seethieron der Keto, Tochter des Pontos und der Gea, ähnlich. Im Mohringer See liegt ein grosser Krebs angeschlossen, und wenn er loskommen wollte, steht der Untergang der Stadt bevor. Auf dem Grunde des Bodensees haben die Fischer einen feurigen Mann laufen sehen. Dagegen wohnt der grüne Mann des Kalterer-Sees in einem Krystalpalast unter Wasser, und auch der böhmische Wassermann ist mit grünem Rock bekleidet und hat Wasser

*) Siehe darüber Behm Ergänzungsband II. der G. Mitthl.

**) The Lower Murray aborigines have no ceremonies for propitiating the favour of the good Spirit (Gnawdenoorte), his good or bad humour being dependent entirely upon his good or bad health. They are much afraid of the Evil Spirit (Gnambacoostehela) in the dark and impute all their ill luck to his influence. They speak of a Water-Spirit, whose presence is death to the beholder, unless he be one of the initiated, two or three of whom are to be found in each tribe. The initiated are termed Bungala, signifying doctors, occasionally these learned men disappear for two or three days together and come back with blood eyes and humid garments, and tell extraordinary stories of the wonders they beheld in the water spirit's domicile in the bottom of the river (Beveridge)

aus der Tasche rinnen; wie die Nixen an dem stets nassen Zipfel des Gewandes zu erkennen sind. Die Damara beschreiben ihren Wassergott Tusip als einen rothen Mann mit weissen Kopf und opfern ihm Pfeile mit Fleisch, wenn sie nach Bräunen graben. Der Wassermann an der Wag. beim Dorfe-Blassdorf in Schlessien, hat den Kopf verkehrt auf dem Rumpfe sitzen. Die ähnliche Wassergötheit, Akka oder Emma, heisst (bei Agricola) Ranni von Rauna (als Anna Personat). Die Kaffern verehren den Fluss, der ihnen (gleich dem rothen Meer) Durchgang-gestattet und der chinesische Kaiser der Kin erhöhte den Rang des Flussgottes, der ihm und seinem Vorfahren eine Passage gewährt, dagegen seine feindlichen Verfolger verschlungen. Die Wasserjüngern im Teich von Rossitz in Mähren stürzen die Kühne um, wie die als Mabfjas nach dem Meeresstrande gewanderten Seelen der Kariben, aber die Russalka schaukeln in Scherz und Neckerei auf den Bäumen ihre Haare kämmend, und im Sarntal tanzen die Seefröulein auf der Weibowiese. Bei den Wogulön dienen sieben Wassermenschen (Utschi) dem Wasser-Genius (s. Reguly).

Die Slaven verehren die Flüsse (nach Procopius) und *ἀλλὰ σεβονται ποταμούς πολλούς*; sagte Herodot von den Persern. In fontes coronas jacunt et patros coronant (Varrō) am Feste der Festinalia oder Fontanaia (besonders für die Quelle an der Porta Capena). In Böhmen wird das Maifest an den Quellen gefeiert. In nulla parte naturae majora sunt miracula, bemerkte Plinius über die Quellen, die Kinder des Titanen Pallas und Styx (nach Hygins). Die Quellen der Flüsse gelten dem Neger für Sitz der Geister, weshalb sie von Fremden nicht berührt werden dürfen (Lain) und in Whist befrecht der Beduine, dass seine Quellen vertrocknen, wenn sie ein fremdes Auge erschaut. In den Wasserfällen wohnt (nach Carver) der Grosse Geist der Indianer. Die Hermunduren und Chatten stritten (nach Tacitus) um den salzreichen Stenzfluss, in dessen Gebiet Gebete fehlte erhört wurden; als dem Himmel abet (wie Benares). Der Fluss Scheria heisst *πολύκλιμος*, der Vielumfekte, in Coryra, als Land der Phäaken. Für den Skamandros administrierte ein Priester (*ἀρχιερεῖς*) und ein *καρνεύς* stand am Sperrschiff. Der Ätholus, der Ätreste der 3000 Bruderspriesterlinge des Okeanos und der Thetys, war als Repräsentant des stästen Wassers ein heftiger Strom, weshalb jeder Antwort des dodonischen Orakels die Weisung sich beigefügt fand, *ἀπέχεσθαι ὕδατος*. Die Assorini in Sicilien verehrten den Fluss Chrykas und Veveis wagte nur heimlich den erfolglos bleibenden Versuch, die Statue dieses Schutzgottes zu rühren. Die Sennunter verehrten den Flussgott Hypsas, die Nacukomen des messenischen Königs Siboen opferten dem Grenzfluss Pamisos und Pelens gelobten der Achilleus Hauptbaa dem Sperabaios. Die Mongolen spenden ihren Flüssen (Gngon, Selenge, Kerulen, Huangou oder Schirandron) etc. Fränkter von Kums, des Nixen im Bodethal wird ein schwarzes Hebe dienen in Westphalen ein Fruchtgeschenk dargebracht, und die Peruaner opferten des

Brunnen Meerenschein, als Töchter der Wassermutter. Dem Euphrat wurde von Vitellius ein Stier geopfert und die Kaffern opfern in Zeiten von Dürre den Flüssen einen Ochsen. Die Griechen stellten die Flussgötter oft in Stierform vor. Nachdem Achelons im Kampfe gegen Dejanira verschiedene Gestalten angenommen, verwandelte er sich zuletzt in einen Stier, worauf ihm Herakles ein Horn abbrach. Der Skamander brüllt wie ein Stier, Achill verjagte. In den Hymnen des Rigveda brüllt der Sindhu-König wie ein Stier. In Schottland erscheint der Wasserstier Neik vor Ueberschwemmungen. Die Wasserstiere (water-bull) auf der Insel Man sind an ihren kurzen Ohren kenntlich. Der schwedische Wassergeist Kelpio erscheint als Pferd*, der slavische Wassergott Nakos als Fischmensch. Xerxes opferte Pferde dem Strymon. Piridates, als er den Euphrat passirte. Bei den Zulus wirft Ulaugalasenzantsi Ochsen in die geschwollenen Flüsse, dass sie sich für seinen Durchgang zertheilen (s. Callaway). Ist der Fischfang im Ob nicht ergiebig, so sollen die obdorskischen Ostjücken bisweilen einen Stein um den Hals eines Rennthieres hängen und dieses als Opfer in den Fluss versenken (Castrén). Neben dem Wassergotte Kulj wird der Waldgott Meang verehrt. Der Kokel bei Schässburg muss jährlich einen Ertrunkenen haben, und dasselbe verlangten andere Flüsse. Nach ägyptischen Traditionen wurde bis zur Eroberung durch die Mohamedaner dem Nil eine Jungfrau geopfert.

In Ländern, die in Ueberschwemmungen (die „durch ten Füss“) bewässert werden, zollt der Ackerbauer seine Huldigung dem Flusse, aber wasserarmen Ländern ist das wichtigste Geschäft das der Regenmacher, da von ihrem Erfolg die Ernte und somit die Garantie gegen Hungersnoth abhängt. Die Abanisi bemoula (Hernunterlasser des Regens) bei den Kaffern träumen von dem Opfer, das die Heerschaaren der Luft verlangen und lassen sich das Stück Vieh des Betreffenden anlieferu (Löbke). Von seinem Sohn Pachacamao vertrieben (wie der Westen oder Westwind von Manobozbo) zieht sich Con mit dem Regen zurück, so dass die peruanische Küste trocken bleibt, wenn nicht Viracocha seine Vase zerschlägt, wie Indra die Dasya-Wolke zerreisst. In der Wüste Gobi ist der Ju-Stein ebenso wichtig, wie der gerollte Regenstein im alten Rom. Da den Bechuanas der Regen (Pula) Geher alles Guten ist, so beginnen und enden sie jede Rede mit seiner Anrufung. In Nicaragua wurden dem Quiateotl, dem Gott der Gewitter, Kinderopfer für Regengewährung gebracht und bei den Azteken sass der Blitzgott Tlalocotli mit seinem Scepter auf dem Berge

*) Les ruisseaux et les fleuves au flots onduleux réguliers et rapides, qui se précipitent à travers les vallées et les plaines ont pour emblème le cheval (Rougemont). Le cheval figurait fort bien les torrent impétueux. Die mit Pferdeköpfen geschmückten Schiffe der Griechen ritten bei den Scandinaviern auf dem Wogen oder durchschneidten sie als Seeschlange.

Tlaloc. Von den durch eine Jungfrau geborenen Zwillingbrüdern, Joskeha und Tawiscara (der Weise und Schwarze), die von dem Mond (Ataensic) als Grossmutter stammten, vernichtete der Stärkere (der Ahu des Menschengeschlechts) den Riesenfrosch, der durch Zurückhaltung der Gewässer die Erde austrocknete (bei den Jrokeseu). Die Azteken verehrten die Wassergötter im Bilde eines Frosches. Die Maya opferten in Zeiten der Dürre dem Wassergotte Tlaloc und auf der Insel Cozumel hielt man für den Regengott Prozessionen ab, wie in Bayern für den ausgewählten Heiligen. In Ländern, wo es schon Regen genug giebt, ist dieser auch immer ausserdem noch leicht zu haben. In Tirol braucht man nur einen Stein in den See von Navis zu werfen, und sogleich entsteht ein Unwetter (Zingerle). Selbst den Mongolen ist in ihrer Wüste der Regen nicht immer dienlich, und um sich ihre Heuernte nicht zu verderben, vermeiden sie es während derselben, dem Bache Arschan usun nahe zu kommen, da dieser in solcher Zeit sogleich geneigt ist, Regen zu schicken. Vritra verdunkelt Erde und Himmel, als die Asuren ihre eisernen Städte in der Luft erbauen und dadurch die Passage unterbrechen, wie es durch die Vogelstadt bei Aristophanes geschieht. Durch die Regenhymnen der Menschen angerufen begeistert sich unter den Göttern Indra*) zum Kampf durch den Trank des Soma. Als Tschiyon (im Chouking) Chinnong entthront hat, umhüllt sich die Erde mit dunkeln Wolken, bis Hoangti den Sieg erlangt.

Als der Fluss Juthian's (Khotan's) ausblieb und der König dem Drachen ein Opfer brachte, kam eine Frau daraus hervor, und entschuldigte die eingetretenen Unordnungen und den Landbauern zugefügten Verluste mit dem plötzlichen Tode ihres Gemahls, ersuchte nun aber den König, ihr Einen seiner Grossen zur Ehe zu geben, damit Alles wieder in's Gleis komme. Der Edle Mieou war bereit, sich der Drachin antrauen zu lassen und ritt auf einem weissen Pferd in den Fluss, sich mit seiner Peitsche einen Weg öffnend. Bald darauf kam das Pferd wieder hervor, mit einer Trommel auf dem Rücken, sowie einen an den König gerichteten Brief, der Mieou's Ernennungsurkunde zu einer Stelle unter den Göttern enthielt. Im schwedischen Märchen von Swanhwita hält die Meeresfrau die Ente, worin die ertrunkene Prinzessin erscheint, an einer Kette, die erst reisst, als der Königssohn trotz der Verwandlung in Drachen und Ungeheuern festhält. Der Fluss Sualao wird als ein Königsgrab verehrt, weil einst ein Mnata Cazembe verrätherisch darin nm's Leben kam.

Hezychius erklärte *νυμφοληπτας*, als *κατεχομενους νυμφαις* (a Nymphis correptos). Die Lateiner hätten diejenigen Sympathicos genannt, die *speciem quandam e fonte, id est effigiem nymphae viderint* (nach Festus).

*) Um im Kampfe mit Vritra (und der Schlange Ahi) den austrocknenden Souchua zu erlegen, nimmt Indra den Menschen Contsa mit sich auf seinen Streitwagen. Die Marut öffnen dem durstigen Gotama die Himmlischen Quellen.

Am Quell auf Ithaka stand ein Altar der Nymphen (als *ἰσθραστῆρι* mit Hirten begattend). *Symphaticus quod aquam timeant, quem Graeci ἰσθραστῆρι vocant (Isidor)*. Plinius erklärt *Symphaticus* als *furiosus (insaniens)*, qui vitium ex aquae conspectu contraxit, vel ex imagine viva in aëna. Die zur Begeisterung aufregenden Nymphen *Commotiae* bewohnten die schwimmende Insel des sabinischen Sees *Cotilia*. Nach den *Boehmanas* leben heilige Schlangen in den Quellen, die beim Tödten jener aufstrocknen würden (*Philip*). Der Fluss in *Maine* hieß (bei den *Algonquin*) *Kennebec*, als Schlange und der *Antietam* in *Maryland* bei den *Irokesen*. Wenn sich ein Stamm oder auch nur ein einzelner Herrero zuerst an einer Quelle niederlässt, so wird er als der allein rechtmässige Eigenthümer des Wassers und des dazu gehörigen Weidegebietes angesehen (so lange es ihm gefällt, dort zu verweilen). Ertheilt nun ein solcher Quellbesitzer auch andern die Erlaubniss, sich bei seiner Quelle niederzulassen, so werden diese Hinzugekommenen, ausser wenn es ein ganzer Stamm ist, fortan *Unterthanen* des Quellbesitzers und dieser wird ihr rechtmässiger *Omahóna* oder *Häuptling (Habu)*. So wurde *Ismael* der Herr des *Zemzen*.

Die *Irländer* weissagen aus dem Murmeln des Meeres und der Flüsse den Wassertod der Schiffer oder Land-Reisenden. Bei der Wasserprobe schwimmen die Hexen, da das Wasser nichts *Unrcines* dudet. Die *Celten* wandten sich an den *Rhein* als Gottesgericht, indem sie Kinder zweifelhafter Geburt auf ein Schild hoben und erwarteten, dass unehelich geborene in den Strudel herabgezogen würden (*Wachter*), wie noch das Volkslied dort die *Jungferschaft* erproben lässt. Die *Weissagerinnen* des *Ariovist* schauten auf die Wirbel der Ströme. Den *Sorben* diente die Quelle *Glomazi* zu Orakeln, drohenden Krieg durch Asche und Blut verkündend. Man weissagte aus dem klaren Wasser des Sees *Morica* in *Campanien* und in die *Thermae* des Quells *Aponus* bei *Padua* wurden *Kerbbölzer* geworfen. *Gregor III.* warnt die getauften *Franken* vor den heidnischen *Fontinn* *anguria*. Die aus den *Eichenwurzeln* bei *Dodouä* rinnende Quelle weissagte durch *Murmeln* und wurde von der *Pelias* genannte *Greisinn* angelegt. Ueber den *Urdarbrunnen* steht die *Esche Ygdrasil* und *Odin* trinkt *Weisheit* aus *Mimir's*)* *Brannen*; weissagerischer *Trunk* wurde aus *Apollo's* *Orakelquelle* geschöpft (nach *Jamblichus*). Dem *Trunk* der Quelle *Divona* in *Bordeaux* wurde (nach *Ausonius*) *Heilkraft* zugeschrieben (am Quelle des *Cabors* des *Chartreux* im Lande der *Cadna's* mit römischen *Aquäduct*). Aus der Erscheinung des *Wassergeistes Neik*, der sogleich seine *Nüstern* an die *Lippen* eines in's Wasser *Gefallenen* legt, weissagen die *Schotten* *Anschwellen* der Flüsse. *Protens* als *Zauberer* oder *γοης, ὀλοφύια ἰδίως*, in

*) Le dieu des Eaux (*Mimis* ou *Mimir*) habitait au ciel un lac céleste et buvait de ses eaux pures et sacrées (*Bergmann*).

alle Gestalten wandelbar. Den Tomenos des Proteus u. Memphis umwohnten tyrische Phönizier. Schnellboten aus der Armenisehen Mongolei kamen jährlich nach Irkutsk, um Wasser aus dem Baikel zu schöpfen, und es nach ihrer Heimath mitzunehmen. Das Wasser des Landes Gusakivi soll Leibschmerzen vertreiben und anderen Flüssen wird die Regengabe zugeschrieben. Am Bache des heiligen Agilus fanden wunderbare Heilungen Statt. In dem umbrischen Tempel am Clitumnus ward (nach Plinius) die Bildsäule des Gottes aufgestellt, mit Leosen davor. Der Muti-a-majo (Herr des Wassers) weissagte in Conge aus einer in den Fluss geworfenen Calabasse (Cavazzi). Auf Havaii sah der Zauberpriester den Dieb im Wasser, das er vor sich hingegossen, wie bei den Xong in Hinterindien. In der Rheinprovinz wird die Zukünftige während der Mondfinsterniss in einem Gefässe mit Wasser gesehen. Im Lotus des Wassers entstand Prajapati (Taitt. Ar.). Durch den von Numa getübten Zauberer des Aquileium erkannten die Aquilegen Wasseralern mit ehernen Becken. Numa hydro-mantiam facere compulsus est, ut in aqua videret imagines deorum vel potius Indificationes daemonum (Augustinus).

Die Helden vor Troja stammen vielfach von Flussgöttern ab und Genealogien finden sich bei Pseudo-Plutarch (*νεπι ποταμιδε*). Ausser Okeanos gehörten die Potamoi oder Flussgötter zur vollständigen Götterversammlung. Der Fluss Xanthos stammt von Zeus, die Moxos nennen sich Kinder des Sees oder des Flusses, an dem ihr Dorf lag, und scheuten sich fortzuzwandern, um ihren Abu nicht zu erzürnen (nach d'Orbigny). Der nördliche Zufluss des Tamalukan heisset (bei den Makobas) Noka e a Lingalo, nach dem Bechuanen Noka, ein Häuptling der Makoba (Bairöb). Das Verzeichniss der Götter unter den Bodo ist das Verzeichniss der Flüsse im Bodo-Lande, bemerkt Hodgson. Der Niger gilt den Anwohnern als männlicher Gott, seine Flüsse als Frauen (Landere). Der Fluss Axenos wurde nach Aschelous genannt, der aus Liebe zu Cletoxia sich ertränkte, der Stymphalus von Alpheus, den wegen Brudermordes die Furien in's Wasser jagten, der Xanthus von Skamander, der durch Rheas Myserien irrationig sich hineinstürzte, der Palnosthus von Strymon, der aus Trauer über Rheas Mord den Tod suchte. Da der in der Schlacht mit Mezentius verschwundene Aeneas am Flusse Numicius begraben lag, so wurde er (dadurch geläutert) als Jupiter Indiges verehrt. Durch den Jupiter Clitumnus wohnt dem beseelten Flusse Clitumnus (in Umbrien) eine Joyalmacht inne (v. Klausen). Der Riese Dessaubre, in den Gebirgen des Deobs, wurde auf das Gebet eines Mönches in eine Felsböhle eingeschlossen und erzeugt jetzt durch seinen Schweiß die Quellenströme^{*)} des Flusses (Monnier).

*) The deity of the river Tutia is supposed to be an old woman (Borithakurani), and is one of the common objects of worship (Grandevata) among the pagans of the vicinity. This nymph being envious of the attention, that was paid to a rival, named

Ein Stamm der Collas in Peru wollte von einem Flusse stammen, ein
 andrer von einem Brunnen. Die Ostjaken nennen sich As-jach oder Volk
 As (Obj), die Wotjaken das Volk am Vot (Wjatka) oder Ud (Ud-murt),
 Wogulen das Volk am Jögri (der Syrjaken oder Wogul des Russen),
 1. (Man-si), zwei Flüsse im Ural, nach deren Quellenbergen sich die
 Menschen bei der Sündfluth retteten. Vor den Wogulen wohnte ein wildes
 kaltes Waldvolk (uro-si oder uro-sebi) im Lande. Das Land unter dem
 Meer* (das Martinsland im wälschen Volksglauben) heisst bei den Irändern
 Land der Jugend. Neben den Ty'wyth Teg, als feindfreundlicher Gesinnung,
 sich an einem See, am Fesse eines Berges an der Grenze von Breck-
 tabire anhalten, unterscheidet man in Wales die Ellyflou, die sich meist
 bösartig und boshaft gegen die Menschen zeigen (v. San Marte).

Wie das Rothwasser (des Fetisches) in Afrika, wurde das Fluchwasser
 Palästina getrunken, und der König von Siam verlangt von seinen
 Vasallen jährlich zweimaliges Trinken des Eideswassers (Phitti thi nam).
 Ein Streit unter den Unsterblichen entsteht und einer von ihnen übt
 die Zens (nach Hesiod) durch Iris (Tochter des Thanos) Styxwasser in
 einer goldenen Kanne holen, und wer von den Göttern, ausgiessend von
 dem Trank, falsch schwört, liegt athemlos ein vollständiges Jahr und
 ohne zu essen und ohne zu trinken, sondern liegt des Athems beraubt
 auf gehelltem Lager und böse Betäubung mahlt ihn.
 Wenn er die Krankheit vollbracht hat ein grosses Jahr durch, empfängt
 ein andres schwereres Elend aus andrer, und neun Jahre ist er getraunt
 den ewig seienden Göttern und er kommt nicht zum Rathe, noch zum
 Rath der ganzen neun Jahre. Im zehnten gelangte er wieder in die Ver-
 einigung der Götter (v. Welcker). In Udjana wurde dem Schuldigen
 ein Pfund Medizinwasser verabfolgt, um ihn zum Geständnis zu

swari, who had attracted the whole devotion of the people of Boda, detached a portion
 of her river to destroy the temple of her competitor. The river advanced in a direct line,
 through the influence of Bodswari was swallowed up by the Korotrya (Bomhassa).

*) Die Astecken kreuzten nach dem Tode die Neun-Flüsse (Chiononpa), die Vikinga.
 nach Bode (Chiononpa) nach Gudheim, die Athapascen in einem Steinboot, die Arawacuen
 in einem See, wo ein altes Weib den Zoll eines Auges verlangte (wie in Süd Afrika).
 Argophin und Dakotai über einen durch eine Schlange überbrückten Strom, die Huronen
 Irakosen über eine von einem Hunde bewachte Flücke, die Eskimoes über einen
 allein aus der Fluth entkommene Tapa, Ahn der Tupas in Brasilien, wird als mer-
 curial beschreiben (s. Charney). Die Poncken werden weiss (Chilichochitl) beschrieben
 (Quetzicpati), ebenso die Gefährten des Virabodra (Gomra) und die Argonquah
 den ihre Verfahren Aluakis oder weisse Menschen. Tama ist der Culturoheres de-
 über. Ein mächtiger Wind wühlte auf der Oberfläche der Wasser, heisst es in der
 Geschichte der Welt Gottes ruhete auf der Oberfläche der Wasser. Vier mexicanische Cozo-
 o Cipahtli (Häufigkeit), Wie bei Maun von Noul, werden in Maun und Punt-Schnee
 von aus der Fluth gesetzt. Kalb in Argonys diene als Zollrecht nach der Fluth
 in Argonys so ginstig zwischen Fof und Aequator gelegen um der Fluth sowohl wie
 Bunde zu entkommen. erklärt Mosebins die alte Civilisation

bringen. Das mexicanische Kreuz *) oder Tonacaquahuitl (der Baum unser Lebens oder der Baum unseres Fleisches) stellte den Gott der Gesundheit oder (im Ymātān) des Regens vor. Der aztekischen Göttin des Regens in einem Kreuz in der Hand wurde ihr Opfer an ein Kreuz genagelt und das mit Pfeilen erschossen.

In Tyrol wurden noch im Anfange dieses Jahrhunderts die Element

*) Quetzalcoatl, als Gott der Winde, trug eine Art Bischofskreuz. Welten & Mythen der Wassergöttin opfern, so überspannten sie einen See mit kreuzweisen Stricken in deren vier Abtheilungen Kostbarkeiten versenkt wurden, um durch die Arme die vier Cardinalpunkte (die Tate-onye-toba oder die vier Himmelsgegenden, „woher die vier Winde kommen“ bei den Dakotas, als die vier Stammväter der Haytier) anzuzeigen, von wo die Regenwolken sich erheben würden. Der Regenzauberer der Lenape zog ein Kreuz an der Erde, das er mit Opfergaben belegte, ehe er die Geister des Regens anrief. In den vier Winden gefeiertem Feste stellten die Creek zwei Pfeile kreuzweis in die Nahe des heiligen Raumes und zündete zwischen ihnen das neue Feuer an. Im Tempel des Ahauhu, des (dem guten Uhiuri gegenüberstehenden) Bösen, darf das Feuer des den Canma) nicht verlöschen. Da die Vögel, die (nach den Eekimox) am meisten die Tarrak oder uralischen Begabung (eines cherokeseischen Oonawleh Ungg; oder etwa zwischen Hushtoli, als Kittinalowit bei den Algonquin oder Kaugetuh Eniessie bei den Creek) besitzen, als Götterbote gelten, so verband sich mit der Bitte um Regen, den die Zuñi in Neu-Mexico mit vier Adlerfedern beschworen, der Ausblick für Augarien in dem römischen Templum. Mit dem Vogel kämpft die Schlange, die gebürtig der Creek, dem irokeseischen Donnerkeil (s. Morgan) erschlagen oder vom algonkinischen Helden Michah bezwungen, als Unktahe, der Wassergott, gegen Waukeon, den Donner-Vogel, oder als Schütze hütender Drache = Fern. In Quetzalcoatl (Yolmat oder Guemmatz) oder Kaktus vereinigten sich man die Symbole des Vogels und der Schlange, wie in Nagarjuna, die Kasypu's Feindseligkeit gegen den Schlangenkönig des kaschmirischen See's vermittelte und die in Hautföderung verflüchtete Schlange hieß Grossvater bei den Algonkin (die Grenz der Meda-Zäbelen) oder Cilmoot (Schlangenfrau), als Tonantsin (Mutter) bei den Nahua, wie sich ähnliche Allegorien des Fortlebens in afrikanischen, asiatischen und polynesischen Sagen finden, auf den Mund weiter führend, wie in den Beziehungen zwischen nied und megele. A la orilla de los rios (Maya) practicaban (los Peruanos) la ceremonia llamada Mayarhalla que consistia en tomar un poco de agua en el hueco de la mano y beberla invocando a la Diosa del agua para que les permitiera el paso, ó que les diese paz y para volverla propicia echaban maíz en su seno (Riveto). Hoy mismo todavía habitante en la alta Cordillera se enseñan a estos de pasar un río ó a estas. Die Götter opferten unter ihren Seten besonders dem von Guateritá. On the festival of lamps (dovall) it is incumbent (in Rajasthan) upon every votary of Laxmi (as type of fishes, to try the chance of the dice. The agricultural community place a corn-measure filled with grain, and adorned with flowers as her representative. Als Yama is Pluto (Pluton) or (Cavera) the infernal judge, to whom sacrifice and the libations of oil are conserved. Torches and flaming brands are likewise kindled and consecrated, to burn the bodies of kinsmen, who may be dead in battle in a foreign land and light them through the shades of death to the mansion of Yama (s. Tod). On the festival Jul-jatra, the procession (in Rajasthan) go the lake (adoring the spirit of waters) and place floating lights upon it. On this day Vishnu rises from his slumber of a month (to denote the sun's emerging from the cloudy months of the periodical flood). When Ganga falls on the head of Isht (Savara) in the skies, his votary pours the fluid on his statue below. Vishnu as Kshiti (Meri) hid himself in the moon. Her den Indianern schafft der Riesenvogel. A being which they represent to Germanes, as of human form and furnished with wings and which they call Crow, created the world, then the world, and finally the first two Tribes (Kisohian) male and female who were formed of grass's East.

gehört, indem man am Weihnachtsabend Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in der Erde vergrub und Etwas ins Feuer, sowie in die Brunnen warf. In der Elementenverehrung der Mongolen durfte kein Wasser beschmutzt werden, und heiße Speisen nicht durch Anblasen gekühlt werden. Die altüberlieferten Reinigungs der Römer geschahen durch Luft, Erde, Feuer und Wasser. Ein Element durch das entgegengesetzte zu vertilgen ist eine Sünde und deshalb ist es stündhaft Bäume zu hauen, weil Holz unter die Elemente der Lamen gehört. Die Erde ohne Noth aufzuwühlen, oder wenn sie geschoben muss, ohne die vorgeschriebenen Versöhnungsformeln, in gleichen Feuer mit Wasser zu löschen, sind ebenfalls Sünden und die Kaluüken lassen deshalb das Feuer selbst ausgehen, oder suchen es mit Filzdecken auszuwickeln. So ist es auch Sünde, das Wasser (als ein reines Element) durch das Waschen der Geschirre zu verunreinigen.

In Bangkok gilt es für unerbittlich über eine Brücke zu gehen, wenn ein Vornehmer in seiner Gondel hindurchfährt, und der Naturmensch hehrt mit Scheu einen solchen Steg, indem er dem darunter hinströmenden Flussgott einen Schimpf anzuthun strebt. Fließende Gewässer dürfen von den römischen Magistraten nicht ohne die Perennia genannten Auspicien überschritten werden. Verres opferte Rosse am Strymon, dem Grenzflusse Makedoniens, und Tiridates am Euphrat, ehe er denselben zu passieren wagte. Dem Auflegen eines Rückenjoches im Pons sublicius, bei der kein Eisen verwendet werden durfte (wie bei der Cephissos-Brücke zwischen Eleusis und Athen) gingen Ceremonien stänender Weihen vorher. Wer über ausgegossenes Wasser wegschreitet, holt sich frühen Tod, heisst es in Schlesien, und der schwedische Bauer, wenn er über ein Wasser geht, spuckt dreimal aus, zum Schutz gegen die bösen Einflüsse des Geistes. Quetzalcoatl, dessen Gefährten auf dem Wege von Tampico nach Anahuac die Flutso überbrückten, wurde in Mexico vergöttert. Die erste Grabung von Brunnen in Argos wurde dem ägyptischen Danaos zugeschrieben. Die von Numa (wie später von Pythagoras) mit der Hydromantie verbundene Necromantie wurde (nach Varro) aus Persien gebracht.

Jeder Brahmane hat sich durch sein Morgenlied, mit Begrüßung der aufgehenden Sonne, zu reinigen und bei den Siamesen heissen sie Phu-thi-lä (bab) oder die Sünden Abwaschenden. Auch Quetzalcoatl hatte seinen Priestern tägliches Baden vorgeschrieben, während bei einigen jainistischen Secten Scrupel herrschen, ob dadurch nicht Insectentod verursacht werden könnte. In Mexico wurde das Nergesorene (der Göttin Cholchinbeueja geweiht an allen Gliedern von der Hebamme gewaschen, um das Unglück auszutreiben. Die Peruaner badeten nach der Beichte, die Novajos, um

* A Natchez-chief, who has been persuaded against his sense of duty, not to sacrifice himself on the pyre of his ruler took clean water, washed his hands and threw it upon the coals (nach Dumont). The therm in Maya (für die mit der Taufe verbundene Nomen-

sich von einem Begräbniss zu reinigen. Abwaschung durch fliessendes Wasser wurde in der *καθαρισμός αμαρτιών* verlangt. Vom Könige Magarod (dem wegen seiner Verderbtheit der Leib seines keuschen Weibes aus Kas von Feuerflammen umgeben schien) erzählen die Malabaren, dass bei seiner Taufe (Tischtschei) durch den Priester Kerukker an der Jamna, zwei Stunden in Gestalt eines Raben fortgeflogen.

In Mecklenburg warfen Fieberkranke schweigend nach Sonnenuntergang Erbsen in fliessendes Wasser, und die Siamesen lassen die Krankheit mit den Kaban Phi fortschwemmen. Das Wasser der Gesundbrunnen heilt direct körperliche Leiden, oder das des Teiches Bethesda nachdem es durch den niederfahrenden Engel bewegt wird. In Malak wurden Kranke zum Baden nach der Quelle Kaunizrodeiatistum (bei Dorie Karwalankirei) gebracht, der der Jungfrauen-Brunnen hiess, woselbst allnächtlich himmlische Jungfrauen zum Baden und Spielen herabkamen und das Wasser so aufregten, dass es am Morgen ganz gelb aussah, wenn man am Tage vorher Safran hineingeworfen. Das vom Mühlrad springende Wasser heilt Kopfweh (s. Hartlieb). Im Zondawesta werden die reinen Wasser angerufen, alle die von Mazda gegebenen Wasser und alle die Bäume, von Mazda gegebenen. Die Armenier verehrten die Pappel Pardi neben der Silberpappel (Sos) und bei Johann Catholicos bei Anouschavan* (Sohn Ara's) Sossanever (dem Holz des Sos gekeiligt). Na Ktesias hatte das Wasser einer Quelle in Indien (nach Einlegung eines Pulvers) die Kraft, Schuldige zum Geständniss zu bringen.

Erst in späterer Entwicklungsstufe werden sich dem Naturmenschen die Fragen nach der Schöpfung stellen, die Fragen nach dem Anfang

gebung) is caput-zibil, corresponding exactly to the Latin venasol, to be above the lands). The rite of baptism was of immemorial antiquity among the Cherokees, Aztecs, Mayas and Peruvians (s. Brinton).

*) Anouschavan (fils d'Ara) était surnommé Sos (peuplier argentifère), car il était voué aux fonctions sacerdotales, dans les forêts de peupliers d'Armaning à Armanis. Le tremblement des feuilles de peuplier, au souffle léger ou violent de l'air, était l'objet d'une science magique en Arménie et le fut longtemps (Mar Apas Cafina) nach Langlois. Ueber die Fluss Spercheios geleitet durch die Bäume vertriebenen Gephyris, wasser. In Attika die Demos Gephyris zu Auslegung des heiligen Orakels besteht und führen die Verehrer der Demeter Achaia ein, sowie der Pallas Gephyritis, deren Palladium aus der Hügel des Kephinos oder (nach altem Branch) Spercheios gefallen. Der Fluss Albulus (in Latin) wurde (nach dem troischen Thymbrios) Tiberis genannt (s. Markort). Die Solymi hieszen nach dem Schmieden des Eisens (σολοίσιος). Solymus war genannt von Solymus (Gefährte des Aeneas). Auf dem Palatin stand das alte Palatium (die Pfahlstadt). Nach Herodotus durften die reinen Gewässer der ewigtrübenden Flüsse nicht durchströmet werden, obzwar in die klaren Fluthen schauend, gebetet zu haben. Es fanden sich Pfahlbauten in Parmeranien und an Lagy magiore. In den Pfahlbauten wurdog (nach Herodot) besonders die Fischarten Paprekes und Tilony gefischt. Die Ciconen (Karkonen) hieszen (wegen ihrer Wanderungen) auch Pelasger (Störche). Gegen böse Augen hilft das Spruzwasser von Mühlrädern, vor Sonnenaufgang gehet (nach den Wendes).

des Seins, das er nun sich sieht, zu dem er selbst gehört, und er wird diesen Anfang in irgend einer Phantasieform finden, die weit genug von dem Ausgangspunkt der Betrachtung entfernt ist, um die bis dahin gelangten Gedankenreihen zu erfrischen, so dass sie froh diesen Ruheort gefunden zu haben, sich dort zufrieden geben. Sind sie mit dem Alter zu grösserer Kraft gereift, sind ihre Schwingen mächtiger gewachsen, so pflegen sie weiter in die Kerne hinauszustreben, und das, was ihnen vorher, als das *plus ultra* galt, wird auf's Neue zersetzt, der bisherige Schöpfer erscheint selbst erst als geschaffen, von einer höheren Wesenheit, die sich vielleicht nur durch Glockentöne kundbar giebt, wie jene erste Kraft javanischer Kosmologie, ohne dem Auge bildlich vorstellbar zu sein. Werden die Auffassungen scharf und bestimmt genug, um philosophische Scheidungslinien in den phantastisch umherwogenden Glaubensgebilden zu ziehen, so mag man bis auf Elementarstoffe zurückgehen und sich schliesslich in ein Chaos frühesten Urgährungs verlieren, aus dessen Stadien das Existirende aus Tageslicht hervortritt, und vielleicht gelangt das Denken dann zu der logischen Vollendung, auch diesen Anfang nur in der Relativität periodischer Umläufe zu verstehen, und die Tyrannei seiner absoluten Geltung abzuwerfen.

Die drei oder vier Allgemeinheiten, unter die sich dem Naturmenschen zunächst die existirenden Dinge zusammenfassen werden, sind die der Erde, des Wassers, der Luft und des Himmels, die beiden letzteren oft als Eines begriffen. Der Himmel steht dem Menschen unerreichbar fern und gestattet bei seinem Charakter veränderungsloser Gleichartigkeit nur an die wandelbaren Gestirne geknüpfte Hypothesen. Auch die Luft bleibt, wie sie ist, da sie uns den temporären Strömungen durch Wind und Wärme, stets zu ihrem Gleichgewicht zurückkehrt. Nachhaltig dauernde Veränderungen finden dagegen in den relativen Verhältnissen zwischen Land und Wasser statt, und da das erstere allein für den Menschen bewohnbar ist, so haben nur diejenigen Veränderungen Interesse für seine Existenz, die dem Wasser Land abgewinnen, während die entgegengesetzten, bei denen das Land in Wasser versinkt, hier den Charakter der Zerstörung tragen. Auf der ersteren basiren deshalb in psychologischer Consequenz verschiedene Schöpfungstheorien, die mannigfaltige Wege einschlagen können, um die Entstehung des Landes aus dem Wasser zu erklären. In den polynesischen Inseln, wo man an vulkanische Eruptionen gewohnt war, spricht man auch von einem plötzlichen Auffrischen des Landes durch einen Gott, im Allgemeinen aber wird die Hervorbildung unter den Uebergangsformen allgemeiner Ausbreitung erscheinen, wo man das Wasser langsam abliessen sieht, um grössere und grössere Strecken des Festlandes trocken zu legen. Bei der Nothwendigkeit in diesem Prozesse, einen fixen Punkt zu fixiren, an den sich die Vorstellungsreihen als Maass anheften könnten, kann man am Natürlichsten auf den Vogel, als ein unabhängig von Wasser und Erde existirendes Geschöpf, das deshalb bei dem Kampfe beider eine

dominierende Rolle zu spielen vermochte. Sonst hätten sich auch die das Wasser bewohnenden Creaturen verwenden lassen, doch werden sie meistens in einem zu direct feindlichem Gegensatz zu der ihnen abgewonnenen Erde betrachtet; als dass sie als selbst mitwirkend bei ihrer Schöpfung hätten gedacht werden können. Biber eignen sich schon die Amphibien, und besonders die Schildkröte wird gerne als früheste Stütze des sich befestigenden Continents herbeigezogen werden. Auch Biber, Wasserratten und andere Tauchthiere mögen Hilfe leisten, indem sie auf dem Grunde des Wassers hinabschwimmen und von der dort schon befindlichen Erde heraufholen. Ist es auch nur ein Körnchen, das sie bringen, schon das kleinste Körnchen genügt. Die Schwierigkeit beruht einzig in dem Anfange selbst. Ist dieser gegeben, sei es in dem verschwindendsten Atommolekül, so lässt sich auch aus diesem mit Leichtigkeit die weiteste Oberfläche der Erde herstellen, denn zum Austreten derselben, soviel es nöthig ist, finden sich geeignete Assistenten genug.

Den Peruanen war Mamacocha (das Meer) das Alles erzeugende Element, aus dem die Menschen und besonders das frühere Riesengeschlecht entstanden waren. Das Volk von Cibola (im Nordwesten Mexicos) verehrte das Wasser*), als Grund des Wachsthums aller Dinge (Vasquez). Vishnu schafft im Wasser gehend, als Narayana. Aus dem auf dem Milchmeer schwimmenden Vishnu wuchs Brahma auf, als der Schöpfer. Der Vorfahre der Minnatarees erhob sich aus dem Wasser mit einer Maisähre in der Hand.

Bei den Karen breitet Jowa die Erde, nachdem ihm ein Vogel Lehm aus dem Wasser hervorgeholt hat, und in ähnlicher Weise bilden sie die von Ifeh ausgehenden Vorfahren der Menschen in Joruba. Nach den Hundsrückenindianern war die Erde mit Wasser bedeckt, bis der Schöpfungsvogel

*) Die Mexicaner nannten sich Kinder von Chalchihuitlyene, Göttin des Wassers und the like was said by the Peruvian's of Mama-Cocha, by the Boto-endos of Taru, by the natives of Darien of Dobayba, by the Jroquois of Atacama, all of them mothers of mankind, all personifications of the water (Brinton). Wie in der jousischen Schule ist bei Homer das Wasser der Grundstoff aller Dinge. Okeanos wird als *θεῶν γένεσις* bezeichnet. Wie Okeanos Allvater ist, heisst Thetys (sein Weib) Allmutter (*ἄστρα*). Rhea (Mutter der Kroniden) flüchtet ihre Tochter Hera beim Kampfe des Zeus gegen Kronos in des Okeanos und der Tethys Behausung zu den Grossältern, die der Liebe zu pflegen längst aufgehört haben und nicht bewegt werden können, nochmals das Lager zu bestiegen und zu zeugen. Im Gegensatz zu den *δῖοι κρείττοιοι* (den Titanen) oder den unteren Göttern sind die *ὀλυμπιοί* oder Uranier (bei Homer) die Olympier, indem sie, als auf dem Olymp befindlich, zugleich im Uranos sind, in den der Olymp hineinragt (die Persönlichkeit des Olympos, der den Titanen beigezählt wird, ist späteren Ursprungs). Erst in der hesiodischen Theogonie sind die Titanen Söhne des Uranos, und der Gaa (welcher sonst den Göttern entspricht). Bei den Orphikern werden Titanen und Uranionen identisch (als von dem geboren (s. Nägelsbach). Neben der Gaa und dem Wasser der Styx wird der Uranos als Schwarzzeug genannt, indem geschworen werden soll bei dem, was im Himmels auf Erden und unter der Erde ist.

niedertauchte, um Erde hervorzuholen. In Polynesien wird sie aus dem Meere aufgefischt (da auf diesen Inseln die grossen Tauchervögel fehlen, ebenso wie im Innern Afrika's wo man deshalb die Erde in einem Bündel mitgibt und daneben die Henne, um sie anzutreten, was im Nordwesten Amerika's der Wolf besorgt). Bei den Muscogees fliegen über dem Wasser zwei Tauben hin und her, bis eine einen Strohhalm erblickt und sich dann das Land bildet.

Nach den Leni Lenape schwamm Manitu-Kiehton, der Gross-Geist (als Schöpfer), im Anfang auf dem Wasser und schuf dann die Erde aus einem Sandkorn. Nach den Mingos liess Michabu durch eine Bisam-Ratte aus der Tiefe des Meeres einen Sandkorn holen, um die Erde zu schaffen, worauf die gebildeten Thiere von einer Schildkröte oder Iusel auf den Rücken genommen wurden (trotz des Widerstrebens Michinis's, des Gottes des Wassers*). Bei der Fluth rettete sich Manobocho auf einen Baum, und liess dann von dem Biber Erde heraufholen. Bei den Tagalen reizt der im Luftraum fliegende Vogel den Himmel, Inseln auf das Meer zu werfen, um einen Ruheplatz für seinen Fuss zu finden. Am Ende des vierten Weltalters (Sonne) oder Tonatiuh (Atonatiuh), des Weltalters des Wassers, erschien die Göttin Matoacueje oder Chalchiuhteneje, die Gattin des Wassergottes Tlalok und zerstörte durch eine Fluth das Menschengeschlecht, aus dem sich nur (für die Bevölkerung des gegenwärtigen Weltalters) Coxcox mit seiner Frau Xochiquetzal rettete (bei den Mexicanern). Bei der lithanischen Fluth rettet sich das Menschenpaar auf Nusschalen, und nach der ogygischen Fluth fand aus der deucalionischen neue Schöpfung Statt. Die buddhischen Weltzerstörungen ereignen sich durch Feuer, Wasser oder Wind.

Ein cursorischer Ueberblick wird die natürlichen Grundlagen, aus der die Heilighaltung des Wassers hervorgegangen, in vier zusammenfassen können:

- 1) Die Furcht vor dem heimtückischen Elemente, das jeden Augenblick unerwartet Gefahr bereiten kann, und daraus folgend, eine Scheu dasselbe zu beleidigen, die schliesslich bis zu dem Extrem völliger Wasser-Enthaltung (besonders für häuslichen Gebrauch) führte.
- 2) Im notwendigen Gegensatze zu den vorübergehenden, in inneren Widerspruch ansiaufenden Consequenzen, finden wir die Betonung der reinigenden Eigenschaften des Wassers unter Anempfehlung des Bades, das nicht nur den Körper von seinem Schmutze befreien, sondern in heiligen

*) In Uebereinstimmung mit Thales Lehren war nach Damascius Ursprung aller Dinge das Wasser, indem sich darin Schlamm niedersetzte, woraus eine Schlange mit Ochsen- und Löwenkopf geboren wurde. Berosus lässt die Sonne aus dem Schlamm Mesopotamien's phantastische Ungethüme zeitigen, aber den Griechen erhob sich aus heiligem Meerwasser Anadyomene, Schaumgeboren, wie Viracocha in Peru.

Ceremonien auch die Seele läutern kann, sowie segnend auf alle Existenzen organischer oder anorganischer Natur im Sprengen des Weihwassers einzuwirken vermag.

3) Der Eindruck des aus fernen, dem Niederländer unbekanntem, Quellen herströmenden Flusses verknüpft denselben leicht mit dem eingewanderten Stammvater der Anwohner oder macht in philosophirenden Theorien über die Welterschöpfung das Wasser zum ursprünglich productiven Element, wobei zugleich ein aesthetisch gestimmter Nationalsinn die sonst schädlichen und boshaften Wassermächte in liebliche und wolthuende Wesen verwandelt wird.

4) Das murrende Geräusch des lebendig strömenden Wassers löst weissagende Orakelstimmen dem durch die Ruselka bethörten oder durch Nymphen begeisterten Sinn, während zugleich aus spiegelnder Fläche auf das Auge jene Scheinbilde treten, in denen prophetische Wasserschau Enthüllungen der Zukunft zu erblicken vermag.

Die Heilhaltung des Feuers knüpft sich direct an die praktische Bedeutung einer steten Aufbewahrung dieses nützlichen (und vor Erfindung der Streichhölzer nur schwierig herstellbaren) Elementes. Dadurch wurden Gedanken-Associationen angeregt über das Einwohnen einer höheren Macht, eines Göttlichen, und als die in das Jenseits projectirten Subjectivschöpfungen den Rückweg zur Quelle fanden, gelang es ihnen bald den Menschengestalt, ihren eigenen Schöpfer und Meister, in die Fesseln umständlicher und lästiger Ceremonien zu schlagen, die sich in den vermeintlichen Pflichtgeboten zu periodischer Auslöschung und Erneuerung aufdrängten. Auch das Holz, in dem das Feuer potentia latent lag, konnte schon eine solche Heiligkeit beanspruchen, dass die Tonkieu die Holzstühle der Chinesen verabscheuten und sich auf Matten an die Erde setzten, weil ihnen eine Beleidigung der alten Dame,* die darin weilte, weniger getöblich schien, als die des in furchtbarer Majestät hervorschiesseneen Feuergottes.

Die ursprüngliche Feuererzeugung war ein umständlicher Process und noch im Namen des Prometheus, liegt im Anschluss an das vedische Manthnam, dass auch für Buttern gebraucht wird, die Beziehung auf das drehende Keiben zweier Hölzer. Bei den Mongolen ist es sündhaft in das Feuer zu speien oder dasselbe mit Wasser zu verlöschen, seinem alten Feinde, dem es schon in Canopus bei dem Streite der Egyptischen und persischen Priester erlag.

*) Bei den Lydiern ist sie, als Ma (Rhea oder Cybele) oder Maja die grosse Göttin, während sie die Mongolen in der Gestalt einer gebeugten Greisin personifiziren, die als Göttin Etuga im Innern der Erde lebt.

Die Feuererzeugung oder die Benutzung des durch den Blitz des Himmels (vielleicht, wie die Tyrier meinen, durch Reiben zweier Baumstämme an einander im Winde) angezündeten Feuers, ist die erste Eroberung, wodurch sich der Mensch die Kräfte der Natur unterthänig machte, die deshalb bei den Griechen auf Phoroneus zurückgeführt wurde, der Sohn der Esche oder Melia mit Inachos. Aeschylus preist den Prometheus, der durch das Feuer (vom Sonnenwagen geraubt), die Thiergeschöpfe in Menschen verwandelte. Die menschliche Intelligenz allein ist befähigt, sich das gewaltige Element dienstbar zu machen, das alle Thiere fürchten und fliehen. Nur von der Gorilla ähnlichen Affenart in den Congoländern will Battel gehört haben, dass sie die verlassenen Lagerstätten der Neger aufsuchten und sich dort in Nachahmung am Feuer zu wärmen pflegten, ohne es jedoch in Brand erhalten zu können.

Die Mythen aller Völker feiern den ersten Erfinder des Feuers oder noch gewöhnlicher denjenigen, der es ihnen, nach vorhergegangenem Verluste, aufs Neue zurückbrachte, und darin scheint eine Andeutung zu liegen, als ob das Feuer zuerst durch ein natürliches Agens, sei es aus dem Erdinnern der Vulcane (der Schmiede des Hephästos auf Lemnos, aus der Prometheus das Opferfeuer gestohlen); sei es aus dem electrischen Prozesse der Atmosphäre oder aus dem Rade des glänzenden Sonnenwagens (durch dessen concentrirte Strahlen auch die Incas im Brennspiegel reines Feuer hervorbrachten) bekannt geworden, und dann nach erlangter Kenntniss seiner wohlthätigen Eigenschaften in Nachahmung wieder entdeckt sei. In Tula oder Tapallan des Ostens geboren, schüttelte Quetzalcoatl das dem Menschen gegebene Feuer aus seinen Sandalen. Als Hapai auf Neuseeland zum Himmel zurück geflogen war, stieg Tawhaki an einer Ranke hinauf, um ihn der Erde wieder zu bringen. Als Sonhi, die Poljala-Wirthin, Sonne und Mond in den Knopperberg eingeschlossen, gewinnt Wäinamöinen aufs Neue das der Tochter der Luft entfallene und von einem Hecht verschluckte Feuer, mit Hilfe des Sonnensohnes Paivan paika, der allein das feurige Element ausgreifen vermag, ohne sich zu verbrennen. Der von dem Räuber des Ringes der Leiche des (von den Preussen erschlagenen) Adalbert abgehauenen Fingers wurde vom Sperber aufgenommen und (ins Wasser gefallen) vom Hecht verschluckt, der Lichtschein austretete. Auf der Duke-York-Insel hatte Talangi von der blinden Dame Mafnike in der Unterwelt das Feuer (Afi auf Takaifo) erbeten, um Fische zu kochen. Hiro sieht auf langen Seereisen für Tahiti das Symbol des Feuergottes im Federgürtel (Maro Oron). Die Götterherren der Nabatäer hießen Puroi (von Ur oder Feuer). In Folge der Zerstörung Jerusalems durch Nabukodonosor kamen (nach Wakhang) flüchtige Uriani (Juden) nach Georgien. Nach den Tasmaniern wurde das Feuer (vom Himmel herabgeworfen durch zwei Schwarze, die in die Zwillingsterne verwandelt wurden (Milligan)). Piens hackt Feuer aus dem Baume. Der Vogel der Karen holt Feuer aus der Feuegluth

Muschak's (bei den Indianern aus seinem Nest). Die kleinen Vögel der Troglodyten von Bayeux werden in ihren Nestern geschützt, weil sie das Feuer vom Himmel gebracht (Hanf für la poulette au Bon Dieu). In tartarischer Heldensage bringt der Falke der Alten Bürtyk das kupferne Feuerzeug, mit dem Jedai Chan alles Volk beherrschte. Beim Volksfest in Verges werden Nester in die Bäume aufgehängt und angesteckt, um die Fackeln daran zu entzünden (s. Monnier). Da der Zaunkönig sich beim Holen des Feners das Gefieder verbrannte, so gab ihm jeder Vogel eine Feder (nach Keltischer Sage). Nach den Chinesen (bei Gouguet) kam durch Hacken eines Vogels Feuer aus dem Baume, zu dessen Zweigen es der (jenseits der Grenzen des Mondes und der Sonne wandelnde) Weise (Suydashiu) zurückbrachte. Nach dem Sioux: their first ancestor obtained his fire from the sparks, which a friendly panther struck from the rocks as he scampered over a stony hill (Mc. Coy).

Es kehren mehrfach Redereien wieder von rohen Stämmen, die noch kein Feuer gekannt und somit der ersten Vorbedingungen menschlicher Gesittung entbehrt hätten. Pomponius Mela erzählt von den Feuerlosen in Aethiopien, die das ihnen unbekante Feuer narmt hätten, als es Endoxus bei seiner Entdeckungsfahrt in ihrem Lande angezündet und Plinius setzt die Feuerlosen, die erst zu Ptolomäos Lathyrus Zeit das Feuer kennen gelernt, zwischen die Stummen und die Pygmäen. Krapf hörte in denselben Gegenden von den nur vier Fuss hohen Dokos, südlich von Kaffa und Sussa, erzählen, die sich von Kräutern und Schlangen nährten, ohne Feuer zu kennen. Von den Guanehos in den Canarien berichtet Galvano, dass sie das Fleisch früher roh gegessen aus Mangel an Feuer. Ebenso sollen die Eingeborenen auf der Korallen-Insel Fakaato oder Bowditch alle Lebensmittel ungekocht gegessen haben, da kein Feuer vorhanden gewesen (nach Wilkes), doch sah Hales auf der benachbarten Duke-of-York's Insel Rauch aufsteigen, als Zeichen des Bewohntseins. Horn (1652) meint, dass auf den Philippinen das Feuer unbekannt gewesen sei, und als Magelhaens auf den Marianen oder Ladronen die Hütten der diebischen Insulaner in Brand steckte, hielten diese (nach Le Gobien) das Feuer für eine Art Thier, das am Holze festklammerte und davon nährte. Herodot sagte, dass die Aegypter das Feuer für ein lebendiges Thier angesehen, welches Alles verschlinge und dann hinstrbe. Auf den Garten-Inseln oder Los Jardines (in der Nähe der Radak und der Chatham-Gruppe) fürchteten sich (1529 p. d.) die Eingeborenen vor dem Feuer (nach Alvaro de Saavedra), weil sie es nie gesehen (espantaram se do fogo, porque nunca o viram). Nach Lombard war den jugohrigen Indianern des Stammes der Amikouanen am Flusse Oyapok das Feuer unbekannt (1730). Von den Eingeborenen auf Vandemensland hörte Backhouse, dass ihre Vorfahren, ehe sie die Europäer kennen gelernt, kein Feuer zu machen verstanden, und deshalb immer angezündete Feuerbrände mit sich umhergetragen, oder wenn sie ausgegangen

waren, nach dem Rauch einer andern Horde umherzuspähen hatten, um sie dort zu erneuern. Sonst dient die *ραφθηξ*. (Ferule oder Fenerrohr) zum Aufbewahren. Nach Stuart (1864) war das im südlichen Australien gebräuchliche Reiben zweier Holzstücke über dürrern Grase im Norden unbekannt. Zur Fenerzeugung aus Stock und Steinen wurde auf Tahiti (nach Darwin) das leichte Holz von *Hibiscus tiliaceus* verwandt. Diese sowie die folgenden Arten der Fenerzeugung finden sich meist bei Tylor beschrieben. Der Fenerbohrer, durch Quirlen des spitzen Stockes auf weichem Holz, ist in Australien und Sumatra üblich, auch in Unalasehka, Kamschatka, Südafrika, bei den Veddahs, Guanchen, Eskimos, und findet sich auf den Bilderschriften Centralamerikas. Den Centrumböhrer sah Darwin bei den Gasebos. Die Grönländer fügen, nach Drechsler-Art, einen Riemen hinzu (nach Davis), wie (nach Kuhn) Odysseus dem Pfahl, mit dem er dem Cyclopen sein Auge ausbohrte, in der Weise, wie die Aleuten ihren Riemenbohrer gebrauchen. Bei den Sionx und Dacotah war (nach Schoolcraft) der Bogenbohrer im Gebrauch, auf den Samoan- oder Schiffer-Inseln (nach Turner) der Pumpenbohrer, den Morgan den Irokesen beilegt. Bei den Jakuten wird mit Holzschabe gestampftes Gras zum Zunder gebraucht, den die Tungusen aus *filago lycopodium* verfertigen. Im finischen Gedicht gebraucht Pann (Fuoni's Sohn) den Fenerquirl. Die Indier drillten, beim Buttern des Opferfeuers, ein Stück Arani-Holz durch eine Schnur in einer andern (als die Pramantha genannte Spindel). Die Buräten trugen ihren Feuerstahl mit Schwefel in einem Holzcyliner. Auf den Aleuten wurden (nach Kotzebue) zwei mit Schwefel beriebene Steine zusammen geschlagen, um Funken hervorzulocken. Die Neger Westafrika's rieben (nach Zuechelli) Steine mit Sand auf Holz. Die Eskimos schlugen mit einem Feuerstein Funken aus dem Eisenstein (*ujarack's aviminilik*). Le Jenne lässt die Algonquin zwei *pierres de mine* (Mineralsteine) zusammenschlagen, Eisenpyrite und andere metallische Sulphuretc, die die Griechen zu ihren *πυρρις* gebrauchten (und so die Römer). Ausserdem verwandten die Griechen (nach Aristophanes) Brenngläser. Plinius kennt Brennspiegel, sowie ein Entzündn durch Glaskugeln, die mit Wasser gefüllt gewesen und Archimedes soll die römische Flotte durch Brennspiegel in Brand gesteckt haben. Nach Sanchoniathon (bei Ensebius) machten Phos, Pyr und Phlox (Licht, Feuer und Flamme) ausfudig, wie durch Reiben von Felsstücken Feuer*) zu erzeugen sei. Dass die Patagonier Holzstücke zusammengeriechen, erzählt Pigafetta. Auf Borneo (und ähnlich auf Sumatra) wird aus den Stücken eines (kieselhaltigen) Bambusrohres Feuer hervorgeschnitten.

*) The Uvati or fire producing apparatus of the Zulus consists of two sticks cut from an umuti womilo (fire-tree), that is a tree, which will readily yield fire by friction. The umando is preferred. The sticks are called male and female (s. Callaway), wie in Urrasi's Indien. Die Dioscuri oder Penaten hießen Palici am Actna (als Hausgötter).

Keines Feuer wird für die Kami unterhalten in Japan und ewiges Feuer brannte auf Timor im Tempel des Pamalic, dem alte Franken dienten. Das Feuer der Hestia, als das des häuslichen Herdes, wurde durch Wittwen bedient, das ewige Feuer in Littbauen von Jungfrauen. In Argos brannte unverlöschliches Feuer für Phoroneus, wie in der Chaitya des Adi-Buddha im Nepal. Heiliges Feuer wurde von reinen Jungfrauen in Mexico und Yucatan (bei den Mayas), von den Sonnenjungfrauen in Peru genährt, -- wie von den Vestalinnen in Rom und brannte im Sonnentempel der die Sonne als Wah-Sil (großes Feuer) verehrenden Natches, im Tempel der Frigga bei den Scandinaviern, im Tempel der Demeter zu Mantinea, im arkadischen Askosion u. Pa. vor der Statue des Perun in Kiew, auf den Pyräen der Magier und in den unterirdischen Gemächern der Pueblos, wo die Wiederkunft Montezuma's erwartet wurde. Die in den Wawbeno-Orden bei den Odschibw's Fliegewoibten durften (nach Tanner) das Feuer in ihren Hütten nicht erloschen lassen. Die Böhmen verehrten Znicz, als ignem perpetuum (nach Grannini). Das Feuer auf dem atheuischen Stadtheerd im Prytaneum wurde beständig brennend erhalten. Die Andaman halten Feuer an hohlen Bäumen glimmend. Das vor der Hütte des Lamara-Häuptlings brennende Feuer darf nicht ausgehen. Unter den Vorfahren der Irokesen bestand die Tradition, dass, wenn das Feuer zu Onondaga ausgehen sollte, sie aufhörten würden, ein Volk zu sein (1753). Mit dem beständig von den Brahmanen im Hause unterhaltenen Feuer ward sein Scheiterhaufen angezündet. Liessen die Priester das Feuer ausgehen, mit dem der Kriwe sich verbrannte, so wurden sie gestraft und neucs aus dem Stein des Perkun geschlagen. Auf's Grab der Grossfürsten Bjork und Ken († 1090) wurden hölzerne Säulen zur Anbetung gestellt, und daneben ein heiliges Feuer aus Eichenholz unterhalten, bis Jagello sich bekehrte (1386). Wie in Baku brennt ein ewiges Feuer (Merapi oder Moro-Api auf Java in der Umgebung des Gnung Murio (Residentschaft Samarang) aus trichterförmigen Vertiefungen auf thonigem Lehmboden. Nach Seharastani wurde der erste Feuertempel von Afridns in Tus gebaut und ein neuer von Zardnch in Nisabur. Die alten Prussen beteten (nach Hartknoch) zum Feuer und die Delawaren feierten ihr Jahresfest dem Feuer, als Grossvater (s. Loskiel). Der mongolische Hauswirth bringt im Herbst sein Feueropfer (Schmidt). Der erste Bissen und Trunk wurde von den Mexicanern dem Feuergotte Hihnteutli in's Feuer geworfen. Die Römer verehrten das Feuer der Penaten auf dem Herde. Dem Shawnees entsprang das Leben im Körper und das Feuer des Herdes

* In the tongue of the Kolosch fire is kan, sun kakan (gake or great) and the Tezuque of New Mexico use tah for both, sun and fire (Brinton). In Kanon ehelt sich Kanon, halb als Fisch, aus einer See Muschel, in Japan, wo der spukende Kan Sjo Sjo durch Verehrung gelegt wurde. In India erobreibt Kansa (Kalankura) als feindlicher Daita.

derselben Quelle (s. Tanner), wie die Lappländer in Baiwe die Wärme im lebenden Rennthier mit der der Sonne identificirten. Bei der Hochzeit warfen die Esthen Geld in's Feuer für die Feuermutter (sowie in den Brunnen). Wie Agni in den Vedas die Gesamtheit der Götter vertritt, so bemerkt Georg von den Tungusen, dass nach ihrer Ansicht jedes dem Feuer gebrachte Opfer von allen Göttern so wohl aufgenommen würde, als ob es ihnen selbst golt. Die drei Beine Agni's werden auf das Braut-, Todten- und Opferfeuer gedeutet. Nach den Algonquin braunte das Feuer der Götter für immer (als das der Unsterblichen). Man dachte sich den Erzdrachen in Tirol mit Hundskopf, Schlangenleib und Flügeln, als ein Gott des Feuers, des Wassers und der Luft. Sein Dreifuss stellte einen dreibeinigen Hund dar, als Feuerhund. In Kärnten wird der Wind durch hingeworfene Speisen, das Feuer durch hineingeworfenen Speck gestützt. Bei den Vulcanalien wurden Fische in's Feuer geworfen (als Sieger über das feindliche Element). Dem Moloch oder (nach Diodor) dem Saturn verbrannten die Karthager Kinder. Wenn in Polen ein Haus einstürzte, so zieht sich der böse Geist in den Ofen zurück (Warzbach). Agni heisst in den Vedas der Hausherr (grihapati) oder Urheber des Hauswohlstandes (Djatavedas). Ehe sie ihre Mahlzeit beginnen, werfen die Malabaren ein Opfer von Reis in's Feuer und bitten den Gott Akkini zu entschuldigen, wenn dadurch, dass in dem Holz, dem Reis oder dem Gemüse sich Thierchen befunden haben könnten, dadurch eine Sünde begangen sei, denn dies sei die ihrige. Matarisvan (Wind) übergibt Agni den Bbrigu.

„Den Agni rufen wir an mit feierlichen Liedern, den Speisevorleiber, dich wählen wir, als Boten zu dem Allwissenden; dein aufsteigender Glanz leuchtet weithin bis in den Himmel. Der Sterbliche, der dich verehrt, erlangt Reichthum, du Erfreuer, du Schützer des Handels,“ singen die Vedas. Agni is nourished and increased by clarified butter (Muir). Die Mongolen personificiren das Feuer in Mutter Ut.*)

*) „Mutter Ut, Königin des Feuers, die Du geschaffen bist aus dem Ulmenbaum, der da wächst auf den Gipfeln der Berge Changai-Chan und Burchatu-Chan, Du, die entstanden ist, als Himmel und Erde sich trennten, hervorkamst aus den Fuastapfen der Mutter Erde und gefornst wardst vom Könige oder Götter. Mutter Ut, deren Vater der harte Stahl, deren Mutter der Kieselstein ist, deren Vorfahren die Ulmbäume, deren Glanz bis zum Himmel reicht und die ganze Erde durchdringt. Göttin Ut, der wir gelbes Oaf zum Opfer bringen und einen weissen Widder mit gelben Kopf, die Du einen herrhaften Sohn hast, eine schöne Schwiegertochter und prächtige Tochter. Dir, Mutter Ut, die immer nach Oben blickt, bringen wir Branntwein in Schalen und Fett in beiden Händen. Schenke Wohlergehen dem Königssohne (Bräutigam), der Königstochter (Braut) und dem ganzen Volke“ (nach einem schamanischen Hochzeitsliede). Die Paliken sind (bei Aeschylus) Söhne des Zeus von Hephästos Tochter Thalia (Okeanina Aetna), welche vor Hera's Zorn sich von der Erde verschlingen lässt, aus dieser aber die beiden Göttersöhne gebiert (s. Klausen). Vor Juno's Zorn verwandelt Zeus den Palikus in einen Adler. In Identificirung mit den Furchen der Kabiren und Dioskuren werden die Paliken zu Schützern der Schifffahrt.

Nach dem Frieden mit Kaiser Probus stellte Ardaschir die Besitztümer der Arsaciden in Armenien wieder her. Er beschenkt den Tempel und befiehlt, dass das Feuer des Ormuzd ohne Erlöschen auf dem Altare Pacavan's brennen solle, zerstört aber die von Valarsaces (Vagharsbag) zu Ehren seiner Vorfahren errichteten Säulen, sowie die der Sonne und des Mondes zu Armavir, die nach Pacaran und dann nach Ardaschad gebracht worden. Die von Ardasches gepflanzten Steingrenzen wurden durch Ardaschir erneuert (s. MOR. CHOR.). Die von Sassan hervorgehende Fenersäule umgab die Heerde (nach Khorophond oder Eleazar). Wie Buddha heisst Vishnu (nach der Krijajogasaras) Bhagawan in der Gestalt Rudras. Wenn das Geheimniss oder Sirr (in der Erscheinung einer Flamme) eines heiligen Mannes offenbar wird, erbanen die Ansairier die Knuppel eines Zoyareh zur Verehrung. Heilige Plätze werden durch das Niedersteigen von Feuer angezeigt, wie es Lyde (aber nicht sein Diener, der nicht die Würde eines Sbeikh besass) bei den Bäumen auf den 16 Gräbern bemerkte, die von den alten Bewohnern des verfallenen Dorfes Keratileh herkommen, aber von den Bewohnern des Ansayrih-Dorfes auf die auf Bauyas gekommenen Sbeikh (die Banwascyeh) bezogen und von Schlangen bewohnt werden. In Gestalt des Simurg stieg das Feuer auf das fette Schaf Abels hinab, berührte aber nicht die schlechten Kornähren, die Kain anbot (nach Tabari). Ueber Alexanders Zelt war auf dem Zuge durch Babylonien und Susiana eine Stange befestigt, an welche ein Topf mit Feuer festgebunden war, als ein von Allen geschenes Zeichen, denn „des Nachts sah man das Feuer, am Tage den Rauch“ (Curtius), wie beim Zug der Juden durch die Wüste. Im Avesta steht das Feuer (Atare) unter den Yazatas, als Ahuramazdâo puthrô (Sohn des Ormuzd).

In Mexico wurden die Knaben zur Taufe durch's Feuer gezogen und in Syrien trug man die Kinder dem Moloch durch's Feuer. Habebant baptismum per ignem, scilicet purificationem elementariam, sagt Narbott von den Litthanern (und Servins ähnlich von den Römern). In Athen wurde seit Epimenides die delische Feuerreinigung beobachtet (καθαρισμὸν πυρὸς bei Enripides). Der persische Priester musste das heilige Feuer täglich fünfmal mit reinem Holz und wohlndstem Feuer nähren. Die Germanen verbrannten die Leichen (bei den funera clarorum virorum) certis lignis (nach Tacitus). Nach Cilicius ahmten die Dänen im Verbrennen der Leichen die Römer nach. The homa, consisting chiefly of ghee, was prepared in eight sacrificial pits, and was presented to the gods in sacrificial ladders through the medium of fire (Wheeler) beim Asvamedha oder Pferdeopfer des Raja Yndhishira. Das Feuer Verethragna wird von den Parsen aus 1001 Feuern angezündet.

(Schluss folgt.)

Miscellen und Bücherschau.

Die Sitzungen des internationalen Congresses für Archäologie in Kopenhagen wurden eröffnet mit einer Ansprache Worsaae's, worin derselbe einen Ueberblick über den Entwicklungsgang der Wissenschaft in Dänemark gab. Die durch Worsaae's und Steenstrup's langjährige Arbeiten so sorgfältig ausgestatteten Museen boten den Besuchern die lehrreichsten Gegenstände der Beobachtung und ausserdem wurde eine Dampfschiffahrt nach den Kjoekkenmoeddings bei Soelager veranstaltet, wo Steenstrup die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, damit die kurze Zeit auf das Beste benutzt werden konnte. Bei der späteren Discussion über die Kjoekkenmoeddings kamen die verschiedenen Ansichten Worsaae's und Steenstrup's zur Erörterung, indem Ersterer die Hünengräber in das Ende des Steinalters, die Kjoekkenmoeddings in den Anfang derselben setzt, Letzterer dagegen beide als derselben Periode angehörig erklärt (die Hünengräber den Vornehmen, die Küchenabfälle dem Volke zuschreibend) und auch die Erbaner der Dolmen mit der Periode der Anhäufung gleichzeitig macht. Ueber den Unterschied der Leichenbestattung hatte sich Worsaae beim Pariser Congress 1867 ausgesprochen. Tandis qu'aux hautes de pierre sont associés dans les dolmens des ossements brûlés, dans les tamelli on ne trouve avec les armes de bronze que des ossements intacts. Bruselius aus Ystad berichtete über die Austiefung des dortigen Hafens, wodurch bedeutende Senkungen constatirt wurden. Unter dem Strasssand mit neueren Gegenständen fand man eine Torfschicht und darunter auf dem Gletscherthon Stein- und Bronze-Geräthe. Hildebrand und Romms legten Darstellungen von Figuren auf schwedischen Felsen vor, die an das von Abbé Domenech (nicht von dem „unsterblichen“ Brasseur de Bourbourg) herausgegebene Buch der Wilden erinnern, noch Karl Vogt's Bericht, dem wir folgen. Derselben wurde durch eine von Vilanova (bei seinem Bericht über spanische Fundstätten) vorgelegte Abbildung eines Affenmenschen oder Microcephalen, Gelegenheit gegeben zu einem Streuss mit Quatrefages und dann ging man zu Debatten in Betreff der Schädel aus älteren und vorgeschichtlichen Zeiten über, die in Scandinavien gefunden worden sind. Die Verhandlungen darüber wurden besonders von Karl Vogt und von Düben aus Stockholm geleitet, welcher auf die überwiegende Langschädel-Rasse der Steinzeit die jetzigen Dänen und Schweden als ihre Nachkommen beziehen geneigt ist. Die schiefe Stellung der Vorderzähne sollte den älteren Schädeln aus der Steinzeit fast allgemein zukommen. Wegen Mangels an Zeit musste mancher der angekündigten Vorträge gekürzt werden (der über die Eisenseit wurde bis Bologna verlagert), doch fehlte nicht die stereotype Verhandlung über Canni-

balismus und sprach auch diesmal wieder der strenge Areopag der Epigonen mit der durch die Gelegenheit geforderten Schürfe und wehmuthsvoller Entrüstung seine Tadel aus über die unverbesserlichen und höchst compromittirenden Angewohnheiten unserer ehrwürdigen Urnaben. Die Armen! es war doch nicht ihre Schuld, wenn zu einer Zeit, als „der Mensch in Europa noch mit dem Riesenfaulthier vergesellschaftet lebte,“ die Erziehung etwas vernachlässigt blieb. Für uns wird schon besser gesorgt sein, wenn wir erst die Kinderstube verlassen haben. Bis dahin giebt es die Natur, dass wir nach den *γοβροποις διηγήσεσι* (Lucian's) veriangen, nach grüelichen Geschichten von Popanzen in den Ammenmährchen (*δεινάτων καὶ ἀλλοκοτοῦ μὲν λογιματων*) und gern gruseln möchten. Eine Menge alten Gerümpels sind wir losgeworden, den Hexen- und Teufelskram so ziemlich ganz, die Gespenster wenigstens soweit, als sie jetzt nicht in den Spirits- oder Klopfgestern zurückkehren, den Wust schamanischen Hokuspokus grösstentheils, aber an die Stelle der doch mitunter ganz hübschen und niedlichen Götterchen, kommt jetzt aus allerlei fauligen Gerümpel, wie es in Pfahlbauten, Muschelhüfellen oder Torfmooren begraben liegt, der neanderschüdelige Ogre (*Orrus esuricus* G.) hervorgekrochen, der Menschenfleisch riecht, ein wahrer Haug-huar oder (nach neuerer Lesung bei Mayer) ein „krummbeiniger“ Kosak (auch keine Verbesserung in der Ahnenlinie des Stammbaums). Mit solchem Tausch ist schliesslich nicht viel gewonnen. Der Anthropophagismus hat in der Ethnologie seine bestimmte Stelle und psychologisch deutlich umschriebene Werthbezeichnung, die aus dem zuffliessenden Material beständig neue Aufklärung erhält. Weshalb man bei jenem diluvialen oder antediluvialen Homo gerade so ängstlich nach den Proben inhumaner Barbarei sucht, ist nicht recht einzusehen, da unsere mit so aufrichtiger Herzlichkeit als Geistesverwandte hegrüssten Brüder von Adam-Dryopithecus her, die tugendhaften Waldeinsiedler Indiens (als Vanaprastha oder Vanasikas) sich bekanntlich viel humanerer Sitten befeisigen. Die in den Classikern anbewahrten Andeutungen sind schon hervorgehoben, und näher lägen noch die in den Kirchen eingemaiselten Keulen, mit denen man im Norden die Argei des römischen *pons sublicius* nach Indianer-Weise zur Ruhe zu bringen pflegte. Jedenfalls scheint das schwankende Zwielficht, das in jener mythischen Vorseif überhaupt vergönt ist, für Hunderttausend andere Untersuchungen erster Elementarbegründung viel nothwendiger und dringlicher, als gerade für das nur bei genauer Detailkenntniss relativ fixirbare Symptome des Mon chenfressens, das je nach dem Zusammenhang, in welchem es auftritt, erst seine typische Charakterzeichnung erhält und dieser oftmals fast ganz entbehrt. Dass die Menschenknochen meistens aufgeschlagen gefunden werden, kann ohnedem noch verschiedene andere Gründe haben und ehe wir das ganze Material darüber zusammenlahen, ist herumrathendes Speculiren nutzlose Zeitverschwendung. Ebenso wie die Dacotah's (nach Eastman) keinen Thierknochen verletzen, damit sich das Gehein neu mit Fleisch bekleide und ihnen das Wild nie fehle, konnte man umgekehrt die Knochen der Feinde absichtlich zerschlagen, damit sie nicht etwa, wie durch die von den Tuatha de danann geübten Zauberkünsten, wieder aufständen, und sich eine nächtliche Hunnenschlacht erneure. Es ist dies eine der ethnologisch überall nachweisenden Grundvorstellungen und d'Orbigny erzählt von den Yurucaren gleichfalls, dass sie das Mark in den Knochen der versehrten Thiere liessen. Wegen Nichtberücksichtigung dieser Vorricht hatte Thor's Bock zeitlehens zu hinken. Kibalba's Knochen wurden dagegen von den Göttern Hunaphu und Xblanque zermahlen und auf das Wasser gestreut, kamen aber doch wieder lebendig daraus hervor, wie die unverwüthlichen Reliquien der Märtyrer, deren Asche vergebens in die Rhone gestrent war, oder Buddha's Zahn, den die Portugiesen nutzlos im Mörser zerstampfen. Der von den Kalantiern als der anständigste erklärte Gebrauch, das Fleisch der Verstorbenen im Körper ihrer nächsten Anverwandten zu begraben, damit es vor den Würmern sicher sei, findet sich mehrfach in Südamerika, wo oft ein Zerreiben der Knochen in flüssiger Lösung damit verbunden ist, um das Mahl durch einen Trunk zu würzen. Das häufig bei den Verhandlungen über Cannibalismus beliebte Anstreifen an

das Gebiet der Symbolik zeigt gerade, wie wenig die psychologischen Elementargesetze, die die Gedankenschöpfungen im Völkerleben regieren, bis jetzt bekannt sind, denn das ethnologisch wohlbekannte Gottessen (das Kanen des Gottes beim Fest des Omazatl), als Eidechsenbildung steht nur in einem sehr indirecten Zusammenhang mit dem Esoterismus bestimmter Sectengebräuche. Unter der Aufschrift: „Mystische Mahler“ finden sich einige Zusammenstellungen im Bd. III. „Der Mensch in der Geschichte“ (Leipzig 1860). Da bereits die Pharaone und ihre galanten Liebhabentheur in Leihbibliotheken eingeführt sind, dürfen wir wahrscheinlich nächstens dem Schauer-Roman eines vorweltlichen Blaubarte entgegensehen, der den Gegenstand seines Schmachtens aus Liebe auffrisst. Wie würden dann die Thränen des haarigen Mammuth fließen, da schon der dickschalige Ichthyosaurus im Schachtelthunnen-Meer durch eine kurze Aufmerksamkeit der Geologen so tief gerührt wurde.

Der Empfang des Congresses in Kopenhagen war ein sehr glänzender und es hätte kein besser geeigneter Ort dafür gewählt werden können, als diese alte Heimath nordischer Alterthumskunde, wo Männer, die als Begründer derselben gelten können, Gelegenheit hatten, nicht nur die Schätze ihres Wissens, sondern auch ihrer Sammlungen zu entfalten. Der zu Gebote stehende Raum ist in denselben auf das Verständigste benutzt und wird der attractiven Anordnung von allen Seiten wohlverdientes Lob gesendet. Der Nationalsinn der Dänen hat auch das ethnologische Museum in Kopenhagen auf das Reichste ausgestattet, da es sich jeder Capitän zur Ehre rechnet, von seinen Reisen, so oft sich Gelegenheit bietet, Geschenke für dasselbe mitzubringen. Der Katalog (Kort Veiledning i det Nye Ethnographiske Museum) überrascht durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gegenstände und ist nach einem wohldurchdachten System zusammengestellt. Ebenso enthält der von Engelhardt zusammengestellte Guide illustré des Antiquités du Nord à Copenhague mannigfache Belühragen über die doppelte Bestattungsweise der Bronze-, die Skelette in den Dolmen der Stein-, die Geräthe der Eisenzeit u. s. w.

In der Philologenversammlung zu Kiel wurde ein Vortrag gehalten von Dr. Graser über das antike Schiffswesen, das ihm so viele Aufklärung verdankt (auch kürzlich wieder in seiner Zeitschrift bei Dr. Dümichens letzter Publication), dann von Prof. Josche, dem Vorsitzenden Prof. Ferschhammer u. s. w. Prof. M. Müller sprach in seiner geistvollen Weise, die, wie stets, ihn: Anerkennung fand, über das Nirvana, das erst durch spätere Philosophen-Auffassung in ein Nichts verkehrt sei, wogegen er (nach seiner Ansicht) ursprünglich die Unsterblichkeit bezeichnet habe. — Die Erklärungen des Wortes Nirvana sind Legion und ausser M. Müller selbst, ausser den englischen Quellschriftstellern des Buddhismus, haben besonders Burnouf, Néve, Barthelemy de Saint-Hilliers u. A. ihren Scharfsinn daran versucht. Alle philosophischen oder religiösen Kunstausdrücke untergeben die Wechselfälle der Zeitauffassung und werden dem jedesmal in den Schulen oder den Secten herrschendem Geiste entsprechend, in ihrem Verständnis verändert. Die Controversen über die eigentlich ursprüngliche Lehre führen selten zu einem Resultat, da natürlich jede Parthei ihre Deutungsweise aus der ursprünglichen ableitet und sie gerade dadurch erst rechtfertigt. Eine sichere Führung lässt sich nur dann gewinnen, wenn man ein System objectiv in seiner ganzen Anordnung zu überschauen vermag, und dadurch einen Fingerzeig gewinnt, wo und wie nach psychologisch notwendigen Gesetzen sich die in Frage stehende Vorstellung dem allgemeinen Zusammenhange einfügen muss. Die den Buddhismus beherrschenden Grundideen zeigen leicht, dass unter dem Nirvana keine Fortdauer zu verstehen sei, in dem Sinne anderer Religionen, die eine persönlich individuelle Seele anerkennen. Dass die an sich undenkbar Idee einer Verächtung, die man wegen der brahmanischen Erklärung des Nirvana, als eines Ausblasens, in dasselbe hineingelegt hat, überhaupt nur eine philosophische Abstraction sein kann und nie in die auf populäre Fasslichkeit berechneten Dogmen einer Religion (so lange dieselbe nicht in contemplativer Mystik verschwommen und dadurch praktisch unbrauchbar ist) eintreten kann, bedarf keines

langen Beweises für den, der mit den überall wiederkehrenden Regeln vertraut ist, die die Entwicklung der menschlichen Culturgeschichte regieren.

Was die Fortdauer oder die Unsterblichkeit betrifft, so bewegt sie sich im Buddhismus nur innerhalb des grossen Kreislaufes der Verkettung, in ununterbrochen bald auf- bald absteigender Leiter durch die 22 Welten hindurch, sie erreicht an der letzten Grenze der Arupa-Welten (im Himmel des Naivasangnäsangnájātana) bereits das Nirvana, ruft aber auch die dortigen Insassen noch wieder in den allgemeinen Strudel zurück, aus dem erst der Eintritt aus Akkhanishta Brom befreit, das Durchbrechen der Kette, und deshalb die Negirung der Fortdauer sowohl, wie sonst Alles früheren. Das Nirvana ist (wenn von van statt von va? hergeleitet) das Thap Kileu, wie es siamesische Mönche erklären, das Auslösen der Begierden, die völlige Negirung des Willens zur Welt, wodurch eben jede objective Existenz verschwindet, und insofern allerdings in das Nichts übergeht. Dieses Nichts ist nun aber gerade die Wirklichkeit realer Existenz im Ding an sich, denn Negationen erlangen ihren kennzeichnenden Werth erst aus ihren Relationen zu dem Negirten, und eine Negation die zur buddhisten Tragwelt des Scheins, zu dem Product der täuschend spiegelnden Maya, wo die Dinge nominellen Daseins nur als der leere Schall eines Echo im Traume wiederhallen, den Gegensatz effectirt, begrift eben das wirkliche Sein — als Ursache, die in der Reflection sich spiegelt, die Ursache, die den Schall des Echo zurückwirft (in der Transcendenz der Gottheit wie Yogis das gleiche Gefühlstreben beantwortet würden). Allen Zusammengesetzten fehlt die Realität. Nur in dem kurzen Augenblicke ihrer Entstehung (ihres Hervortretens aus dem Hades des Asat) besitzen die Dinge eine Existenz, und zu diesem ewigen Ursprung kehren sie dann erst wieder im Absoluten (des Nirvana ohne Rest) zurück. Die Syllogismen der Prasanga-Schule machten das Leugnen des Seins zum Kennzeichen der Madhjamika, wogegen die logischen Rechnungsweisen im Abhidharma der Vaibashika die Kuson chitr sammelten, mit deren Zunahme die Hindernisse des Nirvana verschwinden. Dem Buddhismus wird der Gottesbegriff abgesprochen, da derselbe nicht jene Gottheit kennt, die obwohl Unendlich im Endlichen, obwohl Ewig im Zeitlichen erscheint, die obwohl allmächtig sich durch einen Widersacher molestirt fühlt, die obwohl allwissend sich genöthigt sieht, in menschliche Caprizen regulirend einzugreifen. Alle die Götter, die sich mit solchen Halbheiten befassen, sind, obwohl sie bei Millionen zählen, für den Buddhisten noch nicht die Gottheit, sondern nur mehr oder weniger hochgestellte Dämonen, die kaum auf den durch Dhyanas erreichten Terrassen der Gefahr entgehen, das Erschöpfung ihres Verdienstes sie vielleicht in den Abgrund der Hölle zurückzuführen oder doch hin zur Menschenwelt wieder herabziehen möchte. Mit dem Dharmakaja bekleidet manifestirt sich der Buddha beim Eingang in das Nirvana, indem er jetzt durch seine moralischen Kräfte das Weltall erhält und schützt, durch sein zurückgelassenes Gesetz die Tugend kräftigt und den Unordnungen vorbeugt, die mit zunehmender Lasterhaftigkeit die harmonische Anordnung des Weltganzen zerrütten und periodische Zerstörungen herbeiführen, wenn nicht in der Zwischenzeit ein zweiter Buddha seinen Pilgerlauf beendet hat, um seine Macht mit der des vorangegangenen zu vereinen. Mit jenem „durch eine Lücke“ in die Weltordnung eingreifenden Isvara, fehlt dem Buddhismus auch das hittende Gebet, das „Ohrenwaschen“, wie Luther es nennt, ausser soweit es an untergeordnete Götter gerichtet ist und diese mit Beschwörungen anruft, als paurusheya aufzufassen. Das heiligende Gebet, die Mystik schwärmerischer Andacht, die mit Arjansang's Lehre hervortritt, ist dem ursprünglichen Buddhismus fremd, denn erst die spätere Kirche schuf jene Vairotschana und Amitahha, die ihr Paradies für Wortgeplapper und Gebetdrehungen verkaufen, während der Stifter absichtlich seinen Schüler jede Aussicht benahm, sich durch Weinen und Haarausranken eine Gnade erbetteln zu können. Die buddhistische Lehre will das Heil in die eigene Hand eines Jeden legen und den Weg anzeigen, die Pfade oder Magga, auf denen der Meister seinen Nachfolgern vorangegangen ist, um von dem Leiden des Irdischen befreit, die Früchte (Phala) des Unvergänglichen zu geniessen.

In Frankfurt wurde eine zweite Sitzung des Philosophencongresses abgehalten, den Prof. von Leonhardi im vorigen Jahre nach Prag einberufen hatte. Den Plan dazu hatte derselbe, wie von ihm in den Philosophischen Monatsheften mitgetheilt wurde, schon im Jahre 1847 gefasst, um durch Vereinigung der verschiedenen Ansichten (im nächsten Anschluss an Grundsätze aus der Schule Krause's) eine Reform herbeizuführen in der „Philosophie, die da rühmt, die Königin der Wissenschaften zu sein und unabhängig von Zeit und Ort ewige Wahrheiten zu lehren, giltig für alle Geister, übereinstimmig mit den Gesetzen der Natur und mit der Wesenheit Gottes.“ Krause's organische Auffassung von der Menschenentwicklung ist ein ganz geeigneter Ausgangspunkt, obwohl er durch Verknüpfung seines Bundes mit der Freimaurerbrüderschaft später auf ziellose Nebenwege gelenkt wurde, und da auf die Geschichte der Philosophie mit vollem Recht ein besonderer Werth gelegt wird, lässt sich gewiss aus dieser die beste Aufklärung für das Verständniss gewinnen. Es würde daraus zunächst erkannt werden, dass der in unserer Zeit so oft urgrte und in den Vordergrund gestellte Gegensatz zwischen Philosophie und Religion an sich nicht existirt und der Natur der Sache nach überhaupt nicht existiren kann. Die Religion ist ihrem Wesen nach die mikrokosmische Auffassung des Makrokosmos, wodurch der Mensch ein Gleichgewicht mit der umgebenden Welt herstellt; durch die Beantwortung der von Aussen an ihn gestellten Fragen, nach den allen drei Sphären des Nervensystems zu Grunde liegenden Gesetzen der Reaction, der gegenseitigen Wechselwirkung des Aussen und Innen. Die Religion trägt demgemäss stets das Gepräge der ethnologischen Geistesverfassung, fehlen kann sie nie, da das Psychische in ihr seine Nahrung findet, und dieser ebensowohl zu seiner Existenz bedarf, wie das Körperliche; sie ist desshalb immer vorhanden, ob sie sich nun in rohen Dämonen oder einfacher Ahnenverehrung reflectirt, ob in den erhabeneren Auffassungen des Theismus, des Deismus oder eines pantheistischen Gottes. Alles, was der Mensch von der Natur überhaupt weiss, alle seine Beziehungen zu derselben, die sich nützlich und verwendbar zeigen, fallen zunächst in den Bereich der Religion, werden allmählig in ein religiöses System zusammengefasst, wie in das der Zwölfgötter bei den Römern, die ihre praktischen Kenntnisse von der Feuerzeugung mit dem vestalischen Cultus verquickten, die etruskischen Lehren von der Electricität mit Jupiter Elicius, die Kunst des Brückenbaus in die Hände der Pontifices legten; die Quellenaufindung den Nymphen verdankten u. s. w. Der Orient lieferte weitere Beiträge zu diesen Kenntnissen, die die Osthanes genannten Magier-Apostel nach Westen verbreiteten, und unter Magismus wird eben jene unklare Auffassung der Natur verstanden, in welcher ein oberflächliches Denken (das das Kindheitsalter des Einzelnen, wie das der Völker charakterisirt) Verbindungen herstellt, die reciproke sein sollen und auch mitunter nach der Gewöhnung an Detailuntersuchungen, als noch fortbestanden gedacht werden (unter dem Mysterium der Sympathie), bis die Ratio zum Himmel aufsteigt *Eripitque Jovi fulmen viresque tonandi Et sonitum ventis concessit nubibus ignem*, im Uebergang zu nächteren Theorien. In primitiven Zuständen liegt in den Händen der Priester stets die ganze Summe des Wissens von der Natur, soweit dasselbe vermeintlich vorhanden ist, und indem die Schamanen Sibiriens, amerikanische Medicin-Männer, afrikanische Fetischeros (wie die Taoisten China's und früher Babylons Chaldaer) sich befähigt glauben, selbstthätig auf die Beziehungen der Aussendinge untereinander und zum Menschen zurückwirken zu können, so gewinnen sie bedeutsamen Einfluss auf die socialen Verhältnisse der Gesellschaft. (Ueber die zwischen „weisser und schwarzer Magie“ eintretende Scheidung, siehe unter solcher Ueberschrift: der Mensch in der Geschichte, Bd. II.).

Jemehr sich in verfeinerten Culturbedingungen die ethischen Bedürfnisse in den Gesellschaftskreisen geltend machen, erhalten auch diese Berücksichtigung in der Religion, und bald finden es die Priester vortheilhafter, sie überwiegend, oder selbst allein zu ihrer Aufgabe zu machen, um sich dadurch der gefährlichen Verantwortung, die mit den magischen Operationen stets mehr oder weniger verknüpft ist, zu entziehen. Diese werden

dann der Ausübung von Laien überlassen, die man, wenn sich ihre Folgerungen unbequem zeigen, als Zauberer oder Hexenkünstler verbrennt, sonst aber in ihren unschuldigen Spielereien, mit denen die, erst in unserer Zeit zu Mannkraft gereifte, Wissenschaft ihre Jugend verbrachte, unbelästigt lässt. Diese zwischen Religion und Wissenschaft eintretende Spaltung (obwohl auch sie schon das natürliche Streben nach einheitlicher Weltanschauung stört) ist in früheren Jahrhunderten stets nebensächlich gewesen und hat erst in unserer Gegenwart ihre Bedeutung erlangt.

Bald aber sieht die Religion (wenn nicht mehr die ganze absolute Sphäre des Geistes im Sinne Hegel's, sondern nur der Kirche) einen anderen Feind neben sich aufwachsen, der sie directer bedroht, indem er ihr Monopol, die ethischen Bedürfnisse der Menschheit allein zu befriedigen, zu bestreiten scheint. Bei der frühzeitigen Verwachsung, die zwischen religiösen und staatlichen Institutionen zu gegenseitigem Vortheil, anfangs, und wechselseitiger Hülfeleistung eintritt, wird es für die Religion zur Nothwendigkeit, ihren Systemen eine gewisse Stabilität zu geben, eine Festigkeit, die nicht von jeden Schwankungen erschüttert wird, sondern unherührt von den Tageswellen wechselnder Ansichten die Stöße derselben unbeschadet überdauert. Bei dem ununterbrochen fortschreitenden Fluss der Geistesentwicklung erleidet das Verhältniss des Menschen zur Welt aber stetige Veränderungen, die mit zunehmender Accumulation die Herstellung neuer Ausgleichungen verlangen, und diese (da die Religion solch' raschen Wechseln weder folgen kann noch darf), in Aufstellung philosophischer Systeme sucht und findet. Diese Philosophie enthält Nichts, was einen principiellen Gegensatz zur Religion bilden könnte, sie will und sie erstrebt nichts anders, als was auch in dieser liegt, nämlich die Herstellung eines harmonischen Gleichgewichtes des Menschen zur Welt in der Accommodirung der Weltanschauung an die nach den jedesmaligen Zeitläuften im Geiste erwachenden Fragen. Der Religionen, sagt das chinesische Sprichwort, sind viele, und alle verschieden, die Vernunft ist Eine. Die Philosophen sind gleichsam immer nur die Pioniere, die vom Lager der Religion aus in ein neues Terrain vordringen und dasselbe erst allen Richtungen nach exploriren, ehe es rathsam sein dürfte, mit dem Hauptquartier dorthin zu ziehen. Die Philosophen stehen eine Zeitlang in Diensten der Religion, zwischen ihnen und dieser kann nie ein Widerstreit eintreten, sondern ein solcher, wenn er sich erhebt, besteht nur zwischen den Pramanai und den Theologen, d. h. den mit der Hut des alten Lagers Beauftragten, die trotz der wiederholten Nachrichten ihrer Vorposten, dass am nächsten Standorte jetzt alles gesichert und auf das Beste vorbereitet sei, sich dennoch aus Aengstlichkeit oder aus Bequemlichkeit weigern, dorthin vorzurücken und die Gesamtmacht dahin zu versetzen. Eine Zeitlang herrscht dann erbitterte Feindschaft, schon der Erste, der durch seine inaignere Gefühlsauffassung die Sophistik zur Philosophie erhob, fiel den Göttern zum Opfer; gewöhnlich aber stellt sich früher oder später eine Vereinbarung her, durch gegenseitige Concessionen, indem die Religion einige Erwerbungen der Philosophie in sich aufnimmt, und diese ihrerseits auf allzu extravagante Forderungen verzichtet. Die Schwierigkeit eine solche Brücke zu schlagen, wächst natürlich mit der Rapidität des Zeitstromes. In dem apathisch-contemplativen Geistesleben des Orientes ist häufig eine Spaltung ganz und gar vermieden worden. Im Buddhismus ist es immer und immer wieder gelungen, alle die verschieden auftauchenden Partei-Zersplitterungen durch neue Concile unter einen Hut zu bringen, und wenn auch die 18 Schulen, die Vaishashika und Sautrantika, die Mahasanghika in 5-6, die Sthavira in 11 Secten (mit den Vibhadschjavadin) unterschieden blieben, so verharren doch alle, als Bekenntnisse innerhalb derselben Kirche. Der Buddhismus ist weder Religion noch Philosophie, indem er eben beide umfasst, auch mit ihnen die gesamte Wissenschaft der Länder. Ebenso sind brahmanische Philosophen-Systeme einzelne Gliederungen innerhalb eines gleichen religiösen Horizontes, und wenn sich das Vedanta für orthodoxer hält, als Sankhya oder Nyaya, die Uttara-Mimansa mit Sankara die Mimansa zurückgedrängt hat, so sind das nur Gradationen des Mehr und Minder.

Die buddhistische Toleranz erkennt ohnedem allen Religionen; jeder in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, eine gleiche Berechtigung zu, und wie es in Piyadasa's Edicten heisst, wird Jeder seinem Glauben am Besten nützen, wenn er den Anderer lobt. Das Christenthum wuchert augenblicklich auf dem jungfräulichen Boden Amerika's, sowie unter halb, oder vielmehr verkehrt, bekehrten Maori, Tai-ping, Karon, Amakosi u. s. w. in solch hunder Mannigfaltigkeit von Schmarotzerpflanzen, dass der Mutterstamm bald ganz überleckt sein wird. An den Sitzen der Cultur war es indess (in gleicher Weise wie die übrigen Religionen) mit der philosophischen Entwicklung fortgeschritten, obwohl es im Mittelalter schon nöthig fand, abzu spitzfindige Scholastiker (wie früher gnostische, manichäische und anderer Ketzler aus der Gemeinde der Rechtgläubigen zu verweisen.

Ganz anders gestaltete sich indess das Verhältnis der Philosophie zur Religion, als unerwartete Entdeckungen die bisherigen Theorien über das tellurisch-kosmische System, die die Religion unverständiger Weise mit ihren Moral-Lehren amalgamirt hatte, plötzlich umgestalteten und gänzlich über den Haufen warfen. Der jüngst verstorben König von Siam hat die von solcher Seite drohende Gefahr sogleich erkannt, als er mit den Resultaten europäischer Astronomie bekannt wurde, und eine neue Secte gegründet, die mit allen kosmologischen Hypothesen kurz und ohne Weiteres abgebrochen hat, in der Überzeugung, dass der Kern ihrer Religion in keiner Weise davon berührt werden würde. Wenn dagegen ein Buchstabenglaube, dem der Tanzit vom Louh-al-Mahfouh niederkam, eine solidarische Verpflichtung zwischen allen Theilen des theologischen Systems verlangte, so wurden eine Zeitlang selbst die ächten Schätze der Religion durch den Zusammenbruch des Unhaltbaren gefährdet, aber dennoch war die Philosophie berechtigt und verpflichtet, den einmal angebrochenen Kampf fortzuführen, da es nach physiologischen Gesetzen unmöglich war, die Augen dem heller und heller aufgehendem Lichte des Wissens zu verschliessen. Diese neue Reformationszeit, innerhalb deren Wagenschwall wir jetzt leben, ist nicht von dem Boden der ethischen Bedürfnisse aus herbeigeführt, sondern begründet sich auf das physikalische Verhalten des Menschen zu der Natur, das erst im organischen Fortgange seiner Studien auch die ethischen Bedürfnisse in Untersuchung ziehen kann. Augenblicklich ist deshalb unsere Weltanschauung dreifach gespalten, in Religion, Wissenschaft und Philosophie. Das Widersinnige, das darin liegt, ist aus dem geschichtlichen Ueberblick klar, denn an sich ist nur eine Doppelheit zulässig, die des conservativen Principes und die des Fortschrittes, deren beiderseitige Controlle nöthig ist, um einmal den staatlichen Einrichtungen ruhigen Schutz zu gewähren, aber sie dennoch auf der andern Seite vor anachronistischem Verknöchern zu bewahren. Das conservative Princip wird nach, wie vor, von der Religion vertreten, — hoffentlich mit baldiger Beseitigung aller theologischen Forderungen, denn ut religio propaganda etiam est, quae est injuncta cum cognitione naturae, sic superstitionis stirpes omnes ejiciendae (Cicero). Der Fortschritt ist jetzt das Werk der Wissenschaft, und die Aufgabe der Philosophie ist es, dort in die Wissenschaft einzutreten, wo dieselbe im organischen Fortgange der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode in das Gebiet des Geistigen übergeht mit der Psychologie (une continuation de la Physiologie visible). Auch diese ist mit Abandonirung aller aprioristischen Constructionen streng inductiv aufzubauen, unter Benutzung der durch die vergleichende Menschengeschichte gelieferten Thatsachen und genetischer Erforschung der das Denken regierenden Gesetze. Ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum (Spinoza). Den durch langjährige Uebung verfeinerten Operationen der deutschen Philosophen wird es leichter gelingen, als den durch andere Beschäftigungen in Anspruch genommenen Fachmännern der Naturforschung, den Grundstamm der Psychologie zu einem den jetzigen Zeitanforderungen entsprechenden Moralsystem auszubauen. „Wenn die Philosophie die Wissenschaft des Wirklichen sein will, so kann sie nur den Weg der Naturwissenschaften gehen und in der Erfahrung die Gegenstände ihrer Forschung und Erkenntnis suchen,“ bemerkt Virchow, und nach Stuart Mill haben die inductiven Wissen-

schaften (deren Methode Helmholtz den Geisteswissenschaften als Muster aufstellt), mehr für den Fortschritt logischer Methode gethan, als die Philosophie von Fach. Wie Condorcet sagt (der gleich andern Märtyrern die in ihm zum Ausdruck gelangte Lehre mit seinem Blute besegnete), hat sich die Philosophie zu verbinden: „aux Sciences et surtout aux Sciences (:) Calcul“, statt: „à l'Éloquence et aux Lettres“, um gegen „les sophismes et les préjugés“ gerüstet zu sein, gegen τῶν φιλοσόφων τοὺς ἐν εἰροῦ ἐρμηνεύσεως (Philostr.), gegen ein schillerndes γοργυλαίειν. L'application du calcul doit ouvrir aux générations suivantes, une source de lumières vraiment inépuisable, comme la science même du calcul comme le nombre des combinaisons, des rapports et des faits que l'on peut y soumettre.

Wie der Gedanke und die Reflexion die schönen Künste überflügeln, so wird jetzt die That und das sociale Wirken die wahre Philosophie überflügeln, bemerkt Cieszkowski. Seit das „Universum überhaupt durchdacht ist“ bleibt „auf dem Felde der Speculation nichts mehr zu erforschen übrig“ und „die Philosophie wird von jetzt an beginnen, angewandt zu werden.“ La raison suffit tant qu'on n'a besoin que d'une observation vague des événements, le calcul devient nécessaires aussi-tôt que la vérité dépend d'observations exactes et précises, bemerkt Condorcet, und was den übrigen Gebieten der Statistik das Durchforschen der Archive, der officiellen Listen und Register geleistet hat, wird die Psychologie aus den Reichen ethnologischer Thatsachen gewinnen, um eine Gedankenstatistik herzustellen. Nur dann kann die benötigte Masse des Materiales, das die unumgängliche Voraussetzung bildet, geliefert worden, denn die numerischen Werthe der Rechnungsmethoden sind den Beobachtungen zu entnehmen, wie die Constanten astronomischer Formeln. Leider wird es Manchen noch schwer, bei psychologischen Fragen die für naturwissenschaftliche Untersuchungen erforderliche Objectivität der Anschauung zu bewahren und bei den rohen Gedankenprodukten der Naturvölker den zurückstossenden Eindruck des Oberflächlichen oder Thörichten zu vergessen. Wenn man sich auch soweit der Mode fügt, den Beschäftigungen mit Mistkäfern oder schmutzigen Regenwürmern ihre wissenschaftliche Berechtigung nicht länger abzusprechen, hält man es doch nicht der Mühe werth, die schalen Hirnschöpfungen der Wilden oder Kinder zum Gegenstande ernster Betrachtung zu machen. Als ob auch sie nicht ebenso gut, wie Thiere und Pflanzen eine Gestaltung der Natur seien, ein Ausdruck ihrer schöpferischen Gesetze, wenn auch bei ihrer Entstehung unter dem Medium derjenigen Erscheinungsform hervortretend, die wir als einen relativ freien Willen bezeichnen. Hier gelten die Worte, die Leibnitz an die Verächter der Wahrscheinlichkeitsrechnung richtete, eine Methode, die von kindischen Spielen, von Tändeleien mit Karten und Würfeln, ausgehend, sich jetzt für die Bemeisterung der schwierigsten Probleme vervollkommenet hat. In Bernoulli's ars conjectandi ist Condorcet's Mathématique sociale ihr genetisch hervorsprossender Inhalt durch eine Mathématique psychologique zu geben, um (in Ergänzung der Logik durch die Analysis) das von Laplace Angedeutete im Loi des grands nombres weiterszuführen, dem: les choses de toute nature, aussi bien celles de l'ordre moral, que celles de l'ordre physique sont soumises (s. Poisson). „Bei allgemeiner Glaubens- und Gewissensfreiheit fürchtet man ein gänzlichcs Auseinanderfallen von Allem, was bisher noch vom Staat zusammeng gehalten ist, so dass keine (protestantische) Kirche mehr möglich sei“ meint Lang, und diese Gefahr liegt allerdings vor, ehe nicht die Beantwortung der psychologischen Fragen und mit ihnen der ethischen Bedürfnisse auf dieselbe Sicherheit allgemeiner Anerkennung gestellt ist, wie die Ergebnisse der übrigen Naturwissenschaften, bei denen sich immer die Meinungen Aller unter das als richtig Erkannte vereinigen, nicht weil man will, sondern weil man muss. Die Principien des Probabilitäts calcul bilden „un supplément nécessaire de la logique puis qu'il y a un si grand nombre de questions où l'art de raisonner ne saurait nous conduire à une certitude entière. Religion und Philosophie besitzen jede ihre erb- und eigenen Gebiete, deren Zugehörigkeit nicht bestritten werden kann, und der Zwist zwischen beiden wächst nur aus ihrer Nabarschaft hervor. Der Streit dreht sich um die Regulirungen

der Grenze, um Bestimmung der Uebergangspunkte, um Gedankenwelt oder Gedankenleben. So oft eine Entente cordiale passend scheint, können beide ohne gegenseitige Mäßigkeit neben einander bestehen, aber eine Stabilität ist nicht zu erhoffen und die ewigen Frieden, die man auf dieser Erde abschliesst, haben die sittliche Welt schon mit vielen Meinden belastet. Die Controversen zwischen Philosophie (*πύσση ἰσχυρῆ Σοφίας*) und Naturwissenschaft sind anderer Art. Beide stehen auf demselben Boden, gehören demselben Reiche an, und bei ihnen handelt es sich nur um die Methode. Ihr Streit ist also ein constitutioneller, ob auch fernerhin, wie bisher, die Autorität des *ἄνα δαπότατος* *ἢ* *ἄ* nach dem Schema eingelernten *προϋργασμένων* regieren soll, oder ob die Zeit jetzt reif ist, auf dem breiten Boden der Naturwissenschaft ein Self-government zu erlauben.

Die Versammlung der Naturforscher in Innsbruck wurde durch eine den Geist naturwissenschaftlicher Classicität athmende Ansprache Helmholtz's eröffnet, durch einen Vortrag Virchow's, lichtvoll und klar im Dunkel pathologischer Fragen, beschlossen, und zeichnete sich ausserdem durch die Einrichtung einer Section für Anthropologie und Ethnologie aus, das Werk Karl Vogt's, der seinen vielen Verdiensten um diese Forschungswege dadurch ein neues hinzugefügt hat. In einem Vortrage „Ueber die neueren Forschungen in der Urgeschichte“ soll nach dem Referate der Tagesblätter ein besonderer Nachdruck auf die Resultate der Anthropologie gelegt sein, auf das Viele, was dieselbe schon jetzt mit Bestimmtheit wisse, unbestritten und zweifellos, „mit solcher Gewissheit, wie sie nur irgend eine wissenschaftliche Methode geben kann.“ Gewiss ist es erstaunlich und bewundernswerth, wie viel die Anthropologie seit den wenigen Jahren ihrer Existenz, besonders durch die Verdienste französischer und englischer Forscher, sowie Karl Vogt's selbst, bereits geleistet hat, aber wenn die Frage auf das Wissen kommt, auf ein Wissen im streng naturwissenschaftlichen Sinne, dann werden wir doch eben gestehen müssen, dass wir noch gar nichts wissen, noch nichts wissen können und noch nicht dürfen. Für Keines Ange kann das klarer sein, als für das eines Altmeisters, der selbst auf eine Höhe steht, um das ganze unermessbare Feld der Wissenschaft zu überschauen. Den vereinigten Naturforschern, gleichsam der höchsten Behörde im Bereiche der Naturforschung, kaunte einfach von den soweit gesammelten Thatsachen berichtet werden, um ihnen nun die Wege anzudeuten, die fernerhin im gemeinsamen Zusammenwirken einzuschlagen sind, vor ihnen mussten alle noch bestehenden Streitpunkte möglichst deutlich blosgelagt werden, denn die Stärke unserer heutigen Naturwissenschaft besteht darin, ihre eigenen Schwächen zu kennen, diese, soviel es nur angeht, hervorzubeben und in ein möglichst helles Licht zu stellen, damit ihnen desto eher abgeholfen werde. Die Hoffnung, jetzt endlich einmal für die, bisher nur im schwankenden Nachen dunaler Gefühlswallungen umhergestossenen, Interessen der Menschheit im Horte des deutlich Gewussten einen sicheren Schutz zu finden, — das Schicksal unserer ganzen Zukunft — liegt in den Händen der Naturforschung, und wird sich nur dann unbedenklich auf sie stützen können, wenn sie (im diametralen Gegensatz zu den bisherigen Forschungsmethoden, die immer hastig darauf bedacht waren, ein künstliches System abzurunden), sich gewissenhaft bewusst bleibt, dass erst dann von diesem naturwissenschaftlichen Wissen gesprochen werden kann, wenn vorher für jede einzelne Detailuntersuchung der mathematische Beweis ihrer Richtigkeit geliefert ist. Schon vor Jahren sprach Virchow das bedeutungsvolle Wort: es ist noch keine Zeit für Systeme, aber die Anthropologie hat es schon wieder vergessen, oder leider, wie es scheint, von Anfang an nicht gelernt. Und doch hätte gerade die Anthropologie, die jüngste der Naturwissenschaften, sich die Erfahrungen ihrer übrigen Schwestern zu Nutzen machen sollen. Die Anthropologie steht ausserdem am Endpunkt der Reihe, als das letzte Ziel, auf welches, als auf die Lehre vom Menschen, schliesslich alle übrigen Forschungen auslaufen müssen, und da es bis jetzt erst möglich war, auf dem Gebiete der anorganischen

Natur, in Chemie und Physik, den verlangten Ansprüchen in einem weiteren Umfange gerecht zu werden (in Botanik, Zoologie und ihrer Physiologie erst zum kleinen Theil), so folgt von selbst, dass die Anthropologie noch längere Zeit wird Geduld üben müssen, bis sich die Methoden hinlänglich vervollkommen haben, auch ihre verwickelten Aufgaben so vieler unbekannter Grössen zu lösen. Pyrrho's *ἔσση* sollte häufiger verwandt werden.

Besondere Vorsicht ist der Anthropologie anzurathen, wenn sie sich im Fortgange ihrer Forschungen dem Gebiete der Geschichtskunde und der Sprachwissenschaften nähert, auf dem sich gerade deutsche Gelehrsamkeit einen so wohlbegründeten Ruf erworben hat. Die Versuche auf Grund einiger, zeitlich und räumlich noch ganz unbestimmbarer Schädel-funde, oder auf verwitterte Pflanzenreste aus zufällig angetroffenen Bauten, denen bis jetzt jede chronologische Handhabe fehlt und über deren factisches Verhalten die botanischen Autoritäten selbst noch ungewiss sind, mit blindem Eifer Systeme zusammenzuweben, die von heute auf Morgen die ganze Vorgeschichte Europas in ein neues Gewand kleiden sollen, — solch' pfuschermässige Flickarbeiten werden uns nur verdienten Spott einbringen. Allerdings ist es wahrscheinlich, dass die Anthropologie der Geschichte eine Menge bisher unbekannter und unbenutzter Hilfsmittel zur Förderung ihrer Untersuchungen liefern wird, es ist sogar jetzt schon sehr wahrscheinlich, dass verschiedene der bisher als unbestrittenen Stützen geltenden Axiome der Historik durch die neuen Entdeckungen der Anthropologie eine allmähliche, schliesslich vielleicht eine gänzliche Umgestaltung erleiden werden, aber die Anthropologie wird nur dann hoffen dürfen, solche Erfolge zu erringen, wenn sie sich als Zweig der Naturwissenschaften fühlt, also ihrer rechten Methode streng getreu bleibt, d. h. keinen Schritt vorwärts thut, ehe nicht durch ängstlich und genaueste Detailprüfung jeder einzelne Beweis als ein unumstösslich geschichtl. festgestellt ist. Sieht sich die Anthropologie dadurch später in den Stand gesetzt, ein dauerhaftes Fundament für historische Constructionen anbieten zu können, so wird der Gang der Entwicklung ein solcher sein, dass Historiker und Philologen in das Lager der Anthropologie übergehen oder doch ihre Forschungsmethode verwerthen, und dann allein kann Gedeihliches geleistet werden, da das Arbeitsfeld ein viel zu ausgedehntes ist, als dass der mit den physikalischen Fragen in der Anthropologie Beschäftigte zugleich mit den auf der historischen Seite gemachten Ansprüchen genügend vertraut sein könnte, um auch dort als Fachmann aufzutreten.

Ein System, das seine Bausteine auf speculativen Abenteuerzügen zusammengesetzt hat, wird unserer statistisch geschulten Gegenwart nie die Garantie nöthigster Sicherheit gewähren, am wenigsten, wenn unklare und schwer controllirbare Austauschgeschäfte getrieben werden, wie sie die Anthropologie in ihren wechselseitigen Entlehnungstheorien aus Geognosie und Paläontologie eingeleitet hat. Wenn man fortfährt, ohne genügende Deckung den veränderlichen Functionen beliebig fixirte Werthe unterzuschoben und dadurch das gegenseitige Abhängigkeitsverhältniss der Grössen zu einander leichtsinnig zu zerrütten, muss der bisher an der Börse des gesunden Menschenverstandes (*le bon sens réduit au calcul*) so trefflich fundirte Credit der Naturwissenschaften gar bald erschüttert werden und läuft er selbst das Risiko eines allgemeinen Bankerottes. *L'induction, l'analogie, les hypothèses fondées sur les faits et rectifiées sans cesse par de nouvelles observations*, das sind (nach Laplace) die Mittel zur Wahrheit zu gelangen, aber ein krankhafter Hang zu einer seit Demaillat unter den Naturphilosophen verachteten Monomanie hat die auf Inductionen und Analogien gegründete Transmutationslehre Darwin's rasch in die Descendententheorie eingewängt, die man jetzt als bequemes Rahm-bissen unterschleibt, statt das Richtige zu suchen *par voie d'exclusion*. Sobald indess ein System zu versteineren beginnt, ist es nur noch für Baritäten-Cabinetts zu gebrauchen, als der Hirnabdruck eines fossilen Philosophen. In einer Weltanschauung, die sich zur Unendlichkeit erweitert hat, die also jede Möglichkeit ausschliesst, mit algebraischen Functionen den Anfang herauszurechnen, kann die Wahrheit nur transcendentsch in

wigen Flusse der Fluxionen gesucht werden. Le Calcul a l'avantage de rendre la marche de la raison plus certaine, de lui offrir des armes plus fortes contre les subtilités et les sophismes et le calcul devient nécessaire toutes les fois, que la vérité ou la fausseté des opinions depend d'un certaine précision dans les valeurs (Condorcet). Die Schriften der materialistischen Literatur zeigen deutlich genug, dass der Algorithmus der höheren Analysis, um die Probleme der Anthropologie zu lösen, noch nicht entdeckt ist, dass ihr selbst bis jetzt die Vorarbeiten eines Fermat und Pascal fehlen. Die Schöpfungstheorien machen sich der naturwissenschaftlichen Ketzerei schuldig, einen längst durch die Mythologien verbrauchten (schon durch das Siddhanta-Siromani in seiner Haltlosigkeit aufgedeckten) Kunstgriff zu benutzen und die Lösung einer Frage dadurch zu simuliren, dass sie sie aus dem Bereich der deutlichen Sehweite hinanschieben, in ein gasförmiges Urehaos, bis die von blanem Dunst umnebelten Augen in phantastische Träumereien versinken. Wer Musse hat für solche Ausflüge in Dämmerstunden gnostischer Mystik, dem braucht sein vergänglichches Demingenspiel nicht missgönnt zu werden, diejenigen Naturforscher aber, in denen Joh. Müller's Genius fortlebt, werden es vorziehen, am hellen Tage des Mittages zu wirken und arbeiten, da der mit jeder neuen Entdeckung neu erweiterte Horizont noch viele Jahrhunderte unablässigen Sammelns und Ordnnens, mühsamer Prüfung der Reihen auf ihre Convergenz und daraus folgende Summirbarkeit in Aussicht stellt, wenn unsere Nachkommen überhaupt einmal gereifte Früchte ernten sollen. Dobbiamo cominciare dall' esperienza e per mezzo di questa scoprirne la ragione (Da Vinci). Wer allerdings nicht über die Spanne des eigenen Lebens hinauszuublicken vermag, wer der Fähigkeit zur Selbstentsagung ermangelt, der wird sich stets um egoistischen Mittelpunkte machen müssen, statt die Befriedigung darin zu finden, sein Quotum beigetragen zu haben zum „Bau der Ewigkeiten“, wie der Dichter es singt. Während in den mathematischen Wissenschaften „die entferntesten Folgerungen noch ebenso sicher sind, wie die Grundsätze, von denen man ausgegangen ist“ (s. Hagen), wird es für die entfernteren Folgerungen der historischen Wissenschaften „viel wahrscheinlicher, dass das Resultat ein unrichtiges sei.“ Der Anthropologie bleibt nun die Wahl, welcher der beiden Methoden sie zu folgen wünscht.

Karl Vogt's Vortrag, dessen oben Erwähnung gethan wurde, schloss mit einer trefflichen Ausführung des Satzes: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“ und erntete lebhaften Beifall.

Die hundertjährige Erinnerungsfeier Alexander v. Humboldt's hat eine lange Reihe von Gelegenheitschriften hervorgerufen, Lebensbeschreibungen, Vorträge, Briefwechsel u. s. w., die das Andenken des Gefeierten im Volke lebendig erhalten werden. Der Widerspruch principieller Gegner wird bald verstummen, und ebenso dient es zum Besten der Sache, dass die Zahl der maasslosen Enthusiasten, die für den Togeior Philosophen die Ehren eines wissenschaftlichen Papstes verlangend, seinen besonders im Kosmos niedergelegten Ansprüche, die Unfehlbarkeit heiliger Schriften decretiren wollten, im Abnehmen begriffen ist. Dagegen wird es andererseits vielfach Mode, Humboldt's wissenschaftliche Verdienste zu bekrieffeln, nachzuweisen, dass er im Grunde eigentlich Nichts, oder doch nur sehr wenig geleistet habe, und dass seine Manen eigentlich verpflichtet seien, nachträglich um Entschuldigung zu bitten, dass ein so oberflächliches Buch, wie der Kosmos, in die Hände des Publikums gelangt sei. Sollte man zwischen Extremen zu wählen haben, so wäre das letztere das weniger gefährlichere, da der Gerechtigkeitsinn der Nachwelt eher zur Steigerung des Ruhmes geneigt ist und also den passenden Maassstab herstellen wird. Indess bleibt noch ein dritter Weg, um ein unparteiisches Bild Humboldt's und seiner Bedeutung für die Wissenschaft zu gewinnen. Es ist richtig, dass Humboldt mancherlei Entdeckungen

sugeschrieben wurden, bei denen ihm der Anspruch auf ein Prioritätsrecht nicht zusteht, und die Geschichte der exakten Wissenschaften hat die Pflicht, solche Daten genau festzustellen, Jedem das Seine zuzuerkennen, und für Humboldt nur seinen unbestrittenen Antheil, immer kein so unbedeutendes, übrig zu lassen. Dies ist die eine Seite in der Beurtheilung Humboldt's. Hundelt es sich dann aber um die weltgeschichtliche Bedeutung, die in Humboldt's Namen, wie Niemand leugnen kann, einmal liegt und den derselbe, ob mit Recht oder Unrecht erworben, fortan bewahren wird, so kommt es auf diese Mehr oder Weniger in einzelnen Entdeckungen, ob er zuerst diese oder jene Strömung gefunden, ob er am weitesten einen solchen Fluss befahren, ob er am höchsten einen Gipfel bestiegen, ob gerade er für die in Frage stehende Beobachtung ihre Formel gefunden, in keiner Weise an. Nach diesem Maassstab tatsächlicher Zufügungen zum Wissen (der bei Durchschnittszahlen allerdings der allein zulässige ist) gemessen, würde Humboldt heute gegen eine nicht unbedeutende Anzahl von Gelehrten zurückstehen; und vielleicht erst in zweiter oder dritter Reihe figuriren. Die exceptionelle Stellung dagegen, die ihm ausnahmsweise gebührt, und die deshalb auch als Ausnahme aufgefasst werden muss, ist eine Folge der besonderen Conjunctionen, unter welchen sein Leben verlief, und bei denen es wünschige Mäkel sein würde (wie immer, wenn es sich um Abschätzung historischer Persönlichkeiten handelt), entscheiden zu wollen, was oder wieviel individuellem Verdienst zuschreiben sei — was den äusseren Verhältnissen, — der Zeit, als deren Kind er geboren ward und als deren Wohlthäter er aus dem Leben schied. Die Gunst des Geschickes, das Humboldt einen ungehinderten Verfolg seiner Lieblingstudien erlaubte, das ihn auf belehrenden Reisen durch die Welt führte, das ihm eine social einflussreiche Stellung anwies, alle diese Vortheile, die vielleicht mancher Andere in gleich erfolgreicher Weise (wie sich wenigstens ein Selbstvertrauen auf eigenen Wert, gerne schmeichelt) benutzt haben würde, die aber nun einmal nur Wenigen gewährt sein können, sie erwirkten es, dass in Humboldt's Geist die unsere Gegenwart bewegenden Ideen ihren umfassendsten und vollendetsten Ausdruck erhielten, und von ihm am Abend einer selbstthätigen Mitarbeit gewidmeten Lebens in den Rahmen des Kosmos zusammengefasst werden konnten, als einer Codex für die vergleichende Forschungsmethode, das breite Fundament unserer künftigen Naturwissenschaft. Der bei seinem Erscheinen allzu exstatisch bis zum Himmel erhobene Kosmos hat neuerdings ein entgegengesetztes Schicksal erfahren müssen. Die Spürklugen und Halbklingen legen das Buch naserrümpfend aus der Hand, und von Manchem kann man die vertrauliche Mittheilung hören, dass ihm dies berühmte Werk doch eigentlich Nichts Neues bringe, dass man das Alles schon wisse und dass es sich von selbst verstehe. Im Hinblick auf die Entstehung des Buches kann dem erfolgreichen Wirken Humboldt's kein ehrenvolleres Zeugnis ausgestellt werden, denn dadurch wird eben bewiesen, dass es ihm gelungen sei, seine Weltanschauung (oder vielmehr die der damaligen Entwicklungsperiode entsprechende Weltanschauung, deren Verkündiger er war) zum Eigenthum seiner Zeitgenossen zu machen, sie in ihr Fleisch und Blut übergeführt zu haben, so dass sie sich damit schon von Kindesbeinen an verwachsen glauben, die Ideen, wie Strauss sagt, aus der Luft zu greifen meinen, weil sie in der That in der Luft schweben. Was Humboldt in den 40er Jahren im Kosmos niederlegte, das hatte er schon 20 Jahre früher in seinen Vorlesungen ausgesprochen. Wäre Humboldt nicht von diesem reinen und edlen Eifer für die Wissenschaft, der er sich seinem ganzen Wesen nach mit Uneigennützigkeit hingab, durchdrungen gewesen, hätte er jenem Kittel nachgegeben, jede Idee, die in einem durch originelle Gedanken überraschten Hirn emporblitzte, rasch für Aufpolirung des Schriftstellerglanzes zu verwerthen, und in ein möglichst weites System auszuspinnen, hätte er also ein solches schon im Jahre 1823 aufgestellt, so würde es von der Welt, wie alles Unverständene oder nur Halbverständene, angestaunt oder bewundert, als geistreiche Genieschöpfung gefeiert und schliesslich in confuser Weise missverstanden sein. Humboldt besass Entsagung genug, seinen Selbstruhm dem Besten der Sache zu opfern. Erst als

beinahe 400 Jahreklute darüber hingegangen waren, als die damals ausgestreuten Ideen in der Zeit weiter gewirkt und diese für ein richtiges Verständnis gereift hatten, erst dann stellte er das Ganze in geordneter Uebersicht zusammen. Zum Dank verspottet ihn aus die corona rerum novarum cupida, dass er nichts Neues zu sagen wusste. Die Bedeutung des Kosmos liegt nicht darin, dass er ein Lehrbuch bilden sollte (obwohl auch dieser Zweck erfüllt ist und in der vor der Berliner Academie gehaltenen Rede mit Recht die Zuverlässigkeit und der Reichthum der in den Anmerkungen zusammengehäuften Materialien von der dafür competentesten Autorität anerkennend hervorgehoben wird). Im natürlichen Flusse der Entwicklung, beim Fortarbeiten am Wissensbau, der das Universum umschliesen soll, bedarf es bestimmter Ruheplätze, von denen aus man den soweit zurückgelegten Weg für weitere Orientirung überschaut. Eine solche Warte wird durch den Kosmos markirt, und sein historischer Werth wird ein unvergänglicher bleiben, da er von dem Organismus der Menschheit bereits assimilirt, in allen ferneren Geisteseschöpfungen fortwirken wird.

Das dritte und vierte Heft im dritten Bande des im October erschienenen Archives für Anthropologie bietet einen reichen Inhalt unter folgenden Rubriken: Ran: die durchbohrten Geräthe der Steinperioden; Walcker: Tabellen zur Ausschreibung der Breiten- und Höhen-Indices; Ecker: Zur Entwicklungsgeschichte der Furchen und Windungen der Gross-Hemisphären im Fötus des Menschen; Pansch: Ueber die typischen Anordnungen der Furchen und Windungen auf den Grosshirnhemisphären der Menschen und der Affen; Schaffhausen: die Lehre Darwin's und die Anthropologie; von Maack: Sind das Stein-, Bronze- und Eisentalter der vorhistorischen Zeit nur die Entwicklungsphasen des Culturstaandes eines Volkes oder sind sie mit dem Auftreten verschiedener Völkerschaften verknüpft? Griesbach: Antiquarische Funde in Ungarn und Krain; Referate von Rüttimeyer, Weicker, Ecker, Schaffhausen, Rosenberg; Verhandlungen der Section für Anthropologie und Ethnologie bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Dresden; Internationaler Congress für Alterthumskunde und Geschichte in Bonn; Bericht über den internationalen Congress für Anthropologie und vorhistorische Archäologie zu Norwich; Verzeichnis der anthropologischen Literatur von Vogt, Ecker, Hartmann, Meinicke, Hellwald u. s. w.

De Bekenntnis van eenen Holontaloeschen Ponggoh door J. G. F. Riedel. Eine erläuternde Erzählung über den Glauben der Alfuren auf Nord-Celebes an die Latilo-Oloto (Zwischegeister), die in der Form eines Ponggoh (Einschnecker) Männer oder Frauen besitzen, „um het hart van den medemensch te verslinden,“ sowie ein an die Geständnisse der ausfliegenden Hexen erinnerndes Bekenntnis eines ein Jahr lang von einem Ponggoh Besessenen, der während dieser Zeit zwölf Herzen (auch von Lebenden) verschlungen. Um in einem hohen Hause zu der Leiche zu kommen, verwandelte sich der Geist in eine Maus, Eidechse oder Feuerfliege, oder wenn die Anwesenden die Annäherung solcher Thiere nicht zulassen, setzte er sich auf den Kopf einer Ameise, „um het haart door den podex uitteszuigen.“ Ein solcher Weg scheint den Beduinen für die Seele allzu schmutzig, und sie ziehen es deshalb vor, wie Consul Wetstein mittheilt, lieber den qualvollen Tod des Pfählens zu sterben, als sich hängen zu lassen. Auch in Californien stellt der böse Geist dem Herz des Sterbenden nach, wenn es von dem Scheiterhaufen blüft, und die Indianer unterhielten deshalb während der Zeit des Verbrennens einen grossen Lärm, um ihn fortzujagen, oder seine Aufmerksamkeit abzulenken.

De Eesdaflegging bij de Toes Qen-Boeloe in de Minahass door J. G. F. Riedel. Der Aelteste der mit Abuehnung des Eides beauftragten Toemiffwah nimmt das Recht, den Speer und das Schwert in den Grund zu stecken, als erbliches in Anspruch. Toeu myn grootrader Siwih de speer in den Grund stak, bewoog sich de aarde en toen Wongkar het zwaard in den grond stak, sloeg een bliksemstraal naar beneden.

De Tiwoekar of Steenen Graven en de Minahass door J. G. F. Riedel. Der frühere Gebrauch der Alfuren, den Leichnam auf Bäumen auszusetzen, machte kurz vor Ankunft der Spanier dem Begraben in Tiwoekars Platz (van sandsteen vevaardigde kisten). Abbildungen derselben mit Verzierungen (von Menschen, Stieren, Schlangen) sind beigegeben.

Als eine bevorstehende Publication von ethnologischer Bedeutung wird angekündigt: „The last of the Tasmanians,“ or the black war of van Diemens Land. By James Bowditch, F. R. G. S. This work will be followed by: Daily life and origin of the Tasmanian Natives. London: Sampson Low, Son & Marston, Crown Buildings, 189, Fleet-Street.

Fest's Catalogue of Alaskan Antiquities and Curiosities (Leavitt, Strebeigh et Co.) zeigt in verschiedenen der beigegebenen Abbildungen (43, 57, 210 u. s. w.) Aehnlichkeit mit mexicanischen Alterthümern. Die Maske (No. 134) gleicht den Kopfformen alt philippinischer Idole (im Berliner Museum).

Das October-Heft des Journal of the Ethnological Society of London (Trübner & Co.) enthält: On the Excavation of a large raised Stone circle or Barrow near the Village of Wurreegaon (Major George Godfrey Pearce). Address of the President (Prof. Huxley) On the Native Races of New-Mexico (A. W. Bell). On the Arapahoes, Kiowas and Comanches (Morton C. Fisher). The North American Indians (William Blackmore). Notes and Reviews: Hyde Clark on Gladstone's Inventus Mundi). Notes and Queries. Classification Committee.

Im ersten Theil der Anthropologischen Section (4te Band von den Veröffentlichungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Moskau) finden sich (herausgegeben von der anthropologischen Gesellschaft): Materialien zur Anthropologie der Kurganen-Periode im Gouvernement Moskau von Anatol Bogdanoff (Moskau 1867). Bei der vorwaltenden Annahme der Kuvsköpfigkeit als charakteristisch für die Finnen, müssten die Laangköpfe, die in den Moskauer Kurganen überwiegen, abgetrennt werden, doch möchte die sog. finnische Familie selbst eine Mischung aus verschiedenen Elementen sein, worüber weitere Aufklärung erst durch Detail-Untersuchungen geliefert werden könnte.

Macguire: The Irish in Amerika, London, Longman's, Green & Co., 1868, 8°. Rühmt die „celtic energy“ in den irkändischen Auswanderern, malt aber in schwarzen Farben die sich als Protestanten von den Katholiken abspaltenden „Scotch-Irish“, die nachkommen der unter James, Charles und Cromwell nach Irland beförderten Ansiedler, die nun zum Theil gleichfalls nach den Vereinigten Staaten weiter gezogen sind. Aus einem auf die Arbeiten Dr. Allan's in Massachusetts Bezug nehmenden Jahresbericht wird folgende Stelle mitgetheilt: „Im Jahre 1850 betragen die fremden Geburten nur die Hälfte der amerikanischen, aber sie fuhren fort, jährlich über die Amerikanischen zu gewinnen, bis sie im Jahre 1860 die Majorität erlangten. Obwohl nur ein Drittel der Bevölkerung des Staates ausmachend, brachte das fremde Element mehr Kinder zur Welt, als das amerikanische. Seit 1860 hat dies noch zugenommen, bis in 1865 die fremden Geburten die amerikanischen um fast 1000 übertrafen.“ Und weiter „nach den alten Aufzeichnungen“

in den Städten des Staates zeigten die Familien der ersten Generation durchschnittlich 6-10 Kinder, die drei nächsten im Schwanken zwischen 7-8 zu jeder Familie, die fünfte Generation etwa 5, und die sechste weniger als 3 Kinder für die Familie.

Hawaii, a visit to; Nautical Magazine, March 1869. Die südlich von Kealakekua-Bay gelegenen Ruinen des alten Pahouua oder der Freistätte von Honaunau (neben dem dem königlichen Begräbnisse dienenden „House of keawe“) enthalten Steine bis über 13 Fuss lang. A portion of the wall, about the middle, is laid with remarkable skill, the surface being nearly as smooth, as a plastered wall. The stones do not appear to have been hammered to give them the smoothness which they have, but still may have received their surface by being rubbed together.

In dem Anfang dieses Jahr ausgegebenen Prospect dieser Zeitschrift, stellten wir uns als eine ihrer Zwecke hin, den Verhandlungen der anthropologisch-ethnologischen Gesellschaften in London und Paris zu folgen und zugleich auf Begründung einer gleichen Gesellschaft in Berlin hinzuwirken. Schon jetzt, noch vor dem Ende des Jahres, haben wir die Genugthuung, von dem Bestehen einer solchen Gesellschaft in Berlin berichten zu können, dessen rasche Constituirung zunächst Herrn Carl Vogt zu verdanken ist und der von ihm veranlaßten Bildung einer Section für Anthropologie und Ethnologie bei der Versammlung der Naturforscher in Innsbruck. Deutschland hat sich auffällig lange gegen diese neue Wissenschaft vom Menschen fremd erhalten. Während sich bereits nach dem Vorgange Londons und Paris, in Moskau, Madrid, Algier, New-York, Mexico u. s. w. Vereine zu ihrer Förderung gebildet hatten, regte sich bei uns noch Nichts, und es fehlte selbst ein öffentliches Organ bis zu der Herausgabe des Archiv für Anthropologie, das verdienstvolle Werk der beiden Redactoren und der als ihre Mitarbeiter genannten Herren. Wir glauben, dass diese in Deutschland so lange beobachtete Reserve der Sache selbst schliesslich nur zu Gute kommen wird und wir begrüßen als ein günstiges Omen für die Zukunft die lebhaftere Betheiligung, die sich jetzt, wo der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein scheint, hier in Berlin sogleich gezeigt hat. In Absicht lag es dort schon seit länger, eine Gesellschaft für Förderung anthropologischer und ethnologischer Studien in's Leben zu rufen. Die größere Zahl von Weltreisenden, die in jüngster Zeit nach Rückkehr von ihren Wanderungen Berlin zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten, die praehistorischen Forschungen, die seit den letzten Jahren von Herrn Virchow und andern Anthropologen so erfolgreich in unseren Nachbarprovinzen betrieben worden waren, mussten häufig die Fragen, die in Anthropologie und Ethnologie ihre Lösung zu erwarten haben, vor das Publikum bringen und das Interesse dafür erwecken. Zunächst richtete die hiesige Gesellschaft für Erdkunde ihre Aufmerksamkeit darauf und nahm so eine Idee Karl Ritter's wieder auf, ihres Stiftern und langjährigen Vorsitzenden, der schon im Anfang der 50er Jahre die Gründung einer ethnologischen Gesellschaft beabsichtigt hatte. Als die Sache im vorigen Jahre auf's Neue zur Sprache kam, ging der anfängliche Vorschlag dahin, diese Gesellschaft für Menschen- und Völkerkunde als eine Section der Geographischen Gesellschaft zu betrachten. Bei der voraussichtlichen Ausdehnung, die indess die anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen mit der Zeit gewinnen müßten, nahm man vorläufig Anstand, ein solches Abhängigkeitsverhältnis fest zu formuliren, und es verblieb bei der freien Vereinigung derjenigen Mitglieder, die sich besonders für diese Studien interessirten und die sich ohne weitere Constituirung im Local der geographischen Gesellschaft zu bestimmten Tagen zusammenfanden, ihre Zwecke zu verfolgen. Als jedoch im vorigen Monat die von der Section für Anthropologie und Urgeschichte ausgegangene Aufforderung*) zur Unter-

*) Im Anschluss wurde nachfolgendes Circular aufgesetzt: Der (Innsbrucker) Anruf giebt Kunde von der Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,“ welche von dem anthropologischen Verein der Naturforscher-

sützung der allgemeinen deutschen Gesellschaft nach Berlin gelangte, als die beiden Herren durch die Berlin in Innsbruck vertreten gewesen, die Herren Prof. Virchow und Koenig sich an die Spitze stellten, da wurde beschlossen, keine weitere Zeit zu verlieren und rasch die Hand an's Werk zu legen. Die Constitutions-Sitzung fand am Mittwoch, Nov. 11, 7 Uhr Statt. Die vorher durch eine aus den Herren Bastian, Beyrich, Braun, Hartmann, Kiepert, Koenig, Steinthal, Virchow niedergesetzte Commission berathenen Statuten wurden angenommen, und der Vorstand gewählt in folgender Zusammensetzung:

Vorsitzender:	Herr Virchow,
Stellvertreter:	„ Bastian,
	„ Braun,
Schriftführer:	„ Hartmann,
	„ Kunth,
	„ Voss,
Rendant:	„ Deegen.

Die Wahl des Ausschusses wird in der nächsten Sitzung (Dec.) Statt finden. Wir hoffen, dass das hier gegebene Beispiel rasche Nachahmung in den übrigen Städten Deutschlands finden wird, und dass die zeitgemässen Ideen, die durch die Begründung der Innsbrucker Section ausgestreut wurden, nicht auf einen dünnen Boden gefallen sein mögen. Ein Zusammenwirken der verschiedenen Gesellschaften ist besonders in Hinsicht des sog. anthropologischen Zweiges ihrer Bestrebungen wünschenswerth, damit das einheimische Material möglichst gesammelt und vor Verschleppung bewahrt werde. Nur indem sich die Forschungen der Local-Vereine gegenseitig ergänzen, ist ein erspriessliches Resultat zu gewinnen, und wir leben der Hoffnung erfolgreicher Entwicklung im gemeinsamen Zusammenwirken, da die Centralleitung in die Hände eines als Reisenden und Naturforscher gleich ausgezeichneten Mannes gelegt ist, des Herrn Prof. C. Semper in Würzburg.

Wir werden uns bemühen, unsere Leser in Kenntniss zu halten über die Verhandlungen, die in den Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft*) Statt finden werden, und Mittheilungen über die gehaltenen Vorträge machen oder dieselben in extenso bringen.

Versammlung zu Innsbruck kürzlich beschlossen worden ist. Die Unterzeichneten, welche in den provisorischen Ausschuss erwählt worden sind, kommen nur einer übernommenen Verpflichtung nach, indem sie hierdurch die Anregung zur Bildung „einer Localvereins in Berlin“ geben. Gewiss ist unsere Stadt mehr, wie irgend eine andere in Deutschland, reich an Kräften, welche durch gegenseitiges Zusammenwirken dem jungen Zweige der Wissenschaft zu frischem Leben verhelfen könnten. Naturforscher, Reisende und Sammler, Geschichtskundige und Sprachforscher, Kunstkenner — Vertreter aller jener Einzelwissenschaften, welche beitragen müssen zur Herstellung einer gemeinsamen Grundlage des Wissens vom Menschen, sie finden sich zahlreich in unsern Mauern, und es bedarf nur eines Mittelpunktes zu einigender Thätigkeit. Wir hoffen, dass die zu bildende Gesellschaft einen solchen Mittelpunkt darstellen soll, an den sich anschliessen, auch des vielen, in unsere Nachbarprovinzen zerstreuten Einzelforscher Nutzen bringen wird.

Unterzeichnet von Virchow, Koenig, denen sich anschliessen Wetzelin, Reichert, Peters, Magnus, v. Ledebur, Kiepert, Hartmann, Ehrenberg, Braun, du Bois-Reymond, Beyrich, Bastian.

*) Die Gesellschaft wird zugleich einen gewünschten Mittelpunkt abgeben, um in größerem Maassstab eine Sammlung photographischer Kassenportraits anzulegen, die namentlich erfordert wird, um den ethnologischen Untersuchungen die sichere Basis tatsächlicher Anschauung zu geben. Schon bei Ausgabe unseres Prospectes baten wir die günstig plicirten Photographen fremder Länder, ihr Interesse dieser Sache zuzuwenden, und einem der nächsten Hefen denken wir einige genauere Instructionen beizufügen, die es auch dem Amateur (oder solchen Reisenden, deren Hauptaugenmerk auf andere Zwecke, als Ethnologie, gerichtet ist), ermöglichen werden, ihren Beiträgen diejenige Form zu geben, die für wissenschaftliche Verwerthung derselben die wünschenswertheste ist.

Die Pfahlbauten im nördlichen Deutschland.

Vortrag, gehalten in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft
am 11. December 1869

von

Rud. Virchow.

(Stenographische Aufzeichnung.)

Die drei grossen Richtungen, in welchen sich im Laufe des letzten
Jahrhunderts die fortschreitende Kenntniss der früheren Geschichte des Men-
schen bewegt, sind bis jetzt in Norddeutschland noch sehr wenig verfolgt
worden. Was die erste dieser Richtungen betrifft, nämlich das Vor-
kommen von Ueberresten des Menschen und seiner Arbeit in
früheren Schichten der Erde selbst, so haben wir dafür bis jetzt
ebenso wenig Anhaltspunkte, ja, in demjenigen Gebiete, auf welchem sich
unsere Gesellschaft zunächst bewegt, eigentlich gar nichts, was uns Auf-
schlüsse verschaffen könnte. Allerdings giebt es einzelne Andeutungen aus
Thüringen und Niedersachsen, indess an keinem dieser Orte hat bis jetzt
eine ansiebige Untersuchung stattgefunden. Die zweite Reihe der Unter-
suchungen, welche sich bezieht auf das Leben des Menschen in Höhlen,
des Menschen der Rennthierperiode, ist ebenfalls erst zu beginnen,
obwohl in verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich in dem Gebirgs-
zuge vom Harz bis zum Rhein, es nicht an Höhlen fehlt, auch nicht an
solchen, wo gelegentlich von Menschentüberresten gesprochen worden ist.
Selbst das Vorkommen des Rennthieres ist in Norddeutschland nur ganz
sporadisch und nirgends in Verbindung mit Ueberresten des Menschen
constatirt. Es sind dies Seiten der Forschung, welche unsere Aufmerksam-
keit in Zukunft mehr in Anspruch zu nehmen haben.

Anders steht es mit der dritten Reihe der Entdeckungen, welche auf
dem Gebiete der Pfahlbauten gemacht worden sind. Nachdem in der
Schweiz jene grosse Reihe von Untersuchungen stattgefunden hatte, welche

durch das Geschick der Männer, die sich daran beteiligten, sowie durch die besondere Gunst der öflichen Verhältnisse der Witterung und andere Umstände in Kurzem zu so herrlichen Resultaten geführt haben, lenkte auch in Norddeutschland der älteste und berühmteste unserer Alterthumsforscher, Lisch seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und es ist ihm sehr bald gelungen, an einigen Stellen Mecklenburgs derartige Bauten aufzufinden. Unglücklicherweise ereignete sich dabei das ganz besondere Missgeschick, dass Herr Lisch sich zu den ersten Untersuchungen und zur Sammlung der betreffenden Gegenstände eines Mannes bediente, welcher nicht lange nachher wegen Fälschung vor das Criminalgericht citirt wurde, wobei es sich leider herausstellte, dass auch von denjenigen Alterthumsgegenständen, welche durch seine Vermittelung in die Sammlung zu Schwerin gekommen waren, offenbar ein nicht ganz kleiner Theil gefälscht war, theils absolut gefälscht, so dass ganz moderne Gegenstände, denen der Mann ein etwas alterthümliches Aussehen verliehen hatte, abgeliefert waren, theils in der Art gefälscht, dass anderweitig gefundene Alterthumsgegenstände als solche eingeliefert waren, welche innerhalb der betreffenden Stellen in der Tiefe der Pfahlbauten gelegen haben sollten. Die Nachricht dieser Fälschung verbreitete sich mit grosser Schnelligkeit überall hin und die Folge war, dass die Zuverlässigkeit der gesammten Beobachtungen dadurch in Misskredit gekommen ist, ja, dass, wie ich mich bei wiederholtem Aufenthalt im Auslande zu überzeugen Gelegenheit hatte, die Meinung besteht, „das Ganze sei ein Schwindel.“ Das ist meiner Meinung nach entschieden unrichtig. Ich habe die betreffende Lokalität bei Wismar besucht, habe die Sammlungen des Schweriner Museums gesehen, namentlich auch die Stücke, welche seit der Zeit, dass der betreffende Mensch inhaftirt ist und eine sorgfältige Aufmerksamkeit beim Aufgraben der Stücke geübt wird, eingeliefert sind, und ich habe die bestimmte Ueberzeugung gewonnen, dass im Wesentlichen die Sache correct ist. Wenn man selbst von den älteren Stücken ganz absieht, so ist doch allein durch die neuern Funde eine so grosse Zahl der allerwerthvollsten Thatsachen festgestellt worden, dass man in die Sicherheit der Beobachtung in ihrer Hauptsache durchaus keinen Zweifel setzen darf.

Ich bemerke nur, dass die Hauptstelle, um welche es sich hier handelt, ein Torfmoor in der Nähe von Wismar ist, ein umfangreiches, nasses Terrain, welches sehr schwer bearbeitet werden kann und in den letzten Jahren ganz verlassen ist. In demselben finden sich in ziemlicher Tiefe unter ähnlichen Verhältnissen, wie an einzelnen Stellen der Schweiz, Pfähle und die betreffenden Gegenstände menschlicher Kunst- und Erwerbsthätigkeit. Herr Lisch hat noch einige kleinere Lokalitäten in Mecklenburg bezeichnet, auf deren Funde aber weniger ankommt.

Bald nachher wurde eine Beobachtung, welche ebenfalls zweifelhaft geworden ist, von dem verstorbenen v. Hagenow in Greifswald ge-

macht. An dem Ausflusse des Ryckflusses liegt das Dorf Wick, bei welchem eine Baggerung vorgenommen wurde; hierbei stiess man auf ganze Reihen von Pfählen, zwischen denen Thierknochen, Geräthe u. s. w. gesammelt wurden, so dass v. Hagenow in seinem Berichte die Ueberzeugung aussprechen konnte, es handle sich um einen früher bewohnten Pfahlbau. Allein der verdiente Forscher war zu der Zeit, als dieser Fund gemacht wurde, erblindet und ausser Stande, selber zu controliren; er musste dies Personen überlassen, welche nicht hinreichend competent waren, und es hat sich durch nachträgliche Untersuchungen der Lokalität eine Reihe grosser Zweifel ergeben. Insbesondere wurde festgestellt, dass der Fluss früher eine andere Direktion besessen und dass gerade in der Nähe der erwähnten Stelle ein altes Bollwerk gestanden hat, und die Frage lag daher nahe, ob nicht durch das Untergehen von Schiffen allerlei Gegenstände in den Grund gekommen seien, ohne dass man genöthigt wäre, eine Ansiedelung anzunehmen. Ich habe mich in Greifswald und Stralsund, wohin die Hagenow'sche Sammlung gekommen ist, bemüht, mir ein Urtheil über diese Verhältnisse zu bilden; ich muss aber bekennen, dass ich zweifelhaft geblieben bin: ich bin nicht überzeugt, dass kein Pfahlbau vorhanden war, habe aber auch nicht die volle Sicherheit gewonnen, dass einer vorhanden war. Meine Meinung geht dahin, dass erst weitere Untersuchungen Klarheit werden verschaffen können.

Die dritte Lokalität, an welcher der Zeit nach eine umfangreiche Pfahl-Ansiedelung constatirt wurde, liegt in Pommern (rechts der Oder. An dem Plönessfluss, der bald nach seinem Ursprung durch einen langen See geht, in der Nähe des Dorfes Lühtow, zeigte sich, nachdem eine Senkung des See's um 7' stattgefunden hatte, auf dem Terrain, welches trocken gelegt wurde zu beiden Seiten des Flusses eine Mauer von Pfählen. Auch wurde eine Menge von Gegenständen (Waffen, Gefässe, Schmuck) gefunden. Es geschah dies zu einer Zeit — es war vor dem Jahre 1865 —, wo in Pommern noch nicht die Aufmerksamkeit auf Pfahlbauten gerichtet war. Der Besitzer des Grundstückes, Herr v. Schöning, sammelte allerdings die Gegenstände, aber ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Situation, so dass es nicht mehr möglich gewesen ist, mit Sicherheit festzustellen, wo das Einzelne gelegen hat. Erst nachträglich, nachdem eine grosse Masse dieser Pfähle herausgezogen und das Land, auf welchem sie sich befunden hatten, in Culturzustand gebracht worden war, entstand der Gedanke, dass es sich hier um Pfahlbaute handle. Ich selbst habe die Stelle zweimal aufgesucht und das letz Mal (1869) grössere Ausgrabungen gemacht; ich kann versichern, dass ein reguläre Pfahlansiedelung vorhanden ist.

Mein erster Besuch fiel in das Jahr 1865. Seit dieser Zeit war ich bemüht, sowohl in Pommern als auch in der Mark Pfahlbauten aufzusuchen. In der That hat sich eine nicht kleine Zahl auffinden lassen, die alle in Einzelnen aufzuzählen, kein Interesse darbieten würde. Einige dieser Stelle.

liegen noch gegenwärtig unter Wasser und zwar meistens in Seen, welche ziemlich grossen Schwankungen des Waassers ausgesetzt sind, bei denen das Seebert sich vielfach verändert, und bei denen daher bis jetzt von weiteren Funden nichts Wesentliches ermittelt ist. Man kann nur aus der besonderen Art der Pfahlaufstellung schliessen, dass nichts anderes als ein Pfahlbau vorliege.

Eine der interessantesten Stellen dieser Art findet sich in der Mark nicht weit von Joachimthal und Angermünde, und gerade sie möchte vielleicht wegen ihrer Nähe von manchen unter Ihnen selber in Angunsehein genommen werden. Sie liegt in dem Werbelinsee, der unmittelbar an die grossen Forsten der Grimnitz anstösst, in einer Gegend, welche in der Geschichte unseres Landes eine gewisse Bedeutung gehabt hat, weil an verschiedenen Stellen des Ufers Schlösser lagen, in denen die märkische Fürsten noch bis zum 14. Jahrhunderte häufig residirten; jetzt sind von ihnen nur noch Ruinen vorhanden. Der Pfahlbau selbst liegt unmittelbar am südlichen Seerand bei dem Dorfe Altenhof und zwar in der Nähe von Ueberresten alter Landbefestigungen. Es ist ein überaus schöner See von wundervollem flaschengrünem Wasser, und die Pfahlbauten stehen so, dass man sie mit einem Kahne sehr leicht befahren kann. Wenn man sich durch das Anstellen von kleinen Stangen auf den unter dem Wasserspiegel befindlichen Pfählen die Situation derselben über Wasser markirt, so bekommt man ein umfangreiches Gebiet regelrechter Vierecke.

Es ist dies das Verfahren, welches ich als das einzig mögliche betrachte und wiederholt mit Erfolg in Anwendung gebracht habe, dass ich mir solche Hölzer vorbereite und auf jeden Pfahl einen Stab setze. Dann lässt sich die ganze Anordnung übersehen. Bei dem Fahren mit dem Kahne verliert man sehr leicht die Uebersicht über die Entfernung und gegenseitige Lage der in der Tiefe befindlichen Gegenstände; mir wenigstens war es stets unmöglich, ohne derartige Hilfsmittel ein Bild der Verhältnisse in der Tiefe zu erlangen. Durch das beschriebene Verfahren ist es mir gelungen, selbst von den Bauern, die uns den Kahn führten, das Zeugnis zu erlangen, es müsse dies doch etwas anderes als eine Brücke sein, welche gewöhnlich als früher vorhanden gewesen beschrieben wird. So liegt in der Neumark bei Arnswalde ein Dorf Hitzdorf; da wurde erzählt, es hätte früher einmal eine Brücke von dem Dorfe aus nach einer gegenüberliegenden Landzunge im Sec geführt; nachdem aber alles in der erwähnten Weise sichtbar gemacht worden war, gestanden die Bauern zu, dass es unmöglich eine Brücke gewesen sein könne. Es sähe aus, wie Häuser.

Allerdings ist durch das blosse Zusammenstehen von Pfählen in einer gewissen Ordnung noch immer nicht bewiesen, dass eine Secstation existirt hat, so lange an diesen Stellen keine entsprechenden Funde gemacht sind. Zuweilen hat sich die Erinnerung erhalten, dass dies oder jenes im Larfe der Zeit gefischt worden ist; gerade im Werbelinsee sollen metallene Gegen-

...ale, von denen es jedoch zweifelhaft geblieben ist, ob sie aus Kupfer oder Bronze bestanden, gefunden sein. Indess ist damit nicht jeder Zweifel gehoben.

Am merkwürdigsten in dieser Beziehung ist eine Lokalität bei Neustettin, wo kürzlich bei der Senkung des Streitzig-Sees unmittelbar bei der Stadt eine sehr umfangreiche Pfahlstellung zu Tage kam, die dem äussern Anscheine nach ebenfalls die Vermuthung erregen musste, man habe es mit einer alten Ansiedelung zu thun. Es ist hier zu wiederholten Malen, zuerst von dem Herrn Gymnasialdirector Lehmann, später von mir selber gegraben worden; es ist aber mit Ausnahme von Gegenständen, die möglicherweise auch sonst z. B. durch Anspülen der Wellen dahingekommen sein konnten, fast nichts gefunden worden, welches geeignet war, uns in unsere Vermuthung zu bestärken. Man muss es also vorläufig noch dahingestellt sein lassen, ob dies in der That Pfahlbauten im gewöhnlichen Sinne sind.

Anders dagegen steht es mit einer Reihe von Pfahlstellungen, welche gleichfalls durch Senkung der betreffenden Seen zu Tage gekommen sind; unter diesen sind es namentlich vier gewesen, in welchen ich, zum Theil wiederholt, ausgiebige Ausgrabungen veranstaltet habe. Die eine dieser Lokalitäten ist ein Dicht bei Daber in Hinterpommern gelegener See; die zweite ein in der Nähe von Neustettin befindlicher See, aus dem die Persante ihren Ursprung nimmt, und der den Namen des Persanzig-See führt; die dritte ein kleinerer See bei Woldenberg in der Neumark, genannt der Klopp-See, dicht bei dem Dorfe Schwachenwalde; endlich der sehr umfangreiche See bei Soldin, aus welchem die Müttzel fliesst. An diesen Stellen sind nicht bloss Pfähle, sondern auch die Construction der Gebäude, die besonderen Beziehungen der einzelnen Theile zu einander und eine Masse von Fundgegenständen verschiedenster Art zu Tage gekommen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Ihnen die einzelnen dieser Ausgrabungen speciell vorführen wollte; ich will mich daher darauf beschränken, Ihnen ein allgemeines Bild von denselben zu entwerfen.

Bei allen diesen in Pommern und der Neumark untersuchten Bauten stellt sich eine wesentliche Verschiedenheit derselben gegenüber denen von Mecklenburg, namentlich denen von Wismar, sowie denen der Schweiz und ihrer Nachbarländer heraus. Keine einzige von unseren Lokalitäten kann als eine so alte bezeichnet werden, wie dies vielfach in der Schweiz der Fall ist und wie nach allem Anschein auch die Ansiedelung von Wismar ist. An letzteren Stellen sind so viele Funde, welche der Steinzeit angehören, gemacht worden, dass man nicht bezweifeln kann, dass der Bau selbst bis in diese Periode zurückreicht, wenngleich er auch noch länger bewohnt gewesen sein mag. In unseren pommerschen und nemmärkischen Bauten hat sich mit der alleinigen Ausnahme des Plöne-Sees noch nicht ein einziges, unzweifelhaft der Steinzeit angehöriges Werkzeug finden lassen. Der einzige Ort, wo etwas ausgegraben worden ist, was dieser Periode

entspricht, ist der Soldiner See, wo an einer Stelle der Insel, auf welcher sich die Pfahlbauten befanden, durch den Apotheker Mylius eine grosse Zahl von jenen geschlagenen Feuersteinstücken ausgegraben wurden, welche die Dänen mit dem Namen Flintskikker bezeichnen, und die man als messerartige Werkzeuge betrachtet, welche zum Schaben und Schneiden benutzt wurden. Es ist dies ein auffallender Fund, welcher nicht harmonirt mit dem, was wir von dem Zustande unserer Bevölkerungen in späteren Zeiten wissen, und es muss also für diese Lokalität wohl angenommen werden, dass eine ziemlich alte Bevölkerung daselbst residirt habe. Im Uebrigen sind die Funde alle einer viel neueren Zeit angehörig; selbst Bronze in charakteristischer Verarbeitung ist mit Ausnahme des Plöner- und des Soldiner-Sees nirgends so gefunden worden, dass man ganz sicher sein kann, dass es nicht zufällige Funde waren. Auch kommt es vor, dass Kupfer oder Messing, dessen Oberfläche sich im Laufe der Zeit verändert hat, für Bronze ausgegeben wird. Wirkliche Bronze ist ausser bei Lübtow aber nur auf einer Insel im Soldiner See gefunden worden, darunter namentlich ein Bronzemesser, dessen Gestalt vollkommen übereinstimmt mit der charakteristischen Form jener kleinen Sichelmesser, welche zum Opferdienst bestimmt gewesen zu sein scheinen.*) An denselben Stellen ist aber auch Eisen in verschiedener Bearbeitung gefunden worden, und man kann daher nicht anstehen anzunehmen, dass die Bauten bewohnt gewesen sind bis zu einer Zeit, wo die Kenntniss des Eisens und seiner Bearbeitung^d in diese Gegenden eingedrungen war. Die anderen Stellen, insbesondere der grosse Pfahlbau von Daber, die von Persanzig und Schwachenwalde gehören alle unzweifelhaft in die Eisenzeit. Am meisten charakteristisch ist unter den Fundstücken ein von mir selbst kürzlich ausgegrabenes und in seiner Tiefen-Lage genau festgestelltes eisernes Beil aus dem Dabersee, welches genau übereinstimmt mit einem anderen, das mein Sohn wenige Monate früher im Persanzig-See ausgegraben hat.

Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass gerade die grösseren unserer Pfahlbauten einer verhältnissmässig späten Zeit angehören. Es ist dies an sich nicht auffallend, da auch in der Schweiz einzelne Pfahlbauten vorkommen, welche bis in eine ganz späte, ja, bis in die historische Zeit reichen; eine einzige gehört allein der Eisenzeit an. Es ist dies la Tène, eine beschränkte Lokalität in der Nähe des Ausflusses der Thièle aus dem Neuchâtel-See. Da aber hier selbst römische Funde gemacht worden sind, so wird man kaum bezweifeln können, dass sie verhältnissmässig sehr spät bewohnt gewesen ist, und es wäre wohl möglich, dass unsere Seedorfer mit diesen schweizerischen synchronisch wären.

*) Im Laufe der Sitzung legte Herr Hartmann ein anderes Sichelmesser vor, welches auf dem Lande in der Lausitz gefunden war und welches bis auf seine etwas beträchtlichere Grösse dem Soldiner täuschend gleich.

Immerhin wird man nicht zweifeln dürfen, dass wirkliche Pfahlbauten in unseren Seen existirt haben und dass sie für unsere Gegenden vorhistorisch sind. Bis jetzt ist nirgends auch nur die leiseste Andeutung entdeckt worden, sei es in Urkunden, sei es in Chroniken oder Geschichtswerken, dass derartige Bauten in diesen Gegenden existirt haben. In dieser Beziehung ist es nicht gering anzuschlagen, dass wir in Folge des häufigen Kontakts der scandinavischen Völker mit unserm Lande durch sie über unsere Küstengegenden Nachrichten von einem Alter haben, wie sie durch einheimische Urkunden nicht geliefert werden. Da nun bis jetzt weder in Dänemark noch in Schweden und Norwegen irgend eine Spur von Pfahlbauten entdeckt worden ist, so müssen wir annehmen, dass die Scandinavier wenn sie bei uns solche Bauten angetroffen hätten, gewiss davon überrascht worden wären und ein Kunde davon hinterlassen hätten.

Es kommt dazu noch ein anderer Umstand, nämlich die Beschaffenheit der thiorischen Ueberreste in unseren Seedörfern. Es finden sich unter den Resten wilder Thiere, welche an diesen Stellen ausgegraben worden sind, und zwar auch wieder vorzugsweise im Soldiner See, Elenknochen namentlich sehr ausgezeichnete Kiefer- und Geweihstücke. Obwohl nun die ältesten Nachrichten, welche wir über die wilden Thiere Deutschlands besitzen, das Vorkommen des Cervus alces bezeugen, so hat doch kein einheimischer Schriftsteller eine Notiz über das Vorkommen dieses Thieres in unseren Gegenden zu seiner Zeit hinterlassen. Wir besitzen über Pommern Berichte der Begleiter des Bischofs Otto aus dem 13. Jahrhunderte welche sich über die Beschaffenheit des Landes vielfach aussprechen und uns weit zurückgreifende Nachrichten über die damalige Fauna liefern, wo doch findet sich nirgends eine Notiz, welche die Existenz des Elch in der damaligen Zeit anzeigte. Es kann daraus geschlossen werden, dass die Bauten einer früheren Periode angehören, als diejenige ist, welche die älteste Tradition uns bis jetzt in diesen Gegenden kennen gelehrt hat, und wenn man auch zugestehet, dass sie in der Generalgeschichte der Pfahlbauten eine verhältnissmässig späte Periode bezeichnen, so wird man doch immer sagen müssen, in der Geschichte unseres Landes repräsentiren sie die frühe Periode, welche überhaupt ein sesshaftes Volk uns zur Anschauung bringt.

Es ist nun, wenn man die weiteren Verhältnisse dieser Pfahlbauten studirt, ein besonderer Umstand, auf welchen ich erst allmählich aufmerksam geworden bin, und von welchem ich sagen kann, dass er einen bestimmten Anhalt für andere Beziehungen bietet, wohl ins Auge zu fassen. Um dies darzulegen, wird es zweckmässig sein, specieller auf den Pfahlbau im Daber See einzugehen. Bei der Stadt Daber bestand bis vor wenigen Jahren ein See, in welchen sich eine ziemlich ausgedehnte Landzunge erstreckte. Der See selbst war mässig breit und tief und hatte an der einen Seite einen natürlichen Abfluss, war jedoch hier durch eine Mühle gestaut. Er wurde vor etwa 6 Jahren durch den Abbruch der Mühle und die Tieferlegung

Ausflusses bedeutend gesenkt, so dass sich nur noch an gewissen Stellen grössere Lachen erhielten, während der übrige Theil ganz trocken gelegt wurde. An der Landzunge, deren Spitze ungefähr die Gestalt eines Löffels besass, war (etwa der Ansatzstelle des Löffelstiels entsprechend) das Terrain so niedrig, dass bei hohem Wasserstande der Zugang unter Wasser kam. Unmittelbar hinter dieser Stelle durchsetzte ein künstlicher Wall quer durch die Landzunge. Dahinter kam wieder ein tieferer Einschnitt, der wie ein künstlicher Graben aussah, und unmittelbar hinter diesem Graben eine kreisrunde, bis 30' hohe, künstliche Aufschüttung, ein sogenannter Burgwall, hinter welchem sich wieder ein künstlicher Quer-Wall anschloss. Innerhalb des Gebietes, welches durch den vorderen und hinteren Wall abgegrenzt wird, standen beiderseits im See die Pfahlbauten, also in einer sehr bestimmten Beziehung zu Landeinrichtungen, welche offenbar zum Schutz oder zur Vertheidigung bestimmt waren. Es mag dahin gestellt bleiben, wozu der Burgwall bestimmt gewesen ist, ob zum Wohnen oder zu religiösen Zwecken oder zur Vertheidigung. Sodann fand sich auf der anderen Seite des Sees nahe am Ufer eine isolirte Insel, die, wenn der See niedrig war, durch einen Landstreifen mit dem Ufer in Verbindung stand; zu ihr führte von der Landzunge aus eine doppelte Pfahlreihe, von welcher man nicht füglich bezweifeln konnte, dass sie als Ueberrest einer Brücke zu betrachten sei. Ich muss noch hinzusetzen, dass vor dem Beginn des erwähnten löffelartig gestalteten Endes der Landzunge, wo das Land ziemlich hoch ist, noch wieder eine quer liegende wallartige Erhöhung ist.

Auf der westlichen Seite des Ufers, zwischen den zwei Querwällen ergab eine Ausgrabung, die ich mit Hrn. Mühlenbeck veranstaltete, das Vorhandensein einer förmlichen Strasse, nämlich eine lange Reihe von grösseren Vierecken, eines an das andere stossend und dahinter eine Reihe von kleineren Vierecken. Auf der entgegengesetzten östlichen Seite dagegen standen die Vierecke mehr unregelmässig, so dass es noch nicht möglich gewesen ist, eine besondere Ordnung hineinzubringen. Dagegen haben sich an den vier Stellen, wo der Pfahlbau an die wallartige Erhöhung stösst, ganz besonders massenhafte Anbauten, wie Molen oder Pallisadenwerke, gefunden, die durchweg aus Holz aufgebaut waren; sie machten ganz den Eindruck, als sei eine Verstärkung der Landbefestigung in den See hinein damit beabsichtigt.

So lange der See gefüllt war, war von diesen Pfählen durchaus nichts zu sehen. Es ist dies in sofern interessant, und ich mache besonders darauf aufmerksam, weil es auf den ersten Blick etwas Ueberraschendes hat, dass so nahe am Ufer keine Spur von den Pfählen vorhanden war, welche später von selbst hervortraten. Wenn Sie indess die Sache genauer erwägen, so werden Sie sehen, dass nichts Befremdendes darin liegt. Das Bett unserer Seen ist an den Ufern mit reichem Pflanzenwachsthum erfüllt gewesen; zuweilen findet sich eine bis zu 8', ja 10' hohe Anhäufung der Pflanzenreste,

in denen noch bis zu der äussersten Tiefe hin die Wurzeln der Pflanzen, gemischt mit allerlei andern vegetabilischen Ueberresten z. B. Holzstücken, deutlich erkennbar sind; das Ganze bildet eine durch Wasser aufgequollene Masse, auf welcher die Absetze der späteren Zeit liegen. So kommt es, dass am Ende der Sand eine ebene Fläche bildet, welche alles Andere verdeckt. So war es auch im Daber-See, wo gerade die Stelle westlich vom Burgwall immer als Badeplatz für die Jugend gedient hat. Ich sprach einem alten Mann, der mir erzählte, er habe schon als Junge dort gebadet, sei ziemlich weit in den See geschwommen, habe aber nirgends etwas gefunden, was auf die Existenz eines Pfahles hindentete. Als der See abgelassen war, sah man Anfangs auch noch nichts; erst als das Ufer trocken wurde, begann der Boden sich zu senken, das Eintrocknen des schwammigen Untergrundes schritt vor, und auf diese Weise schoben sich die Pfähle allmählich in die Höhe, so dass ihre Spitzen endlich frei zu Tage traten. In dieser Zeit begannen wir unsere Ausgrabungen.

Ich hatte von Anfang an die Vorstellung, es handle sich, wie es in der Schweiz fast allgemein angenommen wird, nur um senkrechte Pfähle, auf denen früher Quer-Balken befestigt gewesen; erst auf diesen sei dann das weitere Holzwerk construirt, ähnlich wie wir es auf Abbildungen sehen, welche uns Pfahlbauten in wenig cultivirten Ländern des Südens und Ostens zeigen. Allein die weiteren Untersuchungen haben es nothwendig gemacht, diese Vorstellung aufzugeben. Es stellte sich nämlich heraus, dass man, indem man die obern Schichten wegräumte, auf eine grosse Masse horizontaler Balken stiess, welche in regelmässigen Vierecken angeordnet waren. Auch da schien es anfangs, als könnten dies heruntergestürzte Balkenmassen sein, die in der Form, wie sie oben gelegen hatten, in den Grund gefallen seien; indess zeigten sich die Vierecke mit einer solchen Regelmässigkeit, sie waren so gut erhalten, so wenig mit Spuren von Brand und auf Zerstörung hindeutenden Veränderungen versehen, dass wir allmählich bei der Aufgrabung im Daber-See zu der Ueberzeugung gelangten, dass eine Fundamentirung auf Holz stattgefunden haben müsse. Die senkrecht stehenden Pfähle waren also nicht Träger des Gebäudes, sondern dienten wesentlich zur Fixirung der in den Grund gesenkten Quadrate des Fundamentes. Die Balken des letzteren lagen horizontal über einander, während die senkrechten daneben standen, und zwar lagen jene so, dass an den Stellen, wo die Köpfe der Querbalken übereinandergriffen, jedesmal ein Einschnitt gemacht war, oder dass man einen Baumstamm so ausgewählt hatte, dass gerade ein Ast desselben über den entsprechenden Balken hintergriff. Dadurch werde eine vollständige Befestigung des Quadrates hervorgebracht.

Nachdem dies Verhältniss im Daber-See constatirt war, wies ich dasselbe auch im Persanzig-See nach, wo inzwischen von Herrn Major Kasiski Ausgrabungen gemacht worden waren. Auch dieser sorgfältige Untersucher hatte noch immer den Gedanken festgehalten, dass die Querbalken Theile

der oberen Construction sein, welche in den Grund gefallen wäre. Ich habe neuerlich mit Herrn Kasiski gemeinsam eine grössere Ausgrabung gemacht und das Vergnügen gehabt, zu bewirken, dass er sich von der Nothwendigkeit, seine frühere Vorstellung aufzugeben, überzeugte.

Ganz besonders interessant aber sind meine letzten Aufgrabungen bei Lübtow am Plöne-See. Hier ist der Boden so lose, dass man die untersten Balkenlagen noch wieder fundamentirt hat auf grossen erraticen Blöcken, die ihrerseits wieder auf je einem senkrechten Pfahle ruhen, der in den Grund eingerammt ist. Von unten nach oben gestaltete sich demnach der Bau so, dass ein mächtiger Eichenstamm als Rost untergesetzt war, auf diesem sich ein grosser Rollstein befand, und auf diesem erst die Auflagerung der horizontalen Fundamenthölzer begann. Durch dies Verhältniss, meine ich, ist ganz unzweifelhaft festgestellt, dass die Querbalken als wirkliches Fundament des Gebäudes im See construirt sind, und dass das Wasser keinen freien Gang unter ihnen gehabt haben kann. Meines Wissens sind ähnliche Beobachtungen in solcher Ausdehnung bis jetzt nirgends gemacht worden; da sie sich nun aber an verschiedenen, ziemlich weit aneinander liegenden Stellen unseres Landes wiederholt haben, so darf man schliessen, dass hier eine vollkommen recipirte Form des Bauens der Urbevölkerung erschlossen ist.

Auch die Beziehung von Pfahlbauten, welche im Wasser stehen, zu besonderen Einrichtungen auf dem Lande ist bis jetzt nicht in grösserem Maassstabe anderswo verfolgt worden. Es sind allerdings in der Schweiz in der Nähe der Seestationen Grabstätten und Landwohnungen gefunden worden; man hat darin aber entweder nur einen losen Zusammenhang gesehen, oder allenfalls gedacht, dass die Leute zu gewissen Zeiten z. B. bei räuberischen Einfällen, von dem Lande in die Seedorfer gegangen seien. Bei uns sind die Verhältnisse derart, dass die Räumlichkeiten auf dem Lande nicht ausreichen, um der ganzen Bevölkerung, die auf dem Wasser gewohnt hat, als Aufenthaltsort dienen zu können. Man kann sich allerdings vorstellen, dass sie momentan eine Zuflucht auf dem Lande hätte finden können, aber man wird eher annehmen müssen, dass Wasser- und Landbau eine zusammengehörige Einrichtung gebildet haben, und dass beide dauernd in einen gewissermassen organischen Zusammenhang gebracht waren. Ich habe im letzten Herbst, wo unsere Regierung eine kleine Summe zu Ausgrabungen bewilligte, tiefe Durchschnitte durch die Querwälle des Daber-Sees und den Burgwall machen lassen; es ergab sich, dass es lauter künstliche Aufschüttungen waren, in welchen zahlreiche Reste von Thon-Geschirren und zerschlagene Thierknochen in grosser Menge zerstreut waren, so dass man annehmen muss, die Wälle seien erst nach und nach erhöht worden, ehe sie zu dem Umfange gekommen sind, in welchem sie schliesslich stehen bleiben.

Nachdem ich bei dem Daber-See auf die Beziehung der Pfahlbauten

zu dem Burgwall geleitet war, so lenkte ich meine Aufmerksamkeit auch an anderen Stellen auf die Burgwälle. Ich wurde in dieser Richtung bestärkt durch eine Beobachtung am Soldiner See, wo, wie schon erwähnt, eine kleine, nach der Senkung des Sees zu Tage getretene Insel die Hauptfundgrube ist. Als ich mich von dieser Insel aus umsah, so frappte meinen Blick ein Hügel am Lande; auf meine Frage erfuhr ich, es sei dies der Döwenweinberg, und es habe da früher ein Schloss gestanden. Freilich hat sich später herausgestellt, dass niemand mit Sicherheit die Existenz eines Schlosses historisch darthun kann, aber es ist die Sage da, dass ein Schloss dort gestanden habe. Als wir nun dorthin fuhren, fanden wir einen regulären Burgwall, und an dem Fusse desselben lag ein Pfahlwerk vor uns mit Knochensplittern, Uroenscherben u. dergl. m.

Ein ähnliches Verhältniss, nemlich ein wundervoller mächtiger Burgwall auf einer Insel und in seinem Umfange noch jetzt vom Wasser bedeckte Pfahlbauten, findet sich im Virchow-See, nördlich von Neustettin. Hier sowohl, als an anderen Burgwällen haben die von mir veranstalteten Ausgrabungen freilich nicht gerade ausgezeichnete Funde ergeben, aber sie haben doch in mehreren Beziehungen so grosse Analogien dargeboten, dass für mich die Ueberzeugung feststeht, dass ein grosser Theil unserer Burgwälle synchronisch mit den Pfahlbauten unserer Seen ist.

Es ist namentlich eine Erscheinung, welche meiner Meinung nach in hohem Maasse beweisend ist, nemlich die Mode der Topfwaaren. Es ist dies eine Seite der Forschung, die, obwohl gerade bei uns die mannichfaltigste Gelegenheit dazu da ist, doch noch sehr wenig die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hat. Die Ornamentik der alten Töpfe zeigt, soweit ich es beurtheilen kann, so charakteristische Anhaltspunkte, dass man bei einiger Kenntniss der Verhältnisse schon bei der ersten Anschauung ein Urtheil haben kann, wo etwa ein solches Ding hingehört. Als ich heute z. B. eine auf den Tisch unserer Gesellschaft gestellte Urne betrachtete, so brauchte mir nicht erst gesagt zu werden, dass sie aus der Lausitz wäre, denn es kommen Urnen mit solchen Buckeln im Umfange des Bauches nirgends anderswo als im alten Sorbengebiete vor. Wenn Sie nach Dresden, nach Breslau oder sonst wohin kommen, und Sie sehen eine solche Urne, so können Sie sicher sein, dass sie aus der Lausitz stammt. Ausser der Ornamentik ist es die Bildung der Henkel, die Existenz von Füssen, das Vorhandensein von Deckeln, die Beschaffenheit der Böden, welche allerlei Fabrikzeichen an sich tragen, ferner die Zusammensetzung des Materials, die Thonmischung, die Farbe und endlich die Glättung, der Ueberzug mit besonderen Glasuren, welche sich sehr verschieden und eigenthümlich darstellen.

Nun findet sich mit Ausnahme eines einzigen Pfahlbaues, auf welchen ich noch zurückkomme, und den ich deshalb einer andern Periode zurechnet, in allen unseren Seedörfern im Grosseu derselbe Zug der Ornamentik, nicht die-

selben Ornamente, aber die Elemente der Ornamentik sind dieselben, gleichwie die Mischung des Thons und die Formation der Töpfe im Grossen sich wiederholt. Die zuweilen überaus zierliche Ornamentik besteht fast bei allen diesen Geräthen in horizontalen Linien, welche entweder gerade gezogen sind oder allerlei Wellenform besitzen, mit höheren oder flacheren, steileren oder sanfteren Curven, aber doch immer wesentlich dem Querschnitt der Urne parallel. Eine Ornamentik, wo senkrechte Linien von oben nach unten, oder schräge und gerade in bestimmten Winkeln zu einander gezogen sind, findet sich nicht auf den Geräthen der Pfahlbauten. Leider sind nur sehr wenige ganz erhaltene Töpfe herausgekommen, indess genügen sie, um eine Anschauung der gebräuchlichen Form zu geben. Die Zahl der Scherben ist zahllos.

Ich habe nun im Laufe der letzten Jahre, wo ich an verschiedenen Orten Europas sehr reiche Urnensammlungen zu vergleichen Gelegenheit hatte, nirgends etwas gefunden, welches diesen Geräthen entsprach. Selbst im Kopenhagener Museum, das doch Gegenden, die uns so nahe liegen, in reichlichster Fülle repräsentirt, ist nichts vorhanden, was in dieser Beziehung sich einigermaßen annäherte. Die Ornamentik scheint vorläufig ganz charakteristisch für die märkischen und pommerschen Töpfe der Pfahlbauzeit zu sein.

Das Material, aus welchem diese Geschirre verfertigt sind, ist weniger eigenthümlich, obwohl sehr ungleich. Ein ziemlich roher Thon von schwärzlichgrauer oder gelbbraunlicher Farbe, verhältnissmässig dick, enthält zahlreiche gröbere, eckige Stücke von Kies, wie man namentlich auf Bruchstücken leicht sehen kann; wo eine Verwitterung eingetreten ist, fühlt sich diese Masse wie ein Reibeisen an. Von Politur ist weder aussen, noch innen etwas wahrzunehmen, dagegen zeigen sich häufig durch Feuer geschwärzte oder durch Brand geröthete Stellen.

Nun hat es sich herausgestellt, dass auch an anderen Burgwällen Pommerns, der Neu- und Mittelmark, die gar nicht, soweit bis jetzt wenigstens bekannt ist, mit Pfahlbauten etwas zu thun haben, die ganz fern von Seen liegen, und sich höchstens an kleine Flussthäler anschliessen, das Thongeschirr immer wieder innerhalb dieser Ornamentik und dieser Mischung des Materials sich bewegt. Dies gilt aber schon nicht mehr allgemein für die Lausitz, die Urnenstücke auf dem grossen Burgwalle bei Burg a. d. Spree zeigen eine andere Technik, welche denen der Gräberurnen viel näher steht. Wie weit sich der von mir betonte Zusammenhang erstreckt, kann ich nicht sagen; ich spreche hier nur von Pommern und der Neumark, aber für diese kann ich erklären, dass meiner Meinung nach darüber kein Zweifel besteht, dass dieselbe Bevölkerung das Geschirr der Pfahlbauten und der Burgwälle hergestellt haben muss, und dass also diese Bevölkerung nicht bloss auf dem Wasser gewohnt haben kann, sondern auch nothwendigerweise an verschiedenen anderen Stellen des Landes residirt haben

mus. Ich werde mir erlauben, in späterer Zeit die Bezugsfrage specieller vor Sie zu bringen; ich habe mich hier nur soweit darthun anlassen wollen, um zu zeigen, dass die Burgwälle mit einem gewissen Theile der Pfahlbauten in nachweisbarem Zusammenhange stehen.

Ich will gleich hinzufügen, dass an einer Stelle in der Neumark ein wesentlich anderes Verhältnis sich zeigt, nämlich bei Schwachenwalde einer Lokalität, welche auch sonst vielfaches Interesse darbietet. Sie werden in unserem Museum einen Fund, vielleicht den reichsten, welcher überhaupt darin vorhanden ist, aus der Nähe dieses Ortes finden; eine grosse Menge von Schmucksachen und Waffen aus Bronce oder Kupfer liegen in einem Schranke beisammen, da in diesem Fall unsere Museumsverwaltung das übliche Princip anerkannt hat, das Zusammengehörige zusammen zu lassen. Dieses Alles ist in einer kleinen Sumpflache gefunden worden, welche auf der andern Seite des Dorfes liegt; es ist offenbar absichtlich darin verlagert worden. Ich will nicht sagen, dass dieser Fund irgendwie mit dem Pfahlbau zusammenhängt, indess hat es Interesse zu erfahren, dass diese Lokalität auch nach einer andern Seite hin sich ergiebig erwiesen hat. In dem Pfahlbau des Klopp-Sees, der dicht an das Dorf stösst, habe ich nur ganz glatte schwarze Thonscherben von sehr feiner Mischung und einer solchen Dichtigkeit, dass sie klingen, wenn man sie anschlägt, ausgegraben; ihre feinere Technik beweist, dass sie einer späteren Periode angehören; sie besitzen Henkel, haben Füsse, der Rand ist umgeklappt und noch in zierlicher Weise wellig eingebogen, genng es ist eine wesentlich andere Art von Geschirr, als in den übrigen, offenbar älteren Pfahlbauten.

Was endlich die organischen Ueberreste betrifft, so ist in unserer Pfahlbauten verhältnissmässig wenig gefunden worden, was mit Sicherheit die Natur der vegetabilischen Nahrung dieser Bevölkerung anzeigt, indess besitzen wir doch Einiges. In Beziehung auf die Nüsse, welche auch in der Schweiz vielfach gefunden worden sind, und als ein Hauptnahrungsmittel der Pfahlbauern angesehen werden, bin ich zweifelhaft, ob alle gespaltenen Nusschalen, welche man antrifft, als geknackte Nüsse gelten dürfen. Nüsse, wenn sie in Wasser liegen, springen sehr leicht aneinander und es ist fraglich, ob die Mehrzahl der hier gefundenen Schalen nicht auf zufällige Weise dorthin gekommen ist, wie die zahlreichen Aeste und Zweige von allerlei Sträuchern und Bäumen, die sich bis in die grösste Tiefe nachweisen lassen. Im Daber-See ist ein kleines Häufchen von verkohltem Getreide, wie es scheint, Weizen, gefunden worden; im Soldiner-See ein verbrannter Apfel. In Schwachenwalde habe ich im Pfahlbau zahlreiche Kirschkerne und einige Traubenkerne ausgegraben, doch kann ich nicht bestimmt behaupten, dass sie der ursprünglichen Culturschicht angehörten. Ob der Apfel und das Getreide einen wesentlichen Anhaltspunkt für die Charakteristik liefern werden, gebe ich den weiteren Forschungen anheim.

Ungemein reich sind unsere Fundstellen an thierischen Knochen

sie erscheinen in allen möglichen Tiefen des Seegrundes. Diese Knochen zeigen noch in deutlichster Weise die Veränderungen, welche in Dänemark so genau studirt worden sind, und welche auf künstliche Eröffnung zum Zwecke der Benutzung des Markes schliessen lassen. Hr. Steenstrup hat in einer kleinen Schrift (Et Blik paa Natur-og Oldforskningens Forstndier til Beavarelsen af Spørgsmaalet om Menneskeslaegtens tidligste Optraeden i Europa. Kjöb. 1862—65) die Principien der Alten für die Benutzung der Knochen auseinandergesetzt; es ist darin das Skelet einer Kuh dargestellt, und daran Zweierlei erläutert. An dem Mittelstück, der sogenannten Diaphyse der langen Knochen sind gewisse Linien verzeichnet, in welchen die Knochen regelmässig aufgeschlagen wurden. Man hatte an jedem Knochen eine bestimmte Stelle, wo man ihn aufzuschlagen pflegte, und von wo aus er am leichtesten zersplittert. Es findet dies noch heute in Lappland in ähnlicher Weise statt; das Aufschlagen geschieht in der Art, dass man ein weisselartiges Werkzeug an eine bestimmte Stelle in der Längsrichtung des Knochens ansetzt, und durch einen Schlag den Knochen aneinander sprengt. Verschieden von dieser Art der Sprengung der Knochen am Mittelstück ist die Bearbeitung der mehr schwammigen Endstücke, aus denen das Mark nicht massenhaft genommen und verwerthet werden kann; diese sind vielfach benagt worden, wobei dann allerdings wieder die Frage entsteht, in wie weit das Nagen durch Menschen oder Thiere stattgefunden hat. Manche Knochen wurden jedoch weder gespalten, noch benagt, weil sie nicht ausgiebig in Beziehung auf Mark sind z. B. Rippen.

In den pommerschen und märkischen Pfahlbauten finden sich sowohl gesplattene und benagte, als auch unversehrte Knochen, erstere jedoch in ganz überwiegender Menge. An einigen kann man noch die Stelle des Einschlagens sehen. Thierknochen sind so reichlich in der Culturetschicht vorhanden, dass man in kurzer Zeit ganze Kisten voll zusammenbringen kann.

Betrachtet man nun die Kategorien von Thieren, welche in dieser Weise verarbeitet worden sind, so ergibt sich, dass an allen Lokalitäten Pommerns und der Neumark, die untersucht worden sind, die weit überwiegende Majorität der Knochen Hausthieren angehört, woraus wir also wieder den Schluss machen können, dass es sich um eine mehr sesshafte Bevölkerung handelt. Wilde Thiere finden sich verhältnissmässig wenig, namentlich das Wildschwein, der Hirsch, das Reh, der Elch und einige kleinere wilde Thiere, z. B. der Biber. Aber sie verschwinden vor der ungleich grösseren Masse der Knochen der Hausthiere, und unter diesen prävalirt wieder in ganz auffälliger Weise das Schwein. Man kann sagen, dass beinahe die Hälfte der erkennbaren Knochen dem Schweine angehört.

Die Frage in betreff des Schweines der Pfahlbauten hat bekanntlich in der Schweiz ein grosses Interesse gewonnen, indem man ein besonderes Torfschwein (*Sus palustris*) aufgestellt hat. Ich habe wiederholt an Hrn. Rütimeyer Schweineknochen aus unseren Seestationen übersendet und er

hat anerkannt, dass diese Race mit der Torfrace identisch ist, wie dies auch später Dr. Schütz nachgewiesen hat. Nichtsdestoweniger muss ich sagen, dass ich in letzter Zeit schwankend geworden bin durch die Bekanntschaft mit älteren Schädeln dänischer Schweine. In Dänemark hat noch bis in das vorige Jahrhundert eine einheimische Schweinerace bestanden, von welcher einige Schädel gerettet worden sind, später ist dieselbe durch Importirung einer neuen, fremden verdrängt und verändert worden, und heutigen Tages gibt es, wie Hr. Steenstrup bezeugt, kein Schwein in Dänemark mehr, welches demen gleich wäre, die noch im vorigen Jahrhundert existirt haben. Ich bin nicht in der Lage gewesen, ausgedehnte Vergleichen über diesen Punkt zu machen, aber ich konnte nicht umhin, den Bedenken, welche Hr. Steenstrup gegenüber Hrn. Rüttimeyer erhoben hat, eine gewisse Berechtigung einzuräumen, und es ist mir fraglich, ob nicht möglicherweise auch unsere alte Schweinerace mit der einheimischen dänischen identisch war. Gegenwärtig existirt sie, wie es scheint, nirgends mehr bei uns. Wenn man die in der Schweiz aufgestellten Gesichtspunkte annimmt, so müsste man schliessen, dass gewisse Beziehungen des Volkes unserer Seedörfer und Burgwälle mit der Bevölkerung der schweizerischen Pfahlbauten bestanden haben.

Von den übrigen Hausthieren, unter welchen ich den Hund, die Ziege, das Rind, das Schaf, das Pferd erwähne, bin ich bis jetzt noch nicht in der Lage, etwas Bestimmtes über ihre Racenverhältnisse mitzutheilen. Es muss dies spätere Untersuchungen vorbehalten bleiben. Immerhin ist es schon gegenwärtig möglich zu sagen: wir haben eine Bevölkerung vor uns, die alle wesentlichen Hausthiere der späteren Zeit besessen hat.

Ich resumire mich schliesslich dahin, dass ich die pommerschen und märkischen Pfahlbauten für relativ späte, aber doch vor unserer Geschichte liegende Ansiedelungen halte, dass die Bevölkerung, welche diese Bauten und die Ueberreste ihrer Thätigkeit in den Sümpfen der Seeufer zurückgelassen hat, auch einen Theil unserer Burgwälle errichtet hat, dass sie ausgestattet gewesen ist mit einem grossen Theil der Bequemlichkeiten, der besonderen Eigenthümlichkeiten, die eine sesshafte Bevölkerung sich verschafft, ja dass sie eine gewisse Feinheit der Technik und Ornamentik erlangt hat. Ich bedauere, dass es niemals gelungen ist, wesentliche Theile von Bekleidungsstücken zu finden. Allerdings habe ich im Daßer- und Persanzig-See Lederstücke ausgegraben, welche mit Einschnitten versehen waren, also offenbar geschnürt worden sind und in ähnlicher Weise befestigt gewesen zu sein scheinen, wie Sandalen. Das ist das Einzige, das in dieser Richtung vorliegt. Im Uebrigen haben wir ausser Thongeräthen auch Holzgeräthe gefunden, die sich leider nicht vollständig erhalten lassen, weil sie, sobald sie aus dem Wasser sind und trocken werden, durch vielfache Risse ihre Gestalt verlieren: dann eine Reihe von Horn- und Knochen-

gekürbten, allerlei Nadeln, zum Nähen und wahrscheinlich zum Garstricken. Das am meisten interessante und vollendete Stück, welches ich gewonnen habe, ist ein im Daber-See in grosser Tiefe ausgegrabener Kamm, der durch seine eigenthümliche Construction unser Interesse auf sich zog; er war so zusammengesetzt, dass aus Hornstücken viereckige Plättchen geschnitten waren, die man der Reihe nach zusammenstellte und durch eine doppelte Leiste befestigte, die mit allerlei Figuren versehen war. In diese Plättchen sind, offenbar erst nach ihrer Befestigung, die Zähne eingeschnitten. Es hat sich aber nachher gezeigt, dass ähnliche Kämmen auch an anderen Stellen unseres Landes gefunden werden. Alles dies gehört unzweifelhaft einer Eisenzeit an, welche bis nahe an die historische Periode zu reichen scheint.

Die Vorstellungen von Wasser und Feuer.

(Schluss.)

Mit neuerlei Holz entzündet der Brahmane das heilige Feuer auf dem Kanda oder viereckigem Altar. Mit sieben Holzarten nährten Meschia und Meschiane das Feuer der Yazata. Um kranke Schweine durchzutreiben, entzündete man unter Raddrehen aus siebenfachem Holz ein Notfeuer in einem Dorfe bei Ludwigslust. In der Schweiz macht man bei Epidemien aus neuerlei Holz ein Feuer auf dem Heerde an. Die Capitularien Carlman's verboten: *Mos. sacrilegos lignes, quod niëdfyr vocant* (VIII. Jahrhdt.). *Ignis tricatus de ligno* wurde den heidnischen Sachsen verboten. Bei Viehsenchen wird in Finnland das Hela-valkiat angezündet, um die Heerden durch das Notfeuer zu treiben. Die Russen erzeugen aus Reiben eines Aborn-Stabes auf Birkenholz am Feste des Florns und Laurus lebendiges Feuer, um die durchgeführten Pferde zu reinigen (Le Roy). Für das Johannisfeuer wurde (1595) das Nodfure aus Holz gesägt. Die durch Zauberei verursachte Viehkrankheit wird in Hochschottland durch das Notfeuer geheilt (Logari). In der Nähe der Stadt Burgdorf bereitete eine Dorfgemeinde im Jahre 1859 das Notfeuer, wie im hannöverschen Dorfe Edesse (1826) und in Marburg (1605) aus einem Wagenrad. In Wulfingen wurde früher jährlich im Mai das wilde Feuer, bei Austreiben des Viehs, angezündet (Seifert). Wenn das vom Pfarrer gesegnete Johannisfeuer im Maizwischen erloschen ist, springt man über die glühenden Kohlen. Die Frauen der Samojuden werfen durch ungezündete Rennthierbüschel gereinigt.

Beim Feste der Feronia gingen die Hirpi mit blossen Füßen über glühende Kohlen. Der Unkeuschheit angeklagt, trug der heilige Britius von Tours glühende Kohlen in seinem Gewande, und ebenso Bischof Turibius von Astorga. Rama verlangte die Feuerreinigung Sita's. Die Fionen rufen in der Feuerbeschwörung den Pohja-Sohn an, um Brandschäden zu heilen.

Das Johannisfest bei Brest wurde durch rotirende Fackeln gefeiert, (mit einem Rad in Poitou). Zu Trier rollten die Metzger und Weber ein Feuer-rad vom Donnersberg in die Mosel (und ebenso zum Besten der Weinernte). Kaiser Maximilian umtanzte (1497) das Johannisfeuer mit Susanna Neithart. Der Scheiterhaufen des Johannisfeuers in Paris wurde im XVII. Jahrhdt. vom Bürgermeister angesteckt. Am Veitstage wurden in Obermedlingen in Schwaben das Himmelsfeuer angezündet. Auf dem Altar der Jodamia, der durch das Medusenhaupt der erscheinenden Göttin versteinerten Priesterin der Minerva Itonia legte eine Fran täglich dreimal Feuer in böotischer Mandart rufend: „Jodame lebt und verlangt Feuer.“ Wahagen, der armenische Hercules, war (nach Moses Chor.) aus dem Feuer geboren, den Drachen zu bekämpfen, und so der Stamm der Agnikola unter den Rajpnten. Die Abgabe eines Pfennig's für Töpfe und eines Pfennig's für Feuer hat (nach den Hebriden) aufgehört, weil alle armen Leute jetzt ihren eigenen Topf und Zunder haben (Buchanan) 1782.

Heiliges Feuer, durch den Blitz*) angezündet, konnte nach deutschem Volksglauben nur durch Milch erlöschet werden (s. Zuccalmaglio). Den Kamschadalen gilt es für Sünde, das Feuer mit einer Messerspitze zu berühren, den Tataren war es verboten, ein Messer in's Feuer zu legen (Plano Carpini). Die Sioux durften keine Kohle mit scharfen Instrumenten aus dem Feuer nehmen (Schoolcraft). In den pythagoräischen Maximen ist es verboten Feuer mit Eisen oder ein Schwert zu schürer (Diogenes Laertius). Es sei nicht gut, wenn man von einem Fremden sich Feuer aus dem Hause wegtragen lässt (Panzer), nach deutschem Volksglauben (und ebenso am Anur). Wer in das Feuer spuckt bekommt ein Grundmaul (in der Wetterau). Das Feuer als irdisches Abbild der Sonne verehrend, erlaubte der Apalachte nicht, auf dasselbe in der Küche zu spien. Die Parseen, die nichts Unreines in's Feuer werfen dürfen, löschen ein Licht durch Wehen mit der Hand. Das Feuer der heiligen Brigitta bei Kildar durfte nur mit Bälgen angeblasen werden. In Arnstadt wird jährlich die Brandpredigt gehalten zum Andenken des Brande's, der entstand, als man das Feuer fischend gescholten, und dieses darüber böse wurde (Bechstein).

*) The flames kindled by the lightning were of a sacred nature, proper to be employed in lighting the fires of the religious rites, but on no account to be profaned by the base uses of daily life. When the flash entered the ground it scattered in all directions those stones, such as the flint, which betray their supernal origin by a gleam of fire, when struck (in Amerika).

Während sie Milch (dem Wohlthäter Jahsmi's) kochen, geben die Malabarer Nichts von dem dafür gebrachten Feuer fort, da es die Götter beleidigen würde, und ebenso wenig von dem Feuer, womit der Säugling gewärmt wird, denn sonst würden sie diesen der Sorge Akkin's berauben. Die indianischen Stämme (Creek, Cherokee, Choctaw u. s. w.) erweisen religiöse Verehrung (bemerkt Adair) dem Loak-Ishto-hoola-aba oder dem grossen, dem wohlthätigen, dem höchsten, dem heiligen Feuergeist, der über den Wolken wohne und auf Erden unter unbefleckten Menschen, als der alleinige Urheber der Wärme und des Lichtes, sowie animalischen und vegetabilischen und vegetabilischen Leben's. Den Lappen wohnte Baiwe von der Sonne aus als Lebenswärme im Rennthier.

Durch Mitnahme von Feuer schützen sich die Brasilier gegen böse Geister (wie die Australier gleichfalls) und lassen es auf Gräbern brennen damit der Todte nicht ausgegraben werde. Agni vertreibt die Dasyue von den Häusern. Auf Hruba's Grabe in Böhmen brannte das Feuer drei Tage, und beim Weggchen warfen die Dienerinnen Steine rückwärts (Hageck). Nach deutschem Volksglauben schützen brennende Lichter gegen böse Wesen, besonders gegen Hexen (Wuttke). Es zeigt ein vollständiges Missverstehen mythologischer Anschauungen, wenn man meint, dass der Naturmensch in solchen Gebräuchen von der Idee einer reinigenden Kraft im Feuer geleitet sei. Eine solche Erklärung heisst die Sache auf den Kopf stellen. Der Grund ist ein natürlich gegebener. Weil man in der Helle keine Gespenster zu sehen pflegt (oder doch nicht so leicht, als in der Dämmerung oder dem Halbdunkel), so machte man Helle, um keine zu sehen, und nur weil man sich dieses unbewusst naheliegenden Motiv's nicht klar wurde, suchte man später, bei wünschenswerth gewordener Erklärung, eine Verknüpfung mit der Reinigungs-idee, nachdem sich schon künstlichere Vorstellungen über das Feuer ausgebildet hatten.

Kohlen und angebrannte Holzstücke von dem am Osterabend gemachten Feuer*), wirft man auf die Aecker, wodurch alles Ungeziefer vertrieben und Hagel abgewandt wird, um sie später unter der Stallthür zu vergraben, damit die Hexen fern bleiben (in Tirol). Am Weihnachtmorgen wirft man

*) Ehe es Tag in der Welt gab, versammelten sich die Götter an dem Orte Teotioacan (das Dorf S. Juan zwischen Chiconauhtlan und Otumba) und als sie sich fragten, wer die Welt erleuchten sollte, übernahm es Tecuzistecatl. Als sie über den zweiten beriethen und sich Keiner will'g fand, wurde der verachtete und aussätzige Gott dazu aufgefordert und stimmte bei. Nach vier tägiger Busse zündeten sie ein Feuer an, bei dem Tecuzistecatl kostbare Opfer verbrannte, der aussätzigen Gott verächtliche. Für beide wurden Thürme (Tzaqualli) gebant um San Juan de Teotioacan. Nach einer Busse von vier Nächten wurde Tecuzistecatl prächtig geschmückt, Nanavatzin (der Aussätzige) verächtlich, und die Götter nach Anzündung eines Feuer's forderten zuerst Tecuzistecatl auf, hineinzuspringen, und da dieser es, nach viermaligen Versuchen, aus Furcht nicht wagte, den Nanavatzin, der sich hineinstürzte, worauf Tecuzistecatl folgte, und auch einen Adler, der sich die Flügel verbrannte, und einen Tiger, der sich versengte (schwarz und weiss). Als der Himmel

(in der Mark) Feuerbrände in Brunnen und Tröge, dann kann keine Hexe nahe kommen. In Oberfranken werfen am Neujahrsabend Hündlein gebacken, um sie bei einem Brand in's Feuer zu werfen, dasselbe zu ersticken. Im Suft Hildesheim werden jährlich Holzspähne geweiht und bei Gewittern angezündet, um durch das Heerdfeuer das Wildfeuer abzuhalten. Ajunt in Bamberg magnum thesaurum absconditum esse, quin niger canis custodit eum oculis igneis. Bei der Hema genannten Ceremonie der Dhakshinachari (unter den Shakti-Verehrern in Indien) wird gereinigte Butter über das auf einen Sandhaufen angezündete Feuer gegossen, unter Verbrennung der Blätter des Vilwa-Baumes. Der Feuertod war ein Selbstopfer in völliger Hingebung, in völligem Aufgehen in den Gott, und auch den materiellen Rückstand der Leiche liess man durch dieses reine Element*) verzehren, damit Nichts vom Menschen übrig bleibe, was in die Gewalt der finstern Unterweltmächte hätte fallen können.

Outland war im Anfang ganz lichtlos, so dass es Tages unter sank und des Nachts oben war, bis Thielvas Feuer auf das Land brachte, um es bewohnbar zu machen. In gleicher Weise festigten die Tyrir ihre Insel. Aus dem Prytaneum Athens, wo eine Lampe der Athene Polias brannte, nahmen die Colonier Feuer mit sich und die Tyrir aus dem Tempel des

rings sich weiss erhellet, erwarteten die Götter das Erscheinen des Nanavatzien und riethen auf die Weltgegenden, wobei die nach Osten Blickenden Recht behielten. Der in vollem Glanz erscheinenden Sonne folgte in gleichem der Mond (wie sie nach einander in das Feuer eingetreten), aber um die Gleichheit zu stören, warf Einer der Götter dem Mond ein Kaninchen in's Gesicht und verdunkelte seinen Glanz. Da Sonne und Mond stehen blieben, beschloss die Götter zur Wiederbelebung zu sterben und wurden durch die Luft getödtet, aber unter ihnen weigerte sich Xolotl des Todes (weinend) und entfloh unter den Mais, als doppelter Mais, unter die Magey, als Doppelfrucht, und weiter verfolgt in das Wasser, als der Fisch Axoloti, der ergriffen und getödtet wurde. Sonne und Mond geriethen indess erst in Bewegung, als sie von dem erhobenen Sturmwind fortgetrieben wurden.

*) Selon Artus les Siamois recommandent qu'on les consigne après leur mort à celui des Elements, pour lequel ils ont en le plus de dévotion. Auch bei den Mongolen hat der Priester aus den Constellationen der Todesstunde die Art der Beerdigung darnach zu bestimmen, von welchem Elemente das Leben beherrscht war. Among the Algonkin-Ottawas only those of the distinguished totem of the Great Hare, among the Nicaraguans none but the caciques, among the Caribes exclusively the priestley caste were entitled to the honor (of burning the dead). The first gave as the reason for such an exceptional custom, that the members of such an illustrious clan as that of Michabo, the Great Hare, should not rot in the ground as common folks, but rise to the heavens on the flames and smoke. Those of Nicaragua seemed to think it the sole path to immortality, holding that only such as offered themselves on the pyre of their chieftain would escape annihilation after death, and the tribes of upper California (b. Frerdt) were persuaded that such as were not burned at death were liable to be transformed into the lower orders of brutes (s. Brintoul). Wie die Gymnosophisten zur macedonischen Zeit weihten sich die buddhistischen Patriarchen lebend (gleich Herakles) dem Feuer, in Preussen die Griwe, in Mexico Nanahuatl, el buboso. As in Hebrew the word accursed is derived from a root meaning consecrated to God, so in the Aztec, Quiché and other tongues the word for leprosy, eczematous or syphilitic means also divine. Den (wie Rama) auswärtigen Königen Kambodia's wohnt jainistische Heiligkeit bei.

Herakles. Das auf alle Altäre Griechenland's übertragene Feuer Delphi's war für Colonialgebrauch versendbar (*πυρροφορία*) oder für Kriege. Dem spartanischen Heere wurde *πυρροφορα* vorangetragen (nach Xenophon) und dem Perserkönig heiliges Feuer auf silbernen Altären (nach Curtius); die persischen Dichter lassen es den Königen auf ihre Züge voranfliegen. Bei den Wanderungen der Damara nimmt die Priesterin das vor der Hütte des Häuptling's unterhaltene Feuer und zieht mit demselben den Rinderherden voran. Vom Bundesaltar in Alba longa holten die lateinischen Städte das geweihte Feuer für ihren Haushalt. Vom Feuer des Erzdruiden (Ard-Druoi) in dem Feuerempel auf dem Hügel Carn-Usnach (in Meath) versorgte sich jeder Hausvater mit einem Brand für seinen Heerd. In den Tempeln der Anaitis und des Omaus unterhielten die cappadocischen Magier ein stetes Feuer. Beim grossen Jahresfeste (Busque oder die Erstlinge der Früchte) verlöschen die Muscöculge sämmtliche Feuer der Nation, und dann entzündet der Priester in der Rotunda oder dem Tempel aus trockenem Holz mit Harz neues Feuer*), von dem sich die ganze Stadt versieht (s. Bartram). Nachdem der Bock verzehrt ist, von dem Nichts übrig bleiben darf, zünden die Cherokee (nach Payne) neues Feuer an durch rasches Umherwirbeln.

Nach Lactantius hatte der Prophet Hydaspes (Medorum rex antiquissimus) den Weltbrand vorhergesagt. Die Stoiker glaubten, wie Cicero bemerkt, dass sich die von Feuer zerstörte Welt erneuern würde. Bei Ovid verkündet Jupiter die Zeit, wenn die Welt im Feuer verbrennt. Noch vor der Sündfluth hatten die Kinder Seth's von Adam gelernt, dass die Welt erst im Wasser, dann im Feuer untergehen solle, und deshalb ihre astronomischen Entdeckungen auf Säulen aus Stein und Ziegel geschrieben (Josephus). Aus dem mit Surtur's Weltbrand beendeten Ragnarökr entsteht ein neuer Himmel. Wie das zweite Weltalter (Tletonatnih) wird das fünfte oder

*) Mixcoatl (the Cloud-Serpent) was represented (like Jove) with a bundle of arrows in his hand, the thunderbolts (s. Brinton). From the god Atagpu (in Peru) proceeded the first of mortals, the man Guamansuri, who descended to the earth and there seduced the sister of certain Guachemines, rayless ones, or Darklings, who then possessed it. For this crime they destroyed him, but their sister proved pregnant and died in her labour, giving birth to two eggs (wie Leda, Mutter der in den Elnafeuern erscheinenden Dioskuren, als indische Aswin). From there emerged the two twin-brothers Apocatoquil and Figueroa. The former (der unsterbliche Pollox) was the more powerful. By touching the corpse of his mother, he brought her to life, he drove off and slew the Guachemines and directed by Atagpu released the race of Indians from the soil by turning it up with a spade of gold. For this reason they adored him as their maker. He it was, who produced the thunder and the lightning by hurling stones with his sling. Das seinen Tempel umgebende Dorf war von jenem zugehörigen Sklaven bewohnt. In memory of these brothers, twins in Peru were deemed always sacred to the lightning and when a woman or even a llama brought them forth a fast was held and sacrifices offered of the two pristine brothers (Brinton) neben two other twin deities Yamo and Yama (Yama and Yami of the Vedas). The dawn in the Rigveda brings forth at the cost of her on life the white and dark twins, day and Night, the latter of whom drives from the heavens the far-shooting arrows of light, in order that he may restore his mother again to life.

jetzige durch Feuer untergehen im Weltbrand oder Xinnmolpeia. Aus dem Weltbrand des Aima Sonne wurde nur Yracare gerettet, der den Saamen der neuen Schöpfung mit sich in die Höhle nahm und diese erst verliess, als die hervorgesteckte Ruthe nicht mehr verkohlte. Nach dem Muspilli geht Gott Vidar (Witu oder Holz) aus dem Baume erneut hervor; auch das Menschenpaar Lif und Lifthrasir (Leib und Leben) hat, im Banne Hoddmimir geborgen und von Thau genährt, die Flammen überstanden und wird des neuen Menschengeschlechts Ursprung (s. Rothholz). Nach altaischen Märchen wird die Erde im Feuer brennen von dem Blute des Mai-Tene, eines der vom Himmel gestiegenen Helden (Ugan), um die zwei Helden des Teufels (Erlík) zu bekämpfen (Radloff). Aus dem Weltbrand durch Monau's göttliches Feuer (Tata) wurde (in Brasilien) nur Irin Monge gerettet (nach Denis).

Dem Kopfe des slawischen Donnergottes war ein Kieselstein eingefügt, und bei den Wenden stand (nach Botho) Flyn auf einem Kieselstein (Flynsteine). Naruszewicz fasste Prowe, als Blitzgott (Jupiter Fulminator). Mit dem Saxum silex des Jupiter Feretrius schlug der Pater patrus das getödtete Opfer zur Bestätigung abgeschlossener Verträge. Der peruanische Feuergott war aus Stein gefertigt. Das Besi-Api genannte Feuerzeug der Seen Dayak (in Sarawak), die durch Hinabstossen eines Piston in eine Metallröhre den Zunden entzünden, findet sich in ähnlicher Weise auch in Birma. Ausser dem Feuerstein kennt Plinius als igniarium das Holzreiben, indem man Fungus (Schwamm) zur Fomes (Zunder) benützt. Nach Theophrast wird das Feuer-Reibzeug (*πυρεῖδον*) am Besten aus Epheu und Waldrebe verfertigt. Gott Tohil, von dem die Quiches das Feuer erhalten, wurde durch einen Feuerstein dargestellt, wie ein Feuerstein (tecpatl) Symbol des Quetzalcoatl vor. Aus dem auf der Erde in 1600 Stücke zerbrochenen Himmelsstein entstanden die Götter (s. Torquemada) und die Dakotas (s. Eastman) aus einem rothen*) Donnerkeil. Die Navajos benutzten länglich runde Steine, die im Donner von den Wolken fielen, zum Regenzauber (wie Japhet).

Wie in rohen Zuständen das Feuer die Grundbedingung zur Veranschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse war, verband es sich auf fortgeschrittenen Culturstufen mit den Künsten. In der Nachbarschaft der erkundigen Chalybäer, bei denen die nordischen Helden bei Wiland ihre Lehrzeit zubrachten, entspricht dem Hephästos der Feuergott der Tscherkessen in Tleps, dem Schützer der Metallarbeiter* und Landleute, denen

*) Trotz ihres Lehrers Twachtri's Widerspruch, verfertigten die Ribhu, statt der einer Holzschale (für den Göttertrank), vier metallene auf Agai's Billigung, nach den Wünschen der Götter.

*) Allades (nach Dionys. Halic.) oder (nach Diod. Sic.) Silvius (der seinen Soldaten zur Nachahmung des Denner's auf dem Schilde schlagen liess) wurde durch den Blitz, den er nachahmte, erschlagen. Nach Holfengeu zogen die Aedier und Tholosiner den Blitz auf einem nackten Schwert in ihre Rüche, um dort Gold zu finden (s. Fournier). Als

er Pflug und Hacke gezeigt. Die Brasilier bei Rio Janeiro verehrten als ihren Kulturheros den Feuergott Camaruru, der ihre Vorfahren unterrichtet. Die Azteken lernten auf ihren Wanderungen das Feuer-Reiben von Huitzilopochtli. Als die von den sieben Höhlen (Tulanen) ausgezogenen Menschen kein Feuer hatten und ihrer Gottheit klagten, dass sie vor Kälte sterben müssten, gab ihnen Tobil das Feuer und, als es durch Regen ausgelöscht war, zum zweiten Mal, aber nur gegen Opfer von Tabak und Blut, sowie unter der Bedingung, dass sie ohne seine Zustimmung keine andere Völkerschaft von ihrem Feuer mittheilen sollten (s. Ximenez). Obwohl mit dem Feuer bekannt, verstanden die Tasmanier nicht, sich solches zu verschaffen (nach Dove). Aeschylus nennt das Feuer*) den Vater aller Künste und die

Tullus (wie früher Numa) Jupiter im Blitz herabrief, ihn zu befragen, wurde er erschlagen, weil er die nöthigen Ceremonien nicht erfüllte. Au château de Duino dans le Frioul, longtemps avant l'époque de Franklin, quand le ciel était orageux, un soldat était chargé d'examiner, si une pointe de fer tirait des étincelles d'une centaine de barres de fer placées verticalement et dans ce cas il sonnait une cloche pour annoncer l'orage (s. Martin), wie die Etrusker (nach Libri). Nach Cornutus war das von Prometheus in der Ferula herabgebrachte Feuer das Symbol des Blitzes und das auf der Erde angestudete Feuer's. Jupiter erhielt den in der Erde verborgenen Blitz, als er die Söhne des Uranus befreite. Im Vulcan auf Lemnos stahl Prometheus das Feuer und (nach Servius) erford. Prometheus die Erzeugung des Feuer's durch Reibung. Employé encore aujourd'hui en Grèce pour garder le feu dans sa moëlle, la fêrula était dans l'antiquité un symbole de la foudre en repos (s. Martin). Nach Heraclides waren Kupfergefäße der obern Sonne gegenübergestellt, um das Feuer (des Prometheus) zu erlangen. Jupiter Elicius signifie Jupiter que l'on fait descendre, tandis que Ζεύς καταβήτης signifie Jupiter qui descend quand il veut (Martin). Blnt der Kröte, der menstruirenden Fran schützte gegen Hagel (s. Pintarch). Ensuite Saint-Erasme (évêque et martyr, qui, mort à Formies sous Maximien, devint le patron des navigateurs et fut investi de quelques attributions antiques des Dioscures par les croyances populaires) partagea ses attributs et son nom populaire de saint-Elme avec Saint-Pierre Gonsalés, moine espagnol du XIII siècle. Seit der Argonauten-Zeit tragen die Bisaltes den Blitz auf ihren Schildern. Und seven dux sin Chuster oder der Chustriepfeger versannen, das sie des liches nicht entzunden, so soll der Chuster oder der Chustriepfeger ouz der Kirchen gaun, und solo nimmer darein chomen. biz das sie das licht wieder gezudent, heisst es (1338) in der fundatio perpetui luminis (durch Pauls der Pfo aer, burger ze Auspurch). Zur Söhne des Blitzes wurden in Rom Fische, Haare und Zwiebeln verbrannt (nach Valerius). Gegen das Ungeheuer Volta bei Veltinum rief Porcenna den Blitz herab. Im Aquaelicium riefen die Römer (nach Festus) durch den lapis manalis den Regen herab. Innocenz I. hätte (nach Pomponius) seine Zustimmung gegeben, dass die Etrusker Rom durch Blitze gegen Atarich schützten, wenn sie nicht die Mitwirkung des heidnischen Senate's verlangt hätten. Sethlan, der etruskische Vulcan, wird in Cortone gegen Brande angernfen. Alle Völker ehrten (nach Plinius) die Blitze durch Lippen-schmatzen (πεπρωμα) (auch in Congo und bei den Tupa). Der Glossopetra (Lippenstein) genaunte Stein hielt das Windwehen auf. *Caligula répondait au tonnerre par d'autres tonnerres, et quand la foudre tombait, il balançait une pierre vers le ciel, en signe de combat (nach Dio-Cassius), wie (nach Silius Ital.) Hannibal (s. Martin) und in (Madagascars). Der Etrusker Aruns vergrub unter traurigem Gemurmel die in Rom zerstreuten Splitter des Blitzes. Der Magier Arnuphis oder (nach Suidas) der Chaldaer Julianus Ness (im Kriege des Mesc. Aurel.) Blitze auf die Maschinen der Quaden fallen (den Regen herabziehend durch die Legio fulminatrix oder fulminata).

*) Twachtri ist das werkkundige Feuer (im Rigveda). D'après Pictet, le démiurge des Irlandais est Aesar, celui qui allume le feu, le magicien qui, avec le secours du feu,

Basket, betrachteten (nach Chabo) das Feuer (Leheren) als Demiurg*). Agni heisst (im Rigveda) der alte Richi Angiras, als erster und grösster der Angiras, indem er unter den Göttern den Oberpriester darstellt, wie Angiras und seine Nachkommen unter den Menschen. Auch in Atharvan, dem Zeitgenossen des Angirus, liegt das Wort Feuer (Athar). Bei den Azteken wurde der alte Gott, der Vater und Mutter als Götter, als der Gott des Feuer's angesehen, im Mittelpunkt des vierwändigen Hofe's (s. Sahagun). Als St. Patrick das Osterfeuer des Tamme's nach gelöschtem früherem Sündenfeuer zeitwidrig angezündet, erklärten die Ollamh (Häupter der Druiden), dass wenn das neue Feuer nicht in der heutigen Nacht noch gelöscht werde, durch dasselbe alle die altheiligen Feuer von Tara zu Grunde gehen würden.

Vulcan's Werkstatt lag im Aetna, die mittelalterliche Holle im Vulcan von Stromboli und im Vulcan Hawaii's wohnt Pele. So oft der Teufel Seelen verbrannte stieg Rauch auf aus dem Johannisberge bei Biala, bis die durch Weihwasser vertriebenen Teufel sich nach Italien begaben (Vernakelen). Aus dem Vulcan Masaya in Nicaragua pflegte ein altes Weib hervorzukommen, das über Krieg und Fruchtbarkeit Orakel vertheilt, Erdbeben und Stürme bewirkend, die durch Menschenopfer zu sühnen waren. Die hervorschlagenden Flammen werden noch jetzt (nach Squier) la baila de los demonios genannt. Mit Blitzen der Cyclophen erschlägt Zeus die Titanen. Durch Feuer vom Himmel zerstörten die Götter die von Riesen gebaute Pyramide Cholula's. Die Eskimo's sahen in den Irrlichtern das verschwundene Volk, die Kamschadalen arme Seelen. Der Feirnon (in Schlesien) ist eine noch nicht erlöste Seele, die fromme Leute auf den richtigen Weg, Böse aber irre leitet. Die Feueränner (in Kempton) fliehen, wenn man sie verfolgt, verfolgen den Fliehenden und führen den Wanderer in Moräste und Sümpfe. Am Abend des Allerheiligen-Tages wird im Alpachthal in Tirol ein Seelenlichtlein auf dem Hoerde angezündet, und es kommen die vom Mittagläuten bis zum Festläuten des nächsten Morgen's aus dem Fegfeuer freigelassenen Seelen, um sich ihre Brandwunden mit dem geschmolzenen Fett zu bestreichen. Nach Calmet wird über Vampyr-Gräbern der Schein, wie von einem Lämpchen wahrgenommen (während Reichenbach's Sensitive auf allen Kirchhöfen ödische Ausströmungen sehen).

Bei den alten Völkern war das Feuer als Element des Lichte's und der Wärme ein hochverehrtes*) Symbol des Lebens selbst in seiner allgemeinen

donne à la matière mille formes différentes. An dessous d'Aesar se rangent, d'une part, Cérès, le feu céleste, qui donne l'existence à toutes choses, et qui est, lui aussi, un grand artiste, un forgeron, d'autre part, Ain, le feu terrestre, qui dévore.

*) Sacrificing to two heats (lights), which are ever shining and pervading the world with their splendour, the Brahman Svetaketu sacrificed to Aditya (the sun) in the evening in the fire (Agni) and to Agni in the morning in Aditya. In taking out the fire (from the house-altar) Yajnavalkya offered the Agnihotra, for when Aditya sets, all the gods

Bedeutung und durch das in den Tempeln beständig unterhaltene Feuer sollte das die Welt durchdringende und belebende Urfeuer am Herde der Vesta, mit der Weltseele identificirt, symbolisirt werden. Pururavas, Gemahl der Urvasi, erlangte die Unsterblichkeit durch das Opferfeuer der Gandharva. Nach Virgil stammten die Seelen aus dem Feuer des Himmel's. Vom Feuer stammend, feierten die Lenape das Fest Manitu's in Schwitzöfen.

Die Algonquin weissagten durch Pyromantie, wie die Jamiden im Olymp aus den *ἐμπροσθεν*. Wenn das Feuer auf dem Herde bullert und knallt, so bekömmet man Zank (in Hesseu). Nach deutschem Volksglauben bedeutet Feuer mit heller Flamme grosse Freude, Rauch ohne Flammen grosses Unglück (Wuttke). Wenn das Feuer brummt, so winseln die armen Seelen, und man muss ihnen Salz in's Feuer werfen (in Nieder-Oestreich). Pfeift das Feuer, so bedeutet bei den Itälincu Glück, was bei den Jakuten Unglück anzeigt. Die Priester der Litthauer weissagten über das Geschick der Verstorbenen, indem sie ihre Schatten Nachts beim heiligen Feuer sahen. Von dem Betrukenheit gefesselten Pious erhielt Numa das Geheimniss des Jupiter Elicius. Die Priester der Cherokees hiessen Honundeunt (Besitzer des göttlichen Feuer's)*).

Während der Feier der Enagismata fand eine jährliche Feuerlöschung auf Lemnos Statt, bis das von Delos gesandte Schiff neues Feuer brachte. Nach der jährlich im Februar Stattfindenden Erlöschung des Vestafeuer's wurde der Staatsherd mit Lorbeer bestreut und dann neues Feuer in einem

follow him and if they see, that the fire is taken out, they come back (according to the Sata-patha-brahmana). According to king Janaka (the RAjanya) the two sacrifices (morning and evening) rise into air and are there again performed, and (having delighted the air) in the sky (performed by sun and moon). Coming back to the earth, they are performed by warmth (fire) and plants. Entering man they are performed by his tongue and food. They enter the woman and a son is born (On Yajnavalkya's granting a boon, Janaka became a Brahman).

*) Um Menabocho über den Tod seines von ihnen ertränkten Bruder's Chibiabos (der gleichfalls dem Menschen die Künste gelehrt) zu trösten, errichteten die Manitu eine Tempelhütte, in der Menabocho (nach erheitern dem Trank) in die Mysterien des grossen Tanzes aufgenommen wurde, unter dem Schütteln der aus den Fellen der Lieblingsthiere bereiteten Säcke, sowie solcher aus Federn, aus denen kleine Vögel hervorflogen. Auch Chibiabos wurde neu belebt, aber er durfte in den geweihten Bezirk nicht eintreten, sondern man reichte ihm durch eine Spalte der Wand eine glimmende Kohle, damit er ginge, über das Reich der Schatten und des Todes zu herrschen, dort ein Feuer ewiger Feuer anzündend, für seine Onkeln und Tanten, die gestorbenen Menschen, und sie zu erlernen. Für Agni ersanden die Rühn die heilige Ceremonien (im Rigveda). Die Somyas oder Priester des Soma treten zurück vor den Ehrigen, die unter den Kindern Mann's die göttlichen Gehurten Agni's erneuern. Auf den Sculpturen buddhistischer Topen zeigt sich in der Allegorie des konischen Flammen-Symbol's eine Verbindung des Feuer- und Lingam-Dienst's, wie in der von mohammedanischen Franken dem Mannheitszeichen solcher (in Indien dem Feuer-Cultus gewidmeten) Asketiker gezollter Verehrung, die für jede Geschlechtslust abgestorben sein wollen. Certain of the Aztec priests practised complete abscission or entire dissection of the virile parts, and a mutilation of females was not unknown similar to that immemorially a custom in Egypt (Brinton). To such an extent did the priests of the Algonkin tribes who lived near Manhattan island carry their austere cus

ehernen Siebe gerieben. In Kärnthen liess man das Feuer am Ostersonntag erlöschen, um von dem durch den Pfarrer mit Stahl und Stein geschlagenen neues zu holen (Lexen). Das Charsamstagener wurde mit Stahl und Stein (ohne Schwefelspan) in dem Freithof angezündet (Leoprechting). Nach Erlöschen des Feuer's in der letzten Nacht des Säcularfeste's (alle 52 Jahre) rieben die Priester der Mexicaner neues aus zwei Hölzern auf dem Berge Huixachtla. Beim Jahresfest des Fenergottes Xihuteuctli oder des Jahresherrn (mit seiner Gemahlin Xochitli) stellen die mexicanischen Bilder den Priester dar, wie er neues Feuer auf dem Rücken einer Schlange durch drehende Reibung aus Hölzern erzeugt. Das neue Feuer der Peruaner beim Winterfest (Raymi) wurde (nach Garcilasso de la Nega) durch einen goldenen Hohlspiegel entzündet, oder, bei verhüllter Sonne, durch Bohren zweier dünner Stöcke. Nach Erlöschen des Feuer's am Erntefest, reiben die Krikks neues aus Hölzern. Nach jedem Todesfall wurde das Feuer in den Häusern erneuert (Plutarch). Die Feuer-Erneuerung erstreckt sich durch Sibirien bis nach jenseits der Behrugs-Strasse zu den Koloschen. Die Irländer verlöschten das heilige Feuer am Ende jeder Ratha. Nach der Fenerlöschung der Irokesen trat der Priester aus der Hütte und schlug neues. In der Osternacht wurde in England alles Feuer verlöscht, und dann holte man von katholischen Priestern Geweihtes, das es aus Stein geschlagen (Brand). Nach Sonnenuntergang durfte auf der Insel Takafo kein Feuer, als dem Gotte geweiht, angezündet werden, ausser für Kochen der in der Nacht gefangenen Fische oder bei einem Wochenbett (Turner). Das heilige Feuer in Delphi wurde nach Zerstörung des Tempel's durch die Medier mit Hohlspiegeln an der Sonne wieder entzündet.

Nach Plutarch entzündete Numa das vestalische Feuer aus hohlen Gefässen, die an die Sonne gestellt waren. Beim Erlöschen des Vestalen-Feuer's wurde das neue aus glücklichem Holze gehohlet, und von der Vestalin im kupfernen Siebe nach dem Tempel getragen (Festus). Um Ostern

celibates), that they never so much as partook of food prepared by a married woman (1624) das in Brasilien von den Priestern in Anspruch genommenen jus primae noctis (s. Martins), war in Kambodia (XII. Jahrhdt.) den buddhistischen Mönchen zugestanden und der Brahmane tritt erst nach Erzeugung eines Sohne's (h. Manu) in den enthaltsamen Einsiedlerstand. Oviedo referate certain festivals of the Nicaraguans, during which the women of all rank extended to whosoever wished such privileges, as the matrons of Babylonia (in the temple of Melitta). Such orgies were of common occurrence among the Algonkin's and Iroquois, Venegas describes them as frequent among the tribes of Lower California. In Kamtschatka werden Kojektschtschl (männliche Beischläfer) gehalten, die in Weiberkleidern gehen (nach Kraschennikow). Die Korjaken hielten (ausser männlichen Beischläfern) auch Keelgi oder steinerne und mit Fellen bekleidete Bettgenossen (s. Erman). Die Ostjakinnen am Obi räumen bekleideten Holzklotzen drei Jahre lang die Stelle der verstorbenen Ehemänner ein. Die Korjaken vermuthen von einem Steine, zu dem sie sich hingezogen fühlen, dass er früher besetzt gewesen, und bemerken auch, wenn sie sich ihm nähern, einen eigenthümlichen Hauch. dem sie Heilkraft zuschreiben (s. Erman) ein Pygmalion in seiner Art.

findet die Feuer-Erneuerung in der Grabeskirche zu Jerusalem Statt: „Das himmlische Feuer ist herabgestiegen zu den Völkern, die heilige Kerze ist angezündet.“ Das durch täglichen Gebrauch verunreinigte Feuer muss nach je drei Malen zum Aderan-Feuer, das mit ausgesuchtem Holze genährt wird, gebracht werden, und dieses ist wieder alle vier Monate durch das Behram-Feuer, das man in jeder Provinz brennend erhält, zu reinigen.

In Wolfratshausen liessen Einige noch vor zehn Jahren (1855) das Feuer im Hause ausgehen und holten von der Flamme des am Ostersamstag mit Kreuzen des Kirchhof's angemachten Feuer's, in welches der Priester den Chrisam hineinwarf und dabei Gebete verrichtete. Man zündete neues Feuer auf dem Heerde an, dass starker Rauch durch den Kamiñ zog und unterhielt es das ganze Jahr hindurch, Hans und Flur bleiben gegen Stürme, Blitz und Hagel geschützt (Panzer). In Lochhausen, einem Dorfe bei München, zündet der Messner am Charsamstag am Kirchhof Feuer an, in welches der Chrisam gelegt wird: Alles Feuer wird im Hause verlöscht. Man bringt dann in Höfen Gluth von dem geweihten Feuer auf den Hausheerd, zündet ein neues mit Schwefel an und unterhält es während des ganzen Jahres. Vom Feuer*) Verethragna, das den Vritra tödtet, unterscheidet das Zendavesta das Mithrafeuer der Sonne und das Feuer der Höhe oder das Himmelsfeuer. Ausserdem nennt das Vendidad noch das Feuer Vazista, das Dämonen schlägt, und der Bundehesch kennt fünf Arten heiliger Feuer. Firdusi erwähnt das Berzinfeuer (Hohenfeuer), das Feuer Mihr (Mithra) und das Feuer Gnsch. Zu dem Feuer Verethragna, das König Aurvataspä aus der reinsten Lichtmaterie bereitete, soll das Feuer der Opferstätte wenigstens alle drei Jahre einmal gebracht werden.

Unter allen Erscheinungen der Natur musste das Feuer den gewaltigsten Eindruck auf den Naturmenschen machen, gerade weil es durch sein periodisches Auftreten und Erlöschen, sich dem Vertrautworden durch Gewöhnheit entzog. Je nach der Berücksichtigung seiner wohlthätigen und nützlichen oder seiner verheerend schrecklichen Eigenschaften hatte es unter zwei Wandlungen in den Mythologien zu erscheinen, die sich auch durch alle verfolgen lassen. Indem man in allgemeiner Uebersicht die Gegenstände der anorganischen Natur unter Erde, Wasser und Luft vertheilte, das Feuer sich aber in keine dieser Rubriken einordnen liess, ist dieser chemische

*) In provincia Ispahanensi uno die tres ignis aras erexit, primum sole oriente, alteram occidente, tertiam cum sol medio in caelo substitisset, e quibus ignis Shehr Ardashir ad latus, castelli Marin est situs, Shehr territorium significat et Ardashir nomen Bahmanis est secundus Zervan Ardashir ignis est, situs in pago Darec nomi Bechuar, tertius, ignis Mihr Ardashir, in pago Ardestan ejusdem nomi est, bemerkt Hamza von Cai Ardashir wegen seiner weiten Eroberungen in den bis Rom ausgedehnten Expeditionen den Namen Longimanos erhalten (s. Gottwaldt). Seine Tochter Homa Djeherezad oder Schamira liess durch griechische Kriegsgefangene den Tempel der Hezar Situp (Tausend Säulen) in Istakhr bauen.

Proceas der Verbrennung*) fast durchgehends als ein Element aufgefasst und den vorhergehenden angereicht worden. Das Lebendige, wenn als solches verstanden, wurde separat classificirt, hatte aber auch mitunter die Zufügung des fünften Elementes in Akasha oder Aether zur Folge, während es sonst mit dem nicht der Erde allein angehörigen Feuer in näherer Verbindung trat.

Der Ueberblick der bei der periodischen Feuerlöschung und Erneuerung beobachteten Gebräuche, die in die verschiedensten und am weitesten getrennten Gegenden auf der Erde mit stereotyper Gleichartigkeit wiederkehren, zeigt am deutlichsten, wie mit zwingender Nothwendigkeit aus gegebenen Grundlagen gleiche Folgen im Denkorganismus hervorzurufen. Man hatte sich das Feuer und seine Thätigkeit personificirt, wie Alles Andere in der Natur, man sah in Folge dessen im Brennmaterial die verkehrte Nahrung, und es war ein natürlicher Nachgedanke, ob die täglich und stündlich der Gottheit für profane Zwecke dargebrachte Nahrung, auch ihrer würdig wäre, ob es überhaupt erlaubt sei, die gewohnten Dienstleistungen zu fordern. Die Priester im Tempel nährten den Gott mit reiner Speise, mit geklärter Butter oder Speck, ja sie tischten ihm gelegentlich ein Gastmahl auf, von siebenlei, neunlei, ja 1001 Gerichten. So suchte man um die Gunst nach, oder wurde durch religiöse Anordnung dazu gezwungen, das im Privatgebrauch verunreinigte Feuer in bestimmten Zeitabschnitten neu zu weihen.

A. B.

*) Das Feuer wurde gewöhnlich, auch bei den Indiern, zu den Elementen gerechnet, den Persern galt es für den Urstoff, und so im Philosophischen System des Heraclitus. Die Feuernmaterie, der Plinius die leichte Entzündbarkeit des Schwefel's zuschreibt, wurde von den Arabischen Chemikern auch in den fetten und sonst verbrennlichen Körpern gesucht. Die Calcination der Metalle beruhte (nach Geber) auf der Trennung des schwefelichten Principes, das sie enthält, und der verhrenliche Theil des Schwefel's selbst wird wieder (bei Sylvius de Boë) als Oel unterschieden. Becher fand in allen verbrennlichen Substanzen (metallischen und nicht metallischen) dasselbe Princip der Verbrennlichkeit, als terra pinguis. Boyle wollte die Gewichtsvermehrung bei der Verkalkung aus dem Zutritt der wägharen Feuernmaterie erklären. Aber als man dieselbe bezweifelte, weil das Feuer nur eine Qualität, keine Substanz sei (s. Kopp), konnte Stahl seine Theorie von der Abscheidung des Phlogiston's aufstellen, bis Lavoisier durch seine Experimente auf die Luftabsorption geführt, gleichzeitig mit Priestley das Sauerstoffgas entdeckte. Agni bildet mit Brahma und Vishnu die Dreigottheit im Vayu-Parana, im Avesta dagegen steht Atare in der Reihe der Yasnas, des Abramazdao puthre. Logi oder die Lamme (soog im Esthnischen) ist Sohn des Altrieven Forajotr. Die Wiederanzündung des ewigen Feuer's in Rom geschah (wenn erlöcht) durch ein Gefäss in Form eines hohlen Kegels, dessen Achsenschnitt ein gleichschenkl. rechtwinkliges Dreieck bildete (nach Plutarch). Darin wurde ein leicht brennbarer Stoff gelegt und dieser durch concentrirte Reflexion der Sonnenstrahlen entzündet (s. Preuner). Nach Festus wurden zwei Hölzer gerieben. Für Reinheit der Flamme (der ignis Vestae) ward einmal jährlich der Tempel gereinigt und der Kehrrieh am Chivus Capitolinus verscharrt. Die Flamme selbst ward am Neujahrstage (am 1. März) erneuert (ignem novum Vestae aris accendebat b. Macrob.). Der Hut war den Virgines sanctae (castae virgines) anvertraut, von denen die Virginitas Vestalis (b. Claud.) bewahrt werden musste. Etymologisch weist $\alpha\gamma\eta$ auf W. $\tilde{p}\tilde{u}$, reinigen (s. Pett), $\tilde{v}\tilde{o}$ $\alpha\gamma\eta$ $\alpha\gamma\eta$ $\alpha\gamma\eta$, $\tilde{v}\tilde{o}$ $\tilde{y}\tilde{e}$ $\tilde{\delta}\tilde{\alpha}\tilde{\rho}$ $\tilde{\alpha}\tilde{\nu}\tilde{\nu}\tilde{\epsilon}\tilde{\iota}$ (Plut.). Ursprünglich durfte auch in Hellas das Feuer der Hestia nie ausgelöscht werden (s. Preuner), wie in Rom das des Focus.

Uebersicht

der

Literatur für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1868—69.

Zusammengestellt von W. Koner.

Allgemeines und Einleitendes.

- Schaaffhausen (H.), Bericht über die Verhandlungen der Section für Urgeschichte auf dem internationalen Congress für Alterthumskunde in Bonn. — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. p. 332.
- , Bericht über den internationalen Congress für Anthropologie und vorhistorische Archaeologie in Paris. — Ebd. p. 339.
- Congrès d'anthropologie et archéologique préhistorique tenu à Paris en 1867. Bruxelles 1868. 8.
- International Congress of Prehistoric Archaeology. Transactions of the third Session which opened at Norwich on the 20th August and closed in London on the 26th August 1869. London (Longmans) 1869. XXIX, 419 S. gr. 8.
- Lartet (L.), Congrès international d'archéologie préhistorique à Norwich. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 5. vergl. Revue des cours scientifiques 1869. Nr. 5.
- Verhandlungen des internationalen Congresses für Anthropologie und vorhistorische Archäologie zu Norwich. — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. p. 350.
- Cazalis de Fondouce, Congrès scientifiques de France, Montpellier. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 29.
- de Rosny, Rapport annuel fait à la société d'ethnographie sur les travaux et les progrès des sciences ethnographiques pendant l'année 1866—67. Paris (Amyot) 1869. 23 S. 8.
- Schaaffhausen (H.), Bericht über die Verhandlungen der Section für Anthropologie und Ethnologie bei der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Dresden. — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. p. 327.
- Gaddi (P.), Iniziameto allo studio dell' antropologia e dell' etnografia esposto in due sinossi ai suoi allievi nella R. Università di Modena. Modena 1869. 75 S. 8.
- Darwin (Ch.), Ueber Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. A. d. Engl. von H. G. Bronn. Nach der 5. engl. Auflage durchges. und neu berichtigt von J. V. Carna. 4. Aufl. Lief. 1. Stuttgart (Schweizerbart) 1870. gr. 8. (1 Thlr.)
- Schaaffhausen (H.), Die Lehre Darwin's und die Anthropologie. — Arch. f. Anthropologie III. 1869. p. 29.

- Duh (J.), Kurze Darstellung der Lehre Darwin's über die Entstehung der Arten der Organismen. Stuttgart (Schweizerbart) 1870. gr. 8. (2 Thlr.).
- Agassiz, Nature et définition des espèces. — *Revue de cours scientifiques* 1869. N. II.
- Ghiringhello, Sulla trasformazione delle specie. — *Atti d. R. Accad. delle scienze di Torino*. III. IV. 1869.
- Theories of Human Origin. — *Anthropological Rev.* 1869. p. 1.
- de Quatrefages, The Formation of the Mixed Human Races. — *Ehs.* p. 22.
- Dally (E.), L'ordre des primates et le transformisme. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. I. 673. 724.
- Werner (C.), Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkte dargestellt. München (Lentner) 1870. gr. 8. (1 Thlr. 27 Sgr.).
- de Quatrefages, Cours sur l'anthropologie. — *Revue des cours scientifiques*. 1868. N. 31 ff.
- , De la méthode en anthropologie. — *ibid* 1868. p. 366, 431.
- Planck (G.), Grundzüge der organischen Naturansicht, als Einleitung zur Anthropologie. *Progr. d. Gymnas. zu Ulm*. 1869. 4.
- de Quatrefages, On the Progress of Anthropology. — *Anthropolog. Rev.* 1869 p. 231.
- Vogt (C.), L'histoire primitive de l'homme. — *Revue des cours scientifiques*. 1869. N. 51.
- Vogt (C.), Menschen, Affen-Menschen und Prof. Th. Bischof in München. — *Moleschott, Untersuch. zur Naturlehre*. X. 1868. p. 493.
- Manry (L. F. Alfred), La Terre et l'Homme, ou aperçu historique de géologie, de géographie et d'éthnographie générale pour servir d'introduction à l'histoire universelle. 2^e édit. Paris (Hachette & Co.) 1869. VIII, 693 S. 8. (5 Fr.).
- Sir John Lubbock über die Urzustände der Menschheit. — *Ausland* 1869. N. 39.
- The Antiquity of Man. — *Anthropolog. Rev.* 1869. p. 136.
- Moore (J. S.), On the Antiquity of Man. — *Journ. of the Geological Soc. of Ireland*. II. P. 1. 1868. p. 16.
- Jourdy (E.), Les restes les plus anciens de l'homme d'après les travaux les plus récents — *La philosophie positive. Revue*. 1869 p. 383.
- Trutot et Cartailhao, Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Paris 1869. 8.
- On the Permanence of Type in Human Race. — *Journ. of the Ethnological Soc.* 1869. July.
- de Saporta (G.), La paléontologie appliquée à l'étude des races humaines. — *Revue des Deux Mondes*. LXXVI. 1868. p. 973.
- Klein (H. J.), Geologische Altersberechnung des Menschengeschlechtes und ihr Werth. — *Globus* XV. 1869 p. 328. 361.
- Moore (J. Scott), Preglacial Man and Geological Chronology. Dublin (Hodges & S.) 1869. 132 S. (6 s.).
- Bourgeois, Nouvelle affirmation de l'homme tertiaire. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme*, 2. Sér. 1869. p. 297.
- Schaaffhausen, On the Development of the Human Species and the Perfectibility of its Races. — *Anthropolog. Rev.* 1869. p. 366.
- Huxley (T. H.), On the Distribution of the Races of Mankind and its bearing on the Antiquity of Man. — *International Congress of Prehist. Archaeology*. 1868 (1869). p. 92.
- Taylor (E. B.), On Traces of the Early Mental Condition of Man. — *Annual Report of the Smithsonian Instit.* 1867 (1868). p. 391.
- Eirwirkung des Rassencharakters auf die Religionen und deren Umwandlung. — *Globus* XIV. 1868 p. 236.
- Nathans. us, Sur la forme de cheveu considérée comme caractéristique des races humaines. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 717.
- Bleek (H. R. F.), Origin of Language. Transl. by Th. Davidson. New-York (Smidt) 1869. 69 S. 8. (50 c.).
- de Rosny (L.), De l'origine du langage. Paris 1869. 44 S. 8. (1 Fr.).
- Kleinpaul, Zur Theorie der Geberdensprache. — *Z. f. Völkerpsychologie*. VI. 1869. p. 352.
- Bastian (A.), Das natürliche System in der Ethnologie. — *Z. f. Ethnologie*. I. 1869. p. 1.
- Branu (J.), Betrachtungen über die Völkernamen. — *Globus* XV. 1869. p. 70.
- Bastian (A.), Zur alten Ethnologie. — *Z. f. Ethnologie*. I. 1869. p. 204, 257.

- Reise der österreichischen Fregatte „Novara“ um die Erde in den J. 1857–59. Anthropologischer Theil. 3 Abth. Ethnographie. Bearb. von Friedr. Müller. Wien (Gerold's Sohn, in Comm.) 1868. 4. (8 Thlr.).
- Spiegel (Fr.), Die ethnographische Ausbeute der Novara-Reise. — Ausland 1868. N. 46 f.
- Jäger (G.), Ein biologisches Moment der neueren Völkergeschichte. — Ausland 1869. Nr. 39.
- Wirkungen der Erdbeben auf das Leben der Völker. — Globus. XIV. 1868. p. 276.
- Gaudry (A.), La théorie de l'évolution et la détermination des terrains. Les migrations animales aux époques géologiques. — Revue des cours scientifiques. 1870. Nr. 3.
- Trutat (E.) et Cartailhao (E.), Projet d'un rapport annuel sur les études préhistoriques. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 356.
- Tylor (E. B.), Condition of Prehistoric Races as inferred from Observations of Modern Tribes. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 11.
- Peschel (O.), Ueber die Wanderung der frühesten Menschensämme. — Ausland 1869. N. 47.
- v. Maack, Sind das Stein-, Bronze- und Eisenalter der vorhistorischen Zeit nur die Entwicklungsphasen des Culturzustandes eines Volkes oder sind sie mit dem Auftreten verschiedener Völkerschaften verknüpft? — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. S. 267.
- Jourdy, Les restes les plus anciens de l'homme d'après les travaux les plus récents. — La philosophie positive. 1869. N. 2. p. 256.
- Die Kjökekemøddings. — Gaea 1869. p. 469.
- Rau (C.), Die durchbohrten Geräte der Steiaperiode. — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. p. 187.
- Zweifel an dem künstlichen Ursprung unpolirter Steingeräthe. — Ausland 1869. N. 9.
- Petersen (Chr.), Ueber das Verhältniss des Bronzealters zur historischen Zeit bei den Völkern des Alterthums. Hamburg 1868. 24 S. 4.
- Mignard, Observations sur deux inscriptions runiques et sur le système de l'âge des métaux. Dijon (imp. Rabutot) 1869. 12 S. 8.
- v. Rougemont (F.), Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident. Uebers. v. C. A. Keerl. Göttersloh (Bertelsmann) 1869. gr. 8. (2½ Thlr.)
- Wibel (F.), Die Cultur der Bronzezeit. Kritik und Antikritik nebst einer Schlussbemerkung v. L. Lindenschmit. — Arch. f. Anthropologie. III. 1868. p. 37. 50.
- Die Bronzezeit. — Gaea 1869. p. 161.
- Zusammensetzung antiker Bronzen. — Gaea 1869. p. 463.
- Blümner (H.), Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des klassischen Alterthums. Preisschrift gekrönt und herausg. von der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig (Hirzel) 1869. gr. 8.
- Büchsenhützel (B.), Die Hauptstätten des Gewerbflusses im klassischen Alterthum. Preisschrift gekrönt und herausg. von der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig (Hirzel) 1869. gr. 8.
- v. Ledebur (L.), Aus der ethnologischen Sammlung des Kgl. Museums zu Berlin. — Z. f. Ethnographie. I. 1869. p. 193.
- v. Bühsen (E.), Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre. Bd. 1. Berlin (Mitscher & Rüstel) 1870. gr. 8. (4 Thlr.)
- Cohen (H.), Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele. — Z. f. Völkerpsychologie. VI. 1869. p. 113.
- Spiegel (Fr.), Briefe über vergleichende Mythologie. — Ausland 1869. N. 47.
- Ueber den Baum- und Schlangendienst. — Ausland 1869. N. 51.
- Husson (H.), La légende de Samson et les mythes solaires. — Revue archéolog. XX. 1869. p. 333.
- Bastian (A.), Der Steincultus in der Ethnographie. — Arch. f. Anthropologie. III. 1868. p. 1.
- Hunt (S. B.), The Negro as a Soldier. — Anthropological Rev. 1869. p. 40.
- Die Sklaverei vom Standpunkte der Culturgeschichte, der Anthropologie und Ethnologie. — Gaea 1868. p. 549.
- Berchon (E.), Histoire médicale du tatouage. — Arch. de médecine navale 1869. août. novembre.
- Malfatti (B.), Scritti geografici ed etnografici. Milano 1869. 608 S. 12. (4½ 50 c.).

- Bartalus (St.), Die Zigeuner und ihr Verhältniss zu unserer Musik. — Ungarische Monatschr. II, 2. 1868. p. 25. II, 3. p. 34.
- Kulemann (R.), Die Zigeuner. — Unsere Zeit. N. F. V, 1. 1869. p. 843.
- Schaffhausen (H.), Ueber das Zweckmässige in der Natur. — Arch. f. Anthropologie. III. 1868. p. 87.
- Brocq, Comparaison des indices céphaliques sur le vivant et sur le squelette. — Bullet. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 25.
- Sanson (A.), Sur l'hybridité. — Bullet. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 790.
- de Quatrefages, Phénomène de retour chez les hybrides animaux. L'espèce humaine. monogénisme et polygénisme. — Revue des cours scientifiques 1869. N. 12. f.
- Critique du polygénisme. — Ebd. 1869. N. 14. f. 17.
- Ducassien sur les caractères crâniens selon les sexes. — Bullet. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 20.
- Weisbach (A.), Die deutschen Weiberschädel. — Arch. f. Anthropologie III. 1868. p. 50.
- Durand (J. P.), La torsion de l'humérus et les origines animales de l'homme. — Bullet. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 523.
- Vogt (C.), De la domestication du boeuf, du cheval et du renne à l'époque du renne. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Ser. 1869. p. 267.

E u r o p a.

- Gaidoz (H.), Chronique celtique. — Revue archéol. Nouv. Sér. XIX. 1869. p. 149. 220. 378.
- Obermüller (W.), Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch. Bis jetzt 11 Lief. Leipzig (Denicke). gr. 8. (4 1/2 Thlr.).
- Knox, On the Celtic Race. — Anthropolog. Review. 1868. p. 175.
- Notes on Old Celtic Mythology. — Transact. of the Philolog. Soc. 1868. p. 257.
- Leflocq (J.), Etudes de mythologie celtique. Orléans (Herbison) 1869. XXII, 315 S. 18.
- Bastian (A.), Zur Ethnologie des alten Europa. — Z. f. Ethnologie. I. 1869. p. 97.
- Martin (H.), Sur l'élément russe en Europe. — Bullet. de la Soc. d'anthropologie. III. 1869. p. 606.
- Verrier (A.), Des nationalités, revue ethnographique. T. I. Nord et centre de l'Europe. Bruxelles (Lebègue & Co) 1869. 8.
- Schlegel (G.), Chinesische Bräuche und Spiele in Europa. Promotionschrift Breslau 1868. 8.

Deutschland. Die Schweiz.

- Wernsdorff (J.), Ueber die Tungern und Bastaruen. Studien zur Germania des Tacitus. Regensburg 1868. gr. 8. (1/2 Thlr.).
- Pallmann (R.), Die Cimbern und Teutonen. Berlin (Klönne und Meyer) 1870. gr. 8. (1/2 Thlr.).
- Wislicenus (P.), Die Geschichte der Elbgermanen vor der Völkerwanderung in ihren Hauptzügen. Halle (Heynemann) 1868. gr. 8. (2/3 Thlr.).
- Die geographische Verbreitung deutscher Ortsnamen und ihre Beziehung zu den Wanderungen germanischer Stämme. — Globus. XV. 1869. p. 48.
- Bronsch (P.), Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und der Niederlausitz. — N. Loositz. Magaz. XLVI. 1869. p. 171.
- Wuttke (A.), Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. Bearb. Berlin (Wiegand und Grieben) 1869. XII, 500 S. 8.
- Kretschmer (A.), Deutsche Volkstrachten. Originalzeichnungen mit erklärenden Notizen. Bis jetzt 16 Lief. Leipzig (Bach). gr. 4. (4 2/3 Thlr.).
- Schatzmayer (E.), Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder. Braunschweig (Brehn) 1869. gr. 8. (5/8 Thlr.).
- Virchow, Die Pfahlbauten im nördlichen Deutschland. — Sitzungsber. d. Berlin. anthropol. Ges. in der Z. f. Ethnographie. 1869.

- Müller (G.), Littauen und die Littauer. — Globus. XVI. 1869. p. 25. 59.
- Die Sammlungen von Alterthümern in Greifswald. — Beilage d. K. Preuss. Staats-Anzeigers 1869. N. 267.
- v. Döcker (F. F.), Ueber die heidnischen Begräbnisstellen im östlichen Theile der Mark Brandenburg, im Speciellen über die Urnengräber zu Saarow. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. III. 1868. p. 69.
- , Vorgeschichtliche Spuren der Menschen am Wege nach Rügen und auf der Insel Rügen selbst. Berlin (Stargardt, in Comm.) 1868. 8. (1/2 Thlr.).
- v. Maack (P. H. K.), Urgeschichte des Schleswig-Holsteinischen Landes. Thl. I. Das vorgeschichtliche schleswig-holsteinische Land 2. Aufl. Kiel (v. Maack) 1869. gr. 8. (1 Thlr.).
- Friedel (E.), Höhlenbauten aus der jüngeren Steinzeit auf Sylt. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde 1869. p. 259.
- , Die Kjökkenmöddinger der Westsee. — Z. f. Ethnologie I. 1868. p. 89
- Mestorf (J.), Ein Gangban auf der Insel Sylt. — Globus. XV. 1869. p. 392.
- Wihel (F.), Der Gangbau der Denghoog's bei Wennigstedt auf Sylt. 29. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburg.-Ges. f. d. Sammlung etc. vaterl. Alterthümer. Kiel 1869 91 S. 8.
- Stuhlmann (C. W.), Höhlenwohnungen in Mecklenburg. — Globus. XV. 1869. p. 17.
- , Sympathien und verwandte obergläubische Gewohnheiten in Mecklenburg. — Globus XV. 1869. p. 242.
- , Die wendischen Schwerine. Ein Beitrag zur Erläuterung des slawischen Götzendienstes — Globus XV. 1869. p. 82.
- Das Ammerland und seine Bewohner. — Europa 1868. N. 37.
- Haupt (K.), Heidnische Alterthümer aus dem Löbber Kreise. Ein Beitrag zur Schlesienschen Alterthumskunde. — N. Lausitz. Magaz. 1868. p. 250.
- Zeichner, Volkstrachten in Oberschlesien: Tworkau u. a. polnische Dörfer des Kreises Ratibor. — Rubezahl 1869. Mai.
- Schuster (O.), Die alten Heidenburgen Deutschlands mit specieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystem. Dresden (Türk) 1869. 8. (1/2 Thlr.).
- Haupt (K.), Die Oberlausitzer Schlackenwalle. — Neues Lausitz. Magazin. XLIV. Hft. 3 vgl. Beilage d. k. Preuss. Staats-Anzeigers 1869. N. 267.
- v. Eye (A.), Ansiedlungen der Vorzeit, Ring- und Schlackenwalle bei Rudolstadt. — Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1868. p. 364.
- Friederich, Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode. II. Beschreibung und Abbildung der in und bei einem Opfer- und Todtenbühl bei Minsleben in der Grafschaft Wernigerode gefundenen Alterthümer. Wernigerode. 1868. 4.
- Die slavischen Ortsnamen des Thüringerwaldes und der umliegenden Gegenden. — Ausland 1869. N. 29.
- Spless (B.), Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. Mit einem Vorworte von R. Bechstein. Wien (Branmüller) 1869. XVI, 216 S. 8.
- Walther (Ph. A. F.), Die Alterthümer der heidnischen Vorzeit innerhalb des Grossherzogthums Hessen nach Gattung, Ursprung und Oertlichkeit besprochen. Darmstadt (Jonhans) 1869. gr. 8. (1 Thlr.).
- Lindenschmit (L.), Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalen zusammengestellt und herausg. von dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz. Bd. II. Heft 11. u. 12. Mainz (v. Zabern) 1869. 4. (à 25 Sgr.).
- , Das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim, einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes. — Arch. f. Anthropologie. III. 1869. p. 101.
- Kcker, Einige Bemerkungen über die Skelette aus den in vorstehendem Aufsatze beschriebenen Grabstätten. — Ehds. III. 1869. pag. 127.
- Le cimetière de Monsheim. — Revue archéol. Nouv. Sér. XIX: 1890 p. 825.
- Schnaffhausen (H.), Ueber germanische Grabstätten am Rhein. — Jahrb. d. Ver. von Alterthfr im Rheinlande. XLIV. p. 75.

- Fahlrott (G.), Die Höhlen und Grotten in Rheinland-Westphalen. Iserlohn (Badeker) 1869. 8. (¼ Thlr.).
- Ellner (B.), Der Mensch der Urzeit in Oberfranken. — Gaea 1869. p. 33.
- Ficker (A.), Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihre Gebiete, Gränzen und Inseln. Historisch, geographisch, statistisch dargestellt. M. 4 Karten. Wien (Prandl, in Comm.) 1869. gr. 8.
- Födisch, Archaeologische Funde in Böhmen. — Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit. 1868. S. 372.
- Komáreck (E.), Die polnische Kolonie der Hedčané in Böhmen. — Abhdl. d. böhm. Ges. d. Wiss. 1868 (1869).
- Wankel, Die Stenper-Höhle. — Denkschr. d. k. k. Akad. d. Wiss. zu Wien. Math.-naturw. Cl. XXVIII. 1868.
- , Forschungen in den mährischen Knochenhöhlen. — Gaea 1869. p. 158.
- Stark (F.), Keltische Forschungen. I. Keltische Namen im Verbrüderungsbuche St. Peter in Salzburg. Thl. III. Wien (Gerold's Sohn, in Comm.) 1869. Lex. 8. (½ Thlr.).
- Gochlert (J. V.), Ueber keltische Ortsnamen in Niederösterreich. — Mittheil. der Wiener geogr. Ges. 1869. p. 279.
- Keltische und slawische Ortsnamen im südwestlichen Deutschland. — Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes 1868. Nr. 34.
- Peters (K. F.), Zur Kenntniss der Wirbelthiere aus den Miocänischen von Elbŕawald in Steiermark. III. Rhinoceros, Anchitherium. Wien (Gerold's Sohn, in Comm.) 1869. gr. 4. (½ Thlr.).
- Fritz (J. R.), Die Slowaken. — Globus XV. 1869. S. 270.
- v. d. Gabelentz (A.), Die Sachsen in Siebenbürgen. — Globus XIII. 1868. p. 76.
- Orbán (B.), Beschreibung des Szekler-Landes vom historisch-archäologischen, naturwissenschaftlichen und ethnographischen Standpunkte. 2 Bde. Pest (Rath) 1868—69. 4. (ungarisch).
- Zöllner (R.), Ethnographie Tirols. — Blätter f. literar. Unterhaltung. 1869. N. 30.
- Laube (G. C.), Die Ladinac in Tyrol. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1869. S. 161.
- Saratz (J.), Introduction du renne dans les Alpes. — Matériaux pour l'hist. primit. et naturelle de l'homme 1869. p. 264.
- Finlay (G.), L'archéologie préhistorique en Suisse et en Grèce. Athènes 1869. vergl. Revue archéolog. XX. 1869. p. 296.
- Messikommer, Die Nachgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen im J. 1867. — Ausland 1868. N. 48.
- Anderes (J.), Die Pfahlbauten im Bodensee zwischen Rorschach und Stand. — Mitthl. zur vaterl. Gesch. d. hist. Ver. in St. Gallen. N. F. Heft 1.
- Thioly (E.), Documents sur les époques du renne et de la pierre polie dans les environs de Genève. Genève 1869. 50 S. 8.

Frankreich. Belgien.

- Bazot, Cimetière mérovingien de Noroy. — Mém. de la Soc. d. Antiquaires de Picardie 3^e Sér. II. 1868.
- de Belfort, Sur le cimetière mérovingien de Clayes. — Bullet. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 280.
- Belgrand, Note sur l'histoire ancienne de la Seine. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 50.
- Rogot de Belloguet, Ethnographie gauloise. 3^e partie. Preuves Intellectuelles. Le Génie gauloise, caractère national, druidisme, institutions, industrie etc. Paris 1868. XIV, 559 S. 8.
- Bertrand (E.), Crâne et ossements trouvés dans une carrière de l'avenue de Clichy. — Bull. de la Soc. d'anthropol. III. 1868. p. 329. 405.
- de Bourgogne (Geslin), Coup d'oeil général sur les monuments des Côtes du-Nord. — Mém. de la Sorbonne. Archéol. 1867 (1868) p. 97.

- Broca (P.), On Crania and Bones of Les Eyzies. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869) p. 168.
- , Les crânes et ossements des Eyzies. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868 p. 350, 432.
- , Les crânes des Eyzies et la théorie esthoniennne. — *ibid.* p. 454.
- , Sur les crânes basques de Saint-Jean de Luz. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 43.
- Bruzard (Alb.), De l'âge du bronze dans l'arrondissement de Sémur (Côte-d'Or). Sémur (Verdot) 1868. 15 S. 8.
- Bulliot (J. G.), Fouilles de Bilraete 1868. — *Revue archéol.* XX. 1869. p. 315. 398.
- , Le culte des eaux sur les plateaux éduens. — *Mém. lus à la Sorbonne. Archéol.* 1867 (1868) p. 11.
- Buzonnière (L. A.), Notice sur quatre colliers et plusieurs autres objets galloromains trouvés dans la commune de Saint-Viatre. Orléans 1869. 12 S. 8.
- Bunel (L.), Une grotte sépulcrale dans le Gard. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 70.
- Calland, Une station de l'âge du bronze dans la vallée de l'Aisne — *Revue archéol.* Nouv. Sér. XX. 1869. p. 131.
- Carteilbac (E.), Monuments mégalithiques du département de l'Aveyron. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869) p. 351.
- Crâne de Meycueis (Lozère). — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 129.
- Dambrée, Exploitation d'étain remontant à une époque immémoriale. — *Matériaux pour l'hist. primit. et naturelle de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 261.
- , Exploitation d'étain remontant à une époque immémoriale, (Forêt de Colletis). — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 261.
- Durand, Sur l'action des milieux géologiques dans l'Aveyron. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 135, 228, 271.
- Sur les habitants de l'Aveyron et les Sarrasins de France. — *ibid.* p. 168, 180.
- de Ferry (H.) et Arcelin (A.), L'âge de Reune en Mâconnais. Mémoire sur le gisement archéologique du Clos du Charrier à Solutré, départ. de Saône-et-Loire. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869) p. 319.
- Uralte Feuersteingeräthe in einer miocänen Gebirgsschicht. (Funde von Thenay). — *Ausland* 1869. N. 51.
- Fitilieux (A.), Les urnes cinéraires du département de la Creuse. — *Mém. lus à la Sorbonne. Archéol.* 1868 (1869) p. 93.
- Caxalis de Fondouce et J. Ollier de Marichard, La grotte des morts, près Durfort (Gard). — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 249.
- Chapuis (J.), Notice sur une découverte d'objets celtiques faite à Caix, canton de Rossières, Somme, en 1865. — *Mém. de la Soc. de Antiquaires de Picardie.* 3^e Sér. II. 1868. p. 375.
- Geudon (A.), Ethnologie de la France. Les origines des populations Lorraines. — *Ann. d. Voyages.* 1868. II. p. 179.
- Sur la grotte de Nabrigas et le crâne de Meyrnis (Lozère). — *Bull. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 639.
- Hahn (Alex.), Notice archéologique et historique sur le canton de Luzarches, avec l'indication des usages locaux. Accompagnée d'une carte color. Strasbourg (V^e Berger-Levrant) 1869. 46 S. 8.
- Larnneau (G.), Sur les Berykies et les Lignes des Pyrénées-Orientales et du littoral méditerranéen. — *Bull. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 118.
- Lalande (Ph.), Découvertes de silex taillés en Périgord. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 69.
- Lartet (L.), Une sépulture des troglodytes du Périgord (crânes des Eyzies). — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 335.
- Lenoir, Notes sur une pierre à polir les haches en silex trouvée à Marcellly-le-Hayes. Troyes 1868. 8.
- Levêque (G.), Recherches sur l'origine des Gaulois. Paris (imp. Laine) VIII. 174 N. 8.

- Longnon (A.), Les tumuli de Bussy (Marne). — *Revue archéolog.* XX. 1869. p. 34.
- Launey, Dolmens et polissoirs du Vendômois. — *Mém. lus à la Sorbonne. Archéolog.* 1868. p. 13.
- de Longuemar, Rapport sur les fouilles de la principale grotte de Loubeau, près Melle (Deux-Sèvres), par l'association melloise. Melle 1869. 27 S. 8.
- , Exploration méthodique des grottes du Chaffaud, départ. de la Vienne. — *Mém. lus à la Sorbonne. Archéol.* 1867 (1868). p. 115.
- Lukis (W. C.), Rapport sur un tumulus de l'âge de Bronze au Rocher, commune de Plougoumelen. Vannes 1869. 4. S. 8. (Extr. du Bull. de la Soc. polymathique du Morbihan. 2^e semestre 1867).
- de Malafoisse (L.), Étude sur les dolmens de la Lozère. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 321.
- de Mortillet (G.), Collection préhistorique à Vendre. Saint-Germain. 8.
- , Crâne quaternaire humain d'Eguisheim et machoire en miocène de rhinocéros entaillée. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 405.
- Ollier de Marichard (J.), Recherches sur l'ancienneté de l'homme dans les grottes et monuments mégalithiques du Vivarais, avec carte et nombreuses planches. Montpellier 1869. 76 S. 8.
- Perrin et Pruner-Bey, Sépultures et crânes carlovingiens de Villebourg. (Indre et Loire). — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 234. 288.
- Perrot (E.), Fouilles faites dans un dolmen aux environs de Sainte-Suzanne, arrondiss. de Laval (Mayenne). — *Bull. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 604.
- Pommerol, Gisement de l'âge de la pierre polie, situé près du pont des Quatre-Gorges, dans la commune de Gerzat (Puy-de-Dôme). — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1869. p. 410.
- Pruner-Bey, Description de crânes mérovingiens et des crânes de Bretons armoricalais. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 295. 296.
- Pruner-Bey, Bertillon, Lagneau, Sur les ossements humains des Eyzies. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1869. p. 416. 555. 561. 569.
- Prunières, Fouilles exécutées dans les dolmens de la Lozère. — *Bull. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 317. 404.
- Rabut, Antiquités lacustres de la Savoie. — *Mém. lus à la Sorbonne. Archéolog.* 1868. p. 1.
- Reboux, Note on Flint Implements found in the Paris Beds. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 272.
- Reste heidolischer Gebräuche in den französischen Pyrenäen. — *Ausland* 1869. N. 33.
- Rosenzweig, Notice sur les monuments funéraires du Morbihan. — *Mém. lus à la Sorbonne.* 1867 (1868). p. 131.
- Roujou (A.), Sépultures de l'âge du fer découvertes sur la butte du Trou-d'Enfer (Seine). *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 319.
- Saurage (E.), Sur une sépulture de l'âge de la pierre polie des environs de Boulogne-sur-Mer. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 179.
- Siffer (J. A.), Notice sur quelques cimetières des temps mérovingiens et gallo-romains, découverts dans la basse Alsace. Strasbourg (V^e Berger-Levrault) 1869. 15 S. 8.
- Une visite au Musée de Narbonne. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 62.
- Dupont (E.), Les „bâtons de commandement“ de la caverne de Goyet. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 318.

Großbritannien.

- Adams (W.), On Oyster Deposits (Kamare River). — *Journ. of the Roy. Geolog. Soc.* II. P. 1. p. 13.
- Ancient Arwystli. — *Archæologia-Cambrensis.* XIV. 1868. p. 1.
- Barnwell (E. L.), Alignments in Wales. — *Archæologia Cambrensis.* XIV. 1868. p. 169.
- Crash (R. R.), On the Ogham Monuments of the Gaehal (Gael). — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869) p. 291.

- Day (R.), On a Bronze Leaf-shaped Sword found in Ireland. — *The Reliquary: Quaterly Archaeolog. Journ.* 1869. October.
- Dawkins (W. B.), On the Antiquity of the Iron Mines of the Weald. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 185.
- , On the Prehistoric Mammalia of Great Britain. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 269.
- Dunkin (E. H. W.), Remains of the Stone Circles at Boscawen-nn and Boskednan, in West Cornwall. — *The Reliquary: Quaterly Archaeol. Journal* 1869. October.
- Ältere, vorchristliche Einwanderung der Angelsachsen nach England. — *Ausland* 1868. N. 19.
- Evans (H. S.), Flint Flakes and Mammalian Remains in the submerged Forest of Barncastle, in North Devon. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 89.
- Evans (J.), On the Manufacture of Stone Implements in Prehistoric Times. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 191.
- Jackson, The race question in Ireland. — *Anthropol. Review.* 1869. p. 55.
- Kirwan (R.), Memoirs of the Excavation of three Tumuli on Broad Down, Farway near Honiton, Devon. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869). p. 363.
- Lewis (A. L.), On certain Druidic Monuments in Berushire. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869) p. 37.
- Lewis (W. G.), On the various Forms of Monuments, commonly called Dolmens, in Brittany, pointing out a Progress in their Architectural Construction, with an Attempt to reduce them to Chronological Order. — *International Congress of Prehist. Archaeol.* 1868 (1869). p. 218.
- Notes on Old Irish Mythology. — *Transact. of the Philol. Soc.* 1869. p. 265.
- Notes on Welsh Mythology. — *Transact. of the Philol. Soc.* 1869. p. 267.
- Photographs of the Giant's Causeway and the North; with descriptive letterpress. Glasgow (Dunthie) 1868. 4. (10 s. 6 d.)
- Pre-historic England. — *British Quaterly Review.* 1869. October.
- Prichard (H.), Cromlech at Pant y Saer, Mona antiqua. — *Archæologia Cambrensis.* XIV 1868. p. 89.
- Rochat, Sur la dégénérence de certaines races irlandaises. — *Bull. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 621.
- Rolleston (G.), On the Modes of Sepulture observable in late Romano-British and early Anglo-Saxon Times in this Country. — *International Congress of Prehist. Archaeology* 1868 (1869). p. 176.
- Stallan (Wm. Owen), On the Remains of ancient circular Habitations in Holyhead Island. — *Archæologia Cambrensis.* XIV p. 325.
- Vacient Interments and Sepulchral Urns found in Anglesey and North Wales. — *Archæologia Cambrensis.* XIV 1868. p. 217.
- Steinkirke in England and Wales. — *Ausland* 1869. N. 31.
- Swainson (J.), Notice of a Group of Glass recently found at Broomend, near Inverurie, Aberdeenshire, and of Cysts of Bishopcote near Elgin, and at Fidderton in Fife-shire. — *International Congress of Prehist. Archaeology.* 1868 (1869) p. 27.
- Notes on Engravings of Sculptures on Stone Monuments in Scotland. — *International Congress of Prehist. Archaeology* 1868 (1869) p. 34.
- Stone Circles and Alignments. — *ibid.* p. 30.
- Die Steinwelt und die Menschenspure in der Kelt-Pöble bei Toronay. — *Ausland* 1869. N. 43.
- Stallan A., Avery and Stonehenge. — *Athenæum* 1869. N. 2194.
- Stallan (H. M.), On Rock Carvings. — *International Congress of Prehist. Archaeology* 1868 (1869) p. 17.

Scandinavian

- Bugge (S.), Bidrag til kjendelse af de ældste ræceindskifter. — *Tidsskrift for Philologi og Pædagogik* VIII. 1869. p. 16.

- Stephens (G.), *The Old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England*, now first collected and deciphered. 2 vols. London (Smith) 1869. 1, 112 S. fol. (5 £).
- , *The Runic Hall in the Danish Old Northern Museum at Copenhagen*. London (Smith) 1869. 26 S. 8. (2 s. 6 d.).
- Möbius (Th.), *Zur Kenntniss der ältesten Runen*. — *Z. f. vergl. Sprachforschung*. XVIII. 1869. p. 113.
- Mestdorf, *Aus den Reiseerinnerungen des schwedischen Archaeologen Nilssen*. — *Globus*. XV. 1869. p. 110.
- Nilsson (S.), *Bidrag till bronskulturens hist. i Skandinavien*. Stockholm 1869. 31 S. 8. (50 öre).
- , *Das Steinalter oder die Ureinwohner des scandinavischen Nordens*. Nach den Mscr. zur 3. Original-Anag. übers. von J. Mestorf. Hamburg (Meissner) 1868. 8. (2 Thlr.).
- , *The Primitive Inhabitants of Scandinavia*. 3d. edit. With an Introduction by Sir J. Lubbock. London (Longmans) 1868. 311 S. 8. (18 s.).
- Beauvois (E.), *Les antiquités primitives de la Norvège*. — *Annal. d. Voyages*. 1869. I. p. 257. II. p. 36. 189; auch einzeln erschienen. Paris (Challamel aîné) 1869. 68 S. 8. (1 fr. 50 c.).
- Helms (H.), *Lappland und die Lappländer*. Leipzig (Fritsch) 1868. 8. (½ Thlr.).
- Frisch (C. F.), *Die Lappen Schwedens und ihre Lebensweise*. — *Globus*. XIII. 1868. p. 207. 245.
- Worsaae (J. J. A.), *Sur quelques trouvailles de l'Age de bronze faites dans des tombes du Danemark*. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme*. 2^e Sér. 1869. p. 285.
- Madsen (A. P.), *Antiquités préhistoriques du Danemark dessinées et gravées. L'âge de la pierre*. Kopenhagen (Host) 1869. Fol. (14 Thlr.).

Das europäische Russland.

- Daschkow, *Sammlung von anthropologischen und ethnographischen Abhandlungen über Russland und benachbarte Länder*. 1. Hälfte. Moskau 1868. 8. (russisch)
- Wiedemann (F. J.), *Die Ebsteninseln in den lettischen Kirchspielen Marienburg und Schwaneburg in Livland*. — *Bullet. d. l'Acad. Imp. d. Sciences de St. Petersbourg*. XIII. 1869. p. 487.
- Welcker (H.), *Sur les caractères des crânes esthoniens*. — *Bullet. de la Soc. d'anthropologie*. III. 1868. p. 578.
- Hervet (E.), *Ethnographie de la Pologne. Notice sur les travaux de Mme. Séverine Duchinska*. Paris (Amyot) 1869. 48 S. 8.
- Förster (C.), *Das russische Lappland und seine Bewohner*. — *Petermann's Mitthl.* 1869. p. 137.
- v. Eichwald (E.), *Ueber die tschudischen Alterthümer des europäischen und asiatischen Russlands*. — *Ausland* 1868. N. 43.

Die Pyrenäische Halbinsel.

- Garat (D. J.), *Origines des Basques de France et d'Espagne*. Paris (Hachette u. Co.) 1869. VI. 294 S. 18. (3 fr. 50 c.).
- de Charncy (H.), *Recherches sur les noms d'animaux domestiques, de plantes cultivées et de métaux chez les Basques, et les origines de la civilisation européenne*. — *Actes de la Soc. philologique*. T. I. N. 1. 1869.
- de Latour (A.), *Espagne; traditions, mœurs et littérature; nouvelles études*. Paris (Didier) 1869. 875 S. 8.
- Busk (G.), *On the Caves of Gibraltar as which Human Remains and Works of Art have been found*. — *International Congress of Prehist. Archaeology 1868 (1869)*. p. 108.
- Gongora y Martinez (Don Manuel de), *Antigüedades prehistoricas de Andalucía, monumentos, inscripciones, armas, utensilios y otros importantes objetos pertenecientes a los tiempos mas remotos de su poblacion*. Madrid (impr. Moro) 1869. 166 S. 8.

- Vilanova (Don Juan), Prehistoric Remains in Valencia. — International Congress of Prehist. Archaeology 1868 (1869). p. 398.
- Henrich (H.), Die Maja und die Cigarrera. — Globus XV. 1869. p. 247. 267.
- de Vicenti (Ch.), Die wilden Menschen im Hardesthale, Spanien. — Globus XIV. 1868. p. 329.
- (Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana), Die Balearen in Bild und Wort. I. Die Pithyusen. Leipzig (Brockhaus) 1869. gr. 4. (nicht im Buchhandel).
- Dawkins (W. B.), Early Antiquities in Portugal. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 82. — Pereira da Costa, Letter on the same subject. p. 86.

Italien.

- de Jouvencel, Rapport sur le mémoire de M. Niccolucci, sur l'âge de la pierre en Italie. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 214.
- Marioni (C.), Le abitazioni lacustre e gli avanzi di umana industria in Lombardia. Milano 1868. 53 S. 4. (12 l.).
- Moggridge (M.), The „Mcraaviglia“. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 359.
- Nicolucci, Antichità dell' uomo nell' Italia centrale. Napoli 1868. 4.
- Hamy (E. T.), Étude sur le crâne humaine quaternaire de l'Olmo. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 112. vgl. p. 40.
- Vogt (C.), Sur le crâne du val d'Arno. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 400. Sur la formation des tufs des environs de Rome et sur une caverne à ossements. — *Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme.* 2^e Sér. 1869. p. 299.
- v. Maltzan (H.), Reise auf der Insel Sardinien. Leipzig (Dyk) 1869. gr. 16. (2½ Thlr.).
- Furse (P.), On the Prehistoric Monuments in the Island of Malta and Gozo. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 407.

Die Balkan-Halbinsel.

- Rückert (E.), Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropas, besonders der Donaufürstenthümer. Würzburg (Stuber) 1869. gr. 8. (1/2 Thlr.).
- Dora d'Istria, La nationalité Bulgare d'après les chants populaires. — *Revue d. Deux Mondes.* LXXVI. 1868. p. 319.
- Die christlichen Bauern Bulgariens. — *Ausland* 1869. N. 53.
- Boulogne (A.), Le Monténégro, le pays et ses habitants. Paris (Bozier) 1869. 115 S. 8.
- Maurer (F.), Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Ungarn. Berlin (Heymann's Verl.) 1870. 8. (2 Thlr.).
- Nicolucci (G.), Sull' antropologia della Grecia. Napoli 1868. 94 S. 4.
- Fouqué, Une Pompéi antehistorique en Grèce (Therassia). — *Revue d. Deux Mondes.* LXXXIII. 1869. p. 923.
- Das Steinzeitalter auf den griechischen Inseln. — *Ausland* 1869. N. 48.
- v. Reinsberg-Düringsfeld, Volksthümliches von Kephallonia. — *Ausland* 1869. N. 1.

Asien.

- Jackson (J. W.), The Aryan and the Semite. — *Anthropological Rev.* 1869. p. 338.
- Jbn-Dasta, Berichte über die Chazaren, Burtassen, Bulgaren, Madscharen, Slawen und Russen; zum ersten Male herausg., übers. u. commentirt von Chwolson. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der St. Petersburger Universität. St. Petersburg 1869. XIII, 199 S. gr. 8. (russisch).
- Fuhrmann (Fr.), Die Kirgisen und ihr Leben. — *Globus.* XV. 1869. p. 180.
- Clarke (Hyde), On the Connection of the Prehistoric and Historic Ages in Western Asia. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869) p. 401.

- Rastian (A.), Aus der Sagenwelt des Kaukasus. — Ausland 1868. N. 31.
- , Hexen und Nixen in Immerethien. — Ehds. 1868. N. 11.
- Unter den Tataren in Transkaskasien. — Globus XVI. 1869. p. 33. 49.
- Coecaldi (T. C.), Découvertes archéologiques de Chypre. — Revue archéol. Nouv. Sér. XIX. 1869. p. 256. XX. p. 208.
- Balwin (J. D.), Prehistoric Nations: or, Inquiries concerning some of the Great Peoples and Civilizations of Antiquity, and their probable Relation to a still Older Civilization of the Ethiopians or Cushites of Arabia. London (Low) 1869. 414 S. 8. (4 s. 6 d.).
- Wästenfeld (F.), Die Wohnsitze und Wanderungen der arabischen Stämme. Göttingen (Diesterich) 1868. gr. 4. (1 Thlr.).
- Ruge (Sophus), Die Volkstämme Arabiens und das Sultanat Omán. — Aus allen Welttheilen. 1869. p. 25.
- Die ersten ethnographischen Versuche der Araber. — Ausland. 1868. N. 48.
- Vambéry (H.), Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner Reise in Mittelasien. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig (Brockhaus) 1868, gr. 8. (2 Thlr.).
- Galkin (M. V.), Ethnographische und geschichtliche Materialien über Mittel-Asien und die Orenburgischen Länder. St. Petersburg 1867. 336 S. 8. (7 Thlr.) (russisch).
- Vambéry (H.), Familienleben im islamitischen Osten. — Globus XV. 1869. p. 175. 208.
- , Kleider- und Schmuckgegenstände der ostislamitischen Völker. — Westermann's Monatshefte. 1868. November.
- Chalmers (J.), The Origin of the Chinese. London (Trübner) 1868. 8. (2 s. 6 d.).
- La Chine et les Tartares au XVII^e siècle; mœurs de ces peuples. Ouvrage trad. de l'espagnol par Colle. Limoges 1869. 120 S. 8.
- Plath (J. H.), China vor 4000 Jahren. — Sitzungsber. d. k. bayr. Acad. d. Wiss. 1869. I. p. 119. II. p. 49.
- , Ueber die Nahrungweise der alten Chinesen nach den Quellen. — Ausland 1869. N. 51.
- , Die Beschäftigungen der alten Chinesen. München (Franz, in Comm.) 1869. gr. 4. (5/4 Thlr.).
- Nevius (J. L.), China and the Chinese: a General Description of the Country and its Inhabitants, its Civilization and Forms of Government. New-York 1869. 456 S. 8. (8 s. 6 d.).
- Girard (O.), France et Chine. Vie publique et privée des Chinois anciens et modernes, passé et avenir de la France dans l'extrême Orient: institutions politiques et social. 2 voll. Paris (Hachette & Co.) 1869. IV, 915 S. 8.
- Industries anciennes et modernes de l'empire Chinois, d'après des notices traduites du Chinois, par M. G. Julien, et accompagnées de notices industrielles et scientifiques, par P. Champion. Paris (Lacroix) 1869. 8.
- Pfismaier, Nachrichten von den alten Bewohnern des heutigen Corea. — Sitzungsber. d. Wieser Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Cl. LIII. p. 461.
- Mayers (W. F.), Illustrations of the Lamaist System in Tibet drawn from Chinese Sources — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. IV. 1. 1869. p. 284.
- Guérin et Bernard, Les aborigènes de l'île de Formose. — Bullet. de la Soc. de Géogr. V^e Sér. XV. 1868. p. 542.
- Guérin, Vocabulaire du dialecte Tayal ou aborigène de l'île Formose. — Bullet. de la Soc. de géogr. V^e Sér. XVI. 1868. p. 466.
- Favre, Note sur la langue des aborigènes de l'île Formose et remarques sur le précédent vocabulaire. — Ibid. p. 496.
- Humbert (A.), Le Japon illustrée. 2 vols. Paris (Hachette & Co.) 1869. Imp. Fol. (18 1/2 Thlr.).
- Franks (A. W.), Notes on the Discovery of Stone Implements in Japan. — International Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869) p. 258.
- Aus dem Volksleben der Japanen. — Globus XIV. 1868. p. 319. 363.
- Das Hara-Kiri (Bauchaufschnitten) der Japanesen. — Ausland 1869. N. 47. vergl. Cornhill Magaz. 1869. November.
- Bickmore (A. S.), The Ainos or Hairy Men of Yesso, Saghalien and the Kurile Islands. New-Haven 1868. 8.
- , The Ainos or Hairy Men of Yesso — American Journ. of Science 1868. Mai p. 363

- Die Ainos, ihre geographische Verbreitung und ethnographische Stellung. — Petermann's Mitthl. 1868. p. 388.
- Taranatha's Geschichte des Buddhismus in Indien. Aus dem Tibetianischen Übers. von A. Schiefner. St. Petersburg 1869. XII, 346 S. 8. (1 Thlr. 16 Sgr.).
- de Ravisi (T.), Aperçu sur le culte de Krichna. Saint-Quentin 1869. 18 S. 12.
- Hooker (J. D.), Les monuments mégalithiques de l'Inde anglaise. — Rev. des cours scient. 1868. N. 40.
- Gentilli (A.), Ueber ostindische Bau-Denkmler. — Mitthl. d. k. k. geograph. Ges. in Wien. 1868. p. 211.
- Watson (J. F.) and Kaye (J. W.), The People of India a Series of Photographic Illustrations, with descriptive Letterpress of the Races and Tribes of Hindostan. Vol. I—IV. London 1868—69. 4. (8 £ 20 s.).
- Die Hindus. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde 1868. p. 69.
- On the Characteristics of the Population of Central and Southern India. — Journ. of the Ethnol. Soc. 1869. July.
- On the Races of India as traced in Existing Tribes and Castes. — ibid.
- On Prehistoric Archaeology of India. — ibid.
- On some of the Mountain Tribes of the North-West Frontier of India. — ibid.
- Reuband (E.), Contributions à l'anthropologie de l'Inde. — Archives de médecine navale 1869. janvier-mars.
- , Races, langues et castes de l'Inde méridionale. — Revue d. cours scientifiques. 1869. N. 37.
- Schlegelweit (E.), Indisches Kastenwesen. — Ergänzungsblätter z. Convers. Lex. IV. 1869. p. 601.
- Finson, Etudes orientales. Les castes du Sud de l'Inde; (région dravidienne). — Revue orientale. 9^e Sér. N. 4
- Manning (Mrs.), Ancient and Mediaeval India. 2 vols. London (Allen) 1869. 839 S. (30 s.).
- The Afghan Tribes on our Trans-Indus Frontier. — The Westminster Review 1869. October.
- Fergusson (J.), Description of the Amravati Topo in Guntur. — Journ. of the Roy. Asia. Soc. N. Ser. III. 1868. p. 132.
- Elliot (W.), On ancient Sepulchral Remains in Southern India, and particularly of these in the Nilagiri Mountains. — International Congress of Prehist. Archaeology 1868 (1869) p. 210.
- Footo (R. B.), On Quartzite Implements of Palaeolithic Types from the laterite Formation of the East Coast of Southern India. — International Congress of Prehist. Archaeology 1868 (1869) p. 224.
- On the Excavation of a large raised Stone Circle or Barrow, near the Village of Warreagaon, Kamptee, Central Province of India. — Journ. of the Ethnol. Soc. 1869. Octl.
- Die Santal-Stämme in Indien. — Anstaud 1869. N. 35.
- Ethnographische Würdigung der Bewohner Bengalens. — Anstaud 1869. N. 21.
- The Hill Tribes of Chittagong. — Chambers Journ. 1869. November. vgl. Anstaud 1869. N. 45.
- Freyer (G. E.), A few words concerning the Hill People inhabiting the Forest of Cochis State. — Journ. of the Roy. Asiat. Soc. N. Ser. III. 1868. p. 478.
- Des Michel (A.), Essais sur les affinités de la civilisation chez les Annamites et chez les Chinois. Paris (Amyot) 1869. 24 S. 8.
- , Les six intonations du discours chez les Annamites. — Revue de Linguistique et de Philologie comparée. III. 1869. p. 36.
- Mouhot (A.), Voyages dans les royaumes de Siam de Cambodge, de Laos etc. Paris (Hachette & Co) 1868. 8. (16 Sgr.).
- Bastian (A.), Die Völker des östlichen Asien. Bd. V a. u. d. Titel: Reisen im indischen Archipel; Singapore, Batavia, Manilla und Japan. Jena (Costenoble) 1869. gr. 8. (3½ Thlr.).
- Bickmore (A. S.), Travels in the East Indian Archipelago. London (Murray) 1868. 500 S. 8. (21 s.).
- , Reisen im ostindischen Archipel in den J. 1862 u. 1865. A. d. Engl. von J. E. A. Martin. Jena (Costenoble) 1869. gr. 8. (2½ Thlr.).

- Wallace (A. W.), *The Malay Archipelago, the Land of the Orang-Utang and the Bird of Paradise: a Narrative of Travel, with Studies of Man and Nature.* 2 vols. London (Macmillan) 1869. 8. (24 s.). — Dasselbe 2^{de} edit. ibid. vgl. *Anthropolog. Rev.* 1869. p. 310. *Revue d. D. et M. Indes.* LXXXIII. 1869. p. 675. *Ausland* 1869. N. 30 f.
- , *Der malayische Archipel.* Autor. deutsche Ausg. von A. B. Meyer. 2 Bde. Braunschweig (Weiermann) 1869. gr. 8. (4 1/2 Thlr.).
- , *Insulade. Het land van den orang-oetang en den paradysvogel.* Uit het Engelsch vertaald door P. J. Veth. Afl. 1. 2. Amsterdam (van Kampen) 1869. gr. 8. (à F. 1.).
- , *Rapport sur une collection d'instruments en pierre découvertes dans l'île de Java, et remontant à une époque antérieure à celle où commencent, pour ce pays, l'histoire proprement dite.* Institut impérial de France. Académie des sciences. Commissaires: MM. Doubré, Rollin, rapporteur. Paris 1869. 88 S. 4.
- Der coraprong van den Javanesche adel. — *Tijdschr. voor Nederlandsch Indië.* 1868. II. p. 474.
- Pistorius (A. W. P. V.), *Het Maleische dorp.* — *Tijdschr. voor Nederlandsch Indië.* 1869. II. p. 120.
- , *Jets over de slaven en afstamelingen van slaven in de Pedagoische Bovenlande.* — *Tijdschr. voor Nederlandsch Indië* 1868. I. p. 434.
- Häger (A.), *Die Bupiasen.* — *Ausland* 1868. Nr. 15.
- Wie gelling Civilisationsbestrebungen bei einem wilden Volke? Holländer und Alfurus in Minahasan auf Celebes. *Globus* XV, 1869. p. 170.
- Semper (C.), *Die Philippinen und ihre Bewohner.* — *Wien* (Stuber) 1869. gr. 8. (1 1/2 Thlr.) vgl. *Ausland* 1869. N. 42.
- Jäger (F.), *Grobstätten zu Nipa-Nipa (Philippinen).* — *Z. f. Ethnologie* I. 1869. p. 80.

A f r i k a.

- Ueber die Wichtigkeit Ostafrika's für vergleichende Sprachforschung und Ethnographie. — *Ausland* 1869. Nr. 40.
- Hartmann (R.), *Entstehungen' über die natürlichen Völkerschaften Nord-Ost-Afrika's.* — *Z. f. Ethnologie* I. 1869. p. 23. 135.
- Die Steinzeit in Aegypten. — *Ausland* 1869. N. 52.
- About (E.), *Le Fallah Sennar d'Égypte.* Paris (Hachette & Co.) 1868. gr. 8. (1 1/2 Thlr.).
- Goguel (E.), *Les Juifs d'Égypte avant l'ère chrétienne.* Strasbourg (V. Berger-Levrault) 1869. 46 S. 8.
- Sur la religion des nègres du fleuve Blanc. — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* IM. 1868. p. 160.
- Levant de Bellefonds, L'Éthiopye, pays habité par les Arabes Bicharich, géographie, ethnologie etc. Paris (Bertrand, 1869. 182 S. 8. (36 fr.).
- Flad (J. M.), *The Falasch of Abyssinia.* With a Preface by Dr. Krupf. Transl. by S. P. Goodhart. London (Macintosh) 1869. 92 S. 12. (1 s. 6 d.).
- Halévy (J.), *Excursion chez les Falascha, in Abyssinie.* — *Bull. de la Soc. de Géogr.* V. Sér. XVII. 1869. p. 270. vgl. *Globus* XV. 1869. p. 150.
- Le station presso i negri Preva, e loro Jeronimazione. — *Bullet. della Soc. Geogr. Italiana* I. 1868. p. 291.
- De Rissen (R.), *Itinéraire chez les Basen et de Kassala à Zouahra.* — *Bull. de la Soc. de Géogr.* V. Sér. XVI. 1868. p. 6.
- Halévy (J.), *Études sur les langues de l'Afrique. Le Daddoua.* — *Revue de Linguistique.* 1869. p. 176.
- Hartmann (R.), *Die Stellung der Sprache in der afrikanischen Ethnologie, vom geschichtlichen Standpunkte betrachtet.* — *Z. f. Ethnologie*, I. 1869. p. 280.
- Letourneau, *Peuplades abîmées dans le voisinage des sources du Nil.* — *Bullet. de la Soc. d'anthropol.* III. 1868. p. 123.
- Petherick (Mr. and Mrs.), *Travels in Central-Africa, and Explorations of the Western Nile Tributaries.* 2 vols. London (Tinsley) 1869. 600 S. 8. 26 s.

- v. Drugglin (M. Th.) Reise in das Gebiet des weissen Nils und seiner westlichen Zuflüsse
 in den J. 1862—1864. Leipzig (Winter) 1869. gr. 8. (4 Thlr.)
- Schwab (M.), Mémoire sur l'ethnographie de la Tunisie. Paris 1868. 3
- Richard et de Mortillet, Sur la découverte de silex taillés dans le sud de l'Algérie.
 — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 74.
- Bourjot, Promenades géologiques et anthropologiques aux environs d'Alger. Alger. 1868. 8.
- Flower, On the Prehistoric Sepulchres of Algeria. — International Congress of Prehist.
 Archaeology 1868 (1869). p. 194.
- Olivier, Recherches sur l'origine des Berbères. — Bull. de l'Acad. d'Alger. 1868. N. 5.
- Faidherbe, Recherches anthropologiques sur les tombeaux mégalithiques de Roknia. —
 Ebda. N. 4.
- Bertrand (A.), Sur les fouilles de Roknia. — Bull. de la Soc. d'anthropol. III. 1868.
 p. 628.
- Bourgnigna, Prodromique sur quelques Ursidae d'Algérie. — Matériaux pour l'hist.
 primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 79.
- J^e Vignerol, Les nécropoles de Tiklat. — Revue africaine. N. 75.
- Duboussset, Les populations algériennes; les Kabyles du Djurjura. — Revue des cours
 scient. 1868. N. 19.
- Aucapitaine (H.), Les Beni-Mezab. Sahara algérien. Paris (Challamel aîné) 1868. 8^o 8
 8 (2 fr.).
- Découverte à Laghouat et dans les premières oasis du désert de traces nombreuses de
 peuplades primitives. — Les Mondes 1868. N. 75.
- Roblfs (Gerhard), Afrikanische Reisen 2. Aufl. Bremen (Kubtemann) 1869. 8.
- du Chaillu (F.) Ethnologie de l'Afrique occidentale. — Annal. d. Voy. 1868. I. p. 313.
- Hahn (Theoph.), Sagen und Märchen der Ová-Hereró in Süd-Afrika. — Globus XIII. 1868.
 p. 268. 308.
- , Ein Racekampf im nordwestlichen Theile der Cap-Region. — Globus XIV. 1868.
 p. 203. 245. 279. XV. 1869. p. 13. 50.
- Hahn (Josaphat), Die Ovahereró. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. III. 1868. p. 193.
 493. IV. 1869. p. 226. 481.
- Zur Racefrage. Die ethnologische Verwandtschaft zwischen Chinesen und Hottentotten. —
 Globus XV. 1869. p. 281.
- Busk (G.), Exhibition of Stone Implements from the Cape of Good Hope. — International
 Congress of Prehist. Archaeology. 1868 (1869). p. 69. Discussion on the Use of Iron
 in Africa. ibd.
- Bowker (J. H.), Bleek, J. Beddoe The Cave Cannibals of South Afrika. — Anthropol.
 Review. 1869. p. 121. vgl. Nautical Magaz. 1869. 492. Z. der Berlin. Ges. f. Erd-
 kunde 1869. p. 369. Ausland 1869. N. 41 Globus XV. 1869 p. 236.
- von der Decken (C. C.), Reisen in Ost-Afrika in den J. 1859—65. Herausgeg. von
 O. Kersten. Erzählender Theil. Bd. 1. Leipzig (Winter) 1869. Lex. 8. (5 $\frac{1}{2}$ Thlr.).
- Kersten (O.), Zur Völkerkunde Ost-Afrika. — 6. Jahresber. d. Ver. v. Freunden d. Erd-
 kunde zu Leipzig. 1868. p. 113.

A m e r i k a.

- Simonin, L'homme américain. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869
 p. 276.
- Gunn (D.), Indian Remains near Red River Settlement, Hudson's Bay Territory. — Annual
 Report of the Smithsonian Instit. 1867 (1868). p. 356. 427.
- Die Chippeway-Indianer des Mackenzie-Finnes und ihre Naturproducte. — Ausland
 1869. N. 5.
- Le Canada. Moeurs diverses, races, langues, usages. Limoges 1868. 192 S. 12.
- Meigs (J. A.), Description of a Human Skull in the Collection of the Smithsonian Insti-
 tution (1866 bei Rock Bluff am Illinois river gefunden). — Annual Report of the
 Smithsonian Instit. 1867 (1868). p. 412.

- Ablagerungen von Speiseresten der Urnenschen in den Vereinigten Staaten Nordamerika. — Anst. 1869. N. 46.
- Binkerd (A. D.), The Mammoth Cave and its Denizens. a Complete Descriptive Guide. Cincinnati (Clarke & Co) 1869. 96 S. 8. (50 c.).
- Felischwesen und Zauberpraxis bei den Negern in Nordamerika. — Globus XV. 1869. p. 54.
- Dernières découvertes au Mississipi. — Matériaux pour l'hist. primit. de l'homme. 2^e Sér. 1869. p. 77.
- Pidgeon (W.), Ancient Burial Mound in Indiana. — Annual Rep. of the Smithsonian. 1867 (1868). p. 403.
- Agnew (S. A.), Mounds in Mississippi. — ibd. p. 404.
- Read (M. C.), Ancient Mounds near Chattanooga (Tennessee). — ibd. p. 401.
- De Sémalé (R.), Notes sur les Indiens de l'Amérique du Nord. — Bullet. de la Soc. de Géogr. V^e Sér. XVI 1868. p. 307.
- Simonin (L.), Le grand Océan des États-Unis. Les pionniers et les Peaux-rouges. les colons du pacifique. Paris 1869. V, 368 S. 18. (1 Thlr. 5 Sgr.).
- A Year among the Indians. — Riverside Magaz. 1868. Octob. ff.
- Boller (H. A.), Among the Indians: Eight Years in the Far West. Philadelphia 1868. 428 S. 8. (10 s. 6 d.).
- Ausrottung der Indianer in Nordamerika. Ein Blick auf das Volk der Mandanor. — Globus XVI. 1869. p. 1. 17.
- Catlin (C.), Excursions parmi les tribus indiennes des bassins de la Colombie et du Haut-Missouri, trad. par F. Delanoye. — Le Tour du Monde. N. 479 I.
- Catlin bei den Nayas, Plattköpfen und Krähen Indianern in Nordamerika. — Globus XV. 1869. p. 308.
- Cremony (J. C.), Life among the Apaches. San-Francisco and New-York. 1869. 322 S. 12. (10 s.).
- Browne (J. R.), Adventures in the Apache Country. a Tour through Arizona and Nevada, with Notes on the Silver Regions of Nevada, New York 1869. 535 S. 12. (3 Th. 6 Sgr.).
- Smart (Ch.), Notes on the „Tonto“ Apaches. — Annual Report of the Smithsonian. 1867 (1868) p. 417.
- On the Araphees, Kiowas and Comanches. — Journ. of the Ethnol. Soc. 1869. Octob.
- Rau (C.), Die Thongefässe der nordamerikanischen Indianer. — Arch. f. Anthropologie. III. 1868. p. 19.
- Die Indianer der Vereinigten Staaten. — Ausland 1869. N. 15.
- The North America Indians: Sketch of some of the Hostile Tribes. — Journ. of the Ethnological Soc. 1868. October.
- Simonin (L.), Une excursion chez les Peaux-Rouges. Paris (Challamel) 1868. 8. (1 fr. 50 c.).
- Whitney (J. D.), Cave in Calaveras County, California (versteinerte Knochenhöhle). — Annual Report of the Smithsonian. 1867 (1868). p. 406.
- The Indians of the Western Shores of Vancouver Island. — Journ. of Travel and Natural History. I. 1869. p. 288.
- Die Aht-Stämme der Vancouver-Insel. — Ausland 1868. N. 29.
- Whymper (F.), Travels and Adventures in Alaska. New-York (Harper & Bros) 1869. 8. (2 D. 50 c.). vgl. Journ. of the Roy. Geogr. Soc. XXXVIII. 1868. p. 219.
- , Alaska. Reisen und Erlebnisse im hohen Norden. Autor. deutsche Ausg. von F. Steger. Braunschweig (Westermann) 1869. gr. 8. (2³/₄ Thlr.) vgl. Globus XVI. 1869. p. 43. 56. 75. 106. Ausland 1869. N. 5 f. Revue d. Deux Mondes 1869. 15 juin.
- Catalogue of Alaskan Antiquities and Curiosities, now on Exhibition at the Clinton Hall and Galleries. New-York 1868. 8.
- de Humboldt (A.), Sites des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique. Nouv. édit. Paris (Guérin & Co.) 1869. 8. (10 fr.).
- Valentin (Th.), Ueber eine vorcolumbische Besiedlung des tropischen Amerikas durch afrikanische Stämme. — Ausland 1868. N. 25.
- Brasseur de Bourbourg, Quatre lettres sur le Mexique. Exposition absolue du système hiéroglyphique mexicain. La fin de l'âge de pierre. Epoque glaciaire temporaire. Commencement de l'âge de bronze. Origine de la civilisation et des religions de

- l'antiquité. Paris (Durand) 1868. XX, 463 S. 8. vergl. *Matériaux pour l'hist. primitif de l'homme*. 2^e Sér. 1869. p. 85.
- Steingrätke der Arzteken aus Mexiko. — *Ausland* 1868. N. 52.
- Die eingebornen Völker des mexikanischen Reiches. — *Ausland* 1868. N. 42.
- On the Native Race of New Mexico. — *Journ. of the Ethnol. Soc.* 1869. October.
- Conestabile (G. C.), Alcune osservazioni sopra il sistema di numerazione presso i Berberi e gli Artechì. — *Rivista orientale*. I. 1867—68. p. 1434.
- Siméon, Note sur la numération des anciens Mexicains. — *Arch. de la Comm. scientif. du Mexique*. III. 1869. p. 523.
- Schott (A.), Riesenkopf von Issamal. — *Ausland* 1868. N. 12.
- Wickham (G. H.), Notes of a Journey among the Woolwa and Mosquito Indians. — *Proceed. of the Roy. Geogr. Soc.* XIII. 1859. p. 58. vgl. *Ausland* 1869. N. 28.
- Knapp (Fr.), Ueber die Ureinwohner auf der Insel Cuba. — *Album d. Literar. Ver. in Nürnberg*. 1869.
- Marcy (P.), Voyage à travers l'Amérique du Sud de l'océan pacifique à l'océan atlantique. Illustr. de 626 vues 2 vols. Paris (Hachette & Co.) 1868. Imp. 4. (18¹/₂ Thlr.)
- v. Schütz (D.), Zur Ethnographie von Peru. — *Globus* XV. 1869. p. 141.
- Philippi (R. A.), Ueber die Indianer der Provinz Valdivia. — *Ausland* 1869. N. 9 f.
- Maack (G. A.), Die La Plata-Staaten in geographischer, ethnographischer, commercialer und industrieller Beziehung. — *Aus allen Welttheilen*. 1869. p. 2 9 17. 34.
- Fletscher (J. C.) and Kidder (D. P.), *Brazil and the Brazilians*. 8th edit. Boston 1868. 640 S. 8. (18 s.)
- Hensel (R.), Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. — *Z. f. Ethnologie*. I. 1869. p. 124.
- Appun (K. F.), Zu Fuss nach Brasilien. — *Ausland* 1869. N. 12 f. 20 ff. 33 ff.
- , Aus dem Leben der Neger in British Guyana. — *Globus* XIV. 1868. p. 801.
- , Die Goajira-Indianer. — *Ausland* 1868. N. 51.
- , Unter den Guaranos-Indianern. — *Ebd.* 1869. N. 8 f.
- , Die Indianerstämme British-Guyana's. — *Ebd.* 1869. N. 12.
- Brett (W. H.), *The Indian Tribes of Guiana, their Condition and Habits, with Researches into their past History, Superstitions, Legends, Antiquities, Languages etc.* London 1868. 510 S. 8. (18 s.)
- Appun (K. F.), Am Rupunni. — *Ausland* 1869. N. 46 ff.

Australien.

- Bonwick (J.), *The Last of the Tasmanians; or, the Black War of Van Diemen's Land; with numerous illustr. and colour. engravings.* London (Low) 1869. 400 S. 8. (16 s.)
- Waitz (G.), *Anthropologie der Naturvölker. Mit Benützung der Vorarbeiten des Verf. fortgesetzt von G. Gerland. Thl. V. Abthl. 2. Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier.* Leipzig (Fleischer) 1870. 8. (1¹/₂ Thlr.)
- Gerland (G.), *Die Bevölkerung der australischen Inselwelt.* — *Z. f. Völkerpsychologie*. V. 1868. p. 257.
- Meinicke (K.), *Die Neucaledonier.* — *Globus* XV. 1869. p. 161. 193.
- Gill (W.), *Gems from the Coral Islands; or Incidents of Contrast between Savage and Christian Life in the South-Sea Islanders.* New edit. London (Yates & A.) 1869. 343 S. 8. (2 s. 6 d.)
- Macalister (A.), *On the Anatomical and Ethnological Characters of the Skull of an Aboriginal Inhabitant of Chatam Island.* — *Journ. of the Roy. Geol. Soc. of Ireland* II. P. 1. 1868. p. 115.
- Lamprey (J. H.), *On certain Antiquities in Stone found in the Island of the Pacific and South Seas.* — *International Congress of Prehist. Archaeology 1868 '1869*. p. 56.

Erklärung zu Tafel VIII. und IX.

Tafel IX.

Fig. 1. Altaegyptisches Bildnis aus der Glyptothek in München (No. 24), nach einer Photographie von Fr. Hanfstängl. (Genauere Erklärung im Jahrgange 1870).

Fig. 2. Neuaegyptischer Fellach aus Dakalleh gebürtig, Hauptmann der Infanterie. Nach d. Nat. gezeichnet von R. Hartmann.

Fig. 3. Sikh von Lahore, nach einer Photographie von Dr. F. Jagor.

Fig. 4. Neuaegypterin, nach einem Oelgemälde von Professor Gustav Richter. Unter Benutzung der von der photographischen Gesellschaft zu Berlin herangegebenen Photographie nach dem Originale).

Fig. 5. Kindermädchen von der Koromandelküste, nach einer Photographie von Dr. F. Jagor.

Diese Tafel soll die von mir in Theil I. und II. meiner Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrika's (in Jahrgang I. dieser Zeitschr.) ausgesprochenen Ansichten erläutern.

R. Hartmann.

Tafel VIII.

Philippinische Idole, die dem Berliner Museum im Jahre 1839 durch die Seehandlung zugekommen sind, und die im Anschlus an eine früher in Polynesien (besonders auf Tahiti) übliche Kopfstellung den (im Anthropologischen Theil der Novara-Expedition) als aus Viti bezeichneten Idolen gleichen. Das auch bei Porevit vorkommende Brustgesicht findet sich bei mexicanischen Figuren wieder, und erinnert an die Beschreibung, die die Koreaner von den schiffbrüchigen Ostseeländern im IV. Jahrhdt. machen (s. Pflümaier). Die unregelmässig eingefügten Gesichtstreifen werden, wie anderswo, Rangstellung oder tapfere Thaten bezeichnen. Die durchbohrten Ohren kehren auf den polynesischen Inseln wieder und ihre Anzeichnung erinnert an die Adelszeichen der Indochinesen. Wie die abgeflachte Stirn (npoo-paraurau) auf Hawaii für den Krieger, das abgeflachte Hinterhaupt für den Redner charakteristisch sein sollte, so führt der hochgewölbte Oberkopf auf die Erhöhung des Buddha-Kopfes, durch Frömmigkeit und Meditation hervorgerufen (bei den Anito). Der von Powell nach „phrenological measures“ bestimmte Schädel der Muizca hatte gleichzeitigen Druck auf Stirn und Hinterhaupt. Die Durchbohrung der Nasenlöcher deutet auf dort getragenen Schmuck. Bei Purchas wird gesagt: In these Philipinas some carve and cut their skinnes with sundry streakes and devices all over the body (Candish). The king (of Zubat) had his skinn painted with a hot Iron Pensill. The idols were made of hollow wood with great faces and four teeth like Bores tuskes in their mouths, painted they were all over, but had only a forepart and nothing behind (wie nordische Waldweiber).

Für Vergleichung der Kindsköpfe mit denen der Erwachsenen finden sich nur selten Beobachtungen aufgezeichnet und ebenso fehlen die, Reisenden sehr anzu Rathenden Beobachtungen über die Form neugeborener Köpfe. Die Abhängigkeit derselben von der jedesmaligen Form des Beckens verspricht in gegenseitiger Controlle werthvolle Aufschlüsse über den Gesamttypus und werden die auf diesem Gebiete (von Dr. Martin) begonnenen Arbeiten hoffentlich noch weiter ausgedehnt werden. Dass der Kopf beim Durchgange durch das Becken eine dolichocephalische Verlängerung annähme, hatte schon Welcker bemerkt, doch pflegt dieselbe nach einigen Tagen wieder zu verschwinden, unter Rückkehr zur normalen Form. Bleibender dagegen sind die Entstellungen, die dem noch weichen Schädel des Säugling's durch die landläufige Behandlungsart während der ersten Monate oder Jahre aufgedrückt werden, sei es mit oder ohne Absicht. Schon Vesalius führt das breite Hinterhaupt, das er an den zusammengedrückten Schädel der Germanen

beobachtet hat, auf die Rückenlage in der Wiege zurück. Bei amerikanischen Indianern wird Aehnliches durch das Festbinden der Kleider auf dem Wiegenbrette (cradle-board) hervorgerufen, wogegen die Fidji-Insulaner besonders Werth auf ein abgerundetes und hervorragendes Hinterhaupt legen und sich deshalb sogenannter Nackenkissen (neck-pillow) bedienen, wodurch auch die Papuas ihre künstlichen Frisuren zu schützen pflegen. Auch die Egyptianer in der Ptolemäer Zeit bedienten sich solch einer unter den Nacken gelegten Rolle. Joly bemerkt, dass der Gebrauch, das Kind immer auf derselben Seite hiederzu-legen oder zu säugen, den Schädel in seinem Durchmesser von Vorne nach Hinten verlängern müsse, während seitliche Pressungen die abgeplatteten Schädel hervorriefen, die von Goase beobachtet wurden, und besonders in Hamburg und in Belgien häufig seien. Bouille hat über die Schädelentstellungen gehandelt, die durch die allzu eng angelegten Kopfbinden in verschiedenen Provinzen Frankreich's (Normandie, Poitou, Languedoc u. s. w.) verursacht werden und sich in den têtes annulaires, turriciformes, pyramidales, bilobées, als das Kunstproduct der Ammen darstellten, im Uebergang zu solchen Deformationen, wie sie schon Hippocrates bei den Macrocephalen kennt, wie sie sich noch heute bei Chinook's, Omagua u. s. w. finden, oder im alten Amerika bei Yucatacesen und in Peru bei Aymaras, Huancas und Chinchas. Morton giebt ausser der horizontal ausgezogenen Cylindergestalt, die er den Aymaras zuschreibt, noch andere drei künstlich gebildete Schädelformen an, die sich bei den Altperuanern gefunden. Um mit Leichtigkeit grossen Zahlen zur Vergleichung zu gewöhnen, hat man die Erfahrungen der Hutmacher benutzt, die durch ihr Geschäft auf Beobachtung der Kopfgestaltungen hingewiesen sind. Ein Hutmacher in Edinburgh hielt den schottischen Kopf für länger, aber niedriger, als den englischen und meinte, dass der deutsche damit verglichen, fast rund erscheine. Die Herren Christy, die dem grössten Hut-Etablissement in England vorstehen, erklärten 22½ Zoll als das vorwiegende Mittel der schottischen Kopfgrösse, indem es immer vier Hüte dieses Maasse's bedürfe zu zwei der nächst grösseren oder nächst kleineren Nummern. War dagegen eine Hutversendung für den englischen Handel an assortiren, so wählte man 4 von Nummer 21½ Z., 3 von 21¾, 10 von 22 und 8 von 22¾ Z. Für dieselben Grössen bestimmte Herr Rogers in Trento respective 5, 7, 9, n. 6. Der bedeutendste Hutmacher von Boston fand grössere Hüte für Neu-England nöthig, als für die Südstaaten. Nach New-Orleans wurde Nummer 20¾—22¾ geschickt, nach New-Hampshire 21¾—23 Zoll. Spanische und Italienische Köpfe ergeben sich als sehr kleine und englische Köpfe im Allgemeinen grösser, als die auf dem Continent. Wilson bediente sich des Conformateur, eines von den Pariser Hutmachern gebrauchten Maasse's, und fand darnach die Köpfe der Franzosen in Canada im Allgemeinen breiter und kürzer, als die englischen. Aus den Tabellen (über Comparison of mean dimensions of the head) schliesst Gould: that in the white race that part of the skull to which the lower jaw is attached, is farther forward and higher than in the black or red race, thus producing a decrease of the frontal and an increase of the occipital semi-circumference as measured from these points, as well as a diminution of the transverse periphery over the top of the head. The form of the postero-superior portion of the head apparently more than compensates for the loss of cerebral space thus occasioned (Investigations in the military and anthropological Statistics of our American soldiers 1870.

Miscellen und Bücherschau.

Maudsley: Physiologie und Pathologie der Seele liegt nun (nach der zweiten Auflage) in deutscher Uebersetzung vor durch Dr. R. Boehm (Würzburg 1870). Maudsley ist sich des Weges, den die Psychologie fortan zu gehen hat, sehr klar und bestimmt bewusst. Die „leeren Ideen“ der Philosophie sind für ihn nichts, als das „Kollern der Darmgase“, in deren unfruchtbare Weiber die Bewegungen der Frucht zu hören glauben. Aber auch jedes Compromiss mit der introspektiven Psychologie weist er, wenn höflicher, doch ebenso entschieden zurück, selbst wenn sie „einige Neigung so den Tag legen sollte, ihren exclusiven Standpunkt aufzugeben um auch aus den Fortschritten der Physiologie Nutzen zu ziehen.“ Eine solche Vereinigung wäre „eine unnatürliche und unglückliche, aus welcher nur Fehl- und Missgeburten hervorgehen könnten.“ Die Physiologie muss auf eigenen Füßen stehen. Die Sprache der Psychologen ist „durch die gewaltsame Trennung von der Natur so abstract und verschlechtert worden, dass sie zu nichtssagend für reelle Dinge ist. Worte, Worte, Worte, aber was für ein peinliches Vacuum an Inhalt! Bei der Frage, ob Physiologie, ob Psychologie, kann es sich nicht um eine eklektische Aneignung der Entdeckungen der ersteren durch die letzteren handeln, es ist dies vielmehr die fundamentale Frage, welche Methode des Studiums eingeschlagen werden soll.“ Als den werthvollsten Theil der Psychologie Locke's gilt seine von Comte getadelte Rücksichtnahme auf „den Menschen im kindlichen und wilden Zustand,“ denn „die Psychologie kann in der That nicht wahrhaft inductiv sein, wenn sie nicht objectiv studirt wird.“ Da indess „die physiologische Methode sich nur mit einem Theile des Stoffes beschäftigt, auf den die objective Methode angewandt werden muss,“ so führt Maudsley auf als weitere Hilfsmittel 2) das Studium des Entwicklungsganges der Seele, wie wir ihn am Thiere, am Wilden, am Kind verfolgen können; 3) das Studium der Entartung der Seele; 4) das Studium der Biographie und besonders der Autobiographie; 5) das Studium der Fortschritte oder Rückschritte der menschlichen Seele, die uns die Geschichte lehrt. Die vierte Rubrik verdient allerdings die warme Empfehlung, die ihm weiterhin in dem vorliegenden Buche gezollt wird, die dritte Rubrik wendet sich an die Psychiater, die zweite und fünfte werden aber erst dann als von ihnen verlangte leisten können, wenn vorher eine genügende Menge ethnologischer Thatsachen für die objective Betrachtung angesammelt ist. Damit würden sich die auf S. 271 gestellten Fragen von selbst beantworten. Im zweiten Theil (Pathologie) ist eine Annahme der Moral Insanity bewahrt, obwohl das Bedenkliche derselben zugegeben wird. Von der hereditären Prädisposition zum Irrsinn heisst es: die erbliche Schwäche der Natur ist bei der Nechkommen zur angeborenen Schwäche geworden, wie bei Thieren

zuweilen eine von den Eltern angenommene Gewohnheit bei den Nachkommen zum Instinct wird.“ Trotz des Lordkanzlers (Lord Westberg) ist für Maudsley der Irrsinn eine physische „Krankheit“ und nicht ein „Gegenstand moralischer Untersuchung“ und er macht auf Thomsen's Untersuchungen (1866) aufmerksam, nach welchem auf 9 Gefangenen ein Schwachsinniger kommt. In Anlass des neuen Strafgesetzbuches ist die freie Willensbestimmung letzthin mehrfach Gegenstand der Discussion in der medicinisch-psychiatrischen Gesellschaft gewesen (unter dem Vorsitz Prof. Westphals). In der Jahresitzung derselben sprach Prof. Skrzeczka über Hydrophobie und stellte dabei beachtenswerthe Anhaltspunkte auf, durch welche sich die auf reiner Hallucination beruhenden Fälle von solchen unterscheiden, bei denen eine Verletzung durch Biss vorhergegangen. Da der Vortrag in dem Archiv für Psychiatrie erschienen wird, werden wir nicht weiter darauf eingehen, sondern nur dem dort Berührten einige Bemerkungen beifügen. Die Hydrophobie gehört unzweifelhaft in diejenige Reihe der Psychosen, wo sich auf der gegebenen Grundlage nervöser Irritation, die besondere Erscheinungsform der daraus fließenden Störungen innerhalb eines a priori durch die Phantasie vorgebildeten Cyclus der Nachahmungen abgewickelt. Es verhält sich ähnlich mit den Besessenheiten, die sich überall auf dem Globus aus einem (oft absichtlich) zerrütteten Nervensystem in gleicher Ursächlichkeit entwickeln, die freilich in jedem einzelnen Lande besondere Manifestationsweisen annehmen, je nach dem dort herrschenden System, einen Dämon, einen Gott, einen abgeschiedenen Verwandten u. s. w. als Ursache der Ergreifung bezeichnend, aber im Namen desselben, dann wieder in jedem Falle gleiche Krampfformen producirend und in gleichen Sentenzen redend. Wie König Pauduwana von Ceylon, weil sein Ahn die in einen Tiger verkörperte Jackini getödtet, in die Tiger-Krankheit fiel, aus der er erst durch Malayala-Raja zu heilen war, so wird der von einem Hunde Gebissene (vielleicht direct oder indirect seinen Ted Versursachende) von dem Rachegeist des Hundes besessen und abmt nun die Natur dieses Thieres nach wie die Lycanthropen die des Wolfe's, (die Wulfsucht, die nach Fischerd „In Lyffland am grössten“), und die ihnen entsprechenden Kranken in Abyssinien die der Hyäne. Als Präventiv-Mittel bitten die Ostjaken den erschlagenen Bären um Entschuldigung. Auch wenn die Verhältnisse des civilisirten Leben's den Menschen der vertranten Beziehungen zum Thierchen entfremdet haben, behalten die Symptomencomplexe, unter denen nach früherer Ansicht die Erscheinungen auftreten mussten, ihre Kraft, und haben so in den meisten Welttheilen die Vorstellung einer Hydrophobie fortgepflanzt, unter den davon Befallenen (in ähnlicher Weise, wie im Mittelalter bei den Hexenprocessen) sieht in stets wiederholten Analogien bewegend. „Ordnung ist Strafe des Förs“ bei den Töyeresen und die Angst macht es dann schlimmer. Auf den untersten Stufen des Naturzustandes bevorzugt die für priesterliche Zwecke verwandte Besessenheit besonders diejenige Art der Inspiration, die von den Seelen Verstorbenen ausgeht, und ganz dieselben Gaubeleien beginnen hienzu wieder in dem jüngsten Lande weltlicher Civilisation Ansehen zu gewinnen und verüben in der Mitte des XIX. Jahrhunderts an europäischen Höfen und den höchsten Kreisen der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Es ist nichts damit gethan, den Hokuspokus der Spiritisten und ihrer Geistesverwandten als Betrügereien zu brandmarken, da solche, (von Ausnahmen abgesehen) nicht durchgängig vorkommen und auch bei Selbstbetrug ein Berufswort desselben gehört, um die Anklage nicht ungerecht zu finden. Alle diese Phaenome ne bewegen sich aber auf einem psychologischen Gebiete, das bei dem jetzigen Standpunkte unserer physiologischen und psychiatrischen Kenntnisse, und der durch die ethnologischen Thatsachen der Erklärung gewährten Unterstützung, allen durchsichtig sein sollte, als dass es nöthig sein müsste, darüber ein weiteres Wort zu verlieren. Man trifft oft in fremde Länder versprengte Europäer die dort mit geheimnissvoller Scheu auf die einheimischen Zauberkünstler und Priester blicken und sie im Falle der Noth ebenso eifrig consultiren wie früher die Schweden die Finnen und diese wieder die Lappen. Es kommt auch vor, dass amalgamirte Quacksilberkugeln, die auch den gleichfalls eben-

mässig über die ganze Welt verbreiteten Ansichten der Alchemie die Goldverwandlung bewirken sollen, noch heutzutage von Europäern aus der Matrosenklasse und den dem Bildungsgrad derselben analogen Schichten der Gesellschaft gläubig aufgenommen und ihren Freunden wieder angepriesen werden. Es würde natürlich keinem Chemiker einfallen gegen solche Anachronismen auf's Neue ein Buch zu schreiben, um die Nichtigkeit dieser Metamorphosen zu beweisen, und der durchschnittlich Gebildete legt solche Geheimnisse, auch wenn sie ihm für den Augenblick etwas sonderbar erscheinen sollten, bald bei Seite, da er weiss, dass sie der Geschichte angehören aus einem bei uns wissenschaftlich längst erforschten und abgeschlossenen Gebiet. In gleicher Weise sollte aber das Verständnis solch' einfacher Seelenvorgänge, wie sie die Klopffeister, Tischrücken, Magnetiseur u. s. w. für ihren Geldbeutel ausheuten, allzu sehr zum psychologischen A B C jedes Gebildeten gehören und nicht immer wieder aufs Neue, selbst unter Fachgenossen, Aufmerksamkeit erregen oder seitens der wissenschaftlichen Corporationen besonderer Untersuchungscommissionen werth erscheinen. Ein elementares Studium der Ethnologie würde solche Unständlichkeiten überflüssig machen. Wie sehr die erfindungsarme Phantasie sich dabei stets in stereotypen Kreisungen dreht, zeigt die Goisterschrift des Grafen Gyldenstuhle, die genau das unter Chilperich bei den Franken an den Gräbern der Heiligen übliche Verfahren wiederholt, wie es auch von Patrocius († 576 p. d.) am Altar des heiligen Martinus geübt wurde, zu einer Zeit, als Leudegisillus, vir illustris, sich wie (heute noch die Marabuten Senegambien's) von Erkältungen heilte, lavans illas iteras, quae in subscriptione manus Sancti depinxerat, und als das Ohr des heiligen Columban im Kloster Luxeuil für die Schlacht bei Zulpich ebenso geschärft war, wie das Auge Swedenborg's für die Feuersbrunst.

Dr. Jagor's Werk über die Philippinen wird nächstens erscheinen und verspricht werthvolle Beiträge zur Kenntniss dieser Inselgruppe zu liefern.

Herr Dr. B. A. Meier, der Uebersetzer von Wallace's Reisen im indischen Archipelago, bereitet sich für eine mehrjährige Reise in dieselben Gegenden vor, besonders für zoologische Zwecke.

Die *Revista trimestral do Instituto historico, Geographico e Ethnographico do Brasil*, XXX, 1887 enthält (für erster Theil) unter anderem: *Humorismo e considerações sobre a população do Brasil*, por Henrique Jorge Rebello; im zweiten: *Brasil e Oceania*, por A. Gonçalves Dias (costumes e artes dos Tapuyos, caracteres physicos dos Tupys u. s. w.).

In einer am 23. Februar 1869 abgehaltenen Sitzung des Beirathes der Ethnologischen Gesellschaft in London wurde eine Classification Committee niedergesetzt, um über die allgemeinen Grundsätze ethnologischer Forschung, über Terminologie und Eintheilung eine Vereinbarung zu treffen (s. III. Heft). Die Ethnologische Gesellschaft in London entwickelt eine nachahmungswürdige Thätigkeit und wie trefflich ihr Präsident, Prof. Huxley, die in London gebotenen Hilfsmittel zu verwerthen versteht, zeigt das zweite Heft des ersten Bandes, das mit Vorträgen über Indien seitens zuverlässiger Autoritäten, die aus eigener Erfahrung reden, gefüllt ist. Das Inhaltsverzeichnis giebt Opening address of the President. On the Characteristics of the Population of Central and Southern India (Sir W. Elliot), On the races of India as traced in existing tribes and castes (G. Campbell, Esq.), On the Lepchas (Dr. A. Campbell), On the Prehistoric Archaeology of India (Col. Meadows Taylor), On Some Mountain Tribes of the N. W. Frontier of India (Major Fosberry), On Permanence of Type in the Human Race (Sir W. Dennyson), Notes and Reviews etc.

Montelius: Remains from the Iron Age of Scandinavia. Parts I. & II. Illustrations by C. F. Lindberg. Stockholm 1869. (Die 2^{te}-Abthlg. in Schwedisch.)

Montelius giebt einen Ueberblick der Wechsel, welche die chronologische Bestimmung des Eisenalters durchlaufen, das von Thomsen anfänglich mit einem zu Cäsar's Zeit einwandernden Volke in Beziehung gesetzt, durch Wormaae für Dänemark (1843) auf das VIII.—IX. Jahrhdt. p. d. vorgerückt, dann auf 700 p. d. zurück (1846), bis die von römischer Gegenständen begleiteten Eisenfunde in den dänischen Meeren bei Viemose (1848—1853) bei Thorsberg*) (1856), bei Nydam (—1863) eine ziemlich radicale Umgestaltung der Theorie nöthig machten. Dass auch neben Eisen, die Bronze besonders für Schmuckgegenstände beibehalten bleiben mochte, ist erklärlich genug. Das Weitere wird sich nun finden und hoffentlich zu einem engeren Anschluss an geographische Unterlagen führen. Für die absichtliche Zerstörung der Gegenstände wird das Beispiel der eimhrischen Götterweibe (s. Orosius) herangezogen und könnten sich zugleich die Steinhügel der die Gebeine der Leichname zerschlagenden Balearen (s. Diodor.) bieten, der in den Factoreien der Phönizier verwandten Soldtruppen, die gleich den unter Belinus dienenden Soldtruppen des Caracacans den in Metall gezahlten Sold verachteten. Hannibal's Truppen trugen in der Schlacht bei Cannae Bronzeschwerter und die in Italien einfallenden Gallier eiserne, die sie nach jedem Hiebe gerade zu liegen hatten. Als Balistar's (Philistaei) oder Steinschleuderer dienten die Kumaren (Kunsag's) noch im XV. Jahrhundert.

In Madsen's L'Age de Pierre, das die Grahamntene des Steinalters in Lang-dysser (langliche Tumulus oder dolmen-tumulus) Rund-dysser (kreisförmige Tumulus oder dolmen-tumulus) und Riesenkammern (Jaettestuer) theilt, wird das Eisenalter in das III. Jahrhundert p. d. gesetzt.

Die Abbildungen (Pl. 27, 10 und Pl. 28, 24) kommen colombischen und nordamerikanischen Stücken am nächsten. Andere Kieselbeile auf Pl. 28 gleichen den javanischen (abgesehen von den verschiedenen Gesteinsarten). Der Kieselnucleus findet seine Analogie in denen aus Obsidian, die Seesternartigen Verzierungen der Deckel Pl. 45 (No. 24) Pl. 18 (No. 4 und 5) gleichen den mexikanischen Wirteln (auch versteinerten Seesternen aus Budow) L'ornement porté sous le No. 32 (pl. X. II.) est évidemment façonné d'après la forme d'un hache mastéar en grès, wie die Bronze-Aextchen in Mexiko (in der Berliner Sammlung) und aus Peru (s. Tschudi). Pl. XII. enthält No. 1 à 5: pointes de flèches en os munies de chaque côté d'une rainure, qui été remplie d'une espèce de poix dans lequel ont été placés des éclats de silex très minces, wie bei den Obsidianschwertern. In der nordischen Sammlung Berlin's finden sich Scheiden aus dem Röhrenknochen eines Elenthieres, die mit einer Reihe scharf geschliffener Feuersteinsplitter ausgelegt sind (aus einem Funde in einem altpreussischen Torfmoor). Troyon citirt (unter den in Moosseedorf gefundenen Gegenständen) ein instrument en bois, de la forme d'un couteau à lame massive, dont le tranchant est remplacé par une rainure qui ne contient plus qu'un mastie noirâtre dans lequel étaient fixés des éclats de silex. Dass die Gefässe meist zum Aufhängen sind (wie bei einfachem Mobilien natürlich) findet sich auch bei den mexikanischen.

*) Denne smagfulde Anvendelse af ædle Metalle den rene og ædle Udsmykningsmaade: Forbindelse med Former, der i mange Tilfælde tiengsynlig tilhøre et høit civiliseret Folk gjore den ældre Jernalder navnlig da saaledes som den fremtraeder i Thorsbjerg Mosfund, til den skjønneste og rigeste Periode af vor Oldtid (Engelhardt).

Die Eintheilung in die drei Alter des Stein's, der Bronze und des Eisens bietet eine Terminologie, die ihrer Zeit gute Dienste gethan hat, und die auch noch immer in gewisser Ausdehnung für die Anordnung der Sammlungen bewahrt werden mag, die aber, sobald die anthropologisch-ethnologischen Thatsachen auf das lebendige Völkerleben angewandt werden sollen, ebenso wenig als starres Dogma festgehalten werden darf, wie die arischen Veränderungen der Sprachforscher, die ihre Wichtigkeit für philologische Theorien zugegeben, darnach nicht der Ethnologie ihre realen Anschauungen verwirren dürfen. Obwohl wir uns ein schematisches Bild von dem Entwicklungsvorgange entwerfen mögen, innerhalb welches der Gebrauch roher und einfacher Werkzeuge vor dem Gebrauch vollendeter zurücktritt, so würden wir doch (ganz abgesehen von dem Untereinanderschieben der Perioden, wenn sich die chronologischen Trennungen in den Trennungen der Gesellschaftsklassen wiederholen) an einen undenkbaren Anfang anknüpfen, wenn die theoretisch zulässigen Abstufungen (wie sie auch die Descendenztheorie, einer schematischen Zoologie zum Nutzen, zum Schaden dagegen der auf geschichtliche Realitäten basirende Anthropologie, anstellen will) überall in der Wirklichkeit wiedergefunden werden sollen. Renan's bei anderer Gelegenheit gesprochenen Worte sind durchaus treffend: *Loin de débiter par le simple ou l'analytique l'esprit humain débute en réalité par le complexe et obscur, son premier acte renferme au germe tous les éléments, de la conscience la plus développée, tout y est entassé sans distinction. L'analyse trace ensuite des degrés dans cette évolution spontanée, mais ce serait une grave erreur de croire que le dernier degré auquel nous arrivons par l'analyse est le premier dans l'ordre genealogique de faits.* Will man das mehr oder weniger zufällig gegebene Material als einzigen Leitfaden der Eintheilung festhalten, so würde die Ethnologie auch ein Holzalter (besonders deutlich in Brasilien und den Orinocoländern) abzustufen haben oder eines der Knochen* in den Polarländern (von Muschel-Werkzeugen). Der Fortschritt zu dem Metallen verliert sogleich seine Regelmässigkeit, da häufig genug der directe Uebergang zum Eisen stattfindet, (wie z. B. in Südafrika) ohne das Mittelglied der Bronze, oder andererseits diese, (bei der überall wiederkehrenden Beziehung des Erzgetön zur Dämonenflucht) für Cultuszwecke vorwiegend bewahrt wurde. Auch in dem Semljanie Kurgaus, deren Holzpfähle mit Eisennägeln befestigt sind, finden sich Figuren aus Gluckensmetall. In dem Grabe bei Kampen auf Sylt wurden (nach Freytag) neben Steinhammer und Flintenmessern Köpfe von Bronze gefunden und Holz mit Bronzebeschlag. Dass die Steinzeit-Riesen, einen Kopf von Stein, ein Herz von Stein hatten (wie Hruginir, ist erklärlich genug, doch gab es auch eisenschädelige Riesen (Jarnhaus) und die durch die Aesen in der Geburt Magni's (Sohn des später in die Verwandtschaft Odin's gezogenen Sohn's der Fiorgyn oder Erde) eingeleitete Vermischung, zeigt sich in der Riesin Jarnsaxa (die eisensteinige). Jormunrekur's Mörder mussten gesteint werden, da an ihrem Panzer kein Eisen haftete; das Schwert des (den Zauberer von Allatkiwi bekämpfenden) Kallew-poeg war von seinem Oheim in Finnland in 7 Jahren aus siebenlei Eisen mit 7 Zaubersprüchen geschmiedet (mit den Eisenmännern oder Bah-nukhed, kämpfend). Im Hildebrandelied kämpfen Theoderich's Helden mit Steinaxten.** Die Jotenfrau Skade Saeming's Mutter) hiess Jarneidja (Bewohnerin des Eisenwaldes). Auf Odin's Mannen, die

*) In den Steingravern zu Cocherel (in der Normandie) sind Steinbeile und Knochenpfähle gefunden worden (1885). Die Kieselaxte der mit Steinen begrabenen Leichen waren (zu Vanray) in Griffen- aus Hirschhörnern befestigt (1842). In der von Jessen geöffneten Jaettestær in Seeland wurden ausser Knochenadeln und Bronzespitzen viele Steinwerkzeuge neben dem Skeletten gefunden. Schädelsteine aus Knochen im angelsächsischen Grabe bei Harnham gefunden. In der im Amt Ekstorf gefundenen Urne lag ein Echenit. Der Ophit (Echenit oder Krötenstein) heilte den Schlangenbiss.

** Karl Martel war (nach Schreiber) von dem als Commandostab geführten Spitzhammer genannt. Die aufständischen Bauern bei Freiburg wurden (1623) mit Smitzhämmern erschlagen. Even at York Fyne Morison saw young maiden stark naked grinding corn with certain stones to make cakes thereof (1600). The 'meere' Irish warmed the milk for drinking with a stone first cast into fire. *Quam armorum vulgo crevit, oder Fausthammer.*

das Menschenvolk erschlugen, wirkte weder Feuer noch Eisen, „das wird genannt Berserks Gæag“. Von dem durch den entgegenliegenden Hammer zerplatzenden Stein (oder Steinleue) kommen (nach Snæro) alle „Heinberg“ (Schleifsteine) her, und der in Thor's Haupt stecken bleibende Steinkell (der Flint des aus seinen Attributen als Auferstehungsgott erklärten Flinz) mochte, wie bei Dieterich (Hungrororhanen in idiomate halhatalan) immortalitatis nomen gewähren (s. W. Grimia) und wurde deshalb in das Grab gelegt, einbildlich als Segstein (Siegerstein) für die Walkalla (der aula occisorum) wie der Salagrava Vishnu's. War etwa der (auch bei den Eskimo's schwierige) Weg in das Jenseits von Riesen zu ertämpfen, so konnten keine Eisenschwerte dienen, die auf die Riesen nicht einschneiden, son-ternur ein kald sword stonisc (ein steinernes), dass indess (s. W. Grimam) mit Gold verziert und metallenes sein mochte.

Die Heracleoniten gaben (nach Epiphanius) Pässe in das Pleroma mit, um bei den Herrschaften und Gewalten vorbeizugelangen, die wilden Teutonen mussten sich aber wahrscheinlich mit roher Kraft durchschlagen. Auch die griechische Mythe (bei Mela) kennt Steinwaffen in Herakles Streit mit Albion und Bergion (Vergiou aus Bergus bei Plinius) oder mit Alfeu und Dvergjar, indem die von Bergelnir stammenden Jotunn bald als Riesen, bald als Zwerge erscheinen, (wie die Tröll). Das Steinfeld bei Liban ist von dem krischen Hercules (Kinte) gestreut (Kruso). Das isländische Firaann (in Fir-Boig, als Fian) führt durch sanscrit varaha auf die Bedeutung des Deckens (und verborgener Höhlen) im Berg (sonst mit irischen Brig auf sanscrit bhrgn bezogen). Der Bergkubold esthaischer Sage heisst Kiwelaaks (Steinherr oder Steinkönig). Nach Wiarda's Ansicht bezeichneten die Donnerkeile, deren heilende Kraft (als peyrré-veyrél*) sich dann einfach erklären würde, die Amtswärde der Priester und wurde Kraft ihrer Autorität den Todten mitgegeben. In Lithauen war dagegen der von den Zeichen des Thierkreises zur Befreiung der Sonne gebrauchte Hammer schon von Elhan, wie Hieronymus fand (s. Aeneas Sylvius).

Bedenken erregt es, das die Anhänger der strengen Periodentheilung sich gezwungen sahen, alle mit bestimmten Grabhängeln verknüpften Traditionen von dem Eisen enthaltenden Odln's bei Aasgard in Smaland bis zu dem Eisen entbehrenden Harald Hildetands** für falsch übertragen zu erklären, weil sie mit ihrer Theorie nicht passen wollen. Sobald diese

rationem ad Seculum XV. continasse domestico eoque insigni in vita Eriol Saxo Lanenburgi Principis et Monasteriensium Episcopi exemplo confirmaver, quando in praeflo miles Monasteriensis Fratri ejus Joanni Hildesensium Antistiti adversus Henricum Brunsvici Ducem appetitas ferens se defendisse, malleisque manualibus cataphractas hostium corporibus ita incutitas referat, ut qui restarant ex acie vivi eadem vix, ant difficillimo proras negotio exuerint, quemadmodum noster de vitis atque gestis Episcoporum Mimigardensium tractatus enarrabit, bemerkt bei Gelegenheit des par lapidum ad tumulum ethnici prope Bredbergam (non procul Steinfelda praefecturae Vechtensis vico) repertum (1706) Nunningsh (1714).

*) The stone hatchet (found at Mjonkyut) was called Moh-Gyoh-Kyook or lightning stone (s. Duff) an infallible specific for ophthalmia (found where a Thunderbolt had fallen providedit was dug for years affior). Die als Familien-Erbsäck heimlich aufbewahrte Steinleue dienen (in Böhmen) zur Wunderheilung von gichtischen Schmerzen, Ueberbeinen, Krankheiten der Knieheiter u. s. w. (durch Bestreichen). Les coqueaux de Glade sont bons contre l'épilepsie et la néphrétique (Montfaucon), als Pedras de lamp (in den Pyrenäen) oder Corisco (in Brasilien). In das Riesenbett des Schnellmarkt (mit einem alten Messer und Topf voll Asche) hatte der Teufel neun zierliche Donnerkeile gelegt (Hannemann). Als Baptista Petermann auf dem Berge Reuscheza einen Begräbnissplatz öffnete, entstand Ungewitter (Valoasor) 1698. Malleos quos joviales vocabant (prisca virorum religione cultos) malleos quibus coeli fragores cieri credebant (Saxo). In dem 1696 geöffneten Hügel (bei Flyleby) wurde (neben zerbrochenen Urnen) gefunden vari lapides à tonitru nomen sortiti; Tordensteene reperiebantur, vulgo cerannil lapides appellati (et cultri reperti sunt illic ex silice). Die Donnerkeile im Amt Ankm vererbes als schützende Symbole vom Vater auf den Sohn. Die von den Wölken gefallenen Donnerkeile kamen (im Amt Lingsa) nach neun Jahren wieder aus der Erde hervor, und dienen dann als Schutzmittel gegen Gewitterschaden.

**) Als 1841 das Grab Hildetands untersucht wurde, war es nicht nur heimlich, sondern, wie der gesprengte Deckstein zeigte, offenbar geöffnet, konnte also nicht gut anders,

vor Veto abgelehnt hat, ist es mit einer objektiven Thatsachennennung und Beobachtung schon vorbei, ehe man damit beginnen konnte, und der durch die Induction angezeigte Weg abgeschnitten. Ehe wir uns nicht (im Anschluss an die merovingischen Kirchhöfe aus der Zeit der Völkerwanderung) ein deutliches Bild über die mittelfrühlichen Zustände, wie sie von XI., XII. Jahrhundert in Europa bestanden (nicht nur den Vornehmen und höhern Klassen, sondern unter-ien von gleichzeitigen sowohl wie spätern Schriftstellern in Wort und Bild unberücksichtigt gelassenen Volk), geschoben haben, dürfte jedes Urtheil über chronologische Graduierung primitiver Zustände in unsere jetzigen Culturländer zu suspendiren sein. Ohne Wege und Communicationsmittel auf kleiner Döfern isolirt, bot das Leben der Hörigen gewiss viele Analogie mit dem auch in andern Punkten die Feudalzustände wiederholenden der Japaner, unter deren niederen Klassen noch heute Steinwerkzeuge im täglichen Gebrauch sind, obwohl das Alter ihrer Cultur die *nasirgo* fast um ein Jahrtausend übertrifft. Wie die Engländer in der Schlacht bei Hasting bedienten sich die Schotten in Wallace's Heer der Steinwaffen (s. Carrick). Zeit und Mühe sind nutzlos vertrödtelt, wenn man sich eine vorgeschichtliche Anthropologie Europa's aus chimärischen Hypothesen zusammensukleben sucht, statt sich vorher an eine ernstliche Bearbeitung der Ethnologie zu machen, in der alle in jener nur vermuthungsweise aufgestellten Studien ihre klaren und deutlichen Parallelen besitzen, die dort auf einen fest unerschrockenen Boden geographisch localer Begrenzung stehen und sich in einen leicht berechenbaren Cyklus historischer Begegnung einrahmen. (Im Anschluss an transjordanische Dolmen des „Urvolkes“ meint man sogar die Trogloditenwohnungen*) bei Balbek verwerthen zu können, wenn ein

als etwa die „herangeschütteten Keile von Feuersteinen“ enthalten. Es wird nun geschlossen: Das Grab ist aus dem Steinhaier, also nicht das Hildetand's, in einer Beweisführung, die auf dem Kopf zu stehen scheint. Die Volksage mag allerdings dieses Grab ebenso willkürlich benannt haben, wie das König Suurbold's, worin Wächter Rabertus (im Hünenhaus bei Bürgerwald) vermuthete, aber an sich wäre es doch natürlicher gewesen, aus dem Bekannten in das Unbekannte (nicht umgekehrt) zu schliessen und zu sagen: Wenn dies das Grab Hildetand's wäre, so baute man vielleicht zur Zeit der Brawallenschlacht Steingräber (das Steinalter ist es eben quod est demonstrandum.) Auch die Gräber Frode's, Hunbe's und Hjärne's u. A. m. werden von vornherein verworfen, weil der Theorie entgegen, während sie gerade erst die Beweisstücke für dieselben bilden sollten. Eine gleiche Logik wird nun überall in diesen Fragen verwandt. Im Tumulusdolmen du puy de la Palen wurden gefunden des fragments des vases, dont quelquesuns ne remontent certainement pas à l'époque de la construction du dolmen (ebenso in der Cella du dolmen bei Ayretié). Un très-petit fragment de poterie rouge gallo-romaine (s. Lalande) semblerait indiquer que le dolmen d'Estivaux a été fouillé à une époque déjà fort ancienne. In oieuer Täuschung hielt man sich gegenseitig für getäuscht oder täuschend. Si quelque fois on a trouvé des cendres ou des ossements sous les dolmens, ils y furent déposés par des hommes trompés (Cambry). Lisch bemerkt, dass die Erscheinung des Eisens in den Hünengravern sehr auffällig und nicht zu erklären gewesen wäre, bis Danneil die gleichzeitig gefundenen Urnen als wendische bewiesen habe. Danneil beruft sich aber in seinem Berichte, auf Lisch's Bemerkung, dass die Slawen ihre Todten in den Gravern der Vorzeit (sepulchris antiquorum) beigesetzt haben. Die Urnen (mit eiserner Nadel) waren schon „ganz in der Erde zerdrückt“, und mehr, wie aus der Form, wurde aus der Prüfung der Scherben und den Verzierungen geschlossen, dass sie slawische seien. Dagegen giebt Lisch, der eine Eintheilung der Urnen nach der Form (ob der Bauchrand hoch, tief oder in der Mitte liegt) versucht hat, seine Ansicht folgendermassen: Trotz sonstiger Verschiedenheit ist die Art der Verfertigung in allen drei Klassen von Gravern (der steinernen Hünengräber, der germanischen Kegelgräber und der wendischen Begräbnisplätze) dieselbe und ebenso die Masse durchaus gleich (1815). Was kann also die Prüfung der Scherben ergeben, ohne die Form? Und das wesentlich Charakteristische hat sich ebenso wenig bewahrt.

*) Nach Scoresby werden die grönländischen Wohnungen zuweilen als Gräber verwandt. Die Syrjaken nennen die als Erdhöhlen zu gebrauchenden Gräber (der Tehuden) gort (Grube oder Wohnung). Die Gallerie-Constructionen theilen sich in Galleriewohnungen (wie bei Höligen und Gamslöf ohne Knochen) und Galleriegräber (Nilson) Gallerie-Constructionen in Schonen werden als Jättestingor (Jättetgrävar) der Trollstingor (Pysäflugebackar) bezeichnet. Nach Hildebrand war das Hünengrab bei Luttra kein Begräbnis, sondern ein Knochenhaus (1863). Die Weems (Höhle im Galischen) oder Eirda-Houas (Erdhaus auf den Hebriden) waren unterirdische Gangbauten für Wohnungen (s. Wilson).

Resten in eine jetzt (und seit mehreren Jahrhunderten bereits) wüste Gegend kommt, die aber ein Jahrtausend und länger in historischer Zeit der Mittelpunkte einer dichtgedrängten Bevölkerung war, von deren Monumenten gleichfalls grusartige Reste zurückgeblieben. Die bequemen Felswohnungen werden damals ebenso wenig unbenutzt geblieben sein, wie noch heutzutage in Spanien und vielen andern Ländern. Welches Bild würde von dem häuslichen Leben des Mittelalters entstehen, wenn man es aus den spärlichen Sachen, die sich (wenn überhaupt) in den Ruinen unserer Ritterburgen finden, aufbauen wollte, und doch genugten wenige Jahrhunderte, dieselben so rattenkahl binzustellen. Ergreifend für uns Stabenbocker ist auch die Mittheilung zweier Pariser Gelehrten, die sich bei den Festlichkeiten in Egypten einige Stunden abgemüssigt, und nun auf ihren Spaziergängen so gleich dem ante-titanische Steinalter des alten Pyramidenreiches begegnen.

Wechsel der Bestattungsarten sind bei jedem Volke bezeugt, und die in Plinius bei Unterscheidung des Sepulire von Humare aufgeführten Gründe, hätten auch bei Polynesiern massigend sein können, um das Leichenrauen zu hindern. Dass sicherste Mittel blieb die, auch am Orinocco bekante Sitte der Kalantier (bei Herodot) zu befolgen, für welche die Wilzi sive Lutizi (bei Helmold) eine ganz gleichlautende Entschuldigung gefunden hatten (s. Notker). Die ne scament sibi neque se chédenne, daz sié iro parentes mit ineren réhte éren sulin, dänne di vurne.

Die Verschiedenheiten der Bestattungsweise, die Verschiedenheit der Gräber selbst, ihre Lage (wie Akerman daraus die celtischen und sächsischen tumuli of the South-downs) erkennt, wahrscheinlich auch die Verschiedenheit*) der in ihnen gefundenen Schädel wird allerdings Eintheilungen ermöglichen, die im Grossen und Ganzen mit den aus den bisherigen Ansichten über die drei Perioden gewonnenen Resultaten übereinkommen mögen. Insofern bedarf es zu sicherer Feststellung derselben der gleichzeitigen Berücksichtigung aller dabei obwaltenden Verhältnisse, statt eines für sich allein heransgerissenen Moments, dessen isolirte Hervorhebung freilich bequemer, und deshalb verführerisch, ist. Die imponirenden Gräber mit Hällkistor, von Steinhäufen (in den Steinhür) oder (wenigstens zum Theil) von Tumulus bedeckt als Longdysser und auch als Ruud-dysser werden immer (als Jactestner oder Troldestuer) für eine besondere Kulturperiode (oder für eine Kasten-sonderung innerhalb einer bestimmten Kulturperiode als Aethhöie) charakteristisch bleiben ähnlich den verschiedenen Formen, die de Ring in seinen Gräbern des Odenwalde's unter-

Die Mardelles (in denen im Flin bei Scaufs Hochbrätien's 1. alas oder Feen wohnen) sind (nach Schreiber) die Unterbauten von Wohnungen oder elgigen Winterwohnungen. Souvent les maisons des Celtes (en France et en Angleterre) avoient été établies à un niveau plus bas, que le sol environant (s. Caumont).

*) Beim Tumulus von Versand-Dessous (bei Lausann), fanden sich Skelette von Menschenopfern (nach Troyon). Die Scythens opferten gleich mit dem König seine Concubine, die bei den Irissen (nach Ibn Fozlan) durch den Todesengel getödet wurden, seinen Mundschenk, Kuch, Pagen und Knappen, am Ende des Jahres aber (s. Herodot) noch 50 Wächter. Die Randschädel (of a secondary euternent) in d'n Longbarrow von Gloucestershire gelten als Kriegsgefangene eines entfernten Stammes (s. Thurnem). Aehnlich vielleicht die Brachycephalen der Steinzeit. Die Druiden opferten (nach-Diod) Menschen, um aus deren Fallen zu weissagen. Die Heruler tödteten die Kranken (s. Procop), die Curen, Esthen und Lithauer tödteten im Kriege die Verwundeten (bei Heinz, Lert). Die Hynderborier tödteten die Kranken (Solin), die Frau des Gestorbenen wurde (bei den Wenden) durch den Strick getödet (Arnkjel). Die warägische Frau opferte sich bei der Verbrennung ihres Mannes (Ibn Fozlan), die Nordspanier tödteten die Todtkranken (s. Strabo). In dem Steinkegel bei Schwan (in Mecklenburg) ruhte das Gerippe des Herren auf dem Steinbett, das acht kauende Knechte (einer anderen Rasse) auf den Hauptern trugen (neben Steinsplitter und Urnen mit verbrannten Gebeinen). Eine Lieblingsklavin wurde gleichfalls unter der Steindam gelegt (s. Weinholt). Bei den Vinödera verbrannte sich (nach Bonifaz) die crin mit ihrem Gemahl, und so starb sie bei den Geten (Steph. Byz.). In den nordischen Sagen wurde zuweilen der Diener mit dem Herrn verbrannt (s. Arnkjel). In den Föutenneken (Heidenkirchhof oder Wendendorf) der Knochenberge (Töppelberg oder Schottelfelde) sind die Leichenreste mitunter nicht in Gefasse beigesezt.

schied), können aber heutzutage kaum anderes bergen, als werthloses Gestein, da sie gerade ihrer Sichtslichkeit wegen sehr bald nach Einführung des Christenthum's geöffnet worden sein werden, wie es die darauf bezüglichen Gesetzerordnungen schliessen lassen. Auch Gregorius Theologus beklagt die Plünderungswuth, mit der man seit Aechtung des alten Glaubens über die Gräber hergefallen. Kaiser Friedrich III. oder (nach Bruschius) Maximilian fand bereits die Hüfengräber bei Worms ausgeleert. Die weite Zerstreung zu dem Gangbaue des Denghoogs auf Sylt (in dem nur Steinsachen gefunden wurden) wird einer Wühlmaus zugeschrieben, die ihren Schädel zum Zengen zurückgelassen hat und auch die Urnenschelben umherzerren mochte, wie das Skelett im Steingrab am Zschornhügel (wo Feuersteinspitze und Bronz-Nadel gefunden wurde) von Lemmingen fast ganz aufgefressen war (s. F. Mosker). In Blaking wurde ein unvollendeter Steinbaumen gefunden, in dessen Loch ein Zapfen des zur Bohrung dienenden Metallcylinders steckte. In his collibus maxime considerandum venit, vix datis ullos integros ac intactos, qui non per *verborum* et huiusmodi latrones ut eos vocat Ammianus Marcellius, tam ab Ethnicis quam Christianis expilati sunt et suffossi, urnas et corpora relinquentes, thesauros et arma auferentes, schreibt (1603) Sperling, und schon damals wurde die Ansicht ausgesprochen, dass manche der so diminitiv und zwecklos erscheinenden Bronzewaffen, über die man sich vielfach den Kopf zerbrach, vielleicht nichts anderes seien, als dem Todten mitgegebene Nachahmungen. Die practischen Chinesen gebrauchen dazu das billigste Material, das Papier, und durch das Verbrennen desselben wird es auch dem Aerzten möglich seinen abgeschiedenen Freunden im Jenseits unermessliche Reichthümer zu remittiren. Auch die Gallier verbrannten Briefe, vielleicht Wechsel auf die druidische Bank im Himmel (s. Diod.). Ein kleiner Bronzesäbel (aus den livischen Gräbern) wurde als Amulett getragen (s. Bähr), doch fehlen die kleinen Nachbildungen von Schwertern und Dolchen, wie jene aus dem Bronzealter in Scandinavien, die dort wahrscheinlich statt der wirklichen*) ins Grab gelegt wurden. Eigentliche Streitaxte (wie in Ungarn, Norddeutschland u. s. w.) fanden sich im Hallstätter Leichenfeld nicht, sondern nur Symbole in

*) Gegen die von Schröter festgehaltene Ansicht Langemann's (1719), dass die Steinsachen der Gräber nur *simulacra armorum* (quaedam simulacra de vista defuncti testantia) (siehe, als Weihegaben, ist mit Recht eingewandt, dass die grössere Zahl derselben, ausserhalb der Begräbnisstätten, in Feldern, Sumpfen und Wiesen gefunden sei. Obwohl dies jedoch nur, die auch sonst feststehende Thatsache bestätigt, dass steinerne Waffen im täglichen Gebrauch gewesen, so könnte es deshalb nichts desto weniger möglich sein, dass zu einer Zeit, wo die Steingeräthe bereits in ähnlich mystischer Weise, wie die jetzt gefundenen, betrachtet wurden, religiöser Symbolismus sie für seine Zwecke verwandte. Die Steinsachen der Bretagne dienen pour satisfaire à une système religieux (s. Marten), wie römisches Erz (nach Rossi). Der Fausthammer wurde unter die Urne gelegt, als liebstes und bestes *κρηνηλον*. Das Auffällige in der Theorie des Steinalter's liegt darin, dass man gerade in prachtvollst aufgeführten Gräbern die einfachsten Werkzeuge findet, und nur das Material dieser als einer bestimmten Zeitepoche angehörig rechnet, die sich bis zu einer verhältnissmässig hohen Culturstufe entwickelt habe. Indess dürfte sich dieser Rebus wahrscheinlich einfacher auflösen. Die imponirenden Hüfengräber mit ihren kolossalen Steinkammern die nur in beschränkten Zahlen existiren konnten, zogen natürlicher Weise zuerst die Aufmerksamkeit der Bauirapi auf sich und wurden durch dieselben allen edlen Inhalts entleert, obwohl man aus einem Rest abergläubischer Scheu die Todtenreste nicht weiter als nothwendig gestört und nutzlose Steinsachen zurückgelassen haben wird. Lange Zeit galten nun diese Gräber für leer (ob von jeher oder ob ausgeleert) und man kümmerte sich um sie nicht weiter, bis man mit dem erwachenden Forschungsdrange unserer Zeit, auch anderen, als goldenen Schätzen nachspürte, und um 1698 in Jütland am Lymischen Sande den ersten Steinhammer entdeckte (s. Arnkjell). Die Untersuchung bemächtigte sich nun dieses Gegenstandes, und stellte, anfangs ganz folgerichtig, ihre dem soweit constatirten Thatbestande entsprechenden Theorien auf. Als man jedoch der Sache eifriger nachspürte, kamen schliesslich auch die unscheinbaren Hügel daran, in denen man jetzt die Bronzesachen entdeckte, die Worsaae zur Aufstellung seines älteren Bronzealter's veranlasste, als seit den Ausgrabungen aus den Steinkisten (mit Skeleten) bei Anzée, solche Funde in Dänemark, Schweden und Schonen häufiger wurden. Diese Bronzesachen werden nicht etwa unachträglich aus der schwangeren Erde, wie die Urnen zur

Miniat, die als Abzeichen gedient haben werden (s. v. Sacken). Diminutive Bronzesabel fanden sich in einer Urne bei Massel (s. Hermann). Wenn die orientalischen Verzierungen (nach Nilsson) nur an den Bronzeschwertern mit kurzen Hefen vorkommen, so würde dies auf symbolische Zwecke deuten. Zugleich muss jedoch beachtet werden, dass die klein-griffigen Waffen (wie auch im Orient) zum Stoss dienten und also anders in der Hand* lagen, als Schlagsäbel, für welche spröde Bronze sich nicht eignete.

Die Römer zerschlugen, wie Emele bemerkt, kostbare Gefässe absichtlich, um nicht die Habsucht zu reizen, und auch der Neger oder Indischer zerbricht**) die Stöbensachen seiner Anverwandten, ehe er sie auf das Grab hinwirft. Nach Schäffer wurden die dem Todten mitgegebenen Schwerter absichtlich zerbrochen. Nur in Einzelfällen waren solche

„Johanneszeit“ nachgewachsen sein, sie waren (wie auch der erst so spät entdeckte Steinhammer Arnieki's) schon anfangs vorhanden, aber eine Zeit lang unsern Alterthumskundigen aus denselben natürlichen Gründen aus dem Gesicht gelieben, wie früher den Schatzgräbern. So erklärt sich auch der auffällige Puzel, dass Wilhelm bei Sinsheim die flachen Hügel immer weit ergebiger an Funden antraf, als die hohen, und Schreiber registriert dieselbe auch ihm bemerkenswerthe Thatsache. Auch in Livland geben die flachen Hügelgräber stets eine reichere Ausbeute als die hohen (nach Bähr). „Gerade die wichtigsten und grössten Opfer- oder Begräbnissplätze verräthen sich am ehesten den Schatzgräbern“ (Kalina von Jäthenstein). Als man den 1693 zur Hälfte ausgegrabenen Tumulus (zwischen Barnstädt und Kitzhorn) im Jahre 1704 neu eröffnete fand man dort Opferrmesser, geschärfte Flintensteine, Pfeilspitzen u. s. w. (s. Rhode), konnte sich damals aber nicht erinnern, dass die frühere Ausbeute goldene Armspangen und Haarzangen ergeben hatte. In einem Tumulus (im Nedre Thelemarkens Fogderi) wurde Goldschmuck und Glasperlen gefunden, dann (bei späteren Nachgraben) Asche und Kohle, sowie Bronzeschnürke und Stahlwürfel (nach Rygh). Noke Grave inden i disse Jordbøite, hvor ogsaa ikke saa Steensager endnu findes blandede med Metalsagerne, bibeheldt den gamle Form af Steenkamre, selv med den elendommeelige Fyld af brændte Flintestene paa Bunden, andre og endnu flere ikk den ligesledes forhen benyttede Steenkisteufern medens igjen andre, tidtells i de forskjellige Egne, antoge noget forskjellige bildtil nkjendte Former. Netop i denne Henseende ere Forholdene i Sønderjylland eller Slesvig af en saerogen Interesse, saft Wormso von älteren Broncealter (1865).

*) Die Asiaten gebrauchten die geraden Waffen (mit kurzen Griffen) nur zum Stoss, die Scythi hatten längere Griffe (s. Klemm) und die spröde Bronze wäre zum Schlag ungeeigneter gewesen, als die (zur Erfindung des Stahl's) biegsamen Eisenschwerte der Gallier (bei Polybios). Die kleinen Bronzeringe, die schmiegsame Hände voraussetzen, mochten, wie die Schwackrings vieler amerikanischer und afrikanischer Stämme, in der Kindheit angelegt werden, und könnten später nicht entfernt (also auch nicht verloren) werden. Unbekleidete Völker bedeckten vielfach Theile ihres Körpers als Taschen, wie durchbohrte Lippen, Nasen, Ohren u. s. w. *Francia* (Just. b. Tac.) *vero gladius ex utraque parte acutus, quam vulgo apertum vocant. Ipsa est et romphaea frames, autem diata, quod ferrea est, non sicut instrumentum sic frames dicitur ac proinde omnis gladius frames* (ibid.). Bei Rostschorn haben sich kostbarere Spitzen des Ger (türk. dscher) gefunden (sonst Erz, Eisen oder Stahl). Zur Zeit des Germanicus gebrauchten die Germanen Lanzen, deren Spitzen im Feuer gehärtet wurden. Eine strenge Scheidung von Waffen und Werkzeugen scheint bei den Steingeräthen geradezu unmöglich (s. Lindenschmit, den für beide Zwecke gleichzeitigen Gebrauch der Axt bei Franken aufführend) und wird in einfachen Verhältnissen auch keineswegs immer Statt gefunden haben, wie die Polen ihrer Zeit die Sensen für den Krieg zu nutzen. *Nam primi cuneis scindebant fissile lignum* (Virg.)

**) Die Kunde (aus der Unwissenheit) in den dänischen Mooren scheinen absichtlich zerstört (s. Engelhart), als Weihenbeschenke. Die Gefässe der Tumuli und Tuguria (b. Dieppe) waren zerbrochen (Pierret). *Si sepulchrum exsolvitur et excolaverit vultus sit deus sepulchri. Il n'est pas possible par leur attitude que les squelettes étaient ceux de protauroeurs de l'ouest au Tumulus bei Theodosia (durch Begruftsheft geöffnet). Pœci vermouth, dass die bei Civita vaticana in der Nähe alter Gräber angebrochen gefundenen Cameen durch die Wöthen, ihre goldene und silbernen Einlassung herabst fallen worden seien. Die Scherben des römischen und kaiserlichen Gebrauch (christlicher Zeit), die Scherben des römischen und kaiserlichen Gebrauch (christlicher Zeit) auf die Leiche eines Selbstmörders geworfen wurden. Nach Julius Vercoz brachte man ein Opfer und errichtete dann über die Leiche einen Altar (s. Lindenschmit, den für beide Zwecke gleichzeitigen Gebrauch der Axt bei Franken aufführend) und wird in einfachen Verhältnissen auch keineswegs immer Statt gefunden haben, wie die Polen ihrer Zeit die Sensen für den Krieg zu nutzen. *Nam primi cuneis scindebant fissile lignum* (Virg.). Contron's Gattin wurde in Metz bestattet cum grandis ornamentis (G. eg. Tur.). On sepulchra violenteri puniantur tam ingenio quam servi*

umständliche Proceduren möglich, wie sie bei Alarich's Begräbniß Statt fanden und sonst hätte man, um vergrabene Schätze zu böten, eine Wache an dem Bestattungsort zurücklassen müssen, wie es zeitweise von den Zulu geschieht. Auch bei dem Grabe des Cynus, worin (nach Strabo) so viele Kostbarkeiten niedergelegt waren, stand eine Wache aufgestellt und das Grab Childeric's I. verlor seine Schätze, sobald es entdeckt war (1653). Wie dieses enthielt das 544 aufgefundene Maria's (Kaiser Honorius vermählt) nur wenige Knochen neben den Zähnen, es lieferte aber aus den Kleidern allein 40 Pfd. Gold. Die Arbeiter an Attila Straws (mächtig wie eine Pyramide) wurden getödtet, als er im dreifachen Metallsarge beigesetzt wurde, das Geheimniß zu bewahren. In den Gräbern der Baltiren am Abak liegen die Pfeile zerbrochen und die Wotjaken brechen den, den Todten mitgegebenen, Messer die Spitze ab. In Witland an der Weichsel wurden (n. Wulfstan) die Reichthümer der Todten vertheilt und seine Waffen mit ihm verbrannt. In dem bei Barmstedt eröffneten Tumulus, der neben Goldschmuck eiserne Hefte und Spangen enthielt, sowie glatte und zugespitzte Steine, setzt Fabricius hinzu „hat das Ansehn, als ob mit Fleiß bearbeitet und so zugerichtet“ (XVII. Jahrbdt.). Auch Sminke meint (1714), dass „die langen und spitzigen Steine“ (in den Gräbern der Deutschen) als Waffen benutzt seien. Zwei von den Keulen seien so glatt als ein Glas geschliffen, eine aber noch rauh gewesen, sagt Beckmann von den Steinfinden bei Pinnow. Dass die im Norden grössere Häufigkeit des Feuerstein's im Gegensatz zu den weicheren und deshalb für die Bearbeitung unzweckmässigeren Gesteinen*) Deutschland's bei der Beurtheilung des Steinalter's in Betracht zu ziehen sei, hat bereits Bösching (1827) bemerkt, obwohl man es, z. B. bei Friesland, gänzlich ausser Acht liess. Dagegen sind die Hügel der steinlosen Steppen zwischen dem unteren Zusammenfluss des Ael und Tschanyech zum Onon dennoch aus Steinhäufen aufgeschüttet, wie schwedische Steinröden, deren Herstellung leichter war. In Frankreich wieder will man der Beobachtung, dass: les monumens de pierres brutes sont tous, sans exception, situés sur des terrains presque dénués de végétation, dans des landes rocailleuses, souvent au milieu des rochers, au bord des fleuves, plus souvent encore au bord de la mer (s. Schuermans) rückwirkende Kraft zugestehen auf die ethnologische Vertheilung der alten Rassen in Gallien, und Caylus schreibt die Monumente der Bretagne dort gelandeten Seefahrern zu. Bertrand lässt das Dolmenvolk erst von Süden nach Norden ziehen, die Monumente bisansetzen, und dann als entartete Nachkommen nach dem Süden zurückkehren. Ehe indess so einseitige Schlüsse erlaubt sein können, muss in Betrachtung gezogen werden, dass auf einem seit tausenden von Jahren durch zahlreiche Einwohnerschaft überdeckten, oft durch Uebervölkerung**) erdrückten Boden, heutzutage kaum anderswo Monumente vor dem zerstörenden Anbau gerettet bleiben können, als auf unfruchtbare Strecken oder an abgelegenen Meeresgestaden, wo die Bewohner überhaupt, im Unterschiede von den übrigen Provinzen, einen primitiven Typus bewahrt haben. Es wäre ohnehin dem wünschenswerth, ehe die Anthropologie in den aus zufälligen Entdeckungen der letzten Tage gezogenen Folgerungen weiter gehe, dass wir uns vor ein statistisches Mithril zu verschaffen suchten, in welcher Zahl Todtenreliquien aus den letzten zwei Jahrtausenden (für die Durchschnittsumme von 50 Mill. eine Mill. per Jahr) etwa zu erwarten seien, und vor allem aus der Zersetzung des Knochens mit Berücksichtigung seiner Lagerstätte eine

*) Aus den Nieseubetten auf Hockholz schliesst Kindt, dass das die Steinräuber errichtende Volk nicht des Wasser's sondern der Steine wegen, die es dazu brauchte jedesmal den Hauptplatz zu seinen Grabmälern ausgesucht habe. Der zu Steingeräthen zweckmässigste Feuerstein ist im Norden Europa's häufiger, als in Deutschland, wo die weichen (und weniger zweckmässigen) Steinarten den Granit, Serpentin, Eignit u. s. w. zu verwenden waren (Bösching, 1827).

**) Bei allmählicher Abtragung des Hügel's durch fortschreitenden Ackerbau würden Flachgräber übrig bleiben, wenn die Urnen (oder Leichen) nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern wie bei den (s. Virchow) geöffneten Wachliner-Gräbern (mit Steinsetzungen) vertieft stöben.

Bestimmung des Alters, wie es Wibell's Arbeit anzubahnen strebt. Nach Delesse's Analysirungsweise würde, wie dort angeführt, der Knochen aus der Höhle von Arcy sur Yonne jünger sein, als einer aus der Zeit Caesars. Um Zutränen an den Funden zu erhalten, ist eine genaue Bestimmung des Verhaltens der Knochen im Erdreich*) unter normalen Verhältnissen je nach der geologischen Umgebung durchaus nothwendig. Wie lange, ant wie viel tausend Jahre hinaus vermag sich die organische Substanz des Knochens überhaupt, die günstigsten Verhältnisse gesetzt, bei Zutritt von Luft und Feuchtigkeit zu bewahren (wenn nicht durch anorganische Aufnahme in eine Versteinerung übergeführt). Die austrocknende Luft Aegyptens, die über einen bestimmten Punkt jede weitere Zersetzung hindert (wenn die Wärme durch Balsamirung abgehalten sind), kann dabei keine Norm bieten (ebenso wenig wie die peruanische). Aber die Meteorologie kennt die wenigen Ausnahmefälle, die zu studiren wären, denn durchschnittlich greifen stets die Agentien der Feuchtigkeit und Säuerung in Luft oder Erdreich ein. Mit den organischen Substanzen der Pfahlbauten wird es etwas leicht genommen, wenn man das äussere Verhalten, der Lebeschicht, die Humussäure und was sonst einwirkte, bespricht. Diese unverwelklichen Zeugen der Pflanzzeit***) erinnern an das unsterbliche Reich der Fji, wo

*) In den oberen Schichten oder in dem eigentlich sogenannten Erdboden haben die zerstörenden Kräfte und Stoffe im Grossen und Ganzen so sehr die Oberhand (über die erhaltenden, die zur Versteinerung, d. h. zu mehr oder minder vollständiger Ersetzung der ehemaligen Materien durch andere neu, führen), dass der Prozess (der Knochenveränderung) mit dem Zeit-¹⁾ der Masse in den weitaus meisten Fällen endigen muss (s. Wibell). Auf Lagerstätten mit vorherrschendem Zutritt von Luft wird eine verhältnissmässig grössere Menge organischer Substanzen, bei solchen mit vorherrschendem Zutritt des Wassers (unter mehr oder minder völligen Ausschluss der Luft) wird eine verhältnissmässig grössere Masse der anorganischen Bestandtheile der Knochen unter sonst gleichen Umständen verschwinden. Cuvier's bestimmt als Coefficient 3% Verlust an organischer Substanz für je 100 Jahr bei der Altersschätzung der Knochen. In the Anglosaxon cemetery at Stowthling (with Merovingian coins and medals of Constantine), Brent has found bones in immediate contact with metal (acting as a preservative to wood and bone, especially bronze) perfectly sound, when the skeleton otherwise was completely gone (1867). Die Gräber der Hügelgruppe oder Katzentümpel (mit kupfernen Lanzenspitzen, Feuerstein u. a. w.) sind so gut und unverwundet, dass mehrere der stärksten Knochenreste ganz versteinert und völlig calcinirt²⁾ erschieben (Krug von Nidda) 1830. In den (mit Rasen bedeckten) Steinhöhlen oder Höhlengräber zu Ebringen (mit Eisenwaffen) waren die Gerippe fast ganz mürbe (Schnelzer) 1826. Tel site montre des ossements en quantité, tandis que d'autre lieux en présentent à peine une empreinte (dans les tombeaux celtiques de la Souabe et de l'Allemagne), ce qui provient du plus ou moins d'humidité du terrain auquel les corps ont été corifiés, qui se remarque surtout aux endroits où le roc forme le fond des tombes, et où les riges et l'eau des pluies n'ont pu filtrer à une profondeur assez considérable (de Ring). Im Grabgewölbe von Kohl-Ortha wurde nader den bewaffneten Skeletten gefunden eine pierre, qui servait à aiguiler les armes (ein Knackstein, wie bei Kallwey poegweg bei Kockora). Sur la tête, dont le crane était réduit en poussière, il y avait un diadème (en electrum) 1831 (s. Duhoux). Im Kegelgrab von Grönan (mit Pfeilspitzen und Feuerstein) waren die Leichen gänzlich verwes't, die Bronzesachen fast unkenntlich geworden. On peut rarement lever un crane entier, tout ces débris sont friables in den Sarcophagen (mit Metallsachen und römischen Münzen von 383 p. d.) des tombeaux de Bel-Air (Troyon). Nach Bruzelins sind die Knochen (nach Entfernung des Fleisches) in das Ganggrab zu zu Asa (in Schönen) gebracht. Die Skelette der amerikanischen Mound's sind (nach Squier) weniger gut erhalten, als englische, 1800 Jahre alt. Vingt mille mottes, dont l'une celle de la Croix du Gros Murger a renfermé à elle seule cent cadavres, entourent Alaise (Delacroix).

**) Bei den alten Saamen und Früchten, die (bei den Pfahlbauten der Schweiz) theils im Seeschlamme, theils unter einer mehrere Fuss mächtigen Torfschicht begraben liegen, ist das Innere des Saamens (Keim und Eiweiss) verschwunden und nur die aus verholzten Zellen gebildeten Saamenschalen oder Fruchtgehäuse sind geblieben (s. Heer). Die oberste Niederlassung von Robenhäusern (zur Steinzeit gehörig) liegt an der Grenze des Bronze-Zeitalter's. Die Mühlsteine Südafrika's (b. Livingstone) entsprechen den der Pfahlbauten. Die durchlöcherchten Töpfe der Pfahlbauten dienen zum Rosten der Gerste. Die heilige Gerste (der Alten) ist die der Pfahlbauten. Im Schottenhöl der Timière bei Villeneuve (am Genessee) fand man (4 Fuss tief) römische Alterthümer, dann (5 Fuss tiefer) Bronzesachen und in einer dritten Culturschicht (18 Fuss tief) rothe Scherben, Holzkohlen und Thierknochen. Da die Kanten der Gefässfragmente scharf, nicht abgestossen sind,

ebenfalls jede Frucht und jedes Holzspahn fortlebt in Ewigkeit. Die Erhaltung der hölzernen Särge in den Gräbern bei Lupfen sind (nach v. Dürrieh) der blauen Lette zuzuschreiben, in der sie hermetisch verschlossen lagen (mit Birnen, Nüssen, Pflaumenkerne u. s. w.). In hannövr. Hünegräbern fanden sich (nach Wächter) Haselkämme.

Die scharfsinnigen Untersuchungen zwischen paläolithischen und neolithischen Zeitalter, zwischen rohen oder behauenen oder geglätteten oder gar polirten Instrumenten, die Entzifferungen solcher Schnörkeleien geben uns Plage genug. Wie wird es aber erst Macaulay's neuseeländische Anthropologen gehen, wenn er auf der Stätte des verschütteten Londinm unter Lud's Palast-Instrumenten umbergräbt? Wie viel Hunderttausende von Perioden wird der Arme nach der Zahl der Gefässe mit oder ohne Henkel zu unterscheiden haben, und nun gar erst nach der Art des Material's und der Verzierungen, wenn jedes Strichelchen und Kritzelchen, und jede Tülle mitzählt*), die den denktrügen Urmenschen in mühsamen Stufen seit stets ein Jahrtausend gekostet zu erfinden. Bayle stiess übrigens schon in demselben Steingrab (auf Seeland) auf rohe Steuwerkzeuge und feiner gearbeitete (1863). In Dänemark setzt Worsaae die Kjökkenmøddings in eine ältere Periode sein als Steinalters, und Steenstrup macht sie wenigstens mit diesem gleichalterig, auf der Insel Hørn hat man aber Kjökkenmøddings mit Eisensachen entdeckt und Scherben samlicher Gefässe, ebenso wie römische Töpferwaaren in den Dolmen Moutiban's. Aus den im V—VIII. Jahrhundert gesetzten Gräbern von Lupfen sind dagegen Steinwaffen herangefordert, und während man im Dolmen von Plouharnel eleganten Goldschmuck in rohen Töpfergeschirr antraf, zeigten die verschütteten Wohnungen Sauturin's Steinsachen elegant auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässen. In jedem dieser Fälle wird immer

so wurden die Gegenstände (nach Morlob) durch Menschenhand gebracht (nicht vom Wildbach hergeschwemmt). The finding of the flint flakes 6 feet under the present bed of the river Bann (at Lough Neagh) affords no certain clue even as to the antiquity of those particular specimens, the levels of different parts of a river being so readily and frequently changed by the action of the stream, when flooded (Evans). Die von Caesar bekriegten Allobroger verlegten im Sommer ihre Wohnungen auf das Wasser, wo sie Pfahlbauten errichteten (s. Suidas). The chipped flints in North Devon are found on top of the raised beach and beneath the submerged pathed (s. Hall.). Die Bauern der Bretagne fälschen Dolmen (s. Dureau). Nach Horner wurde aus einem Bohrloch im Nilschlamm aus einer Tiefe von 39 Fuss ein Topffragment heraufgebracht, dessen Alter sich auf 12—13000 Jahre berechnete. Gaudry fand 9 Steinbeile (3 Fuss tief in der Diluvialschicht) 14 Fuss unter der Oberfläche mit Reste des Mammoth, Rhinoceros und Bos priscaus. Das weisse Diluvium liegt in der Gruhen von St. Acheul in einer Mächtigkeit von 10 Fuss unmittelbar auf der Kreide, 10—17 Fuss unter der Oberfläche, und nur in diesem kommen die Steinsachen vor (s. Horner). Bei einem (1841) während der Ebbezeit in den Wassern von Husum vollführten Durchstich kam zunächst ein umgestürzter, von Moor überwachsender Wald (von Birken) und dann darunter ein von weissem Dunensand aufgeworfener Grabhügel mit Steuwerkzeugen und Glasstücken zu Tage (s. Forchhammer). Die fette Alea penninis auf den nördlichen Inseln ist seit etwa 50 Jahren ausgestorben (s. v. Sacken), 1862. Die Chauken bewohnten ihr überschwemmtes Gebiet mit Inseln (nach Plinius). Unter dem Alluvium bei New-Hiria (in Florida) wurden Steinaxte und Holzbocke gefunden (nach de Lasteyrie). Bei Ausbaggerung des Diemeser Ort (b. Mainz) wurde unter dem Wasserspiegel eine Anzahl alter Pfahlreihen gefunden und zwischen ihnen (unter Kohlen) eine Menge von Münzen (mit Lucius Verus als jüngste), Geräte, Gefässe, Schmuck- und Waffenstücken (s. Lindenschmit) 1858. Bei der Anlage eines Brunnens zu einem der neuen Häuser an der Chaussee nach Pankow wurde in einer Tiefe von mehr als 30 Fuss durch den Brunnenbohr Fetzen eines groben aussehenden Leichenzugs herausgebracht (1841). „Gewiss ist dass beim Funde keine Täuschung ohrwaltete“ (s. J. Curtius). Bei Cordon an der Rhone wurde ein fossiler Knochen der Allobroger gefunden. Unter den Bronzesachen der Pfahlbauten der Cenomanni (oder Libni) im Gardasee fand sich eine (nach Lorenz) gleichalterige Münze des Trajan und des Domitian (v. Sacken). Pfähle allein (deren hiesigen Hundszwecken der Fischerei eingeschlagen wurden) lassen (ohne Fundstücke) nicht auf einen Pfahlbau schliessen (v. Sacken).

*) Die Thongefässe der Kjökkenmøddings sind nur geschmückt durch empintes du pouce et de son ongle. Die Verzierungen in Stein- und Bronzealter sind dieselben avec cette difference néanmoins que dans l'age du bronze une ligne est ajoutée au dessous, ce qui transforme le zigzag en une série de triangles.

nur der Gesamtcharacter des Funde's weitere Schlüsse erlauben, nicht aber einseitige Berücksichtigung eines einzelnen Vorkommniss. Obwohl das Eisen schon vor dem Friedensschluss mit Persenna bei den Römern in Gebrauch war, so wurde doch noch im zweiten punischen Kriege zum Opfer Steingeräth (wie in Aegypten) verwandt, und auch der Mexicanische Priester bediente sich eines Opfermessers aus Stein. Ob wie aus Macrobius geschlossen werden soll in späterer Zeit Erz für religiöse Handlungen bevorzugt wurde, oder wie Andere aus Servius und Festus ableiten wollen, das Eisen, bleibe dahin gestellt, denn wenn auch dem Erzyling Kraft zu dämonischer Vertreibung beigelegt wurde, so besass das Eisen gleichfalls die Macht, Nixen und Hexen fern zu halten. Zu Strabo's Zeit waren bei Luataniern eherner sowohl, wie eiserne Waffen in Gebrauch. Die Beigabe der Bronzesachen versetzen die in ihren Holzsärgen angekleidet liegenden Todten der Tumulus von Trevinghoi und Kongehoi in ein früheres Bronze-Alter, während es doch erst der genannten Vergleichung mit Grabresten aus bekannten Perioden bedürfen würde, um aus der Consequirung auf die Dauer zu schliessen.

In allen den unter platten Steinen gefundenen Urnen (am Scheresberg in Angeln) fanden sich eiserne Gegenstände, die meist „schon völlig unkenntlich und von Rost zerfressen waren.“ Ausserdem war ein steinernes Messer vorhanden, das, weil das Grab in die Eisenzeit zu setzen sei, aus einem vom Alterthum her beibehaltenen Opferbrauch bezogen wurde (1814). In der Steinkammer des Ganggrabes zu Ilsum wurde (1813) ein Stück fein gewebter Leinwand gefunden (s. Mommsen), der sich Huxley's Regimentsknopf an die Seite stellen würde. Es ist leicht genug, sie später hineinzuschaffen, da man indess nicht weiss, was ihr Eigenthümer, der wahrscheinliche Grabräuber, herausgeschafft haben mag, so drohte ein gefährlicher Syllogismus, wenn man beweisen wollte, dass sie nicht darin gewesen. Das Grabgewölbe des Kegelberges (h. Spittelhof), zu dem ein gemauerter Gang führte, enthielt Bronzefiguren und römische Münzen. In den „Hünengravern“ (zu Höirup) wurden neben einem steinernen Sarge (mit Bronzeschwert und Pfeilspitzen aus Feuerstein) ein zugedeckter Eichenstamm mit dem in seinen Kleidern begrabenen Todten gefunden (nach Thisted). Ein solches Hünengrab ist dann aber kein solches noch ein Carlstein, Schluppstein, oder Weinberg, wenn man den Namen für die Sache nimmt. Besässe das Volk das ihm zugeschriebene Alter, so würden die ihm zugeschriebenen Schädel nach andern Analogien keine Existenz (oder doch nur eine fossile) besitzen. Aus diesen Schädeln des Urvolkes nun, die nicht existiren, oder die, wenn sie existiren, keine Schädel des Urvolkes sind, wird aber dennoch auf die Existenz eines Schädeltypus, als nicht kaukasischen, geschlossen, und was ist kaukasisch? In den Gräbern von Hinkelstein sind die völlig zerfallenen und verwitterten Körperreste oft nur an ihrer Farbe zu erkennen und diese dürfte erst der Aufbeizung durch die Theorie bedürfen, wenn es sich um ein etwa dreifach höheres Alter handeln sollte. Dass der Ackerbau in den alten Gräbern nicht repräsentirt sei, kann wenig überraschen, denn, ausser den Pisaten, haben westliche Fürstengeschlechter dem Ackerbau selten eine solch chinesische Protektion zugewendet, um sich die Geräthe desselben in das Jenseits mitgehen zu lassen. Ihr wilder Sinn kannte nur Krieg und Jägd und muss es sich jetzt gefallen lassen ein wildes Volk von Jägern, und wie noch weiter zu beweisen wäre, von Fischern genannt zu werden.

Die Bestattungsart eines Volkes steht allerdings stets in einer inneren Beziehung zu religiösen Vorstellungen, kann aber dennoch in ihrer äusseren Form die vielfachsten Wechsel neben oder nach einander zeigen. Wenn sich die Völker nach ein paar geistreichen Phrasen einteilen liessen, so würde das ganz acceptabel sein und auch die Chemie hätte sich mancher Mühe erpart, wäre sie bei Basilus Valentinus drei Elementen des Schwefel, Salz und Mercur stehen geblieben, statt jetzt in 60—70 zu kramen, und noch nicht zu kenne zu sein. Aber was hilft! Die hante Welt der Wirklichkeit ist leider verschieden von theoretischen Grundgedanken. In Indien kann man zu gleicher Zeit Todte den Schiffen laufen oder den Flüssen überliefert sehen, und wenn man sich die neue

kümmert, auch von Vögeln gefressen. In den buddhistischen Klosterhöfen Siam's ist diese zoroastriische Reform beständig im Gang, sobald das Holz zu theuer, und zunehmende Abholzung des Landes wird stets ihr Quotum beitragen, um das Verlorenen (das keine Prophetenmacht in der Wüste oder cordillerischen Punas in Kraft zu setzen vermöchte) in das Begrabep hinüber zu führen. Die schamanischen Gebräuche berücksichtigten alle vier Elemente, indem der Todte je nach den Constellationen seiner Gehirt dem Feuer, Wasser, der Erde oder der Luft (bei den Mongolen) übergeben wurde (oder noch wird). Das gleichzeitige Nebeneinanderbestehen des Verbrennen's und Begrabens in Rom (prins quoque in domo sua sepeliebatur) ist aus dem Zwölftafelgesetz bekannt, (hominum mortuum in urbe ne sepelito neve urito) und ebenso braucht nicht erwähnt zu werden, wie bei einer grossen Zahl von Völkern eine Menge von Zufälligkeiten Verschiedenheiten*) in der Bestattungsart nothwendig machte. Blitzerschlagene, Kinsier, im Kindbett Gestorbene bilden fast durchgängige Ausnahmen, die aber häufig noch durch andere Krankheitsformen vermehrt werden. Gleichzeitiges Zusammentreffen begrabener und verbrannter Leichen findet sich, wie in Europa auch bei den Majaki des Altai (s. Müller), wo (ähnlich den Gräbern unserer Eisenzeit) die Kurgani Bretterwände und gedielte Boden zeigen, aber nur Kupfer (kein Eisen) enthalten, während in den ausgepflasterten Steingravern (Majaki und Stanzi) neben Kupfergeräth noch eisernes**) Pferdegeschirr gefunden wird (s. Pallus). Im Hügel von Haddely waren Spuren einer Holzkiste sichtlich (neben Feuerstein und Bronzesaeben). In den Gräbern an der Düna (s. Bähr) fanden sich (bei Segewolde) eiserne Messer mit verbrannten Leichen zusaumen, während sonst (wie auch in Acherade) die Leichen in ihrem Bronzeschmuck lagen. In der aus Stehpfeilern aufgerichteten Grabkammer des Hünenbette's bei Kahlendorf fanden sich Eisenstücke neben dem Skelett, das einen Gürtel aus „vorzüglich gegerbtem Leder“ trug und Bronzeschmuck. Dagegen fanden sich in einem (den Uebergang zu den Wendenkirchhöfen bildenden) Urnehögel (zwischen Ratzlingen und Molbath) steinerne Keile (neben Bronze-Gegenstände), und die Ausbeute der Steinkammer eines eigentlichen Hünenbette's (bei Kammendorf) ergab wieder eisernes und bronzene Fihels neben Feuersteinwaffen.

Ein Volk, das das Dogma der Metempsychose (worauf Adler auch die Thiergräber des Altenburg-Berges bezieht) angenommen hatte (wie druidische Celten oder die Preussen Romow's) zerstörte die körperliche Hülle rasch im Feuer, damit die Seele ungehindert weiter wandre, und ähnliche Absicht, um die Gespensterfurcht vor den zurückkehrenden Todten zu vermeiden, liess (wenn das Verbrennen schwierig war) die Todten in feuchter Erde oder rasch zersetzenden Gesten begraben. (oft mit der weit durch Amerika und Asien verbreiteten Sitte eines späteren Reinschneiders der Knochen), während der Lehrsatz vom Anferstehen der Leiber die Mumification begünstigte, oder doch (wie in egyptischen Mysterien) das Begraben, und ausserdem findet sich dieses (im nördlichen Europa sowohl, wie im südlichen Archipelago Indien's) bei verlebten Fürsten und Heiligen, die dem Lande ein dauernder Hort sein sollten, und bei geopferten Kriegsgefangenen, die mit der Hut

*) In Bronzealderens første Tidrum vedblev den gamle Gravsik, ifølge hrilken Lige nedlagdes ubraendte, at vaere herskende, som det synes, endog fremherskende fremfor den nye Skik at braende Ligeue, saaledes dog, at der til Gravnegningen i Reglen ikke mere opførtes Dysser, men alene sammendyngede Jordhøie (Worsaae).

**) In der Kammer des Gangbaues von Jagerspris wurden zusammengerostete Eisenwaffen gefunden, bei der Ausgrabung des Härpugers Höi Gegenstände aus Bronze, der Mallebei bei Udleine ergab (nach Finn Magnusen) ein Kupferschwert und der Gangbau von Axvalla (nach Wallmann) einen Eisenfeil. Bei Waldhausen zeigten sich auf und neben der Decke des eigentlichen Gangbaues drei kleine Steinkisten errichtet, welche Bronzesachen enthielten, und über den Decksteinen in der Hügelerde fand sich ein Klumpen verrosteten Eisen's, während in der Kammer selbst nur Steinkelle, Flintsplitter und Ernscherben lagen (s. Wibel). Nach Jensen wäre das Loch in den Streithammern oder Streitäxten von Stein mit Metall gehobrt. Die in den Turkis-Minen gefundenen Steinwerkzeuge scheinen zum Bearbeiten der ägyptischen Sculpturen gedient zu haben (s. Bourmann)

der Grenze oder des Pallastes beantragt wurden. Wir haben noch einen langen Weg zu gehen, ehe eine vergleichende Psychologie auch nur in nothdürftigster Vollständigkeit die mythologischen Grundthatsachen festgestellt, ohne welche jeder systematische Aufbau ein carmarisches Dunstgebilde des Hirnphosphors bleibt. Solch modriger Gläubchismus mag zur modische Odhystinnen genügend scheinen, aber der Magen eines Naturforscher's pflegt dazu normal construirt zu sein, um mit Luftgebilden gesättigt zu werden. Der Geist verlangt erst compactere Speise, dass ein gesundes Geschlecht aufgezogen werde, nicht jene Jugend, die transcendirend verdirrt, wie Herder es ausdrückt. So bedenklich es nun allerdings sein würde, nach den unzulänglichen Vorarbeiten, die Vielfachheit der Factoren die bei der psychologischen Begründung einer jeden der wechselnden Bestattungsweisen gleichzeitig in's Spiel kommen, auf wenige kurze Regeln zurückführen zu wollen, und so reichsam es sich zeigt, das Urtheil vorläufig zu suspendiren, bis die Thatsachen reden, so lässt sich doch bis jetzt schon (unter Uebercksichtigung aller speculativ zusammengesetzten Systeme) so viel mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, dass gerade diejenige Erklärungsweise, zu der man sich durch die Thatsachen genöthigt glaubte, eine unrichtig gedentete zu sein scheint. Die Scheidewand zwischen Stein- und Bronzealter praesupponirend, hat man die später bintretende Facta eines gleichzeitigen Vorkommens nicht anders revidiren können, als indem man die Benutzung der einheimischen Gräber durch spätere Zuwanderer voraussetzte. In wievielfacher bunter Weise sich die Form der Bestattungsweisen bei den verschiednen Völkern, bei jedem Volke in seinen verschiedenen Culturphasen und unter seinen verschiedenen Gesellschaftsklassen, manifestiren mag, bleibt, wie gesagt, schwer, a priori entscheiden zu können, dennoch aber lässt es sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten dass die angeführte Art der Gräberbenutzung wohl niemals oder doch höchst selten vorkommen wird. Das ein fremdes Land, ob als Freund oder Feind, betretende Volk blickt stets mit mysteriöser Scheu auf die vorgefundenen Gräber der Eingeborenen, die wenn auch von ihnen vernichtet und besiegt, trotzdem als tückische Zauberer gefürchtet werden, und wenn die übermüthigen Eroberer ihre Aschenurnen „aus Hohn“ in die Gräber der Unterworfenen gestellt hätten, so würden sich die Manen der armen Todten sebönstens für diesen Hohn bedankt haben, wer sie den gespenstischen Händen ihrer erbittertesten Gegner hilflos überlieferte. Wenn die ceylonischen Könige am Grabhügel des Elala vorbeizogen, so musste die Heermusik verstummen, da man es hier mit einem unsichtbaren Gegener an thun haben würde, und wie der Congese den Grabern der Jagas, geht der Malagasse denen der Vazimbas schweigend vorbei, um die schlummernden Geister nicht zu erwecken. Der Sieger mag sich in die bequemen Häuser seiner Untertbanen einquartiren, bei den Gräbern spricht aber keine andere Angemessenheit mit, als die Weihe der mit ihnen verknüpften Ceremonien und so lange ein Volk sich überhaupt religiös gebunden fühlt, wird es die wichtigste und oft die einzige Form seines Cultus, die der Bestattung, gewiss nicht mit dem eines fremden, (wahrscheinlich mit dem Charakter schwarzer Zauberei bekleideten) Dienstes verquicken. Kirchen sind mitunter als Moscheen, Basiliken als Kirchen*) eingeriebt worden, aber die umständlichen Reinigungsgebräuche, deren man sich vielleicht für Benutzung eines Prachtgebäudes unterzog, würde bei den mit Höllenmächten inficirten Gräbern schwerlich die Mühe eines Neubaus aufgewogen haben. Auf der andern Seite riss der Fanatismus der Neubekehrten sicherlich leicht zur Zerstörung der heidnischen Denkmale fort, wie auch jetzt noch die im Acker gefundenen Urnen von Banern zerschlagen werden, damit nicht der alte Wende (Ente oder Ante) komme und dem.

*) Si fana eadem bene constructa sunt, necesse est a cultu daemnonum in obsequium dei veri debeant commutari (Gregor M.). Nach dem Missale romanum Gregors wurden mit den Heiden selbst auch heidnische Todtenreste in den christlichen Kirchen hinübergenommen, auch besondere Gebete über solche Begräbnisstöpfe angeordnet (Bethmann). Nur die Basiliken der Ketzler waren mit einem unswaschbaren Fluche beladen (byzantinisches Concil)

Eigenthümer nachgehe. Dass sich auch wieder eine Abneigung gegen das Gehenissvol-
 einstellt, zeigt sich in den von Dorow bei seinen Ausgrabungen verwendeten Arbeitern am
 Rhein, die nur am Sonntagmorgen das Werk verrichten wollten, während das Geklänge der
 Kirchenglocken den dämonischen Einfluss abhielt. Alle die Beschwörungen und Teufels-
 verschreibungen der Mittelalter hatten es hauptsächlich auf Schätze (am nächsten der
 Grabkammern) abgesehen, und waren trotz ihrer Nichtigkeit oft genug erfolgreich,
 da sie es mit ebensovichtigen Feinden zu thun hatten. Liegt die Aschenurne in einer
 kleineren Steinkiste über der grösseren mit den Skeletten, oder stehen (wie bei Skoosgaard)
 die Urnen auf einen Stein darüber, so liess sich (wie auch bei den Gräbern von Las mit
 der Urne in dritter Reihe) ebensowohl annehmen, dass die letzteren die (oft genug, wie
 Beispiele vorliegen, freiwillig) geopferten Hüter ihres dort begrabenen Herrn bezeugen,
 die als Männer aus dem Volk (oder für den Kampf mit Spukwesen) ihre Steinwaffen
 führten. Bei bescheideneren Verhältnissen wurden die einfachen Kegelgräber errichtet,
 und wenn man bei weiteren Nachgraben in einem solchen nach der Bronze auch auf Feuer-
 stein stösst (wie in dem auf dem Seekamp an der Grönawer Grenze), so ist es fraglich,
 ob man, wie Masch, ohne weiteres schliessen darf, dass das Kegelgrab auf einer viel
 älteren Mogille aufgetragen sei. Worsaae's Eisenfunde in den Hünenbetten zu Veilby, die
 römischen Kaiserinszenen im Hünengrabe zu Fickmühle und anderen Orten sind zunächst
 in die Klasse der Ausnahmen verwiesen und vorläufig annullirt. Es wird aber doch geeignet
 sein, das Register dieser und ähnlicher Ausnahmen sorgsam und treu weiterzuführen, denn
 durch Accumulation ist im Laufe der Zeit schon aus mancher Ausnahmereihe unerwarteter
 Weise eine Regel hervorgetreten.

Fabricius bemerkt, dass man von Osten her in die Grabkammer einen Angriff zu
 nehmen habe, da man dort die Deposita (apta viventibus nach Pomp. Mel.) zusammen-
 finden würde, wenn vorhanden, und bei den, den Norden so andauernd für Aufsuchung der
 Felsen öffnenden Wanderblume durchziehenden „Venetianer“ müssten sich derartige Regeln
 nach einiger Erfahrung für die verschiedenen Bezirke leicht festsetzen, so dass es genöthig,
 durch eine kleine Oeffnung einzudringen, ohne den schweren Deckstein zu bewegen, der
 jetzt ein Unerbührtein simulirt. Die im Verhältniss zu den nordischen anscheinbaren
 Dolmen des südlichen Frankreichs enthalten noch Metalle, und die herberischen auch Eisen,
 weil in den Ländern der Mohamedaner gelegen, deren Abneigung gegen alle Reste aus
 der Zeit der Unwissenheit selbst die grossartigen Denkmale assyrischer und babilonischer
 Cultur in Mesopotamien unberührt liess, ebe die Christen in's Land kamen. Siewers be-
 merkt, dass die Kirgisen ihre Friedhöfe in der Nähe der Tschudengräber anzulegen
 pflegten (als gute Orientirungspunkte wie die Irrkappen der Bergspitzen*) bei Wernburg
 und mitunter nur als solche aufgerichtet), und sie die in ein feindliches (fast menschen-
 und thierloses) Gebiet eintraten, wochten sich vertrauensvoll den von ihnen verehrten
 Zeichen früher Menschenheimath nähern (wie bei Samojuden die Felsbanten von den neu
 den Tadiben sichtbaren Zirten oder Götter bewohnt werden). Im Norden liegen stets
 stets in dem Eingeborenen der Zug des Hinterlistigen und Boshaften, das noch bis in
 neneste Zeit in den Finnen und von diesen in den Lappen, gefürchtete Dämonische, so
 dass man schwerlich die Gräber den gelobten Spukplätzen annäherte. Wenn die Römer
 in der That griechische oder etruskische Gräber für ihre Todten benutzten so hatte es

* Die Gräber aus dem Bronze-Alter sind gewöhnlich auf den Gipfeln erhabener
 Anhöhen (meist mit freier Aussicht auf das Meer) angelegt (Worsaae). Die Begräbnissorte
 (Kurgany oder Mogiln), die oft den Namen des dort beerdigten Kirgisenhändlings oder
 angesehenen Personen dieses Volkes führen, sind für die Steppen von Wichtigkeit, theils
 als Wegweiser auf den endlosen Ebenen, theils da sie stets in der Nähe der Gewässer,
 Flüsse oder Quellen angelegt sind. Am Ischim (wo jetzt keine Kirgisen mehr wohnen)
 und im Altaischen Bergbezirk schreibt man die Tausend- alten Volke der Tschuden
 (s. Stobendorff).

nur geschehen können, in Folge der, mit politisch verbundener Macht ihrer Religionsweihen, wodurch sie auch aus den eroberten Städten die fremden Götter hervorlockte oder hervorbeschworen und bei sich heimisch machten. Solche diplomatische Feinheiten verstand der Norden*) nicht, der lieber seinen Recken einen wichtigen Steinhammer in die Hand gab, um Riesen und Tröll ihre Wege zu weisen.

Die mächtigen Steindenkmale werden (wie bis zum Beginn**) der christlichen Zeit und noch in diese hinein) schon in der ältesten Zeit, bis wohin diese archäologischen Daten (wahrscheinlich noch immer innerhalb geschichtlicher Chronologie) zurückgehen, errichtet sein, vielleicht mit charakteristischen Kennzeichen, wie sie eingehende Untersuchung für die verschiedenen Epochen feststellen könnten, im Grossen oder Ganzen aber ziemlich in denselben Stil der auch auf anderen Theile des Globus wiederkehrenden Einfachheit, die an sich keine bedeutende Variationen erlaubt. Alle diese immer nur in besonderen Fällen und für besondere Persönlichkeiten gesetzten Monumente werden gegenwärtig leer an Beigaben getroffen und enthalten häufig, neben der in einem versteckten Winkel (wie die Königssärgе in Pyramiden) beigesetzten Aschenurne, die begrabenen Hüter des Grabs in der Grabkammer, wo sie die ihrem Stande ankommenden Steinwaffen, mitunter auch vielleicht nur als geweihte Waffen für den Geisterkampf, führten. Der Uebergang zum regelmässigen Begraben (das freilich in holzarmen Ländern geldarmen Leuten immer am nächsten lag), wurde durch die asiatischen Zustüge bedingt, die auch das im Orient (zu Agatharchides Zeit in Arabien und noch jetzt in Indien oder China) werthgeschätzte Silber (dem westlichen Golde) hinzubrachten. Ehe diese Umwandlung, die sich dann an christliche Zeit anschliesst, eintrat, überzog den damaligen Religionsideen gemäss das Verbrennen und findet sich in den der Natur des dortigen Landes entsprechend aufgeschütteten Steinröhren Norwegens ebensowohl, wie in den „hohen und zugespitzten“ Erdhügeln Dänemarks, die nur bei den Vornehmen der Mittelklasse etwa eine besondere Steinkiste umschliessen. Dass nun die Steinröhren des eisenreichen Scandinaviens vorwiegend Eisensachen enthalten, ist dem gesunden Auge an sich verständlich, und macht die umständlichen Erklärungen nur nöthig, wenn mit den Brechungsgesetzen einer systematischen Brille in Einklang zu bringen. Dänemark***) stand in directerer Verbindung mit Mitteleuropa, den Handelswegen desselben sowohl, wie seinen (auch mitunter von Britannien, wie noch zu Kanut's Zeit) zuströmende Cultureinflüsse, und dass der Stil zweier verschiedenen Völker, besonders wenn sie ein verschiedenes Material bearbeiten, einige Verschiedenheit zeigen mag, liegt auf den Hund. In Norwegen stieg sich von jeher die bäuerliche Rechtsgleichheit nur schwer Standesgloderungen (und veranlasste eher Auswanderungen, wie nach Island), so dass der Mangel an künstlichen Monumenten (deren Bau harte Dienste verlangte) nicht überraschen kann

*) Die heidnischen Hügelgräber (Haugar) wurden (im Norden) von den Christen verabscheut (s. Legis). Die Gräber bei Kippenheim (im Rheinthal), beim Volke als Schelmenacker (Schelmenkopfe) oder Schelmenwinkel bekannt, wurden (wegen der vergifteten Dämpfe) gefürchtet.

**) Der Unterschied zwischen Hüsengräber und Erdgräber besteht nur darin, dass in dem einen Falle der Ban bedeckt, in dem andern nackt und kahl zur Schau gelegt ist (hätte nicht Zufall oder Absicht von manchen Hüsengräbern den Erdmantel abgehoben, würde der Unterschied zwischen Steindenkmale und Grabhügel nicht so scharf in die Augen gefallen sein). Der Inhalt (Urnen, Geräthe von Stein, Eisen, Bronze u. s. w.) ist bei Steindenmalern und Grabhügeln gleich (s. Wächter).

***) Aus den lebendigen Handelsmärkten Skiringal's (bei Ottar, und schon zu Egstein's, Haldun's und Sigfrid's Zeit) und Heidaby's, aus der Begründung der normannischen Macht (durch die westfödischen Nebenbuhler der Nachkommen Ragnar Lodbroeks) unter den Süd-Dänen (b. Alfred) in Süd-Jütland und Schleswig, von wo seit 777 (wie früher aus Norwegen) die Wikinger Züge vornehmlich ausgingen, erklärt sich leicht der Reichthum der dortigen Monumente.

Wie Gregor von Tours bei Macliev's Elucht von dem in der Bretagne fortdauernden Gebrauch der Hügelaufschüttung (*componens desuper ex more tumulorum*) spricht und über die Betätte des Beatissimi Juniani*) ein Tumulus errichtet wurde (Steph. Malen), so sind die Leichen in den Schädelgräbern Thüringen's (s. Adler) nach dem noch bei Dagobert's dortiger Anwesenheit (621 p. d.) wohl bekannten Gebrauche des Kopfabsehneidens (more gentiliū) bestattet, und die das Verbrennen verbotenden Capitularien Carl M. mussten gegen die heidnischen Nachbarn der Sachsen gerichtet sein, wie auch bei deren Verwandte, den Frieseu, die alten Lieder bei Hengist's Einfalle des Scheiterhaufens erwähnen. Den in Odin's Gesetzen (in der Ynglingasaga) beschriebenen Todtenbrand hatte die omnium Getharum communis dementia (Kadl.) der Seelenwanderung von der keltischen bis zur slawischen Zeit bewahrt, (wie sich die von Tacitus bei den Germanen beschriebenen Pfordorakel unter den Wenden wiederfinden) und auch die Hensler kannten ihn (nach Procop), die alten Bewohner Thule's, in deren dänische Heimath Dan einzog und sich zuerst im grossen Pompe beisetzen liess, in seinem Grabhügel, wie Attila in den drei Metallsärgen. Auf die Hunnen hatte der durch chinesischen Einfluss in Ostasien verbreitete Gebrauch der Todtenbestattung (wie er in den ihre Heerstrasse markirenden Tschudenhügeln hervortritt) eingewirkt, und indem die nachgiebigeren der deutschen Stämme, wie die Gothen, zu seiner Annahme veranlasst wurden, mochte er sich dann auch im Norden geltend. Die Todten der Christen***) wurden (nach Sid. Apoll.) begraben, die der Heiden verbrannt. Die Sitte der Grabbeigaben von Vögelknochen, die in Sigfried und Brunhild's Scheiterhaufen ihre Bestätigung erhielt und in den Plattengräbern von Orlagan zu verfolgen ist, wird durch ihre Wiederkehr in dem Grabe der Honorius angehaute Maria chronologisch fixirt und findet weiter Erklärung in den Grabtauben der Longobarden. In den Gräbern von Nordendorf (mit Münzen Valentinian's, Diocletian's u. s. w.) wurden Vogelknochen (und Eierschalen) gefunden. „Mehrere der Schädel hatten nur 8 Zähne,

*) Ayant déposé le corps (450 p. d.) dans un cercueil de pierre, qu'il avait fait tailler exprès, Roric fit mettre par-dessus une couche de terre, enfin il fit recouvrir le tout d'une pierre large et pesante, adn que si, par hasard, quelqu'un formait le coupable projet de dérober ces saintes reliques, il ne pût facilement venir à bout de son dessein sacrilège (s. Arbellot).

**) In römischen Gräbern bei Castel fand sich der Kopf des Verstorbenen. In Cumae wurden Skelette mit Waebköpfen gefunden (Quaranta). Kareischa fand in einem Tumulus des Mithridateshügel (1839) ein Skelett ohne Kopf (in einem Holzsaug). Die Leichen in den Flachgräbern von Hallstadt (mit Eisen- und Bronze-Gegenstände) sind entweder begraben oder verbrannt oder theilweis verbrannt (s. v. Sacken). In den Liptiner Beschlüssen wurden die *ligati pedes vel manus ritu pagano* verdammt, von denen sich in den Schwabengräbern bei Oberflecht Beispiele fanden, die aus dem Todtenzoll zu erklären (Weinhold). Die Knöpfchen der Ringe am Bügel des Hängekessel laufen (h. Clatzow) in Schlungen aus, (h. Grevkov) in geflegelten Köpfen). In the other compartment of a cist (of the Serapoor cairns) were skeletons, some with the skulls separate from the body (Taylor).

***) Noch weit in das Mittelalter hinein finden sich in Kirchengrüften aus Steinplatten aus Ziegeln gemauerte Todten- oder Sargkisten, das Grab Kal. d. s. Dicken auf Reichman am Bodensee, ebenso habsburgische Gräber bestanden aus röhlichen Ziegelplatten. Die Kaisergräber im Speier Dom waren Doppelkisten unten aus Stein, oben aus Ziegel gemauert. Die alten Fürstengräber in der Berliner und Doherauer Klosterkirche sind unter den Kirchanboden liegende Grabkisten aus breiten Ziegeln, die Gruft mit Erde ausgeschüttet. In dem im Paradies der Kirche von Echternach bei Luxemburg entdeckten Todtenacker ruhten die Köpfe (in gemauerten Grabkisten) auf Steinen (s. Weinhold). Noch in den Gräbern mittelalterlicher Bischöfe und dem darin von den Carmelitern heigesetzten Maria's Je l'Incarnation (1618) findet sich der heidnische Gebrauch (gegen dämonische Besessenen) eines Gefässes mit Kohlen oder Weihwasser (s. Cochet). In den Riesengräbern des Odenwaldes finden sich noch Spuren des Opferfensers und der Speisegefässe, aber plus d'un bijou montre, comme ornement, une croix grecque incrustée (s. Ring). *Jahomus ut Corpora mortuorum Saxorum ad Coemeteria Ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum* (Capitul. Carol. M.) 789 p. d. Herzog Boleslaw verbietet das Verbrennen und Begraben an Wegen oder in Hainen (979 p. d.). Herzog Bretislaw verbietet den christlichen Böhmen in Feldern und Wäldern zu begraben (1039).

obsz auch nur 6. und keine Spur von Stockzähnen" (s. Zeigle). En Italie les tombeaux de l'Étrurie contiennent souvent des plateaux remplis d'os de volailles, le même fait a été observé dans les sépultures d'époque burgonde à Selzen, en Saxe, et chez les anciens Lapons (s. de Bonstetten).

Im Beowulf wird nach dem Verbrennen*) der Leiche als Bustum ein Scheiterhaufen auf der Ustrina (mit ossuaria und cella cineraria) errichtet. Die Franken begruben in Särgen**, aus Holz oder Stein (in petra aut in naupo). Der verzierte Sarg des Cypselus (b. Paus.) war aus Cedernholz. Gegenstände*** aus Holz, Leder und Wolle wurden (mit Münzen des

*) Bei den Esthen war es Sünde einen Knochen unverbrannt zu lassen (s. Wulfstan). Im Verträge mit den Deutschrittern verpflichteten sich die Preussen (1249), die Todten nicht länger (mit Waffen und Kleidern) zu verbrennen, die Karthager (nach Justin) das Hystaspis (in dessen Zeit später Zoroaster's Feuerheiligung gesetzt wurde) widerstrebende Begraben aufzugeben. Die Celten verbrannten ihre Todten (nach Mela). Die Sachsen verbrannten (nach den Capitularien). Nach Albericus (750 p. d.) verbrannte sich (bei den Slawen) die Frau mit dem Gemahl. Die Seele fliegt als Vogel bis die Leiche verbrannt ist (im Gedicht Cosmistir und Wlastislaw. Itaque cum mortuis cremant ac defodunt apta viventibus (Pomp. M.) die Gallier mit iunera magna et sumptuosa (Caesar). In Germanien wurde die Asche im Rasenhügel geborgen (Tacitus). Die Heruler verbrannten die Todten (nach Procop) Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa ejus ad cinerem redierit, capite punietur (Capit. Car. M.). Humare (bairisches Volksrecht), effodere de terra (alemann. Volksrecht). Nach dem Odinschen Gesetz soll die Asche in's Wasser geworfen oder in die Erde vergraben werden, unter einem Hügel bei Reihern (Yuglinga Saga). Die Heruler vergruben (nach Procop) die verbrannten Gebeine ohne Gefässe in die Erde. Der (slawische) Kistenbau des Dachshügels bei Grossdrachendorf zeigt eine Art Columbarium. In einem der Todtegefässe im Hügel von Dotzheim (mit Bronzeringen) lag ein steinerner Phallus. Nach Plinius war das von Xenophon bei Cyrus beschriebene Begabene ältester Brauch. Tumhos findet sich als ausgehöhltes Grab in der Hias, wo sonst verbrannt wird. Cremata est (h. Tac.) Agrippina. Die Athener fanden die bewaffneten Skelette der Karier. Numa war begraben (Cicero). In the cemeteries of Kent and Sussex inhumation appears to have been the almost exclusive practice. In Norfolk, Cambridgehire, Northamptonshire, and Gloucestershire, the practice of inhumation and cremation would seem to have been contemporaneous, while in some districts of Norfolk, Suffolk and Derbyshire cremation appears to have been the sole observance (Akerman). Et fracto busta piare cado (Propert) in der Elegie auf Jen Tod der Cynthia. Die Etrusker (Jorio) bruciavano e non hruciavano i corpo di loro morti. Das Silicernum (Leichenfest) dauerte bis zur Zeit Carl M. Ibn Haukal (950 p. d.) erwähnt das Verbrennen bei den Russen. In dem Grab bei Olmütz (mit Stein- und Kupfersachen) war der Körper des Todten theilweis verbrannt.

**) Die Erhaltung der hölzernen Särge (mit Schlangen verziert) in den Gräbern bei Lupfen (mit Eisen, Bronze und Feuerstein) verdankt man (nach v. Dürck) der blauen Lette, in der sie hermetisch verschlossen lagen, die auch die Birnen, Nüsse, Pflanzkerne u. s. w. erhalten hatte. Grabkammer aus Fichtenbohlen bei Wulfen in Anhalt (mit Bronzeschwert) 1692. Ausser den skythischen Gräber Sibiriens (schon b. Amm. Marcell.) finden sich die tschudischen. Fruits, cabines pour la plupart, comme noix, châtaignes, amandes, noisettes in den Gräbern von Kertsch. Eberzähne wurden gefunden im Heidenbuck von Dörflingen, Bärenzähne an der Ostsee und Hirschkäuler im Altai, das Stiersymbol in den Terramare. Die Holzwände im Grabhügel der Königin Thyra Danebot waren beschützt und mit Wellenteppichen stellenweis behängt. Das Alter der Eichen bei dem Zilmadorfer Begräbnisplatz wurde nach den Wuchsreihen oder Jahrgängen auf 1200 Jahre berechnet (s. Schneider, 1835. In der verzierten Steinkiste des Merseburger Grabes wurde eine basaltene Streifst. ein Feuersteinmesser und ein Holzbogen gefunden (1745). In Thüringen ist angebrante Gerste, in der Schweiz halbverbrannte Eichen, sonst Knochen von Rindern, Ebern, Schweinen und andern Thieren in Grabhügeln gefunden (s. Weinhöld). Der Brettersarg (behängt) in Keut (mit Eisen und Erzsachen) ist mit Eisenbandern umschlagen (s. Fausset). Der Holzarg des Hügelgrab's bei Boller-lehen enthält Menschenhaare und Wollengewand (neben Bronzsachen). Die Steinkiste des Hügelgrabes von Uchte enthielt Stücken von Eichenholz (des Sarges) 1839. Von den hölzernen Griffen der eisernen oder bronzenen Messer waren mitunter noch Spuren vorhanden (in Hallsstadt). Rödemann fand in einem Grabhügel (bei Braunschweig) einen Steinkel, der mit dem Holz des Griffes umwachsen war.

***) Fast in allen Urnen (unter platten Steinen) waren eiserne Sachen, viele schon völlig unkenntlich und von Rost zerfressen (neben Bronze). Zwischen den älteren Sachen fand sich auch ein eisernes Messer (im Scherberg in Aegeln), da „diese unvollkommenen Geräthschaften des grauen Alterthums noch später mit Ehrerbietung betrachtet, vielleicht

Commodus, Trajan u. s. w.) im Tasebberger Moor gefunden (1859). Die reichen Kostbarkeiten*), wie sie die Scythen in den Gräbern ihrer Fürsten beisetzten, wurden in dem von M'Person bei Kertsch geöffneten Grabe (400 n. d.) bestätigt, wo sich, neben Pfeil- und Lanzenspitzen, Vasen, Gold-Diademe, Kessel u. s. w. fanden. Der von den Cimbern an Augustus geschickte Kessel mochte die Volk-zahl bezeichnen, wie die (oft in den Mythen) aus den von Jedem eingelieferten Pfeilspitzen zusammenschmiedeten. Die Erz-kessel des Grabhügel bei Pfäffikon zeigten eiserne Randbeschläge. Kranke bemerkt, dass in einem Steingrabe**) bei Bremen und Verden eine griechische Vase und Bronzespinnet gefunden sei. Eine assyrische oder etruskische Vase wird aus dem Tumulus von Gräbwyll aufgeführt. In dem als Ganggrab beschriebenen Angelhoch bei Mögdeburg fand Leopold neben Feuersteinmessern ein Weibgefäß von der Form wie in griechischen Volkspielen gebräuchlich (auch bei brittischen Angeln vorkommend). Das Skelett des Hünengraves***) bei Mellin trug einen Halsring von Frz (s. I aneil). Nach Nicali stammen die etruskischen Gräber-

zu Opfern gebracht wurden* (1844). Bipennis (im angelsächsischen Glossar) durch Stanax, Stanbill übersetzt. Im Grabhügel von Burghölzli (mit Skeletten und Bronzeschmuck) fanden sich Messer und Schnallen von Eisen, „beide von Rost zerstört“ (1832). Mehrere der Gerippe in den Gräbern des Eutibüchel (mit Eisensachen) waren „fast ganz verwest“ (1837). In einigen der Gräber bei Ratis (mit bronzenen und eisernen Sachen) fand sich trotz der ganz grün angelaufenen Knochen des Gerippe's keine Mitgabe (1829). Das in dem Moor von Dromkellin (in Irland) gefundene Blockhaus enthielt einen Steinmeißel, Ledersandaleu, steinerne Pfeilspitzen und Holzschwert (1833). Die eisernen Anticaglier (meist geschmiedet) sind seltener, als die von Bronze, theils weil das Eisen durch den Einfluss der Zeit und äusseren Umgebung vorzugsweise zerstört wird, theils weil unscheinbar beim Auffinden (Estorf). In Berührung mit der Bronze haben sich (in den holländischen Gräbern) Leder, Hanf, Tuchgewebe, selbst die Haut an der Leiche, erhalten. Das Vorkommen des Eisens (wenn auch meist vergangen) steht (nach Lisch) in mecklenburgischen Hünengräbern fest (1838), was wegerklärt.

*) Die Gräber der edlen Dänen wären mit Edelsteinen geschmückt und die Steinhaufen dienten ihnen als Ehrenzeichen (s. Wormius). Die Lithauer verbrannten die Leichen cum pretiosissima supellectilia. Gemauerter Gang im Grabgewölbe des Kegelberg's bei Spittelhof (mit Bronzefiguren und römischen Münzen). Thonschälchen mit eingeritzten Radauo in den Steinkammern bei Hommersdorf. Gewölbte Kammer im Grabhügel von I-övö (in Ungarn). Gewölbbau im Grabhügel von Damerow (in Mecklenburg). Odin lehrte, dass Jeder mit denselben Gütern nach Walhalla kommen, die er auf den Scheiterhaufen geholt, auch solle er das genießen, was er in die Erde gegraben hätte (s. Heimskringla). Die Schweden glaubten „dass, je höher der Rauch in die Luft steige, desto erhabener würde der Verbrannte im Himmel, und um so reicher, je mehr Gut mit ihm brannte.“ Die (von den Sueven erhalten) Heidenschauzen (Hünerringe oder Hünenburgen) enthielten Bronzegegenstände und Goldzierrathe, sowie Urnen mit Knochen und Asche (s. Schusterl). Nach Bartholinus legten die alten Helden Werth darauf, mit ihrem Schwert in Walhalla zu erscheinen, weshalb sich so oft Schwertstücke bei den Urneo der Tumuli finden.

**) Theoderich befahl, den Schmuck der Leichen als unnütz zu nehmen und zum allgemeinen Besten zu verkaufen (Cassiod). Die alten Dänen hatten strenge Gesetze gegen den Hügelbruch (Haugabrot). Die Gräber gingen keinem berühmten Tumuli vorbei. Si qui praeteriti repecuntur nullum illi expectabant operae pretium (Sperling) 1699. Die Waffen der Dänen wurden den Erben überlassen und nur ihre Nachahmungen begraben. Durch das Topfnecken wurden viele Gräber durchwühlt (s. Schreiber). Die meisten Steinhöhren in Blekiäg sind aufgebrochen (Worsaae) 1817. In der Hölle von Seisla (mit eisernem Spitzhammer) trieben die Venetianer ihr Wesen (s. Börner). Die römische Inschrift bei Meebore auf den Oraden spricht von Piraten, die den Dolmeo plünderten. Der Gouverneur Tschertkow bietet (1772) Bezahlung an für die Steine der bei Weliki Peski gefundenen Denkmale in Tumuli, um die Festungen am Dnieper zu bauen, aber der Kosch der Zaporoguen antwortet ihm, dass die Materialien schon seit länger zum Kirchenbau verwendet würden. Wie Pratz bemerkt brachte der Handel mit grossen Steinen (von den Denkmalen in Bremen und Verden) viel Geld in's Land (1710). Schon 1754 wurde über die Plünderung und Zerstörung der Denkmäler im Bremischen, besonders im Amt Bederkesa zum Wasserbau nach Holland geklagt. Die die „Mauern“ der „steinernen Hünengräber“ zerstörenden Steinroder wurden aus der Vogelt Steimke fortgewiesen. Die zum Canal- und Dammbau nach Holland u. s. w. mit grossen Steinen handelnden Steinhändler haben (nach Wächter) in Hannover viele Denkmäler auseinander gerissen (1841). Die Dannebrogschiffe in Brunlund (1702) ere ganze forsvandte (1865).

***) In der Steinkammer der Insel Kortitza (mit den Königsgräbern der Scythen) wurde arses je fer gefunden. In einem Hünengrabe bei Neetze fand man (1821) eine eiserne

Columbare aus der Zeit nach dem Fall Veji's, als Verbrennen an die Stelle des Begrabens trat. In den Steinkammern prenesischer Gräber fand sich silberner Schmuck nebst bronzenen*) (s. Voigt). Die Gutouen an der Ostsee führten (nach Tacitus) runde Schilder und kurze Schwerte (wie im Bronze-Altor). Die Gallier waren (nach Diod.) geschickte Erzarbeiter.

Kopfbedeckung (zwischen den Steinen). Im adligen Gericht Ritterbusch (Amt Osterholz) wurde bei Sprengung eines Hünengrabes ein metallenes Gerath (mit Haselrüsseln) gefunden, das (Kupfern und übersilbert) an einem Kreuz einen Schild mit Figuren von Sirenen, Löwenköpfen u. s. w. zeigte, römischer oder byzantinischer Arbeit (s. Wächter). Nach Dilichins Abbildung ragten die Träger des Hünenkeller's (im Balzenbett bei Sievern) 1603 hervor (als 1822). Bei der Zerstörung des Hünengrab genannten Grabhügels im Nindorfer Felde soll ein „kleiner verrosteter, eiserner Kaaten“ und in diesem ein „keilartiges Metallstück ohne Werth“ gefunden sein (1836). Die Urne der Steinkiste im Hünengrave an Fiedlnhöhlen (bei Hederkeza) enthält Silbermünzen von Vespasian bis zu den Antoninen (1861). On trouva sous un Dolmen de Plie aux Moines (Morbihan) des poteries de l'époque romaine. Les sepultures du dolmen de Plouharnel (mit Bronze- und Goldsachen und Steinbeil) rappellent les tumulus étrusques de Cornetto et surtout les Hünengräber ou les Riesensteinen du Nord (Bonstetten). Im Dolmen von Bois-Beraud wurden Bronze- und Steinsachen (neben dem Skelett) gefunden (Courtilier). Im Dolmen von Locmariaquer fand bonnetten Silex taillé (pointe de flèche) und tête de Jnonn Lucine, fragment d'une statuette en terre émité (außerdem Münzen Constant's). Unter den Steinen des Tumulus bei Presles wurden Skelette mit Eisenringen gefunden, aber (nach Balat) ohne Tumulus oder Dolmen.

*) Zur Zeit des zweiten punischen Krieges wurde der Degen mit einer kurzen Stosswaffe vertauscht nach dem Muster der spanischen Iherer (die Bronzewaffen führten, wie die Maassgoten). Nach Xiphilius gebrauchten die Britannier Bronze-Waffen. Strabonische Schwerter ältester Art haben keine Deckung, die man indess auf etruskischen Gefässen bemerkt (s. Kemble). Die Lusitanier gebrauchten (zu Strabo's Zeit) Waffen aus Eisen und Bronze. Bis zum zweiten punischen Krieg dienten Steinmesser zum Opfer (nach Livius). Die Seythen (zwischen Donau und Don) gebrauchten kupferne Pfeile (nach Herodot). In den griechischen Gräbern von Paestum (510 u. d. gegründet) wurden Bronze-Waffen gefunden. Zu Langres wurden Bronzewaffen mit römischen Münzen des Caracalla und Maximinus gefunden. Steinäxte in den megalithischen Monumenten bei Tortona (Umbros). In Sibirien wurden (XVIII. Jahrhdt.) Steininstrumente benutzt (Toilliez). Fac tibi cultros lapideos (Jok.). Die Bronze-Axte wurden (u. Nilsson) durch die Phönizier nach den Norden gebracht. Nach Gregor v. Tours überschütteten die Franken ihre Feinde mit Pfeilen (tormentum ritu). Die früher nur zur Jagd gebrauchten Pfeile fanden sich in Karl's Capitularien (813 p. d.) als Zubehör der Kriegsrüstung. Zwei von den Keilen seien so glatt als ein Glas geschliffen, einer aber noch roth gewesen, sagt Beckmann von den Steinfunden bei Pissnow. Joly fand in einem Grabe (der Römischen Zeit) bei Renaix neu cercle d'instruments en pierre polie. Die Hünengräber im Breisgau enthielten Waffenstücke in Stahl. Den urgermanischen Schweinehirten dienen die Fogos zum Werfen. Nach Rudbeck wurde im Norden Eisen später verwannt als Kupfer. Ferrum non superat (Tacit.) bei den Germanen, wo die Gothini Eisen gruben. Dacus aeneus aut ferreus aut lapideus erat (bei den Römern) in Bezug auf Horaz. Nach Mercatus hatte der Blitzstein als Waffe gedient. Die Tapfersten der Gatten trugen Eisenringe, von denen sie sich durch Erschlagung eines Feindes zu lösen hatten (s. Tacitus). Auf einem der Eisenschwerte (im Hügel von By) fand sich ein Fabrikzeichen (ähnlich dem von Nydam und Vinose), und da einer derselben unvollendet ist, so soll das Eisen gleich anfangs in Norwegen verarbeitet sein. Die neben Eisen gebrauchten Bronzemesser der Chinesen werden (nach Kingsmill) besonders in Canton gearbeitet. Alyattes schenkte eine Eisenschale nach Delphi. Die Wunden mit eisernen Waffen galten den Alten gefährlicher, als mit Bronze-Waffen. Nach Hesiod hatten die alten Hellenen nur Erz, da Eisen noch unbekannt war. Nach Lucrez war das Erz früher als das Eisen bekannt. En cymrique mael signifie à la fois fer, acier et gain, profit (Pictet) im Eisengeld der Britten. Aes (γνάζος) wird durch Ulphilas mit als übersetzt, und während Pictet die Zurückführung des Eisens auf Sanscrit ayas (das Eisen oder die Ableitung des aes ergebend) bezweifelt, setzt er wieder das slavische zelicao, als Eisen oder (helutschistainisch) sein, mit dem sanscritischen Eisen giriga in Verbindung, das aus Fels geboren (wie die Sachen des Sarranius) den Kiesel bezeichnet, und lithanisches sidabras würde eidōros auf eila führen, ferrum (fedrum) auf bhadam. Die Erfindung, das Eisen zu härten, wurde den Kelten in Noricum beigelegt. Die kimbrischen Reiter (zu Marins Zeit) trugen glänzende Panzer aus Eisen. Rarus ferri, frequens fustium usus, sagt Tacitus von den Aestyrern. Schilde und Helme waren bei den Germanen geflochten. Nach Homer wurde das Eisen von den Sintiern auf Lemnos (sowie in Thracien und Phönizien) erhandelt. Der Tumulus von Newgrange (in Irland) wird Gobha (Frau des göttlichen Schmiedes unter der Tuatha de danann) zugeschrieben. Die Britannier, die eiserne Ringe nach dem Gewicht als Geld gebrauchten, benutzten eingeführtes Kupfer oder Bronze (nach Caesar).

Im Alterthum verstand man die Bronze ähnlich dem Stahl zu härten (nach Eustath), bei den Aegyptern bis zum Schneiden des Grauit (s. Wilkinson). In dem von Morriington bei Pöckington geöffneten Barrow aus der späteren Periode der Briten wurden leaf-shaped flint arrows gefunden (1864). The barbed flint arrowhead*) gehört (nach Thurman) den Roundbarrows an (in denen die Steucocephalen der Longharrow durch Brachycephalen ersetzt werden). In den Gräbern von Lupfen (V—VIII. Jahrhdt.) wurden Steinwaffen**) angetroffen (s. Menzel). Die Sandsteinquadern***) des (ein Skelett einschliessend)

*) Bei der Mehrzahl der Steingeräthe erscheint die Bohrung d. h. v. Ausdrehen, entweder mit einem härteren Stein, oder mit einem Pflocke aus festem Holz, in Verbindung mit Sand und Wasser ausgeführt (s. Lindenschmit). Eine andere Weise der Bohrung wurde mittelst eines hohlen Metallcylinders ausgeführt, mit röhrenförmigen Bohrern aus Erz (wie bei Klemm) oder auch aus Eisen. Rau erklärt die Bohrung mit Quarzsand. In China und Japan wird Bronze allein oder mit Stahl verbunden zu Schmiedewerkzeugen benutzt. Im Packfong (Tong-Pack) fand Engeström Kupfer, Nickel und Zink. Zum Kupfer und Zinn (keltischer Bronze) kam später Zink, Blei (und Eisen). Aristoteles beschreibt *ῥὸν Ἰσπανικὸν χαλκόν* (aurichalcum). Der *χαλκοργός* oder *χαλκουργός* (furnarius faber) wusste der Bronze (in Aegina, Delos, Corinth) die entsprechende Farbe zu geben. Aristonides (pour rendre la physionomie rougissant d'Atthamas), fit un mélange de cuivre et fer. La statue de Jocaste, exécutée par Sularion, avait le visage pâle (par un mélange d'argent) in Pompeji und (nach Caylus) in Herculanum wurden eiserne und bronzene Waffen gefunden. Die Bronze der Cariben auf den Antillen war nicht nachzuahmen. Reste einer Schmelzstätte wurden bei Döbel, Gnasklumpen zu Bruck, dann Burtiguy, Ruaken u. s. w. entdeckt (v. Sacken), eine Fabrikstelle von Feuersteinnasser und Streit-Äxten (von Köhne) bei Semper (wie auf der Feldmark Klink). Celte sculptanteur in Silice (Hob) in der Vnlkata. Die ältesten Schmelzversuche der Tschuden waren auf Kupfer gerichtet. Die Kuznezkie Tatars (bei Tomsk) bauen Schmelzöfen für Eisen. Bei Gästrow fand sich (1841) eine framen aus Kupfer. Die Eskimo verstehen gediegenes Kupfer zwischen Steinen zu Äxten, Messern u. s. w. zu formen und auszutreiben. Ferri una post alia metalla reperta est (Isidor). Armabänder aus blauem Glase wurden (mit massiolischen Münzen) bei Brengarten gefunden, bunt emailirter Glasflus bei Grandson. Jam vero et per Gallias Hispaniasque simili modo arenae temperantur (Plinius). In Preussischen Gräbern findet sich neben der Bronze auch Silber (in gleicher Verarbeitung). Das Antiquarium der Pruna besitzt Hefeln, die aus Bronze und Silber bestehen (1838). In einem Grabe in Meislstein bei Elbing fand man nebeneinander Geräthschaften von Stein, Bronze, und von Silber, in einem bei Warenen im Sanlande Messerklängen, bronzene und silberne Schmucksachen und Glasperlen. Die Lappen geben dem Todten (unter dem Schlitz) einen Feuerstein für das Dunkel (Acerib). Die Lüneburger Wenden legten Körner in die Grabdeckel.

**) D'après son contenu, le tumulus de Tröllikon (à Zürich) doit appartenir aux derniers temps de la période cello-romaine, par sa construction il rappelle les tumuli germaniques de Sinshelm (s. de Bonstetten). Die Bronzeschwerter von Rud in Hannes sind am Griffe und Parirstange denen aus dem Eisenalter ähnlich. Der abgebrochene Steinhammer (in Hallstatt) fand sich neben einem Skelett (mit Bronzeschmelz). On a trouvé des gradus en verre dans les pilotis lacustres, comme on y a trouvé des monnaies, des armes romaines et même des objets du moyen âge (de Bonstetten). Un petit man de collier en verre a été recueilli par le colonel Suter, dans les pilotis de l'âge de pierre des tourbières de Wauwil (canton de Lucerne). Gerade die Älteste und vielfache Form der Steinkelle reicht (nach Lindenschmit) bis in die Gräberfunde der christlichen Zeit herab. Das gediegene Gold von Ural kommt dem in norddeutschen Gräbern aus der Bronze-Periode gefundenen Golde am Nächsten (s. Lisch).

**) Les Ages de pierre, de transition de la pierre au bronze, du bronze, et de celui-ci au fer, la période romaine en Helvétie, dans ses rapports avec les habitations lacustres sont purement arbitraires (Nicard). Nach Wibel finden sich erratiche Blöcke mit Nephrit in Deutschland. Nach Weinhold fanden sich Steingräber mit Metall, Hügelgräber ohne Metall, weder Verbrennung noch Bestattung hat zu Zeit dieser oder jener ausschliesslich geherrscht und die gleiche Vermischung der Gebräuche, wie der Beigaben von Bronze und Eisen, zeigt sich bei den Hügel- und den flachen Gräbern. Des silex taillés se trouvent à côté d'armes de fer, provenant des mêmes tombeaux que celles-ci (à Namur). In einem Grabe bei Tunka fand Poliakow (neben zwei Schädeln, deren Einer dem jetzigen der Mongolen gleich) eine Kupferplatte wie sie in den tschudischen Kurganen des Baikals angetroffen werden) und im Sande steinerne Pfeilspitzen, wie sie Tschapow bei Turukhaus gesammelt. Die Preussen gaben der Begrabenen Frau Zwirn mit, zum Ausschern des Anzuges (s. Grunau) und die Lithauer legen dafür eine Nahnadel in den Sarg (nach Kowalewski). Tempore Pharamundi mortuus comburendi mos desuit et Franci cadavera

den) Grabe's bei Christnaecht waren mit Eisenklammern zusammengehalten. In der Steinkammer des Hünenbette's bei Emmendorf wurden (neben Feuersteinmessern) bronzene und eiserne Fibeln gefunden (s. Estorf), unter den Steinpfählern des Hünenbettes bei Kahlstorf eine Leiche mit Ledergürtel, Celtische Verzierungen (sowie Inschriften im Ogham) fanden sich (in Irland) in den Dolmen der Tomulus, die den Thuatha-je-danann (Besieger der Aithnech-Tuatha) zugeschrieben werden (s. Martin). Ferguson entzifferte die Ogham-Inschrift* der Königin Medb oder Mabf (II. Jahrbdt. p. d.) in einem Dolmen bei Rath Croghan (in Connaught).

Die Scythen unterwarfen die Körper ihrer Könige einem umständlichen Einbalsamirungsprocess**), und werden auch mit den Leichen der Vernehmen, die (nach Herodot) vierzig Tage unhergeflut wurden, etwas Aehnliches vorgenommen haben. Aus völk-ländischen (s. Alberti) und böhmischen Gräbern (s. Jätsenstein) scheinen sich ähnliche Proceduren zu ergeben, woraus mitunter die gute Praeservirung alter Gebeine, verglichen mit dem Zerfall weit jüngerer zu erklären sein mag. Auch der Fuß der Heiligen, der oft bei den Translationen erwähnt wird, drang bei Eröffnung böhmischer Gräber hervor (mit mummienartiger Masse bei Preissnitzberg). In Childerich's Grab war (1655) der Körper

humano cooperatus (s. Schwabe). Zu Frotho's Zeit wurde begraben und verbrannt (s. Azziviel). Grandi corpora defunctorum nullus usus (Macrobins).

*) Die symbolischen Figuren der Dolmen in Bretagne, Irland, Süd-Britannien) haben sich auf den Waffen der spätern Monumente erhalten und noch weiter. Martin a vu sur des auges de pierre d'époque probablement mérovingienne. la reproduction des signes les plus compliqués de Gaww-Yuzg. Am Grabe zu Tharros auf Sardinien (mit Skeletten) stand (nach Nicolucci) eine Säule mit phönizischer Inschrift. Die römischen Schädel, die bei Ausgrabungen unter die Fundamente eines der Columbarien auf der Via Appina gefunden wurden, werden in die Zeit der Republik gesetzt. Birkerod fand Stierbilder in einem cimbriischen Grabe (bei Arnkief). In Childerich's Grab wurde ein Stierkopf gefunden. In den Strichen am Merseburger Grab zeigt sich das Bestreben, durch Eingraben und Anmalen eine Streitaxt nebst Bogen und Köcher darzustellen (s. Klemm). Eingritzte Zeichen auf Steinen des Jettenbergs (in Hessen). Das bei Königwarthe gefundene Gefäß war weisgelber Farbe mit roth aufgemalten Ringeln. In dem Tumulus bei Raelfstede fand sich (1719) nur ein aufrecht Stehender und die „darauf angelehnete Figur eines Cunei oder Donnerkeils“ (ohne Knochen oder Urnen), als Komotaphium (s. Fabricius). Die Figuren im Cairn von Dowth in Irland (ähnlich denen in der Grankammer von Kirik in Schweden) beziehen sich auf den (phönizischen) Senneucultus des Bronzalter's (nach Nilsson). Beckmann findet bei den Heidebütten (von Dedolow) Custodes (wie die bei parabolischen Steinkreisen den gegenüberstehenden Scheitel bildende Steine genannt werden). Die zwei Granitpfähler bei Grauholz (b. Bern) zeigen die Länge des Grabes des Riesen Boti an (s. Bonstetten). Die Bautasteine (Abwehrsteine) dienen dem Andenken. Die Osseten stellen den Angesehesten viereckig gehauenen Steine an dem Kopfende auf (s. Klapproth). Beim Uruch ist das Grab der letztern beräbmtet Helden und Richter auf einen länglich runden Platz, der mit Steinen umstellt ist. Etwas nördlich sieht man eine Menge grosser Feldsteine aufgerichtet, welches Gräber der übrigen Helden sind (unter den Dugort). Die Kurgan oder Bugar beissen (bei den Kaloukhen) Gasariba Tolegoi (Erdbügel). Bei Wladikawkas sah Zwick einen kleinen, ganz frischen Hügel. Man hatte den Todten auf ebener Erde gelegt, darüber einen Hügel aufgeworfen, und die Erde dazu aus einem umkreisenden Graben genommen, der zugleich zur Schutzwehr gegen wildendes Vieh diente. Die Oberfläche war mit Rasen bedeckt. Der Lütbauer bestreicht mit dem erprobten Perukunkula (Donnerstein) krankes Vieh (s. Gisevius). Prinz adparet ex crepudium cuneolum repraesentante virtutis quidem symbolo, auctore enim Hanselmanno cunei ad arma Germanorum referebantur (s. Schwabe). Die Steine zum Grabe Toobo Too's (auf Tonga) waren von andern Inseln.

**) Die Esthen wussten (nach Wulfstan) die Körper durch Kälte zu conserviren (die Neger durch Ausdörren). Die Leichen-Salzung war (zu Frotho's Zeit) üblich (Pontanus). Plinius spricht vom Einwickeln in Asbest. Die Scythen überzogen den Körper des gestorbenen Königs mit Wachs (nach Herodot) einbalsamirend. Der Leichnam in dem Stein-grabe der Steppe war (nach Zwick) „stark eingeeibet.“ Der Bischof von Olmutz (Dubrowki) liess Stücke des gewürzhaft riechenden Leichnam's (bei Steruberg) vertheilen. Der unter Rudolf II. bei Brandeis gefundene Körper galt für eine ägyptische Mumie (in den Hünengräbern bei Mellin fanden sich von den Knochen nur die Zähne (1837). Der Körper von Cicero's Tochter soll zur Zeit Paul III. in einem Oel-Liqueur liegend gefunden sein. Die Gebeine aus dem Sarcophag der Scipionen wurden später in Venedig begraben.

verschwunden, bis auf einen Zahn, welche unverwundlichen Theile des Skelettes deshalb auch in Indien vorzugsweise zu Reliquien dienen. Mongez erklärt den in jeder Urne bei Donauwörth gefundenen Zahn (*seminarium immortalitatis*) als das Andenken an einen in der Fremde Verstorbenen. *Quam ustulandum corpus erat, digitum ut inferias persolverent excipere solebant* (Worm). *Digitus decidebatur* (Festus). Im Kalewala zerschlägt Wiäna-möinen der in einen Adler verwandelten Pohjola-Wirthin alle Glieder, unserer den kleinen Finger ohne Namen, durch den der Sampo in's Meer geworfen wird. In dem 1863 geöffneten Longbarrow (mit Münzen Constantine's) waren die „bones much broken and decayed“ (Lawrence). In vielen Sachsen-Gräbern (V—VII. Jahrhdt.) „the body has apparently been completely absorbed“ (Akerman), while in others the teeth alone were the sole evidence. Im Grab von Dienheim bildeten die Körperreste mit dem Sand einen formlosen Klumpen. In den Gräbern von Hinkelstein waren die Körperreste oft nur durch die Farbe zu erkennen (s. Lindenschmit), sonst durch Zähne oder Stücke der Kinnknochen. The decayed condition of the bones in den Gräbern von Little Willbram (mit Münzen Hadrian's) erlaubt nur bei 24 aus 188 das Geschlecht zu unterscheiden. Aus den zerfallenen Knochen* der Livengräber an der Düna (mit Eisensachen) konnte Bähr nur ein „Paar Ober-Armknochen“ erhalten. Les ossements sont presque toujours en mauvais état (in den Dolmen Aveyron's). Not always are there remains of the corpse itself (Dennis) in etruschen Warrior-tombs.

Bei der unbedingten Verfügung, die wir jetzt durch Befreiung von veralteten Vorurtheilen über eine angemessene Zeit erlangt haben, wird es die gewissenhafte Pflicht der Alterthumsforscher fortan desto angeltlicher um jedes Jahrhundert zu feilschen, da die nahe liegende Verführung in bestimmungsloser Vorzeit Hypothesen zu bauen, den ganzen Werth unserer Detailuntersuchungen, aus Induction und Vergleichung gewonnen, wieder annulliren würde. Wir haben eine Revolution durchgemacht, die eine nothwendige war. Nachdem die erste Aufregung vorüber ist, kommt es jetzt darauf an zu zeigen, dass die Früchte derselben nicht Verwüstung, sondern vollendet. Neubaun seien, denn jede Revolution bringt nur Zerstörung, wenn die Leiter derselben sich nicht nachher aus freien Willen und verständiger Einsicht in gesetzliche Fesseln schlagen. So lange wir in irgend einem Datum, das uns die Forschung als Beitrag zur Kenntniss der Vo. mit überliefert, die geringste Möglichkeit sehen, dasselbe noch innerhalb des historischen Gesichtskreises vielleicht erklären zu können, dürfen wir über seine Pberipherie nicht hinausgehen. Nur wenn unwiderstehliche Gewalt zwingt, ist die Ueberschreitung gerechtfertigt. Je enger wir zunächst unsern Horizont begrenzen, desto besser sind die Resultate gewichert. Von einem festen Boden aus mag vorsichtige Erweiterung auf sicheren Stützen bleiben, schweben wir aber im raumlosen Raum, in zeitloser Zeit, so gleichen wir der blinden Schildkröte im Ocean, die (in indischer Parabel) auf den Zufall hofft ihren Hals in das Loch des Joche's zu stecken, das eb. nfalls, aber wer weiss wo, die Wellen umhertreiben. Ob die sogenannten diluvialen Zeugnisse der Menschenexistenz schon unbedingt als solche anzuerkennen seien, bleibe der Geologie überlassen, die darüber noch nicht ihr letztes, und eigentlich noch

* Les os, frêles et tendres, étaient le plus souvent réduits en pâte au eu bouillie, bemerkt Cochet von den Minores igne rogi in den bereits beraubten Gräbern bei Cany (mit Münzen des Kaiser's Philipp). Die Kinder auf dem römischen Kirchhof von Mesuil (der bereits beraubt war) waren in Särgen von Holz (Stein und Ziegel) begraben (mit Münzen des Trajan und Domitian). Malgré les conditions favorables du milieu, on les ne trouvaient, ces ossements (de la cimetière franc-méovingien de Londinières) ont été soumises à des actions chimiques qui les ont modifiés profondément, bemerkt Girardin (1847). Les ossements (der alten Römer und Franken) étaient plus riches en fluorure de calcium, que ne le sont les nôtres (Marchand). Les squelettes (dans les terres de Trocuboci et Kongehoei) étaient presque entièrement détruites par l'humidité, qui avait au contraire conservé les vêtements. Im Eisenalter bleibt von den Squeletten oft nur eine tache ou une strie noirâtre (V. Schmidt).

überhaupt kein entscheidendes Wort*) gesprochen hat, ob nicht manchen der sogenannten vorweltlichen Thiere eine verhältnissmäßig spätere Existenz und allmähliche Ausrottung durch den Menschen zuzuschreiben sei, scheint durch Erfahrungen in neu entdeckten Ländern Bestätigungen zu finden, da zugleich die durch die Accomodationsfähigkeit erläuterten Acclimatisationsmöglichkeiten den Verbreitungsbezirk sonst auf bestimmte Zonen beschränkter Thiergattungen ausdehnen, viel weiter ausdehnen, als man früher anzunehmen wagen durfte. Wie es sich indess immer mit diesen Zweigen der Alterthumsforschung, die in andere Gebiete übergreifen und dort durch Specialisten festzustellen sind, verhalten mag, so lässt es sich doch jedenfalls schon jetzt sagen, dass wir bei dem durch

*) Die in Knochenhöhlen gefundenen Menschenreste gehören allermeist nur den oberen Lagen der Ausfüllungsmasse, die fossilen Thiere dagegen werden in tieferen Lagen angetroffen, wofür dieselben nicht durch die Wülharbeiten des Fuchses oder anderer Höhlenbewohner mit den menschlichen Ueberresten später vereinigt sind (s. Geinitz). In den taschenförmigen Ausbuchtungen des Diluvium gris, in welche sich das Diluvium rouge eingelagert hat, kann manches einer weit spätern Zeit Angehöriges, selbst von dem Jöcheren Lager des Diluvium gris herbeigeführt worden sein, wie das namentlich mit dem Menschenknochen bei Moulin Quignon (bei Abberville) der Fall sein könnte (s. Geinitz) 1868. In den Kalkuffablagerungen bei Rabschütz sind kalcinirte Menschenschädel mit Stücken Eisen und vegetabilischen Knochen gefunden (s. Freierleben) und Schlottheim erwähnt der Entdeckung von Menschenschädeln in den Tufflagern von Meissen und Bismingsleben (1818). Die Beinwellen sind nach Beisetzung der Urnen (in böhmischen Gräbern) verhärtet (Jähns). Het verdient opmerking dat de beide wiggen to Westerkaven en te Lüthoven, by Steenvort („een Germaansche wig van Kwarts“ und „een anderen van schleiferigen Kwarts“) in de nabijheid der (antediluviaansche) fossiele beenderen ontdekt zijn (Hermann) 1865. Wie Nilsson bemerkt, sind die in den Höhlen Perigord's und später in der Grotto von Aurignac gefundenen Bohensteine, den neben einer Steinaxt und einer Feuersteinlanze auf dem Boden eines Torfmoores in Skonen liegenden gleich. Die bei Störberg und Febrbelln gefundenen Stößer oder Steinreiber wurden von Lisch (wie von Nilsson die scandinavischen) in ein hohes Alterthum versetzt, bis man an dem zugehörigen Mörser (von Deurne) die Jahreszahl 1393 entdeckte. It must be borne in mind, in studying flint implements, that the natural forms of flints may deceive in to the belief, that they have been formed artificially. These natural forms may be produced at the original formation of the flint in the chalk, by fracture and by weathering; the only evidence of the human origin of such implements which can be adduced is the evidence of design shown in various ways (Kneeland) 1863. Einzelne roh bearbeitete Feuersteingeräthe, Beile und Messer, sollen (nach Gaudry, de Mercy u. s. w.) in den mittleren und oberen Lagen des Diluvium gris, also im Allgemeinen in der Zone des Mammoth gefunden sein, die Meisten derselben rühren jedoch (nach den Mittheilungen der Arbeiter in den Gruben von Montières) aus dem Diluvium rouge und dessen Oberfläche her. Ebenso bei St. Acheul (s. Geinitz). Die für Menschensähne gehaltenen Zähne aus miocänen Schichten von Salmadingen und Elbingen gehören (nach Fraas) einem Affen aus der Gattung Dryopithecus an. A fossile cranium has been discovered associated with remains of extinct animals in a true stratified deposit (Cocchi) in Italy. *Bos longifrons* oder *brachyceros* (als Urstamm der kleinen Hochlandrasse) gehört (wenn auch vorhistorisch) den jüngsten Ablagerungen an (nicht so alt, wie *Bos nrus*) nach Dawkins. Die Kjoekkenmoeddings gehören (nach Steenstrup) einer Epoche an, die sich bis zu der Bronze-Zeit verlängerte. In den Kjoekkenmoeddings auf der Insel Hjern wurde Eisen neben samischen Gefässen gefunden (Flower). Gegenseinde von Bronze, Kohlen, Geschirrscherben, Austerschalen u. s. w. fanden sich in den Trichtergruben (Pouppits in England) oder Mardelles im Gebiet der Rhätier in Graubünden und der Raaraker am Ober-Rhein (s. Schreiber) als Drusus-Gräber (b. d. Tascharer). Mau hielt die Kjoekkenmoeddings früher für eingegangene Austerbänke, also natürliche Ablagerungen, allein der Umstand, dass nur ausgewachsene Individuen von Austern vorkommen, die zahlreichen Ueberreste von andern Thieren, Asche und Kohlen, sogar gepflasterte Feuerstellen, die Geräthe aus Stein, Topfscherben, lassen sie unbestreitbar als die Mahtreste lang her sesshafter Ansiedler aus der Steinzeit erkennen (s. v. Sacken). Austerbänke, die zur Ebberzeit auf längere oder kürzere Zeit entblößt werden, heissen (bei Arcaehon) Crassats. Auf jeden Boden, der mit faulenden Stoffen bedeckt ist, findet ein Absterben Statt. Wo in den Parks die Strömung gering ist, tritt die Schlammablagerung früher ein. Traullée glaubt, die Bänke des in den Torfmoor der Somme begrabenen Waldes (wo neben milliers de bois de cerf, d'urus, de chevreuil, de renne, de têtes de sangliers u. s. w. de petites statues gefunden wurden) dem Cultus Diana's geweiht (1810). Der Aethi- oder Machfia des hohen Norden's (in Rom unbekannt) sollte keine Knieheuge haben (s. Plinius), wie es von dem Elephanten erzählt wurde.

Menschthand aufgerichteten Monumenten nirgends durch die Noth gedrängt werden, gegenwärtig bereits über den auch aus andern Bestätigungen gegebenen Geschichtshorizont deutlicher Schweite hinauszugethen, da wir überhaupt noch nie unparteiisch und objectiv kühl versucht haben, sie auf denselben zu reduciren. Uns fesselt kein Verbot gegen entlegene Streifzüge, wenn sonst dazu geübtigt, da die Chronologie fortan dogmatisch gestockte Grenzpfähle ignoriren wird. Aber bis jetzt ist eine solche Nöthigung kaum eingetreten, und es bleibt deshalb die Pflicht des Vernünftigen einen vernünftigen Gebrauch von einer Freiheit zu machen, die sonst nur in Wildheit und Barbaroi verläuft. Die ältesten Pyramiden Egypten's lassen sich in die bekannten Dynastienfolgen einreihen, ebenso assyrische und babylonische Reste, die indischen Monumente, bei denen früherer Enthusiasmus in wolkigen Mythen einer Urzeit schwebte, zeigen sich jetzt als die jüngsten, und im megalithischen Europa liegt auch nicht der Schatten einer Rechtfertigung vor, weshalb wir über die schon sonst vertrauten Kreise historischer oder vorhistorischer Perioden hinausgehen sollten und von einem „Urvolk“ oder (nach Kayser) von Tacubden, die von ihrem geschichtlichen Boden losgelöst sind, wie Protocollen u. dgl. m., zu reden. So lange die nordischen Forscher nur die Deukale ihrer Heimath berücksichtigten, mochte die Hypothese eines Stein-, Bronze- und Eisener's ganz zulässig sein, aber das Festhalten dieser Perioden, als allgemein gültigen, würde überflüssiger Weise einen ungeheuren Apparat von Vermuthungen verwenden, wo die Thatbestände in klarer Weise für sich selber sprechen, innerhalb nahe liegender Zeiträume. In Deutschland, wo vor der Cultur die megalithischen Monumente schon überall verschwinden oder doch verwischt wurden, würde es in diesem Augenblicke schwierig sein, aus frisch angestellten Untersuchungen eine reine Operationsbasis zu gewinnen. Nehmen wir uns aber die Mühe, die früher freilich immer nur gelegentlich und meist zufällig zusammengestellten Mittheilungen zu sammeln, so ergibt sich leicht (aller Kritiklosigkeit damaliger Zeit völlige Rechnung getragen), dass die Gleichartigkeit der steinernen und metallenen Funde nirgends strenge Scheidung zwischen Steinbauten und Erdhügeln gestattet. Aus den Stü*) der Thongefässe auf Scheidungen der erst durch sie zu scheidenden Zeitalter schliessen zu wollen, ist ein sonderbarer Trugschluss, und so oft Lich versucht hatte, Definitionen darüber festzustellen, ebenso oft wurde

*) Der „slavische“ Stil der Urnen soll der entscheidende sein, bei späten Einführungen in das Grab, aber bis jetzt fehlen noch alle feste Definitionen, um zwischen „slavischer und germanischer“ Urne zu scheiden und wird ohne vorherige Feststellung des Slawischen und Germanischen an sich nur ein ciroulus vitiosus geschlossen. Quant aux arts céramiques, ils se montrent si perfectionnés dans les dolmens, que l'on en rapprocherait volontiers les poteries de colles de Pâge du bronze, bemerkt Desor, und obwohl Mortillet die poteries grossières für das Steinalter charakteristisch machen wollte, traten ihm de Cussé mit seinen Beobachtungen im Muséum zu Yvernoy, Leguay mit seinen Erfahrungen aus den Begräbnissen bei Varenne St. Hilaire entgegen. Costa de Beauregard possède, provenant d'un dolmen de Plouharnel, un collier d'or national, c'est à dire de cet or particulier qui a servis pour les monnaies angevoises et mérovingiennes le collier, ainsi qu'un autre semblable appartenant à Mue. Lébaüt était enfuis dans un vase de terre non tourné et grossier (s. de Longpérier), wobei Quaterfages an die Polynesier erinnert. Nach Durand werden im Dep. de l'Hérault noch hontzutage rohe Topferwaaren ohne Drehscheibe gefertigt, und die von den jütischen Bauern aus ihren Pflannenlehm zusammengeklebten Töpfe haben sich als Haudeisartikel nach Süden erhalten, trotz Sévres und trotz des hieroglyphischen Radgouta. Ein Anhalt für die Urnen wird sich nur aus den in topographischen Umgränzungen wiederkehrenden Typen gewinnen lassen, (wie bei den lausitzischen, während die canopischen des Netze-Distrikts, die ihre Analoga am Rhein und in Belgien finden, auf den auch bei den Allemannen zu Julian's Zeit bezugten Serapisdienst oder auf suevische Isis deuten und die becherförmigen der britischen Angelsachsen durch römische Vermittlung auf griechische Weingefässe), aber die bisherige Eintheilungsweise hat mehr beigetragen, dieselbe zu verwischen, als festzustellen. Trotz der (nach Posidonius) vor den Händern auf Pfählen (wie bei den Maori) gesteckten und durch Cederöl (wie in Neu-Galinea durch Trocken) präservirten Schädeln, zeigen die Gallier eine (bei ihrer Nähe zu uralten Turdeaniern Hispanien's) nicht gerade überraschende Cultur (b. Diodor), mit goldenen oder aus Eisen gehäkelten Harnischen gewappnet, mit goldenen Ringen, vergoldeten oder versilberten Gürteln geschmückt, eherner Helme mit Vogelschichtern oder vierfüßigen Thieren

er wieder durch seine eigene Sachkenntnis gewarnt, daran festzuhalten. Wie schon Wächter bemerkt, können meistens (im Hannoverischen) die Erdhügel für Gräber der Gemeinen, die kolossalen Steindenkmale bei ihrer weit geringeren Zahl für die der Vornehmen gelten, und wo das Begraben nicht (wie bei den Scythen, die mit dem verbrannten Leichnam die getödteten Diener begruben) auf Grabhügel deutet, sondern sich als durchgängige Sitte zeigt, wird man auf das dem Brennen*) folgende Hügelalter (bei Snorro) geführt, das sich in Schweden an Frey, in Dänemark an Dan (und dann an die mit Ingentes Saxorum Moles besetzten Ländern nach Egeard) knüpft, und also (auf das durch klassische Schriftsteller in keltisch-germanischen Ländern bestehende Verbrennen folgend, an die bei der Völkerwanderung nach Westen vordringenden Reitvölker, die in ihren baumlosen Steppen immer bis in sibirischen Truchdengräbern bewiesene Begraben geübt haben werden. Dass diese mächtigen Bauten, die noch jetzt in ihrem verfallenen Zustande die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, im XIX. Jahrhdt. nicht noch Schätz**) bergen werden

(wie die zu den Celten „gegen Norden hin am Ocean und boreynischen Walde“ gerechneten Cimbern) tragend, bemalte Schilde schwingend mit ehernen Thiergestalten, schraubenförmig gezackte Speere und an Eisenketten hängende Spathen-Schwerter. Ihre künstlichen Legirungen in verschiedenen Metallen besaßen (nach Plinius) weiten Ruf. Neben den Totertöpfen (schwarze Thone) bei Todenhügel (b. Reudsburg) wurden (ausser Metall) Steinmesser gefunden (Hirschfeld). Länderschnitt erkennt tyrrhenische Erzkennt in den Funden zu Dürkheim, Birkenfeld, Weiskirchen. „Die geschmackvollen Thiergefäße (des Steinalters), auf der Scheibe gedreht, übertreffen die des Bronze-Altars und mehr noch die des Eisenalters.“ Bei Belgen wurde eine zimmerne Urne gefunden (s. Kreussler) Ausser Glasperlen, die den ägyptischen (bei Seetzen) entsprechen, findet sich cypraea moneta (aus Indien) in livländischen Gräbern (nach Kruse). In den Trümmern der Mongolenstadt Ukek an der Wolga fand Zwick kleinere Pfeilspitzer, bleierne Wirtel, Metallspiegel u. s. w.

*) Nach dem Braus-Büchle (mit Bauta-steinen), begann das Hauge-Büchle und Olavs Wornu un erscheldet Rois-Old, Hoig-Old und Christendom-Old Majores nostri, antequam religione christiana imbuti erant, in jecta gleba et terra tumulis, humarant et quidem in campis patentibus (Bayern) in Schleswig. Sepulturne Potonorum erant in silvis et agris, tumulosque aggregatis lapidibus vestientis (Alexander Quagninus). Die etruskische Nekropolis von Marzabotto zeigt gleichzeitig Bestattung und Verbrennung (s. Gozzadini). Nach Eckhart verbrannten die Slaven die natürlich, begruben die im Kampf und an Wunden Gestorbenen. Die römischen Gräber bei Sabaria in Ungarn enthielten theils verbrannte Reste, theils Gerippe. Dem Verbrennen folgte das Ossilegium für die Cineraria. Un même tumulus s'est trouvé renfermer des corps enterrés dans les cercueils, d'autres gisant sur des couches de feuilles de laurier, d'autres marines ou de copeaux et enfin des urnes en argile ou des vases peints, contenant des cendres de mort (b. Kertch). In den Gräbern Olliv's fand man bald Skelette, bald Aschenurnen (Oswaroff). In more prisci Saxones habebant suos extinctos vel comburetis vel humare (Weise). Idem fecerunt et Slavi. The manner in which the teeth (of the skeletons in the sepulchral Mound near Newark, Ohio) were worn away, indicates that the moundbuilders, like the ancient Egyptians and the Druces of the stone age, did not in eating, use the incisive teeth for cutting, as modern nations do (Marsh). Rossi hat in keinem altgriechischen Grabe den Holzarg (wie Gropius in der trockenem Localität bei Axone) gefunden, wohl aber die zugehörigen Metallbeschläge. Favel fand in Gräbern bei Athen (mit houstrophedonischer Inschrift) le squelette couche sur un lit épais de feuilles d'olivier encore en état de brûler. Sitzende Begräbniss findet sich bei den Bascbiren (nach Erman), im Tumulus von Lettra (v. Döben), in dem Grabhügel von Kalsdorf (mit Mörtelbeguss), auf merowingischen Kirchhöfen, wie bei Enverneu (s. Cochet), bei Chrisnach (Küngling), bei Unterwinden (Kruse), bei Petersberg (1811), zwischen Dudenford und Speicher (1848), bei Marston Saint-Lawrence (s. Dryden), bei Selzen (s. Länderschnitt). Carl M. war sitzend begraben. Die Troglodyten begruben (nach Diodor) zusammengebunden, und so in Süd-A. abien (nach Wrede). In den (pathischen) Gräbern Babylons waren die Todten zusammengebragt (s. Frossel), in den Hügelu von Dorsetshire hockend. Stantes sepeliuntur Judaei, certe supini sepeliuntur Christiani (in fidem resurrectionis). Nach Macpherson wurde der Todte in Caledonien in die Erde gegraben, und dann über ihn ein Hügel errichtet. Ausser den Druisians wurde es verboten die Todten übereinander zu legen (s. Hartzheim). Der griechische Schädel (J. Jahrh. s. d.) aus einem Grabe bei Cumae lag in einer Lettenschicht (Carus). Blumenbach erhielt den Schädel Veteris Graeci aus dem Museum des Nolanus und den Veteris Romani (durch Borgis) aus einem prätorianischen Lager.

**) Cavere legibus suis Frotho non potuit, quin posteritas spe lucri, magnatum tumulos violare eorumque cava rimari annitoretur, non sine insigne vitae, sanitatisque

ist bei den früher bei gleicher Gier noch rücksichtloserem Golddurst der Menschenaater klar, wenn man jedoch (ausser dem als werthlos zurückgelassenen Steingräß) noch mitunter die eine oder andere Beigabe in der sonst leeren Grabkammer entdeckt, so gleicht sie völlig der der gewöhnlichen Gräber, die an Eisen oder Bronzesachen reich sind. Dass nicht Jeder*) solche Monumente für sich aufrichten konnte, ist selbstverständlich, dass die Fürsten es aber auch im X. Jahrhdt. fortsetzten, ist aus dem Aufstande der Jüten gegen die ihnen (wie den Juden beim Pyramidenbau zugemerkten) Frohdienste**) (bei Gorn's Mausoleum***) erwiesen, und wenn der Steindieb in der Steinkiste der aus Granitblöcken aufgeführten Grabkammer (im Hünenbett) zu Felgen, von einem „äusserst glaubwürdigen Manne“ geöffnet) noch seinen Holzgriff bewahrte, so zeigt solche Praeservirung nicht ein hohes Alter an. Riag spricht von Errichtung eines eadlichen Cromlech's 893 p. d.

Aus dem Tumulus von Kappechten oder Kapschden (bei Libau, wo Münzen des Hadrian, der Faustina, der Antoinette u. s. w. (und später Philipp Arab.) gefunden waren, wurden nach der protokollarischen Aufnahme (1842) neben Aschenurnen, Bronzesachen,

dispendio (Ol. Worm). Saxo erzählt wie die Schatzgräber in Balder's Hügel von den Diis loci illius praecidibus vertrieben wurden. Trotz der Haoghus (dei maes) sind „diese heidnische Gräber auch Einführung der christlichen Religion gaten theils zerstört“ (Arnkjell). Ulpian setzt Strafe auf die Grabberaubung dolo malo und ebenso Paulus, aber sepulcra hostium religiosa aolis non suat. Die norwegische Bauern wählen die Nacht vom Donnerstag zum Freitag zum Schatzrahen (s. Beauvois). Avi mei, prouvi tui tumulum hesterno proh dolor die pene manus profana temeraverat. Sed Deus affecit ne nefas tantum perpetraretur. Campus autem ipse dudum refertus iam iustissimis favillis, quam cadaveribus nullam jam diu scrobem receperat (Sibon. Apoll.). Durch die etruskische Sitte de déposer dans les tombes des métaux précieux wurde früh die Habsucht gereizt (s. des Vergers).

*) Die Sklaven der Russen wurden Huaden und Vögel: zum Frass hingeworfen (Iba Fozlan). Den Reichen wurde (bei den Russen) Ohst mitgegeben (Iba Fozlan). Die Vornehmen wurden bei den Slawen mit Wachholderheeholz verbrannt (s. Kreussler), und ähnlich bei Germanen (s. Tac.). Nach Wilhelm gehören die Farchengräber den alemannischen Adel aa. Ossian heisst die von Feldsteinen eingefassten Gräber (αρχαίος der trojanische Helde), maay a greca hill with mossy stones. Aervi lapidum sunt sepulcra prout communiter, sed colles et montiuli sunt sepulcra uohilium et nouibulum personarum. (Petr. Ol.). Apud majores nobiles aut sub montibus altis aut ia ipsis montibus sepeliebatur (Servius). Altos tumulos (hei den Chunken) ut tribuallia structa Manibus (s. Plinius). Die Mogyleu (der Slawen) waren Deakmler für Helde und Voruhne (Lechen), die Gemeinen (oh verbrannt oder nicht) wurde auf Begräbnisstötter beigesetzt (s. Schaffarik). Die helvetischen Gräber differiret soloa le rang, la fortune, l'état ou le sexe (s. Bonstetten). Les sépultures souterraines sans tumulus gehören (in Asorica) der partie inférieure de la population aa (s. Martin). In Osnabrückischen erkennen man die Gräber der Auske oder Gemeinen (auch Ostmana von der Leye) durch die dort gefundenen Pfeifen (neben Feuersteinmesser, Streitkäte u. s. w.). Lett caste people are not allowed to burn their dead, they bury the corpse (in Czelen), wie im Hügel von Maaden. Der allgemeine Name der Waffen bei den Sorben war Bron, welches Wort auch Egge heisst (s. Kreussler). Die Orneuhügel enthielten Bronze, Schweißknochen (bei Veerssen), Feuersteinmesser (bei Niendorf) und Eisennadeln.

**) Als König Harald Blauand († 981 p. d.) die Jüten zwang seinen Vater Gorn und seiner Mutter einen ungeheuren Grabhügel (bei Jelling) mit eingehauenen Runen zu errichten, empörte sie sich aus Missvergügen über die grossen Anstrengungen und wählten seinen Sohn Sweud zum Führer (s. Ross) ia Hyarans' Grab bei Flensburg fanden Gaillardot und Percy geschwärtzes Holz. Testatur historia Norwegica in Harald Harfagne, regulos duos in Naumedal fratres steinos, tribus integris annis, impensis magnis in unico tumulo fabricando laborasse (Olaus Worm).

***) Die einzige Nachricht (Tytlesio's), die uns von der Erbauung Stoneheuge's nach dem Massacre (473 p. d.) der (aus den von Dänen besetzten Vithaesleth ausgezogenea) Sachsen durch den Briten-König Aurelius Ambrosius (h. Geoffrey Monm.) in Wiltshire, dem Land (vaelsingischer) Wleiten (Welikan oder Riens bei Aleksjejew, wovoa Koeppeu die Grabhügel in Westrusland als wulotki, tumuli gigantum, oder osiki bezeichnen horte) oder der Wilzi (auch Saxo's Athleeta der Teatones oder Wasse) thrig ist, wird wegen ihrer Jugend von altersrauen Irracontern natürlich keines Blickes gewürdigt, wua sie auch die aus Irland gebrachten Steine auf den inoren Zirkel beschränkte. Die in dem Tumuli von Stoneheuge gefundenen Eisenwaffen had evidently been placed there subsequently (Lubbock).

Schnock u. s. w. auch eine Lanzenspitze von Eisen und ein Bruchstück einer eisernen Waffe aufgefunden. Die Münze der berberischen Dolmen (nach Fersand) gehörte gleichfalls der Faustina an. Der von Weinhold den Hermanduren zugeschriebene Grabhügel im Orlagan (s. Adler) enthält eine Münze Alexander M., (neben Gerippe und Bronzeweaffen). Die bei Dreimansdorf am rigaischen Meerbusen gefundene Münze zeigte sich (n. Kruse) als eine griechische (wahrscheinlich Cyrene angehörig) und auch dort wurden „Urneischerbeu, Knochenreste, Bronzefragmente, Glasperlen, eiserne Lanzen- und Messerfragmente“ gefunden. Syracusanische und Thasische Münzen, sowie eine Münze des Demetrius Peliercotes ergab (1822) der Grabhügel zu Peters-Capell am rigaischen Meerbusen und die bei Ossieltske oder Ascaucalis (im Grossherzogthum Posen) gefundenen Münzen aus Athen, Aegina, Cyzicus, Olbia (s. Levezow) gingen auf IV.—V. Jahrhdt. u. d. zurück (Kruse). Bei Welehubenk an samogitischer Küste wurde (1798) eine atheniensische Münze (1000 a. d.) ausgegraben (s. Vater), eine griechische von Neapel bei Dorpat und eine Münze aus Panormos auf Oesel (s. Luce). Der Münzfund bei Schreitlauken zwischen Königsberg und Crauz (1838) enthielt Trajan, Hadrian, Faustina, Commodus u. s. w. angehörige, der bei Bornsmünde Claudius II., Valentinian, Antonius u. s. w. Der sprechende Beweis einer einzigen kleinen Münze*) keunte unter Umständen genügen die kostbarsten Prachtgebäude von Hypothesen umzustürzen, wenn auch Decennien hindurch Zeit und Mühe auf ihre Ausschmückung verwandt hätte, leider aber hat das früher von den Numismatikern befolgte System der Eintheilung viele ihrer Funde für ethnologische Untersuchungen unbrauchbar gemacht. Bemühen wir uns deshalb, wenigstens fortan diesen und anderen archäologischen Thatsachen die einzig sichere Stütze, die durch den topographischen Boden ihres Fundes gewährt wird, nicht länger zu entziehen und keinen vorgefassten Theorien eine Einrede zu erlauben, wenn die objective Ansammlung der Beweisstücke

*) De yngsta mynten i Thorsbjerg Mose voro 3 af Commodus och 1 af Sept. Severus, 1 Nydam Mose funnos 5 Commodi mynt och 1 af Macrinus, på intet dera stället lågo några mynt från de andra kejsarne efter Commodus (Montelius). In Gräbern der Schweiz, Süddeutschland und England kommen römische Münzen aus dem II.—III. Jahrhdt. p. d. mit Eisensachen vor. Einige der Gräber bei Basel sind aus zerstückelten römischen Leichensteinen gebaut mit christlichen Inschriften. Auch neben Schwertern und Celte von Bronze hat man (in Cernwall und Dep. Soume) römische Münzen aus III.—IV. Jahrhdt. p. d. gefunden. Das Schwert Stephan's des Heiligen zu Prag gleicht in den symmetrischen Verzierungen dem Schwerte Childerich's (und dem in Kopenhagen aufbewahrten). In der Insel Gotland wurde eine griechische Münze (von Panormos), sowie eine Diobolus Philipp II. (Vater Alexander M.), und römische Münzen (der Faunilien Lucretia, Naevia, Publicia, Pestamia, Tituria, Veturia, Opeimia, Coponia, Sticinia, Proclia) nebst Kaiser Münzen nach Augustin (s. Montelius). Bei Gahne (in Bahl) wurden unter Steinen zusammengefundene Bronze-Bracteaten und eine Silbermünze von Crispina (Gattin des Commodus). Zu Amunde (in Burgs) wurden unter Steinen Bronzeketten gefunden mit Silbermünzen um 1300 p. d.), sowie Münzen König Edward's, sassanidische Münzen u. s. w. Die in Ostpreussen 1838 gefundenen Kaiser Münzen des Honorius, Valentinian III. u. s. w. werden, (wie die von 1822) zu dem von Theodorich den Aestern geschenkten Schatz gerechnet (nach Voigt). Griechische Münze von Lysimachos in der Oberlausitz (s. Preusker). Im merovingischen Kirchhof von Envermeux wurden Kaiser Münzen (I.—III. Jahrhdt.) gefunden. Die in Ungarn gefundenen Regenbogenschüsselchen sind entstellte Nachahmungen der Tetradrachmen Philipps II. von Macedonien. Manche zeigen die Namen keltischer (bojischer) Fürsten. Die besonders bei Gagers und Irshing (südlich von der Donau) gefundenen Regenbogenschüssel-Münzen (an der Jaxt, in Böhmen u. s. w.) sind (nach Streber) aus dem Gold der Vindeliker geschlagen (keltischen Gepräge's). Neben Massaliotischen und celtischen Münzen finden sich Eisenwaffen (und Bronzesachen) auf dem Schlachtfeld von Tiefenan, wo (nach Bonstetten) die Helvetier (zur Zeit des Tiberius) einfallende Rhatier besiegten. A Faoug sur le lac de Morat, on a trouvé en milieu de preux en chène quelques monnaies romaines, parmi lesquelles on a reconnu une Faustine et un Antonin. Die celtischen Münzen konnten in spätere Gräber gekommen sein, in derselben Weise wie französische Bauern römische, die sie finden, für Weihgaben in der Kirche verwandten, um sie nicht ganz zu verlieren (wie Cochet bemerkt). Pecuniam veterem et diu notam (Tacit.) wollte man beim Handel in Germanien. Im Grabe Childerich's wurde eine Münze aus der Consulat-Zeit gefunden, 1 Nero's, 1 Trajan's, 5 Adrian's, 9 Antoninus P., 7 Marc. Aurel' etc

noch so mangelhaft bleibt. Auch die Paläolithiker dürften der Induction grössere Achtung schuldig sein. Freilich führen viele Strassen nach Rom und Braudt fand 1669 den Phosphor als er den Stein der Weisen suchte, aber der von Haimo im IX. und Morienos im XI. Jahrh. angegebene Umweg dahin, war doch ein küssorst schmutziger und zeitraubender. Auf derartigen Nebenwegen könnte auch die Societas Philosophiarum Hermeticae wieder zu Ehren kommen, seit die Transmutationen nicht mehr vor den Homunculus zurückschrecken *homo secreta ratione in vitro vel ampulla chymico fabricatus*, obwohl schon der alte Sendivogius trotz seines Glaubens an die *Materia prima*, zur Einsicht kam, dass ein Metall der Artzug des Metalle's sein müsse, „denn ein Hund wird nur erzeugt durch einen Hund.“

Nach Länderschnitt gehen die Riesengräber, Steinhäuser*), Stein- und Erdhügel (in Deutschland) durch alle drei Zeitabschnitte hindurch und ebenso die Flachgräber. Von den Erd-Denkmalen (Grabhügel, Todtenhügel, Hünengrab, Heidengrab, Heidenhügel, Erdgrab, Kegelgrab**), Furchengrab, Brandhügel, Topfberg, Opferrhügel, Tumulus, Heiden-

*) Die Steine des Schatzgrabe's von Minyas waren künstlich in einander gefügt (Pausanias), le système de construction fut introduit sur les rives du Pont Euxin par les habitants des colonies grecques (Chail). Le tumulus, comme tombeau, est l'usage des colonies joniennes (Dubois). Die Bozogans des (mongolischen) Grabhügels bei Belhowitz (mit Holzkasern) den-on auf nugarischen oder slawischen Ursprung. Forster fand einen von Pfählen umgebenen Tumulus in Neu-Cal-donia. Der zum Begräbniss dienende Tumulus in New-South Wales (als länglicher Kegel) wurde durch einen Holzbogen aufrecht erhalten (Oxley). Die Dolmen in Kaçim (Provinz des Nedj) werden von den Arabern Riesen zugeschrieben (Palgrave). Die peruanischen Chulpas (in der Bedeutung des Monumenten von Amyclae ähnlich) gleichen (nach Squier) den Dolmen. Nach Gailthabaud fanden sich Dolmen bei Rio Janeiro. Die in Egypten dem Mercur geweihten Tempel bestanden (nach Strabo) aus zwei rohen Steinen mit überliegendem Dritten. Das Monument von Amyclae glich (wie das Larissa's von Argos, Asty's von Athen in Hermione, in Atina von Argolis, in Tyrina, in Mycene) den Riesenbauten bei Pausanias (nach Fourmont). Layses fand Dolmen am Jordan. Auf den Berg Hebal wurde aus rohen Steinen ein Altar errichtet (ohne Bearbeitung mit Eisen), wie bei dem heiligen Altar (nach den Rabbinen). Der Tempel Zorababel's war von rohen Steinen. Nach de la Saussaye hatten manche Tumulus (in denen man kein Begräbniss findet) zur Bestimmung der Landgrenzen gedient (wie in den Leichen der Agrimensores oder Gromatice scriptores bemerkt). In insidiis ubi rariores terminis constitutis monticellos plantavimus de terra, quon bolotinos appellavimus. Et intra ipsos carbone et cinere et testa sua cooperuimus. Trifinium quam maxime quando constituimus cum signis id est cineribus aut carbonibus, et calce biduo construximus et super totam monticellum constituimus (Fastus et Valerius). Oestlich von Fe-nie (im Reiche We-ke, im Nordwesten an Kitan grenzend) sind alle Pfeile mit steinernen Spitzen versehen und die Menschen, daselbst sind das alte Geschlecht Su-schin. Dieselben (mit Ta-mo-fe-muantscho oder Auführer) bilden ein starkes Reich inmitten der östlichen Fremdländer (nach dem Taipingyälau). Das bei Maschura ausgegrabene Obsidianstück (als Rückstand bei Anfertigung steinerner Pfeilspitzen) war den jetzigen Kamtschadalen unbekannt, indem ihr Steinalter seit dem Verkehr mit den metallreichen Japanern endete (s. Erman). An der Stelle wo das Schiff mit den Verstorbenen und sieben Mädchen verbrannt war, richteten die Russen einen runden Hügel auf (Ibn Fozian). The case is the Irish barrow at New-Grange (in the county of Meath) intersects the gallery transversely, so as to form a cross (nach Pownall). Die von Sand aufgeschütteten Tumuli (Kriech-Kappe oder Russengräber) oder Wanne-Kipat (der Esthen) decken bald unverbrannte Leichen (mit Mögen Ethelred's und Kanut's), bald Brandstätten (s. Kruse). Die Gräber unter Steinquadraten, bei denen die Erde (wie durch die 1837 übergetretene Böns) fortgeschwemmt wurde, enthielten unverbrannte Leichen (Kruse), als Fyrkantige Högar (bei Liljegren). Auf der Insel Oesel finden sich Brandstätten unter Steinlagern (Kruse), als Fyrkantige stenggringar (b. Brunnins). Die mehrere Gräber zusammen enthaltenden Tumuli entsprechen den Polyandrien (der Griechen und Bömer). Homolka ist die viereckige Erhöhung auf den Hünengräbern der Sorben. Low ist irische Bezeichnung für Grabhügel. Anno 1686 in agro Holstinae Brockdorffano reperta fuit urna sepulchralis, cui ex silice fava adiacebat cuspis hastae epithimae longitudinem aequans (Oesterling). Die von den Kalmücken gebrauchten Ohi. (s. Zwick) gleichen den Celten. Die ebernen Lanzen spitzen der Ligurer bewiesen griechische Herkunft (nach Strabo).

**) Die Hünengräber (Carlasteine oder Schnupfsteine) oder Weinberge (In Deutschland) entsprechen den Pierres plates oder Grottes aux feés in Frankreich. Bei den Hünenbetten (Danzelstein oder Wulfstein) oder Büttenberg unterscheidet man in Dänemark Sunddysser und Langdysser. In den Hügelgräbern (Haug oder 'Anne's Väter, Bock, Rete'

kirchhof, Wendenkirchhof; sind die Stele-Deukmale (Riesengrab, Riessenbett, Riessenstein, Hünengrab, Hünenebett, Hünenring, Hünenkeller, Bulzenbett, Heidengrab, Heidenring, Steingrab, Steinkreis, Steinhügel, Steinberg, Steinhau, Steingrab, Steinreihe, Opferaltar, Teufelsaltar, Opferstein, Braustein, Lercherstein, Speckseite, Backofen, Sonnenstein, Trutenstein, Ehrengang, Rieserkirchhof) zu unterscheiden (s. Estorf) bei Celsius Die Moriner, Atrabater und Eburoner, die sich vor den Feinden auf Sumpfwäldern zurückzogen, wurden bei trockener Witterung leicht gefangen (nach Strabo) und Suidas beschreibt Pfeilbothen* bei den Allobrogern, die sich bis zum Lacus Lemanus vor den Helvetiern zurückgezogen. Die Wolot (Sopka oder Welikan) in völsungischen Wäldern Vilkinsland's fährten (als Riesen) durch Wolchow auf die Höldegräber** am Ufer des Wolchow. Die Drachenhäute werden dem saporagischen Helden Zmije (Drache) zugeschrieben. Da diese häufig angelegten Bemerkungen sich bei der bevorstehenden Ausgabe des Heftes zu sehr ausdehnen schienen, werde ich später darauf zurückkommen.

Höhle, Geldkugel, Fronhauser, Kopp, Knoppe, Otterberg, Milchberg u. s. w.) ist die crematio (Leichenbrand) häufiger, als die humatio (Bestattung unverbraunter Todten). The method of removing the blocks (of the sepulchral or memorial stones among the Rhasias) is by cutting grooves, along which fires are lit and into which, when heated cold water is run, which causes the rock to fissure along the groove (s. Huoker). Das Hünengrab zu Albersdorf (auf Fehmern) diente den Böten als Marke zum Lauden am Gold. Das Polyandrium der Aethener (bei Morathon) wird ἄσπις (der Haut) genannt. Die Sopken (Wolfskugel oder Hornokel) oder Zelnaken heißen (lettisch) Milsengu Kappi (Bogry bei Pentskapsam).

*) Krenslar (Fest Pfalz von den Pfahlwerken des Schlosser (palatia, im Schutt eines früheren Moraste's zu Leuz) fand Rose Keilstücke und abgebrochene Pfeilspitzen. Bei Traleus wurden im Schlamm Bretterwerk und Pfähle angetroffen (1815), sowie Pfähle in einem Graben bei Diepholz. Die Wohnungen der Chauken waren zur Fluthzeit von Wasser umflossen (s. Plinius). In Schottland wurde (in Athassig) der Pfahlbau eines Cranog gefunden. Nam et civitatem Stetinensem, quae stagno et aquis undique cincta, eroberte dux Polabens (1121) auf dem Eise, Otto von Bamberg fand in den von den Moris bewohnten Waldbergen einen Geflüchteten, der parvam in medio ipsis stagni planiciem bewohnte. Die thessalische Sumpfstadt Ravenna am Adria war (nach Strabo) mit Canälen durchschnitten, so dass man nur auf Brücken und Fähren passirte. Die Heueter (mit heiligen Pferden des Wolfszeichen's) opferten weisse Pferde.

**) Statt der Noylen (in der Ukraine bei Swicki) oder (bei Nestor) Mohila schüttete man in Mosorien und Pannonien kleine Erdwalle (Grobwee, Kopec) auf. Köppen unterscheidet vorhistorische, warägisch-russische und kosakische Kurgane. In Gallizien sind die Tumulus (Mamaos oder Medornas) meist rund. In den Steingräbern (Majaki und Stanski) ist Eisen häufiger als in den Hügelgräbern oder Kurgan (nach Pallas). Im südwestlichen Deutschland sind in Hügel- und Furchengräber die Beigabe (nach Schreiber) dieselben. Die Hügelgräber (Kappkahn oder Graberberge) heissen Saxukaln (Sachsenberg) oder Kiewi-Kappu (Russengraber) bei den Letten. Broboi sind die im Grunde gepulverten, draught, dänisch Kegelgräber. The Baunehöie may have served for signal stations (Klesinere). Neben den Tugsteder runde Domringe bilden Steine die Holmsänge und Altäre (Jynovne). Blothöie (hill of sacrifice), Maglehöie (great hill), Sortehöie (black hill). Die ingentes moles montium inстар (Lindenbergius) wurden von den Dänen an sichtbaren Stellen aufgerichtete (Cypr., im Norden häufiger Major), weil in der fruchtbaren Marsch zerstört (Arnkjel), als Ibb's ingentia mollis saxa complura congesta in Frisia (Stephanos Stephanus). Die Hünengräber Myzynn Kalna wurden von den lithuanischen Riesen über ihre nordischen Feinde aufgeschüttet. Im Gewölbe eines lettischen Grabhügel's fand von Bruckel Steinbeile, in dem nächsten Schädel an einer Eisenschur (1838). Quem (Thesaurarius regio) excoarientes Scoti discernunt inter se pellem ipsius per medicas partes (Knyghton) 1296. Albert Way Esq. mentioned his satisfactory edict to Mr. Neville, that the skin (on the north doors of Worcester Cathedral) was in all probability removed from the back of a Dane and that he was a fair-haired person (1846). Barrow-burial is said to have lasted till the VIII. century p. d. (Hoare) in England. Multos in civitatibus horum rerum extractos tumulos locis conspiciari licet, sagt Caesar von den gallischen Opfergaben für Mars, deren Beibehaltung streng bestraft wurde.

In Caracas wurde am Abend der Vertreter des Humboldt-Festes 13. Sept. 1869 eine Rede in der Ruine von Sabana Grande von A. Ernst gehalten, und die Sociedad de Ciencias Físicas y Naturales legte dann den Saeculartag durch eine öffentliche Sitzung auf diesem für die Verehrer Humboldt's klassischen Boden Süd-Amerikas.

Christmann: Australien, Geschichte der Entdeckungsreisen und der Kolonisation. Leipzig 1870. Ein Buch, das eine übersichtliche Darstellung der Besiedlung und des Aufschwungs dieser strebsamen Kolonie enthält und besonders in der zusammenhängenden Darstellung der neueren Entdeckungsreisen einem schon vielfach gefühlten Bedarfsaue abhilft.

Wie wir aus der Gazzetta di Parma Jan. 17, 1870 ersehen, wurde der Cours öffentlicher Verträge daselbst eröffnet durch einen Vortrag des Dr. Luigi Pigorini über Vergleichende Ethnologie und freuen wir uns die Vertretung dieser jungen Wissenschaft dort in so guten Händen zu wissen.

Hawaii, a visit to, Nautical Magazine, March 1869. Die südlich von Keaiakiekua-Bay gelegenen Ruinen des alten Palonua oder der Freistätte von Houmannu (neben dem zum königlichen Begräbniss dienenden „House of Keawa“) enthalten Steine bis über 13 Fuss lang. A portion of the wall, about the middle, is laid with remarkable skill, the surface being nearly as smooth, as a plastered wall. The stones do not appear to have been hammered to give them the smoothness which they have, but still may have received their surface by being rubbed together.

Neue Probleme der Vergleichenden Erdkunde von O. Peschel, Leipzig 1870. Die (zum Theil bereits im Auslande veröffentlichten) Erörterungen dieses Bande's, (als zusammenhängende Versuche der vergleichenden Erdkunde, nehmen das Verdienst in Anspruch „zuerst deutsch neue Forschungsgegenstände und ein neues Verfahren, nämlich das vergleichende, zu ihrer Lösung eingeführt zu haben.“ Die klare und anziehende Darstellungsgabe des Verfassers ist so bekannt, als dass sie der Hervorhebung bedürfte. Ueber die Auegung zu seiner Arbeit bemerkt derselbe: „Es gilt zunächst, die Vermuthung festzuhalten, dass nicht ein Zufall die Ländergestalten zusammengetragen habe, sondern dass im Gegentheil jede, auch die geringste Gliederung in den Umrissen oder Erhebungen, jedes Streben der Erdoberfläche seitwärts oder aufwärts einen gemeinen Sinn habe, den zu ergründen wir versuchen sollte,“ das Verfahren zur Lösung dieser Aufgaben besteht aber nur im Aufsuchen der Aehnlichkeiten in der Natur, wie sie uns von Landkartenzeichnern dargestellt wird. Ueberblicken wir dann eine grössere Reihe solcher Aehnlichkeiten, so giebt ihre örtliche Veröbreitung meist Aufschluss über die nothwendigen Bedingungen ihres Ursprungs.“ Die Probleme sind unter 13 Kapiteln vertheilt und eine Ergänzunestafel bietet bildliche Erläuterungen.

Die Herausgeber des Archiv's für Anthropologie haben eine Zuschrift an das Gründungs-Comité der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte erlassen, um ihr Archiv als Organ für die Verhandlungen der Gesellschaft anzubieten, und würde es jedenfalls sehr zu wünschen sein, dass in derartiger Weise eine Zersreuung in verschiedenen Zeitschriften vorgebeugt würde.

Die nicht bezeichneten Artikel in diesem ersten Jahrgang sind von A. Bastian. Späterhin wird Jeder der Redacteurs mit seinen Namen oder mit Initialen das ihm zugehörige zeichnen.

Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Dec. 11., 1869.

Vorsitzender: Herr Virchow.

Als Geschenke wurden überreicht:

- | | |
|----------------------------|---|
| durch Herrn Dr. Langkavel: | Anthropological Review Band I. n. II., |
| durch Herrn Dr. Jäger: | Catalogue of a Collection of ancient and modern
stone-implements (Christy collection). |
| „ | dieselben |
| „ | Congrès d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique, tenu à Paris 1867. |
| „ | Notice sur la culture au Japon du Riz sec (Estr. du Bull. de la Soc. Imp. d'Aecl. J. et A. 1867.) |
| „ | Munsh: Description of an Ancient Sepulchral
Mound near Newark, Ohio |

sowie verschiedene Vasen und andere Gegenstände, die im Laufe der Sitzung besprochen sind.

In den Anaschuss worden gewählt die Herren: du Bois-Reymond, Beyrich, Brehm, Kirpert, Koner, Lazarus, von Ledehn, Pringsheim.

Herr Virchow hält dann einen Vortrag über die Pfahlbauten des nördlichen Deutschland.*)

Herr Bastian bemerkt, dass sich aus den noch jetzt bei verschiedenen Völkern öblichen Pfahlbauten Analogien für die bemerkte Zusammengehörigkeit der Banton im Wasser mit denen auf dem Lande beifügen lassen.

Auf die Frage des Hrn. Koner, um wieviel der Dabersee gesunken sei, so dass die Köpfe der Pfahlbauten hätten zum Vorschein kommen können, erwidert Hr. Virchow: Anfangs standen noch grössere Abschnitte des alten Seebettes unter Wasser, der See war 5--6' gesunken. Man kann also annehmen, dass, da die Jugend beim Baden nie auf Pfähle gestossen war, die Gerüstwerke noch tiefer gelegen haben. Es spricht aber gerade die künstliche Composition der Balken, die erraticen Blöcke, die ihrerseits wieder auf Pfählen ruhten, dafür, dass das ganze Werk ein Unterwasserbau gewesen ist, während fast alle Schweizer Pfahlbauten Oberwasserbauten sind.

Auf Hrn. Walther's Bemerkung, dass das Elen bis vor kurzer Zeit in Preussen zu finden gewesen, weist Herr Virchow darauf hin, dass obwohl die Erlegung des letzten Wisent in Pommern als Merkwürdigkeit aufgeschrieben wurde, sich das Eleuthier, trotz seiner grössern Auffälligkeit, nirgends in den historischen Nachrichten erwähnt findet. Herr Fritsch macht darauf aufmerksam, dass die Schweizer Fälschung als lehrreiches Beispiel dienen möge, sich vor ähnlichen zu hüten und theilt weitere Einzelheiten über dieselbe mit. Herr Erman erinnert an die frühere Fälschung der Götzenbilder in Strelitz.

Herr Jäger legt ein auf den Philippinen ausgegrabenes Gefäss vor, für das eine Vergleichung mit altjapanischen Töpferarbeiten wünschenswerth wäre, und knüpft daran Mittheilungen aus seinen dortigen Reisen; zugleich legt derselbe 26 Stereoskopen ethnischer Typen von Eingeborenen auf den Philippinen, auf den Tisch nieder, für einen weitem Vortrag.

Hr. Dr. Danitz: Ich bin in der Lage der Sammlung ein Paar Vasen einverleihen zu können, in deren Besitz ich schon vor längerer Zeit gelangt bin und die in der Nähe von Berlin, bei Friedrichsdorf gefunden worden sind. Es ist die eine eine Henkelvase, deren Henkel abgebrochen sind; das Material, aus welchem sie besteht, ist ein Gemisch von Thon und Quarz, vielleicht auch mit etwas Feldspath, ihre Aussenseite ist mit verschiedenen gebogenen und geraden Linien geziert. Ihr Inhalt bestand aus Knochen von Wiederkäuern. Weiter bin ich durch die Güte des Herrn Knobelsdorf in den Besitz dieser zweiten Vase gekommen, welche im vergangenen Sommer in einer Hümngrube bei Zahna gefunden worden ist. Die Knochen, welche sich in dieser befinden, gehören allerdings einem Menschen an, und es zeigt sich an ihnen ganz unzweideutige Spuren der Verbrünnung. Möglicherweise befinden sich unter ihnen noch Knochen von andern Säugethieren, inless hat das Feuer dieselben so zerstört, dass dies nicht mehr sicher festzustellen ist. Das Material der Urne ist dem der ersten ähnlich, es besteht aus Quarz und Feldspath, welche als dem Thon beigemengt zu erkennen sind, doch sind die Verzierungen ganz anders.

Herr Hartmann legt ein beim Fällen von Eichen 1860 aufgefundenes Bronze-Messer vor, das der Verwalter der Forstwirtschaft zu Proskau, Herr Wagner, überreicht hat, dann ein abgehöhletes Stück Kalkstein eigenthümlicher Form, das Amnlet eines Nilschiffers und einige von Herrn Crampe überseendete Urnen von Muskau des Lausitzer Typus, neben welcher Pfellapitzen und ein Bronzestück gefunden wurde.

*) S. den ersten Artikel dieses Hefts.



Fig. 1
SHEWAN

Fig. 2
CHINWAN

Fig. 3
SHEWAN





Fig 1



Fig 2

W. A. Meyer lith.



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 5.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 2.



Fig. 6.

Fig. 1.

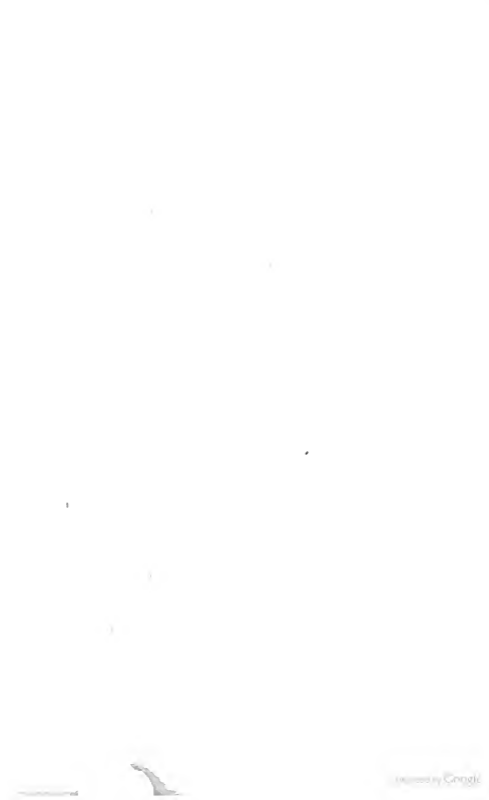




Fig. 7.



Fig. 1.

Fig. 6.

Prof. Hartmann 89



Fig. 5.

W. A. Meyn lith.



Salingré photograph.

Verlag v. Wiebandt & Hempel in Berlin.

W. A. Meyn lith.





ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Unter Mitwirkung des zeitigen Vorsitzenden derselben,

R. Virchow

herausgegeben von

A. Bastian und **R. Hartmann.**



Zwe²iter Band.
1870.

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Hempel.



Inhalt.

	Seite
Baetian, A., Zur Amazonen-Sage	177
— — Ethnologische Beiträge	404
Engel, Frans, Die Palmen	30
Erman, A., Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Bering's-Meeres	295
— — do. do. (Fortsetzung)	369
Ernst, A. (Caracas), Die Goajiro-Indianer. Eine ethnographische Skizze	326
— — do. do. (Schluss)	394
Friedel, Ernst, Der Uglei, Zur Kunde und Vorgeschichte des ostholsteinischen Seegbietes	204
Friedmann, Zustände und Vorfälle in den Niederländischen Colonien in den Jahren 1867 und 1868	424
Fonck, Die Indier des südlichen Chile von sonst und jetzt. Vortrag gehalten in der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 2. April d. J.	284
Hartmann, R., Ueber Pfahlbanten, namentlich der Schweiz, sowie über noch einige andere, die Alterthumskunde betreffende Gegenstände. I.	1
— — Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas. III.	86
— — Studien zur Geschichte der Haustiere. IV.	133
— — do. do. V.	211
Heneel, Reinhold, Die Schädel der Coroados	195
Strobel, P. (Parma), Beiträge zur vergleichenden Ethnologie. I.	111
— — do. do. II.	274
Virchow, Rud., Ueber Gesichtsnrnen	73
Miscellen und Bücherschau	69. 139. 236. 336. 448
 Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.	
Sitzung vom 15. Januar 1870. Ansgeböhler Stein. Beyrich. S. 144. — Koljnschen und Aleuten. Erman. S. 144. — Ostasiatische Gegenstände. Jagor. S. 147. Die Philippinen und ihre Bewohner. Jagor. S. 148. — Schädel der älteren Bevölkerung der Philippinen, insbesondere künstlich verunstaltete Schädel. Virchow. S. 151. — Paläolithische Flintwerkzeuge aus dem Havel-Diluvium zwischen Potsdam und Brandenburg. Friedel. S. 158	
Sitzung vom 12. Februar 1870. Märkische Steinäxte. v. Düncker, Beyrich. S. 169. — Mammothfragmente von den Kollbergen bei Berlin. Kunth. S. 162. — Rennthierfunde in Norddeutschland. Virchow, Beyrich, Günther. S. 162. — Meisselartige Bronze-Werkzeuge. v. Ledebur, Virchow, v. Quast, Jagor, Meitsen, Manrer, Hartmann. S. 166.	
Sitzung vom 12. März 1870. Westfälische Funde. v. Düncker, Virchow. S. 170. — Bronsesachen von Köpenik. Friedel. S. 171. — Axtartiges Werkzeug aus Java. Jagor. S. 171. — Altindische Schnittwerkzeuge. A. Kunth. S. 171. — Bedeutung der geometrischen Zeichnung und der Photographie für die Anthropologie. Fritsch. S. 172. — Gesichtsnrnen. Virchow, v. Ledebur, Baetian. S. 174. — Vorkommen des Elen in Schlesien. Göppert, Virchow. S. 175. Denka-Stämme. Hartmann. S. 176.	

- Sitzung vom 2. April 1870. Frames. Liach. S. 237. — Funde aus vorhistorischer Zeit in der Umgegend von Berlin und Rom. Kunth, Friedel. S. 237. — Chilenische Indianer. Fonck. — Cayapos. Kupfer. S. 239. — Westfälische Höhlenfunde. v. Dücker. S. 240.
- Sitzung vom 14. Mai 1870. Constatinung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Geräthschaften und Schnitzereien von Dayakern im Innern von Borneo. v. Martens, Virchow, Hartmann, Koenig. S. 242. — Steinwaffen bei wilden Völkern. Meitzen, Virchow, Fonck, Kupfer. S. 243. — Pomerellische Gesichtsurnen. Mannhardt, Virchow, Hartmann. S. 244. — Gebrannte Steinwälle der Oberlausitz. Virchow. S. 257. — Renntierreste aus dem Hönneithale. v. Dücker. S. 272.
- Sitzung vom 11. Juni 1870. Gesichtsurnen. Müllenhoff, Rödiger, Virchow. S. 345. — Westfälische Renntierfunde. Commissionsbericht. S. 347. — Frames und Celt. Koenig, v. Cohnhausen, Meitzen, Bastian, Virchow, Hartmann. S. 347. — Lagerstätten aus der Steinzeit in der obern Havel-Gegend und der Nieder-Lansitz. Virchow, Reinhardt, v. Dücker. S. 352. — Westfälische Knochenhöhlen. Virchow. S. 358.
- Sitzung vom 9. Juli 1870. Eine besondere Art geschliffener Steine. Virchow, v. Ledebur. S. 453. — Pfahlbau im Lübtow-See bei Cölin. Zelle, Virchow. S. 454. — Zwei altperuanische Schädel. Beneke, Bastian, Virchow. S. 455. — Der Doppeladler in Asien. Bastian, Jagor. S. 456. — Renntier-Reste auf dem Akademischen Museum zu Münster. Hosius, Virchow, Lasard. S. 457. — Chemische Untersuchung der Schlacken von den oberlausitzischen Brandwällen. Hancheborne, Alex. Braun, Virchow, Wetzstein. S. 461. — Schanze am Däber See. Hartmann, Kuchenbuch, Virchow. S. 468. — Alte Höhlenwohnungen auf der Bischofsinsel bei Königswalde. Virchow, v. Ledebur, Aschereson, Alex. Braun, Meitzen, Jagor, Koenig. S. 470. — Chemische Analyse einer Glasperle. Oscar Liebreich. S. 480.

Verzeichniss der Tafeln.

- Tafel I. Restarirtes schweizer Pfahldorf.
- Tafel II. Fig. 1. Pfahlhaus nach Mesaikommer's Abbildung.
Fig. 2. Ein solches nach Mesaikommer's neuem Modell.
Fig. 3. Pfahlhaus von Dorei, Neuguinea
- Tafel III., IV., V., VI. Aegypterschädel.
- Tafel VII. Coloradoerschädel.
- Tafel VIII. Gesichtsurnen.
- Tafel IX. Ethnologische Karte zu A. Erman's Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meeres.
- Tafel X., XI. Goajiro-Schädel. Goajiro-Mädchen. Goajiro-Pfahldorf.
-

Ueber Pfahlbauten, namentlich der Schweiz, sowie über noch einige andere, die Alterthumskunde Europa's betreffende Gegenstände.

I.

Ueber Pfahlbauten ist schon viel, sehr viel geschrieben worden. In den nachfolgenden Blättern beabsichtige ich keineswegs etwa eine erschöpfende Darstellung alles Dessen zu geben, was wir über diese merkwürdigen Alterthümer bereits in Erfahrung gebracht, sondern ich will darin zunächst nur den Standpunkt erörtern, den ich selber der Pfahlbaufrage gegenüber im Allgemeinen einzunehmen gedenke. Es erschien mir das nicht unwichtig in einer Zeitschrift, in welcher obiger Gegenstand, der Natur der Sache gemäss, zu öfteren Malen erwähnt werden muss und wird. Einige speciellere Vorkommnisse des Gebietes, ferner einige Fragen genereller Bedeutung in Bezug auf europäische Alterthumskunde mögen hier nebenbei ebenfalls ihre Erörterung finden.

Im August d. J. stattete ich der Pfahlbaute Robenhausen am Pfäffikon-See, Canton Zürich, in Begleitung meines Bruders, Architekten von Fach und bewandert in Alterthumsforschungen, einen Besuch ab. Es war mir Bedürfniss geworden, einmal mit eigenen Augen diese Wunder einer fernliegenden Epoche menschlichen Seins zu schauen, und, da die Hausthierfrage mich doch einmal auf die Pfahlbauten hindrängte, wenigstens aus dem Bereiche jener Vielen hervorzutreten, welche zwar über diese Bauten geschrieben und geurtheilt, sich dennoch aber kaum je die Mühe genommen, eine solche wirklich in Augenschein zu nehmen. Mein verehrter Freund, der unseren Fachgenossen wohlbekannte Jac. Messikommer von Stegen-Wetzikon bereitete uns an der mehrjährigen Stätte seiner tüchtigen Wirksamkeit den herzlichsten Empfang. An seiner Seite arbeiteten wir uns durch die üppig mit Gräsern, Schilfrohr, Windröschen, Taubenkropf, Schierling, Lichtnelken, Schachtelhalmen u. s. w. überwucherte Niederung am See, das „Torfried“, bis zu einer Stelle hindurch, woselbst am Rande einer ehemaligen Pfahlbau-

niederlassung von den Leuten Messikommer's nach Alterthümern gegraben wurde. Diese Fundsehicht lieferte unter unseren Augen binnen Kurzem interessante Knochenstücke und Industrieprodukte, sie gewährte uns auch den Anblick ganzer Pfahlreihen. Aus einigen anderen lachen-ähnlichen Stellen holte unser antiquarischer Freund Gerstenkörnchen, Apfel- und Johannisbeerkerne u. s. w. mit der Grundschaukel heraus. In seinem gastlichen Hause zeigte er uns seine unerschöpflichen Knochenvorräthe, darunter erst vor Kurzem aufgefundene Schädelstücke mit Hornzapfen vom Wisent und der Torfkuh, einen schön erhaltenen Unterkiefer vom Torfschwein u. s. w., ferner eine unendliche Fülle von Produkten des Pflanzenreiches, von Stein- und Knochengeräthen, die sehr instructiven Modelle eines Pfahlbauhauses, diejenigen von Stein-Aexten, Karsten u. s. w. Aus seiner reichen Erfahrung theilte er uns dann noch so Mancherlei mit über die Reste jener verschwundenen Welt, er zog interessante Parallelen zwischen dem Damals und Jetzt seiner herrlichen Heimath.

Als man sich vor Jahren über den Zweck dieser merkwürdigen Niederlassungen klar zu werden versuchte, geriethen bereits damals belesene Leute auf ähnliche, noch gegenwärtig existirende Constructionen. Man erinnerte sich der charakteristischen Beschreibungen, der schönen Abbildungen, welche ein Duperrey*), ein Freycinet**), vor Allen aber der energische und gelehrte Dumont d'Urville***) über das an der Nordostspitze von Neu-Guinea befindliche Papua-Pfahldorf Dorei (0° 51' 43" S. Br. und 103° 39' 30" O. L. nach d'Urville) gegeben. „Die Bewohner von Dorei sind“, wie d'Urville erzählt, „in vier am Wasserrande gelegenen Dörfern vertheilt; zwei davon befinden sich auf dem Nordufer des Hafens, die beiden anderen dagegen auf den Inseln Mana-Suari und Masmapi. Jedes Dorf begreift 8—15 auf Pfählen errichtete Häuser in sich. Nun besteht ein jedes der Häuser aus einer Reihe von Zellen, es nimmt mehrere Familien in sich auf. Einige Häuser enthalten eine Doppelreihe von Zellen, die durch einen der ganzen Länge nach laufenden Gang in zwei Reihen geschieden werden. Diese völlig aus roh zugerichtetem Holze erbauten Häuser lassen überall das Tageslicht hindurch und schwanken unter den Tritten des Besuchenden.“ A. R. Wallace, ein neuerer Bereiser des Landes der Paradiesvögel, schreibt über obigen Gegenstand: „Die Häuser der Dörfer Mansinam und Dorei stehen alle vollständig im Wasser und man gelangt auf langen, rohen Brücken zu ihnen. Sie sind sehr niedrig und besitzen ein Dach, das wie ein grosses,

*) Voyage autour du Monde sur la corvette de S. M. la Coquille. Par. 1828 et ann. suiv. Hist. du voyage, Atlas.

**) Voyage autour du Monde sur les corvettes l'Uranie et la Physicienne etc. Paris 1824—1844. Atlas histor. pl. 48.

***) Voyage de la corvette l'Astrolabe. Histoire du voyage. T. IV. Paris 1842. p. 607.

mit dem Boden nach oben gerichtetes Boot geformt ist. Die Pfähle, welche die Häuser, die Brücken und Plattformen tragen, sind kleine, krumme, unregelmässig aufgestellte Stöcke, die aussehen, als ob sie umfallen wollten. Die Fussböden sind auch aus Stöcken gemacht, eben so unregelmässig, und so lose und weit auseinander liegend, dass ich es für unmöglich fand, auf ihnen zu gehen. Die Wände bestehen aus Stücken Bretter von alten Bötten, aus verfaulten Matten, Attap und Palmblättern, die auf alle mögliche Weise hier und da hineingesteckt sind, und sie haben alle ein so zerlumptes und zerfallenes Ansehen, wie man es sich nur denken kann.“ — „Die Ansicht eines Pfahlbandorfes, welche auf dem Titelbilde von Sir Charles Lyell's *Antiquity of Man* gegeben ist, gründet sich hauptsächlich auf eine Skizze eben dieses Dorfes Dorei, aber die ausserordentliche Regelmässigkeit der Baulichkeiten, wie sie dort zu sehen, findet im Original nicht statt, ebenso wenig wie es wahrscheinlich ist, dass sie in den wirklichen Pfahldörfern vorhanden war.“*) Diese Erscheinung steht auf der östlichen Hemisphäre übrigens keineswegs vereinzelt da und findet ihre Analogien auch auf der westlichen. Reduth-Kaleh am Chopi und Nowo-Tscherkask im Lande der Don'schen Kosacken sollen z. Th. aus auf Holzklötzen ruhenden Bretterhütten bestehen.***) Manche Hütten zu Bangkok, Siam, ruhen über dem Menam auf Pfählen, andere der Tagalen ebenso über den Flüssen Manila's, sowie die der See-Dajaks auf Borneo u. s. w. Bruni, Hauptort des sogenannten Sultan von Borneo, ist eine echte Pfahlbaustadt im Wasser (Illustrated London News vom Jahre 1847, Low: Sarawak its inhabitants and productions. London 1848). Viele Siamtressen und Javanesen errichten ihre Kampongs oder Dörfer theils in festem, theils in schlammigem Boden, auf Pfählen. Stets verfahren also die Nikobaren, von deren Pfahlhütten man in der Illustrierten Zeitung vom Jahre 1850 gute Abbildungen sieht. In A. Joanne's *Voyage aux cinq parties du Monde*, Paris 1851, finde ich S. 135 die Darstellung eines auf Pfählen über den Bosphoruswassern ruhenden türkischen Cafés nach A. Bida, S. 140 die Darstellung mehrerer solcher Wasser-Pfahlbauten zu Samsun nach A. de Beaumont. Ich selbst habe Hütten der Gebelanis im Fasoglo auf Steinen und kurzen Pfählen über dem Boden erbaut gesehen. Livingstone fand beim Herabfahren des Schire im Papyrusdickicht um den kleinen See Pamalombe herum auf den Papyrusstengeln errichtete Hüttchen solcher Manganja, welche sich vor ihren Todfeinden, den Ajawa, hierher geflüchtet.***) Temporäre über dem Wasser errichtete Fischerhütten sah ich 1857 im Gardasee von Peschiera bis gegen Desenzano; stationärer derartiger Pfahlhütten bedienen sich

*) Der malayische Archipel. Autor. deutsche Ausg. von A. B. Meyer. Braunschweig 1869. II, S. 282 ff.

***) M. Wagner, Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseit des Kaukasus. Leipzig 1850. S. 204.

***) Neue Missionsreisen in Südafrika. Autor. deutsche Ausgabe. Jena und Leipzig 1866. II, S. 91.

auch die Donaufischer abwärts von Ibraila. In Congo errichteten noch in unseren Zeiten zu Ambriz und an anderen Orten europäische Comptoiristen sowohl, wie auch Landeseingeborene hölzerne Pfahlhäuser, sogenannte Quibangas, um in ihnen dem tödtlichen Hauche des feuchten Bodens leichter entgehen zu können. Sir Robert Schomburgk theilte mir im Jahre 1864 mit, dass die Gunraunos oder Warrau's, sowie die Cariben in Guyana oft genug Pfahlhütten im Wasser und im Schlamme erbauteten.*)

Auch aus der früheren Geschichte haben wir Nachrichten von Pfahlbauten. Bereits im Jahrgang 1869, Heft I. S. 94 dieser Zeitschrift habe ich die von Dümichen aus dem XVII. Jahrhundert v. Chr. dargestellten Pfahlhütten am rothen Meere erwähnt. Schon Hippocrates weiss von derartigen Gebäuden am „Phasis.“**) Eine von Herodot gegebene Nachricht beschreibt genau paeonische Pfahlbauten im See Prasias (Sidero-Kapsas), welchen der zum Gebiete des aegäischen Meeres gehörende Strymon (Kara-Ssu) (V, 16) durchfließt. Diese merkwürdige Stelle ist schon von Virchow***) , Pallmann†) und Rückert††) so ausführlich citirt worden, dass ich hier wohl darüber hinweggehen darf. Einen dacischen Pfahlbau, welcher unter römischer Brandfackel in Flammen aufgeht, zeichnen uns die Reliefs der Trajanssäule.†††) Abul-Feda erwähnt christlicher, auf Pfählen in einer Abtheilung des Apamea-Sees um 1328 erbaueter Fischerhütten. Der grossartigste Pfahlbau des Mittelalters und der Neuzeit wird aber stets „la bella Venezia“ mit ihren Lagunenabhängigkeiten bleiben. Mögen auch die Subconstructionen der grossen Lagunenstadt ihr Eigenthümliches haben, ihrer Entstehung nach gehören sie dennoch zur Kategorie der uns interessirenden Bauten. Man giebt an, dass die zur Zeit des Verfalles des weströmischen Reiches sich mehrenden Einbrüche nordischer Barbaren venetische Einwohner veranlasst hätten, auf dem Rialto (Riv' alto) und anderen öden Alluvionen der Lagunen ihre Niederlassungen zu errichten, denen sie, um trockenen Fusses leben zu können, Subconstructionen von Pfählen gaben. Daraus ist die meergebietende Dogenstadt entstanden.*†) Als Vespucci und Hojeda die Laguna de Maracaybo in Augenschein nahmen, fanden sie hier indianische, im „Fango“ der niederen Küsten erbaute Hütten, durch welche sie lebhaft an die Lagunenhäuser der adriatischen Meereskönigin erinnert wurden. Sie nannten deshalb

*) Vergl. auch Gumilla: Historia natural, civil y geografia de las naciones situadas en las riveras del Rio Orenoco. Nueva Impresion 1790, p. 143—163.

**) Op. omn. Edit. Kühn. I, p. 551.

***) Die Hühnengrüber und Pfahlbauten. Berlin 1866. S. 29.

†) Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Berlin 1866. S. 52.

††) Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropas, insbesondere der Donaufürstenthümer. Würzburg 1869. S. 12.

†††) Ausland 1867. S. 646.

*†) Vgl. Daru, Histoire de la république de Venise. Stuttgart 1828. I. Im Arsenal zu Venedig sieht man sehr interessante Modelle venetianischer Häuser mit ihren Pfahlunterbauten.

diese Gegend der See den Golfo de Venecia*); später wurde der ganze von der Mündung des Cuyuni bis zu den Quellen des Tachira sich ausdehnende Landstrich Venezuela, Klein-Venedig, benannt. Letzteren Namen hat bekanntlich die eine der colombischen Republiken, das Geburtsland eines Bolivar, Páez und Tobár, aus Pietät beibehalten.

Wollen wir uns nun über den eigentlichen Zweck dieser Pfahlbau-niederlassungen Klarheit verschaffen, so müssen wir unter den letzteren solche unterscheiden, welche als zeitliche Fischerwohnungen zur bequemerer Ausübung des Fischereibetriebes dienen; solche Pfahlhütten (s. oben) entstehen ja auch hier und da, n. A. selbst in den Stockfischetablissements von Neufundland. Sie sind häufigerem Wechsel des Standortes unterworfen; sie haben selten etwas Bleibendes. Desor erwähnt, die Indianer Venezuela's hätten ihre Wohnungen deshalb über Wasser erbaut, „pour se mettre à l'abri des monches.“**) Allein die Mosquitos sind gerade an den niederen Küsten der Tropen sehr lästig, sie sind, wie mir Augenzeugen versichert haben, vorzugsweise lästig an den z. Th. mit Rhizophoren bewachsenen Strichen bei Maracaybo und Puerto Cabello. Die Schwarzen der Sümpfe des weissen Nil, die furchtbar von den Mücken zu leiden haben, errichten in der schlimmsten Zeit für sich und ihre Hunde hohe Gerüste, um Feuer darunter anzumachen und sich oben auf, vom Rauche halb erstickt, eine zweifelhafte Nachtruhe zu sichern. Sie meiden aber zu diesem Zwecke eine allzu grosse Nähe des Wassers. Es werden daher auch die venezuelanischen Eingebornen unzweifelhaft andere Gründe zur Errichtung ihrer Pfahlbauten gehabt haben, als die vermeintliche Abwehr von Mosquitos.

Manche der Pfahlbauten mögen nur gewissen Launen und individuellen Wünschen ihrer Besitzer gedient haben, z. B. um sich die Kühle des Wassers zu verschaffen, so am Bosphorus u. s. w. Andere sollten und sollen noch jetzt Schutz gegen verderbenbringende Exhalationen eines feuchten Bodens gewähren, so an manchen Oertlichkeiten Wasserindiens, Afrikas. Von solchen Bauten sind aber jene stabileren zu unterscheiden, die der Vertheidigung gegen Angriffe von Aussen gegolten. Diesem zuletzt aufgeführten Zwecke zu Liebe sind unstreitig die meisten älteren Pfahlbauten errichtet worden. Man hat nun mehrfach behauptet, sie seien (wenigstens in Europa) angelegt worden, um ihren Bewohnern Schutz gegen Raubthiere zu verschaffen. M. Wagner hat aber diese Auffassungsweise dahin abgefertigt, dass die hervorragendsten, angeblich so grimmigen Fleischfresser der älteren Pfahlbauperiode, Bär und Wolf, überhaupt nicht aggressiv genug seien, um so ganz ungewöhnliche Schutzmaassregeln von Seiten der pfahlbauenden Altvordern, wie Errichtung volkreicher

*) M. F. de Navarrete: *Collection de los viages y descubrimientos de los Españoles*. Vol. III, p. 8.

**) *Les palafittes ou constructions lacustres du lac de Neuchatel*. Paris 1865. p. 8.

Niederlassungen über Wasser, zu rechtfertigen. Ich meistentheils vermag mich derartigen Anschauungen des geehrten münchener Forschers nur anzuschliessen. Wagner hat seine Auslassungen durch Anführung etlicher Anekdoten über die Sitten der Bären und Wölfe unseres Continentes zu erhärten gesucht. Auch ich könnte darüber aus eigenen und fremden Erfahrungen noch Manches hinzuzufügen, begeben mich aber hier aus räumlichen Gründen eines Weiteren. Ich kann zum Schlusse nur die Ueberzeugung aussprechen, dass Bär, Wolf und selbst Löwe, Leopard, im Allgemeinen menschliche Wohnstätten, vom einfachsten Mattenzelt des Beduinen, von der Bienenkorbhütte des Buschmann, von der Eisblockbaracke des Esquimeau bis zum Blockhause des Backwoodsman, dem Lehmpalaste des nubischen Grossen, dem steinernen Adelsitze des sarmatischen Starosten, mit ihren räuberischen Besuchen verschonen.

R. Pallmann hat nun den Versuch gemacht, die Pfahlbauten unserer europäischen Gegenden für Handelsstationen und Handwerkerdepôts italisch-etruskischer, massaliotischer, gallischer und vielleicht auch phönizisch-karthagischer Kaufleute (!) zu erklären.*) Diese Krämer aus aller Herren Ländern möchten nach unseres Schriftstellers Ansicht die Pfahlbauten der Schweiz bewohnt und die Zeiten der Musse, während welcher sie auf ihre Seewohnungen gefesselt waren, zu fleissiger Arbeit (d. h. Verfertigung von Stein- und Bronzegeräthen, Waffen u. s. w.) verwandt haben, wie wir dies noch jetzt in den Abfällen vor uns sähen. „Ihre besondere Wichtigkeit haben die Pfahlbauten einestheils dadurch, dass sie das oft erwähnte Stein-, Bronze- und Eisensystem endgültig über den Haufen werfen“ u. s. w.**) „Es haben danach die europäischen Pfahlbauten im Bereiche der adriatischen und westlichen Handelsstrasse nach dem Norden, neben dem Zwecke grösserer Sicherheit für Menschen und Eigenthum, der schliesslich ja allen Pfahlbauten und allen Gebäudearten eigen ist, vorwiegend einen bedeutsamen handelspolitischen und culturhistorischen Hintergrund und wie ein Blitz zerreisst ihre Aufhellung das Dunkel über einer schon vermutheten, bisher aber nicht nachweisbaren Landhandelsstrasse nach dem Bernsteinlande. Ihr Verständniss gewährt ferner einen Einblick in die Maschinerie des alten Landhandels in Barbarenländern, zeigt uns wichtige Knotenpunkte in demselben und deckt die nachweisbar ältesten Werkstätten reisender Kaufleute und fahrender Handwerker aus langer Verborgenheit auf.“***) Eine solche Deutung des angeblichen Zweckes unserer älteren Pfahlbauten ist von M. Wagner in kurzer und, wie uns dünkt, auch sehr zutreffender Weise, perhorrescirt worden. Dieser sagt: „Einige der neuesten Hypothesen, darunter die, welche in jenen Seedörfern

*) A. o. n. O. S. 108, 109.

***) A. o. n. O. S. 174.

****) A. o. n. O. S. 182, 183.

Handelsstationen der Phönizier oder irgend-einem heidnischen Kultus geweihte Orte erkennen wollen, berühre ich nur kurz. Solche bodenlose Ansichten sind meines Erachtens keiner sehr ernsten Widerlegung werth u. s. w. „Wozu sollen in der That Handelsstationen von fernwohnenden Seefahrern in den kleinen, oft ganz abgelegenen Sumpfsen eines armen Binnenlandes dienen, das als Tauschartikel nichts als rohe Steinwerkzeuge und grobe Flachsgewebe besass? Ein stichhaltiger Grund ist dafür nicht angeführt worden. Schon die grosse Zahl der damals existirenden Seedörfer ist ein schlagender Gegenbeweis. Oder könnte die Phantasie eines Alterthumsforschers wirklich so weit gehen um auf dem Neuenburgersee allein 40 Handelsstationen phönizischer Kaufleute anzunehmen? Welche Schätze konnten sie dorthin locken und wo sind die Erzeugnisse fremder Welttheile, die sie zurückliessen?“ Verfasser fügt dann hinzu, es sei allerdings wahrscheinlich, dass die Bronzegegenstände der späteren Periode wohl meist eingeführte Tauschartikel gewesen. Doch sei damit noch kein Grund für die sonderbare Hypothese gegeben, dass die fremden Handelsleute so mühsame Bauten im Wasser für ihre Magazine aufgeführt hätten. *)

Lindenschmit verwirft die von Pallmann aufgestellten Ansichten, durch welche die „Pfahlbauten selbst weder zu massalotisch-celtischen noch anderen Handelsleuten in nähere Beziehung gebracht, als sie es vorher auch schon waren.“ Der ausgezeichnete Archaeolog fügt den beherzigenswerthen Ausspruch hinzu, dass „sich leider zusehends jene Phantasien über die Pfahlbauten mehrten, welche in kritiklosem Nachschreiben thatsächlicher Unwahrheiten und Missgriffe eine Menge falscher Vorstellungen zusammenhäuften und durch ihr Ueberbieten in gewagten Behauptungen, durch ihre übertreibende Verzerrung anderweitig gewonnener Resultate nicht nur die Theilnahme für eine unbefangene nüchterne Betrachtung verwirren, sondern geradezu beitragen, die Vorstellung völliger Unfruchtbarkeit der letzteren zu verbreiten und einen Ueberdruß für den hochinteressanten Gegenstand zu erwecken.“ **)

Von Einigen, unter Anderen auch von Pallmann, sind ferner die Crannoges, die sonderbaren, dicht verpallisadirten, mit im Winter unter Wasser stehenden Untergrund versehenen Inselburgen irischer Kämpen, Häuptlinge, zu den Pfahlbauten gezählt worden. Pallmann meint, dieselben könnten nur der geschichtlichen Zeit angehören. Er bestimmt in seiner etwas gesuchten Art ihre Existenz sonderbar genug „nachweislich“ zwischen 848 und 1610 und zwar deshalb, weil ihrer erst seit 848 in den irischen Annalen Erwähnung geschieht! „Was das Alter der Crannoges betrifft, so schliesst man ans dem Umstande, weil Steingeräth aus frühester Zeit neben Bronze und Eisen vorkommt, fälschlich auf ein grosses Alter und meint, es seien hier Producte der „Stein-, Bronze- und Eisenzeit“ vereinigt. Auch der Um-

*) Ausland 1865, S. 418 und Anmerkung.

**) Archiv für Anthropologie. I. Braunschweig 1866. I. Band, S. 366.

stand, dass die Crannoges während ihres Bestehens von Wasser und Torf allmählich verschlungen wurden; dass Pfahlwerk auf Pfahlwerk ruht, dass bei deren Abtragung Kohlenstätten in verschiedenen Höhen angetroffen werden, ergibt nur die lange Dauer des Bewohntseins, nicht aber ein hohes Alter dieser Ansiedlungen.“*)

In allen den Pfahlbauten, welche nicht als zeitliche Fischerei-Etablissements**), nicht zur Sicherung gegen climatische Einflüsse†), nicht gegen die Verwüstungen bergabstürzender Regenwasser (Fasoglo, Dar-Bertat) etc. oder welche selbst nur mehr einem individuellen Comfort gedient, hat sich der Mensch gegen den Menschen schützen wollen.

Zwar hat F. Keller sich ausdrücklich gegen die Annahme verwahrt gehabt, als könnten die den Pfahlbaudörfern benachbarten Landestheile bewohnt gewesen sein. „Man habe bei aller Sorgfalt an den den ausgedehntesten und am dichtesten besetzten Steinzeitstationen gegenüberliegenden Uferstellen beim Anbau des Landes, beim Ziehen von Gräben oder Fundamentiren von Häusern u. s. w. nie ein Geräthe zum Vorschein kommen sehen, wie Mahlsteine, Beile, Scherben n. s. w. Es zeigten sich an solchen Orten keine Kohlenstätten, keine Veränderungen in der Oberfläche des Bodens, nicht eine noch so geringe Andeutung von menschlicher Existenz daselbst.“ (VI. Bericht. Zürich 1866. Vorrede.) Dagegen macht nun M. Wagner in seiner oben bereits citirten, unserem Urtheile nach mit verständiger Kritik gehaltenen Arbeit darauf aufmerksam, dass Ausgrabungen im festen Lande bisher überhaupt noch in einer gar zu spärlichen Weise vollführt worden seien, um solche Annahmen, wie jene F. Keller's, ohne Weiteres zu rechtfertigen. Unser Gewährsmann erinnert hierbei an die Funde von Schussenried in Württemberg***), er erinnert an die Neuheit derartiger Nachforschungen überhaupt, ferner, dass solche Entdeckungen auf einem von der Kultur seit Jahrtausenden durchwühlten Boden sehr schwierig zu machen seien, dass nur in See- und Torfmooren, in einigen noch undurchsuchten Höhlen und Hügelgräbern der Boden unversehrt geblieben. Aehnliche Ausgrabungen werden übrigens voransichtlich auch noch an anderen Orten erfolgen. Dass zur Zeit wo eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung auf diesen Wasserdörfern hauste, das weite Binnenland von Menschen ganz unbewohnt und unbenutzt gewesen, wäre eine ebenso willkürliche als unnatürliche Annahme.†)

Bekanntlich haben die Pfahlbaubewohner am festen Lande der Jagd ob-

*) Pallmann a. o. a. O. S. 54.

**) Eine Sicherung, die freilich sehr prekär sein dürfte. In den afrikanischen Fieberhöhlen schützen einige Dutzend Fuss höher noch nicht vor den krankheitszeugenden Ursachen; man kann sich hier selbst auf Bergen von 1000–2000 Fuss absoluter Höhe noch sein Fieber holen, wie z. B. im Senüar und auf den Erhebungen der abyssinischen Kwolla.

***) Vergl. Archiv für Anthropologie. II. S. 29. ff.

†) Ausland 1867, S. 421.

gelegen, sie haben da ihr Vieh geweidet, haben in Wald und Flur mancherlei wildwachsende Erzeugnisse des Pflanzenreiches, Bast, Rinden, Beeren, Astwerk u. s. w. eingesammelt, haben daselbst auch ihren Acker bestellt. Kam es dann zum Angriff von Aussen, so blieb den Leuten ihr Pfahlbau als ein gesicherter Zufluchtsort. Sie durften dann nur die zum Lande führenden Stege abbrechen, ihre Piroguen anziehen, und waren dann doch einigermaßen gegen die Bedrohungen eines Feindes gesichert, gegen dessen furchtbarste Waffe, mit brennenden Stoffen umwickelte Pfeile und Wurfspeere, ihnen immer noch die Hülfe ihres unmittelbar nahen feuchten Elementes blieb. Wir finden in den Pfahlbauresten, namentlich der Schweiz, zahlreiche gänzlich und theilweise verkohlte Fragmente, ein Zeichen, dass hier genug der Brände gewüthet haben müssen. Manche der letzteren mögen bei der leichten, feuerempfindlichen Bauart, durch Zufall entstanden sein, andere aber sind auch gewisslich im Gewühle des „mannsgrimmigen Kampfes“ emporgelodert. Dass gewisse Pfahlbauten, z. B. die der Manganjas, Venedig, u. s. w. nur zum Schutze gegen feindliche Angriffe errichtet worden, ist bereits früher (S. 4.) hinlänglich erörtert worden. Auch diejenigen der schweizer Seen werden diesem einen Hauptzweck gedient haben, einem Zwecke, denen andere, z. B. bequemerer Betrieb der Fischerei, erleichterter Wasserverkehr u. s. w., untergeordnet werden mussten. Haben doch auch die Pfahlbauern dieser Gegenden von mindestens soviel Land-, als Wasserthieren gelebt! Es mag schon recht bequem gewesen sein, von den Plattformen solcher Wasserwohnungen aus sogleich die Angeln und Reusen ins Wasser senken zu können. Es mag namentlich für die alten Pfahlbauern der von unzugänglichen, dichtbewaldeten Höhen umschlossenen schweizer Seen bequem gewesen sein, in ihren leichten Einbäumen von Dorf zu Dorf zu fahren, bald hier, bald da zu landen, hier einen im Uferschlamm sich sichlenden Wisent zu überfallen, dort bei nächtlicher Weil mittelst Feuerbränden Hirsche oder Rehe ins Schilf zu locken und zu speeren u. s. w. In Pommern will man im Daber- und Persanzigsee die Beobachtung gemacht haben, dass die daselbst aufgefundenen Pfahlbauten ausgedehnt gewesen und mit voller Planmässigkeit angeordnet seien. Sie ständen in einem bestimmten Verhältnisse zu eigenthümlichen Verhältnissen des Landes, welche im Persanzig-See als natürliche Inseln und Werder, im Daber-See wenigstens zum Theil als bedeutende Wall- und Hügelanschüttungen künstlicher Art sich darstellen. Schon ihre Anlage lehre, dass es sich nicht nur um Wohnungen, sondern ganz wesentlich um Befestigungen handeln könne. Die eine ungeheure Masse von Scherben, Thongeschirr und von zerschlagenen Knochen neben den ebenfalls geöffneten Haselnusschalen schliesse den Gedanken aus, dass man es nur mit Befestigungen zu thun habe. Waffen aus Stein oder Metall oder Ueberreste davon seien bis jetzt an keinem von beiden Orten gefunden worden und obwohl es sehr wahrscheinlich sei, dass man bei weiteren Nachsuchungen auch sie antreffen werde, so stehe doch das zahlreiche Vorkommen der erst ge-

nannten Gegenstände des künstlichen Handgebrauches ausser allem Verhältnisse zu einer blossen Festungsanlage. Man müsse vielmehr die Ueberzeugung gewinnen, dass an beiden Orten sowohl Befestigungen als Wohnungen und zwar Seewohnungen bestanden hätten. Am Persanzig-See habe sich sogar eine räumliche Trennung zwischen Befestigungen und Wohnungen ziemlich deutlich herausgestellt. Eine früher mitten im See befindliche Insel sei nämlich ringsum von Pfahlbauten umgeben. Auf der südlichen und östlichen Seite, wo der See sehr tief und breit gewesen, hätten sich nur senkrechte Pfähle gefunden, zwischen denen im Boden Alles voll von Thongeräth, Thierknochen u. dgl. liege, auf der nördlichen Seite dagegen, wo der See flacher und schmaler, und wo eine sehr lange Brückenaufstellung die Verbindung mit dem Festlande gesichert, sei ein starker Verhau von horizontal gelegenen, mehrfach übereinander geschichteten Balken zwischen den senkrechten Pfählen blossgelegt, dagegen seien fast keine Ueberreste von Geräthen und Knochen angetroffen.**) Virchow hat später noch dargethan, dass von ihm in Pommern an verschiedenen Punkten kleine Pfahlbanansiedlungen, Seeburgen, wohl einer späteren Kulturperiode als die schweizerischen Pfahlbauten angehörend, aufgefunden worden, in denen hauptsächlich Eisengeräth vorgekommen sei, Niederlassungen, die ähnlich den irischen Crannoges, als Festungen für Häuptlinge, auch Räuberpack, gedient haben dürften.**)

Fassen wir nun, selbist auf die Gefahr hin, ins Breite zu gerathen, die obige Ausführung noch einmal zusammen. Nach unserer Ueberzeugung also sind die Zwecke einer wirksameren Vertheidigung gegen Feinde die hervorragendsten für Errichtung der alteuropäischen Pfahlbauten gewesen und sie sind auch die hervorragendsten für Errichtung vieler noch heut existirender Constructionen ähnlicher Beschaffenheit. Das Letztere liess sich direct nachweisen und wird Solches auch für das Alterthum Geltung finden müssen. Der Weg der Vergleichung, des Rückschlusses von Jetzt auf Ehedem wird uns in dieser Beziehung sicherer zum Ziele der Erkenntniss führen, als ein Heruntappen nach fremdartigen, gesuchten Erklärungen. Niemand wird ja in Abrede stellen, dass beim Bau der alten Pfahlniederlassungen die Annehmlichkeiten eines leichten Verkehrs auf der Wasserstrasse unter Vermittlung schnellfortzubewegender Piroguen, dass die Erleichterung des Fischfanges und des Jagdbetriebes in benachbarten Wildrevieren, dass ferner noch manche andere Nebenrücksichten zugleich mit ins Auge gefasst worden seien.

Vielleicht könnte einmal Jemand die Ansicht aufnehmen, es lasse sich ein Zng, ein Trieb, ein Drang in der Kulturentwicklung nachweisen, der die Menschen in gewissen Perioden zum Aufsuchen und Bewohnen der Höhlen, in anderen zur Errichtung von Pfahlbauten veranlasst, der sie endlich zum Aufbau festerer Häuser, Ortschaften, Burgaden, geführt. Dem gegenüber

*) Entnommen dem „Schlesischen Landwirth“ vom 1. December 1886.

***) Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins zu Berlin 16. März 1869.

würde ich mich übrigens zu der Erwiederung veranlasst sehen, dass der Zug, der Drang nach Höhlenbewohnung nicht allein in den fernen, vorhistorischen Zeiträumen, in jenen Zeiträumen eines *Homme à cavernes* vorhanden gewesen, sondern dass derselbe auch weit später den unserer sicheren Geschichte angehörenden Garamanten (Teda), den Troglodyten (Bedjah), selbst den Urchristen Aegyptens und Syriens, inne gewohnt. Die Ursachen würden dieselben oder doch mehr minder ähnliche gewesen sein. Ich würde dann ferner auf jene ungemein grosse Zahl von Pfahlbauten aufmerksam machen, welche während des noch späteren Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit in so vielen Ländern der Erde (vergl. S. 3.) aufgerichtet worden. Einem Zuge, Triebe, Drange, nach solchen Dingen wird immer ein durch die Zeit- und Raumverhältnisse bedingter Zweck zu Grunde liegen, nicht aber ein unbestimmtes Etwas, etwa, wenn wir so wollen, eine blosse Mode, eine Marotte.

Es herrscht für uns nicht der geringste Grund, die von unseren Forschern aufgestellte, sehr übersichtliche und bei vorsichtiger Anwendung ganz unverfängliche Eintheilung der vorhistorischen Zeit in ein Stein-, ein Bronze- und Eisenalter zu verwerfen, wie dies von Seiten Pallmann's und weniger ähnlich Denkender versucht worden. (Vergl. u. a. S. 3.) Denn alle unsere Funde, alle unsere mit grösster Sorgfalt und mit allen Mitteln der Kritik angestellten Untersuchungen sprechen immer wieder dafür, dass die Völker der Erde und selbst die frühesten Kulturvölker, wie Aegypter, Assyrer,* in den ersten Stadien ihrer Entwicklung sich der Geräthe und Waffen aus Stein, Knochen und Holz bedient, dass sie später meistens erst zur Bronze und noch später zum Eisen gegriffen haben. In manchen Ländern, so in vielen africanischen, ist zwar das sogenannte Bronzealter übersprungen worden und das Eisen ist hier direct an Stelle des Steines, der Knochen und des Holzes getreten. Derartige Vorkommnisse haben sich auch in anderen Erdgegenden gezeigt, sie hingen von den Metallbefunden, von der Industrie und sogar der durch Mancherlei bedingten Richtung der eingeschlagenen Handelswege ab. Jene Stein-, jene Bronze- und Eisenalter sind wohl nirgends so scharf gegeneinander abgegrenzt gewesen, dass nicht etwa während des Bronze-, ja selbst während des Eisenalters eines Landes, eines Volkes, neben den Bronze- und Eisengeräthen, den Bronze- und Eisenwaffen, deren selbst noch von Knochen sowie von Stein in Gebrauch genommen wären. Hatten doch des Harald Kriegsmannen bei Hastings mit Steinbeilen auf die Eisentartschen und Eisenhelme ihrer Gegner losgeschlagen! Kämpften doch in unseren Jahrzehnten die tätowirten und wildaufgeputzten Rana-Kiras von Hawai, die Ariis und Raa-Tiras von Tahiti, die Egis und Mattabulis von Tonga-tabu, die Arikis und Ranga-Tiras von Tawai-Punamu mit

* Nilson sagt ganz richtig: „Jedes Volk, selbst die ältesten Kulturvölker haben ihr Steinalter gehabt.“ Das Steinalter oder die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Nach dem Manuscript zur dritten Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1868. S. 139.

ihren Keulen von Holz, mit ihren in Spitzen von Gräten und Knochen auslaufenden Lanzen, mit ihren Schlägeln von Stein neben den Bayonet-Musketen, Haaschetäxten und Bowiemessern! Unterwarf nicht ein Ta-Méa-Méa mit solchen halb stein- und holz-, halb (modern-) eisenbewaffneten Kriegerern seine gesammte Inselgruppe? Waren es nicht solche ganz im Mischmasch Bewaffneten, mit denen ein Pomare von Eimeo ans am 12. November 1815 den denkwürdigen, für die Geschieke der Gesellschaftsinseln entscheidenden Sieg von Bona-Anja und Narei im District Atta-Hurru erfocht? Haben nicht noch in den 1840er Jahren ein Hongi und Heki ihre nephritenen Miri-Miri's neben den birminghamer Karabinern geschwungen? Aehnliche Industrie- und Handelsverhältnisse haben im Alterthume, wie auch noch heut in verschiedenen Gegenden der Erde stattgefunden. Weiter vorgerückte Völker boten den minder civilisirten das Vervollkommnere zu Kauf und Tausch. Bronze- und Eisenarbeiten mussten schon zu Alters die Stein-, Knochen- und Holzarbeiten allgemach verdrängen.*) Heut überragen die Fabrikate von Birmingham, Lüttich, Suhl, Sheffield und Solingen die zierlichsten Urgeräthe der Societäts-, Mendaña- und Paumotu-Inseln, dennoch hatten sie, trotz ungeheurer Nachfrage, es bis vor kurzer Zeit nicht vermocht, die letzteren ganz und gar überflüssig zu machen, mithin den gesammten Waffenbedarf zu decken. Denn fremde Producte wollen doch auch irgendwie bezahlt werden und der in beschränkten Grenzen verharrende (sehr lokalisirte!) Krieg der Südseeinsulaner mit einander, wie mit Europäern kann nicht den Wehrapparat unserer Civilisation (durch Erbeutung, Plünderung von Ansiedlungen, Schiffen, Leichen etc.) ausschliesslich in die Hände der Begehrer spielen. Aehnlich muss es sich also schon im Alterthum gezeigt haben, während dessen mangelhafte Kommunikationsmittel noch weit grössere räumliche und zeitliche Hindernisse setzten, als sie der in unseren Tagen von der Dampfkraft überwundene Ocean nur irgendwie zu setzen vermag.**) (Note I.)

Die ältesten Bewohner Europas haben nur steinerne, knöcherne und

*) Nilsson führt zwar an, dass bei den Vorfahren seiner Nation (gothischen Stammes wenigstens) niemals andere als Eisenwaffen erwähnt würden, so z. B. in den Schlachten von Bravalla (700) und Stickerstad (1030), in welcher letzterer der Skalde Thormodr von einem metallenen Bauernpfeil verwundet worden. Derselbe Verfasser fügt jedoch (S. 141) hinzu, dass wir solche Beschreibungen den Reicheren und Vornehmeren verdanken, die selbst in Besitz eiserner Waffen gewesen und es für überflüssig gehalten, der von den gemeinen Kämpen geführten einfachen Steinwaffen zu gedenken. Es sei auch nicht denkbar, dass die eisernen Waffen plötzlich allgemein gebraucht worden seien. Eine allmähliche Einführung derselben sei viel wahrscheinlicher. Auf den Felsenbildern von Bohuslän, die aus der Wikingerzeit stammten, sehe man noch beide nebeneinander u. s. w.

**) Lindenschmit sagt: „Der Gebrauch von Waffen und Werkzeugen aus Stein erstreckt sich diesseits der Alpen über den ganzen vorgeschichtlichen Zeitraum und reicht neben der theilweisen Benutzung der Metalle viel tiefer in die historische Zeit, als man nach den herrschenden Vorstellungen anzunehmen geneigt ist.“ Es sei durch eine grosse Reihe von Grabfunden dargelegt, dass die Steingeräthe keineswegs mit der Einführung des Erzes, und selbst des Eisens, verschwunden. Archiv f. Anthropol. III, S. 117.

hölzerne Geräthe, wie auch Waffen benutzt. Wer übrigens einmal in irgend einer Sammlung die selbst bei allem Mangel an Schliff sorgfältig gesprengten, aus Feuerstein gearbeiteten Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen der früheren, wer dort einmal die wohl gekanteten und hübsch geglätteten Knochenmeissel, Knochenable, die Feuersteinsägen, die aus mancherlei Steinmaterial verfertigten Angeln und Beile, Netzsenker und ähnliche Arbeiten des späteren Steinalters *) ins Auge gefasst, wird den Zeitgenossen wenigstens des letzteren eine gewisse Kunstfertigkeit nicht absprechen können.**) Schon damals richtete sich der Sinn der Menschen auf möglichste Zweckdienlichkeit und auf möglichst anmuthige Formen der Utensilien, wenn auch mit aller Beschränktheit einer nur erst wenig entwickelten Technik.

Allgemach hat nun Bronze Eingang in die europäischen Gegeuden gefunden. C. Vogt liess vor siehen Jahren die Frage, ob die Bronze durch einen vom Steinvolke verschiedenen Stamm eingeführt worden oder ob sich ihre Kenntniss selbstständig entwickelt, noch unentschieden.***) Auch his jetzt ist diese Frage keineswegs sicher beantwortet worden, soviel Mühe man sich auch gegeben haben mag, eine befriedigende Lösung derselben zu gewinnen.

F. Maurer, für welchen die Pfahlbauten in erster Reihe nur Zufluchtsstätten oder Wasserburgen semitischer oder semitisch-hellenischer Krämer und ihrer Waaren (!), in zweiter Reihe gelegentliche Asyle autochtoner Kelten für den Kampf gegeneinander oder gegen deutsche Angreifer, meint, dass im europäischen Norden nur ein Steinalter existire und aus iberischem oder celtischem in das germanische Eisenalter hineinrage, dass unsere sämmtlichen Bronzefunde jedoch einer fremden Industrie angehörten und bei uns nur von Begüterten benutzt worden seien. †) Nach Pullmann aber sind die Bronzen durch Metallfabrikation treibende Kulturvölker (Phönizier, Etrusker), durch Wanderarbeiter, fahrende Handwerker (Etrusker, Massalieten oder Celten) importirt worden.

Desor ist der Ansicht, dass man den Handel des Bronzealters der Pfahlbauten in eine der etruskischen und phönizischen (Blüthe-) Zeit fernere Epoche zurückverlegen müsse. Man müsse den Geschichtsforschern überlassen den Nachweis zu führen, ob etwa ausser Phöniziern und Karthagern noch irgend ein anderes Schiffer- und Handelsvolk unter Vermittlung ligurischer Häfen mit den Völkern des Bronzealters der italischen Seen vor Entdeckung des Eisens Handel getrieben habe. Nichts constatire aber, dass

*) A. o. a. O. S. 26 ff. Taf. II. Fig. 33, 34, 36, Taf. XI, Fig. 216.

***) Vergl. die Abbildungen bei Desor l. c.; bei Le Hon: l'homme fossile en Europe. Bruxelles MDCCCLXVII.; Lnbbock: Prehistoric Times. London 1865; Nilsson, l. c.; Góngora y Martínez: Antigüedades prehistóricas de Andalucía, Madrid 1868, Fig. 8, 9, 10, 19, 39, 60, 61, 128 bis 134; Madsen: Antiquités préhistoriques de Danemarck. L'âge de pierre. Copenhague 1869 u. s. w. u. s. w.

***) Vorlesungen über den Menschen u. s. w. Giessen 1863, II, S. 120.

†) Ausland 1864, S. 913.

etwa Phönizier die ersten Schiffahrer gewesen. Die Geschichte weise nach, dass Tokkari genannte Gefangene im 13. Jahrhundert v. Chr. durch Rhamesses III. in einer Seeschlacht besiegt worden, deren Physiognomie nach Morton den celtischen Typus andeute.*) Diese Leute möchten sich also mit einem der mächtigsten Pharaonen zur See gemessen und den Handel längs der Mittelmeer- und vielleicht auch der atlantischen Küsten in Händen gehabt haben. Wenn nun wirklich ein solcher Handel vor der phönizischen Zeit existirt, so würde derselbe sich nicht auf den Südabhang der Alpen beschränkt haben. Derselbe hätte sich wohl bis auf die im Bronzealter der Schweiz lebenden Völker erstrecken müssen. Die Einführung der Bronze würde demnach in ein sehr hohes Alterthum, unzweifelhaft weit jenseit der ältesten Geschichte Europas, hinaufreichen.

Meiner Ansicht nach haben wir keinen Grund, gewissen althergebrachten Annahmen zu Liebe, die Phönizier als die alleinigen, unbezweifelbaren Schöpfer europäischen Kunstfleisses zu betrachten. Phönizische Seefahrt, phönizischer Handel sollten ja, wie man so lange und so hartnäckig behauptet hat, im Alterthume Alles beeinflusst haben. Die phönizische Kultur erreicht aber nicht das Alter der ägyptischen. Sidon blühte allerdings schon i. J. 2000 v. Chr.; um 1700—1400 und später unterhielten Phönizier bereits einen lebhaften Handel zwischen Aegypten und Babylonien, sowie anderwärts. Die ägyptische Kultur ist trotzdem noch weit älter, als die assyrische, babylonische, phönizische, indische, sie ist die älteste der Erde (vergl. auch Jahrg. 1869 Heft I. dies. Zeitschr.). Die Aegypter hatten schon um das dritte Jahrtausend v. Chr. gut gebauete Schiffe; im 17. Jahrhundert v. Chr. sehen wir sie weite Seefahrten ausführen.***) Es ist anzunehmen, dass sie, die hochkultivirten, in vielfacher Beziehung so edlen und milden Anbeter des höchsten Amon-Ra, wie sie Lehrmeister der Griechen und Westasiaten gewesen, dies auch den geriebenen, aber blutigstem Molochdienst huldigenden Puna (Phöniziern) im Handel, Seedienst u. s. w. gewesen. In Aegypten war die Bronze bereits unter der VI. Dynastie Gemeingut der Nation. Waren die Aegypter aber die Erfinder derselben? Wir wissen es bis jetzt nicht. Auch wenn die Bronze ein Erzeugniss ägyptischen Genies, so brauchte sie deshalb doch nicht direct von den Söhnen Pharaos nach Europa gebracht zu werden, sie konnte

*) In Bezug auf dieses Citat Desor's aus den Types of Mankind vergl. Edit. IX derselben, Philad. 1868, p. 108, wie folgt: „About the time alluded to, there seems to have been a great commotion among the white races of Asia; a the Gauls or Celts, a perhaps the Hyksos, may have been diverging, streams of the same stock. Dr. Morton points out a head (Crania aegyptiaca p. 146, fig.: „to my view they have the lined and hardy features of the Celts or Gauls etc.), often repeated on the monuments of Egypt which he regards as a Celtic stock. These people called Tokkari in hieroglyphics, are prisoners in a sea-fight of Ramses III, XXth dynasty, about the thirteenth century B. C. They are, without question, the Tochari of Strabo.“

**) Vergl. darüber das neueste von Dümichen publicirte Werk: Resultate der auf Befehl Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. von Preussen im Sommer 1868 nach Aegypten entsendeten archäolog. photograph. Expedition. Th. I, Berlin 1869, mit B. Graser's gelehrter Abhandlung über das Seewesen der Aegypter.

immerhin durch phönizische Hände dahin gelangen. Wer die Weiterverbreiter der Bronze nach dem Binnenlande waren, bleibt vor der Hand unsicher und unterschiedlicher Spekulation überlassen. Auch Nilsson betrachtet, wie mancher Andere, die Phönizier als die Schöpfer der europäischen Bronzekultur.*) Man beruft sich bei derartigen Spekulationen immer sehr gern auf die Aehnlichkeit von alteuropäischen Bronzegegenständen mit orientalischen, sucht aber die letzteren meist nicht an ihrer richtigen Stelle. Ich werde später wieder auf dieses Thema zurückkommen. Wibel's Ansichten, „die Kultur der Bronzezeit sei eine durchaus einheimische (europäische), ihrem ersten Ursprunge nach auf Grossbritannien zurückzuführen und sei somit als höhere Entwicklungsstufe der Urbewohner dieses Landes zu betrachten,“***) hat bis jetzt nirgends Anklang gefunden, hauptsächlich deshalb nicht, weil der Gang unserer Kultur, auch der Bronzekultur, von Süd nach Nord den Ueberlieferungen zufolge gesichert erscheint, nicht aber der umgekehrte von Nord nach Süd. Hierfür hat der Umstand, dass wir die eigentliche Stätte der Bronzeerfindung im Süden bisher noch nicht aufzudecken vermocht, keine durchschlagende Bedeutung. Nicht einmal die Auffindung von Erzgussstätten an mancherlei Oertlichkeiten Europas würde die Möglichkeit einer Einführung der Bronze von Aussen her ausschliessen, denn wo eine Industrie einmal Eingang erhalten, da entstehen auch Etablissements zu ihrer Pflege.

Die Zusammensetzung der Bronzen ist in verschiedenen Ländern eine viel zu verschiedenartige gewesen, als dass man daraus unmittelbar die Herkunft dieser Metallkomposition im Allgemeinen zu erschliessen vermöchte. Scherer führt an, dass während unsere heutige Bronze mit 2—4 pCt. Zinn und 10—18 pCt. Zink legirt werde, die antiken Bronzen nur Kupfer und Zinn mit etwas Blei, niemals aber Zink, enthalten hätten.***) Wibel, Cohausen und Andere sind nun darüber einig, dass zink- und bleihaltige Bronzen nicht jünger, als Zinnbronze seien, wie das doch von einigen Seiten her behauptet worden. Aber Fellenberg weist dem Zink in der Bronze einen späteren Platz an. Griechen, Römer, Etrusker und Aegypter haben übrigens bleihaltige Bronzen gegossen, und zwar mit Hilfe von Blei, das im Verein mit Silbererzen gewonnen wurde.

Einige wenige neuerlich in Oberschlesien gefundene antike Geräte, namentlich gebogene Messer aus stark zink- und etwas kadmiumhaltiger Bronze, mögen ein örtliches aber doch späteres Industrieerzeugniss der an Zinkerzen (Galmei) reichen Landschaften Schlesiens selbst gewesen sein, womit freilich um keinen Preis gesagt werden dürfte, es hätte der Anstoss zu dieser lokalen

*) Den stricten Beweis nun! bleibt uns freilich auch Nilsson schuldig. Waren denn nun die Phönizier Erfinder oder waren sie nur Vermittler der Bronzearbeit? Vergl. *Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques*. Paris 1868. d. 238 ff.

**) Vergl. Wibel: *Die Kultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas* u. s. w. Kiel 1865. Cohausen im *Arch. f. Anthropol.*, I, S. 321 ff. und Wibel das. III. S. 37 ff.

***) *Lehrbuch der Chemie*, Wien 1861, I, S. 590.

Industrie nicht auch von Aussen kommen können. Das Material, welches man übrigens zur Bronzebereitung im Allgemeinen gebrauchte, ist sicherlich den verschiedensten Gegenden entstammt gewesen. Man mag z. B. dazu immerhin Zinn aus Ophir, d. h. Ostindien, aus Britannien und aus Sachsen, Kupfer aus Cornwallis, herbeigeholt haben, je nachdem die Lage der Erzgusstätten, wie die einmal eingeschlagenen Handelswege es gerade erforderten. Es kann uns also auch dies für die Frage, woher denn die Erfindung der Bronze eigentlich gekommen, gar nichts direct beweisen. Ich glaube wir können jetzt überhaupt diese Frage nur unter Zurathziehung noch ganz anderer Funde aus dem Bronzealter einer Entscheidung näher führen. Erst wenn wir im Stande sein werden, die gesammte Entwicklung und Richtung der Kultur des Bronzealters einer genaueren Zergliederung zu unterwerfen, werden wir uns fähig fühlen, auch in dieser Hinsicht ein entscheidenderes Urtheil zu fällen, als dies bisher möglich sein konnte. Dazu bedarf es freilich eingehenden Studiums eines erst noch bedeutend zu vermehrenden, vergleichenden Materials von alten Bronzegegenständen und von neueren Metallarbeiten der verschiedensten Völker und Kulturepochen, endlich ein genaueres Eingehen in die alten kulturhistorischen Verhältnisse der Landschaften, von denen das Licht für die östliche Hemisphäre ausgegangen, d. h. Nord-Ost-Afrikas und Westasiens! (Note II.)

Bekanntlich hat man an verschiedenen Stellen des Festlandes, wir wollen hier u. A. nur Cotteau's Fund im Yonnedepartement, Pazin's Fund zu Fumeraut, denjenigen Sauvage's und Hamy's zu Alpreck, Szabo's zu Egyek, Mätragebirge, u. s. w. n. s. w. nennen, sowie in schweizer u. a. Pfahlbauten, z. B. im Münchbuchsee, im Untersee (Wangen, Bodmann), u. a. m. die Reste von Werkstätten zur Verfertigung von Steingeräthen u. dgl. m. aufgefunden. Fast jeder Bericht über vorhistorische Menschen erzählt uns von derartigen Entdeckungen. Man beobachtet an solchen Stellen vollendete und nicht vollendete, angesehentlich missrathene Werkzeuge und Werkzeugsplitter. Manche Pfahlniederlassungen scheinen wahrhafte Steinwaarenspeicher enthalten zu haben. Ausserdem mache ich hier noch einmal auf das oben über die Auffindung von Bronzegusstätten Erwähnte aufmerksam. Gewissen neueren Annahmen zufolge wären nun aus celtischen Ansiedlungen und anderswoher hervorgegangene, reisende Kaufleute wie auch Handwerker umhergepilgert, hätten hier Handel getrieben, uns mancherlei Dinge eingeführt, dort Steinsägen abgesprengt, Steinbeile geschliffen, da wieder erzene Messer und Lanzenspitzen gegossen u. s. w. Solchen Annahmen kann die Erfahrung nichts entgegenstellen, namentlich in wilden und halbbarbarischen Ländern.* Es wimmelt von herumstrolchenden Krämern und Handwerkern.

*) Wir haben solche Erscheinungen auch noch in unseren civilisirtesten Ländern, obwohl hier die Handwerker, bis auf die Slowaken und Zigeunerschmiede, meistens sesshafter Natur zu sein pflegen.

Türkmanische Schleifer, auch Schmiede, durchziehen den Orient; nubische Djaeln, so rechte Kleinkrämer und Wunderdoktoren, bringen ihre Glasperlen, Messer, Baumwollenzeuge u. s. w., ihre angeblich heilkräftigen Wurzeln und Kräuter bis nach Darfur und in die Galaländer hinein; die dem Barivolke entsprossenden Tumonek, sehr geschickte Eisenschmiede, wandern im Gebiete des weissen Niles hin und her, um selbst bei ganz entfernt wohnenden Stämmen Lanzen spitzen, Grabscheite u. s. w. zurechtzuhämmern.*) Eine ähnliche Rolle spielen in Abyssinien als Schmiede, Maurer, Töpfer u. s. w. die Falascha's,**) als Goldschmiede dagegen die Armenier und Hindus.

Dergleichen Wanderkrämer und Wanderhandwerker mag es auf dem Festlande und auf Pfahlbauten, auch schon im Alterthume in Europa sowie anderwärts gegeben haben. Aber es ist doch stark, wenn Pallmann unsere Pfahlniederlassungen als nichts weiter, denn „Handwerks- und Handelsstationen fahrender Kelten aus Gallien“ u. s. w. gelten lassen will.

Ueber das Eisenalter brauchen wir bei dieser Gelegenheit wohl nicht viel mehr zu sagen. Es folgte allmählich dem Bronzealter, ging in geschichtlicher Zeit weiter und gehört ja auch unsere Zeit demselben noch immer an. Dass wir jetzt statt nur Panzer und blanke Waffen auch Häuser, Schiffe u. s. w. neben Hinterladergewehren, Gussstahlkanonen und Monitorplatten aus Eisen verfertigen, ändert nichts an der allgemeinen Sachlage.

Kein vernünftiger Mensch kann noch daran denken, für das Alterthum eine besondere Pfahlbauzeit, ein besonderes Pfahlbauvolk anzunehmen. Pfahlbauten haben sich ja zu allen Epochen und unter den verschiedensten Völkerschaften gezeigt. In Europa allein haben, in sehr verschiedenen Gegenden, Pfahlbauten durch lange Zeiträume hindurch existirt und sind daselbst wieder gänzlich verschwunden. Wir glauben von vornherein die Annahme zurückweisen zu müssen, als könnten diese Constructionen auf unserem Continente sämmtlich von einem und demselben, etwa über weit von einander liegende Gegenden verbreiteten Stamme errichtet worden sein, welcher Anschauung man immerhin gelegentlich noch hier und da begegnet. In Bezug hierauf halten wir eine Discussion für überflüssig. Ein Anderes wäre es dagegen mit der Frage, ob der Anstoss zur Errichtung der europäischen Pfahlbauten nicht von einem bestimmten Stamme ausgegangen und in anderen Stämmen durch Nachahmung weitverbreitet sein könnte. Auf eine Erörterung dieser letztgestellten Frage werden wir späterhin zurückkommen.

Die europäischen Pfahlbauten gehören den von uns angenommenen Stein-, Bronze- und Eisenaltern an, sie reichen jedenfalls in ein sehr hohes Alter hinauf. Ueber die bereits angestellten Versuche zur Bestimmung des letzte-

*) W. v. Harnier hat eine kleine Gruppe schwarzer Wanderschmiede vom weissen Nil in sehr charakteristischer Weise abgebildet. S. dessen Reise am oberen Nil. Darmstadt und Leipzig 1866.

**) Einzelne dieser Falascha's gehen selbst bis Doka, Gedarif, Galabat und sogar nach dem blauen Flusse (hierher allerdings nur selten), um ihre Arbeiten zu verrichten.

ren können wir vorläufig auf die Arbeiten von Keller, Morlot, O. Heer, Desor, Staub *), M. Wagner u. A. verweisen. Die Pfahlbauten der Steinzeit gebören sicherlich sehr, sehr fernliegenden Epochen an, mögen auch Pallmann und andere Anhänger einer Handelsstationstheorie u. s. w. sich noch soviel Mühe geben, ein geringeres Alte jener zu beweisen.**)

Mancherlei Kopferbrechen hat bis jetzt immer die Frage gekostet, wie wohl die Häuser in den alten europäischen Pfahlbauten, namentlich der Schweiz, beschaffen gewesen sein möchten. Anfänglich hatte man auf den kreisförmigen Unterbau und das spitz-kegelförmige Dach gerathen, wie diese der afrikanische Togul zeigt, wie dieselben ferner in manchen Gegenden Mexico's, Colombien's, auf den Tonga- und anderen Südseeinseln gefunden werden. Keller und Lyell reconstruirten sich ihr schweizer Pfahlbaudorf ohne stichhaltigen Grund nach den von Dumont d'Urville veröffentlichten Ansichten der Pfahlhütten zu Dorel und liessen inmitten der länglichen, mit verandenartigen Ueberdächern versehenen Gebäude, einen mächtigen Togul entstehen. Auf dem etwas duster gehaltenen Titelbilde zu Le Hon's Homme fossile sehen wir ein aus lauter solchen Togulhütten gebauetes Pfahldorf lustig in Flammen aufgehen. Ganz so schauete ich es im Jahre 1867 auf einem Oelgemälde in der so höchst interessanten prähistorischen Ausstellung auf der grossen internationalen zu Paris. Da wüthete das Feuer zur dunklen Nacht in den Togulhütten einer „Cité lacustre“, vom Ufer her aber schoss der Feind seine mit brennenden Stoffen bewundenen Pfeile in den dem Verderben geweihten Ort hinein. Ich bin nun gewiss kein Feind solcher Darstellungen und Manches daran war sicher so naturwahr gedacht und wiedergegeben, als es unsere beschränkten Kenntnisse nur irgend gestatten mochten. Aber waren hier wohl die Togule am Platze? Man weiss freilich, dass Strabo den Belgiern kuppelförmige, hochbedachte Hütten von Weidenruthen und Brettern zuschreibt. Leuten, die aber doch Zeitgenossen des Griechen gewesen. Messikommer versicherte uns, niemals die Subconstructions rundlicher, sondern immer nur diejenigen rechteckiger Pfahlhütten gefunden zu haben. Man hat im Alterthume zum Bau derselben immer einen möglichst weichen, das Einstemmen der Pfähle zulassenden Seegrund gewählt, und jene nur an ruhigeren Stellen, welche gegen heftige Winde thunlichst gesichert waren und deren Umgebung auch einigen Landbau, einige Viehweidung ermöglichte, errichtet.

*) Die Pfahlbauten in den schweizer Seen. Fluntern bei Zürich. 1864.

**) Pallmann thut S. 83 bei Besprechung einer Ansicht Nilsson's, wie man sich etwa einen Steinmenschen zu denken habe, folgenden sonderbaren Ausspruch: „Man versuche es nun, solche Steinmenschen in die schweizer Pfahlbauten zu versetzen und man wird sich fragen müssen, wie ist es möglich, dass solche Wilden (die feste Wohnsitze hatten und in meisterhafter Weise ihr Steingeräth anfertigten) am Bodensee Ackerbau und Viehzucht getrieben und am Webstuhl fleissig gearbeitet haben und sogar auf Handelsgedanken gekommen sind?“ Wir aber fragen einfach, warum denn nicht? Wie viele Polynesier hatten doch nur Stein-, Knochen- und Holzgeräthe trotz einer gewissen Kultur, die jedenfalls sehr viel höher gewesen, als diejenige der vielbesprochenen europäischen Steinmenschen!

Messikommer hat vor drei Jahren folgende Darstellung der robenhausener Pfahlhütten nach seinen eigenen Untersuchungen, seinen eigenen Reconstructions gegeben: „Wenn ein Ort zur Errichtung einer Niederlassung für günstig befunden wurde, so wurden auf ein Quadrat von 3 Fuss Seite (also 9 Quadratfuss) an die 4 Endpunkte je 2 Pfähle von 3–4 Zoll Durchmesser in den Seegrund eingeschlagen. Zu einer Hütte von 27 Fuss Länge und 21 Fuss Breite gehörten 160 Pfähle. Die Richtung derselben ging genau nach den Himmelsgegenden, d. h. von S. nach N. und von O. nach W. Jeder grössere Sebacht zeigt das zu Robenhausen deutlich, bei kleineren Sebachten sieht man es, da einzelne Pfähle umstürzen, nicht so leicht.

Es ergibt sich hieraus, dass die Kolonisten nach einem bestimmten Plane und regelrecht die Basis ihrer Hütten erstellten. Wie wäre es ohne dieses möglich gewesen, Hütten auf solche dünne Stämme zu erbauen? Wenn die Pfähle in den Seegrund geschlagen waren, so wurden die Querbalken, welche theils aus Rundholz und theils aus leidlich gespaltenem Holze bestanden, in die Pfähle eingezapft. Wenn die Pfähle zu einer Richtung auf diese Weise mit einander verbunden waren, so wurden über diese Querbalken kleine Rundhölzer von 2—2½ Zoll Durchmesser hart aneinander gelegt und der Pfahlbau war zum erstenmale überbrückt. Ueber diese unterste Lage von Rundholz wurde aber in der entgegengesetzten Richtung eine zweite Lage erstellt, so dass dadurch der Boden genügende Sicherheit bot.

Die Pfähle bestanden hauptsächlich aus Fichtenholz, aber auch die Eiche, Föhre, Erle, Aspe, ja sogar die Haselstaude wurden bisweilen benutzt. Die Rinde aller dieser Holzarten findet sich an den Pfählen noch trefflich erhalten.

Wenn der Unterbau erstellt war, so wurde am Bau der eigentlichen Hütten gearbeitet, die Hauptpfiler derselben ruhten im Seegrund um ihnen die nöthige Festigkeit zu geben. Wohl die meisten Hütten hatten die Form von Rechtecken. Dieselben wurden mit Flechtwerk eingekleidet, über welches ein Lehmüberzug gebracht wurde, um Wind und Wetter bestmöglichst abzuhalten. Ebenso wurde der Zimmerboden mit einer Mischung von kleinen Steinen (Kies) und Lehm (sogen. Estrich) 2—3 Zoll hoch belegt, um die Feuchtigkeit von unten abzuhalten. Was ich bis jetzt geschrieben habe, ruht auf bestimmten Thatsachen, die sich jeden Augenblick beweisen lassen; anders ist es mit dem Dache und dem Kubikinhalte der Hütten, das ist mehr Hypothese. — Die bis jetzt aufgedeckten Hütten hatten, wie schon bemerkt, eine Länge von 27 Fuss und eine Breite von 21 Fuss, gleich 567 Quadratfuss. Wer aber auf den Pfahlbauten gräbt und die Massen verkohlten Strobes betrachtet, die man immerwährend findet, dem drängt sich unwillkürlich die Ueberzeugung auf, dass ein Strobdach die Hütten deckte. Schwerer ist es den Kubikinhalte zu bestimmen; wenn man aber bedenkt, dass der Webestuhl fast in jeder Hütte thätig war, so musste auch gewiss Luft und Licht in denselben vorhanden sein.“ Auf Taf. II. Fig. I. ist eine Pfahlhütte

*) Ausland 1867. S. 194. ff.

nach dem von Messikommer am hier angegebenen Orte (S. 193) abgebildeten Modelle dargestellt worden. Ich selbst habe aber neuere von dem wetziker Archaeologen angefertigte Modelle gesehen, an denen die Bekleidung der Wände mit Lehm oder Lehm und Seekreide an der gesammten Aussenseite von oben bis unten ausgeführt war. Ein Bohlenbeschlag mag die Giebelwände wie in manchen unserer Bauernhäuser gesichert haben. (Das. Taf. II. Fig. 2.) In den schweizer Pfahlbaudörfern mögen, wie allenthalben grössere und kleinere Hütten nebeneinander gestanden haben. Es ist auch annehmbar, dass individueller Geschmack, individuelles Bedürfniss an diesem oder jenem Hause eine Aenderung des allgemein befolgten Baustyles zu Wege gebracht. Wie es aber hätte kommen sollen, dass inmitten der rechteckigen Pfahlhütten, deren etwa zu Gemeindezwecken, als Rathhaus oder dgl. dienende von Trogulform oder eckige von Kioskform erstanden wären, das ist uns unklar. Man vergl. hieraufhin abermals die Titelbilder zu Lyell's Antiquity of Man und zu Staub's Pfahlbauten in den schweizer Seen. (Note III.)

Wir haben diese runden Häuser auf unserer ein schweizer Pfahldorf darstellenden Tafel (I.) weggelassen und zwar, wie wir denken, mit allem Fug. Die rechteckige Form entspricht nur der in Europa bei kleinen Leuten allgemein üblichen, wie man dieselbe noch jetzt, mit geringen Abweichungen, in den Ebenen der Lombardei, in Spanien, Frankreich, Deutschland und selbst in der Schweiz, hier freilich neben den berühmten, mit verschwenderischer Ornamentirung versehenen vollständigen und unvollständigen Holzhäusern, beobachtet. Wo die knappe Räumlichkeit es gebot, wurden die Pfahlhütten ganz nahe aneinander gebaut, so dass nur der für die Communication nothwendigste Zwischenraum blieb. Der Innenraum scheint ein einfaches grosses Gemach dargestellt zu haben, über dem sich vielleicht ein Giebelboden befunden.*) Jene höchst praktische Ausnutzung des inneren Gebäues, jene Eintheilung desselben in eine Menge kleinerer Gemächer, Hangeböden, Verschlüge und Corridore, wie wir sie in ländlichen Wohnungen z. B. zu Wetzikon und in anderen Orten der Kantone Zürich, Uri, Tessin, wie wir sie aber namentlich in den grossen „Höfen“ der „Bauerschaften“ Westphalens (z. B. des Münsterlandes), ferner in den grossen Bauernhäusern Oldenburgs und Ostfrieslands**) gesehen, scheint in jenen Zeiten noch Niemand beliebt zu haben.

*) Vergl. hierüber auch Staub a. a. O. S. 26.

**) Als ich im Jahre 1852 Oldenburg und Ostfriesland, in den Jahren 1850 und 1853 Westphalen bereiste, fand ich daselbst noch sehr viele dieser alten prächtigen, niedersächsischen Patriarchenhäuser. Dagegen sah ich dieselben im Jahre 1868 in den genannten Provinzen bereits stark in Abnahme begriffen. Sie wurden durch einen mehr städtischen Styl von mit Ziegeln und mit Schiefer bedachten Häusern verdrängt. Aehnliche Vorgänge kann man übrigens auch an gewissen Localitäten der Schweiz verfolgen. Selbst in Italien verschwindet schon manche alterthümliche Casa vor einer Villa im kosmopolitischen Style, ja selbst in den ehrwürdigen Casales auf Malta, wie Casal Qurmi, Casal Zeybug, C. Bircercara, sah ich 1860 dieses Eingreifen einer modernen Architektur. Jedenfalls geschehen solche Veränderungen auf Kosten eines urwüchsigen Typus, wenn auch freilich nicht überall auf Kosten des Nutzens, der Bequemlichkeit.

Die Pfahlhütten zu Robenhausen und an anderen schweizer Oertlichkeiten haben also, wie aus obiger Beschreibung hervorgeht, auf frei in den Boden eingerammten Pfählen gestanden und hat das Wasser der Seen unter dem horizontalen Boden bildenden Pfahlwerk, dem sogen. Pfahlrost, frei sich bewegen können.

Dagegen sind andere Pfahldörfer der Schweiz (zu Wauwyl und Niederwyl) im flachen Wasser auf sogenannten Packwerken errichtet worden. Staub, der im Verein mit Messikommer selbst Nachgrabungen in dieser Art Bauten angestellt, beschreibt dieselben folgendermassen: „Hier (d. h. in diesen Packwerkbauten) sind die Hütten nicht auf einer Art Brücken oder Rost, die auf senkrechten Pfählen errichtet ist, gestanden, sondern — wie soll ich sagen? — auf einer ungeheuer grossen Scheiterbeige. Es wurde nämlich eine Unmasse Stämme und Prügel, auch Spältlinge, alle auf etwa 6–10' Länge zugestübt und Lehm, Zweige, Laub und Steine herbeigeschleppt. Nun wurde auf der Grenze des Baues eine Reihe senkrechter Pfähle errichtet, dann Holzschichten in Menge verbreitet (Taf. VIII. Fig. 16. bei Staub), diese 1' dick beschwert mit Latten, Reisig, Laub und Steinen, auf den Grund des Sees versenkt, und zwar etwa auf einer Fläche von einer Juchart gross. Auf diese Lettenschicht wurde dann wieder eine kreuzweise gelegte Holzschicht versenkt, abermals belastet mit 1' dicken Letten, Steinen u. s. w. Nun hatte man schon zwei Böden. Es wurde so fortgeföhren mit dem dritten, vierten und fünften Boden, bis endlich der letzte genügend über das Wasser hervorragte. Auf diese Scheiterbeige hinauf errichtete man dann die Hütten. Man schlug freilich innerhalb dieser Holz- und Lettensinsel zur Befestigung der Baue Pfahlreihen, sowie für den Bau der Hütten auch senkrechte Pfähle ein. Letztere trugen das Dach und hielten den Unterbau zugleich fest. Nun geschah es aber später gerne, dass die Unterlage lebendig wurde und sich senkte oder dass das Wasser höher stieg, dann mussten die Colonisten, wohl oder übel, noch mehr solcher Holz- und Lettenschichten auf die alten legen und ihre Hütten umbauen, so dass am Ende oft 6–7 solcher Böden aufeinander zu liegen kamen. Beweis hierfür ist, dass Herr Messikommer, als er letzthin in Niederwyl die Schichten bis zum fünften Boden abdeckte, er dort Aepfel, Himbeersamen, Gerste, aufgeklopfte Haselnüsse und Küchenabfälle vorfand. Man wohnte also früher auf dem fünften Boden, später auf dem siebenten. Er hatte die Güte, mir einen Schacht graben zu lassen; ich zählte 6 Böden und der Arbeiter war noch nicht auf dem Seegrunde angelangt. Diese eigenthümliche Bauweise kommt bis dahin nur in Seen mit niederem Wasserstand vor. In Wauwyl ist die Bauart gauz die gleiche.“*)

Staub gedenkt ferner der Bauten von Nidau, Sutz, Möriugen, woselbst im tiefen Bieler-See je ein künstlicher Hügel aufgebaut wurde und zwar aus übereinander geworfenen Steinen, die man vom Lande herbeiföhrt und ver-

*) A. a. O. S. 26, 27.

senkte. Sah man doch auf dem Grunde des Sees eine 50' lange, 4' breite Pirogue voll solcher Steine liegen, die einstmals hier gesunken ist. Beim früher niedrigeren Wasserstande des Bieler Sees haben diese künstlichen Steininseln den Spiegel überragt; jetzt liegen sie 7' tiefer unter demselben. Man errichtete auf diesen Inseln die Pfähle.

Keller hat wohl alle solche Funde in trefflicher Weise beschrieben; Staub's schlichte, man möchte sagen, naive Darstellungsweise hat mich aber nicht allein stets besonders angezogen, sondern ich habe auch gerade diese hier, wo es nur auf ein kurzes Resumé des Gefundenen ankam, benutzt.

Desor bemerkt, dass die Stationen des Neuenburger Sees im Allgemeinen weniger ausgedehnt, als diejenigen des Bronzealters, minder vom Ufer entfernt und nicht zwei Meter unter dem mittleren Wasserstande, gelegen. Was dieselben übrigens besonders auszeichne, sei die Beschaffenheit der Pfähle. Diese seien nämlich weit dicker, als diejenigen der Bronzestationen: häufig ganze 25—30 Centimeter starke Stämme. Auch diese Pfähle sind von Steinen umgeben, die unzweifelhaft durch Menschenhände eingesenkt worden und welche die Pfähle durch den von ihnen ausgeübten Seitendruck selbst festhielten (S. das. Fig. 1.). Man nennt diese künstlichen Inseln im Dialecte der Fischer von Estavayer: „Ténevières,“ zu Cortaillod dagegen „Pervons,“ im Bieler See „Steinberge“. Diese Art der Befestigung war die einzig mögliche überall da, wo der Boden sich felsig zeigte, z. B. an mehreren Punkten des Nordufers, zu Monruz, Hauterive, Neuchâtel, woselbst bis dicht an den Wasserspiegel hinreichende Bänke von einem zum urgonischen Systeme gehörenden Kalk das Einrammen von Pfählen verhindern. An anderen, mit schlammigem Grunde versehenen Oertlichkeiten, namentlich der Ostschweiz, hat man die Pfähle ohne Herumhäufung von Steinen in den Grund eingesenkt. In diesen Fällen hat man es nicht mit unter Wasser befindlichen Hügeln zu thun, es sind nicht eigentliche Steinberge. Aber auch diese Stationen fallen durch ihre geringe Tiefe und ihre Nähe am Wasser auf, so dass sie bei Niedriggerwasser zuweilen trocken liegen, z. B. zu Markelfingen am konstanzer See. Desor fügt noch hinzu, dass die Ténevières, namentlich diejenigen des Neuenburger Sees, nicht nothwendig als Subconstructionen von über Wasser befindlichen Bauten gelten dürften. Ihre Nähe am Ufer, ihre Construction und ihre geringe Tiefe führten eher darauf, in ihnen, wie es auch von gewissen Seiten her geschehen, künstliche Inseln nach Art der irländischen Crannoges (S. 7.) zu erkennen. Hierauf würde sich ihre fast übereinstimmende Tiefelage beziehen lassen.*) Einer ähnlichen Kategorie haben unzweifelhaft die auf S. 21. erwähnten „Packwecke der Schweiz“ angehört, sowie die schottischen von Dowalton. Künstliche Inseln hat man auch im Starnberger-See aufgedeckt.

Bei Desor findet sich dann S. 14. die, ich weiss nicht augenblicklich von

*) L. c. p. 9—14.

Wem sonst noch getheilte, Annahme, die Ténévières hätten vielleicht auch gelegentlich zu festlichen Zusammenkünften gedient, wie sich das aus der wunderbaren Menge von daselbst aufgehäuften Knochen erklären liesse, deren es ja sonst in den Bronzestationen weniger gäbe. Jenes mag schon wahr sein, obwohl der defensive Zweck auch bei „Crannoges“, „Packwerken“ und „Steinbergen“ jedenfalls der hervorragendste gewesen.

Sehr interessant sind auch die von L. Pigorini und P. Strobel*) gemachten Beschreibungen parmesanischer Pfahlbaureste, die, weil sie in Deutschland weniger bekannt, hier in Kürze beschrieben werden sollen. „Der beim Conventino di Castione im Districte Borgo San Donnino aufgedeckte Theil nimmt einen Flächenraum von 37 Aren ein; die Baute bildet aber die ganze Grundfläche des darüber stehenden, zwei Hectaren einnehmenden Hügelchens, oder den grössten Theil desselben. Um uns die Baute und die hügelartig darauf ruhende Terramara (Terra di Mare, Meereserde, eine Mergelerde)**) so gut als möglich versinnlichen zu können, denken wir uns in einer Ebene einen 3 Meter sich erhebenden Hügel, auf dem eine Art Klostereschloss, ein ehemaliges Kloster, conventino, sich erhebt. Die Decke des Hügel wird von der Dammerde gebildet; darunter findet man die Terramara und unter ihr die Pfähle. Wenn man sich von diesem Hügel und dem darunter befindlichen Erdreich, bis zur Spitze der Pfähle, in diagonalen Richtung einen senkrechten Durchschnitt denkt, so würde er von oben nach unten beiläufig so ausfallen:

1) Angeschwemmte Erde 2,00 Meter; 2) Terramara 2,50; 3) schwarze moorige Mergelerde oder mergelige Torferde, ehemals Sumpfwasser 1,00 M.; 4) grüngrauer Lehmmergel, ehemals Sumpfgrund, abwärts. Natürlich nehmen bei 1 und 2 diese Zahlen dort, wo die Anhöhe ringsum gegen die Ebene abfällt, verhältnissmässig ab. Die Pfähle stecken mit dem grössten Theil ihrer Länge in der dritten Schicht: im Durchschnitt zeigen sich ihre Köpfe 1 Meter unter der Fläche der Ebene, und die Terramara reicht noch beiläufig 1,50 Met. unter diese hinunter, liegt demnach theils oberhalb und theils unterhalb der Ebene. Die Pfähle dringen mehr oder minder tief in die Mergelschicht, und sind gegenwärtig wegen eines von W. S. W. gekommenen Druckes (durch die darüber gelegte Terramara?) nach O. N. O. geneigt. Sie stehen bald einzeln, bald zu dreien gruppiert und in verschiedener Entfernung von einander; ihre Länge beträgt 2—3 Met. und ihr Durchmesser am Kopfe 0,12—0,18 Meter. Auf den Pfählen ruhen die Balken, 2—3 Meter lang,

*) Herrn Strobel's freundlichem Entgegenkommen verdanke ich nicht allein die hier ausgezogenen Abhandlungen, sondern auch eine ganze Suite von Thierknochen und Pflanzenresten aus S. Castione.

***) Keine Meeresablagerung. „Le terremare poi sono cumuli, vuoi artificiali, vuoi naturali, di terra più o meno marnosa, contenente ceneri, carboni, avanzi animali e vegetali, ed oggetti dell' industria umana di epoche lontane.“ Strobel: Avanzi preromani raccolte nelle terremare o palafitte dell' Emilia. I. Parma 1863. p. 1.

die in verschiedener Entfernung von einander nach der Länge und Breite der Baute liegen und sich rechtwinklig begegnen. Einige lehnen sich einfach auf die Pfähle oder die Balken, auf welche sie stossen, andere sind entweder in eine am Kopfe des Pfahles eingeschnittene Rinne eingefügt, oder durch ein viereckiges, unter dem Kopfe gehaneues Loch getrieben. Auf dem Balkengerüste liegt der Bretterboden aus einer einzigen Schicht von 2 Meter langen, 0,16—0,33 M. breiten und 0,03—0,04 dicken Brettern znsammengesetzt. Darüber endlich ist der Estrich; er besteht aus einer 0,3 M. mächtigen Schicht gelblichen Lehmmurgerls (vielleicht aus dem ehemaligen Sumpfundegrunde genommen), der an der Oberfläche ziemlich fest (durch Stossen und Feuer?) und glatt ist. Bis jetzt fand man darauf noch keine sicheren Anzeichen von Hütten. Es könnte auch sein, dass diese abgebrannt wären, da Spuren eines Brandes vorhanden sind. — Die Pfähle scheinen nur mit der Axt, nicht mit Hülfe des Feuers, zugespitzt worden zu sein; die Stämme wurden nicht gespalten, sondern ganz verwendet; es sind meistens Ulmen- und Eichenstämme. — Leider ist der grösste Theil der aufgedeckten Baute nach weggeführter Terramara, wieder mit Kulturerde bedeckt und mit Mais bebant worden. Nur der 40 Quadratmeter ausgedehnte und 2 Meter tiefe, letzthin, in den unteren Schichten, ausgegrabene Theil konnte in Betracht genommen werden, und nur die Ergebnisse dieser Ausgrabung wurden hier angeführt.“

„Wie in den Pfahlbauten der Schweiz, hat man auch in den Mariereu*) die Ueberbleibsel der Hütten gefunden: es sind Stücke leicht gebrannten Thones mit Eindrücken von Flechtwerk (Reisig und Balken), das heisst, Stücke der Wandbekleidung und zwar fast sicherlich jenes Theiles, an dem der Herd angebracht war, dessen Feuer eben den Thon gebrannt; die übrigen Theile der Hütten, weil aus ungebrannten Thone, haben sich vermuthlich aufgelöst. Stücke von Estrich, dem der Pfahlbaute von Castione ähnlich, wurden auch aus den Terramara eingesammelt.“**)

Ich komme hier noch einmal auf die Pfahlbauten Norddeutschlands zurück und erinnere zunächst an eine Darstellung, welche Major Krasiski von denjenigen des Persanzig-Sees bei Neu-Stettin geliefert hat. „Dieser See, 186 Morgen gross, 1 Meile von Neu-Stettin entfernt, lag südlich von dem Dorfe Persanzig, 3—400 Schritt von der das Dorf durchschneidenden Strasse. In dem nördlichen Theile des Sees, 260 Schritt von dem festen Lande, lag eine ungefähr 160 □ Ruthen grosse flache, eirunde Insel, die den Wasserspiegel des Sees nur etwa um 2 Fuss überragte. Ein ungefähr 140 Schritt breiter Arm des Sees trennte die Insel von einem nördlich, von demselben liegenden Werder, d. h. festen Lande, welches von dem Seearm und von

*) Marniera, Mariera, Mergelgrube.

***) Die Terramara-Lager der Emilia. I. Bericht von L. Pigorini und P. Strobel in Parma Separatabdruck aus den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

moorigen Wiesen umgeben, mit der Insel von gleicher Höhe war und 80 Schritt von dem eigentlichen festen Lande entfernt lag.

Durch die Persante, welche in dem See entsprang, hatte derselbe einen natürlichen Abfluss, und da dieselbe bis zu der $\frac{1}{4}$ Meile von dem See entfernten, ehemaligen Wassermühle durch breite, flache Wiesen fliesst, so war ein Anstauen des Sees nicht möglich und der Wasserstand desselben musste immer ziemlich die gleiche Höhe behalten. Im Jahre 1863 liess der Besitzer des Sees, E. v. Hertzberg, in dem Bette der Persante bis zu der vorhin erwähnten Wassermühle, die nun einging, einen Kanal graben, wodurch der See gegen 9 Fuss abgelassen und dadurch so weit trocken gelegt wurde, dass nun südlich von der Insel ein gegen 170 □ Ruthen grosser Wasserspiegel blieb, aus welchem nun die Persante entspringt, der übrige Theil des Sees aber in eine Wiesenfläche umgewandelt worden ist.

Nachdem sich in dem abgelassenen See der Schlamm gesenkt hatte, traten aus diesen in der Umgebung der Insel Pfahlspitzen bis auf 1 Fuss Länge hervor, die oben ein schwarzes, verkohltes Ansehen hatten und die sich bei näherer Untersuchung als die Grundlagen von Pfahlbauten erwiesen.

Diese Pfähle, mit sehr wenigen Ausnahmen von Eichenholz, haben nur durch den Zahn der Zeit gelitten und stehen noch so vollständig da, wie zu der Zeit als die Pfahlgebäude darauf ruhten, sie sind auch meistens so gut erhalten, dass von vielen selbst der Splint noch eine grosse Festigkeit bewahrt hat; sie sind sämmtlich nubehanen, stehen also nur mit Gipfelende nach oben, wie aus den nach oben ragenden Aststellen ersichtlich und haben eine verschiedene Stärke bis zu 10 Zoll im Durchmesser.

Diese Pfahlbauten sind nicht nur wegen ihrer grossen Ausdehnung bemerkenswerth, denn dieselben nehmen mit den verschiedenen, dazu gehörenden Brücken einen Flächenraum von gegen 18 Morgen ein, sondern auch dadurch, dass man aus der Stellung und Anordnung der Pfähle wichtige Schlüsse auf den Zweck, die technische Ausführung der Bauten und auf den damaligen Wasserstand des Persanzig-Sees machen kann.

Der Zweck der Pfahlbauten in diesem See war offenbar: gegen die Angriffe feindlicher Nachbarn einen sicheren Zufluchtsort zu haben, denn gegen die wilden Thiere konnte man sich auf eine weit einfachere Art schützen. Diese Bauten bildeten ein einfaches Befestigungssystem. Die eigentliche Pfahlfestung nahm einen Flächenraum von 460 □ Ruthen ein; sie lag nm die ehemalige Insel des Sees im Wasser und bestand aus einer Menge von viereckigen Gebäuden, deren Zahl bis jetzt noch nicht genau festgestellt ist und die mit ihren langen Seiten einige Schritte von der Insel entfernt und wahrscheinlich durch Brücken mit derselben verbunden waren. Auf welche Art die flache Insel mitten in den Pfahlbauten von den Bewohnern derselben benutzt worden, ist nicht ersichtlich. Das eine, auf der nördlichen Seite der Insel gelegene Gebäude, ungefähr 40 Fuss lang und 12 Fuss breit, diente offenbar als Festungsthor, denn aus demselben trat man unmittelbar auf eine

gegen 80 Schritt lange Brücke, welche nach dem Werder führte; von diesem gelangte man über eine zweite, eben so lange Brücke durch eine moorige Wiese auf das eigentliche feste Land. Aus der technischen Ausführung des Baues der Brücken wird man ersehen, dass dieselben leicht ungangbar werden konnten.

Wenn man zugeben muss, dass ein Feind, welcher die Pfahlfestungsbe- wohner bis an den Persanzig-See verfolgte, keine Kähne mitführen, denn diese bestanden zu der damaligen Zeit wohl nur aus ausgehöhlten Baum- stämmen, und der also die Pfahlfestung nur auf Flössen angreifen konnte, so muss man schliessen, dass die Reihe einzelner, eichener Pfähle, welche die nordöstliche Seite der Insel in einem Kreisbogen von mehr als 200 Schritt Länge umgab, nur dazu dienen konnte, die Annäherung des Feindes auf Flös- sen von dem festen Lande her zu verhindern. Diese Pfähle stehen gegen 14 Fuss von einander entfernt, erstrecken sich von dem Ende der ersten Brücke, in südöstlicher Richtung, bis an das ehemalige tiefe Wasser des Sees, wobei sie die gleiche Entfernung, von ungefähr 80 Schritten, von der Insel behalten. Nimmt man ferner an, dass diese Pfähle mit den daran befindlichen Aesten eingerammt und überdies noch wahrscheinlich mit Flechtwerk verbunden waren; so wird man zugeben müssen, dass sie den Zweck: die Annäherung des Feindes auf Flössen zu erschweren, vollständig erfüllten; ein anderer Zweck dieser einzeln stehender Pfähle ist auch nicht denkbar.

Die Pfahlfestung bestand demnach aus den Pfahlgebäuden um die Inseln, — das auf der nördlichen Seite derselben liegende diente als Festungsthor, weil man über die Brücken nur durch dieses Gebäude auf die Insel gelangen konnte, aus den Brücken, die leicht ungangbar gemacht werden konnten, und aus den auf der nordöstlichen Seite der Insel stehenden einzelnen Pfählen, welche eine Art von Pallisaden bildeten.

Wenn die Annahme richtig ist, dass die Pfahlbauten in dem ehemaligen Persanzig-See vor der Einführung des Eisens ausgeführt wurden, dann geben die Pfähle, welche die Pfahlbrücken getragen haben, einen interessanten Auf- schluss über die technische Ausführung des Baues dieser Brücken; denn als gewiss ist anzunehmen, dass die damaligen Bewohner die einfachste, dem Zweck entsprechende Bauart gewählt haben werden.

Von der ersten Brücke, die von der Insel nach dem Werder führt, sind etwa 9⁰ Pfähle sichtbar, die zweite Brücke enthält etwas weniger, aber stär- kere Pfähle, eine dritte angefangene Brücke hatte 41 Pfähle, die Pfahlreihe (Pallisaden) südöstlich von der ersten Brücke enthielt 33 Pfähle; die Gebäude auf der Insel standen auf mindestens 150 Pfählen. Hiernach erhält man gegen 400 eichene Pfähle, welche den Bauten als Grundlage dienten. Auf der Insel wird ebenfalls viel eichenes Holz liegend gefunden, so dass man annehmen muss, dass auch der Oberbau der Gebäude theilweise aus diesem Holze be- stand. Wer die Härte des eichenen Holzes kennt, wird zugeben, dass es fast unmöglich war, mit den unvollkommenen steinernen und bronzenen Werk-

zeugen eine so bedeutende Menge von Eichen zu bearbeiten; besonders wenn man in Betracht zieht, dass diese Werkzeuge nur in ungenügender Menge vorhanden sein konnten, wie aus der geringen Zahl von aufgefundenen Steinwerkzeugen, die zu dergleichen Arbeiten benützt werden konnten, hervorgeht. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, dass man die Bäume durch Feuer als Bauholz zurichtete. An dem zu fällenden Baume wurden die Wurzeln blosgelegt, diese wurden dann abgebrannt, der Baum dadurch gefällt; ebenso wurden durch Feuer die Aeste entfernt und dem Baume die erforderliche Form gegeben. Die einfachste Art, eine Brücke zu bauen, besteht darin, dass man genügend starke Pfähle einrammt, deren Aeste oben eine Gabel bilden; zwei solcher Pfähle mit dem auf die Gabeln gelegten Querholz (Tragbalken) bilden ein Brückenjoch (einen Bock); Planken, von einem Joche zum anderen gelegt, vollenden die Brücke; durch das Entfernen der Planken wird die Brücke leicht ungangbar gemacht.

Aus der Zahl und Stellung der Pfähle, welche mit dem Gipfelende sämtlich nach oben stehen und die den Pfahlbrücken als Fundamente dienen, kann man fast mit Gewissheit schliessen, dass der Bau derselben auf die eben angeführte Art angeführt worden ist. Die Pfähle stehen theils einzeln, theils zu zweien, zu dreien und selbst zu vieren beisammen, jedoch 1 — 1½ Fuss von einander entfernt.

Hatte man nicht hinreichend starke Pfähle, um die Brücke zu tragen, so nahm man zwei Pfähle, rammt dieselben parallel neben einander ein, legte auf die zwei Gabeln ein kurzes Querholz; der andere Brückenpfeiler wurde ebenso gebildet und auf diesen beiden Querhölzern ruhte dann der Tragbalken. Waren mehr als zwei Pfähle eingerammt, so dienten diese wahrscheinlich nur dazu, den eigentlichen Brückenpfählen mehr Halt zu geben.

Die beiden Brücken hatten eine Breite von 8 Fuss; die einzelnen Joche standen ungefähr 7 Fuss von einander. Wo in dem moorigen Boden die Brückenpfähle keinen festen Halt hatten, waren, um das Schwanken der Brücke zu vermeiden, zu beiden Seiten einzelne Pfähle schräg gegen die Brücke eingerammt, um als Strebepfeiler zu dienen.

Die zweite Brücke, welche durch die moorige Wiese führte, ist für den Alterthumsforscher in so fern wichtig, als ihre Lage den Beweis liefert, dass der Persanzig-See zu der Zeit, als diese Brücken gebaut wurden, dieselbe Höhe hatte, als vor drei Jahren, bevor derselbe abgelassen wurde. Denn wäre der damalige Wasserstand höher gewesen (wogegen schon die ganze Lage des Sees spricht), so stand auch das flache Werder unter Wasser, und man hätte in diesem Falle die Brücke auch über das Werder führen müssen, wovon aber keine Spur vorhanden ist. Wenn der damalige Wasserstand aber niedriger war, so hatte man nicht nöthig, durch die Wiese eine für die damaligen Verhältnisse so grossartige Brücke zu bauen; ein sogenannter Knüppeldamm würde dem Zwecke, das Werder mit dem festen Lande zu verbinden, viel einfacher entsprochen haben.

Daraus, dass der Wasserstand des Persanzig-Sees seit den Zeiten der Pfahlbauten immer dieselbe Höhe gehabt hat, folgt wieder, dass diese Bauten nicht durch Feuer zerstört worden sind; denn viele der schwarzen, verkohlten Pfahlspitzen stehen 6 Fuss unter dem Wasserspiegel des vormaligen Sees, konnten also unmöglich so weit abbrennen“ etc. *)

Ueber die anderen, so vieles Eigenthümliche darbietenden Pfahlbauten Norddeutschlands werden wir neuestens durch Professor Virchow genaue Belehrung erhalten.

Der Leser dürfte sich vielleicht darüber verwundert haben, dass ich hier mehrere schon längst verbreitete Nachrichten über unseren Gegenstand noch einmal zusammengestellt. Allein dies ist mir doch nicht überflüssig erschienen, einmal theils um damit Belege für weiter oben von mir ausgesprochene Ansichten zu liefern, theils aber auch, um die verschiedene Bauart dieser wengleich sämmtlich sehr alten, indessen auch jedenfalls verschiedenen Zeiträumen und Kulturepoche angehörenden Constructionen darzuthun.

Wenn ich nunmehr das muthmassliche Alter der Pfahlbauten berühre, so verstehe ich — eigentlich selbstredend — hier unter letzteren nur diejenigen der vorhistorischen und der in das frühe Alterthum hineinragenden Zeiträume. (S. 18). Die Pfahlbauten, in denen, wie zu Robenhausen, Moosseedorf, Waugen, St. Aubin, Concise, im „Steinberge“ des Starnberger Sees, zu Gägelow, Muggenburg u. s. w., nur Steingegenstände aufgefunden worden, gehören unzweifelhaft einer ausserordentlich frühen Epoche menschlichen Seins an. Wir können uns hier nicht noch einmal auf die verschiedenen Berechnungen einlassen, welche von Diesem und Jeum für die Festsetzung des ungefähren Anfanges des Steinalters versucht worden sind. Staub thut den ganz naiven Ausspruch: „Ein Volk, das zu solchen kindlichen Werkzeugen greifen muss (Beilen aus Knochen und Feldhacken aus Hirschhorn) ist gewiss uralt, und er thut ihm mit Recht. M. Wagner hat schon früher auf K. Vogt's Vorschläge aufmerksam gemacht,**) bei Bestimmung dieser frühen Epochen diejenige Methode anzuwenden, welche man in der Geologie zur Feststellung der relativen Zeitepoche, in denen eine Ablagerung stattgefunden, in Gebrauch ziehe.***) Ein ängstliches Feilschen um ein Paar Tausend Jahre mehr oder weniger darf uns in einer Sache nicht zugemthet werden, bei welcher wir eigentlicher Chronologie entsagen müssen, bei der wir nur

*) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin I. Bd. S. 187—191. Der obigen Beschreibung ist ein instructives Kärtchen beigegeben. Pallmann bemerkt hierzu S. 69 seines Buches: „Die Pfahlbauten von Neu-Stettin sind als solche noch keineswegs gesichert u. s. w.“ Ferner: Möglicherweise kann aber die Neu-Stettiner Pfahlanlage mit einer späteren, vielleicht slawischen, Befestigung im Zusammenhange stehen; bei vereinzelt aufgefundenen Pfahlbauten und bei geringer Ausbeute von Funden ist über dieselbe jedenfalls ein sicheres Urtheil nicht abzugeben.“

**) A. a. O. S. 464.

***) Vogt im Archiv für Anthropologie. Bd. I. S. 15.

ungefähre Schätzungen anzustellen vermögen. Das thut es denn auch nicht, wir wollen ja nur ergründen, was zuerst gewesen, ob Stein, Bronze oder Eisen?

Diese Fragen beantwortet uns aber nicht allein die geologische Methode, sondern es gestattet uns sogar die Geschichte, in derselben Beziehung Rückschlüsse von Später auf Früher zu ziehen.

Selbst die Bestimmung des Beginnes des Bronzealters kann nur eine annähernde sein und weichen auch hierin die Forscher vielfach von einander ab, wiewohl uns dabei gestattet ist, immerhin genauer zu verfahren, als beim Steinzeitalter. Es dürfte übrigens bedenklich erscheinen, den Anfang der Bronzeperiode so ohne Weiteres etwa in das Jahr 1700 v. Chr. zu verlegen, wie von gewissen Seiten her geschehen, da wir doch einen weit früheren Gebrauch des „Erzcs“ schon bei den Aegyptern wahrnehmen. Pfahlbauten, in denen wir Bronzegegenstände neben den aus Stein verfertigten sehen, gehören nothwendigerweise einer späteren Epoche an, als diejenigen, in denen wir ausschliesslich Steingegenstände finden. Wir wissen ja hinlänglich, dass die Bronze erst nach und nach bei den Pfahlbauern Europas Eingang gewonnen hat.

Ueber das noch spätere Eintreten des Eisenalters hier weiter zu reden, verlohnt sich nicht der Mühe. Mit vollem Recht weist Wagner die Annahme zurück, dass an denselben Seen gleichzeitig lange zwei Nachbarvölker zusammengewohnt, von denen das eine überraschend reich an Metallwerkzeugen gewesen, während das andere nicht das Geringste besessen. Das „stehe im schroffsten Widerspruche gegen alle Beobachtungen der Ethnographie ferner Länder.“

Dass übrigens, wie auch M. Wagner bemerkt, die helvetischen Pfahlbauten der überlegenen römischen Kriegskunst nicht zu widerstehen vermocht, wie es einst diejenigen des Prasiasees gegen die noch plumpe, wenig entwickelte des Megabazns (Herodot l. c.), lenchtet wohl ein. Unterlagen doch auch die dacischen Pfahlbauten noch später den Römern (S. 4).

Die römischen Schriftsteller erwähnen nichts mehr von italischen, schweizer und süddeutschen Pfahlbauten, woraus wir schliessen dürfen, dass deren zur Quiritenzeit hier nicht mehr in Gebrauch gewesen.

Man darf wohl mit Recht annehmen, dass die meisten der älteren Pfahlbauten durch Feuer zerstört, dass viele der jüngeren dagegen in Folge der zunehmenden Torfbildung in den Gewässern als nicht weiter zweckmässig von ihren Bewohnern verlassen, dass wieder andere von diesen aufgegeben worden seien, indem einer veränderten weiter vorgeschrittenen Kriegführung gegenüber jene nicht mehr haltbar geblieben, dass endlich die regelmässige Gruppierung der Staaten, deren Gliederung in Gemeinden, die grössere Sicherung des Eigenthums, das Aufblühen der Städte des Festlandes, die Erweiterung des Weltverkehrs auf den Untergang jener hingearbeitet. Freilich sind etliche dieser Anlagen in verschiedenen Erdgegenden in ihrem Zustande erhalten oder es sind auch hier und da nach und nach neue erstanden.

(vergl. S. 3). Aber die eigentliche Pfahlbauperiode des europäischen Alterthums hatte jedenfalls schon Jahrhunderte vor der Blüthezeit der römischen Republik ihre Endschaft erreicht.

In einem zweiten Artikel werde ich nun meine Ansichten über die thierischen Reste, über die Geräthe und die muthmassliche Abstammung der Bewohner der europäischen Pfahlbauten, wofür mir ein reichhaltiges Material vorliegt, auseinandersetzen. Es soll dazu auch ein bibliographischer Anhang geliefert werden.

Rob. Hartmann.

Zur Erklärung der Abbildungen.

Taf. I soll ein ungefähres Bild einer schweizer Pfahlbauniederlassung des Steinalters zur ersten Zeit ihrer Entstehung gewähren. Der „Rost“ ist noch nicht vollständig bebaut.

Taf. II Fig. 1. Pfahlbauhütte nach der Zeichnung J. Messikommer's, im Auslande, 1867. S. 193 a Flechtwerk, b Lehmewurf desselben, c Stützpfiler der Hausmauern, d Rundholz zur Befestigung des Strohdaches.

Fig. 2. Schweizer Pfahlhaus mit Zugrundelegung eines von J. Messikommer angefertigten Modelles. Der aufgesetzte Schornstein ist freilich problematisch, indessen möchte ein solcher, wenn auch in sehr roher Form, immerhin vorhanden gewesen sein, behufs grösserer Sicherung des Strohdaches gegen Feuersgefahr.

Fig. 3. Papua-Pfahlhaus von Dorei, nach Dumont d'Urville Voy. de la corvette l'Astrolabe, Atlas historique Pl. [Pallmann hat (auf Taf. I. Fig. 2 seines Buches) aus demselben Werke die Abbildung eines Dorei-Hauses gewählt, welches jedenfalls gerade die allergeringste Analogie mit europäischen Pfahlhäusern bietet.

Die Palmen.

Palmentypus und Palmenkultus. — Geographische und lokale Verbreitung der Palmen. — Palmen-Individuen und Palmen-Landschaft. — Bau und Wachsthum der Palmen. Ihre vegetativen Organe. Frucht und Keim Eintheilung. — Nutz- und Nahrungsstoffe, und allgemeine Verwendbarkeit der Palmen. — Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Palme. — Lob der Palme.

Unter allen Typen des Pflanzenreiches haben die Völker der Erde zu allen Zeiten und einstimmig der Palme den ersten Preis zuerkannt; der Ruhmeshymnus, der ihr in ihrer Heimath von den Lippen der Menschen

dargebracht, hat Land und Meer umklungen und unter allen Zonen Wiederhall gefunden. Der unsprünglich in dem warmen und für das warme Klima geschaffene Mensch ward gleichsam an den Brüsten der Palme gross gesäugt; alle Bedürfnisse der ersten einfachsten, unbeschützten Existenz finden in der Verwendbarkeit aller ihrer Organe ausreichende Befriedigung; sie reicht dem nackten Dasein die erste Nahrung, hüllt es in Gewandung ein, überdacht seine Schlafstätte; Früchte, Mark und Blätter enthalten fast alle Nährstoffe in einfachster Zusammensetzung; sie erzeugen Mehl, Zucker, Fett, Eiweiss und sogar Salz. „Der Mensch lebt naturgemäss innerhalb der Tropen und nährt sich von den Früchten der Palme,“ ruft Linné voll Bewunderung für diese edlen Gewächse aus; „er existirt in andren Weltgegenden und behilft sich daselbst mit Korn und Fleisch.“

Hüterin und Erhalterin seines leiblichen Daseins, ward die Palme zugleich die Lehrerin und Bildnerin der Gesittung des aufwachsenden Menschengeschlechtes; unter den Palmen Asiens und in den Ländern, welche die Heimath der Palmen umgränzten, stand die Wiege der ältesten Menschenbildung. Der Hymnus aber, zu welchem die Palme den dankbaren Menschen begeistert, entsprang nicht allein aus den segensreichen Eigenschaften der Existenzvermittlung, sondern aus der tieferen, ethisch-sittlichen Quelle hingebender, kindlich-frommer, beseelender Verehrung, zu welcher der Genius des Schönen und Guten die Empfindungen des Menschen heranträgt. Das vollendete Ebenmass ihrer Formen und grossartigen Verhältnisse, wie die Verkörperung des Schönheitsbegriffes in diesen Formen und Linien, — gleichsam eine plastisch gebundene Musik, — überwältigt durch die Macht des Eindruckes das künstlerisch blickende Auge und die nach Ebenmass in Wesen und Ausdruck ringende Seele. Trägerin ihres heimatlichen, der Tropenzone eigenthümlichen, schönen Laubschmuckes des gefiederten Blattes, welchen die nördliche Zone fast ganz entbehrt, durch dessen leicht-lockeres Maschennetz sich der dunkle, tropische Himmelslasur nur noch intensiver, magisch-wirksamer abhebt, konzentriert die Palme in sich den ganzen malerischen, verklärten Effekt der tropischen Natur-Erscheinungen und tritt in dieselben hinein als ein Symbol vollendetster Schöpfungskraft.

Unter dieser verinnerlichenden Anschauung hat die Palme seit altersgrauen Zeiten eine religiöse, ästhetische und sympathische Verehrung genossen, je nach dem Alter, der Empfänglichkeit und dem Bildungsgrade ihrer heimatlichen Völkerschaften. In der Kindheit der Gesittung wurde von phantasie reich und geistig rege angelegten Völkern die religiöse Verehrung in eine äussere Kultusform eingekleidet; sogar eine alttestamentarische, von diesem Kultus durchflochtene Weihe liegt auf dem ausgezeichneten Baume, welcher ein Ausdruck ist jener von der Natur geliebtesten Erde, wo der von heiligen Traditionen in seinem Glauben genährte Mensch noch heute die Oertlichkeit des flüchtigen Menschenparadieses sucht. Das Bild der Palme beflügelt die Phantasie und Redeweise der Völker unter allen geographischen

Breiten, soweit Sprache und Phantasie bereits durchgeistigt worden; schöpft der Gedanke aus dem tiefen Quell der Poesie, d. h. aus dem Elemente der idealen Idee, so bemächtigt er sich der Palme als Redefigur; es spricht der Mensch von palmigen Tagen, wenn er einer ruhmvollen oder kindlich-harmlos dahin geflossenen Vergangenheit gedenkt; er hat die Palme davongetragen, wenn er den Sieg über den Gegner und den schwersten aller Siege: den Sieg über sich selbst errang; Palmenzweige geleiteten den Sohn David's im Triumphe durch die Thore Jerusalem's; auf Palmen jauchzte das Hosanna von der Erde zum Himmel empor; Palmsonntag nennt noch heute die Christenheit den Gedächtnisstag an jene welt- und kirchengeschichtliche Begebenheit, sowohl, um den äusseren begleitenden Umständen, als der inneren und innerlichen Bedeutung desselben Ausdruck zu geben.

Es liegt tief in der Natur der Sache begründet, dass Verehrung, Mythe und Poesie einen verklärenden Schimmer um die Palme woben, denn in der Heimath der Palme sucht die Phantasie, wie die biblische Doktrin sowohl die ideale, wie wirkliche Stätte des Paradieses; und so durch und durch durchdringt dieser Nimbus alle Vorstellungen, dass der Paradiesgedanke nur auf dem sinnbildlichen Grunde der Palmenlandschaft feste Form und Gestaltung finden kann. Dieser ideale, aus dem höchsten Schönheits- und Nützlichkeitsbegriffe hervorgegangene Nimbus, musste den Boden bereiten und bestellen, aus welchem Mythe, Ehrfurcht, Begeisterung, Kultus und Dichtung duft- und farbevolle Blumen trieben und freundlich-üppige Ranken schlugen um das geheiligte, auf dem Dankesaltar aufgerichtete Symbol der paradiesischen Glückseligkeit.

Kein Boden war von der Natur so günstig vorbereitet und geeignet, diese Blumen und Ranken hervorzutreiben und sie zu einer festen, durchgeistigten Kultusform zu verflechten, als das Land der glühendsten Himmelfarben und — — des öden, endlosen Sandwüstenmeeres: Arabien. So weit die geschichtlichen Spuren hinabreichen, hat in diesem Lande des Himmelbrillantes und der Erdenwüsten die Wiege des Palmenkultus gestanden, und noch heute finden sich dort Fragmente dieses Kultus. Da, in der stillen, todesstummen, leeren Schöpfungswüste, wo unter dem reinsten, leuchtenden Aetherprisma in dem Nichts als einzige Lebenserscheinung die Dattelpalme wurzelt, wo diese allein den einsamen Wüstensohn an Leben und Gestalt ausser seinem Dasein erinnert, wo sie die Quelle hütet, die ihn vor dem Tode der Verschmachtung bewahrt, den Schatten zambert, der den Sonnenbrand von seiner ruhenden und schlafenden Stirne zurückwirft, das Brod in ihrer Frucht bereitet, das ihn ernährt, und so allein sein Dasein möglich macht in der Wüste: — Da wird sie Gnadenspenderin, Vorsehung und gütige Gottheit selber, die aus den Lichtstrahlen des Himmels herabgestiegen und sich der Erde angetraut zum Schutze und Schirme des schutzlosen Wüstensohnes. Der Gott aber, der so Gestalt angenommen und sich der Erde vermählt hat, offenbart sich am Himmel in der sinnlich-wahrnehmbaren Sonne symbolisch

als der alleinige, allmächtige, ewig reine und unvergängliche, alles Leben der Erde erweckende und erhaltende Lichtgott, und auf der Erde in der Palme als Ernährer und Behüter des schutzlos in die Wüste hineingestellten Menschen.

Lange Zeit erhielt sich in dem abgeschlossenen Arabien und auf den isolirten Wüstenoasen der Palmenkultus in seiner alten Reinheit und Einfachheit; allmählich personifizirt sich der reine Gottheitsbegriff mit dem Sinnbilde, wird der übersinnliche Gott in die Gestalt gebannt, zum Götzen gemacht. Am Saume der Syrischen Wüste Dumat-al-Dschandel, wo vor Muhamed's Lehre der Sitz eines Götzendienstes war, tauchte der älteste Gottesname: El auf, der Semitischen Ursprunges ist. El bedeutet: der Starke, ein starker Baum, der immer grün bleibt, keiner Krankheit unterworfen ist und ein sehr hohes Alter erreicht; der sich, wenn er belastet wird, unter seiner Last nach oben krümmt, und wenn er abgehauen wird, sich aus der Wurzel neu verzweigt, unsterblich ist. El wird Stadtgründer und Stadtekönig in den Palmenhainen der Wüste, wo sich die zerstreuten Hirtenstämme sammeln, wahrscheinlich der Gründer der jetzigen Ruineustadt: al-Ghabel. Den Mittelpunkt dieser Ansiedelungen bildet immer der Palmengarten mit seiner Quelle oder seinem Teiche; eine ausgezeichnete, meistens wilde, von keiner Menschenhand entweihte Palme wird zum eigentlichen Gottesbaume ausgewählt; auf einem einfachen Steine werden ihm die Opfergaben dargebracht. Wenn die Luft, — der Hauch Gottes, — sich regt, leise durch die Blätter rauscht, sie auf- und ab-, und hin- und wiederneigt, dann verkündet der Palmengeist seine Gegenwart und offenbart sich. Der Priester legt die Orakel aus; daher schliesst der Palmenkultus überall geschlossene Priesterschaften und eine theokratische Verfassung ein. Nach Diodor's Aufzeichnungen übten ein Mann und ein Weib das lebenslängliche Priesterthum aus. In Dodona verkündeten neben den Priestern auch Priesterinnen die Orakel; im Ammonium finden sich neben der Priesterschaft bei den feierlichen Umzügen des Gottes auch Weiber- und Jungfrauen-Chöre. Spuren dieses Gebrauches haben sich auch bei den Israeliten erhalten; neben Moses erscheint anfangs seine Gattin Zippora, d. h. Vogel, Tochter des Jethro, des Priesters in Midjan, sowie seine Schwester Mirjam als Prophetin, bis er das Priesterthum mit der Weissagung in seiner Person vereinigt. Debora, die unter der Palme bei Betel sass, wird eine Prophetin genannt. Später duldete das Gesetz das Orakelbefragen nur bei dem Hohenpriester, wo es als letzter Rest des Heidenthumes durch die reine Prophetie verdrängt wurde.

Wohlgestalt und ein reiner und tadelloser Lebenswandel war bei der Wahl der Priester entscheidend; sie trugen bei der Ausübung des Kultus weisse Kleider, wie die Israelitischen Priester; den Oberpriester aber umwallte wahrscheinlich noch ein Purpurmantel, der später ein Abzeichen der Könige wurde. Der Priester wurde Ab, d. h. Vater genannt, der Oberpriester hiess Abitamer, Palmenvater. Allmählich ging in manchen Gegenden die

alte Priesterherrschaft an Könige über, die mit der Macht auch den Titel von den Priesterfürsten übernahmen, immer aber behielt in solchen monarchischen Staaten der Hohepriester den höchsten Rang nach dem Könige.

Die Priester wurden die Bewahrer und Schützer des Heiligthums auf der Palmenoase, wo sich die zerstreuten Stämme versammelten und die Karawanen rasteten; an solchen heiligen Orten fand der Handel Schutz, — wie noch gegenwärtig die Priesterkolonie zu Damer in Nubien, ein Rest des alten Priesterstaates von Meroe, ein Schutz der Karawanen ist. Die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Stämmen, wie zwischen den einzelnen Personen wurden durch die Priester nach dem Willen des Palmengottes entschieden, die Fehden beigelegt, den Bedrängten und Verfolgten Recht und Schutz gewährt; Allen war der Gotteshain ein Asyl. Zur Zeit der Datteldreife versammelten sich die Stämme am zahlreichsten auf den heiligen Palmenoasen; es wurden Hütten von Palmenblättern errichtet und die Tage der Vereinigung mit Schmausereien hingebacht. Nach den Mittheilungen Diodor's kamen in solchem Palmenhaine am Sinai die Umwohner alle fünf Jahre zu einer Festfeier zusammen; es lässt sich vermuthen, dass das Laubhüttenfest der Juden eine Nachahmung dieser alten Palmenfeste war. Das Erndte- und Freudenfest wurde aber zugleich auch als ein Buss- und Dankfest gefeiert; die versammelte Volksmenge bewegte sich im feierlichen Zuge mit Palmenblättern in den Händen nach dem geschmückten Gottesbaume, um ihn mit Gebeten, Gesängen und Opfern zu verehren. Blut durfte in der heiligen Zeit nicht vergossen werden; an Stelle der ruhenden Waffenfehde veranstaltete das kriegerische Volk zu Ehren des Gottes gymnastische Spiele und sogar poetische Wettkämpfe, wie bei der berühmten Versammlung Arabischer Stämme in Okuz, östlich von Mekka.*) Alle Volkskraft und Eigenart fand auf diesen Palmenoasen einen Zusammenstrom, eine Verschmelzung und Erstarkung; daher wurden die Priester die Besitzer aller Kenntnisse und die Träger der gefeierten Weisheit des Orients; hier ward wahrscheinlich auch die Buchstabenschrift entdeckt und in den Gebrauch eingeführt und nahmen alle höheren Kenntnisse und alle Wissenschaft von diesen heiligen Versammlungsorten ihren Ausgang.

Aus seiner Heimath drang der Palmenkultus nach Norden, Osten und Westen, bald auf gewaltsamem, bald auf friedlichem Wege vor; mit seiner Auswanderung aber und seiner Entfernung von der Heimath verliert der Kultus seine ursprüngliche Reinheit und Einfachheit mehr und mehr; je nach der Beschaffenheit des Bodens und Klimas, der Beschäftigung, Gemüths- und Gesinnungsart der fremden Völker verfärbt und verändert sich der Palmengott. Die Sage erzählt von der verlorenen Herrschaft, der Flucht und dem Verschwinden des Gottes; zu den West- und Ostländern kommt er über das Meer; daher wird in dem Ammonium das Bild des Gottes in einem goldenen

*) Ritter 12. S. 32.

Schiffe von 86 Priestern in Procession umhergetragen.^{*)} Die Verbreitung des Kultus nach Norden über Palästina, Phönizien und Syrien erhellt aus den Münzen, auf welchen sich die Palme als Sinnbild dieser Länder ausgeprägt findet. In Palästina wurde der Palmengott durch den reineren Jahve- oder Jehovahdienst verdrängt, neben welchem sich nur schwache Spuren des alten Kultus erhielten.

Auch nach Afrika drang der Palmenkultus vor; der eingeführte Gott wird Ra oder Re d. h. Sonne genannt, oder Ammon, welcher Name ebenfalls Sonne bedeutet; auch dieser Kultus umschliesst eine theokratische Verfassung und ein einflussreiches Orakel; auch der Palmename findet sich. Das alte Kulturland Aegypten nahm den Palmengott ebenfalls in den Kreis seiner Götter auf; in der Stadt Buto an der Mündung des Sebennitischen Nilarmes war ein Orakel der Leto, das geehrteste in ganz Aegypten, und auf der schwimmenden Insel im Burlos-See bei derselben stand ein grosser Tempel und drei Altäre in einem Palmenhain.

Die poesieumhauchten Inseln der Seligen der Hellenen lagen in dem Sandocenen, es waren die Palmenoasen, die sich dem Nilthale parallel und im Süden des Nordafrikanischen Hochlandes hinziehen; erst später werden sie in das Meer verlegt, als Phönizische Seeleute die Kunde von Palmeninseln nach Griechenland brachten. Homer besingt sein Elision als einen Palmenhain, wo kein Sturm, Schnee und Regen die sanften Lüfte des Okeanos und die goldenen Lebenstage des Menschen trübt. Hesiod lässt Kronos auf den Inseln der Seligen herrschen, wo von immergrünen Bäumen drei Mal im Jahre süss-schmeckende Früchte geerntet werden. Auch der Mythos von den Gärten und goldenen Früchten der Hesperiden findet seine Quelle wahrscheinlich in dem Palmenkultus; ihre Heimath ist ebenfalls eine Insel des Okeanos oder eine Oase der libyschen Wüste; das Lager des Zeus umschattet der Wunderbaum mit seinen unsterblichen Blättern und goldenen Früchten; von ambrosischen Quellen werden seine Wurzeln getränkt und die Sirenenstimmen reizender Nymphen laden zum Genusse der goldenen Früchte ein. In den Sirenenstimmen lassen sich nicht schwer die Stimmen der weissagenden Priesterinnen des Palmenkultus wieder erkennen, welche die Offenbarungen des Palmengottes auf den Datteloasen in singender oder flüsternder Stimme mittheilten. Nach der Oertlichkeit beider, entspringt die Paradiessage (1. Mos. 1, 3.) mit dem Mythos der Hesperidengärten unzweifelhaft aus einer und derselben Quelle: dem Palmenkultus; hier bewacht der Drache Ladon, dort ein Cherub die Götterfrucht, auf dass kein Mensch sie pflücke.

So verbreitet sich der Palmenkultus endlich auch über die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres, — je weiter nach Osten, desto mehr und mehr seines ursprünglichen Charakters entkleidet. Der bildlose, alleinige, unendliche Gott löst sich auf in eine Vielheit erniedrigter und geschwächter Götter

^{*)} Diodor 17, 50.

und Halbgötter; aus dem alten ursprünglichen übersinnlichen, geistigen Gotteswesen wird eine versinnlichte Götterfamilie. Den Keim jedoch seines Verfalles und seiner Ausartung in Vielgötterei trug der alte Gott El der Wästen selbst in sich, da er sich dem Menschen in mehrfacher Gestalt seiner eignen Geschöpfe zeigte: am Himmel als Sonne und auf der Erde als Palme; aus dieser mehrfachen Gestaltannahme entwickelte sich später in seiner eignen Heimath aus dem reinen, einfachen Kultus ein vollständiger Götterdienst; dennoch aber erhielt sich in einzelnen Gegenden der Monotheismus, der immer wieder klärend und läuternd auf den entarteten Götzendienst zurückwirkte, bis Moses endlich den Gott El aus aller sinnlichen Hülle befreite und zum Jahve vergeistigte. Immer aber ehrt das Gedächtniss der Nachwelt, die Pietät der, der Kindheit erwachsenen Völker die heilige Palme, die einst den Völkern des Kindesalters ein geheiligter Leib der Gottheit war; und noch heute verehrt Christ, Jude und Mohamedaner in ihr das Symbol des Sieges, des Friedens und tröstlicher Verheissung. —

„Könige der Gräser“ nennt der Indier Amarishina die Palmengewächse, und „Fürsten der Pflanzen“ nennt sie Linné, der Schöpfer der wissenschaftlichen Botanik und Naturkunde überhaupt. Linné wählte den Ausdruck nicht als Systematiker, indem er damit die Palme hätte hinstellen wollen als die höchste Stufe einer Reihenfolge von organisirten Wesen; eine solche findet in Wirklichkeit innerhalb wissenschaftlich scharf bestimmbarer Grenzen nicht statt; er gebrauchte den Ausdruck als Physiograph, aus jenem unbestimmten, aber lebhaften Unterscheidungs-Gefühle, das alle Menschen, und in gewissem Grade auch den Physiologen, leitet. Auch ein bildlicher Vergleich mit den politischen Oberhäuptern darf nicht das leitende Motiv sein zur Fürstenerhebung der Palmen, denn ungeachtet aller ihrer Auszeichnungen und Vorzüge, die sie über alle Pflanzen zu Fürsten erhebt, gehören sie nach dem natürlichen Pflanzensysteme zu jener untergeordneten grossen Abtheilung des Pflanzenreiches, welche die Mittelstellung einnimmt zwischen den höchsten und niedrigsten Gruppen des Gewächsreiches. Es sind vielmehr die ausserordentlichen Eigenschaften dieser Familie des Pflanzenstaates, welche die Phantasie im höchsten Grade beschäftigen und den Trägern derselben eine so allgemeine innere und äussere Bevorzugung einräumen, ausserdem behauptet die Familie eine Exklusivität in dem Pflanzenstaate, wie das Geschlecht der Fürsten in dem Menschenstaate; unter sich innig verbunden, hat sie keine ihr unmittelbar nahe stehenden Verwandten, finden sich auch fernerstehende Verwandte unter den niedern Klassen der grossen Pflanzenabtheilung, zu der sie gehören, so trennt sie doch ein abgeschlossenes vornehmes Alleinstehen äusserlich von jeder intimen Annäherung; je mehr diese vornehme Abgeschlossenheit sich auch geltend macht in der Landschaftsphysionomie, — je isolirter die Palme ihre stolze Laubkrone in den Farbenduft des Tropenäther taucht, desto eindrucksvoller wirkt der Adel ihrer Erscheinung, der sie erhebt über alle Glieder des Pflanzenstaates.

Zu den Hohen seines Geschlechtes, zu der Exklusivität aus der Allgemeinheit, erhebt der Mensch aber mit einem besondern, aus ehrfurchtsvoller Scheu vor allem Erhabenen hervorgerufenen Interesse sein Auge; so auch zu den Hohen, den Exklusiven des Pflanzenstaates. Mit grossem Eifer und hingebendem Fleisse sucht sowohl die wissenschaftliche, als die fashionable Haus- und Landschaftsgärtnerei diese edelsten Pflanzengestalten in ihr Bereich zu ziehen; der Nordländer namentlich hört in dem Rauschen ihrer königlichen Kronen einen bestrickenden Mythosgesang aus weiten, phantastisch-umschleierten Fernen; seine stiefmütterlich eingekleidete Naturumgebung kennt keine ähnlichen Formen, und in den verwandten Proletariern, welche in der kalten Zone die edle Familie vertreten, in den Binsen und Gräsern, vermag er kaum einen verwandten Zug mit der fürstlichen Sippe zu erkennen. Aber schwer gelingt es ihm, sein unwirthliches Klima dem wählerischen Geschlechte wohnlich zu machen; unter einem wärmeren, weicheren Himmelsodem, als er über den nordischen Breiten weht, entwickelt die Palme ihren Lebenskeim; da, wo der Himmel seine glühendsten Sonnenküsse auf die Erde haucht, steht ihre Wiege, und schwer und kümmerlich wurzelt die Frucht dieser heissen Himmelsküsse auf einem andern Boden, als dem, welchem sie entsprossen ist.

Die Palmenheimath liegt zwischen den beiden Wendekreisen; sie erstreckt sich noch einige Grade über dieselben hinaus, jederseits des Aequator etwa bis zum 36 Br.-Gr. Nördlich vom Aequator ist der Wuchs der Palmen üppiger und ihre Verbreitung zahlreicher, als innerhalb der Breiten südlich vom Aequator. Die Anzahl der Palmen und ihre Grösse und Pracht nimmt um so mehr ab, je mehr man sich vom Aequator gegen das gemässigte Klima hin entfernt; zwischen dem 10° N. und S. Br., wo die scheidelrechte Sonne den Wuchs der Pflanzen mächtiger zu sich emporzieht, wo die mit Feuchtigkeit und Wärme gesättigte Erde und Atmosphäre die Säfte schwellender und kraftvoller durch den Pflanzenkörper treibt, liegt die Zone des üppigsten Wachsthumes der Palmen und zählt die Familie gegen 300 Arten. Das ächte Palmenklima hat eine mittlere Jahreswärme von 20½ und 22° R. Martius zerlegt die Palmenregion in fünf Gürtel: in die nördliche Palmenzone von der Nordgränze der Palmen überhaupt bis zum Wendekreis des Krebses; in die nördliche Uebergangszone von diesem Wendekreise bis zum 10 Gr. N. Br.; in die Hauptpalmenzone vom 10° N. Br. bis zum 10° S. Br.; in die südliche Uebergangszone vom 10° S. Br. bis zum Wendekreis des Steinbockes; und in die südliche Palmenzone bis zur Südgränze überhaupt. Die nördlichste Palmengränze bildet in Europa der 43°, in Asien und Amerika der 34° N. Br.; die südlichste Gränze findet sich in Afrika unter dem 34°, in Neu-Seeland unter dem 38° und in Amerika unter 36° S. Br.

Die Zahl der Palmenarten, welche sich über diese Region zerstreuen, bleibt einstweilen noch unbestimmbar; die wissenschaftliche Erforschung des Gewächsreiches hat sich erst die neueste Zeit energisch zur Aufgabe gestellt, und der unerschütterliche, aufopfernde Muth der Forscher, die Gut, Gesund-

heit und Leben an diese Aufgabe gesetzt, hat es in wenigen Jahren dahin gebracht, dass allein in der Familie der Palmen die bekannten Arten von 15 auf über 800 gestiegen sind. Noch zur Zeit von Linné's Tode waren nicht mehr, als 15 Palmenarten bekannt; Ruiz und Pavon fügten denselben 8 Arten hinzu, Humboldt und Bonpland andere 20 neue Arten und lernten noch eine Menge kennen, ohne im Stande gewesen zu sein, sich die hinreichenden Bestandtheile — (Blüthe, Frucht, Blattscheiden etc.) zu einer genauen Beschreibung verschaffen zu können. Die opferfreudigen Reisen und unermüdlischen Arbeiten von Martius, Griffith, d'Orbigny, Blume, Spruce, Wallich, Seemann, Karsten, Wendland und Anderen haben gegenwärtig zur Kenntniss von mehr, als 800 Arten geführt, zu denen auch der Verfasser dieses einen Beitrag von 17 neuen, von ihm selbst beschriebenen*) und mehreren noch unbeschriebenen Arten geliefert hat.

Amerika überbietet alle bekannten Theile der Erde an Pracht und Fülle der Pflanzenwelt, ebenso, wie die Fülle und Stärke seiner Thierwelt gegen andere Ländergebiete zurücktritt; in diesem Pflanzenreichthum schliesst es auch die grösste Anzahl und die erhabensten Formen der Palmen ein; sein Gebiet allein umfasst die Hälfte aller überhaupt bekannten Arten. In der alten Welt erzeugen die Inseln eine grössere Zahl von Arten, als das Festland; in der neuen Welt ist das Verhältniss durchaus umgekehrt; hier besitzt das Festland über fünf Mal mehr Arten, als die Inseln. Europa nennt nur eine einzige Palmenform die seine, die fächerblättrige *Chamaerops humilis*, die an den Gestaden des Mittelmeeres und in Italien selbst bis zum 43° ihre dürftige Blattkrone einige Fuss über den Boden erhebt; die dürren, armseligen Gegenden empfangen durch sie einen geringen Schmuck, sowie die trockne, unfruchtbare Erde einen spärlichen Schatten gegen die Sonne. Aus den Wüstenoasen Afrika's nach Europa verpflanzt, vegetirt die Dattelpalme noch in den südlichen Gegenden unseres Erdtheiles, deren mittlere Jahrestemperatur 12—13½° R. beträgt, und in Spanien erzeugt sie bis zum 39°, in Italien sogar noch bis zum 43° N. Br. reife Früchte. Auch in Amerika ist es eine fächerblättrige Palme, die *Sabal Adansonii* und *Palmetto*, welche die nördlichste Gränze erreicht; die äusserste Gränze der südlichen Halbkugel wird durch die fiederblättrige Palmen bezeichnet, durch die in Chile wegen ihrer essbaren Früchte angepflanzte *Jubaea chilensis*, von den Eingeborenen *Palma de miel*, Honigpalme genannt; ebenso bezeichnet die Südgränze der alten Welt eine fiederblättrige Palme, die strandliebende *Areca sapida*, die in Neu-Seeland bis zum 38° Grade jene Früchte reift, deren Samen die Insulaner mit gebranntem Kalke vermischen und in die Blätter des Betelpfeffers einwickeln, um sie zu kauen, zwecks Reizung der Verdauungsorgane; der Nordländer sucht denselben Zweck durch den Taback und der Süd-Amerikaner durch die Coca und den Chimó zu erreichen.

*) *Linnaea*, Band XXXIII, Heft VI.

Erzeugt die neue Welt auf dem Festlande die grösste Zahl und Formenmächtigkeit der Palmen, so bringt dagegen die alte Welt auf dem Inselgebiete Australiens die riesigsten Palmenfrüchte hervor; die sogenannte doppelte Cokosnuss erregte das Staunen der Seefahrer, und da dieselbe nur auf dem Meere in der Gegend der Malediven gefunden wurde, und der Baum, der sie reifte, lange Zeit unbekannt blieb, so bemächtigte sich ihrer bald die Sage, die sie an einem Baume im tiefen Meeresgrunde wachsen liess, von welchem sie sich loslöse und an die Oberfläche des Meeres treibe; da der Glaube sehend macht, so wollte man auch den unterseeischen Baum zuweilen durch die klare Spiegelfläche des Meeres erkannt haben, wenn er sich freilich auch dem Auge der Taucher niemals sichtbar und greifbar zeigen wollte. Die Frucht erreicht die doppelte Grösse der Cokosnuss, bis 4 Fuss im Umfange, und ist nächst dem amerikanischen Baumkürbis, der Totuma, der Frucht der *Crescentia Cujete*, überhaupt die grösste Frucht einer baumartigen Pflanze. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man die Herkunft dieser Wunderfrucht erforscht und ihren Träger aus dem dunklen Meeresgrunde wieder auf die feste Oberwelt verpflanzt; man fand die Palme, die sie hervorbrachte und welche La Billardière *Lodoicea Sechellarum* benannte, auf der kleinen, nordöstlich von Madagaskar liegenden Felseninselgruppe der Sechellen; nur auf diese Inseln beschränkt, wächst die Palme auf, unter Brodfrucht-, Muskatnuss- und Zimmtbaumwäldungen, und hebt ihre dichte, von zwanzig Fuss langen fächerförmigen Blättern zusammengesetzte Lanbkronen auf einem 80—90 Fuss hohem Schaft über prächtige Baumfarn und duftende Schilfgräser empor.

Ein derartig beschränkter Standort, wie eben erwähnt, findet sich so selten nicht unter den einzelnen Gliedern der Palmenfamilie; eine kosmopolitische Natur ist den Palmen nicht eigen; nur wenige*) dehnen ihren geographischen Verbreitungsbezirk weiter aus, haben diese Verbreitung aber zum Theil der Kultur zu verdanken; auf beiden Hemisphären zugleich lebt nur die Cokospalme; ihr wahres Vaterland ist aber noch nicht mit voller Sicherheit ergründet worden. Gleich dem Umkreise ihrer Verbreitung, ist auch der Standort der Palmen eng begränzt und nach den verschiedenen Arten durchaus verschiedener Natur. Nicht der Typus: in Grösse, Form, Mächtigkeit der Belaubung und Fruchterzeugniss, und andere äussere Erscheinungsmerkmale haften an gewisser Boden- und Klimabeschaffenheit, sondern jede Art wächst unter nur ihr eigenthümlichen Bedingungen; sie entwickeln in den Wäldern der kühlen Gebirgsregion, ja, über alle Waldzone hinauf, z. B. in der *Cerofylon andicola* dieselben gewaltigen Dimensionen, wie in den Wäldern der heissen, schwülen Sumpfniederungen z. B. in der *Oreodoxa regia* und *oleacea*; andererseits wieder erzeugt die feucht-heisse Tropenatmosphäre ebenso

*) *Elaeis melanococca*; — *Hyphaene thebaica*; — *Acrocomia sclerocarpa*; — *Borrassus flabelliformis* und die Arenga-, Areka- und Dattelpalme.

kleine, rohrartig-schwankende Formen, z. B. in den Chamaedoreen; wie die dicke, feuchte, kalte Nebelluft der Kordillerenabhänge, z. B. in den *Morenia*- und *Geonoma*-Arten. Etliche Palmen senken ihre Wurzeln nur in den, vom Meersalze durchsetzten Boden der Küstenniederungen, während andere tief im Innern des Binnenlandes wohnen, oder hoch über den Wogen des Oceans am nackten Fels der Kordilleren hängen; diese flüchten in den dichten, dunklen Urwaldschatten, wo sie entweder unterhalb des dichtgeschlossenen Laubgewölbes ihre vegetativen Organe entwickeln, oder, hoch emporstrebend, das Laubdach durchbrechen und, Wurzel und Schaft in den Schatten bergend, die Laubkrone im heissen Lichtglanze der Sonne baden; jene entziehen auch Schaft und Wurzeln dem feuchten Waldboden und gedeihen nur zu voller Kraft auf der kahlen, durstig auseinanderklaffenden, rothen Erde in der vollen, ungebrochenen Gluth der scheidelrechten Sonnenstrahlen; etliche wieder leben gesellig, zu Gruppen geschaart, sogar kleine Waldparcellen innerhalb der Wälder bildend, während noch andere alle Geselligkeit meiden, in stiller ernster Zurückgezogenheit alle Verwandtennähe fliehen, und selbst aller Pflanzengemeinschaft entsagend, in einsamer, stolzer Majestät das königliche Haupt zwischen Himmel und Erde wiegen.

Am einsamsten und abgeschlossensten leben die Palmen, welche die vollendetsten Stammformen tragen; dicke Haufen und gesellige Vereinigungen gehen ein die Palmen mit rohrartiger Stammform, welche lange, sprossende Wurzeln horizontal unter der Erdrinde fortreiben; kleine Wälder und Gestrüppe bilden meistens nur die stammlosen, d. h. Palmen mit verkürztem, unterirdischem Stamme. Das hauptsächlichste Hinderniss für eine waldartige Verbreitung und Vermehrung der überaus fruchtbaren Palmenfamilie liegt in ihren Blumen mit getrennten Geschlechtern, durch welche die Ueberführung des Pollenstanbes des männlichen Blumenorgans zu der weiblichen Narbe erschwert wird; ferner auch in der Nachstellung der Früchte durch zahlreiche Thiere, die auf ihre Nahrung angewiesen sind, wie durch die Ausnutzung Seitens des Menschen selbst. Nur dann, wenn die Kultur durch Anpflanzung künstliche Palmenwälder schafft, erhält die Landschaft lediglich durch die Palme ihren Ausdruck, entstehen wirkliche Palmenlandschaften, wie: Kokos-, Oel-, Pfirsich-, Dattel-, Zucker-, Katechupalmenhaine n. a. m. Nichts Erhabeneres aber kann die Landschaft hervorbringen, als den Palmenhain; wie ein Gotteshaus nimmt er den Eintretenden auf mit tiefem Schweigen, feierlicher Ruh'; um die Stirne des in sich Gekehrten wölben sich die stummen, ernsten Säulenhallen; schlang empor streben die Stammsäulen, vollkommen gleichmässig eine, wie die andere; auf der zugespitzten Säule ruben in schwindelnder Höhe die kuppelförmigen, buschigen Laubkronen; alle einzelnen Laubkuppeln fügen sich wellenförmig in ein einziges Laubgewölbe zusammen, das, von einem schlanken, ebenmässigen Stammerüste getragen, leicht auf dessen Spitzen schwebt und wiederglänzt im heissem Gold der Sonnenstrahlen; gedämpftes Licht füllt die stillen Hallen, aber nicht das Licht

einer stockenden, lichtarmen Dämmerung, sondern das Licht der ewigen Vesta, die ihre blendende, sengende Gluth mystisch in den durchsichtigen, reich-dämpfenden Schoss der Edelkrystalle birgt. Der Mittag treibt über das Meer landeinwärts ein leichtes Wehen der lauen Lüfte; leise beugen sich dem sanften Hauche die elastischen Säulen; vispernde flüsternde Stimmen regen sich in der schwebenden Laubwolke; ein träumerischer Märchenton zittert durch die Mittagschwüle; die überschwängliche Lichtfalle der Tropenmittagssonne schwimmt im heissen, blendenden Glanze auf dem glattgedehnten Meeresspiegel und dem grünen Firnisse der Palmenkuppeln; — es neigt sich der lichtquellende Feuerball tiefer und tiefer zum Horizonte; stärker weht die Briese über das rauschende Meer, und auf den elastisch schwankenden Säulen hebt und senkt sich, wie das ruhig-wogende Meer, das wogende Laubdach der Säulenhallen; wie ein Ton der Orgel rauscht und raunt es unter dem flüsternden Gewölbe; fallende Früchte sausen hin und wieder durch die tönende Dämmerung, schnellen elastisch vom Boden auf und gelangen mit Sprüngen dumpfen Schalles weiter, bis die Wucht des Falles erlahmt und wieder jeder ungewöhnliche Ton verstummt. Nur der Kolibri schwirrt und summt im schimmernden Geschmeide seines Gefieders aus und ein durch das bewegliche Laubgewölbe, sonst findet kein Vogel in dem ast- und zweiglosen Blattbaume dauernd Sitz und Nest. — So wirkt die Palmenlandschaft; aber die Wirkung äussert sich mehr feierlich-erhebend, als vertraulich zu dem Menschen redend; sie athmet jene annäherungslose, Zurückhaltung gebietende Hoheit, welche alles über das Gewöhnliche, Allgemeine Emporgehobene an seiner Stirne trägt.

Wirksamer aber, als aus der Gesellschaft, tritt aus dem Individuum der Palme volle Gestalt und Gewalt hervor; wenn sie einsam steht, ihre ganze Individualität zur Geltung kommt; wenn sie, unbeeinträchtigt durch alle störende und hemmende Umgebung, in voller Freiheit, ganz nach eigenem Triebe ihre schönen Formen baut; wenn sie, abgeschlossen aus dem chaotischen Lebensdrange der Pflanzenwelt, wie eine auserwählte Erscheinung, welche einst der kindliche Glaube jugendlicher Völker mit dem Geiste Gottes belebte, emporstrebt zu dem reinen, feurigen Lichtstrahle, der sie aus dem Keime erweckt; wenn allein nur ihre Gestalt sich aus dem malerischen Farbeneffekte der Tropenatmosphäre in unverwischbaren Umrissen abhebt, alle Pflanzenumgebung gleichsam in ehrfurchtsvoller Scheu zurücktritt; oder wenn sie von steiler, kahler Felsenhöhl', wo keine, als nur ihre Wurzel Eingang findet, einsam niederblickt in das stromdurchrauschte Thal, still und unbeweglich oder leicht- hin- und widerwiegend hinablauscht zu der Meeresbrandung am Fuss der schroffen Felswand, die sie emporhebt, wie auf einem Altare, zu der leichten, sonnigen Aetherbläue, fest, wie der starke, unbeugsame, unsterbliche El, gegen Sturm und Regen und Meeresbrandung: — dann, ja dann hebt der Palme Anblick die Menschenseele zur Andacht empor!

Jedoch, so gross und gerecht auch das Lob ist, zu welchem die äussere

Erscheinung und die ausgezeichneten Eigenschaften der Palmengewächse die Betrachtung fortreissen, es würde doch übertrieben sein, dies Lob über alle Beziehungen auszudehnen; trotz alle und alle dem wandelt es sich dennoch schöner, wenigstens gefahrloser unter Buchen und Eichen, als unter Palmen. Das geflügelte Wort der Alten: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen!“ hat eine so inhaltsschwere Bedeutung, dass es als Redefigur auf alle Lebensverhältnisse übertragen worden ist; weise nahm die Natur Bedacht darauf, dass sie jeder Erdregion ihre besondern Vorzüge und ihre besondern Nachtheile verlieh, denn nimmermehr hätte eine freiwillige Vertheilung der Bewohner über den ganzen Erdball stattgefunden, wenn es nicht von jeher überall Vorzüge und Nachtheile auszugleichen gegeben hätte. Wo das hellste Licht da auch der tiefste Schatten; das Wandeln unter Palmen schliesst eine zweifache Gefahr in sich: Gefahr für die leibliche und Gefahr für die sittliche Gesundheit; ging auch von der Palmenheimath die erste Menschengesittung, der erste Morgenstrahl der geistigen Freiheit aus, so gab sie doch immer nur den ersten Anstoss zur Bewegung der intellektuellen Kräfte; ward dieser Anstoss nicht fortgetragen von anderen kräftigen Bildungselementen, so würde die treibende Kraft sich verloren, die Bewegung still gestanden, der Grundstein keinen Aufbau, der Bau kein Dach und Fach gefunden haben. Die Heimath der Palmen bettet den physischen Menschen in Ueberfluss; Ueberfluss aber ist kein Hebel der Menschengesittung; nur der Stachel der Sorge, der Arbeit und Spekulation treibt die Bildung weiter von Stufe zu Stufe, weil er die Menschengemeinde rastlos und unerbittlich zwingt zur Zusammenraffung aller ihrer Kräfte. Und gleissnerisch ist der goldene Schmelz der Lüfte, der glänzend auf dem grünen Firniss der Palmen schwimmt; unter dem Entzücken der Sinne und Seele bleicht die Wange und erschlaffen die Glieder Derer, welche die Natur nicht zu Erben jener Reize eingesetzt hat. Aber auch der Mensch, dessen Wiege unter Palmen steht, entgeht nicht der Sühne überschwänglichen Genusses; Gift und Tod verbirgt sich unter dem glänzenden Farbenkleide der Thier- und Pflanzenwelt; Marter und Siechthum stäubt in winzigen Organismen und unsichtbaren Gasen durch den Farbenduft der Atmosphäre, und so gross die Natur ihre Werke gestaltet, so elend und klein gestaltet sich und seine Werke der Mensch unter den Palmen. —

Im Allgemeinen knüpft sich an die Palmengewächse die Vorstellung von einem, über das gesammte Gewächsreich an riesigen Dimensionen hervorragenden Pflanzenwuchs; jedoch diese Vorstellung ist nicht zulässig für das ganze Geschlecht der Palmen; mehrere Arten bilden nur ein kleines Gestrüpp, andere bleiben über der Erde ganz stammlos und gleichen in ihrer äussern Erscheinung Staudengewächsen, und noch andere klettern, schlingen und winden sich sogar rebenartig durch das dichte Waldgehege.

Die Palmen sind holzige, ausdauernde Gewächse; die Bezeichnung Baum für das ganze Pflanzengerüst, und Stamm für den blattragenden Theil desselben ist botanisch nicht korrekt; auch die höchste Palme ist nur ein schein-

barer Baum, ihr Stamm physiologisch dem Grashalme oder Lilienstengel verwandt, als dem Baumstamme; die eigenthümliche Anordnung des verholzten Gewebes in Stammform wird Stock oder Stockstamm (Caudex) genannt. Die Entwicklungsweise ihrer vegetativen Organe stellt die Palme in die grosse Abtheilung der Monokotyledonen oder Endogenen des natürlichen Systems, die auch alle Lilien-, Pisang-, Schilf- und Rohrgewächse, die Binsen, Gräser, Orchideen und Pandaneen umfasst; in dem Samen aller dieser Gewächse liegt der Keimling nur in einem Keimblatte oder Samenlappen eingebettet.

Die Entwicklung des Stockstammes der meisten Palmen beginnt mehrere Fuss unterhalb der Erdoberfläche; wenn sich der Stock überhaupt nicht über den Boden erhebt, dann kriecht er entweder horizontal unter der Erdrinde fort oder verkürzt sich in senkrechter Lage mit dicht über einander zusammengedrängten Blattinternodien. Der Stock verdickt sich bereits im Boden bis zum Durchmesser der ausgewachsenen Palme, bevor das Höhenwachstum beginnt; die ursprüngliche Haupt- (Pfahl-) Wurzel verschwindet bald und wird durch eine Menge von Nebenwurzeln ersetzt; dieser dicht durcheinandergeflochtene, tief eindringende und weit ausgebreitete, durch eingeschwemmte Erde fest zusammengeballte und in den Grund gekittete Wurzelbüschel giebt dem aufsteigenden Stockstamme trotz der fehlenden Pfahlwurzel seine Haltbarkeit und befähigt auch den höchsten Palmestamm, die ganze Last seines ausgewachsenen Gerüsts zu tragen und den heftigsten tropischen Gewitterstürmen zu trotzen. Bei seiner Streckung in die Länge, oder Höhe, nimmt der Palmestamm — gemäss seiner Entwicklungs- und Wachstumsweise — niemals mehr an Umfang zu; aus seiner Spitze entstehen fortwährend von unten nach oben die Blätter; die Internodien zwischen den einzelnen Blattanhaftungspunkten — den Achsenknoten — strecken sich mit dem Höhenwachstume des Stockstammes in die Länge; die unteren Blätter lösen sich, parallel mit der fortlaufenden Neubildung an der Spitze absterbend, vom Stocke ab und hinterlassen an ihrem frühern Anheftungspunkte kreisförmige Narben; gewöhnlich sitzen die grossen Blätter, zu einem dichten Schopfe vereinigt, mit verkürzten Internodien der Spitze — der Terminalknospe — des Stockes auf, in jener Blattstellung, welche Zollinger als Schopfvegetation in der Physiognomik der Landschaft bezeichnet; zuweilen aber nmstellen die Blätter den Stock der ganzen Länge nach mit weit gestreckten Internodien, namentlich bei den kletternden Palmen. Während der Baum- (Holz-) Stamm gleichzeitig in die Länge und Dicke fortwächst, um die innere Gewebeschicht eine äussere Schicht anlegt, und diese Verdickungsschichten später deutlich als geschlossene, concentrische, sogenannte Jahresringe erkennen lässt, gestattet die Anordnung und Entwicklung der Gefässe dem Palmestamm eine unbegrenzte Verlängerung, aber keine Verdickung; die durchkreuzende Richtung der innern und äussern Gefässbündel lässt auf der transversalen Durchschnittsfläche des Palmestammes die Gefässbündel

regellos durcheinander gestreut erscheinen. Holz und Mark sind nicht deutlich gesondert, eine eigentliche Rinde ist nicht vorhanden, denn die sogenannte Rindenschicht ist nicht, wie bei dem Holzstamme, eine eigne, vom Marke und Holze gesonderte Schicht, sondern nur die äusserste, aus gestreckten, engen Zellen bestehende Lage des Stockstammes, welche oft zu einem sehr festen Holze erhärtet; daher ist der Stockstamm im Umfang an härtesten und in der Mitte weicher, oft schwammig, während bei dem Holzstamme das umgekehrte Verhältniss stattfindet. Der Palmenstamm erscheint bald walzenförmig und ungetheilt, bald auch mehr oder weniger gabelförmig getheilt; bei einigen Arten hat er einen Durchmesser von 3—5 Fuss, bei andern kaum $\frac{1}{2}$ Zoll; hier ist er glatt und hell polirt, dort rau und mit kreisförmigen Narben umstellt; diese starren in einer Rüstung von langen, spitzen, harten Stacheln, jene umhüllen sich mit einem weichen Flaum von haarähnlichen Fasern oder umkleiden sich mit einer dünnen Wachsschicht. Eine Verastelung des oberirdischen Stockes zeigen nur die kletternden Arten; eine gabelige Verzweigung ihrer baumartig aufstrebenden Stämme nur die Arten *Hyphaene the baica*, *Borassus flabelliformis* und *Geonoma mramosa*; zuweilen tritt eine krankhafte Verastelung auf nach Zerstörung der Stockspitze — der Gipfelknospe — durch den dreihörnigen Riesenkäfer *Neptunus*, der nach dem zuckerhaltigen, aufsteigenden Frühlingssaft lüstern ist.

Genau dem Zweckmässigkeitsgesetze und der Entwicklungsbestimmung der Pflanze entsprechend, geht der Keimungsprozess des Palmensamens verschiedenartig vor sich. Der Samenkern aller Palmen, der aus ölig-hornigem Eiweisse besteht, besitzt eine sehr geringe Widerstandsfähigkeit gegen äussere Einwirkungen; die geringste Zersetzung oder Verletzung dieses Eiweisskörpers würde das Leben der jungen Pflanze zerstören, die aus ihm ihre Nahrung bezieht; darum umschloss ihn die weise Natur mit einer Schutzhülle, der Samenschale, die niemals beseitigt wird, da das Eiweiss in keiner Feuchtigkeit aufquillt und also nicht mit sprengender Kraft gegen die Samenschale andrängt. Um den Keimling zur Zeit des Keimens zu entlassen, öffnet sich an der festen, ringsum geschlossenen Hülle ein kleines Deckelchen, das unmittelbar dem Würzelchen des Embryo von genau dem gleichen Durchmesser desselben gegenüberliegt; der Keimling tritt durch die Oeffnung dieses vor seinem Wurzelende hergeschobenen Deckelchens aus der umschliessenden Hülle frei heraus und entfaltet sich, mit dem nährenden Eiweisskerne durch einen Strang in Verbindung bleibend, weiter seiner Bestimmung gemäss. Dieser Verbindungsstrang — der verlängerte Samenlappenstiel — versenkt nur den Keim tief unter die äussere, trockene Erdrinde, um in dem feuchten Grunde seine Lebenskraft vor der langen Sommerdürre zu schützen;*) — oder versenkt ihn nur flach, weil die anhaltende Feuch-

*) *Hyphaene*; *Copernicia*; *Phytelephas*; *Chamaerops*; *Phoenix*; *Attalea*; *Arenga* etc.

tigkeit des Waldbodens das Keimpflänzchen zerstören würde. *) — oder er hebt den Keim ganz über den Boden empor, um das zarte Pflänzchen der übergrossen Nässe eines in der Regenzeit überschwemmten Bodens zu entziehen, das alsdann zahlreiche Nebenwurzeln in den Boden hinabwirft und über denselben aufgestützt wird, sodass endlich der ausgewachsene, oft 200 Fuss hohe Palmstamm von einem Stelzengerüste strebepfeilartiger Luftwurzeln hoch über den Boden — bis 12 Fuss hoch — emporgehoben ist; **) — oder der Strang verlängert sich überhaupt nicht, und der hervortretende Keim verhartet neben der Fruchtschale, da die junge Pflanze die Bewurzelung in einem meist weicherem und gleichmässiger durchfruchteten Boden in einem einfacheren Entwicklungsprozess erreicht. †) — Demnach würde die Familie der Palmen nach dem Keimungsprozesse in 4 unterscheidbare Gruppen zerfallen: 1) in Gruppen mit verlängerten, tief in die Erde eindringenden Samenlappenstränge; 2) in Gruppen mit einseitig-stolonenartigem Aufwärtsachsen der Stammachse; 3) in Gruppen mit stelzenartig den Stock emporhebenden Luftwurzeln; 4) in Gruppen ohne verlängerten Samenlappenstrang. —

An dem oberirdischen Palmstamm lassen sich vier verschiedene Formen unterscheiden; die einfachste Form ist rohrartig; der Stock erhebt sich dünn und schlank in der Gestalt der baumartigen Gräser zwischen 2 bis 25 Fuss hoch; er ist im Inneren mit weichem Marke erfüllt und trägt etwa 4—6 einfache Blätter in je 10 Linien Entfernung von einander. Eine zweite, höhere Form ist die säulenartige, die, wenn auch noch dünn, doch frei emporstrebt; die Blätter ruhen mit weit gestreckten Internodien auf hohen, an der Basis erweiterten und die Internodien umfassenden Blattstielen, — auf einer der Spitze des Stockes aufgesetzten grünen Säule von nemeinander gerollten Blattstielen. Die dritte Form ist cylindrisch; der Stockstamm steigt immer höher auf und trägt an seiner Spitze einen dichten Schopf von zahlreich, oft bis an 300 zusammengedrängten Blättern. Die vierte, vollendetste Form zeigt der kokosartige Stockstamm; er allein erreicht die Kraft und Härte des Holzstammes, da er aus starken, holzartigen Gefässbündeln aufgebaut ist. — Je nach der Art und Weise, wie sich die untersten, nach und nach absterbenden Blätter ablösen, erhält der Palmstamm seine eigenthümliche Zeichnung: er erscheint geringelt von den Narben der frühern Anheftungspunkte, wenn die Blattstiele der kreisförmig oder dicht spirallig gestellten Blätter sich völlig — an ihrem Anheftungspunkte — ablösen; er wird schnuppig, wenn die erweiterte Basis des Blattstieles — die Vagina

*) Bei Klopstockia; Diplothemia; Sabal; Acrocomia; Trinax. Elaeis melanococca wächst sogar dauernd in dieser Weise fort.

**) Iriarte; Socratea; Deckeria etc.

†) bei den kletternden Calamus und Desmoncus; den rohrartigen Palmen der Bactris, Martinezia, Pyrenoglyphis, den Geonomen, Chamaedoreen, Euterpe, Oenocarpus, Guaielma, Oreodoxa, Sagus und Cocos. —

— am Stamme haften bleibt; er bekleidet sich mit einem faserig-filzigem Gewebe, wenn diese schuppenartigen Blattstielüberreste bis auf die zäheren Fasern verwittern; oder er bewaffnet sich mit harten, spitzen Dornenstacheln, wenn die untersten, mit den Blattstielscheiden zusammenhängenden Anhängsel — ursprünglich verkümmerte Blattorgane — nicht hinfällig sind. —

Einfach und gleichartig übereinstimmend, wie der Bau des Stockstammes, ist auch der Blattbau der Palmen, und diese Einförmigkeit in dem gesammten Aufbau bewirkt die typische Aehnlichkeit der Palmen unter sich und ihren Typus überhaupt. Die Blattfläche wird von einem langen Blattstiele getragen, der mit seiner röhrenförmig erweiterten Basis — der Vagina — den Stockstamm an seinem Anheftungspunkte ganz oder fast ganz umfasst; mitten durch die lang gestreckte Blattfläche zieht sich ein starker Mittelnerv, auch Mittelrippe genannt, von welcher nach jeder der beiden Seiten parallele Adern — Seitennerven — abzweigen. Das ist der Grundbau des Blattes für alle Palmenarten, auf welchem sich alle Formmodifikationen vollziehen. Bei einigen Arten (*Geonoma*, *Bactris*) bleibt die Blattfläche unzertheilt; bei den meisten Arten (*Cocostypus*) theilt sich die Blattfläche zu beiden Seiten der Mittelrippe in verschiedene, längliche Segmente, sogenannte Fiederblättchen, und wird dadurch gefiedert; eine nochmalige Theilung der Segmente um deren Mittelnerv, ein doppelt gefiedertes Blatt, zeigt nur eine einzige von den bis jetzt bekannten Palmen, die Gattung *Caryota*. Das — einfach oder doppelt gefiederte — Blatt wird der ganzen Länge nach durch die Mittelrippe in zwei gleiche Hälften getheilt; verkürzt sich die Mittelrippe, durchläuft sie nur einen Theil der Blattfläche oder mündet sie nur ein wenig in dieselbe ein, so krümmt sich die Blattfläche mit den gefalteten und mehr und minder tief ausgeschnittenen Segmenten in einen kreisrunden Bogen um den Endpunkt des Mittelnerves; dadurch entsteht das gefächerte Blatt, so genannt nach seiner Aehnlichkeit mit einem auseinandergebreiteten Fächer; diese Form ist die seltene, etwa in dem Verhältnisse von 1:7 unter allen bekannten Palmen. Das gefiederte Blatt variirt noch darin, dass alle seine Segmente in einer Ebene liegen, eine glatte Fläche bilden, kammartig mit steifer Textur nebeneinander sitzen und auf spiegelndem, glattem Grunde das glänzende Sonnenlicht reflectiren; oder dass sie der Mittelrippe unter verschiedenem Winkel angeheftet sind und sich mit biegsamer, schilffartiger Textur durcheinanderkräuseln.

Alle Palmenblätter haben ein pergament-zähes, hartes Gewebe, stehen abwechselnd in aufsteigender Spirale um den Stockstamm und erreichen bei manchen Arten kolossale Dimensionen, oft 50 Fuss Länge und 8 Fuss Breite, also ziemlich die Höhe eines kleinen Dorfkirchthurmes; das Gewicht eines solchen Blattes nimmt alle Tragkraft eines starken Mannes in Anspruch. Der Blattschopf ist bald kugelförmig, bald halbkugelförmig gewölbt, bald ziemlich aufgerichtet mit etwas überrückenden Blattspitzen. Aus dem Scheitel des

Schopfes schiebt sich ein junges Blatt nach dem andern mit zusammengefalteten Segmenten, wie ein Pfeil, hervor, lockert allmählich seinen Fiederbusch und neigt sich, bogenförmig geschwungen, in den gewölbten Blattschopf zurück, während an seiner Basis bereits ein neuer junger Blattpfeil dem lockenden Himmelslichte entgegenstrebt.

Während so an der Spitze des Palmenstammes sich in fortdauernder Folge Blatt auf Blatt entfaltet, schieben sich nach einem gewissen Alter desselben aus den Achseln der ältern Blätter die Blüthenzweige — Kolben — heraus; dieselben sind dicht übersät mit unzähligen kleinen weissen, gelben, grünlichen oder röthlichen Blümchen; entweder ist der Kolben unverästelt, oder er verzweigt sich ähren-, trauben-, oder straussförmig; so unsehbar und winzig auch die einzelne Blume, so wirkt doch die Zusammenhäufung von vielen tausenden derselben auf einem Kolben höchst malerisch; sonnenartig strahlen die goldgelben Blüthenzweige unter der schattenden Laubkuppel auseinander, oder sie wachsen wie ein riesiger schneeweisser Strauss in leichter, anmüthiger Haltung durch die schwere Wölbung, oder die niederhangenden, steifen Traubenzweige legen sich tressenartig an den platten, dunklen Firnis des holzigen Stammes an, und viel weiter, als die gold- und silberklaren Farben leuchten, durchquillt der honigsüsse Duft das grüne Meer der Wälder, die leichte Fluth der Lüfte. — Ein einziger Kolben trägt viele Tausende von Blumen, ein Dattelkolben bis 12,000; die Mandelpalme des Magdalenen-Stromes — *Attalea amygdalina* — bis zu 207,000; die Saguspalme — *Sagus Rumphii* — gegen 208,000 Blumen; es blühen aber mehrere Kolben: 2, 4, 6 zu gleicher Zeit an einer Palme, so dass eine einzige Palme oft über eine Million von Blumen zu einer Zeit erschliesst. Aber nur ein geringer Theil dieser Blumenfülle ist zur wirklichen Fruchterzeugung bestimmt; die zahlreichen männlichen Blumen welken und fallen ab sofort nach der Entlassung des Pollenstaubes, und von den in geringer Minderzahl vorhandenen weiblichen Blumen wird wiederum nur eine geringe Minderzahl wirklich befruchtet.

Die Blätter der Blüthenzweige entwickeln sich nicht normal; sie bilden sich nur zu kleinen Schuppen, und die unteren erweitern sich zu einer dütenförmigen, holzigen oder lederartigen Hülle, der Blüthenscheide, Spatha, die den ganzen Blüthenzweig bis zu seiner völligen Ausbildung einschliesst und ihn, wie im Mutterchoose, gegen schädliche, äussere Einwirkungen bewahrt. Bei einigen Arten theilen 4—5 und mehr solcher Scheiden diese mütterliche Hütung, jedoch gewöhnlich so, dass nur einige oder wenige derselben die Grösse des Blüthenstandes erreichen und denselben ganz einschliessen, während die oberen sich mehr und mehr verkürzen und sich einander gegenseitig theilweise umhüllen und stützen. Je nach dem Umfange der eingeschlossenen Infloreszenz erreichen manche Blüthenscheiden bedeutende Dimensionen, anfangs stehen sie aufrecht in den Blattwinkeln, biegen sich mit zunehmender Schwere und Anschwellung des umschlossenen Kolbens allmäh-

lich niederwärts und hangen endlich gleich langen, zugespitzten Keulen schwer nach unten, gegen den Stamm gekehrt. Nun aber erfasst der Hochzeitsrausch, der Drang und die Sehnsucht nach Licht und Freiheit die gehüteten, zarten Blumen, so dass die feste Umhüllung nicht länger dem ungestümen Andrang zu widerstehen vermag und plötzlich mit lautem Schalle aneinander spaltet; ein ganzer Blumengarten entsteigt duftend dem geöffneten Schosse, willkommen gebissen vom goldenen Lichte und Schwärmen summender und funkelder Insekten, welche der weibrauchartig aufsteigende Blumenstaub naschblustig herbeigelockt.

Die Blüthenscheiden wechsell in allen Grössen je nach den Palmenarten zwischen zwei Zoll bis mehreren Fuss Länge; die Scheide der *Oreodoxa regia* und *oleracea* wird gegen 8 Fuss lang. Die eingeborenen Landleute benutzen die grossen Scheiden zu verschiedenen Hausgeräthen; sie bewahren darin, wie in einem Fasse, ihre Mais- und Reisvorräthe, stellen sie als Wasser- und Futtertrog vor die Thüre oder als Behälter ihrer eignen Speisen in die Küche; ja, sie, die einst geheimnissvoll die Erweckung und Entwicklung des Palmenlebens umschlossen, nehmen nun als schaukelnde Wiegen das höchste und heiligste Geheimniss der Natur: — die erweckte Frucht der Menschenliebe, auf.

Ob auch nur ein verschwindend kleiner Theil von dem fruchttragenden Blumen am Leben bleibt, so beugt sich dennoch der reife Kolben unter einer Last von schwer und dicht zusammengehäuften Früchten; die Fruchttraube einer *Scheelea* trägt etwa 900 - 1000 hühnereigrosse Früchte und wiegt etwa 120 Pfund; die kleinen kirschsteingrossen Früchte der *Oreodoxa* sitzen zu vielen Tausenden an einem Strausse; an einer einzigen Traube der *Sejpalme* des Orinoko kann man bis 8000 Früchte zählen. Das Fruchtprodukt der Palme ist nuss- oder beerenartig; die äussere Membran der Frucht zeigt alle Farben; in dem Verhältniss zu den Dimensionen ihrer Träger sind die Früchte verschwindend klein, bei vielen Arten nur erbsengross; die Cokosnuss ist die einzigste grosse Palmenfrucht, und die sogenannte doppelte Cokosnuss der Sechellen nächst der *Crescentia*frucht die grösste aller Baumfrüchte überhaupt. Martius benutzte besonders den Bau der Früchte zur Eintheilung der Palmenfamilie in verschiedene verwandte Gruppen, die er sodann nach der fächer- oder fiederförmigen Belaubung oder nach den gestachelten oder ungestachelten Stockstamm in kleinere Unterabtheilungen sonderte. Zur Eintheilung der Palmen in Haupt- und Unterabtheilungen, in Klassen, Ordnungen und Gattungen ist die Zergliederung aller Bestandtheile derselben und die genaue Prüfung ihrer Anordnung zu einander erforderlich; die Theilung des Ovariums, die Stellung der Eichen, die Bildung der Frucht, Anzahl und Beschaffenheit der Samen, Lage des Embryo, Zahl und Stand der Staubfäden in den männlichen Blüthen, Oeffnung des Pollenschlanches, Stellung, Form und Membran der Blätter, der Blatt- und Blüthenscheiden, der

Blüthenkolben, Blüthen etc., — das Alles sind ebensoviele besondere Wahrzeichen, als bestimmende Gattungs- und Speciesmerkmale.

Der Samenkern füllt im unreifen Zustande die Höhlung, in welcher er wächst, als eine wässrige Eiweissmasse aus, die im weiteren Verlaufe der Reifung fleischig wird und im ausgereiften Zustande horn- oder knochenartig erhärtet und oft eine Hohlkugel bildet; diese Bildung des Samenkernes veranschaulicht deutlich die Cokosnuss; so lange der Kern noch in dem Stadium der Reifung befindlich, füllt jene trübe, fade, milchige Flüssigkeit die Höhlung aus, die man als Cokosmilch bezeichnet und über Gebühr poetisirt hat; wenn der Same ausgereift, so liegt unter der Steinschale der feste, harte Kern, der innen hohl ist und keine Milch mehr enthält. In einigen Fällen bleibt der Same der Palmenfrucht unausgebildet, und dadurch wird die ganze Frucht zu einer fleischigen Masse umgewandelt; der Fall findet statt bei der kultivirten Pfirsichpalme Südamerikas und der ebenfalls kultivirten steinlosen Dattel der kanarischen Inseln. —

So wachsen und leben die Palmen; so streben sie dem Ziele ihrer Lebensbestimmung: der Entwicklung ihrer Fortpflanzungsorgane entgegen; so entfalten sie ihre erhabene Individualität und so zeichnen sie der Physionomie der Tropenlandschaft ihre charakteristischen edlen Züge ein. Fast jeder Theil dieser herrlichen Gewächse ist für den menschlichen Haushalt anwendbar: von ihren Früchten ernähren sich ganze Völkerschaften oft einen grossen Theil des Jahres hindurch; die hohe Bedeutung der Dattel für die Bewohner Arabiens, Syriens und Nordafrikas; der Cokos, die den Insulanern der Südsee Alles liefert, was zu ihren Bedürfnissen gehört: Gemüse, Mehl, Butter, Oel, Wein, Essig, Zucker, Dachdeckung, Matten, Seile, Papier, Sonnenschirme, Hüte, Geschirr u. s. w.; der Mauristiapalme, welche fast die einzige Nahrungsquelle der Guarani-Indianer in den Orinokosümpfen ist und ihnen selbst zur Wohnung wird, — ist bekannt genug, um eines eingehenden Commentars entbehren zu können; nicht der kärglich zugemessene Raum eines Journalaufsatzes, — ein ganzes Buch würde erforderlich sein, alle kostbaren Eigenschaften der hervorragenden Palmengestalten und ihre Wechselbeziehungen zu dem Menschen- und Thierleben erschöpfend behandeln zu wollen. Eine den Früchten gleiche und oft noch ergiebigere Brodquelle ist das Mark verschiedener Palmenarten; das mehliges Mark der *Caryota urens*, die in Malabar, Bengalen, Assam und anderen Theilen Ostindiens wächst, hat oft eine Hungersnoth abgewendet, wenn die Erndte anderer Nahrungspflanzen fehlschlug; in Ceylon wird diese Palme allgemein kultivirt, da sie in der heissen Jahreszeit ebenso reichlichen Zuckersaft, wie Mehl producirt; zur Gewinnung dieses Zuckersaftes, Toddy genannt, wird der spindelförmigen Blüthenhülle kurz vor ihrem Oeffnen die Spitze abgeschnitten und der austropfende Saft in Kürbisflaschen aufgefangen, die unter der Wunde befestigt sind; ein starker, gesunder Caryotastamm soll in 24 Stunden gegen 100 Flaschen Toddy geben; der Schnitt wird täglich erneuert, bis der Zufluss

des Saftes aufhört. Der Toddy wird zu Syrup eingedickt und bis zu festem Zucker abgedampft, und der Zucker in kleinen, ein Pfund schweren Stücken zum Verkauf auf den Markt gebracht. Ausserdem bereiten die Südsee-Insulaner noch Syrup aus dem Zuckersafte der *Cocos*, der *Borassus umbraclifera* und besonders aus der *Arenga saccharifera* und der *Phoenix sylvestris*. In Bengalen bereitet man allein an Dattelzucker jährlich 1 Million Centner; der Dattelzucker wird aber weniger geschätzt, als der Rohrzucker, und etwa um ein Viertel billiger verkauft.

Die undichte, von Handel, Industrie und Kultur unberührte Bevölkerung der weiten Palmengebiete Süd-Amerikas kennt den Sporn der Betriebsamkeit und Speculation nicht, der die Völker der östlichen Palmenheimath antreibt zur merkantilen Ausbeutung der Palmenprodukte. Den Indianer treibt zur Palme nur die Noth der nackten Existenz und wüste Genusssucht; ausser den Früchten und Blättern zur Stillung seines Hungers und Herstellung seiner Lagerstätte, eignet er sich nur den Saft an, und diesen nur zur Gewinnung eines heftig berauschenden Getränkes, des sogenannten Palmenweines, — besonders jene Völker, welche die spirituösen Getränke und die Völlerei eben so sehr lieben, als sie sich schwer in den Besitz und den Zustand derselben setzen können; diesen Genuss nur verschaffen sie sich in dem gegohrenen Saft verschiedener Palmenarten. Man schreibt dem Palmenweine aber auch medizinische Kräfte zu; dieselben sind zu suchen in der Oxalsäure, die sich immer in dem Zellgewebe dieser Palmen in Verbindung mit einer erdigen Basis findet, und je nach der vorhandenen Menge dem Getränke einen mehr oder minder bitteren Geschmack und erhöhte Wirksamkeit verleiht. Der Wohlgeschmack des Palmenweines steht jedenfalls unter dessen Wirkung; einigermassen verfeinerte Geschmacksorgane können ihm überhaupt nur eine zweifelhafte Würdigung zu Theil werden lassen. Leider kostet der Besitz einiger Flaschen Weines immer einer langsam emporgewachsenen Palme das Leben; dieselbe wird gefällt, ihrer Blätter bis auf die jüngsten dicht am Stamme beraubt, und der Stamm unterhalb des Blattschopfes bis auf die Mitte des Markes ausgehöhlt; die Oeffnung dieser Höhlung wird zugedeckt mit dem Ausschnitt der Rinde, der Saftvorrath täglich ausgeschöpft und in irdenen Gefässen der Gährung übergeben. — Syrup bereitet man in Süd-Amerika nur aus dem Saft der *Jubaea chilensis*; auch diesem Gewinne fällt die Palme zum Opfer; der Saft träufelt aus der Schnittfläche der abgetrennten Blattkrone aus; täglich wird der Stamm um ein dünnes Scheibchen gekürzt, bis der Saftabfluss nach mehreren Monaten versiegt, nachdem ein kräftiger Stamm etwa 400 Flaschen Saft geliefert hat.

Auch das Fruchtfleisch verschiedener Palmenfrüchte wird zur Bereitung der gegohrenen, der nährenden und sättigenden Getränke verwendet; dieselben führen den Namen Palmenmilch, *Mazamorra* oder *Chicha*, je nach der Farbe, der Masse, der nährenden oder berauschenden Eigenschaften. Ohne allen Zusatz künstlicher Würzen gewöhnt sich die durch die Cultur verzär-

telte Zunge nur schwer an diese urwüchsigen Tafelgenüsse; jedoch kann ihnen durch einige Nachhülfe immerhin ein gewisser Wohlgeschmack gegeben werden. Den Bewohnern des Magdalenenstromgebietes und der Niederungen des Marakaibo-Sees dienen zur Bereitung der Palmennmilch und Chicha besonders die Früchte der *Phytelephas*, der *Elaeis melanococca*, verschiedener *Euterpes* und der *Jessenia repanda*; die Guaraunen am Orinoko schöpfen auch diese Nahrungsspende aus ihrem allgemeinen Lebensbaume, der *Mauritia*-Palme.

Ein eben so beliebtes, als unentbehrliches Nahrungsmittel ist bereits auch in Europa das Mehlprodukt der Palmen geworden, das aus dem Marke genommen und gewonnen wird und unter dem Namen Sago oder Sagu allen kultivirten Völkern durch den Handel bekannt und zugänglich gemacht worden ist. Sago heisst in der Papuasprache: Brod, und diese Benennung offenbart am deutlichsten, welche Bedeutung das Sagomehl für das Leben der südasiatischen Völker gewonnen hat. Stärkemehl bildet sich in dem Marke aller derjenigen Palmen, die ein starkes Markgewebe haben, in der Zeitperiode vor der Blütenentwicklung; im weiteren fortschreitenden Entwicklungsverlaufe der Blüten wird die Stärke in Gummi und endlich in Zucker umgesetzt, und liefert in diesem Umwandlungsstadium den Palmenzucker und den Palmenwein; daher sind alle Palmen mit zuckerhaltigem Saft auch Mehlerzeuger, und je nach der Periode des chemischen Stoffwechsels im Innern der Gefässe doppelte und dreifache Nahrungsquellen. Das als Sago verarbeitete und bekannte Stärkemehl wird aus dem Marke ostindischer Sumpfpalmen, der *Metroxylon Rumphii* und *M. laeve* gewonnen. Zu dem Zwecke wird der Palmenstamm in mehrere Fuss lange Stücke gespalten, das Mark herausgenommen, von Fasern gereinigt, gestossen und in Wasserbehälter gethan; nachdem es längere Zeit unter Wasser gestanden, wird es durch ein Sieb gerieben; aus dem Durchgesehenen fällt das Stärkemehl zu Boden, das durch wiederholtes Waschen und Absetzenlassen gereinigt und endlich getrocknet wird. Der Perlsago erfährt eine wiederholte sorgfältige Behandlung durch viele Waschungen und Durchsiebungen, Erhitzungen, Trocknungen und mehrfaches Rösten auf irdenen Pfannen, bis die Mehlkörnchen nach allen diesen mühsamen Manipulationen so klar und weiss erscheinen, wie sie unter dem Namen Perlsago in den Handel kommen.

Bei der kleinen indischen *Phoenix farinifera* findet sich eine mehlig Substanz in den weissen, ineinander gewobenen Fibern der äusseren Holzmasse; der Strunk dieser kleinen Palme ist nicht höher, als 1—2 Fuss und so unter Blattscheiden versteckt, dass er nicht zu sehen ist und die ganze Pflanze einem dicken, runden Busche gleicht. Während die Blättchen des zwecks Mehlgewinnung gefällten Strunkes Matten und die Blattstiele Material zu Korbgflechten liefern, spaltet man den entkleideten Strunk in 6—8 Stücke, trocknet diese und stampft sie so lange in hölzernen Mörsern, bis Mehl und Fasern sich getrennt haben; es folgt dann Waschung, Durch-

siebung, Trocknung der Mehlsubstanz; darauf wird sie zu einer dicken Grütze eingekocht, die in Indien Kauji heisst. Dies Nahrungsmittel steht dem Sago freilich an Nahrungsgehalt nach und behält einen bitteren Geschmack, hilft dennoch aber in unfruchtbaren Jahren die arme Bevölkerung gegen Mangel und Hunger schützen.

Die zahlreichen zuckerstoffhaltigen Palmen Süd-Amerikas würden eine gleiche Quelle nahrhaften Mehles erschliessen, wenn sich die eingeborenen Völkerschaften ihrer bemächtigen wollen; einerseits aber stehen die industriellen Fähigkeiten hier auf ungleich tieferer Stufe, als unter den ostindischen Völkerschaften, andererseits ist die Bevölkerung zu dünn, und der Boden im Verhältniss zur Zahl seiner Kostgänger zu produktiv an verschiedensten Brodpflanzen, als dass ein äusserer Zwang den gesättigten Menschen zu industrieller Thätigkeit und zur ökonomischen Ausnutzung der Naturprodukte anspornen sollte. Der Südamerikaner greift nach dem Brode, das ihm am nächsten liegt und seiner Gewöhnung entspricht; was sich von Beiden entfernt, bleibt ihm gleichgültig. Leichter, und darum auch häufiger, setzt er sich in den Besitz der jungen Blätter und Blumen, die er als Gemüse kocht oder roh als Salat geniess. Solche Blattsubstanz — den sogenannten Palmenkohl — liefern ihm eine Menge von Palmen, fast alle jene Arten, die ihre Blattscheiden als eine zusammengerollte lichtgrüne Säule dem Holzigen Stamme aufsetzen. Dazu gehört auch die schönste und erhabenste aller südamerikanischen Palmen, die *Orcodoxa oleracea*, — Chaguaráma der Eingeborenen, so eindrucksvoll die Schönheit dieser Palme, so gross und mannigfaltig ist auch ihre Nützlichkeit. Die nach aussen wachsenden, sich verhärtenden Gefässbündel des Stockstammes bilden einen 3—4 Zoll dicken so überaus festen Holzring, dass er die Schneiden der Aexte umlegt oder das Eisen an seinem Panzer zersplittert; er giebt ein unvergänglich-dauerhaftes Bauholz zu Sparren, Gebälk, Getäfel, Bohlen und Dielen; wenige der grossen Blätter decken das Dach der ländlichen Wohnhäuser; die abfallenden, unteren, hohlen Blattstiele bilden natürliche Mulden und Wiegen für die angehenden kleinen schwarzen, braunen, rothen, gelben und undefinirbar farbigen Weltbürger, und wenn sie gespalten, treffliche Schienen für Knochenbrüche, die innere trockene Epidermis der Blattstiele liefert ein Pergament, das sich auf einer Seite mit Tinte beschreiben lässt, während die andere einen Fettüberzug hat, welcher der Feuchtigkeit trotzt; von einem Stamme lassen sich etwa 20 grosse Bogen gewinnen; aus dem Marke lässt sich Sago, aus den kleinen Nussfrüchten Oel bereiten; die Blüthenscheiden sind taugliche Wassergefässe. Emballagen für verschiedene Bodenbauprodukte und nöchmals Wiegen, und aus den jüngsten, dicht eingeschlossenen Blattanlagen, dem sogenannten Herz der Gipfelknospe, wird der Palmenkohl: das Gemüse oder der Salat gewonnen. Das weisse, zarte Gewebe dieser jungen, von den äusseren Blattscheiden eingerollten Blattanlagen schmeckt in Folge seines zuckerhaltigen, öligen Saftes fast, wie Nusskerne, hat eine dem Spargel oder den jünger-

sten Kohlblättern ähnliche Consistenz, und giebt, entweder mit verschiedenen Säuren gekocht oder mit Oel und Essig als Salat eingemacht, ein wohl-schmeckendes Tafelgericht; es wirkt aber aufregend und erhitzend auf das Blut. — Als wirkliches Nahrungsmittel jedoch fällt der Palmenkohl nicht in's Gewicht, weil jede Palme nur eine geringe Menge, nicht viel über ein Pfund essbare Substanz liefert. Als andere Kohlpalmen können noch besonders genannt werden verschiedene Arten der Euterpe, Oenocarpus, Geonoma, Maxiliana u. a. m. Letztere, in Pará und anderweitig in Neu-Brasilien Juaja genannt, stellt in ihrer Scheide einen vollkommen fertigen Korb dar, den die Indianer als Lastkorb für Erde, Thon, Mehl, Früchte etc. benutzen; die Jäger kochen darin ihr Wildpret, denn sie versengt eben so wenig, als sie über dem Feuer wasserdicht ist; Affen und Vögel theilen sich mit den Indianern in ihre Früchte, als wohl-schmeckende Speise.

Ein dem Palmenkohl ähnliches Gemüse finden die Neger im Innern Afrikas in dem sehr verlängerten Samenlappenstiel der eben gekeimten Frucht der *Borassus Aethiopicum*.

Ergiebiger noch, als alle bisher erwähnten Produkte, und fast in allen ihren Arten fördert die Palme Fettsubstanzen, namentlich Oel zu Tage. Die Kerne sämmtlicher Palmennüsse sind ölhaltig; das Cokosnussöl ist heimisch in allen industriellen Städten Europas; auf 100 Cokosnüsse werden ungefähr 24 Pfund Oel gerechnet. Dennoch bleibt die Oelproduktion der Cokos noch hinter manchen anderen Palmenarten zurück; besonders zeichnet sich die Frucht der Attaleen und Schoeleen aller heissen und feuchten Gegenden Süd-Amerikas durch reichen Oelgehalt aus, an welchen jeder Fruchtbüschel oft tausende von hühnereigrossen Früchten, und jede Pflanze 3—4 solcher Büschel gleichzeitig hervorbringt.

Der Nusskern dieser Oelpalmen schmeckt ähnlich dem Cokosnusskern, nur enthält er viel mehr Oel, und das aus ihm gewonnene Oel ist fetter und brennt fast doppelt so lange, als das Cokosöl. Die Palmen liefern jährlich eine Fruchterndte, gewöhnlich 3—4 grosse Büscheln, jeder mit etwa 1000 Früchten. Die Steinschaale, welche den Kern umschliesst, ist sehr dick und hart, und ebenfalls mit Fett durchtränkt; daher zerquetscht man häufig auch den Stein mit dem Kern und kocht die ganze Breimasse in einem Kessel mit Wasser aus, bis das Oel oder Fett oben schwimmt, abgeschöpft und in einem Topfe so lange gesiedet wird, bis alle wässrigen Theile ausgeschieden sind. Hundert Nüsse geben etwa eine Viertel Flasche Oel; gereinigtes Oel ist auch geniessbar.

Die Fettproduktion der Palmen beschränkt sich nicht auf Oel allein; etliche Arten sondern Wachs auf der Oberfläche des Stammes und der Blätter ab; diese Wachspalmen sind Einwohner Süd-Amerikas; während der Nord-Brasilianer aus dem Stamme der *Copernicia cerifera* Mehl für den Hausbedarf anfertigt, der Stamm ihm zu Allem, wozu Holz verwendbar ist, dient, die Blätter ihm Dachstroh, Packsäutel, Hüte u. s. w. verschaffen helfen, liefern

die jungen, vom Bann genommenen Blätter ein jedes etwa 50 Gramm eines weissen schuppigen Pulvers, welches über dem Feuer zu einem Wachskuchen zusammenläuft. Hoch auf den Anden Neu-Granadas und Equadors erheben sich in den grünen Laubwäldern mächtige Palmen mit weissen, marmorähnlichen, schlanken Stämmen; dieser weisse, marmorartige Ueberzug der harten äusseren Holzschicht der *Ceroxylon undicola* und *Klopstockia cerifera* besteht aus Wachs; ein Mann kann an einem Tage zwei grosse Palmen fällen und abschaben, und gewinnt von jedem Stamm etwa eine Arraba, 25 Pfund, Wachs, das er nur in Formen zu giessen hat, um es als Kerzen zu verwenden. — Die prachtvolle grosse *Bethovenia cerifera* (von mir eingeführt und beschrieben in *Linnæa*, Band XXXIII, Heft VI), welche die Cordillerenwälder Venezuelas überragt, sondert das Wachs in den inneren Holzgefässen ab; wird der Stamm durchschnitten und etwas vertieft, so legt sich über diese vertiefte Schnittfläche nach einiger Zeit ein runder Wachskuchen; die jüngsten, noch unentfalteten Blätter dieser selben Palme liefern ein vorzügliches feines Strobgewebe zu Hüten.

Werfen wir einen Blick in den Arzneischatz, in das Laboratorium der Gifte und Gegengifte, so begegnen wir auch hier Erzeugnissen der Palmenfamilie. Drei Pflanzenarten aus sehr fern stehenden Familien des natürlichen Systems sind es, durch deren Adern ein rothflüssiger Blutsaft treibt; eine derselben gehört zu den Palmen, der *Calamus Draco*, die Drachenblutpalme, welche die hohen Waldbäume Sumatras und der malayischen Inseln überrankt. Die schuppigen Früchte dieser stachlichten Kletterpalme schwitzen ein rothes Harz aus, das Drachenblut der Djurnang oder Malaien, welches in seinem Vaterlande als zusammenziehendes, blutstillendes Mittel noch in hohem Ansehen steht, in Europa aber allmählich als vollkommen wirkungslos befunden und von den Aerzten aus der Reihe der Recepte gestrichen ist; es bildet aber noch einen Hauptbestandtheil der Zahnpulver, um ebenso zur Erhaltung der frischen Röthe des Zahnfleisches, als des weissen Schmelzes der Zähne beizutragen, und wird auch hauptsächlich zum Färben von Weingeist und Terpentin gebraucht. Die natürliche Ausschwitzung des Fruchtharzes giebt den besten Djurnang; eine untergeordnete Sorte erhält man durch Erhitzung und Quetschung der Frucht nach Wegnahme des ausgeschwitzten Harzes; zweifelhaft ist, ob Drachenblut jemals durch Einschnitte in die Pflanze gewonnen wurde. — Andere viele *Calamus*-Arten, als *C. Rotang*, *C. Rudentum*, *C. Royleanus* etc., die in allen feuchten Gegenden des tropischen Asiens wachsen, liefern das spanische Rohr, das sehr viele Verwendungsarten zu Stählen, Flechtwerken, Besen u. s. w. gefunden und für die Gewerbe ein unentbehrliches Rohmaterial, wie auch den Kindern schon früh auf dem dornigen Lebensgange durch die Schule ein eben so bekannter, als unbeliebter Protektor der Disciplin geworden ist.

Wirksamer, als der Djurnang, ist die blutstillende Eigenschaft des sammet-

artigen, filzigen Haarüberzuges der *Elaeis melanococca* des Magdalenenstromgebietes, der allgemein als Feuerschwamm verwendet wird.

Eine andere Palme der südamerikanischen Cordilleren, die *Platania Chiragua*, enthält in ihren jungen, röthlich gefärbten Blättern eine scharfe Substanz, die den Fischern zur Betäubung der Fische beim Fischfange dient. Der Saft des Fruchtfleisches der *Arenga saccharifera*, der Zuckerpalme der Sundainseln, ist so scharf, ätzend und korrodirend, dass er von den Malayen und früher auch von den Holländern im Kriege zur Vertheidigung benutzt wurde, während der Kern, der von diesem gefürchteten Fruchtfleische eingeschlossen wird, als Nahrungsmittel dient. — Das 20—24 Fuss lange und etwa fingerdicke Schlangenrohr *Neu-Granadas*, die *Caña de la vibora* der Eingeborenen, *Kunthia montana*, enthält in ihrem zuckerhaltigen Saft ein Gegengift gegen den Biss giftiger Schlangen; der Saft wird sowohl in die Wunde geträufelt, als innerlich genommen. Ans dem dünnen Stamme aber verfertigen die Indianer die Blasrohre, durch welche sie ihre kleinen, vergifteten Pfeile abschiessen.

Und nicht allein werden die materiellen Bedürfnisse der Menschen durch die Erzeugnisse der Palmengewächse gedeckt, nicht allein wird das künstlerisch blickende Auge und das dem Schönen zugängliche Gemüth durch den Aufbau ihrer edlen Formen ergötzt, sondern sie helfen auch das Material herbeitragen, aus welchem Kunstsinne und künstlerische Hand ideale Genüsse schaffen und hineintragen in die triviale, alltägliche Interessenwirthschaft. Das Elfenbein, dessen producirende Riesengeschöpfe die letzte Entwicklungsphase unseres Planeten verschlungen hat, und dessen fossilen Reste aus dem Alluvium der gegenwärtigen Erdrinde hervorgegraben, aber nur im geringen Maasse von den einzigen Nachkommen der Riesenmammuths und Mastodonte, dem Elephanten, ergänzt werden, findet ein Aequivalent in dem Produkte einer Palme, oder doch in einer, der Palme äusserlich gleichen, im inneren Bau sehr nah verwandten Pflanze; das sogenannte vegetabilische Elfenbein, der zu einem festen Stein erhärtete, hühnereigrosse Samenkern der Elfenbeinpalme, *Phytelephas macrocarpa* und *P. microcarpa*, gleicht dem Elephantenelfenbein so sehr, dass es, soweit seine Grösse es zulässt, statt dessen verarbeitet und nur von Kennerblicken von demselben unterschieden wird. Die *Phyt. macrocarpa* erhebt sich auf einem kurzen, auf dem Boden niederliegenden Stamme über die Erde; die *Phyt. microcarpa* bleibt stammlos; beide entfalten einen reichblättrigen Laubschopf; die Fruchtknoten des weiblichen Blüthenkolbens verwachsen zu einer grossen, kugeligen, kindeskopfgrossen Sammelfrucht, in welcher die sechs bis zehn, von einer gemeinsamen holzhöckerigen Fruchtschaale umschlossenen Früchte in einem schmierig-weichen Fruchtfleische eingebettet liegen. Jede Pflanze trägt sechs bis acht solcher Sammelfrüchte; das gemeinsame Fruchtfleisch fault und zersetzt sich und entlässt die harten Einzelfrüchte, die von den Spekulanten aufgelesen und aufgekauft werden. Das tropisch-heisse Magdalenenstromgebiet *Neu-Granadas*

ist der echte Geburtsheerd der Elfenbeinpalme; grosse Mengen ihrer Früchte gehen den Strom hinunter und werden von den Küstenhäfen nach England und Nord-Amerika ausgeführt, wo sie von den Drechslern verarbeitet und in der Gestalt verschiedener Kunst-, Nip- und Schmucksachen über die Märkte der civilisirten Welt verbreitet werden.

So nähren, so kleiden, so schirmen und decken die Könige der Gräser alle Menschenbedürfnisse, indem sie die äussere Existenz gewinnen, tragen und erhalten helfen, und das innere Sein durch Betrachtung des Schönen und Nützlichen in der Natur sittlich-veredelnd durchdringen und durchgeistigen. Und so tritt der Mensch zur Palme gewissermaassen in vertrauliche, verwandschaftliche Beziehungen, die zu symbolischen Betrachtungen und Gleichnissen, bis zu persönlichen Vergleichen führen; das vermag keine Kreatur, welche die Natur in die Welt der Erscheinungen gerufen, so, wie sie, welche die Summe aller Vollendungsbestrebungen der Pflanzenschöpfung ist; die das Schöne in unlösbarer Verbindung mit absoluter Nützlichkeit in sich zum Ausdruck bringt; die aus der Anlage des einfachen Grashalmes emporgestiegen ist zur Fürstenhöhe im Pflanzenstaate, — wie der Mensch aus seinem Anlagekeim hinan zum Höchsten streben soll. Schon die altgeschichtlichen Völker stellten neben dem religiösen Palmenkultus derartige menschlich-persönliche Vergleiche an; so schreibt der Perser Cazvini in seinem Buche: „Merkwürdigkeiten der Welt und Wunder der Schöpfung“: Der Palmenbaum gleicht in vieler Hinsicht dem Menschen, durch seine gerade schlanke, aufrechte Gestalt und Schönheit; durch seine Scheidung in zwei Geschlechter, das männliche und weibliche; schlägt man ihm den Kopf ab, so stirbt er; leidet das Gehirn, so leidet der ganze Baum mit; seine Blätter, wenn man sie abbricht, wachsen so wenig wieder, wie die Arme des Menschen; seine Fasern und Netzgewebe bedecken ihn, wie der Haarwuchs den Mann u. s. w. Und so ruft Odysseus aus, als er die Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alkinors erblickt:

Nur auf Delos sah ich am Opferaltar des Apollon
 Einst ein Palmengespross so jung und herrlich emporblühn,
 So, wie dieses ich lang' anschaute staunenden Herzens, —
 (Nie ja war desgleichen ein Baum entstiegen der Erde) —
 Also bewundre ich Dich, Weib, und erstaun' und scheue gewaltig
 Dir die Kniee zu berühren.

Wohl schwebt ein Genies über dem stummen Wesen jeder Pflanze, — aber er athmet das Menschengemüth besonders lebensvoll aus der Palme an; und noch heute wähnt es, in dem Flug der Lüfte: dem Hauche Gottes, der durch die Blätter rauscht, sie auf- und niederneigt, seine Offenbarungen zu vernehmen. Fern bleibt den nordischen Gestaden der Sonnenstrahl, der in dem Schooss der Erde solche erhabene Erscheinungen zeugt, und das brillante Luftgeschmeide, das ihr immergrünes Haupt umstrahlt, leuchtet nicht über unserem dunklen Waldhorizont; aber Kunst und Wissenschaft reichen

sich erfinderisch die Hände, dem Fremdlinge des fernen Süd auch unter dem nordischen Himmel eine künstlich-heimische Stätte zu bereiten. Unendlicher Fleiss, unendliche Anstrengungen und Ueberwindung schwerer Opfer und Mühseligkeiten, wie die Freigebigkeit regierender Fürsten haben es Jedem ohne Unterschied, dem Armen und Niedrigen, wie dem Hohen und Reichen möglich gemacht, auch in unsrer kalten Heimath — wenn nicht unter — doch zwischen Palmen wandeln zu können; jedem Freunde der Natur und Wissenschaft ist der Genuss vergönnt, den Aufbau der edlen Palmenformen bewundern zu können, den Duft zu athmen, der tropische Waldlüfte füllt, und sogar die Frucht reifen und keimen zu sehen unter einer Himmelszone, wo kein Palmenspross ein natürliches Leben zu fristen vermag.

Was der Menschenwille vermag, wenn eine hohe Idee ihn begeistert, das zeigen jene Anstalten, die getroffen sind, mitten im Eise des Nordens den Wald- und Blumenflor des heissen Südens eine Stätte des Lebens zu bereiten; wohl aber geziemt es der Dankbarkeit, der Verdienste jener Männer zu gedenken, deren Aufopferungsmuth, beharrlicher Fleiss und Selbstverläugnung diese Stätten bevölkert und die reichen Sammlungen aus allen Zonen der Erde zusammengetragen und zum Allgemeingut der Völker gemacht hat: Humboldt, Bonpland, d'Orbigny, Spruce, Blume, Wallich, Ehrenberg, Martius, Pöppig, Hooker, Purdie, Hartwig, Ruggendas, Warszewitz, Karsten, Scherzer, Seemann, Schomburgk, Linden, Wendland, — die Prinzen Neuwied, Waldemar, Maximilian, Adalbert n. s. w. u. s. w.; Manche, die nicht wiedergekehrt, wie Löffling, Ternström, Banister, Griffith u. s. w.; noch Andere, die Gesundheit und Vermögen zum Opfer gebracht: — sie wird die Geschichte der Pflanzenkunde und der Gartenkunst im Gedächtniss bewahren, wie das Buch der Schlachten von seinen Helden erzählt und das Volk seine Dichter ehrt.

Es bliebe, um das Tropenwaldmärchen unserer Gewächshäuser vor dem sinnlichen Auge noch magischer zu gestalten, nur noch übrig, dass auch die Wolke der geflügelten, funkelnden Insekten, der Brillant der Schmetterlingsflüge, der Meteorflug der Leuchtkäfer sich spiegeln möchte in dem dunkelsaftigen Urwaldgrün; jedoch, soweit es auch der Menschenwille noch bringen mag in der Verzauberung von Luft und Erde, jene schwebenden Juwelen der Lüfte, und den Himmel, der die Palmenheimath umfängt, wird er nie in seine Wintergärten bannen; zwischen Palmen mag er wandeln, doch das Palmenland bleibt ihm ein Traum, — so wie die Palme unter Eichen und Buchen und so dunklen Föhren sehnsuchtsnah träumen mag von dem ewigen Frühling ihres Vaterlandes.

Nicht, wo die Erde aus dem eignen Grunde,
Mit eignen Kräften in dem Gattenbunde
Beschwingt, beseelt, durchtönt den Schöpfungschor, —
Nein, nur wo sie die himmlischen Gewalten
In Liebesinbrunst heiss umfangen halten,
Steigst, Palme, Du zum Himmelslicht empor!

Wo Erd und Himmel ineinandertönen
 In reiner, voller Harmonie des Schönen,
 Das Todte lebt, Lebendiges sich verklärt;
 Wo Licht und Luft die Gluth der Seele trünket,
 Wo Himmelsstrahl sich in die Erde senket, —
 Dich, Sonnenkind, der Erdenschooss gebiert!

Aus blauen Höh'n trug Dich ein Genins nieder,
 Ein Sonnenstrahl gebarst Du selbst Dich wieder,
 Ein Tempel Du dem heil'gen Schöpfungsgeist;
 Ein leibgewordner Hymnus, der in klaren
 Und festen Zügen strebt zu offenbaren
 Den Geist, den Du in Deinem Bilde preis't!

Dich in Gedanken, Dich in Formen fassen,
 Kann die Gestaltungskraft nicht, die im blassen,
 Verwischten, kalten Nebellichte schafft;
 Wo Ideales hat Gestalt genommen
 Auf Erden hier, da einem andren Bronnen
 Entsteiget solche hehre Schöpfungskraft!

Und göttergleich hebst Du aus schlichtem Halme
 Dich frei und riesengross empor, o Palme,
 Der Kraft und Schönheit Ruhmes-Kapitol!
 Mit Dir empor hebst Du die Erde, wieder
 Senkt sich in Dir zu ihr der Himmel nieder
 Du, ihres heil'gen Bundes stolz Symbol!

O, so wie Du, kann in den dumpfen Gründen
 Der Mensch auch nimmer Halt und Wurzel finden,
 Die ihn empor zum reinen Lichte trägt;
 Nur, wenn auch er von himmlischen Gewalten
 Sich tragen lässt und heben, lenken, halten: —
 Sich um sein Haupt die Siegespalme legt!

Wie Du, ist er auch schwachem Keim entsprossen, —
 Doch wächst er kräftig, freudig, unverdrossen,
 Unbeugsam auf, wohin der Lichtstrahl weis't: —
 Dann wird auch er in hehren, festen, klaren
 Und lichten Zügen herrlich offenbaren
 Den Geist, den er in seinem Bilde preis't! —

Franz Engel.

Röbel, Mecklenburg-Schwerin im Oktober 1869.

Miscellen.

General L. Faidherbe über den Ursprung der Berbern. General L. Faidherbe hatte in einem mit sehr interessanten bildlichen Darstellungen (Rassenköpfen, Schädeln u. s. w.) ausgestatteten Aufsätze*) nachzuweisen versucht, dass man die Libyer (Berbern) weder als Stammverwandte der Afrikaner (Neger, Buschmänner u. s. w.), noch der kananäischen Chamiten (Ibn-Khaldun, H. Martin), noch der Aegypter (Pruner), noch der Semiten (Quatrefages, Slane, Judas u. s. w.), sondern als Stammverwandte der alten Bewohner Westeuropa's betrachten müsse.

Derselbe Verfasser hat nun in der ausserordentlichen Sitzung der Société de climatologie algérienne vom 28. September 1868 einen Vortrag über die Ethnologie Nordost-Afrika's gehalten, welchem wir Folgendes entnehmen:**)

Faidherbe sieht sich durch neuester Zeit in Aegypten gemachte Entdeckungen veranlasst, seine in jener früher von ihm veröffentlichten Arbeit über die megalithischen Gräber zu Roknia dargelegten Ansichten zum Theile zu ändern. Verfasser kommt zunächst auf die schon von Herodot gegebenen Darstellungen der nordafrikanischen Bevölkerungsgruppen dunkelbrauner Aegypter, weisser Libyer und der „Aethiopier“ zurück. Zu letzteren werden die mit nicht wolligen Haaren und fast „semitischen“ Zügen versehenen Schwarzen Abyssiniens (Kuschiten) nebst den wahren wollhaarigen Negern des oberen Nil und der übrigen Theile des Continentes, zusammengeworfen. Nach jenen Angaben schienen die Libyer und Aegypter weder in Farbe, noch in Religion, in Sitten oder Sprache etwas mit einander Gemeinschaftliches zu haben.

Nach Faidherbe finden wir nun Ueberbleibsel der uns schon vor 2400 Jahren als Autochthonen genannten Libyer in denjenigen Stämmen, welche die sogenannte Berbersprache reden. Ueber die letztere existiren jetzt die Tuarik- und Kabyliagrammatiken des Obersten Hanoteau sowie das unvollständige, von der algerischen Verwaltung i. J. 1846 veröffentlichte Wörterbuch Alsdan berührt Verf. die schon mehrfach erörterte Annahme, dass Aegypten durch eine schwarze Menschenrasse von Meroë aus civilisirt worden sei, welche Ansicht aber durch die neueren Untersuchungen widerlegt werde. Die aegyptische Civilisation habe sich nicht zu Meroë unter dem 17—18°, sondern zu Memphis unter dem 30° n. Br. entwickelt. Memphis liege noch um zwei Breitengrade südlicher, als Wargelab, woselbst weisse Leute eben nur noch zu vegetiren vermöchten. Ueber den 30° n. Br. hinaus gebe es keine Schwarzen mehr, und diese letzteren

*) Recherches anthropologiques sur les tombeaux mégalithiques de Roknia. Bulletin de l'Académie d'Alger, No. 4 & 5. Bone 1868.

**) Wir verdanken einen im Moniteur algérien, abgedruckten Bericht über diesen Vortrag der Liberalität des Herrn Verfassers.

hätten jenseits desselben deshalb auch kein blühendes Reich gründen können. Welche Rasse aber habe wohl Thanis 5000 Jahre v. Chr. die erste ägyptische Dynastie geliefert? Das hätte eine dem Clima entsprechende, zwischen den Schwarzen und Weissen stehende Rasse sein können, wie es ja deren sowohl in Afrika wie auch anderwärts gebe, so z. B. die „Fouls“. Diese Ansicht, so meint Verf., werde freilich wenig Anhänger finden, indem „monogenistische“ Vorurtheile jedesmal die Existenz und den Wohnplatz einer Rasse mit denjenigen anderer Rassen und zwar gewöhnlich Centralasiens in Beziehung zu bringen pflegten. Pruner-Bey habe die grössten Analogien zwischen den Schädeln ägyptischer Mumien und den vom Verf. den megalithischen Gräbern zu Roknia entnommenen, unzweifelhaft libyschen Schädeln aufgefunden. Wie habe aber eine libysche Gruppe die herrliche ägyptische Civilisation schaffen können, während die andere 5000 bis 6000 Jahre lang in einem vollkommen barbarischen Zustande gelebt? Jener bleibe das Nilthal besonders günstige Bedingungen dar, indessen hätten doch auch die Gebirge des Atlas, hätte selbst die Berberel von der Natur reich ausgestattete, für die Cultur sehr wohl geeignete Striche aufzuweisen. Hinsichtlich der Sprachen sei man noch nicht einig; Manche freilich constatirten eine Uebereinstimmung zwischen Koptischem und Berber, namentlich hinsichtlich der Pronomina personalia. Bestätige sich aber eine solche Verwandtschaft, so diene diese hauptsächlich zur Unterstützung für die Ansichten Pruner's.

Ziehe man nun die biblische Ethnographie in Betracht, so seien hiernach die Aegypter, Chamiten als Söhne Mizraim's, Brüder der ersten Babylonier und der Aethiopen mit nicht wolligem Haar (Abyssinier), der Kananäer (Phönizier) und selbst der Libyer, welche letztere auch zu den Chamiten gerechnet würden. Da hätte man ja nur Bruderstämme, aus denen eine schwarzbraune Rasse — wie dies wohl die ersten Babylonier gewesen — eine schwarze Rasse, nämlich die Aethiopen, eine braune, die Aegypter, sowie eine weisse, Phönizier und Libyer, hervorgegangen seien). Wer nun nicht Monogenist sei und nicht an den unbegrenzten Einfluss des Mediums auf die Modelung der Rassen glaube, welchen Grad des historischen Vertrauens könne ein Solcher wohl auf diese hebräischen Traditionen verwenden, welchen richtigen Sinn könne er diesen unterlegen? Oftmals würfen wir die Namen von Stämmen mit denen von Gegenden zusammen. Selbst für sehr gelehrte Kritiker bezeichneten „Sem, Cham und Japhet“ nicht etwa einzelne Menschen, sondern personificirte Rassen. Es lasse sich die mehr oder weniger ausgedehnte Anwendung dieser Bezeichnungen keineswegs begrenzen.

Warum sollten nun die Aegypter den chamitischen Ursprung ihrer Nation nicht gekannt, warum sollten sie darüber bei ihrer grossen Sorgfalt in Abfassung ihrer Annalen nicht auch etwas verzeichnet haben? Wenn sie selbst wirklich von einem und demselben Ahnen, wie die Aethiopen, abstammten, so hätten sie doch nur geringe Sympathien für ihre Vettern gehabt, die ja von ihnen stets mit der verächtlichen Bezeichnung der elenden Rasse von Kusch traktirt worden.

Gewisslich würde nun a priori nichts Widersinniges in der Annahme liegen, dass eine und dieselbe Rasse die erste babylonische, phönizische, auch ägyptische Civilisation begründet, alle die industriösen, handeltreibenden Reiche, Urheber gigantischer Bauten, deren religiöse Dogmen minder rein, wie die der Semiten, minder poetisch, wie die der Indo-Europäer. Dabei müsste man wirklich nicht ausser Acht lassen, dass die ursprünglich weissen Aegypter durch die Kreuzung geschwärzt worden seien,**) durch die Kreuzung mit kraushaarigen oder nicht kraushaarigen, vom oberen Stromgebiet gekommenen Schwarzen, die freiwillig eingewandert, durch den Handel angezogen, durch Krieg vertrieben oder als Hülfsstruppen angeworben worden.

*) Verf. fügt in einer Anmerkung hinzu: „On a, au moins généralement aujourd'hui, le bon esprit de ne plus mettre au nombre des Chamites les vrais nègres laineux et prognathes.“

***) „Ayant longtemps vécu et observé dans des pays où plusieurs races très dissimilaires vivent auprès l'une de l'autre, j'ai cru remarquer, que le croisement était la cause de modifications que certains ethnographes attribuent à l'influence du milieu. Je citerai pour exemple les Maures noirs du Sénégal. Ceci soit dit, sans nier cette influence dans certaines limites“. Ann. des Verf.

Endlich hätten sich die Aegypter auch mit semitischen, ihnen im Osten ihres Reiches benachbarten Bevölkerungen kreuzen müssen, mit den Hyksos-Semiten, die aus Asien gekommen, wieder dahin zurückkehrten, endlich mit einigen Libyern im Westen. Man vermisze in der That in den ägyptischen Mumien verschiedener Epochen einen übereinstimmenden Typus. Verf. bemerkt, dass er auf seine frühere Idee, die Urheber Aegyptens seien „Schwarze“ gewesen, verzichte, dass er aber auch deren libyschen Ursprung für keineswegs bewiesen halte. Wo könnte nun wohl der Ursprung der libyschen Rasse, auf der atlantischen Halbinsel, d. h. Marokko, Algerien, Tunesien und Tripolitaniens sein, die, getrennt vom eigentlichen Afrika durch die Sahara, von Aegypten und Asien durch die libysche Wüste, mit Europa über Gihraltar vereinigt gewesen, einer Rasse, die noch in das früheste Alterthum hineinrage. Konnten nun nicht anfänglich diese Völkerschaften ein homogenes Ganze bilden, und dennoch mehreren Rassen angehören? Verf. macht dagegen auf die so bemerkenswerthe Einheit der Sprache aufmerksam, die von Aegypten bis zum atlantischen Ozean, vom Mittelmeere bis zum Sudan herrsche. Aus dieser gehe doch mindestens hervor, dass wenn auch einige Bruchtheile fremder Nationen sich in diese Gegenden zu irgend einer Zeit eingedrängt, ihre Sprache mitten in der Masse Ureingehorner verschwunden sei.

Zur Stütze einer mangelnden Homogenität der Rassen ziehe man stets die Existenz blonder Leute inmitten einer gemeinhin schwarz- oder braunhaarigen, schwarz- oder braunkügeligen Bevölkerung in Betracht. Den „Polygenisten“ und zu diesen rechnet sich der Verfasser nicht durchaus, widerstrebe es jedoch in einer reinen Rasse, das Vorkommen brauner und blonder Individuen zugleich zuzugeben. *)

Gäbe es nur wenige blonde Individuen in diesen Gegenden, so könnte man ihre Existenz auf den Einfluss der vielen in den Barbareskenstaaten lebenden Renegaten schieben. Aber jene Blondes finden sich nicht nur zerstreut und in Nähe der Küstenstädte, sondern selbst innerhalb wohl gruppirter Tribus, wie z. B. im marokkanischen Rif, im algerischen Aures u. s. w. Am häufigsten habe man die Ursache dieser Erscheinung der Eroberung Afrika's durch die Vandalen und deren einhundertjähriger Herrschaft daselbst zugeschrieben. Diejenigen unter ihnen, welche durch die Griechen besiegt und vertrieben worden, hätten nur eine Handvoll ihrem letzten Könige treugebliebener Krieger gebildet. Aber es hätten sich durch 100 Jahre die Vandalen im Lande ausgebreitet und der Bevölkerung beigemischt, sie hätten Gruppen bilden müssen, was besonders im Aures geschehen. Sicherlich existirten noch Reste ihres Blutes hier und da im Lande.

Aber selbst diese Thatsache könne nimmer die Abstammung der blonden Menschen aufklären, weder der in Marokko noch der nach Angaben der Alten im Osten, vor dem vandalischen Einfall, lebenden.

Für Numidien und für die etliche Jahrhunderte vor Christus beginnenden Zeiträume könne man einen Ursprung der Blondes als möglich und selbst wahrscheinlich annehmen, indem man sie von gallischen Söldnern der Karthager ableite, die zahlreich genug, sich theilweise unzweifelhaft im Lande niedergelassen und Nachkommen gezeugt.

Selbst die Römer hätten ja gallische Truppen unterhalten und in römischen Colonien hätten sich sicherlich Gallier aufgehalten. Aber die ägyptischen Monumente deuteten auf die Existenz sehr zahlreicher blonder Menschen in Libyen und zwar schon vor 3300 Jahren, gegen das erste Bestehen phönizischer Handelsstationen in Afrika, hin, zu einer Zeit, wo diese Krämer noch nicht über Söldtruppen verfügten. Die blonde Rasse wäre den alten Aegyptern unter dem

*) Wir finden aber doch in rein italienischen Familien auch blondhaarige, unter reinen Innerafrikanern röthliche und blonde Individuen, ja Familien (namentlich in brannen Tribus), wir finden unter den reinen, schwarzhaarigen Indianerstämmen der (jetzt erloschenen) Mandan und der Schwarzfüsse ebendergleichen, wir finden in rein germanischen blonden Familien dagegen wieder schwarzhaarige Individuen u. s. w. u. s. w. Obiger Ausspruch Faidherbe's erscheint uns allzu schroff hingestellt.
D. Uebers.

Namen der Tamhu bekannt gewesen, nun sei es zwar nicht völlig bewiesen, ob dieser Name für Libyer wie Pelasger gegolten, indessen sei das doch wahrscheinlich. Für später existire kein Zweifel; so heisse es zur Zeit der XIX. Dynastie, etwa 1400 Jahr vor Christi Geb., d. h. etwas vor Moses Zeit: es sei aus den westlich vom Delta gelegenen Landen, eine Horde Nomaden mit blauen Augen und blonden Haaren von den Inseln des Mittelmeeres nach dem afrikanischen Festlande gegangen, habe die Nordprovinzen Aegyptens bedroht und sei nur mit grosser Mühe durch die ägyptischen Streitkräfte aufgehalten worden (Mariette). Diese Eindringlinge, deren Haupttheil aus Libyen hervorgebrochen, hätten auch aus Pelasgern bestanden; ihr Häuptling wäre Mameuin, König der Libyer gewesen. Diese Libyer hiessen in den ägyptischen Texten Lebu und Maschuasch, beides Stammmamen, Nationalbezeichnungen, nicht Geschlechtsnamen wie Tamhu. Die Maschuasch seien des Herodot Maxyes. Unter der XX. Dynastie bringe Rhameses III. diesen selbigen Libyern blutige Niederlagen bei.

Unter der XXII. Dynastie, etwa 1000 Jahre v. Chr., hätte die Königl. ägyptische Garde, die sonst, Namen nach zu urtheilen, aus Assyriern bestanden, auch Maschuasch, nicht aber Aegypter, in ihren Reihen gezählt.

Seit Ende dieser Dynastie, d. h. 800 Jahre v. Chr., hätten eine Menge kleiner Häuptlinge, welche aus solchem libyschen Kriegsvolke hervorgegangen, die königlichen Städte occupirt und wären die wahren Meister Niederägyptens geworden. Ihre Heersäulen hätten es den damals am Gebel-Barkal ansässigen äthiopischen Königen gestattet, sich Aegyptens zu bemächtigen.*)

Nach Aufhören der äthiopischen, 50 Jahre lang andauernden Herrschaft, sei Aegypten im Norden unter der Dodekarchie zwischen Aegyptern selbst und libyschen Maschnasch getheilt, die Thebaide aber sei den äthiopischen Herrschern tributär gewesen. Einer der Dodekarchen, Psantik, der die Königsherrschaft wieder hergestellt und der XXVI. Dynastie das Dasein gegeben, sei vielleicht einer jener Maschuasch der ägyptischen Truppen gewesen. Damals sei die Kriegerkaste, die sich schon lange erniedrigt und verletzt gefühlt, an 200,000 Mann stark ausgewandert, ein Zeichen, dass die Aegypter den äthiopischen Schwarzen, näher als den libyschen Weissen verwandt gewesen. Als nun das ägyptische Reich, nach 5000jähriger Dauer, in Verfall gerathen, als es nicht mehr fähig erschien, nationale Dynastien hervorzubringen, oder seine Unabhängigkeit zu wahren, welche Rassen hätten sich nun um seine Trümmer gestritten? Die Schwarzen des oberen Nil hätten die XXV., die weissen Libyer die XXVI. Dynastie geliefert.

Es sei 1500 Jahre v. Chr., d. h. ein oder zwei Jahrhunderte, nachdem die Phönizier ihre Comptoire zu Cambe und Hippone gegründet, eine blonde Rasse am libyschen Gestade zahlreich und mächtig genug gewesen, um gegen Aegypten in's Feld rücken zu können. Wer seien wohl diese Blondenen gewesen? Die freilich etwas vagen ägyptischen Berichte schienen zu besagen, dass Jene über die Inseln des Mittelmeeres nach Libyen gekommen seien. Es stände nun zwar der Annahme nichts entgegen, dass diese blonden Libyer auch hätten Autochthonen sein können. Allein Verf. schliesst, dass dies nicht der Fall gewesen, dass vielmehr die Blondenen von Norden her über die Strasse von Gibraltar, die Inseln und Halbinseln des Mittelmeeres gesetzt. Das sei die Meinung Henry Martin's. Dieser halte blonde Arier für die Erbauer der megalithischen Gräber Numidiens. Dieselben hätten sich endlich mit den chamoitischen Libyern verschmolzen. Die letzteren aber stammten aus Asien.

Alex. Bertrand dagegen halte die megalithischen Gräber für das Werk einer Rasse, welche vor einer arischen Invasion von Küste zu Küste geflohen sei, und zwar von Asien her durch Nord- und West-Europa bis nach Numidien. Da könne man freilich immer noch die Existenz einer autochthonen Libyerbevölkerung zulassen, die jenen Flüchtlingen voraufgegangen; die Epoche solcher Ereignisse sei freilich nicht festzustellen.

*) Verf. wirft hier die Frage auf, ob wohl die vom dritten Könige der äthiopischen (XXV.) Dynastie, Tahraka, bekriegtten Libyer eine Schrift angenommen, etwa diejenige der Stelen, deren Inschriften von uns libysche genannt zu werden pflegten, von welcher etwa die Tuarik noch Spuren bewahrt?

In Bertrand's Systeme könne man zustimmen, dass Libyen vor allen von Norden her gekommenen Einwanderungen bevölkert gewesen, es sei nun, nach des Verfassers Meinung, durch eine atlantische autochthone, es sei durch eine nicht semitische, aus Asien gekommene Rasse; ferner die Ankunft nicht arischer Flüchtlinge, Gründer der megalithischen Denkmale, endlich die Ankunft blonder Arier, welche in der Bevölkerung Spuren ihrer Rasse zurückgelassen und Niederägypten erobert

Wäre nun, fragt Verf., die Berbersprache diejenige der Bertrand'schen, Dolmen erbauenden Flüchtlinge oder der diesen vorausgegangenen Libyer gewesen? Im letzteren Falle wäre die Sprache der Dolmenleute verschwunden. Man gelange so immer wieder zu einem linguistischen Probleme; Faidherbe wolle sich nicht H. Martin's Meinung über den arischen Ursprung der Rokenagräber anschliessen, in denen die Bronze nur ausnahmsweise (in Form einiger armreifartig gewundener Drähte und zwar nur einmal unter zwanzig Fällen) vorkomme.

Diese Gräber möchten wohl aus der Zeit des Einfalles blonder Menschen in Libyen herdatiren (gegen 1400 v. Chr.). Dreierlei Umstände schienen hier nämlich gleichzeitig obgewaltet zu haben: 1) der Angriff blonder Horden auf Niederägypten; ein solcher sei durch die ägyptischen Annalen sichergestellt. 2) Die Einführung der Bronze nach Libyen durch Vermittelung der ersten, in dieser Epoche mit Sicherheit entstandenen phönizischen Handelsplätze. 3) Die Erbauung der megalithischen Gräber Libyens, in denen sich etliche grobe Bronzesachen als seltene und kostbare Dinge den Begrabenen mitbeigegeben fänden. Dieses Zusammentreffen würde zwar zur Stütze der Ansichten Martin's dienen können, dennoch habe Verfasser ernste Einwürfe zu machen.

Diese Necropolen von 3000 Gräbern zu Roknia, von 2000 derselben zu Mazela**), wiesen auf Bevölkerungen, welche die Hochthäler eine Reihe von Jahrhunderten hindurch bewohnt gehabt. Könnten sie dagegen wohl Werke nomadischer Eindringlinge gewesen sein? Man dürfte vielleicht annehmen, es hätte sich ein Theil dieser Horden im Lande fest niedergelassen. Aber warum sollte man dann nicht auch in Unterägypten, woselbst doch die Blonden sich ansässig gemacht und geherrscht, wenigstens eine gleiche Anzahl solcher megalithischer Gräber vorfinden? An Steinen habe es in Aegypten, dem Schauplatze so gigantischer Bauten, wahrlich nicht gefehlt. Würde man behaupten können, dass diese Völker, als sie nach Aegypten gekommen, als sie hier eine höhere Kultur gefunden, auf ihre Sitten und Gebräuche Verzicht geleistet?

Verf. glaube vielmehr, diese Necropolen seien diejenigen libyscher Ureinwohner, einer schwarzzüngigen und schwarzhaarigen Rasse von Troglodyten, in welchen jene blonden Eindringlinge aufgingen, ihre Sprache und ihre Gebräuche verloren, wenn man auch unter den Libyern selbst jetzt noch, als Reste alter Kreuzungen, Individuen von dem blonden Typus vorfinde.

Um die Frage der megalithischen Gräber in Nordafrika aufzuhellen, müsse man ihre Verbreitung vollständig kennen lernen. Ob dieselben nun in Marocco existirten, habe Verf. trotz aller aufgewandten Mühe nicht in Erfahrung zu bringen vermocht.

*) Verf. hatte in seiner Arbeit über Roknia behauptet, dass man in der Berberei bisher noch keine Anzeichen eines Steinalters gefunden. Spätere Untersuchungen hätten ihn aber Folgendes kennen gelehrt: 1) Besitze das Museum zu Algier eine Art runder Axt, von Dr. Reboud zu Djelfa gefunden, ferner acht Objecte, Bello, Messer, Pfeile und Säge von Guyotville. 2) Finde sich bei der Bergwerksdirection zu Oran eine von Pomel zu Thessalah gefundene Axt. 3) Sei in dem Gebel-Annes eine Axt gefunden, deren weiteres Schicksal Verf. nicht kenne. 4) Fänden sich im climatologischen Museum zu Algier fünf kleine geschnittene Feuersteine aus der von Dr. Bourjot an der Pointe-Pescade entdeckten Grotte. 5) Habe Nicaise ein Steinbeil in der grossen Kabylie, 6) hätten Letourneux und Bourguignat drei geschnittene Feuersteine im Sersu gefunden. 7) Habe Férand ihm, dem Verfasser, mitgetheilt, dass sich im Museum zu Constantine eine Steinaxt finde, welche mit etwa zehn anderen im Wed-el-Klah entdeckt, dass Cristy viele Fragmente grob zugerichteter Feuersteine um die Dolmen von Bu-Merzug und zwei Feuersteinmesser in einer tieferen, diesen letztgenannten Dolmen benachbarten Schicht gefunden.

Es gebe daraus hervor, dass auch in der Berberei ein wirkliches Steinalter gerade so wie in Europa existirt habe.

**) Vergl. Catalogue des monuments préhistoriques de l'Algérie von Letourneux. In *Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme*. V. Ann. p. 437 ff.

Faidherbe empfiehlt alsdann die Ausarbeitung eines vollständigen Wörterbuches der Berbersprache aus allen Gegenden zwischen Aegypten und dem atlantischen Ozean, zwischen dem Mittelmeer und dem Sudán, Gegenden, in denen man berberische Dialecte spreche. Ein solches Unternehmen würde zwar mehrere Jahre kosten und nur auf Betrieb der Regierung ausführbar sein. Alsdann werde es sich im Ernste zeigen, ob es einige Verwandtschaft zwischen dem Berberischen und Koptischen gebe*).

Endlich spricht Verf. von Hooker's Berichten über eine, megalithische Denkmäler erbauende Völkerschaft Innerasiens. Wenn, so schliesst Jener, dieses Dolmenvolk aus seinen jetzigen Wohnsitzen durch Nord- und Westeuropa nach Numidien gezogen wäre, so würde die Idee von einem arischen Ursprunge desselben dadurch ihre Stütze finden können.

P. Broca hat in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Paris vom 16. Juli d. J. einen Anszug des Faidherbe'schen Aufsatzes mitgetheilt. In der sich anschliessenden Discussion bemerkte Giraud de Rialle, dass die vom General erwähnten Dolmen Maroccos sich in wesentlich berberischen, fast unabhängig gebliebenen Gegenden vorfinden. Nach Sémallé wären unter den Canarien zwei oder drei Inseln, deren Bewohner zum sehr grossen Theile blond und vom Guanchen-Stamme seien. Mortillet sprach seine Verwunderung darüber aus, dass man die Leute, welche die Dolmen nach Afrika gebracht, aus Sicilien und Italien kommen lasse, woselbst es doch gar keine Dolmen gebe. Viel natürlicher würde es sein, wenn man ihre Herüberkunft von der iberischen Halbinsel herleitete. Die Dolmen zögen von Frankreich über Spanien und besonders Portugal nach Marocco und Algerien, das Vorkommen derselben zeige sich in einer fast zusammenhängenden Linie. Lagneau meinte, wenn die Lebu und Maku, die Aegypten überfallen, vom Ufer eines cyrenäischen Sees gekommen, so entstehe die Frage, ob dieser See nicht ein zur Zeit trockenes Meer gewesen. Derselbe constatirte übrigens d's Vorkommen etlicher blonder Individuen auch bei den Tuarik. Nach dem von Broca gegebenen Schlussresumé wären zwei Dinge nach Afrika gebracht worden, die Dolmen und die blonden Leute. Nach allen Verlagen stammten diese Dinge von Europa her. Es sei geschichtlich erwiesen, dass 1400 v. Chr. aus Westen gekommene Blonde Aegypten angegriffen. Neuere Untersuchungen lehrten uns, dass gegen 1500 v. Chr. eine Volksmasse von Asien her nach Europa gedrungen sei. Man dürfe nun wohl eine Beziehung zwischen diesen beiden Ereignissen annehmen und sei jene Invasion Aegyptens durch Blonde wohl nur eine ferne Wirkung der ersten Einwanderung einer Ariermasse nach Europa.**)

In der Sitzung vom 29. Juli zeigte P. Broca die Photographie eines blonden Kabylen vor. Dieselbe rührt von einem nach Paris gekommenen Turco her, und bietet ein sonderbares Gemisch „negritischer und europäischer“ Züge dar. Die dicken Lippen, die vorspringenden Jochbeine und die sehr ausgesprochene Prognathie afrikanisch, die blonden Haare, blauen Augen, die Adlernase dagegen europäisch. Dieser Mann dürfe das Produkt einer sehr alten Kreuzung sein, denn die Züge, anstatt ein Resultat aus zweien Typen, seien nur zum einen und anderen Typus zurückgekehrt.***)

Spezielleres Eingehen auf diese interessanten Fragen behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Nach Letourneux sollen übrigens in der Kabylie früher die verbündeten Stämme als Wahrzeichen wichtiger Beschlüsse an den Orten, wo ihre Rathversammlungen stattgefunden, Kreise von Steinen aufgerichtet haben, symbolische Archive, welche gewissermassen die Tradition von

*) Die Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen ist übrigens bereits so vollständig erwiesen, dass es jener grossartigen Vorbereitungen, wie der General sie in Anregung bringt, keineswegs mehr bedarf. A. d. Uebers.

***) Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. V. Ann. p. 243

***) ? L. c. p. 336. Ich meinestheils erkenne in Broca's Darstellung bis auf die blonden Haare nur das schlechte, typische Bild des echten nordafrikanischen Berbers, wie ich dasselbe bei den algerischen Pilgern und auch bei den Turcos beobachtet. D. Uebers.

Alter zu Alter fortgeerbt. Dem Bericht eines Marabut der Beni-Rotn zufolge soll der letzte derartige Menhir vor etwa 130 Jahren aufgerichtet worden sein.)

R. Hartmann.

Dr. Schweinfurth schreibt mir vom 10. Juli 1869 aus der Seribah des Kopten Ghattas im Djur-Lande folgende, in ethnologischer Beziehung interessante Daten: „Ich habe es hier mit drei verschiedene Sprachen redenden Völkerschaften zu thun, den Djur- (nicht Dschur!), den Bongo- und den Dinka-Stämmen, welche verschiedene Namen führen, von denen der genannteste ‚Djangbé‘ ist. Sobald ich meine bisher gemachten Sammlungen zur Maschera (e'-Rok) expedirt habe werde, will ich mich namentlich an das Studium dieser Sprachen machen, bisher war ich zu sehr (mit Botanisiren, Maceriren von Schädeln, Skeleten u. s. w.) überladen. Vocabularien und zwar recht vollständige, würden sich mit geringer Mühe vermittelt der von den Seriben-Verwaltern besoldeten Dragomano herstellen lassen. Auch Niam-Niam sind da, die arabisch reden. Dann sollen die Körpermessungen vorgenommen werden, zu denen ich mir bereits die Tabellenschemata zurecht gemacht habe. Letztere werden sehr interessante Resultate liefern, da man hier sehr eigenthümliche Formen wahrnimmt, namentlich bei gut ausgewachsenen Weibern fast ausnahmslos colossale entwickelte Fettpolster im Gesäss, die ein vollständig pavianartiges Aussehen geben, da sie stets einen langen Schwanz von Rindenbast tragen, der zwischen den Beinen durchgezogen wird und zugleich die Schaam verhüllt. Auch kann ich mit Massen operiren, denn hier sind immer einige 300 bis 500 Sklaven auf Lager, abgesehen von den dienstbaren Sklaven, die noch weit zahlreicher sind, sowie schliesslich die in der Nachbarschaft angesiedelten Neger, zusammen mindestens 5000, mit denen ich machen kann, was ich will. Die Schädelausbeute wird hier vielleicht gering sein, da diese Wilden ihre Leichname sorgfältig begraben und ich die Raubzüge nicht mitmache. Schliesslich werde ich einige Gräber öffnen müssen, woraus sich meine Leute keine Skrupel machen. Ich habe einige Köpfe gezeichnet und diese Versuche in einem mir ganz neuen Genre machten so schnelle Fortschritte, dass ich grosse Lust daran finde und mich eifrig an's Portraitzeichnen begeben will. Diese Bilder werden in Europa sehr viel Interesse erwecken, da sie uns einen ganz neuen Typus der Bewohner Afrikas vorführen. Lejean hat im Tour du Monde zwei Portraits von angeblichen Niam-Niam gegeben.**) Um's Himmels willen soll man sich dieselben nicht so vorstellen, sie sehen ganz anders aus. Diejenigen, welche ich bis jetzt gesehen, und ich sah ziemlich viele in den verschiedenen Seriben, waren wohlgestaltete, mittelgrosse, 5½ Fuss hohe, wohlbeleibte Menschen mit stets langem Oberkörper (was auch bei den heller als die anderen Rassen gefärbten Bongo oft vorkommt). Ihre Physiognomie hat einen ungemein rohen und plumphen Ausdruck, nicht ohne einen Anflug von Gutmüthigkeit, etwas Offenes, Vertrauenerweckendes. Sie haben nicht die thierisch-wilde Grausamkeit auf den Zügen, wie die schwarzen Neger. Ihre Farbe ist röthlich-braun bis braunschwarz, wie die der Bongo, ein Ton, welcher, obgleich von derselben Tiefe, wie er bei Nubiern vorkommt, dennoch von dem der letztgenannten bedeutend verschieden ist. Die Nubier haben eine reine braune Guttapercha-Haut, diese Neger dagegen eine schmutzige, knprfige Färbung***) , die sich noch deutlich an den Mischlingen, von denen die Seribeu wimmeln, erkennen lässt. Bei allen Niam-Niam, die ich sah, liegen die Augen weit auseinander, fast so weit auseinander, wie die Nasenspitze von ihnen entfernt ist.†) Der Kopf ist breit und das Gesicht ist fünf-

*) L. c. p. 425.

**) L. c. 1865, II, p. 227. Uebrigens hat Lejean hier nur ein angebliches Niam-Niamportrait geliefert, das andere daneben gedruckte soll einem Fertit angehören, ist aber seinem mir wohlbekanntem Typus nach ein gewöhnlicher Furauer aus den mittleren Provinzen von Dar-Fur. Dass übrigens oben erwähnter Niam-Niamkopf Lejean's keine Bedeutung habe und weit eher auf einen Botokuden, als auf einen jener Centralafrikaner passte, das liess sich von vornherein ohne Schwierigkeit ergründen.

***) Wie die der Bagara, Kabahisch, vieler Gala, Södama.

†) Ganz ähnlich habe ich es bei Gala und Södama gesehen.

H.
H.

kantig wegen der breiten Jochbögen. Die Augenbrauen sind schräg gestellt und geschweift, die völlig mandelförmigen Augen ebenfalls schief gestellt, die Nase fast eben so breit als lang, breiter als hoch, der Mund breit und mit dicken Lippen. Was mir nun am Schädel am meisten auffiel, war das häufig starke Hervortreten der oberen Augenbögen und die wulstige Erhebung der Glabella über der Nasenbasis, in welchen Stücken eine Analogie mit dem sogen. „Neander-schädel“ sehr nahe lag. Im Ganzen genommen haben diese Niam-Niam mehr Mongolisches in ihren Zügen, als Aethiopesches. Wie lebhaft erinnerten sie mich an die Baschkiren, Kalmücken u. s. w., die ich gesehen! Ich bin nun vollkommen von Ihren und Dr. Fritsch's Ansichten über die sogen. „Negerrasse“ überzeugt. Ich habe Beweise gesammelt, dass die Farben gar keines Werth für die Unterscheidung der Rassen besitzen. Bevor man kein eigenes Spectrum zur Feststellung der verschiedenen Farbennüancen und Töne der menschlichen Haut besitzt, wird man überhaupt keinen Werth auf dieses Merkmal legen können. Und wie trügerisch ist die äussere Betrachtung der Hautfarbe bei den Menschen, wie sehr wird sie durch Schweiss, Fett und Schmutz bei diesen dunkelgefärbten Rassen alterirt. Ebenso ungewiss wie die natürliche Farbe eines Eskimo oder Jakuten festzustellen, erscheint dies namentlich bei den Negerstämmen des weissen Nil, deren Toilettenkünste auf Asche, Kuhmist u. dgl. basiren. Der angehlich bläuliche Schimmer der Negerhaut ist reine Einbildung. Ein entaschter Schiluk hat einen bläulichen Anflug von der an den Hautchüppchen hängen gebliebenen Asche, ans dem Wasser steigend zeigt er das reinste Schwarz, welches in der Sonne deutlich braun schimmert und mit Oel eingerieben, ist er völlig nussbraun. Von den Bongo brauche ich nicht zu reden, da sie geölt völlig kupferroth. Aber die dunkleren, gewöhnlich ganz schwarz erscheinenden Djur zeigen ein deutliches Braun, sobald sie schwitzen oder mit Fett eingerieben sind. Wohlgeformte Köpfe sind allerdings sehr selten, kommen indessen vor. Die Bongo sind unstreitig die wohlgebildetsten unter allen diesen Leuten“. Wenn ich nun auch nicht gerade alle hier über die Hautfarbe gethanen Ansprüche meines trefflichen Freundes unterschreiben möchte, so kann ich doch meine Freude nicht verhehlen, dass er auch für die von uns vertretenen Zwecke durch osteologische Sammlungen (vgl. Jahrgang 1869 S. 185 dies. Zeitschrift), Körpermessungen, durch sonstige Beobachtung der physischen Eigenheiten, durch Aufnahme von Portraits, endlich durch Beobachtung der Sitten und Gebräuche afrikanischer Stämme so rüstig zu wirken bestrebt ist. Gerade seine Untersuchungen über die Niam-Niam werden uns ein weit wissenschaftlicheres Ergebnis liefern, als die nur dürftigen Notizen eines Lejean, Piaggia u. A., ganz abgesehen von denen jenes Europäergesindels, welches längs des Nils fälscht, stiehlt, mordet, dabei aber noch frech genug ist, „umfangreiche geographische“ und ethnologische Untersuchungen in die Welt spediren zu wollen.

R. Hartmann.

Dr. S. Marcuse erhielt bei 3030 den Journalen der Universitäts-Entbindungsanstalt zu Berlin entnommenen Notizen über Schwangere als durchschnittliches Lebensalter für den Eintritt der Menstruation die Zahl 16, 28. Unter den 3030 Personen waren aus Berlin gebürtig 370; bei diesen war das durchschnittliche Lebensalter für die erste Menstruation 14, 59. Seit dem 10 Jahre wurde der Eintritt der Menstruation in vier Fällen beobachtet (Ref. kennt einen Fall, in welchem die Menstruation bei einem verzärtelten 8½jährigen blonden Mädchen eintrat, regelmässig bis zum 11 anhielt, dann bis 12½ Jahr sehr unregelmässig, mit mehrmonatlichen Pausen, stattfand, von 12½ Jahr an jedoch wieder regelmässig wurde. Die Brüste zeigten übrigens erst vom 11 Jahre an einige Entwicklung. Das Mädchen ist jetzt 14½ Jahr alt, für ihr Alter sehr gross, schlank, übrigens vollkommen gesund). Für die grossen Frauen fand Marcuse das durchschnittliche Lebensalter 16, 23, für die kleinen 16, 28, für die mittelgrossen 16, 47. Danach würden grosse Frauen am frühesten, mittelgrosse am spätesten menstruire. Für mittelgrosse Blondinen wäre das mittlere Lebensalter für den Eintritt der Regeln 16, 33, für mittelgrosse Brünette 15, 63, für kleine Blondinen 17, 11, für kleine Brünette 16, 81 (Beide letztere Kategorien, nach spärlicherem Material aufgestellt).

(Ueber den Eintritt der Menstruation, nach Angabe von 3030 Schwangeren in der Königl. Universitäts-Entbindungsanstalt zu Berlin. Inauguraldissertation, Berlin 1869). H.

Zur besseren Veranschaulichung der geographischen Verbreitung der Bluterkrankheit (Hämophilie) hat Dr. R. Assmann folgende Tabelle nach Granddier mit hinzugerechneten eigen beobachteten und erkundeten Fällen aufgestellt:

Land.	Bluter-Familien.	Einzelne Bluter.	Männer.	Frauen.
Deutschland	77	247	227	20
Schweiz	9	45	45	—
Holland	2	9	7	2
Frankreich	17	43	42	1
Grossbritannien	36	88	80	8
Schweden u. Dänemark	6	13	8	5
Russland u. Polen	8	14	11	3
Nord-Amerika	20	57	55	2
Java	1	5	5	—
Summa	176	521	480	41

Verf. fährt fort: „Die meisten beschriebenen Fälle kämen also auf Deutschland, demnächst auf Grossbritannien, dann auf Nord-Amerika. Assmann möchte die Hämophilie als eine dem anglo-germanischen Volksstamme ganz vorzüglich eigenthümliche Krankheit ansehen, während sie den slavischen und romanischen Volksstämmen so gut wie fremd bliebe. Wenigstens hätten umfassende, im Sommer 1854 durch Adelman angestellte Versuche für Russland ein meist negatives Resultat gegeben. Ebenso selten scheine die Bluterkrankheit im Süden Europa's zu sein, wenigstens fänden sich nirgends Fälle aus Spanien, Italien, Ungarn, Griechenland und der europäischen Türkei erwähnt. Der Schweiz gehörten 9 pCt. aller bekannten Fälle an, unter denen sich nicht ein einziger ♀ Bluter befände. Auf Frankreich kämen 8½ pCt., doch sei hierbei wissenwerth, dass die meisten dieser Beobachtungen aus pariser Hospitälern stammten, weshalb man jene Zahl nicht ohne Weiteres als für Frankreich stricte gültig annehmen könnte. Holland und die Skandinavischen Reiche lieferten nur ein kleines Kontingent zur Statistik, doch sei es erwähnenswerth, dass in einem Dorfe bei Christiania eine Bluterfamilie wohne.“

Aus anderen Welttheilen existirten, ausser Nord-Amerika und dem vereinzelt Falle auf Java, gar keine Beobachtungen. Es sei zweifelhaft, ob diejenigen, welche Abul-Kasim gegeben, wirklich zur Haemophilie gehörten. Refer. bemerkt hierzu, dass man von einigen Seiten über eine in Sndau herrschende Hämophilie gesprochen. Es ist dies aber nur die bei daselbst skorbutisch und typhöe Erkrankten eintretende Disposition zu leicht erfolgenden Blutungen, welche mit Abnahme der Krankheit wieder anhört und selten noch in geringem Grade Wochen, Monate, Jahre nachbleibt. Diese Erscheinungen haben jedoch mit der eigentlichen Haemophilie nichts zu thun.

Assmann schliesst: „Die geographischen Grenzen liessen sich also bestimmen nach Norden 61° n. Br. bei Christiania, nach Süden durch Palembang. Demnach scheine die Hämophilie der nördlichen Hemisphäre ausschliesslich anzugehören. Eine Elevationsgrenze lasse sich nicht feststellen, da die Krankheit in den Tiefebenen Hollands und Norddeutschlands noch in der Höhe von 5000' zu Tenna in den rhätischen Alpen beobachtet worden sei.“ (Die Hämophilie. Inauguraldissertation. Berlin 1869.) H.

Th. Kotschky schreibt in seinem Tagebuche vom 8. Dez. 1837: Abu-Ramla ist ein Berg an der abyssinischen Grenze und nur zwei Tagereisen von Roseres entfernt. Der daselbst wohnhafte Stamm heisst Hammedz, Schekh desselben ist Edrys Wod-Adlan.*) Araber giebt es daselbst nur sehr wenige. Die Bewohner von Abu-Ramla verhängen sehr grausame Strafen über Zauberer und Diebe. Ist eines dieser Subjecte gefangen worden, so legt man selbiges hin, zieht ihm Haut und Haare von der Hirnschale ab, schmiert den Körper mit Honig ein, und bringt es so lange auf einen grossen heisgemachten Stein, bis Delinquent zu Tode gebraten ist.

H.

Bücherschau.

J. P. Madsen: *Antiquités préhistoriques du Danemark. L'Age de la pierre.* Copenhague 1869. 1 vol. fol. 19 S. und 45 Taf. Verf. giebt zu Anfang seines Buches eine kurze Uebersicht über Stein-, Bronze- und Eisenalter, daran schliesst derselbe eine compendiöse Darstellung der Hauptindustrieweige, der Leichenbestattung u. s. w. der alten Dänen. In dem Artikel *L'Age de la pierre* werden die Sitten und Gebräuche der dänischen Steinmenschen noch etwas weiter ausgeführt. „On n'a pas encore constaté que les habitants de l'âge de la pierre de Danemarck ont partiqué l'agriculture et qu'ils ont élevé des bestiaux; il paraît plutôt qu'ils vivaient exclusivement de la chasse et de la pêche“. S. 8 und 9 geben uns eine gedrängte Abhandlung über Küchenabfälle, *Affaldsdynger og Kjoekkenmoeddinge*. Auf SS. 10—14 treffen wir eine etwas ausführlichere Besprechung der Dolmen und Dolmenfunde, letztere wird im folgenden Abschnitte, „*Trouvailles réunies*“ betitelt, (S. 14, Th. I) noch mehr ausgedehnt. Die Figuremerkklärung findet sich im Texte selbst; eine Anzahl Tafeln sind aber im letzten Textabschnitte: *Antiquités de différentes provenances*, besonders beschrieben worden. Die Tafeln erscheinen in Kupferstichradirungen sehr hässlich ausgeführt, sie bieten in Bezug auf Dolmen, Waffen und Geräthe aus Holz, Knochen, Horn und Stein, auf Urnen u. s. w. ein ebenso reiches wie interessantes Material. Eine genauere Einsicht in dies wichtige Buch ist dem Alterthumsforscher unentbehrlich, auch sollte dasselbe in keiner Bibliothek eines archäologischen oder ethnologischen Museums fehlen.

Bourguignat: *Histoire des monuments mégalithiques de Roknia près d'Hammam-Meskhoutin. Souvenirs d'une exploration scientifique dans le Nord de l'Afrique IV.* Paris 1868. 1 vol. 4to vou 99 S. Text und über 12 Tafeln. Verf. hat an den Dolmen von Roknia, deren Zahl er auf 1200—1500 schätzt, Ausgrabungen veranstaltet, welche sich den von Faidherbe unternommenen und S. 59 dieses Heftes erwähnten anreihen lassen. Bourguignat leitet seine Darstellungen mit einer kritischen Uebersicht der über megalithische Denkmäler Algeriens von 1855—1868 durch Becker, Foy, Payen, Féraud, Bertrand, Leclerc, Neltnez, Bourjot, Faidherbe und Letourneux veröffentlichten Abhandlungen ein. Wer nun die Originale der letzteren nicht zur Verfügung hat, findet in Bourguignat's Uebersicht wenigstens den Hauptinhalt hervorgehoben. Von Abschnitt III ab behandelt Verf. dann seinen

*) Vergl. S. 288 Jahrgang 1869 dieser Zeitschrift.

Stoff, die Dolmen von Roknia, welche bis auf einen durch seine Grösse ganz besonders hervorragenden nur klein sind. In den Innenkammern dieser Dolmen fanden sich Detritus und Landschnecken, letztere im bedeutendsten Formenreichtum, darunter eine *Helix Rokniaca Bourg.* In der Nachbarschaft existirt kein römisches Monument. Im Folgenden werden nun einzelne Dolmengräber und „Houanet“, neuere Aushöhlungen, deren Alter Verf. auf 1000 bis höchstens 1500 Jahre vor Chr. schätzt, genauer beschrieben. Abschnitt V ist hauptsächlich den sehr kunstlosen Gold- und Bronzefunden gewidmet. Wir erhalten hier Analysen der durchgehends aus Kupfer, Zinn und Eisen bestehenden Bronzen. Einiger anderer Industrieprodukte, namentlich Töpferwaaren, geschieht ebenfalls Erwähnung. Sehr wichtig ist der craniologische Anhang Pruner-Bey's. Dieser behandelt die zu Roknia gefundenen Afrikaner- und etliche andere ihrer Herstammung nach zweifelhafte Schädel. Unter ersteren treffen wir Kabylen, Neger, Mulatten, Aegypter. Eine Maastabelle ist angehängt. Die ausführlichere Betrachtung dieses wichtigen Abschnittes, sowie der von Pruner und von Bourguignat aus dem gesammten Fundmaterial gezogenen Schlüsse, muss für eine andere Gelegenheit aufgespart werden. Hier genüge es, Inhalt und Bedeutung des ganzen Werkes im Allgemeinen zu characterisiren. Die Ausstattung ist sehr ansprechend. Es fehlt nicht an Kärtchen, Plänen, Grundrissen. Die Abbildungen der Conchylien sind sehr naturgetreu, diejenigen der Geräte hinreichend plastisch, die Schädeldarstellungen sind sämmtlich genau nach der Antlitz-, Scheitel- und Seitennorm, sie sind im Detail vollständig befriedigend.

M. Th. v. Heuglin: Reise in das Gebiet des weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—1864. Leipzig und Heidelberg 1869. 1 vol. 8. 382 S., Illustrationen in Holzschnitt und Karte. Eingeleitet durch eine jener Panegyriken, wie sie Prof. A. Petermann den sich seiner besonderen Bevorzugung erfreuenden Reisenden in so liberaler Weise angedeihen lässt, bietet uns dies Werk Dasjenige im Zusammenhange dar, was Heuglin schon früher in den geographischen Mittheilungen und deren Supplementen in einzelnen Aufsätzen veröffentlicht hat. Interessanterweise lernen wir unter den chartumer Biederpännern die Gebrüder Poncet durch den Verf. als Solche schätzen, deren „geographische Untersuchungen“ bei weitem zu den besten und umfangreichsten gehören, „die wir über den östlichen Sudan kennen!“ Heuglin hatte für den grösseren Theil seiner Reise insofern erleichtertes Schreiben, als ihm in den hinterlassenen Papieren seines gelehrten Begleiters Stendner ein vorzügliches Material, namentlich in botanischer Hinsicht, zur Verfügung stand. Bekanntlich sind Stendner's selbst topographisch und ethnographisch interessante Darstellungen, die Heuglin auch in seinem abyssinischen Reisewerk *) in ausgiebigster Weise zu Rathe gezogen, in Komer's Zeitschrift für allgemeine Erdkunde zur Veröffentlichung gelangt. Heuglin gewährt uns in rein ethnographischer Hinsicht dankenswerthe Mittheilungen über die Stämme des von ihm geschilderten Gebietes, obgleich hierbei die naturgeschichtliche Seite der Völkerkunde, wie immer, sehr karg wegkommt. Wir werden aus seinen Schilderungen hinsichtlich der physischen Beschaffenheit, Rassenstellung u. s. w. der Dinka, Niam-Niam u. s. w. sicherlich nicht klüger. Wir erfahren nur etwas von „reinen, ächten Negern“, von einem „nicht der Negerrasse angehörenden Niam-Niamadel und ähnliche nichtsbedeutende Dinge, wie sie für die Wissenschaft ganz unbrauchbar sind. Heuglin giebt auch einen zoologischen Anhang, dessen systematischer Inhalt jener Periode angehört, während welcher man aus individuellen Variationen, Fellen, Hörnern, ja selbst blos aus dem „Sehen von Weitem“ so künstlich, wie selbstgefällig „neue Arten“ zusammenconstruirte. Diese Periode hat aber die wirklich wissenschaftliche Zoologie zum Glück überwunden, dieselbe verlangt jetzt ein anderes Material zum Aufbau ihrer Systeme. Nur Schade, dass die Wissenschaft so viel Zeit und Mühe aufwenden muss, um all den zoolo-

*) Reise nach Abyssinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862 von M. Th. v. Heuglin. Jena 1868.

gischen Ballast wieder loszuwerden, den man ihr aufgedrungen. Dagegen enthält obiger Anhang manches recht Interessante über die Lebensweise der Thiere des Gebietes. Die Abbildungen, obgleich in technisch-xylographischer Hinsicht befriedigend, hätten dennoch füglich hinwegbleiben können. Sie lehren uns wenig genug. Es erscheinen namentlich die Baumstämme verfehlt, so z. B. entbehrt die „Delebpalme“ jedweder specielleren Charakteristik. Uebrigens ist das Buch nicht schlecht geschrieben, der Wortsatz ist nüchtern und sachgemäss, ohne jedoch langweilig zu werden.

V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustierte in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Berlin 1870. 1 vol. 8. zu 456 S.

Prof. Francesco Papa: Sugli Animali domestici nei tempi antistorici. Ricerche paleontologiche. Torino 1869. 1 vol. 8. zu 116 S. und einer Durchschnittszeichnung in Holzschnitt.

Hehn behandelt die Verbreitung des Weinstockes, Feigenbaumes, Oelbaumes, Flachsens, Bafes, der Platane, Pinie, des Rohres u. s. w., des Esels, Maulthieres, der Ziege, der Katze, des Büffels u. s. w., über Europa, namentlich das südliche Europa. Verf. trägt mit bedeutendem, höchst anerkennungswerthem Fleisse reiches historisches und linguistisches Material zusammen, welches hinfort von einem Jeden sich mit dergleichen Studien Beschäftigenden benutzt werden muss. Freilich leidet die Schrift auch wieder an allen durch einseitige historische und philologische Methode veranlassten Mängeln. Die zoologische und paläontologische Methode würde auf verschiedene Fragen der Art ganz andere Antworten geben, wie Verf. dieselben zu geben versucht hat. Asiens Gebieten ist ein viel zu weiter Raum als Urheimath mancher Kulturpflanzen und Kulturthiere gewährt worden. Die alten stereotypen Lehren von „arischen Einwanderungen“ u. s. w. beeinflussen leider auch hier gar zu sehr den Gang der Arbeit und veranlassen wieder eine Fülle von Speculationen, die einer kühlen „anthropologischen“ Behandlung der Völkerkunde fast nirgends Stich halten können. Dies macht sich namentlich in dem über die „Urzeit“ handelnden Abschnitte, S. 10—31, so recht fühlbar.

Uebrigens hat Verf. seinen „historisch-linguistischen“ Standpunkt so völlig in den Vordergrund gedrängt, dass wir ihm die aus Mangel an intensiveren naturgeschichtlichen Studien erwachsenen Missstände seines Buches nur indirekt zum Vorwurfe machen wollen. Letzteres um so eher, als die von jeher vernachlässigte, oberflächliche, jedes Strebens nach erster Forschung völlig bare Behandlungsweise des vorliegenden Materials, namentlich der Hausthierkunde, von Seiten der allermeisten Zoologen, Thierzüchter und Landwirthe, einem Geschichtswie auch Sprachkundigen nur wenig Lust machen wird, die naturgeschichtliche Seite der Untersuchung noch besonders in's Auge zu fassen.

In jedem Falle bleibt das Unternehmen des Verf. ein durchaus dankenswerthes.

Papa geht in seinem oben betitelten Schriftchen eine verhältnissmässig ausgedehnte paläontologische Einleitung, behandelt den archäologischen Theil des Stoffes dagegen nur kurz und verfällt in dem Abschnitte über das Alter der Urmenschen, ebenfalls in die spezifische arische Einwanderungstheorie mit ihren unausbleihlichen Consequenzen von Fehlschlüssen und Verwickelungen. Der Abschnitt über die Stammväter unserer Haustierte bietet uns anstatt historischer und zoologischer Untersuchungen nichts weiter als etliche allgemeine Redensarten dar. In den dem eigentlichen Thema gewidmeten Abschnitten treffen wir nur auf Kompilationen, eigene Forschungen auf diesem Gebiete fehlen jedoch. Viel lässt sich mit der ganzen Arbeit leider nicht anfangen.

Thierzucht betreffend. Von R. Biber. (Neue landwirthschaftliche Zeitung, herausgegeben von Dr. J. J. Fühling. Neue Folge, VI. Jahrgang, S. 412 ff.) Merkwürdig bleibt es, wie doch gerade in die Besprechung der Darwin'schen Lehren sich so Vieles hineinznunisten sucht, was am Besten gänzlich davon fremdbleibe. Verf. obigen Artikels, Autor eines Pamphletes gegen C. Vogt, eines anderen gegen H. Settegast, Autor einiger sonstiger Artikel über Thierzucht, Darwinismus u. s. w., bekennt sich stets, und so auch an obiger Stelle, als wüthigen Gegner des letzteren, wenn er es auch zuweilen wieder, politisch genug, selbst nicht recht haben will. Unter den Redensarten unseres Schriftstellers spielen „Wissenschaft“, „Induction“, „Logik“ eine stehende Rolle. Leider gewähren sämmtliche uns bekannt gewordene Leistungen besagten Biber's einen nur zu deutlichen Einblick in die gänzliche Mangelhaftigkeit seiner wissenschaftlichen Vorbildung. Wir wollen hier von früheren naiven Schnitzern, die er begangen und für welche die von ihm so häufig und für seinen Standpunkt jedenfalls mit Unrecht getadelten, schulmeisterlichen Zurechtweisungen sehr am Platze sein dürften, aus Mangel an Raum einmal absehen.*) Dagegen wollen wir hier ein Paar Stellen aus unserem oben betitelten Aufsätze ausziehen, welche Stellen die Wissenschaft, die Logik, die Tiefe und Gründlichkeit des Quellenstudiums, die Gerechtigkeit des Gefühls Herrn Biber's in's volle Licht stellen werden:

A. o. a. O. S. 413 heisst es z. B.: „den Angriffen gegenüber meinen Auslassungen contra Darwinismus möchte ich vor allen Dingen jedem Missverständniss durch die Erklärung vorbeugen, dass ich an die Genesis der Bücher Mosis nicht glaube, eine Fortentwicklung der Organismen, Weltkörper etc. etc. voraussetze, Darwin's und seiner Anhänger Versuche, diese Hypothese zu beweisen, aber vollständig verwerfe, weil dieselben nicht ermittelte Wahrheiten und Facta als Beweismittel induciren, sondern sich mit einem Heer von ungenauen Citaten, falschen Beobachtungen und sogar sophistischen Verwendungen Jedem verdächtig machen, der die wissenschaftlich constatirte Thatsache von den nonchalanten Mittheilungen aus einer kleinen Ferienreise zu unterscheiden weiss. Wenn dem gegenüber noch von unerhittlicher Logik des Darwinismus gesprochen wird, so bleibt mir nur die Erklärung übrig, dass Logik eben der schwächste Punkt der Darwinianer ist und dass die häufig genommene Zuflucht zur Sophistik das logische Gefühl bei vielen Anhängern dieser Lehre verdrängt hat u. s. w.“

Ferner das „Darwin, Huxley, Vogt, Rütimyer, Haeckel, Büchner und selbst Bastian haben auf mich his jetzt den Eindruck einer unerhittlichen Logik nicht gemacht, sondern im Gegenheil ist Logik leider eine sehr schwache Seite dieser sonst so verdienstvollen Naturforscher“.

Das: Verf. fühlt sich frappirt darüber, „dass der Esel, dass gewisse Formen des Schweines, des Rindes, dass das Lama von wilden, jetzt recht wohl bekannten Stammformen herrühren“ sollen. „Das ist wieder ganz darwinianisch“, Alles, was zum Belag für diese Lehre dienen kann, zu usurpiren und als unumstößliche wissenschaftlich constatirte Thatsache hinzustellen. Ich weiss darüber nur, dass so gut wie in Amerika das Pferd verwildert ist, in einigen Gegenden des Orients verwilderte Esel vorkommen, dass Arbeiten über Wildschwein und Hauschwein und von Rütimyer über *Bos primigenius* und unser Hausrind existiren, die mancherlei anatomische Uebereinstimmung nachweisen; alle Arbeiten darüber weisen nicht nach, dass die Species durch anatomische Aehnlichkeit festgestellt werden könnte. Unerhittlich logisch würde man also, wenn man nicht Darwinianer ist, sich ungefähr so ausdrücken: „Wir wissen, dass im Orient verwilderte — nicht wilde Esel leben“ u. s. w.**)

*) Halt aber! Einer dieser Schnitzer ist doch gar zu nett, um ganz übergangen zu werden: „Die Darwinianer werden uns doch in dieser Weise nie darüber aufklären, weshalb die Sparma- tozoen des Maulthierhengstes bei der Begattung mit Esel- und Pferdestuten unbefruchtet bleiben u. s. w.“ Das heisst doch wirklich „die Genitalien verwechseln“. (Vergl. C. Vogt's naturwissenschaftliche Vorträge über die Urgeschichte des Menschen von R. Biber. Berlin i. Selbstverlag, S. 5).

**) In der Schrift gegen Vogt heisst es S. 11: „es gebe vielleicht auch diese gebänderten Pferde (wie Darwin sie schildert und jeder Pferde- wie Eselzüchter sie kennt) gar nicht“. Wo

S. 413. „Das Truthuhn fanden die Europäer bei der Entdeckung Amerika's dort bereits domesticirt, und die Unbeholfenheit und geringe Schen der wild lebenden spricht dafür, das sie nur verwilderte Hausthiere sind: die Domestikation konnten wir also nicht gut beobachten“. Ferner das. Anm.: „Ausserdem giebt es noch Lesarten, nach denen das Truthuhn bereits Römern und Griechen bekannt war und eine Stelle im Aelian wird als Schilderung dieses Thiers bei Beschreibung eines üppigen Gastmahls gedeutet.“*) Das.: „Noch schlimmer sind die Mehrarbeiten des Darwinianer auf Reisen, wie ich hier klar machen will. Denken wir uns, dass ein chinesischer oder afrikanischer Naturforscher dieser Richtung die Mark im Herbste durchstreift und dort tief in den Feldern einige Hauskater findet, wie sie der Jäger um diese Zeit oft trifft. Als grundsätzlicher Fabrikant von verschiedenen Species wird er seinen Landsleuten einen genauen Bericht über die Species des Genus Felis in der Mark Brandenburg abstaten und denselben weismachen, dass dort eine Hauskatze neben ihrer wilden Stammform existirt; dass diese beiden Species sich untereinander noch mehrere Generationen hindurch fruchtbar begatten und dass stets wiederum einige wilde Katzen domesticirt werden. Unsere berliner Gelehrten sind darin jedoch einig, dass die Hauskatze oft weit in's Feld zieht und, wenn sie dreifarbig aussieht, sicher kein Kater, sondern weiblichen Geschlechtes ist“. Warum nun hat Biber seinen Witz nicht noch durch einige Ausfülle auf Bates, Wallace, Hensel, M'Lair, Hilgendorf und andere „Darwinianer auf Reisen“ gewürzt?

Man ersieht übrigens aus Obigem, dass dem Manne ein nicht ganz unübliches Streben inwohnt, die Leser seiner Aufsätze in humoristischer Weise anzuregen. Er will auf jeden Fall hin Spass machen. Es scheint ihm das auch namentlich bei jener Kategorie von Landwirthen u. s. w. trefflich zu gelingen, welche ihm durch ihre Theilnahme den Druck bereits einer zweiten Auflage seiner Schrift gegen Vogt ermöglicht haben! In Leuten derartiger Kategorie wird auch Herrn Biber's Zurechtweisung freudigen Wiederhall finden: „die Thierzucht als Wissenschaft wird nie durch Anatomen, Physiologen, Naturforscher etc. etc (sic!) direct gefördert werden, ohne dass dieselben praktisch das Hausthier von der Geburt an behandeln und beobachten.“**) Und sollten Anatomen, Physiologen u. s. w. u. s. w. sich doch erkühnen, in solchen Angelegenheiten zuweilen ein Wörtchen mitreden und die Oberflächlichkeiten eingebildeter Halbwissers schulmeisterlich abstrafen zu wollen, so werden weder Herr Biber noch seine Leser sie daran hindern. Uebrigens wird besagter Herr Biber schwerlich noch Jemand dazu provociren sich mit seinen literarischen Spässen ernsthaft zu beschäftigen. Möge ihm denn der Stallhund, den er zum Schluss als heilsames Medium bei Untersuchungen in der Thierzucht anempfiehlt und den auch wir, wo es Noth thut, nimmer scheuen, recht wohl bekommen! H.

Am Sonnabend, 11. Dec., hielt die Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie (nach einer vorläufigen Besprechung am Mittwoch, 3. Nov. und der Constitutionsitzung 17. Nov.) ihre erste regelmässige Sitzung und bildete den Hauptgegenstand der Verhandlungen ein Vortrag des Vorsitzenden, Herrn Professor Virchow über die Pfahlbauten des nördlichen Deutschlands. Die stenographischen Berichte des Protokolles werden im 6. Heft der Zeitschrift veröffentlicht werden, das erst in 2-3 Wochen erscheinen kann, um den Literaturbericht des verflossenen Jahres möglichst vollständig zu geben. B.

mag wohl Biber seine zoologischen und geographischen Kenntnisse hernehmen, wo mag er wohl seine Beobachtungen anstellen? Sicherlich nicht auf Reisen, nicht in Ställen.

*) Wir möchten den geistreichen Commentator Aelian's, der solche Lesart giebt, wohl kennen lernen. Also Truthühner in Amerika und bei den Griechen und Römern! O seliger Gonzalez Oviedo, o seliger Lopez Gomarra!

**) Haben Männer wie Cuvier, die St. Hilaire's, Darwin, Rüttimeyer, Nathusius u. A. die Hausthiere etwa nicht so beobachtet? O wie naïv. —

Ueber Gesichtsurnen.

Vortrag, gehalten in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 12. März 1870

von

Rud. Virchow.

(Stenographische Aufzeichnung.)

Ich beabsichtige, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, welcher uns zwar ziemlich nahe liegt, aber zugleich ganz exceptioneller Natur ist, nämlich auf die Gesichtsurnen. Schon seit längerer Zeit besitzt unser Museum ausgezeichnete Exemplare davon, und mir persönlich ist in letzter Zeit ein neues zugegangen.

Es ist bekannt, dass es eine gewöhnliche Sitte in Aegypten war, die Eingeweide der Leichen, welche einbalsamirt werden sollten, in besondere Gefässe zu thun, welche in der Regel aus Stein gearbeitet und mit Deckeln versehen waren, die einen Kopf darstellten. Dieser Kopf trägt häufig menschliche Züge, in manchen Fällen aber auch die Gestalt von Säugethieren, Vögeln u. s. w. Unser Museum besitzt eine grosse Menge dieser Gefässe in allen möglichen Grössen und Formen der Ausführung, aber überwiegend solche mit menschlichem Angesicht.

Derartige, unter dem Namen der Kanopen bekannte Gefässe finden sich ausser Aegypten verhältnissmässig selten. Soweit mir wenigstens bekannt ist, war es hauptsächlich Etrurien, wo man eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher Gefässe angetroffen hat. Sie haben zugleich für unsere Verhältnisse in sofern eine höhere Bedeutung, als sie nicht bestimmt waren, einzelne Theile der Leiche aufzunehmen, sondern vielmehr dazu gebraucht wurden, die Asche des verbrannten Leichnams zu bergen. Es liegt auf der Hand, dass zu diesem Zwecke die etruskischen Kanopen einen ungleich grösseren Umfang haben mussten als die ägyptischen. Während diese in der Regel eine cylindrische Gestalt mit nur mässiger Ausweitung besitzen, stellen die etruskischen Kanopen stark ausgebauchte Gefässe von grösserem Umfange dar. In der Regel ist auch bei ihnen der Deckel mit einem Kopf versehen und zwar von grosser Mannichfaltigkeit; man sieht männliche und weibliche, jugendliche und alte, bärtige und unbärtige, verzierte und unverzierte Gestalten. Man hat also ein gewisses Recht zu schliessen, dass je nach der Qualität des Individuums die Deckel verschieden gewählt sind, und wenn man auch nicht annehmen kann, dass sie jedesmal das Gesicht des verbrannten Leichnams

trugen, wenn vielmehr wahrscheinlich ist, dass sie fabrikmässig hergestellt und verkauft worden sind, so darf man doch unzweifelhaft schliessen, dass die vorhandenen Typen der Beschaffenheit der Todten gemäss benutzt worden sind.

Die etruskischen Urnen zeigen, soweit ich habe ermitteln können, allerdings nur in einzelnen Exemplaren, gewisse Modificationen, welche für unsere Verhältnisse ein bestimmtes Interesse darbieten. Es giebt einzelne Abbildungen von Urnen, welche in Chiusi, dem alten Clusium gefunden worden sind, wo der Kopf an dem Gefässe selbst angebracht und der Deckel auf den Kopf angesetzt ist, wie eine gewöhnliche Kopfbedeckung, als Hut oder Mütze. Diese Gefässe scheinen allerdings sehr selten zu sein, und dasjenige, welches, soweit ich aus der grossen Sammlung von Micali (*Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani*. Firenze 1832. Tav. XXVII. No. 6) ersehe, als das für uns wichtigste erscheint, wird nicht als Aschengefäss bezeichnet, sondern als Balsamario (Salbengefäss). Hier befindet sich der Kopf und Hals an dem Gefässe selbst; die Arme sind in erhabener Arbeit an dem Bauch der Urne angelegt, der Henkel hinten an den Kopf angesetzt und der Deckel besteht aus einer Art flacher Mütze. Das Original befindet sich im Museo del Collegio Romano. In vieler Beziehung ähnlich ist ein Gefäss, welches Falbe (*Mémoires de la société des Antiquaires du Nord*. Copenh. 1840—1844. p. 133. Pl. VII. Fig. 4) aus der Kopenhagener Sammlung abgebildet hat. Es stammt gleichfalls aus Clusium und besitzt, wie der Balsamario, hinten einen Henkel, vorn ein vollständiges Gesicht, oben einen flachen, mützenförmigen Deckel, auf dem ein sitzender Vogel als Griff angebracht ist.

Die sehr zahlreichen Abbildungen, welche Micali (Tav. XIV. XV) von Aschennurnen giebt, nähern sich viel inniger den ägyptischen Vorbildern an. Der gewöhnlich unbedeckte Kopf dient als Deckel und nur die bald freien*), bald angelegten, zuweilen mit Spangen gezierten Arme schliessen sich dem Gefässe selbst an. In seiner *Storia degli ant. popoli ital.* Firenze 1832. T. III. p. 7. bemerkt Micali, dass diese Gefässe aus den ältesten Gräbern von Chiusi und seiner Nachbarschaft stammen. An einer anderen Stelle (*Monum. Tav. XVI.*) bildet er zahlreiche Kopfdeckel von Urnen aus der Nekropole von Sarteano ab.

Es sind nun im Laufe der letzten 40 Jahre gerade in verschiedenen Theilen Deutschlands Gesichturnen in nicht geringer Zahl in Gräbern gefunden worden, fast durchgängig mit Asche und Bruchstücken verbrannter Knochen gefüllt, also unzweifelhaft Aschenbehälter. Sie nähern sich sämmtlich ihrer Form nach der selteneren Kategorie der etruskischen Kanopen. Man

*) Eine dieser Urnen ist auch bei C. O. Müller (*Denkmäler der Kunst*, gezeichnet von C. Oesterlen. Göttingen 1832, S. 36. Taf. LVII. Fig. 277) wiedergegeben. Man vergleiche übrigens Micali *Monum. inediti della storia etc.* Firenze 1844. Tav. XXVII. u. XXXIII.

kann zwei Localgruppen derselben unterscheiden. Die eine schliesst sich an die alten römischen Ansiedelungen am Rhein an. Schon im Jahre 1824 hat Emcle (Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in den Gef. der Prov. Rheinbessen. Mainz 1833. Taf. 7. Fig. 8) aus einem Grabe bei Castel eine solche Urne abgebildet. Wie ich aus Lindenschmit (Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz 1858 I. Heft VI. Taf. 6. Fig. 13), der sie gleichfalls in seinem Atlas wiedergegeben hat, ersehe, befindet sie sich in dem Museum zu Wiesbaden. Unser Museum (nordische Abtheilung) hat eine recht gute Nachbildung derselben. Nach dem Berichte von Emcle fand sich dabei noch eine gewöhnliche Urne, welche die Asche enthielt. An dem schwarzbräunlichen, nach oben breit ausgehenden, nach unten sehr schmalen Gefässe sieht man eine stark vorspringende, spitze Nase, sehr dicke, stark gewölbte und verlängerte Augenbrauen, eigenthümlich tiefe und geschlitzte, fast ganz geschlossene Augenlider und einen etwas schiefen Mund mit sehr feinen Lippen, so dass das Ganze einen etwas grotesken Eindruck macht. Der Henkel sitzt an der Rückseite; ein Deckel fehlt.

Derartige Gefässe sind nachher noch einige andere bekannt geworden. In dem Kupferwerk von Lindenschmit (Taf. 6. Fig. 7 u. 10) finden sich noch zwei andere abgebildet: eines aus dem Museum der Universität Bonn, dessen Fundart unbekannt ist, und eines, welches in der Nähe von Mainz gefunden worden ist, aus dem dortigen Museum. Das Gefäss von Bonn lässt unzweifelhaft seine Abkunft erkennen; es zeigt auf einer Seite ein vollständiges Gesicht, auf dessen Wangen jederseits ein erbabener, schräg nach oben und innen in der Richtung gegen die Augen gestellter Phallus angebracht ist. Im Uebrigen, was Form und Material angeht, scheinen alle diese Urnen sich sehr ähnlich zu sein.

Ausser diesen dreien ist noch ein viertes Gefäss bekannt geworden, dessen Kenntniss ich Herrn Koner verdanke. Es ist von C. R. Hermans (Nordbrabants oudheden: 's Hertogenbosch 1865. Taf. IX. Nr. 3) abgebildet. Man fand es in Nordbrabant; es zeigt eine analoge Beschaffenheit, wie die angeführten. Dr. Janssen bemerkt dazu, dass Urnen mit einem Menschenange-sicht in Relief sonst in seinem Vaterlande nicht gefunden seien.

Nun ist sonderbarerweise eine zweite Lokalität vorhanden, von der aus namentlich unser Museum sehr reich mit Originalen ausgestattet ist. Dieselbe ist es, welche auch mir kürzlich eine solche Urne geliefert hat, — ein besonderer Zufall, der mir die Veranlassung bietet, die Sache hier zur Sprache zu bringen. Es handelt sich hier um jene Ecke des alten Pomerellen, welche von der höchsten Erhebung (bis 1000 Fuss) der Ostpommerschen Berge gegen das Putziger Wiek abfällt und von welcher aus sich die Halbinsel Hela in das Meer hinaus erstreckt, in der Nähe des bekannten Badeortes Zoppot. Hier, im Kreise Nenstadt, wurden zuerst beim Chausseebau zu Hochredlan bei Kleinkatz im Jahre 1836 die ersten Urnen gefunden und von dem Pfarrer Berg (Preussische Provinzialblätter. 1836. Bd. XI. S. 206) beschrieben. Von da

sind an das hiesige sowie an das Königsberger Museum Exemplare gelangt. Späterhin ist an verschiedenen Orten im weiteren Umkreise dieser Fundstätte eine Reihe ähnlicher Urnen ausgegraben*). Es sind hauptsächlich drei Kreise dabei betheiligt: der Kreis Neustadt, wo ausser Kl.-Katz noch Fundstellen bei Redischau, Bohlschau und Pogorss an der Oxhöfter Kämpfe zu verzeichnen sind; sodann der Kreis Stargardt, wo an drei Orten: Kniebau, Dirschau und Gross-Borroschau derartige Urnen gefunden wurden, und endlich der Kreis Berent, wo bei Komerau ein solches Gefäss ausgegraben ist. Uebrigens sind schon früher solche Urnen bei Dirschau gefunden. Förstemann citirt einen merkwürdigen Bericht von Reusch im „erläuterten Preussen“ vom Jahre 1711 und v. Ledebur**) einen anderen von Büsching, dessen Urne an das Breslauer Museum gelangte.

Gewiss ist es höchst bemerkenswerth, dass diese Art von Urnen auf ein einziges Gebiet beschränkt ist. Mir wenigstens ist kein anderes Terrain als Fundort derselben bekannt. Die drei genannten Kreise liegen einer an dem andern längs des linken Weichselufers und der Danziger Bucht bis zur Ostsee. Es handelt sich demnach um einen Bezirk von über 10 Meilen Länge (etwa 54° bis 54° 10' n. Br.).

In allen diesen Fällen zeigen sich an den Urnen, die fast durchgehend durch ihre schwarze oder schwärzliche Farbe, jedoch durch keine hohe Feinheit des Materials vor den gewöhnlichen Urnen sich auszeichnen, gewisse menschenähnliche Verzierungen, bald mehr, bald weniger. An einzelnen Urnen beschränken sie sich darauf, dass man unter dem Rande jederseits Ohr-artige Ansätze gemacht hat, welche die Stelle der Henkel vertreten; dann hat man diese Ohren ausgestattet mit Ohrringen; weiterhin hat man das Gesicht ausgebildet, man hat die Nase, die Augen, den Mund bald mehr, bald weniger vollständig dargestellt. Dazu kommt bei allen ein mützenartiger Deckel mit flacher Wölbung, dickem umgeschlagenem Rande, der einer Krämpe gleicht, und bei mehreren ein Griff auf der Höhe.

Unter sich bieten die Urnen manche Verschiedenheit dar. Diejenigen von Klein-Katz sind in ornamentaler Beziehung am vollkommensten gestaltet, während ihre Form eine weniger gefällige ist. Von den in Berlin befindlichen Urnen ist die von Redischau (Museum I. 2034) die einfachste (Fig. 1). Sie hat eine schlanke Gestalt: über einer nicht umfangreichen Grundfläche erhebt sich ein mässig ausgelegter Banch, der sich zu einem engeren, ziemlich hohen Halse verjüngt. Dieser ist durch eine einfache Ringleiste von dem Bauche abgesetzt. Oben am Halse befindet sich die Nase, zwei Augenpunkte, zwei Ohren mit je 3 über einander stehenden Ohrlöchern, jedoch keine Spur von

*) Litterarische Nachweise bei v. Ledebur (Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer. Berlin 1838. S. 13. Taf. II.), Förstemann (Neue Preuss. Prov.-Blätter 1850. IX. S. 257. Taf. I. II. 1851. XI. S. 257. XII. S. 401. 1852. Neue Folge I. S. 133), Strehlke (Ebenb. VIII. S. 43).

**) v. Ledebur a. a. O. S. 14 Anm.

Mund. Der Deckel ist eine einfache Mütze ohne Griff, jedoch mit dickem Rande. — Daran schliesst sich zunächst die durch die Güte des Herrn Schulze-Billerbeck in meinen Besitz gelangte Urne (Fig. 2) von Bohlschau*). Sie ist

Fig. 1.



Fig. 2.



etwas niedriger und mehr ausgebaucht, besitzt jedoch auch einen stark abgesetzten, verhältnissmässig hohen Hals mit scharf herauspringender Nase und grossen Ohren, von welchen jedes 3 Ohrlöcher über einander und auf der linken Seite in zweien davon noch dünne Bronze-Ringe mit schöner Patina trägt. Die Augen sind nur durch zwei gekrümmte Linien und einen kleinen Kreis (Pupille) bezeichnet; an der Stelle des Mundes findet sich eine punktirte Linie, an deren rechtem Ende, etwas jenseits der Mittellinie zwei in einander gelegte, concentrische und gleichfalls punktirte Kreise stehen. Nase und Ohren sind nur lose angeklebt gewesen, so dass sie sich bei mir in der Wärme der Zimmer abgelöst haben. Auf der Urne liegt ein schwerer Deckel ohne Handgriff, jedoch mit radiären und kreisförmigen punktirten Linien verziert.

Sämmtliche 3 Urnen von Klein-Katz in unserm Museum (I. 1409. 1410. 1411), sowie die beiden im Königsberger Museum befindlichen**) sind sehr viel stärker ausgebaucht und haben keinen cylindrischen, scharf abgesetzten

*) Das Grab lag auf dem hohen Ufer des Rheda-Flusses. In einer aus flachen Steinen gebildeten Kammer standen ausserdem noch 3 grössere Urnen von gleicher Form; sie waren jedoch trotz aller Vorsicht nicht zu erhalten.

**) Förstemann, Neue Pr. Prov.-Bl. IX. Taf. II. Fig. XIII. u. XIV. Sowohl auf dieser Tafel, als auf der bei v. Ledebur sind die Berliner Urnen mit zu schlankem Halse abgebildet.

Hals, sondern sie verjüngen sich nach oben in zunehmendem Maasse, so dass ihr Durchmesser an der Mündung am kleinsten ist. Sie haben sämmtlich deutliche, durch kleine Kreise ausgedrückte Augen und darüber sehr stark gebogene und weit gegen die Wangen herabgezogene Augenbrauen. Unter der Nase ist jedesmal ein, freilich sehr schwach ausgeführter Mund, dargestellt durch eine bald nach oben, bald nach unten gekrümmte, in der Mitte etwas stärkere, unverhältnissmässig kurze Linie*). Die eine Königsberger Urne scheint keine Ohren zu haben; bei allen anderen sind sie, trotz der Verletzung einzelner, deutlich zu erkennen, und bei mehreren finden sich auch die Ohrlöcher. Alle haben endlich die mützenartigen Deckel und zwar die 3 Berliner mit einem Handgriffe, die Königsberger ohne denselben wobei

Fig. 3.



noch zu bemerken ist, dass die eine der letzteren einen etwas höheren und mehr zugespitzten, also hutartigen Deckel zeigt (Fig. 3).

Im Ganzen kann man daher sagen, dass ein nicht unerheblicher Unterschied zwischen den pomerellischen und den rheinischen Gesichtsurnen besteht. Diese zeigen eine freiere, mehr phantastische Ausführung, jedoch in Anlehnung an ein allgemeines Schema; jene lassen trotz aller Mangelhaftigkeit der Arbeit einen entschiedenen Naturalismus und Realismus hervortreten, der sich mehr an die gegebenen natürlichen Verhältnisse anschliesst.

Was die Zeit betrifft, in welche man diese Urnen zu versetzen hat, so ist hervorzuheben, dass in ihnen Bronzegeräth (Ringe, Ketten, Nadeln, Pinzetten) und einmal Bernsteinschmuck gefunden worden. Dass meine Bohlschauer Urne noch Ohringe aus Bronze besitzt, habe ich schon erwähnt; eine der im Museum befindlichen zeigt noch deutlichen Bronzerost in einem der Ohrlöcher. Reusch, Förstemann und Strehlke beschreiben von mehreren Orten derartige Ohringe, auch einigemal (Fig. 4) mit erbsengrossen Perlen aus Glas**). (Reusch spricht von blauen Glaskorallen.) Es sind ausserdem an einzelnen Stellen auch eiserne Sachen aufgefunden worden, aber leider sind fast alle vorhandenen Beschreibungen über diese Funde sehr ungenau. Ich selbst habe von Bohlschau Eisengeräth erhalten, habe jedoch bis jetzt nicht vermocht, eine bestimmte Beziehung desselben zu diesen Urnen auszumitteln. Soviel wird man jedoch als sicher anzunehmen haben, dass die Periode dieser Urnen

*) Strehlke (a. a. O. S. 45) erwähnt eine in Brück (Kreis Neustadt) gefundene und jetzt im Danziger Museum befindliche Urne, welche das Anlitz eines bärtigen Mannes zeigt; der Kinntast ist gewellt und an den Seiten stehen sich 2 Ohre mit Ringen gegenüber.

***) Förstemann giebt eine Abbildung davon (Neue Pr. Prov. Bl. IX. Taf. I. Fig. II.), welche hier als Figur 4 reproducirt wird.

in eine Zeit zu setzen ist, wo die Bronze bekannt war und wo möglicher Weise auch schon Eisengeräth existirte, also vielleicht in eine relativ späte Bronzeperiode. Es ist dies in sofern wichtig, als damit manche andere Parallelen gewonnen werden.

Fig. 4.



Nun finden sich auf einer verhältnissmässig grossen Zahl dieser Pomerellischen Urnen ausser dem menschlichen Gesicht und dem mützenartigen Deckel noch anderweitige Zeichnungen, die mit einem etwas groben Instrument und unsicherer Hand in den noch weichen Thon eingegraben worden sind, die jedoch immer eine gewisse künstlerische Bestrebung andeuten, von welcher wir sonst keine Andeutung auf unsern Gräberurnen haben. Letztere beschränken sich regelmässig auf ein gewisses System von Linien, die zuweilen nach mathematischen Verhältnissen geordnet sind, aber auf allen fehlt es an Linien, welche organische Formen wiederzugeben bemüht sind. Das ist gerade das Auffallende, dass die Pomerellischen Urnen diese Seite ergänzen und uns an einem ganz unerwarteten und örtlich beschränkten Punkte derartige Formen vorführen*).

Fig. 5.



Unter den Urnen, welche wir hier besitzen, zeigen die 3 von Klein-Katz Thiere, und zwar Thiere, von denen mindestens zwei (I. 1410. 1411) unzweifelhaft Säugethiere darstellen sollen (Fig. 6 u. 7), während es von dem dritten (I. 1409) zweifelhaft ist, wohin man es rechnen soll. Ich möchte die Aufmerksamkeit besonders auf diesen Gegenstand zu lenken mir erlauben; vielleicht findet sich jemand, der Veranlassung nimmt, seine Ansicht hierüber auszusprechen. Zwei von diesen Thieren sind in sehr einfachen Linien am unteren Theile

* Die in Fig. 5 wiedergegebene Zeichnung findet sich an der einen Katzer Urne im Königsberger Museum.

des Halses der Urnen dargestellt *); sie sind unzweifelhaft Vierfüßler, mit langem Schwanz und Ohren versehen; das eine (l. 1410) macht überdies den

Fig. 6.

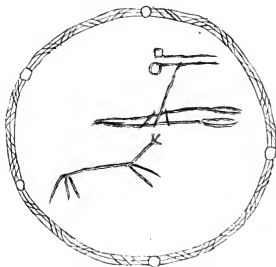
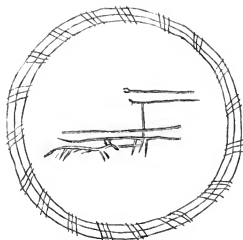


Fig. 7.



*) In Fig. 6—8 sind der Raumersparniß wegen Zeichnungen an den im Berliner Museum befindlichen Urnen von Kl. Katz in der Art dargestellt, dass die ring- oder zirkelförmigen Zeichnungen von oben, die in sie hineingezeichneten Thiere und Linien dagegen von vorn gesehen werden. An den Urnen haben beide Arten von Zeichnungen natürlich eine andere Stellung zu einander.

Eindruck, als solle etwas Geweihartiges an ihm ausgedrückt werden (Fig. 7). Da der Leib beider stark gestreckt ist, so wird man bei dem einen auf ein Thier wie der Fuchs hingewiesen, bei dem andern könnte man sich eine Cervus-Art vorstellen. Das dritte (Fig. 8) ist ein wunderbares Wesen, von welchem es ganz

Fig. 8.



dunkel ist, was es besagen soll; wenn nicht eben die Füße eine so starke Ausbildung hätten, so würde seine Gestalt viel mehr an einen Wasserkäfer erinnern. Aber die Füße (zwei längere Vorder- und ein kürzerer Hinterfuss mit je 3—4 Zehen) und an den Vorderfüßen in der Gegend der Handwurzel 4 kurze Querlinien mit seitlicher Abgränzung durch Längslinien machen es wahrscheinlich, dass bei dem Künstler die Absicht bestanden habe, ein Wirbelthier darzustellen. Ein starker, freilich rundlicher Kopf mit grossem Auge, ein breiter, nach hinten zugespitzter Leib und ein feiner, langer Schwanz geben demselben etwas Eidechsen- oder Krokodilartiges.

Daneben stehen Linien eigenthümlicher Art. Schon an der Urne, welche ich aus Bohlshan erhalten habe, habe ich eine sonderbare Zeichnung in der Gegend des Mundes erwähnt, eine punktirte Linie, welche in einen Kreis ansläuft, der einen kleineren Kreis umschliesst. Solche Linien, jedoch feiner und einfacher, sind auch auf anderen Urnen zu sehen (Fig. 5—7). Sie stehen überall paarweise, meist zu zwei Paaren, über den Thierfiguren. Das obere Paar läuft jedesmal nach rechts in einen kleinen Kreis aus; das untere, längere zeigt bald nach rechts, bald nach links, einmal jedoch gar nicht, scheerenförmige Ansätze, und ist sowohl unter sich, als mit der nächst höheren Linie des oberen Paares durch senkrechte oder schräge Linien verbunden. Offenbar haben sie in dieser Zusammensetzung irgend eine bestimmte Bedeutung; man kann sich nicht vorstellen, dass sie zufällig seien. Will man sich irgend

etwas dabei denken, so wird man zunächst darauf hingewiesen, sich ein Werkzeug zur Fortbewegung vorzustellen, seien es Schneeschuhe, Schlitten, Wagen oder Schiffe. Es hat diese Deutung deshalb ihre Berechtigung, weil sich anderweitig gewisse Analogien dazu finden.

Weiterhin sind an den Katzer Urnen Verzierungen angebracht (Fig. 6–8), welche den Eindruck machen, dass sie der menschlichen Gestalt angepasste Schmuckgeräthe darstellen sollen. Bei dem einen (1409) findet sich unmittelbar unter dem Kopf eine breite, rings um den Hals der Urne herumgehende Zeichnung, welche wie ein Halsschmuck auszieht (Fig. 8); bei den andern liegt dieselbe mehr am den Bauch, wo man sich einen Gürtel denken könnte. Die Zeichnung besteht meist aus drei, an einer aus zwei, nicht ganz parallelen Querlinien, zwischen welchen entweder nur schräge, zu 3–5 zusammengestellte Striche in parallelen oder in abwechselnd nach rechts und links geneigten, also winkelig gegen einander gestellten Gruppen verlaufen. Bei einzelnen sind diese Gruppen durch senkrechte Linien, bei andern durch Ringe getrennt. Da nun zwei dieser Urnen, eine Berliner und eine Königsberger, auf der linken Seite einen Knopf haben, der mit radiären Strahlen versehen ist und den Eindruck einer Sonne macht, so habe ich die Frage in Erwägung gezogen, ob mit den Linien nicht eine astronomische Andeutung gegeben sein soll, ob vielleicht die Zeichnung auf irgend eine Zeiteintheilung Bezug haben soll; es ist mir indess nicht gelungen, auch bei wiederholter Auszählung der einzelnen Abtheilungen irgend ein regelmässiges Verhältniss zu ermitteln. Man muss also wohl von einer solchen Auffassung abstrahiren und diese Dinge mehr als Schmuck betrachten. Dafür spricht auch der Umstand, dass die bekannten Halsringe und Gürtel aus Bronze ähnliche Zeichnungen zeigen.

Unter dem Gürtel finden sich endlich bei zwei Urnen (1410 u. 1411) noch viereckige Zeichnungen mit kurzen Ausstrahlungen an den Ecken, deren Bedeutung ich nicht zu enträthseln vermag. Es sind längliche Vierecke, von doppelten Linien begrenzt, die an der untern Hälfte des Bauches angebracht sind.

Von anderen Urnen, welche z. Th. nach Königsberg, z. Th. nach Danzig gelangt sind, hat Förstemann gleichfalls Abbildungen geliefert (Nene Pr. Prov.-Bl. Bd. IX. Taf. I.). Es sind einfachere Gefässe mit bloss linearen Zeichnungen ohne organische Vorbilder, obwohl theilweise recht zierliche. Dagegen finden sich ähnliche Deckel, und die Anordnung der Zeichnungen an gewissen Gegenden des Halses schliesst sich den besprochenen an. Auch zeigt das Vorhandensein von einfachen oder mit Ringen und Perlen geschmückten Ohren, dass man sich den Gesichtsurnen nähern wollte.

Es ergibt sich also, dass ein kleines Gebiet seit einer Reihe von Jahren wiederholt und zwar an immer neuen Stellen ähnliche Formen geliefert hat. Ein grosser Theil der gefundenen Urnen ist zerschlagen oder zerfallen, und es wird nur berichtet, dass sich darunter auch solche mit Gesichtern befunden haben. Zuweilen sind ganze Haufen von Urnen, bis zu neun, in

einer einzigen Grabkammer gefunden worden. Man muss also schliessen, dass dies nicht ein zufälliger Fund ist, sondern dass eine bestimmte Kultur sich hier mit einer gewissen Dauerhaftigkeit erhalten hat.

In unserm Museum ist nur noch eine Andeutung nach analoger Richtung vorhanden; eine zu Frestede im Lande Ditmarschen ausgegrabene Urne (I. 1659) zeigt eine Annäherung an diese Verhältnisse in der Art, dass sich an ihr neben einem am oberen Ansatz stark eingebogenen Henkel jederseits ein grosses, rundes Auge mit stark vorspringender Augenbraue findet. Der Henkel erscheint daher als Nase, und es ist deutlich, dass damit die Darstellung menschenähnlicher Verhältnisse beabsichtigt worden ist. Trotzdem muss ich anerkennen, dass diese Darstellung sehr weit von der vorher beschriebenen entfernt ist.

Man könnte nun die Meinung wohl vertheidigen, dass es möglich sei, ganz unabhängig von einander an sehr verschiedenen Orten auf analoge Formen zu kommen; man könnte dem entsprechend vermuthen, dass die Bevölkerung Pomerellens aus eigener Initiative diese Formen geschaffen habe, ohne irgend eine Beziehung mit Völkern gehabt zu haben, welche schon ähnliche Formen besaßen. Ein Umstand unterstützt eine solche Annahme allerdings in sehr ausgezeichneter Weise. In Mexico und Peru nämlich hat man eine nicht unbedeutende Anzahl derartiger Gesichtsurnen gefunden, welche, wenn auch zahlreiche Aehnlichkeiten und im Grossen dasselbe Schema vorhanden sind, so doch im Einzelnen wieder so grosse Eigenthümlichkeiten zeigen, dass kaum jemand auf die Vermuthung kommen wird, es seien dies importirte Gefässe. In den *Mémoires de la Société des Antiquaires du Nord* 1840—44. p. 132. Pl. VI—VII. beschreibt und zeichnet Falbe peruanische Urnen, welche bei der Weltumsegelung der dänischen Fregatte *Bellona* im Jahre 1840—41 durch den Schiffsgeistlichen Pontoppidan gesammelt worden sind. Namentlich ist auf Taf. VII. Fig. 3 eine Urne abgebildet, welche über einer starken Ansbauung einen vollkommen ausgebildeten Kopf mit erhabener Ansarbeitung aller einzelnen Theile zeigt, auf welchem eine flache Mütze sitzt.

Es ist interessant, wenn man diese Urne mit denen von Clusium in dem grossen Bilderwerk von Micali vergleicht, zu sehen, eine wie grosse Aehnlichkeit in der weiteren Ausstattung vorhanden ist. Auch bei ihm sieht man manchmal Arme in Haut-Relief oder in voller Freiheit hervortreten; sie sind in bittende Stellung zusammengefügt; sie halten Gefässe u. dergl. Ganz ähnlich sind auch an der peruanischen Urne mit grosser Freiheit, freilich in höchst kurioser Weise fast sämtliche Glieder des Körpers ausgeführt oder wenigstens angedeutet. Es geht daraus hervor, dass allerdings analoge Formen ganz unabhängig entdeckt und ausgeführt werden können, und dass man in einem ganz andern Welttheil auf Gefässe gekommen ist, die im Grossen und Ganzen den von mir besprochenen parallel stehen.

Micali legt bei der Untersuchung der etruskischen Urnen grossen Werth auf die besondere Physiognomie der Gesichter; er glaubt herauszufinden, dass

der alt-italische Typus in der Form der Gesichter auf diesen Urnen wiedergegeben sei*). Ich bin nicht in der Lage gewesen, über diesen Punkt zu einem eigenen Urtheil zu kommen. Aber die Frage liegt gewiss nahe, wenn wir bei uns eine grosse Zahl von Gesichtsurnen mit überraschend ähnlicher Physiognomie finden: haben wir es mit Urnen zu thun, welche eine einheimische Bevölkerung gearbeitet und in die Gräber niedergelegt hat? sollen wir in diesen Gesichtern die Typen unserer Pomerellischen Urbewohner suchen? oder sollen wir annehmen, es habe ein eingewandertes Volk diese Typen mitgebracht? Ich fühle mich nicht befähigt, die letztere Frage bestimmt zu beantworten und zwar deshalb nicht, weil auf blosser Abbildungen hin eine Entscheidung zu treffen unsicher erscheint. Die niedrige Technik der Verfertiger unserer Vasen kommt hinzu. Ich will daher nur erwähnen, dass die hohe Nasenwurzel, die kurze, spitze, schmale, stark hervortretende Nase, die stark geschwungenen Augenbrauen an keinen einheimischen Stamm erinnern.

Dagegen kann ich allerdings nicht leugnen, dass eine Reihe anderweitiger Beobachtungen, z. B. die Bronzewagen, welche an verschiedenen Stellen unseres Vaterlandes gefunden worden sind und die ich vielleicht später zum Gegenstande einer Mittheilung machen werde, mich allerdings sehr geneigt machen, auf gewisse Beziehungen unserer Vorfahren zu etruskischen Stämmen zurückzugehen. Auch die Urnen fordern zu solchen Vergleichen auf. Die mützenartigen Deckel erinnern an etruskische Kopfbedeckungen. Micali (Monum. Tav. CXIV.) hat die Abbildung einer in Arezzo gefundenen und jetzt im Museo del Coll. Romano aufbewahrten Brönzestatuette eines etruskischen Pflügers, der eine ganz ähnliche Mütze, nur ohne Griff, trägt. Ebenso finden sich an den Kanopen von Clusium (Tav. XV. N. 1—2) Köpfe mit 3 in einander gehängten Ringen in den Ohren. Es lässt sich daher wohl die Möglichkeit aufstellen, dass auf dem Wege des Handels derartige Artikel hereinbefördert oder wenigstens gewisse Modelle erworben worden sind, welche sodann hier nachgebildet wurden. Begreiflicher Weise könnte man aber auch auf die Frage kommen, ob nicht diese Gegend, so nahe an der See, an der Mündung eines grossen Stromes, der Endpunkt einer grossen Handelsstrasse, wirklich der Sitz einer grossen Handelscolonie gewesen ist, und es liegt nahe, den Gedanken Nilsson's aufzunehmen: haben wir hier nicht eine phöniciſche Colonie vor uns?

Auch bei den ägyptischen Kanopen findet sich auf dem Bauche gewöhnlich eine Reihe von Hieroglyphen, und obwohl sie sehr verschieden von den Kreisen, Linien und Thierfiguren unserer Gesichtsurnen sind, so nehmen beide doch eine ganz analoge Stellung ein. Zeichnungen, denen verwandt, wie sie unsere Gesichtsurnen bieten, kommen dagegen anderswo im Norden vor. Nilsson (Das Bronzealter. Aus d. Schwed. Hamb. 1863. S. 9. Nachtrag.

*) Micali, Storia degli ant. pop. ital. p. 11.

Hamb. 1865. S. 42) hat von dem Kivik-Monument und dem Wilfara-Stein in Schonen uralte Zeichnungen abbilden lassen, die er auf phöniciſchen Priesterdienſt bezieht. Namentlich die Pferde auf dem Wilfara-Stein ſehen den Thieren auf unſeren Urnen ſehr ähnlich. Am häufigſten ſind bekanntlich Abbildungen von Schiffen auf Felſen und Steinen in Scandinavien*), wie ſie ſich auch auf Bronzegeräthen wiederfinden.**) Von norwegiſchen Felſen-Einzeichnungen wurden bei dem letzten internationalen Congreſſ für prähiſtorische Archäologie in Copenhagen Zeichnungen vorgelegt***), wo unter zahlreichen Schiffen auch einzelne Thiere und Geräthe vorkommen, welche verhältnißmäßig ſehr groſſe Ähnlichkeit mit den unſrigen darbieten.

Ich will auf dieſe an ſich ſo rohen Zeichnungen und auf dieſe immerhin ſehr zweifelhaften Uebereinstimmungen keinen zu groſſen Werth legen. Weitere Unterſuchungen werden erſt feſtzuſtellen haben, inwieweit Verbindungen von beiden Seiten der Oſtſee her ſtattgefunden haben. Indeſſ erinnere ich daran, daß gerade dieſe Gegend in alten Ueberlieferungen bezeichnet iſt als diejenige, wo die Gothen übergewandert ſind. Vielleicht wird es doch möglich ſein, einen gewiſſen Anhaltspunkt zu finden für die Erläuterung von Verhältniſſen, die vielleicht ſtattgefunden zu einer Zeit, wo das Licht der Geſchichte ſchon anderswo hell leuchtete, über unſerm Lande jedoch noch tiefes Dunkel lag. Denn die Zeit, in welche wir unſere Urnen zu verſetzen haben, wenn ſie auch, wie ich angegeben habe, einer verhältnißmäßig ſpäten Bronzeperiode angehört, dürfte immerhin eine für uns vorhiſtorische ſein.

Ich lege ſchließlich noch einige Sachen vor, welche von demſelben Orte herſtammen, von wo ich meine Urne empfang, aus der Nähe von Bohlschau. Es wird mir geſchrieben, daß etwa 50 Schritt von einander, nahe dem Ufer eines kleinen Fluſſes, zwei Grabſtätten ſich befanden, in welchen je eine Urne ſtand, die mit ſchwarzen, aus Sand, Aſche und kleinen verbrannten Knochenreſten beſtehenden Maſſen gefüllt war. Das eine dieſer Gefäſſe war eine groſſe Thonurne, das andere eine Metallurne. Letztere war leider faſt ganz durch Roſt zerſtört. Ich erhielt nur ein Paar ſehr ſtarke und groſſe eiſerne Ringe, welche am Rande derſelben beweglich eingelassen waren, einen ſtarken eiſernen Bügel und eine Reihe platter Bruchſtücke, die zum Theil mit Bronzeroſt bedeckt waren; darunter auch ein Stück ſehr feines Bronzeblech mit einer Reihe feiner runder Oeffnungen. Da es mir von Intereſſe zu ſein ſchien, zu unterſuchen, ob namentlich Blei in der Bronze enthalten ſei, das in den italiſchen Bronzen ziemlich ſtark vertreten iſt, ſo habe ich Herrn Liebreich gebeten, die chemiſche Analyſe zu machen. Er theilt mir mit, daß kein Blei darin nachzuweiſen war. Auſſerdem iſt noch eine Reihe eiſerner

*) Worsaae, Zur Alterthumskunde des Nordens. Leipz. 1847. Taf. XIV. XV. Hansen, Mém. de la soc. des Antiquaires du Nord. 1840—44. p. 139. Pl. IX.

**) Worsaae, Nordiske Oldsger. Kjöbenh. 1859. S. 36. Fig. 171—175.

***) Bévve des Cours ſcientifiques. Paris 1870. Nr. 13. p. 200.

Gegenstände gefunden worden, unter andern der Griff, sowie ein Theil des Blattes und der Scheide eines sehr sauber gearbeiteten, mächtigen, doppelschneidigen Schwertes, zwei grosse Schildbuckel, zwei über die Fläche zusammengebogene, sehr lange Lanzenspitzen und ein ganz aufgewickeltes, grosses Schwert, — letzteres offenbar zum Zweck des Unterbringens in der Urne zusammengedrückt. Man kann also nicht in Zweifel darüber sein, dass hier Krieger beerdigt worden sind. Leider bin ich jedoch nicht in der Lage, nach dem, was mir mitgetheilt worden ist, beurtheilen zu können, inwieweit dieser letztere Fund in directer Beziehung zu den Gesichtsurnen steht. Wie es scheint, ist eine solche Beziehung nicht vorhanden.

Jedenfalls meine ich, dass wir unser Augenmerk auf diese Art von Funden richten müssen, welche durch unverkennbare und charakteristische Eigenthümlichkeiten viel nähere Aufschlüsse über gewisse Verhältnisse der Entwicklung des Volkes darbieten, als wir aus bloss mathematischen und einfach ornamentalen Linien gewinnen können. Jede derartige, mit besonderen Figuren ausgestattete und mit Ausbildung des künstlerischen Sinnes angeführte Arbeit hat offenbar einen hohen Werth, und da sich in unserm Lande eine viel grössere Menge von Gesichtsurnen, als in irgend einem andern Culturlande findet, so ist es um so mehr nothwendig, dass alle Nachrichten darüber sorgfältig gesammelt werden.

Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas.

Von Robert Hartmann.

III. *)

§ 12. Leider lässt sich die Naturgeschichte des altägyptischen Menschenstammes nicht mit wenigen Worten ausführen, Dank dem Vielen und vielfach von einander Abweichenden, welches darüber bereits veröffentlicht worden. Ich sehe keine Möglichkeit vor mir, in dieser meiner Arbeit gewisse Wiederholungen zu vermeiden, zumal hier, wo ich aus dem vorigen Jahrgange zu recapituliren habe.

*) Vergl. Jahrgang I. dieser Zeitschr. S. 135—158, §. 8—11.

§ 13. An das oben Gesagte zunächst anschliessend fühle ich mich wieder von Neuem zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlasst, dass ich den in Aegypten stattgehabten Einwanderungen von Bewohnern Syriens und der arabischen Halbinsel, dieser Hauptwohlande der Syro-Araber, einen verhältnissmässig nur geringen Einfluss auf die Ausbildung des neuägyptischen Typus zuzugestehen vermag. Die doch unumstösslich feststehende Thatsache einer Wiederkehr des altägyptischen Volkstypus der monumentalen „Retu“, im neuägyptischen macht die von geschichtlich-grübelnder und sogar von ethnologisch-speculativer Seite stets rüstig und unverdrossen ausgesprochene Meinung, es sei der gegenwärtige Anwohner des Nils in Said, Dostanfeh und Misr-Bachireh, weit eher Syroaraber, als Aegypter, gänzlich zunichte. Es bleibt vielmehr der heutige Bebauer des Pharaonenreichs weit eher Retu, als Syroaraber oder irgend sonst etwas Nichtägyptisches. Am allerdeutlichsten tritt das aber in den Districten Mittel- und Oberägyptens hervor. Hier sieht man in Städten und Dörfern, auf Bazaren und an Landungsplätzen, auf Aeckern und an Schöpfrädern immer die bekannten Gestalten aus den memphischen Pyramiden- und aus den thebaischen Königsgräbern, aus den Tempelhallen von Denderah, Gurneh, Karnak und Luqsor wieder, genau Dieselben in Physiognomie, Gliederbildung, selbst in der Haltung (vergl. Jahrgang I. dies. Zeitschr. S. 156*). Pruner ist der Ansicht, dass sich entweder der siegreiche (in Aegypten eingedrungene) Araber gar nicht oder doch nur wenig mit dem ägyptischen Bauernstande vermischt, oder dass dieser jenem im Laufe der Zeit seinen gesammten Typus so vollständig aufgedrückt habe, dass er selber zum Aegypter geworden**). Auch ich bin der festen Ueberzeugung, dass die nach Aegypten verpflanzten syroarabischen Elemente in der dortigen einheimischen Bevölkerung zu ihrem grössesten Theile aufgegangen seien. Reinen Syroarabern, Repräsentanten ihres Bevölkerungstypus, begegnet man übrigens in ganz Afrika nur noch in den directen Ankömmlingen aus Asien, und in deren unmittelbaren Nachkommen, deren es ja z. B. an der Ostküste von Afrika, zwischen Cap Guardafui und Halbinsel Cabaceira wohl giebt, woselbst ansässige Südaraber eine wichtige politische und commerzielle Rolle spielen. In der grossen einheimischen Bevölkerungsmasse von Aegypten, Maghrib und Sudan, dagegen würde man vergeblich nach solchen reinen syroarabischen Bevölkerungselementen

*) Ferner R. Hartmann: Reise des Freiherrn A. v. Barnim in Nord-Ost-Afrika in d. J. 1859 und 1860. Berlin 1863. 4. Anhang XLIII. Ders. Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865. S. 215 ff. Das neueste Oelbild meines Freundes, Malers Wilhelm Gentz, „ein Märchenerzähler (Scha-er)“ zeigt eine Menge wohl überkommener monumentaler Köpfe unter der modernen, herumkauernden Strassenbevölkerung der „Ueberwindenden“. Diese eine Schöpfung, des so hervorragenden, so genau beobachtenden und so unendlich treu zeichnenden Künstlers, welcher das Studium des Orientes sich zur Lebensaufgabe gemacht, wiegt mit der überzeugenden Kraft seiner bildlichen Darstellungskunst viel mehr, als bogenlanges Geschreibsel.

***) Ueberbleibsel S. 13.

suchen. Zwar wird uns ja noch immer von Reisenden sowohl, wie auch von Ethnologen und Geographen des grünen Tisches mancherlei Schönes vorzählt von den „rein- oder echtarabischen Physiognomien“, von der „durchaus arabischen“ Kopfbildung ganz unzähliger afrikanischer, angeblich rein-arabische sein sollender Stämme.*)

Ich habe mich auch bereits im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 157) gegen eine hier und da herrschende Annahme verwahrt, welcher zufolge die Kopten als die einzigen und alleinigen modernen Träger des Retu-Typus dargestellt werden. Die Kopten zeigten sich zur Zeit des islamitisch-arabischen Einfalles in Misr's Gefilde wohl mehr mit fremden Elementen verquickt**), als später, nachdem, im Laufe von Jahrhunderten, fremdes Element durch uneingeborenes bereits wieder zersetzt worden war (Note Nr. VI). Bei den Kopten haben die Abgeschlossenheit der ihrer (bekannterweise jakobitisch-christlichen) Religion mit unwandelbarer Treue anhängenden Stammesglieder und die in Folge dessen eifrig gepflegte, engere und erweiterte Familienzeugung den Retu-Typus im Ganzen, jedenfalls noch etwas reiner fortgeerbt, als es die (ägyptischen) mehr kosmopolitischen Bewegungen anheimfallenden Moslemin gekannt. Trotzdem ist der Fellach im Allgemeinen doch ebenfalls Aegypter, ebenfalls Träger des Retu-Typus, wie der Kopte, geblieben. Sind auch wirklich etliche Fellachgemeinden durch lokale Verhältnisse dazu gedrängt worden, etwas mehr Blut arabischer Eindringlinge in sich aufzunehmen, wie andere, so vermögen dennoch derartige vereinzelte Vorkommnisse keineswegs den Charakter der Gesamtheit zu stören. Pruner bemerkt, dass die auf dem Lande lebenden, ackerbauenden Kopten sich physisch in nichts von den islamitischen Fellachen unterscheiden***): ihre Frauen mit dem blauen

*) Jahrgang 1869 d. Zeitschr. S. 157. Vergl. ferner Hartmann: Entwurf einer Karte der Karawanenstrasse zwischen Dabbeh und Khartum. Zeitschr. für allgemeine Erdkunde. N. F. Bd. XII, S. 197—200. Derselbe: Skizze der Landschaft Sennâr. Das. Bd. XIV, S. 153. Ders.: Naturgeschichtlich-medizinische Skizze u. s. w. S. 210—212, S. 251—254. Ders. Medicinische Erinnerungen aus dem nordöstlichen Afrika. Reichert und du Bois-Reymond's Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftl. Medicin, Jahrgang 1868, S. 95.

**) Hierauf könnte man des Makrizi übrigens doch etwas hyperbolische Angabe beziehen: „Die ganze Masse des Volkes von Aegypten, Copten genannt, sei ein vermisches Geschlecht gewesen, so dass man nicht mehr unterscheiden gekannt, ob Jemand unter ihnen von Koptischer, Habessinischer, Nubischer oder Israelitischer Abkunft gewesen u. s. w. (Geschichte der Kopten. Deutsch von F. Wüstenfeld. Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen histor. philos. Classe. III, S. 49).

***) E. W. Lane sagt Folgendes: „Die Kopten unterscheiden sich nur wenig von der grossen Mehrzahl ihrer muslimischen Landsleute; letztere sind hauptsächlich Abkömmlinge von Arabern und zur Religion der Araber übergetretene Kopten, und sind daher den christlichen Kopten in ihren Gesichtszügen ähnlich. Zuweilen finde ich es schwer einen Unterschied zwischen einem Kopten und einem Muslim zu bemerken, ausser einem gewissen unterwürfigen und finsternen Ausdruck des Gesichtes, welcher die ersteren gewöhnlich auszeichnet; und die Muslimen lassen sich oft täuschen, wenn sie einen Kopten mit weissem Turban sehen. Wir bemerken bei letzteren in den verschiedenen Breiten des Landes dieselben Schattirungen der Farbe wie bei jenen, von einem blassen Gelb bis zu einem dunklen Bronze oder Braun“. (Sitten und Gebräuche der brutigen Aegypter. A. d. E. von Dr. J. Th. Zenker. II. Aufl. Leipzig. III. Bd., S. 169.)

Hemde angethan und mit dem Haushalte beschäftigt, würde auch der geübte Physiognom und Ethnograph für Fellachweiber halten*).

Ich selbst bin während unseres Aufenthaltes in Nord-Ost-Afrika alten von Berlin mit herübergebrachten Vorurtheilen zu Liebe eifrigst bemüht gewesen, in Kopten und Fellachen völlig von einander getrennte Bevölkerungselemente zu erkennen. Allein derartige Bemühungen erwiesen sich mir bald genug als ein gänzlich unnützes Beginnen. Wenn ich auch anfangs hier und da, noch von jenem Vorurtheile gedrückt, in Leuten, die mir als Kopten bezeichnet wurden, etwas ganz Specificisches und zwar echt Alt-ägyptisches, in anderen, die mir als simple Fellachen angegeben wurden, sogleich wieder etwas Specificisches, nämlich Arabisches, Semitisches erkennen zu müssen glaubte, so emancipirte ich mich doch frühe von solchen vorgefassten Ideen und gewöhnte mich daran, die Leute total unbefangen nach der Methode der vergleichenden Naturforschung in's Auge zu fassen. Ich gewöhnte mich ferner auch bald an die logisch völlig zu begründende Methode einer Vergleichung der Lebenden mit den Todten. Eine durch Jahre lang immer wiederholte Auffrischung des Selbstgesehenen, ein immer erneuetes Studium der Denkmäler, Handzeichnungen, Photographien, namentlich aber weitere vergleichende Betrachtungen über die asiatische und gesamt-afrikanische Ethnologie, haben mich in meinen Anschauungen nur noch bestärken können. Endlich werde wieder mal bemerkt, dass die ägyptischen, islamitischen Städter, welche sich Masra, Aufad-Masr oder Ahl-Masr, Beni-Masr, Ahl-Beled zu nennen pflegen, ebenfalls Nachkommen der alten Nilbewohner seien, wenngleich das in den Städten mehr entwickelte Harim- und Sklavenleben, die Ansammlung Fremder (namentlich zu Cairo, Alexandrien, Port-Saïd, Ismailieh, Suez) noch eher die Beimischung anderen Blutes ermöglicht, als die einfachen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung.**)

*) Ueberbleibsel S. 15.

**) Vergl. Jahrgang 1869. S. 157. Skizze der Nilländer, S. 220, Reichert's und du Bois' Archiv a. a. O. Ganz gewöhnlich leitet man den Hauptanprall der arabischen Molemin gegen Aegypten vom Eroberungszuge des Amr-Ibn-el-Asi her (Jahr 18 der Hedjirah, 639 der christl. Aera). Allein es ist bekannt genug, dass dieser islamitische Heerführer anfänglich über nur wenige echt-syroarabische Truppen verfügt, welche dann durch Beduinen der arabischen und libyschen Wüste, durch christlich-ägyptische Ueberläufer, nubische Strolche u. s. w. verstärkt wurden. Fanatischer Eifer für den neuen Glauben und physische Abhärtung hatten die keuschen, der Wüste entsprossenen Streiter des Halbmondes dazu befähigt, die durch Jahrhunderte der politischen Zerrissenheit, der dogmatischen Verwirrung und der christlich-mönchischen Ascese verderbten Nachkommen der Seti, Ramesses und Nekao ihrem Willen zu beugen. Auch nach der Eroberung blieb anfänglich die Zahl der moslimischen Eindringlinge eine verhältnissmässig nicht grosse. Makrizi erwähnt, „dass die Gefährten des Propheten und ihre nächsten Nachfolger bei der Eroberung Aegyptens nur wenig Wohnplätze in den angebauteu Gegenden gehabt, dass alle Oerter in sämmtlichen Provinzen voll von Kopten (d. h. also christlich-ägyptischeu Urbewohnern) und von Griechen gewesen, dass sich der Islam in Aegypten erst nach dem ersten Jahrhundert der Hedjirah nach und nach ausgebreitet habe“ (Geschichte der Copten. D. v. Wüstenfeld a. o. a. O. S. 54 Anm.).

Der Leser verzeihe diese Weitschweifigkeit. Allein wenn man bedenkt, wie wenig Klärung bei uns, wie auch bei unseren Freunden jenseit des Kanals, wie selbst jenseit des Rheines, trotz der Arbeiten eines Pruner, über diesen Gegenstand vorhanden, so wird man es schon der Mühe werth erachten, etwas stark auszuholen. Wir wollen ja damit alte, durch Generationen nachgedachte und nachgeschriebene Vorurtheile zerstören und das ist leider gegenüber der Hartnäckigkeit, mit der die eingewurzelte Doctrin das Feld zu behaupten sucht, nicht so leicht.

Im Nachfolgenden will ich es zunächst versuchen, den Körper der alten Aegypter ausführlicher zu beschreiben, dann will ich Einiges über ihr materielles und geistiges Leben hinzufügen. Später werde ich diesen Alten ihre Nachkommen und zwar auch körperlich wie geistig, entgegenhalten. Danach möge nun der Leser entscheiden, ob meiner zwar umständlichen, aber gutgemeinten Auseinandersetzung einiger wissenschaftliche Werth inne- wohne oder nicht.

Unsere Betrachtung muss nun vor Allem dem Knochenbau der Alten zugewandt werden, hinsichtlich dessen mir das im vorigen Jahrgange S. 144 erwähnte Material zu Gebote gestanden. Der Haupttheil des Skeletes aber ist der Schädel, die „wahre Hauptsache“ der Osteologie, wie Hyrd so richtig sagt, nicht allein, sondern die Hauptsache jeder anthropologischen Untersuchung. Ich bin deshalb auch bemüht gewesen, zur Illustrirung dieser Zeilen passende Schädelabbildungen herzustellen, auch werde ich Schädelmessungen und Schädelbeschreibungen hinzufügen. Das Rumpf- und Extremitätenskelet werden natürlicherweise ebenfalls ihre Berücksichtigung finden. *)

Später sind denn nun immer und immer Nachschübe von Einwanderern syroarabischer Familien nach dem Nilthale erfolgt und ganz so geht es noch bis auf den heutigen Tag. Allein diese Einwanderungen von nicht zahlreichen Individuen (Soldaten, Kaufleuten, Handwerkern, Bauleitern u. s. w.) sind ebensowenig geeignet, den ägyptischen Autochontentypus umzuwandeln, als dies durch in Aegypten abenteuernde Franken, Osmanen, Nuhier, Sennarier, Abyssinier, geschehen konnte.

Ebenso wenig hervortretende Spuren wie die erwähnten Einwanderungen, haben nun auch noch früher diejenigen von Griechen (zu Amosis und seiner Nachfolger Zeit, in der Periode der Ptolemäer), von Persern und Römern in der ägyptischen Bevölkerungsmasse in physischer wie psychischer Beziehung zu hinterlassen vermocht. Endlich darf man den Einwirkungen statthabter und noch stattfindender Kreuzungen zwischen Aegyptern und eingewanderten nubischen Beräbra, sowie mit eingeführten Sklaven aus allen möglichen Gebieten Ost- und Inner-Afrika's nicht einen zu gewichtigen Einfluss auf den physischen Zustand der Urbewohner des Pharaonenlandes zuerkennen. Dergleichen Kreuzungen vermögen inmitten dieser autochthonen Bevölkerung so wenig durchschlagend zu wirken, als die Kreuzungen mit europäischen und asiatischen Stammesgenossen in älterer und neuerer Zeit. Eine grosse, compacte, in sich entwickelte, körperlich und geistig im Allgemeinen gut begabte Volksmasse lässt sich eben durch einige Beimischung von auswärtigen Elementen physisch und psychisch nicht so völlig umodeln.

*) Diese letzteren Auseinandersetzungen möchten den anatomisch-gebildeten Fachgenossen überflüssig erscheinen. Allein ich muss doch bemerken, dass mir dergleichen bei der ziemlich ausgedehnten Tendenz dieses Blattes den nicht anatomisch-geschulten Lesern gegenüber durch billige Rücksicht geboten erscheint.

Was die Herstellung von Schädelabbildungen im Allgemeinen anbetrifft, so finde ich hier zunächst Veranlassung dazu, die häufig allzu grosse Sorglosigkeit zu rügen, welche dabei selbst von Seite bedeutenderer Fachmänner an den Tag gelegt wird. Wie selten trifft man doch in den eine craniologische Arbeit begleitenden Abbildungen auf consequente Einhaltung der Stellungen der abzubildenden Schädel. Nicht wenige neuere Craniologen scheinen sich leider über die Anforderungen, welche überhaupt an eine zweckentsprechende Schädelabbildung gestellt werden sollen, mehr oder weniger unklar geblieben zu sein. So befeissigte sich selbst Blumenbach fast nie einer festen Durchführung bestimmter, eine genaue Vorder- oder Seitenansicht bietender Schädelaufstellungen, er wählte z. B. in seinen *Decades* sehr häufig unvollständige Facestellungen u. s. w. In ähnlicher Weise sind die Schädeldarstellungen bei Prichard*), in Fitzinger's Abhandlung über AWARENSCHÄDEL**) gehalten. Wahrhaft verquälte Stellungen beobachtet man in Owen's Anhang zu P. Du Chaillu's Reisebuche über das Ashangoland.

H. Welcker hat in seinem sonst so schönen Werke über Wachstum und Bau des menschlichen Schädels die Stellung seiner „perspectivisch“ gezeichneten Crania in $\frac{1}{2}$, auch $\frac{3}{4}$ Profil geben lassen, indem es ihm nach seinem eigenen Ausspruche darauf angekommen, „mittelst der Abbildung das Physiognomische gewisser Schädelformen zur Anschauung zu bringen, da ja auch der Schädel als Portrait behandelt sein wolle, eine Wahrheit, die auch Blumenbach, ein grosser Kenner der bildlichen Darstellung, so wohl zu würdigen gewusst.“***) Ich meinestheils kann mich nun aber für einen derartigen Modus der Schädelabbildung keineswegs begeistern, vor Allem nicht für die Anwendbarkeit desselben hinsichtlich der Rassenschädel. Ich schliesse mich in dieser Beziehung vielmehr durchaus dem von C. Vogt ausgesprochenen Tadel an, der sich namentlich darauf richtet, dass solche den Schädeln gegebene Stellungen einen Hauptzweck der Abbildungen, nämlich ihre Vergleichbarkeit, beeinträchtigten. †) Carus, K. E. v. Bär, Morton, Lucas, Ecker, Vogt, Landzert, Davis, Hensel, Fritsch u. A. ragen in dieser Hinsicht durch grosse Exactheit hervor.

*) Z. B. in den Ausgaben von Norris und von Roulin.

**) Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften V.

***) A. o. a. O. Leipzig 1862, S. XIII.

†) Vorlesungen über den Menschen. Giessen 1863, 64. I, S. 86. Ich verlange übrigens auch für physiognomische Rassenabbildungen ein möglichst strenges Festhalten an der reinen Profil- und reinen Facestellung. Nun bin ich freilich selbst Derjenige, welcher im vorliegenden und in den folgenden Aufsätzen häufiger dieses letztere Postulat missachten wird und leider missachten muss. Ich bin ja zu sehr von meinem eigenen, unter ganz besonderen Schwierigkeiten mühselig zusammengeschleppten Materiale abhängig (vergl. auch Jahrg. 1869, Heft III, S. 256 dies. Zeitschr.). Trotz alledem wird man mit diesem, wie ich denke, in einiger Fälle gebotenen Material immer wohl etwas anfangen können. Ich mache auch gelegentlich hier darauf aufmerksam, dass bis jetzt kaum unsere neueren, in photographischen Aufnahmen geübten Forscher, Jäger, Fritsch und Lamprey ausgenommen, ihre physiognomischen Rassenabbildungen

Nach meinem eigenen Dafürhalten empfiehlt sich nun vor Allem die vorherige photographische Aufnahme von Schädeln für deren weitere ikonographische Bekanntmachung. Der nicht im Zeichnen geübte Craniologe giebt mit Photographien dem Kupferstecher, Lithographen und Holzschnneider ein zuverlässiges und in den Details genaueres Material in die Hände, als in Gestalt von Zeichnungen. (Ueber Craniographen s. Note VI).

Lässt man die photographische Aufnahme vervielfältigen*), so gewinnen die Fachgenossen dadurch zugleich einen hübschen, für Vergleichung und Kontrolle dienlichen Stoff. Aber die photographische Schädelaufnahme muss in die Hände sehr intelligenter Techniker gelegt werden, welche auch im Stande sind, ihre Aufgabe zu begreifen und der Methode wirksame Hülfe zu leisten. Ein gewöhnlicher photographischer Handwerker, der einen ihm übergebenen Schädel in den Tag hinein hier gerade, da schief, bald halb, bald ganz en face oder en profil aufstellen und exponiren will, kann für unsere Zwecke nichts nützen. Hierbei sind die Hinzuziehung eines photographischen Künstlers und dabei noch die genaueste Anweisung von Seiten des auftraggebenden Forschers von Nöthen. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass eine solche Anweisung nicht überall leicht zu ertheilen ist, und dass es oft Mühe kostet, selbst sehr tüchtige, aber mehr an malerisches Portraitiren, gewöhnte Lichtbildner nach dieser Richtung hin zu schulen. Am besten ist es freilich, wenn der Forscher, selber Photograph, seine eigene derartige Thätigkeit auch selber zu regeln vermag. Dazu kommt freilich ein schädelgerechter Professor nicht häufig, wenigstens nicht ein deutscher, denn Ausgaben für andere Zwecke als wissenschaftliche, wie z. B. Wittwenkassenbeiträge, auch häusliche Misère, verkümmern ihm leicht die Mittel, eine für seine Zwecke so wichtige Kunst, wie die Photographie, selbigen betreiben zu können. Nun bringt freilich eine photographische Aufnahme bald einmal unnützes, für das Verständniss gelegentlich sogar störendes Beiwerk mit in das Bild, wie zu grelle Lichteffecte, dem Specimen selbst anhaftende Flecke, Krustentheile u. s. w. Dergleichen können aber durch eine vorsichtig an-

nach genauer Profil- und Facestellung wiedergegeben. Namentlich haben in dieser Hinsicht unsere bedeutenden Künstler, wie z. B. Choris, H. Vernet, M. Rugeudas, Prisse, G. Richter, W. Gentz gegen die von uns erörterten Normen gefehlt, Normen, die, wie mir oft genug begegnet, von Adepten, von Kunst anstrebbenden Dilettanten, oder über Kunst schwatzenden Laien meist als steif, hölzern, unmalersich u. s. w. getadelt, ja z. Th. gänzlich verworfen werden. Nun gebe ich zwar vollkommen zu, dass Jemand, der sehen kann und sehen will, auch an $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ Profilstellungen von Rassenköpfen noch eine leidliche Charakteristik erkennt, allein die Wissenschaft verlangt doch strengere Norm zur übersichtlichen Vergleichung und zwar mit allem Recht. Die bildende Kunst, welche mehr für die Allgemeinheit schafft, bedarf solcher Normen weniger und wird daher öfter die ansprechendere, mehr Leben, mehr Abwechslung gewährende, halbe Profilstellung wählen und nicht Alles nach pedantischer Norm von vorn oder von der Seite darstellen.

*) Leider bildete bisher die geschäftliche Engherzigkeit unserer photographischen Verleger in dieser Hinsicht ein bedauerliches Hinderniss für die Weiterverbreitung in wissenschaftlicher Hinsicht so wichtiger Vorlagen

gewandte Retouche verdeckt werden. Uebrigens sei hierbei sogleich bemerkt, dass ich der Retouche nirgendwo zuviel Macht einräumen möchte, am Allerwenigsten in Händen ordinärer photographischer Geschäftsleute. Nicht wenige der letzteren Kategorie Angehörige sind daran gewöhnt, ihre Photographien schablonenmässig mit dem Pinsel durchzuarbeiten, hier einem eiteln Korporal oder Handlungsbeffissenen den Milchbart anzustreichen, dort einer frechen Bühnenheldin die sinnlich aufgeblähten Nüstern auszuschattiren u. s. w. Alles Oberflächlichkeiten, tagesübliche, für die Wissenschaft wenig werthbare Routine! Ich lasse mir jetzt, nachdem ich selber einiges Lehrgeld gezahlt, die von hiesigen tüchtigeren Photographen anzufertigenden Aufnahmen wissenschaftlicher Gegenstände roh überliefern und retouchire sie mir lieber je nach Bedürfniss entweder selbst, oder ich unterlasse dies auch wohl ganz. Ich weiss dann wenigstens immer, was ich vor mir habe.

Leider ist die directe photographische Vervielfältigung nach dem gegenwärtigen Stande der Sache noch sehr kostspielig, die sogenannte Phototypie nicht minder und somit wird es sich denn vor der Hand da, wo nicht besonders günstige Umstände concurriren, durchaus empfehlen, die fertigen Schädelphotographien von geschickten Kupferstechern, Lithographen oder Holzschneidern für die weitere Publikation verarbeiten zu lassen. Es bietet diese Art der Weiterverbreitung immerhin den Vortheil, dass durch die Hand der ausübenden Künstler das Schädelbild häufig sogar in einer dem Verständniss noch zugänglicheren Form überliefert werden kann, als in Form der Originalaufnahme allein. Uebrigens sollte man möglichst darauf bedacht sein, dem ausführenden Künstler zur weiteren Darstellung die Original-Schädel auch noch neben den photographischen Aufnahmen derselben zu übergeben, um damit Jenen in den Stand zu setzen, selbst die nöthige Kontrolle üben zu können. Ein solches Verfahren wird bei mangelhafteren Schädelphotographien durch die anzustrebende Genauigkeit der Methode sogar geboten.

Lange habe ich geschwankt, ob ich für die in Rede stehenden craniologischen Abbildungen zur vorliegenden Arbeit nicht den Lucae'schen Apparat*), dessen mancherlei Vorzüge ich aus eigener Erfahrung kenne und auch stets gerne anerkenne, mit dessen Hülfe der Erfinder, sowie die Herren Ecker, Landzert u. A. so brauchbare Schädel Darstellungen geliefert, zur Nachbildung auch meines eigenen Schädelmateriales in Anwendung ziehen sollte oder nicht. Allein ich bin dennoch wieder zur Photographie, als der in einfacherer, weniger Zeit kostender Weise auszuführenden, nicht nur Umrisse, sondern ein detaillirtes, perspectivisches Bild gewährenden Methode zurückgekehrt. Ich stimme ferner auch mit H. v. Nathusius überein, nach dessen Ausspruch selbst geometrische Schädelaufnahmen für exacte Messun-

*) Beschrieben in J. C. G. Lucae: zur Morphologie der Rassenschädel, Frankfurt a. M. 1864, S. 14 und Th. Landzert: Archiv für Anthropologie. II, S. 3, 4. (Vergl. auch C. Vogt: Vorlesungen, I, S. 87 ff.)

gen nicht anwendbar sind und niemals directe Messungen ersetzen könnten. „Wer von dem abgebildeten Schädel eine klare Uebersicht gewinnen wolle, müsse nothwendig Messung und Beschreibung neben dem Bilde benutzen.“ *)

Der Haupttheil dieser Blätter war bereits niedergeschrieben, als ich den in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 12. März 1870 gehaltenen Vortrag des Dr. G. Fritsch „über die Anwendung der Photographie zur Darstellung von Schädelabbildungen im Vergleich zur Anwendung des Lucae'schen Zeichnenapparates“ vernahm. Fritsch ist gänzlich unabhängig von mir zu ähnlichen Aussprüchen gekommen. Er berührt beiläufig die Nothwendigkeit, die durch Benutzung von Lucae's Apparat in natürlicher Grösse des Objectes gewonnenen Zeichnungen (mit dem Storchschnabel) verkleinern zu müssen, auch er erwähnt, dass Messungen sich an solchergestalt gewonnenen Zeichnungen nicht genau durchführen lassen, da die Schiefheit der Objecte Fehlerquellen eröffnet. Directe Messungen an den Schädeln seien weder bei geometrischen noch photographischen Aufnahmen zu vermeiden. Auch der Vortragende pries die genauere Detaillirung der photographischen Aufnahmen und wies die den letzteren (meist aus Unkunde) gemachten Vorwürfe zurück. **)

Wem nun hinlänglicher Raum und ausgiebige Mittel zu Gebote stehen, die Abbildung der Antlitz-, Seiten-, Scheitel- und Hinterhaupts-, ja womöglich auch noch diejenige der Grundbeinansicht eines jeden ikonographisch darzustellenden Schädels veröffentlichen zu können, der wird sich des Vortheiles eines *embarras de richesses* erfreuen. Ueber einen solchen vermag freilich nicht Jeder zu verfügen. Es kann damit sogar ein überflüssiger Luxus getrieben werden. Meines Erachtens genügen die Antlitzansicht (*Norma facialis*), die Seitenansicht (*N. lateralis*), die Scheitelansicht (*N. verticalis*), um die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten eines Schädels bildlich zu charakterisiren. Zwar bemerkt C. E. v. Bär, dass die Hinterhauptsansicht (*Norma occipitalis*) des Schädels besonders instructiv sei, indem der Umfang des Hinterhauptes von einer deutlich fünfeckigen Gestalt, die bald mehr hoch, bald mehr breit sei, durch Abrundung der Ecken in eine Ellipse oder in einen Kreis übergehen könne***). Indessen lassen sich die Eigenthümlichkeiten der Hinterhauptsansicht, die bei sonst in naturgemässer Weise entwickelten Schädeln kaum je sehr bedeutungsvolle Abweichungen aufweisen wird, ganz gut und zwar am ehesten nach der von Bär selbst (a. o. a. O. S. 54) gegebenen Bezeichnungsweise, beschreiben, was dagegen bei den Antlitz-, Seiten-

*) Abbildung von Schweineschädeln zu den Vorstudien für Geschichte und Zucht der Hausthiere. Berlin 1864, S. 22.

**) Eine genauere Darlegung von Dr. Fritsch's Ansichten über diesen Gegenstand wird der stenographirte Bericht im Sitzungsbülletin der Berliner anthropolog. Gesellschaft, Heft II, Jahrg. 1870 dieser Zeitschrift, bringen.

***) Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen in Göttingen. Leipz. 1861. S. 47.

und Scheitelnormen nicht immer so genau ausführbar sein dürfte. Gewisse Eigenthümlichkeiten der Hinterhauptsregion finden auch schon in der Seitenansicht ihren vollen Ausdruck, so z. B. die Stellung und Entwicklung des äusseren Hinterhauptsstachels, die Stellung des Zitzenfortsatzes u. s. w. Bei den künstlich verbreiterten Schädeln der Peruaner, Philippinenbewohner u. s. w., dagegen werden bildliche Darstellungen der Hinterhaupts- und selbst der Basilarnorm zu unabweisbaren Bedürfnissen. Uebrigens gewähren uns viele der vorzüglichsten craniologischen Schriften, u. A. das oben citirte Werk über den Göttinger Anthropologencongress selber, nur die Antlitz-, Seiten- und Scheitelansicht der abgebildeten Schädel. Wenn ich es aber auch einestheils nicht für einen Fehler erklären kann, die Schädelabbildungen in Fällen, in denen Sparsamkeitsgebote es erheischen, auf Wiedergabe dreier vorzüglich wichtiger Normen zu beschränken, so vermag ich doch andererseits nimmermehr einem allzu übertriebenen Kargen in dieser Beziehung das Wort zu reden.

Morton's sonst so treffliche und in reicher Zahl gewährte Abbildungen altägyptischer Schädel sind, eine einzige Figur auf Taf. XII angenommen, sämmtlich nur nach der Seitenansicht gezeichnet worden. Zum Glück sieht man dieselben meistens mit Konsequenz nach einer Richtung, d. h. alle mit dem Antlitze nach rechts, gekehrt. Selbst Pruner giebt in seiner vorzüglichen Abhandlung über die alten Aegypter in den Memoiren der pariser anthropologischen Gesellschaft (I, Taf. 12, 13) nur die Antlitz- und nur die Seitenansicht der von ihm als typische abgebildeten Mumien Schädel. Gerade hier wäre aber die Darstellung auch der Scheitelansicht sehr am Platze gewesen. Höchst tadelnswerth erscheint es mir, wenn ein und derselbe Craniolog in seiner Abhandlung für diese Völkerschaft Antlitz-, Scheitel-, Seiten- und Hinterhauptsansicht, für eine benachbarte, verwandte oder fremde dagegen Antlitz-, Scheitel- und Hinterhauptsansicht, für eine dritte, ebenfalls entweder nahestehende oder fremde Nation wieder Antlitz-, Scheitel- und Basilaransicht abbildet. In dieser Beziehung ist eben ein consequentes Verfahren erste Bedingung. Wohl dem, welcher seine Abbildungen in natürlicher Grösse zu bringen vermag, wie es C. G. Carus im Atlas der Cranioscopie, Lucae z. Th. in seiner Morphologie der Rassenschädel, K. E. v. Bär in den *Crania selecta*, C. Vogt in seiner Arbeit über die Mikrophalen, Davis und Thurnam in ihrem Prachtwerke: *Crania britannica* gethan haben. Leider werden jedoch immer nur wenige unserer Forscher im Stande sein, über den dazu nöthigen Raum zu verfügen. Auch muss wohl berücksichtigt werden, dass mit so grossen, stattlichen Tafeln verzierte Werke die Herstellungskosten gleich ganz gewaltig vermehren. Durch solche Rücksichten werden denn auch die meisten Craniologen sich gezwungen fühlen, ihre Schädelabbildungen zu reduciren. In einer Zeitschrift vom Formate der vorliegenden versteht sich Letzteres ganz und gar von selbst.

In Bezug auf die unserm Hefte beigelegten Abbildungen von Mumien-

schädeln bemerke ich beiläufig, das dieselben, der dunkelbraunen (von harziger Imprägnation herrührenden) Färbung der Originale wegen etwas entschieden im Tone gehalten wurden. Da nun die Aussenfläche der Originale durch Ueberreste zurückgebliebener resinöser Umgiessung, deren vollständigste Entfernung auch bei sorgfältiger Präparation ohne gleichzeitige Anschabung der äusseren Tafel nicht gelingen wollte, etwas glatt geblieben, so musste dies auch schon im Steindrucke berücksichtigt werden. Man wird daher hier vergeblich nach Wiedergebung von Knochenleistchen, Höckern, Löchern suchen, wie sie unsere späteren Darstellungen der Oberfläche nicht einbalsamirter Schädel in stärkerem oder geringerem Grade bieten sollen. Einige kleine Unfertigkeiten nun, welchen man hier bei Betrachtung dieser ersten menschlich-craniographischen Versuche eines aufstrebenden Künstlers, wie A. Meyn, begegnen wird, können in Zukunft leicht verpieden werden. Sie sind zum Glück auch nicht bedeutend genug, um die Brauchbarkeit der Abbildungen zu beeinträchtigen. Man trifft leider! deren noch viel schlimmere in hervorragenden craniologischen Werken der Neuzeit.

Es ist mir nicht selten passiert, dass Jemand von vornherein eine Schädelabbildung als unrichtig tadelte, weil er sich nicht darin finden konnte, die dargestellten Normen aufeinander zu beziehen und sich daraus eine entsprechende Vorstellung zu bilden. Es kann nicht genug anempfohlen werden, gerade in dieser Hinsicht erst genau zu prüfen, bevor geurtheilt werde.

Messungen am Lebenden, am Skelet und namentlich am Schädel gehören zu den wichtigen Aufgaben unserer Forschungen. Schädelmessungen sollen uns in dieser Arbeit gehörig beschäftigen. Ich habe zwar bereits früher eindringlich davor gewarnt, an diese Untersuchungsmethode in einseitiger Weise allzu kühne Hoffnungen zu knüpfen*). Indessen gewährt uns die Craniometrie (wie sich dies an von einander sehr abweichenden Formen bereits mit nur wenigen Zahlen darthun lässt), ein Hilfsmittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Selbst bei sehr ähnlichen Formen leiten uns die Zahlen, sind ihrer nur nicht allzuwenige, oft weit sicherer in der Schätzung der Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander, als dies die sorgfältigste Beschreibung vermag.

Es fragt sich nun, wie und wo sollen die Schädel gemessen werden? Aeby sagt a. o. a. O. S. 5: „Die Methode der Messung muss sich an den ganzen Organismus des Schädels anschliessen und eine stereoskopische Anschauung desselben in den drei Richtungen des Raumes gestatten, sie soll, wo immer möglich, aber auch dazu dienen, die Schädelform als solche in einfachen Linien darzustellen; denn Zahlentabellen sind nicht Jedermanns Sache und Vielen wird es schwer, den Begriff der Zahlen in denjenigen der

*) Vergl. Jahrgang 1869. S. 32, 33. Man vergleiche ferner die ganz vortreffliche Behandlung der hier in Anregung gebrachten Fragen bei Aeby: Die Schädelformen des Menschen und der Affen. Leipzig 1867, S. 5, S. 57 ff.

räumlichen Anschauung zu übersetzen. Ein Versuch in dieser Richtung ist meines Wissens nur von Welcker in seinen sogenannten Schädelnetzen gemacht worden*); die Form des Kopfes ist dabei jedoch ganz aufgegeben und sie leisten für die Versinnlichung der wirklichen Kopfform kaum mehr als die Zahlen selbst. Die Messung muss aber namentlich auch so eingerichtet werden, dass sie mit Leichtigkeit die individuellen Schwankungen hervortreten lässt. Im Allgemeinen ist gewiss viel zu wenig Aufmerksamkeit darauf gerichtet worden zu erfahren, innerhalb welcher Grenzen eine gewisse Form variiert, ohne die Norm zu verlassen. Wir haben bereits betont, wie nirgends vielleicht wie in der Anthropologie der einzelne Fall nur durch Verbindung mit anderen Fällen Werth erhält; durch nichts lassen sich aber getrennte Formen so leicht wie durch Zahlen zusammenschmelzen. Je grösser die Reihe der einzelnen Beobachtungen, um so sicherer werden die gewonnenen Mittelwerthe der Individualität abgestreift und sich zum Ausdruck des reinen Typus erhoben haben. Endlich ist es aber wiederum die Messung, welche allein einer Anforderung Genüge zu leisten vermag, die an jede Vergleichung ähnlicher Gebilde gestellt werden muss. Nur Gleichwerthiges kann wirklich verglichen werden; auch die Schädel müssen demnach vor Allem gleichwerthig gemacht werden, um einen sicheren Schluss auf ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zu gestatten. Es geschieht dies in der Weise, dass alle Grössen auf ein und dasselbe im Schädel selbst enthaltene Maass bezogen werden. Die von Aeby aufgestellten Principien zur Messung von Schädeln sind in einer anderen Schrift desselben Forschers ausführlich dargestellt worden**). Verf. sucht in seiner weiter oben citirten „die Schädelform u. s. w.“ betitelten Arbeit, die mit Hilfe dieser Methode gewonnenen Resultate näher darzulegen. Bekanntlich handelt es sich bei Aufstellungen von Aeby's Principien darum, alle Schädelmaasse auf eine gemeinsame Grundlinie zu reduciren, welche zwischen Hinterhauptsloch und Siebbeineinschnitt des Stirnbeines gezogen, sich auch am nicht durchsägten Schädel mit Sicherheit bestimmen lässt. W. Krause verlangt nun, dass vor Allem die Wachsthumgrösse der einzelnen Schädelknochen in bestimmten Richtungen gemessen werde, denn es könne dieselbe Form bei verschiedenen Schädeln ohne Zweifel durch verschiedenes Wachsthum verschiedener Knochen factisch hervorgebracht werden***).

Ich gebe zu, dass die hier angedeuteten, cinerseits von Aeby, andererseits von Krause befolgten Gesichtspunkte einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth haben, und dass es sehr vortheilhaft sein würde, wenn man derartige Gesichtspunkte bei Anstellung aller Schädelmessungen im Allgemeinen

*) Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. I. Theil. Leipzig 1862. S. 24.

***) Eine neue Methode zur Bestimmung der Schädelform des Menschen und der Säugethiere. Braunschweig 1862. Schon Huxley hatte seine basiscranial axis als Einheit empfohlen.

***) Archiv für Anthropologie, I, S. 252 Weiter ausgeführt von Dr. Sasse das. II, S. 101 und nochmals von Krause das. III, S. 136.

als Grundlage benutzen wollte. Ich komme später auf dieselben zurück, indem ich im Anhange Messungen meiner Aegypterschädel auch nach den Methoden anderer Forscher zu veröffentlichen gedenke. Es ist bereits von mehreren Seiten dagegen geeifert worden, die Schädel nur an ihrer Oberfläche zu untersuchen, und nicht auch zugleich den Innenraum derselben der Kontrolle durch den Maassstab zu unterwerfen. So stellt z. B. unser Lucae die Forderung, dass man den zu untersuchenden Schädel durch einen senkrechten Schnitt von hinten nach vorn und von oben nach unten vorsichtig öffnen, die auseinander genommenen Schädelhälften nach stattgehabter Untersuchung durch Drathhefte vereinigen und so das Ganze wieder zusammenfügen solle. Das ist sicherlich sehr schön! Man kann wohl von vornherein zugestehen, dass die durch Substanzverlust bei Führung des Sägeschnittes erzeugte Fehlerquelle zu unbedeutend sei, um eine besondere Würdigung zu verdienen. Auch würden sich bei mit aller Vorsicht angestellter Zusammenfügung der auseinandergesägten Schädelhälften Beschädigungen der also behandelten osteologischen Präparate vermeiden lassen. Und trotz alledem lässt sich die übrigens so erspriessliche Methode, den Schädellinnenraum etwa nach den oben berührten Vorschlägen behufs Anstellung von Untersuchungen, besonders aber von Messungen, in Betracht zu ziehen, nur in den selteusten Fällen zur Anwendung bringen. Denn nur wenige Directionen öffentlicher anatomischer Sammlungen und womöglich noch weniger die Besitzer von Privatmuseen möchten sich dazu herbeilassen, eine derartige Behandlung der ihrer Obhut anvertrauten oder ihr Eigenthum bildenden Präparate zu gestatten. In solchen Dingen spricht der sogenannte leidige *Usus* ein bedeutendes Wort, zumal die Aufsichtsbehörden, deren wir im Schoosse des Staatsleben nimmer entrathen werden, bei solchen Eingriffen sich vielleicht nicht zustimmend äussern dürften. Ich selbst spreche aus Erfahrung in dieser Angelegenheit, und viele Fachgenossen werden mir Recht geben. Aus vielseitiger Rücksicht auf einen durch Jahrzehnte geheiligten *Usus* vermag ich selbst, z. B. die im Berliner anatomischen Museum befindlichen Schädel nicht mit der Säge anzugreifen. Mir würde es sogar peinlich sein, bei Entleihung fremder, mir sonst vielleicht mit grosser Liberalität bewilligter Schädelpräparate zugleich um Erlaubniss zur Aufsägung zu petitioniren. Uebrigens könnten sich die allgemeinen anthropologischen und prähistorischen Kongresse, deren es in unserem modernen Europa alljährlich irgend eine neue Auflage giebt, wohl gelegentlich mit Verhandlung solcher in den internationalen wissenschaftlichen Verkehr tief eingreifender Fragen, wie die Art der Benutzung gegenseitig als Studienmaterial zu leihender Skelete und Skelettheile u. s. w., überhaupt mit grösstmöglicher Regelung des gegenseitig zu leistenden Unterstützungs- und Tauschverfahrens beschäftigen, als sich gar zu ausschliesslich tief mit Einzelheiten über Steinsplitter, Topfscherben, Bronzereifen, Knochenfragmente u. dgl. aus irgend einer Fundstätte, mit Höhlenkannibalismus n. s. w. zu beschäftigen. Vielleicht liesse sich da doch eine gewisse Einigung erzielen, welcher

gegenüber einzelne Eigensinnige aus Furcht vor Blamage nicht mehr Widerstand leisten möchten. Uebrigens gewährt auch eingehendere Betrachtung der „äusseren Schale“ manche Gelegenheit, nicht allein das Allgemeinere bei Schädeln zu kennzeichnen, sondern selbst sogar individuelle Eigenthümlichkeiten und Schwankungen festzustellen. Ich behaupte mit Welcker, dass man znnächst gründliche und umfassende Messungen am äusseren Schädel anstellen müsse, auch frage ich mit Welcker, ob man etwa auf die Messung des äusseren Schädels verzichten solle, weil man denselben durchsägen und sein Inneres zugänglich machen könne?

Bekanntlich existiren ziemlich viele Schemata für die Ausführung von äusserlichen Schädelmessungen u. A. nach Virchow, Bär, Huxley, Welcker, Ecker. Ich selbst habe nicht das Bedürfniss empfunden, ein neues aufzustellen, mich vielmehr mit einem aus den schon vorhandenen zusammengestellten begnügt. Dasselbe scheint mir den nöthigen Erfordernissen zu entsprechen. Ich werde diesem Schema daher in dem nachfolgenden cranio-logischen Texte den Hauptplatz einräumen, jedoch in einem Anhang (Note VII) auch Maasse meiner Schädel nach den Methoden von Pruner, B. Davis und W. Krause geben. Nach Pruner und Davis nämlich, um gewisse Vergleichen mit dem reichen, von ihnen abgehandelten Materiale zu ermöglichen, nach Krause, um auch einem Verfahren gerecht zu werden, dessen vielfache Vorzüge ich anerkenne. Mir handelt es sich hier zunächst um Angabe solcher Zahlen, die eine leichte Vergleichbarkeit mit den früher von mir an anderen Schädeln (afrikanischen) gewonnenen, zulassen. Ich betrachte die Schädelmessung als eine nothwendige Ergänzung der Schädelbeschreibung und der Schädelabbildung. Je mehr Material daher zur Messung vorhanden, desto besser*). Nun glaube ich zwar keineswegs, mit Demjenigen, was ich bei dieser Gelegenheit zu bieten vermag, die Osteologie der altägyptischen Köpfe nur einigermaßen erschöpfend behandeln, indessen hoffe ich damit dennoch unsere Kenntniss des Baues dieses interessanten Volkes wenigstens etwas fördern zu können. Nach dieser Richtung hin muss ja ein jeder Beitrag erwünscht sein.

Uebrigens pflege ich mich bei meinen Messungen folgender Instrumente zu bedienen: 1) eines Tasterzirkels mit nicht zu dünnen Branchen, 2) eines

*) A. Ecker sagt in Bezug auf seine an deutschen Schädeln angestellten Messungen, dass er auf solche der Körper der Schädelwirbel, der Capacität, überhaupt auf Messungen, die sich nur am durchsägten Schädel veranstalten liessen, verzichtet, da es ihm namentlich darum hätte zu thun sein müssen, an einer grossen Anzahl von Schädeln Messungen vornehmen zu können, die also schon deshalb keine complicirten hätten sein dürfen. Dass solche Messungen Manches zu wünschen übrig liessen, verkenne er, Verf., keineswegs, er glaube aber, dass bei Untersuchungen, wie die ihm vorliegenden, auch die genauesten Messungen nur weniger Schädel nie den Vortheil bringen könnten, wie eine, wenn auch weniger genau durchgeführte einer grossen Reihe. Im ersteren Falle werde man immer Gefahr laufen, Unwesentlichem eine zu grosse Rolle zuzuschreiben (*Crania Germaniae Meridionalis Occidentalis*. Freiburg i. Br. 1865. S. 3).

Stangenzirkels, nach Art des Schnstermaasses geformt, mit nach innen zu schräg abgefeilten Branchen, 3) eines nach Welcker's Angabe*) construirten, festen Millimeterstabes, auf welchem ich die an den Branchen des Tasterzirkels und des Stangenzirkels mit dem gewöhnlichen Zirkel genommenen Maasse abstecke**), 4) eines (biegsamen) Fischbein- und eines Bandmaasses. Das Fischbeinmaass benutze ich zur Kontrolle mancher mit dem Bandmaasse ausgeführter Messungen. Leider sind die Bandmaasse dehnbar, sowohl die aus bedrucktem Leder als auch die aus bemaltem Körper verfertigten. Man kann sie aber für diese und jene Distanzen wieder besser als das Fischbeinmaass gebrauchen, mit dem man dann immer ohne Zeitverlust wenigstens gewisse Linien nachzumessen vermag. Es kommt bei diesen Dingen ja nur auf einige Übung an, um fertig damit handthieren zu lernen. Selbstverständlich folge ich dem metrischen Systeme.

In meinen Tabellen wird man die folgenden Messungspunkte angegeben finden.

A. Mit dem Bandmaasse genommen:

1) Von der Nasenstirnbeinnaht bis zum Hinterrande des Hinterhauptsloches über die Wölbung der Stirn-, Scheitel-, Hinterhauptsbeine hinweg.

2) Von der Nasenstirnbeinnaht über die Wölbung des Stirnbeines bis zur Kranznaht.

3) Länge der Pfeilnaht.

4) Von der Kranznaht längs der Pfeilnaht über die Hinterhauptswölbung hinweg bis zum Hinterrande des Hinterhauptsloches. Worm'sche Knochen schliesse ich da, wo dieselben gänzlich in der Continuität einer Naht befindlich, in das Maass derselben mit ein, wo dergleichen aber an der Berührungsstelle dreier Nahtzüge befindlich sind, ohne der einen oder anderen ausschliesslich zugerechnet werden zu können, messe ich dieselben besonders. Ich füge übrigens eine Angabe des Sachverhaltes anmerkungsweise hinzu.

5) Von der Mitte zwischen den Stirnbeinhöckern über die Wölbung der Schädeldecke hinweg bis zur hervorragendsten Stelle am Hinterhauptsbeine.

6) Vom Hinterrande des Warzenbeines in gleicher Höhe mit dem Unterrande der äusseren Gehöröffnung über die Schädelhöhe hinweg bis zum entsprechenden Punkte der anderen Seite.

7) Breite des Stirnbeines. (Grösste Br. an der Kranznaht.) Länge des Stirnbeines s. unter 2.

8) Länge des Hinterhauptsbeines von der Pfeilnaht über die Protuberantia hinweg bis zum Hinterrande des Hinterhauptsloches.

9) Breite des Hinterhauptsbeines. (Grösste Br. an der Lamdanaht).

10) Breite des Scheitelbeines, von der Pfeilnaht über die grösste Wölbung hinweg bis zur Schuppennaht. Länge dies. Knochens, entsprechend.

*) Archiv für Anthropologie I. S. 97, Fig. 36.

**) Etwas umständlich, aber gut!

11) Horizontalumfang, nach zweierlei Methoden, nämlich entweder a) über die Stirnbeinhöcker und etwa 1 Cent. oberhalb des äusseren Hinterhauptstachel, oder b) über den Alveolarfortsatz des Oberkiefers, die äussere Gehöröffnung, den Zitzenheil des Schläfenbeines, die Hinterhauptsschuppe, hinweg.

B. Mit dem Tasterzirkel.

- 12) Von der Mitte zwischen den Stirnbeinhöckern bis zur hervorragendsten Stelle am Hinterhauptbeine.
- 13) Grösseste Breite, einerlei wo, z. B. an den Scheitelbeinhöckern.
- 14) Von der Ohröffnung his zur Glabella.
- 15) Von ebenda bis zur hervorragendsten Stelle am Hinterhauptbeine.
- 16) Von der Nasenstirnheinnah bis zum Vorderrande des Hinterhauptloches.
- 17) Länge und Breite des Stirnbeines.
- 18) Länge und Breite des Scheitelbeines (in der Mitte der Suturränder).
- 19) Länge und Breite des Hinterhauptbeines.

C. Mit dem Stangenzirkel.

- 20) Vom Vorderrande des Hinterhauptloches bis zum Vorderende der Gaumennaht am Alveolarrande der Oberkieferbeine.
- 21) Länge des harten Gaumens vom Alveolarrande längs der Gaumennaht bis zum hinteren Nasenstachel.
- 22) Länge der Nasenheine, längs des vorderen Randes derselben gemessen.
- 23) Breite der Augenscheidewand zwischen den Berührungsstellen des Nasentheiles des Stirnbeines und des Thränenbeinkammes.
- 24) Höhe }
25) Breite } der vorderen Nasenöffnung.
- 26) Länge der Oberkieferheinnah vom vorderen Nasenstachel bis zum Alveolarrande.
- 27) Abstand der beiden Keilbeinstachel von einander.
- 28) Abstand der Spitzen der Warzenbeine von einander.
- 29) Länge des Hinterhauptloches. Breite desselben.
- 30) Grösseste Jochbreite.
- 31) Abstand der Stirnbeinhöcker von einander. Bekanntlich variiren dieselben ganz unngemein hinsichtlich ihrer grösseren oder geringeren Ausbildung (was freilich auch bei den Scheitelheinhöckern und bei noch anderen Hervorragungen an der äusseren Schädelfläche der Fall). Man kann sich nun, wie schon Welcker anempfiehlt*), dadurch helfen, dass man im Einzelfalle in einer Anmerkung die Beschaffenheit der Stirn- und Scheitelhöcker kurz her-

*) Archiv für Anthropologie I, S. 95.

vorhebt. Zur genaueren lokalen Bestimmung der Stirnhöcker kann man sich mit Vortheil eines von Welcker in Vorschlag gebrachten Verfahrens bedienen, und dasselbe ebenso auf die lokale Bestimmung der Scheitelböcker anwenden*).

Die Messung der Höhe des Schädels vollführe ich mit dem Stangenzirkel, dessen eine Branche auf die Ebene des Hinterhauptsloches, an dessen Vorder- und Hinterrand, gelegt wird, während die andere Branche die grösste Schädelwölbung berührt. Auch messe ich die sogenannte aufrechte Schädelhöhe nach K. E. v. Bär. Letzterer sagt: „Es hängt nicht nur der Atlas nach hinten über, sondern auch der Kopf auf ihm, was durch die Richtung des Foramen magnum mehr oder weniger ausgedrückt wird. Die Höhe, welche der Kopf bei aufrechter Stellung von hinten zeigt, findet man, wenn man einen Arm eines Stangenzirkels an den hinteren Rand des Foramen magnum setzt, ihn parallel mit dem oberen Rande des Jochbogens haltend, und den anderen Arm an die Wölbung des Scheitels legt. So gemessen, legt sich die Wölbung des Scheitels bei den meisten Köpfen viel gleichmässiger an.“**)

Die Gesichtshöhe lässt sich endlich zwischen Nasenstirneinaht und Alveolarrand des Oberkiefers messen.

Am Unterkiefer messe ich den Abstand des inneren Kinnstachels vom Winkel, die Höhe von der Horizontalen bis zur Spitze des Kron- und bis zur grössten Wölbung des Gelenkfortsatzes, Alles mit dem Stangenzirkel.

Uebrigens halte ich bei meinen Messungen einen gewöhnlichen Zirkel, Lederstreifen, Schnur und Touche, Dinte oder weichen Bleistift bereit, u. s. w. jederzeit etwaige andere Messungen (z. B. an den hinteren Nasenöffnungen, an der äusseren Gehöröffnung u. s. w.) vornehmen, auch um eine etwaige Kontrolle ausführen zu können.

Die Anführung des Höhen-, des Breiten- und des Breitenhöhenindex gehört endlich zu der wichtigsten bei jeder anthropologischen Untersuchung und darf auch hier nicht fehlen.

§ 14. Kehren wir nunmehr nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu unseren specielleren über die altägyptischen Schädel zurück. Obwohl bereits mannigfache Untersuchungen über „Mumienschädel“ angestellt worden sind, so war doch anher das Ergebniss derselben für die Bestimmung der nation-

) Man visire, die Schädelbasis gegen sich haltend, das Profil der Stirnhöcker; der Schädel wird mithin so gehalten, dass der Horizontalumfang des Stirnbeines den Horizont bildet. Auch die flache Stirnhöcker würden in diesem Falle eine geringe Vorwölbung zeigen, deutlich genug, um mit der Bleifeder über den Gipfel jedes derselben einen senkrechten, der Stirnmitte parallelen Strich fallen zu können. Nun wird der Schädel von der Seite visirt und wenn das entsprechende Profil des Stirnhöckers gefunden ist, eine horizontale (in den Horizontalumfang fallende) Linie gefällt. Das so entstandene Kreuz wird bei Wiederholung des Versuchs seine Stelle so gut wie nicht wechseln. A. o. a. O. S. 95.

**) Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen in Göttingen u. s. w. Leipzig 1861, S. 50. Vergl. auch A. Ecker: *Crania Germaniae Meridionalis Occidentalis*, S. 3.

len Stellung ihrer früheren Inhaber, die eine Pruner'sche ausgenommen, ein recht dürftiges gewesen. Höchstens war man damit wieder auf die Verwandtschaft der Aegypter mit „Hindu's“ gekommen, oder man hatte die Ueberzeugung vom echt „kaukasischen Schädelbau“ dieser Menschen gewonnen, man hatte sie unmittelbar mit den Hottentotten zusammenzuwerfen gesucht, Ideen, für welche die Ausführungen Josaphat Hahn's einen ebenso kühn gedachten, wie sonderbar dargelegten Commentar liefern*). Was ist doch in unserer jungen Wissenschaft bis jetzt nicht schon Alles dagewesen! Man ist weit in die Ferne geschweift, wo das Gute so nahe lag. Wenigen ist es eingefallen, sich unter den afrikanischen Nachbarstämmen der Aegypter selbst nach Verwandten für dieselben umzusehen!

Wenn schon die früheren Untersuchungen über die Schädel und Skelete der Mumien, abgesehen von mancher wackeren Förderung unserer anatomischen Detailkenntniss derselben, nur höchst wenigen ethnologisch verwerthbaren Stoff geliefert (vergl. vorigen Jahrgang, Heft II), so lässt sich das leider in fast gleichem Grade auch von vielen neueren Arbeiten behaupten. Ich will dies im Folgenden darzuthun suchen.

Blumenbach hat, wie ich bereits im vorigen Jahrgange auf S. 141 ganz kurz erwähnt, in den Decades den Schädel einer ägyptischen Mumie in Dec. I Tab. I, den noch mit Weichtheilen bedeckten einer anderen in Dec. IV Tab. XXXI, den einer dritten in Dec. VI Tab. LII abgebildet und beschrieben. Gewisse Einzelheiten dieser genauen Beschreibungen werde ich bei meinen späteren eigenen Darstellungen altägyptischer Crania berücksichtigen. Dasselbe soll mit Soemmering's in seinen Consequenzen mir unzutraglich erscheinenden Beobachtungen dreier Mumienschädel geschehen**). Blumenbach kommt hinsichtlich der Verwandtschaft der Indier und Aegypter auf craniologischem Wege zu dem Schlusse: „Ipsam vero analogiam ultro et luculenter probat biga craniorum istarum gentium quae non obstante sive aevi quo vixerunt, sive terrarum quas incoluere distantia, ita ad amussim inter se conveniant at in collectione mea vix ac ne vix quidem alias duas dissitarum nationum calvarias sibi adeo persimiles videre liceat. Conveniunt ut universo habitu ita praesertim fronte, facil ad malas angustiore, nasi ossibus parum prominulis sed a glabella leviter decurrentibus, et orbitis amplis.“***)

Auch giebt Blumenbach weitere anatomische Einzelheiten in einer in den Philosophical Transactions MDCCXCIV p. 174 veröffentlichten Arbeit: On some Egyptian Mummies etc. (Vergl. auch vor. Jahrgang S. 141.)

Sehr schön ausgeführt und auch für die craniologische Untersuchung nutzbar, sind die in dem antiquarischen Atlas zur Descript. d'Egypte II, T. 49, Fig. 1, 2, dargestellten zwei ♂ mit Weichtheilen bedeckten Mumienköpfe.

*) Zeitschrift der Gesellschaft für Ethnologie zu Berlin u. s. w. Jahrg. 1869.

***) De corporis humani fabrica I, p. 70.

***) Dec. VI, pag. 8. Bengalensis cranium Tab. LIII.

Einen solchen, eines ♀ Individuums, hat auch Granville abgebildet. Die völlig übersichtliche Schädeldecke zeigt den charakteristischen Habitus des Weiberschädels*). Granville liefert ferner eine Abbildung des Beckens (Tab. XX), er giebt auch Körper- wie Beckenmaasse seiner Mumie. Er fügt hinzu: „Weit davon entfernt irgend einen Zug von äthiopischem Charakter zu verrathen, hat dieser Theil unserer Mumie eine Bildung, welche in jeder Beziehung von der europäischen Schädelform abweicht (S. 14). Verfasser vergleicht dann das von ihm abgebildete Mumienhaupt mit dem von Blumenbach in Decas III dargestellten Schädel einer Georgierin, mit welchem jener vieles gemein haben sollte**).

Pettigrew schliesst sein durch den Abdruck einer vergleichenden Darstellung von Körpermaassen verschiedener Mumien verdienstliches Resumé über die „physical history of the Egyptians“ mit dem Ausspruche: „I have seven heads in my collection, and with the exception of one specimen, that of the mummification of Th. Saunders, there is not the slightest approximation to the Negro character.“***)

Leider habe ich den von Vimont in dessen *Traité de Phrénologie* 1836 pl. C. Fig. 2, sowie den von Carus in dessen *Atlas der Cranioscopie*, Heft II, abgebildeten Mumienkopf nicht in Vergleich ziehen können.

S. Morton hat i. J. 1844 137 Aegypterschädel, in demselben Jahre deren noch 17, i. J. 1851 deren noch 23, erhalten. Sein Material hat im Ganzen aus 140 alt- und 37 neuägyptischen Schädeln bestanden†).

*) *Philosophical Transactions* MDCCCXXV pl. XXI.

**) Auf ärztlichem Wege habe ich Gelegenheit gehabt, zwei ältere mingrelische Weiber, eine junge Frau aus der achalziger Gegend (Imeretli) und zwei junge georgische Mädchen zu sehen. Der ganze Typus dieser Personen zeigte sich himmelweit vom ägyptischen verschieden. Meines Erachtens lässt die Blumenbach'sche Abbildung in ihrer übelgewählten Stellung eine Vergleichung mit Granville's Profildarstellung kaum einmal zu. Ueber Rassenschädel Caucasiers vergleiche übrigens B. Davis *Thesaurus craniorum*. London 1867, p. 126 ff. (Note VIII). Granville fährt dann fort: „Es lässt sich behaupten, dass Cuvier's auf Untersuchung von über fünfzig Mumienköpfen gegründete Ansicht bezüglich des kaukasischen Ursprunges der Aegyptier in den im Vorstehenden erörterten Beobachtungen eine Stütze findet, und dass die auf des Negertypus basirten Systeme durch fast sämtliche neueren, sicherlich höchst genauen Forschungen über diesen Gegenstand hinfällig gemacht werden. Es ist eine merkwürdige und von mehr als einem Reisenden beobachtete Thatsache, dass in Oberägypten ganze Familien gefunden werden, bei denen der allgemeine Character des Kopfes und des Antlitzes dem der ausgeschnittensten Mumien von Theben und nicht weniger auch den auf den alten Denkmälern dieses Landes abgebildeten menschlichen Figuren höchst ähnlich ist“ (15). „Die Mumien von Sagarah dagegen stehen, wie alle Reisenden anerkennen, denen aus Oberägypten weit nach und können deshalb bei Untersuchungen über die Kunst des Einbalsamirens bei den alten Aegyptern nicht in Konkurrenz gezogen werden“ (21), was sehr richtig ist. (Vergl. vor. Jahrg. S. 153.)

***) *A history of Egyptian mummies*. London MDCCCXXXIV, p. 166.

†) *Crania aegyptiaca. Observations on a Second Series of Ancient Egyptian Crania in Proceedings Acad. Nat. Soc. Philadelphia Oct. 1844 p. 8—10.* — *Catalogue of Skulls 3 ed. 1849.* In Van der Hoeven's *Catalogus craniorum diversarum gentium, Lugduni Batavorum 1860.* geschieht keiner Mumienschädel Erwähnung.

Williamson bemerkt: „Im „Army Medical Museum“ befinden sich elf Mumien Schädel und zwei (d. h. noch vollständige) Mumienköpfe. Die betreffenden Schädel haben die unter Europäern überwiegende ovale Form. Sie sind alle wohlgebildet; die Schläfenleisten sind sehr entwickelt und liegen hoch am Kopfe; die Stirn ist hoch und eben, im Allgemeinen ohne hervortretende Augenbraunbögen, die Nasenbeine stehen hoch und sind schön gebogen, der Oberkiefer ist gerade, die Zähne sind eben und an den Kronen platt, die Schneidezähne klein, dick und rund, nicht, wie gewöhnlich, abgeplattet und scharfkantig, sondern abgestumpften Kegeln ähnlich. Die Dentes cuspidati (Eckzähne) sind nicht zugespitzt, sondern breit und flach, wie die neben ihnen stehenden bicuspidiati (vorderen Backzähne), wohl eine Folge mechanischer, durch die Beschaffenheit der Nahrungsmittel bedingter Abnutzung. Der Gehörgang liegt nicht höher am Schädel, sondern mit der Basis der Nase in einer und derselben Ebene. Die Knochen sind fest und dicht, jedoch nicht in dem Grade, als dies bei anderen Rassen der Fall und das Gewicht der Schädel ist verhältnissmässig nicht bedeutender. Das Haar war bei keinem der Schädel, als dieselben nach Dublin gebracht wurden, wollig, sondern fein mit der Neigung, sich zu kräuseln und zu Locken zu vereinigen. Der Schädel No. 208 nähert sich einigermassen der Negerschädelform, insofern der Alveolarfortsatz des Oberkieferbeines an der Vorderseite breit und hervorstehend ist und eine dem Schläfenmuskel zur Insertion dienende hoch am Kopfe liegende Knochenleiste besitzt. Die Nasenbeine sind hoch und wohl gewölbt, die vordere Nasenöffnung zeigt europäische Form*). Worm'sche Knochen der Hinterhauptsnaht fanden sich bei drei Schädeln und ebensoviele in der Schläfenbein- und Keilbeinnaht. Das Hinterhauptsloch war gross bei einem, klein bei drei Exemplaren. No. 205: Grosses und wohlgebildetes Cranium. Stirn hoch, glatt und schön gewölbt. Hinterer Kopftheil gross. Leisten für die Anheftung des Schläfenmuskels hoch am Schädel befindlich, bis zum Scheitelbeinhöcker aufsteigend. Alveolarfortsätze geschwunden. No. 206: Schädel wohlgebildet. Stirn hoch, gut gewölbt, Scheitelbeinhöcker und Hinterhaupt vorragend. Leiste die für Insertion des Schläfenmuskels hoch am Kopfe befindlich. Alveolarfortsatz des Oberkieferbeines gross, vorn breit, etwas vorstehend, Nasenbeine nicht stark gewölbt**).

Den Bemühungen J. Czermak's verdanken wir die sehr detaillirte Kenntniss zweier von ihm makroskopisch und mikroskopisch untersuchter Mumien, einer erwachsenen Weibsperson und eines etwa funfzehnjährigen Knaben, beide unbekanntem Fundorts. U. A. äussert sich Czermak über die reinen und schönen Formen des Knabenschädels, der, von oben betrachtet, einen ovalen Umriss zeige. Die Gesichtsknochen würden bei dieser Ansicht völlig von der mächtig entwickelten Hirnschale verdeckt, und nur die Nasenbeine und

*) Was heisst hier europäische Form?

**) Dublin Quarterly Journal of Medical Science. Vol. XXIII, 1857, p. 334 ff.

die Anfänge der Jochbögen ragten an der vorderen Peripherie ganz unbedeutend hervor. Bei der Seitenansicht bemerke man keine Spur von Prognathismus. Das Gesicht sei verhältnissmässig klein und der Kiefer nicht im Mindesten vorgestreckt. An der Nasenlinie biege sich die Profillinie sehr bedeutend ein. Von vorne betrachtet, sei das flache Gesicht auf seine Länge ziemlich breit. Besonders auffallend sei die Breite der wenig gewölbten Nasenwurzel. Die geräumigen Augenhöhlen ständen weit auseinander. Der weibliche Schädel zeige von obenher betrachtet, im Umrisse ein von beiden Seiten abgeflachtes, mehr in die Länge gezogenes Oval. Das Gesicht sei bei dieser Ansicht dem Blicke völlig entzogen. Die geringste Breite sei vorne in der Schläfengegend. Im Profil falle das bedeutende Hervorstehen des Hinterhauptes auf. Die Kiefer seien nicht vorgestreckt. Von vorne betrachtet ergebe sich das Gesicht als sehr breit, im Verhältniss zu den merklich abgeflachten Schläfen. Die Augen ständen weit auseinander; die Nasenwurzel sei auffallend breit, wenig gewölbt, aber aufgerichtet. Die Jochbeine träten stark hervor u. s. w.*). Czermak möchte den Knabenschädel zu Morton's pelasgischem, den Weiberschädel etwa zu dessen ägyptischen Typus stellen.

Wichtig erscheint es mir ferner, auch der Ansichten unseres Anders Retzius über den beregten Gegenstand zu gedenken. „Im Museum des Karolinischen (medicochirurgischen) Museums (zu Stockholm) befinden sich vier Schädel von ägyptischen Mumiën“ n. s. w. — „Der eine von diesen hat einem ägyptischen Manne angehört, der zweite einem älteren, der dritte einem jüngeren Frauenzimmer.“ — „Das Haar auf den Mannschädeln war abgeschnitten, auf dem der Frauenzimmer war es noch vorhanden, eine halbe Elle lang, fast gerade, etwas lockig und ziemlich fein. Bei allen dreien war es hellkastanienbraun. Alle vier Schädel waren von länglich-ovaler Form und von grösserem Umfange, als beim Neger. Bei den Mannschädeln verhielt sich die grösste Länge zur grössten Breite wie 1,37:1. Die Stirn ist schmal, der Scheitel gut gewölbt, die Schläfen sind flach, die Parietalknochen von dem Scheitel nach hinten lang abhängig; das Hinterhaupt lang und schmal. Der eine Mannschädel hat ein grosses Interparietalbein. Der Hinterhauptshöcker geht einen Zoll hinter die Protuberantia occipitalis, welche bei beiden Mannschädeln einen grossen Zacken bilden. Das Conceptaculum cerebelli ist klein und liegt horizontal. Die Linien der Nackenmuskelsätze sind bei allen stark ausgedrückt. Die Warzenfortsätze sind gross, das Hinterhauptloch ist eiförmig, mittelmässig; die Jochbeine, die Jochbögen, die Augenhöhlen und die Wangengruben sind wie beim Neger, aber die Nasenwurzel ist aufgerichtet, wie bei einem Europäer; der untere Nasendorn, welcher beim Neger nicht selten fehlt, ist sehr gross und vorstehend, der Abstand des Nasendorns vom Alveolarrande gross; die Zahnlade gross, die Alveolarränder sind

*) Sitzungsberichte der mathem.-naturwiss. Classe der Kais. Akademie der Wissenschaften, IX. Band, S. 427 ff. (S. 11, 14 des Separatabdruckes, 1852).

hervorstehend; die Zahnwurzeln lang; die Zähne bei dem einen von derselben Form, wie bei den Europäern im Allgemeinen. Bei zweien der anderen sind die Kronen bis an die Hälse abgenutzt. Der Unterkiefer ist nicht hoch, das Kinn schmal, aber abgestutzt, der Alveolarrand nach vorn etwas hervorragend. Die Männerschädel sind dicker als gewöhnlich und stark gebaut. Man kann von diesen Schädeln dasselbe sagen, was Prichard von einem Mumien Schädel im Hunterian-Museum sagt, dass „die Form europäisch ist, mit Ausnahme der Alveolarränder, die mehr vorstehend sind. Demzufolge, was ich nach der macerirten Haut finden zu können geglaubt habe, ist deren Farbe, meiner Meinung nach, chokoladenbraun gewesen. Nach dem, was ich auf diese Weise bei den vorhandenen Schädeln gefunden, verglichen mit den Angaben anderer Schriftsteller, glaube ich, dass sie den Kopten oder uralten Einwohnern Aegyptens angehört haben.“

„Die Völker Afrika's sind sämmtlich Dolichocephalen.“ — „In Afrika fehlt, soviel man bisher weiss, jede Spur brachycephalischer Bevölkerung.“ — Das Carolinische Institut besitzt eine nicht geringe Sammlung afrikanischer Schädel; aus Nordafrika von Abyssiniern, Kopten, Berbern und Guanchen; sie haben alle dieselbe Schädelbildung: grosse, geräumige, ovale Schädel, sehr nahe denen der Araber gleichend. Der abyssinische, ebenso wie der koptische, sind etwas prognathisch“. — „An allen diesen Schädeln, sowohl von Abyssiniern wie von Aegyptern und Guanchen, setzt sich das Schädelgewölbe in einen langgestreckten Bogen plötzlich gegen den hervorstehenden grossen Hinterhauptshöcker ab, welcher auch an den Seiten etwas zusammengedrückt ist; die Scheitelhöcker ragen wenig hervor. Diese Schädelform lässt sich als die herrschende im Küsten- und Hochlande, sowie in den Wüsten des nördlichen Afrika beobachten“ *).

Jüngst hat nun auch Davis in seinem Thesaurus p. 182—186 die Diagnosen von 14 alten und von zwei neuen Aegypterschädeln geliefert. Man vergleiche hinsichtlich der von Davis gegebenen Maasse Note IX.

Ueber ein reiches Material hat auch Pruner verfügt. Ein Theil desselben stammte von dem als tüchtigen Zeichner bekannten Aegyptologen Prisse d'Avennes her. Fast alle vom letzteren mitgebrachten Schädel waren the-

*) Ethnologische Schriften. Stockholm, Leipzig 1864. S. 36, 148, 149. Aus der zu diesem posthumen Werke des hochgeschätzten Fachgenossen vom Herausgeber Gustaf Retzius geschriebenen Vorrede geht auf S. VII hervor, dass A. Retzius Tafeln und Manuscript zu einem theilweise ausgeführten Werke über ägyptische Schädelformen hinterlassen. A. o. a. O. findet sich auf Tafel I, Fig. V ein altägyptisches ♂ Cranium in der Seiten- und Scheitellansicht abgebildet. Die Tafeln sind nach Photographien zu $\frac{1}{2}$ lithographirt worden. In dem Anhang XXIV stellt A. Retzius unter den afrikanischen Völkern die Guanchen, Mohren, Berbern, Kabylen, Kopten und Abyssinier, als Atlanten, den Negern, Kaffern und Hottentotten, als Aethiopiern, gegenüber, eine, meinem Urtheil nach, verfehlte Eintheilungsmanier. Auf S. 36 (Abdruck der bereits früher bekannten Arbeit über die Schädelform bei verschiedenen Völkern) stehen die orthognathen und dolichocephalen Nubier, Abyssinier, Berbern und Guanchen den prognathen und dolichocephalen Kaffern, Hottentotten und Kopten gegenüber.

baische, kaum einer früheren als der 18. Dynastie angehörende, einer war von Memphis, einer von Monfallüt. Ueberdies verfügte Pruner über noch andere Schädel des Museums von z. Th. unbestimmter Herkunft. Später hat wenn ich recht unterrichtet bin, der Aegyptologe Mariette-Bey diese Sammlungen durch reiche Zusendungen noch bedeutend vermehrt.

Unter allen bisher über ägyptische Craniologie veröffentlichten Arbeiten ist die Pruner'sche die einzige, welche uns eine nähere Verknüpfung mit der eigenen ermöglicht. Schon in seinem 1846 erschienenen, „Ueberbleibsel“ u. s. w. betitelten Hefte hatte Pruner die Existenz zweier „extremer Typen“ innerhalb der pharaonischen Bevölkerung nachzuweisen versucht. In seiner neueren Arbeit (*Mémoires de la Société d'Anthropologie*, I, p. 399 ff.) charakterisirt er seine beiden Typen, einen feinen (*type fin*) und einen groben (*type grossier*) noch näher. Der erstere soll sich durch Eleganz und Anmuth der Körperform auszeichnen, sich bereits auf den alten Denkmälern namentlich als Repräsentant des Königshauses vorfinden und mit leichten Unterschieden den Haupttypus des gesammten Aegyptervolkes darstellen. Der grobe Typus dagegen soll plumpe Formen, breite Jochbögen, eine etwas platte, an der Spitze abgestumpfte Nase, eine minder harmonische, klobigere Beschaffenheit des Knochengerüsts, darbieten. Dieser grobe Typus dürfte nach des Verfassers Ansicht das Produkt einer Mischung mit äthiopischen Völkern zu einer Zeit sein, in welcher die hohen Kasten sich vor dem Hyksos-Einfalle nach Süden geflüchtet. Die Denkmäler des neuen Reiches von der XVIII. Dynastie an schienen einer solchen Hypothese selbst in Bezug auf Personen höheren Ranges Vorschub zu leisten. Indessen widersprechen dem doch die Befunde in den der IV. Dynastie entstammenden Hypogäen von Sagarah. Unter allen auf diesen Werken abgebildeten Leuten erkenne man nur im Könige Schaфра und noch in einem einzigen Edlen die Träger des feinen Typus, alle anderen, selbst der Grosspriester, gehörten dagegen dem groben an. Diese letzteren hätten einen sehr verlängerten, in der Scheitelgegend abgeplatteten Kopf.

Pruner giebt nun folgende osteologische Charakteristik zunächst des feinen Typus: „Kleiner, ramassirter, wenig dicker, fester Schädel. Der Scheitel erscheint oval, hinten ein wenig verbreitert, erhoben (*relevé*). Indem nun die Antlitzansicht dieselbe Form darbietet, kann man den Schädel wohl einen harmonischen nennen. Die selten mit kleinen Augenbraunbögen oder mit einem oberhalb der Glatze sich quer hinziehenden Wulste versehene Stirn zeigt Neigung mehr gegen den Scheitel zurückzutreten als gegen die Schläfen; sie ist selten ganz gerade und hat nur ausnahmsweise den die Negerstirn auszeichnenden Längenwulst. Die Seitenränder des Stirnbeines bilden mit der Schädelbasis beinahe einen rechten Winkel. Diese Beschaffenheit der Knochenkapsel des Schädels entspricht einer ziemlich starken Entwicklung der Vorderlappen des Gehirnes. Alles Dies gewährt der Stirn ein „anmuthiges Aeussere“. Die Stirnhöhlen sind klein. Die meistentheils weit

geöffneten Augenhöhlen zeigen eine vertikale Stellung und abgerundete Winkel; ihr Horizontaldurchmesser übertrifft den Vertikaldurchmesser stets um einige Millimeter. Die Nasenbeine bilden an ihrer Wurzel fast eine gerade Linie mit der Stirn, übrigens sind sie unter sehr spitzem Winkel vereinigt und leicht nach unten gekrümmt. Die Nasenwurzel ist zuweilen verdickt, wodurch der Zwischenraum zwischen den Augen vermehrt wird. An manchen Schädeln ist die Nase sogar stumpf, in diesem Falle vereinigen sich die fast dreieckigen Nasenbeine unter weniger spitzem Winkel. Der Oberkiefer ist klein, abgerundet und fast stets völlig orthognath. Der horizontale Ast des Unterkiefers ist kurz, aber gewöhnlich ziemlich hoch, die beiden Winkel sind sehr weit abstehend, im Gegensatz zum Kinn, welches klein und sogar etwas unbedeutend erscheint. Der Gelenktheil des aufsteigenden Astes ist gewöhnlich kürzer als der Kronfortsatz. Der Unterrand ist häufig gebogen. Die Zähne sind immer sehr klein, mit hohler oder flacher Usur, schon in der Jugend mit Spuren von Caries. Die namentlich im Unterkiefer entstehenden Schneidezähne bieten zuweilen eine eher cylindrische als platte Form dar. Man bemerkt den frühzeitigen Schwund der Zahnfächer an den alten Schädeln ebenso wie an den heutiger ägyptischer Städtebewohner. Die Wangenknochen sind klein, abgerundet, vertikal, die Wangenrinnen sind gewöhnlich nicht ausgeprägt. Die Seitenansicht zeigt dieselben rundlichen Contouren, die leicht gewölbten Schläfen und wenig tiefen Schläfengruben, ferner wenig ausgeprägte, niedrige Lineae semicirculares, kurze, dünne und gerade, aussen flache Jochbögen. Selbst bei diesem „schönen“ Typus verbindet sich der Schuppentheil des Schläfenbeines zuweilen direct mit dem Stirnbeine. Die Scheitelhöcker treten im hinteren oberen Drittel des Schädels zum Vorschein. — Das meist abgerundete Hinterhaupt ist in Gegend der äusseren Tuberosität selten eingezogen oder vorspringend. Am unteren Theile seines Schuppentheiles zeigen sich wenig deutliche Muskeleindrücke. Derselbe ist leicht gewölbt und seine Verbindung mit dem oberen Theile der Schuppe geschieht unter einem stumpfen Winkel. Die Gelenkfortsätze des Hinterhauptes sind klein und flach: das grosse Hinterhauptsloch ist elliptisch, sein Hinterrand ist mit dem Gaumengewölbe in gleicher Höhe, sein Vorderrand ist etwas niedriger. Das Gaumengewölbe ist tief, kurz, am Zahnrande abgerundet. Die Gehörgänge haben eine normale Stellung, sie sind mässig weit und, wie sich deutlich wahrnehmen lässt, dem Hinterhaupte mehr, als der Stirn genähert; diese Differenz beträgt einen Centimeter. Die Zitzenfortsätze sind klein und abgerundet.

Der weibliche Schädel ist ohne Ausnahme wohl-charakterisirt durch: Verminderung des Längsdurchmessers (diam. antéro-postérieur), völlige Abrundung des Hinterhauptes, vertikale Entwicklung der hinteren Gegend und allgemeine Feinheit der Züge der Physiognomie“.

Pruner beweist aus seinen Maasstabellen, dass dieser Typus die Mitte zwischen Dolicho- und Brachycephalie hält. Dieselbe Beziehung lässt sich

im Allgemeinen auch auf das Gesicht anwenden. Was das Verhältniss der einzelnen Antlitztheile zu einander betrifft, so erscheint die Nase in Bezug auf die Länge des Untergesichtes etwas kurz. Diese Differenz beträgt bei einigen Individuen bis zu 15 Millim. Die oben berührte, hin und wieder vorkommende Stülpnase findet sich übrigens auch öfters unter den lebenden Repräsentanten des feinen Typus^{*)}.

„Der grobe Typus findet sich noch heut bei Kopten und muselmännischen Fellachen. Der Schädel ist hier umfangreicher und massiver. Von oben gesehen zeigt er ein breites und langes, mehr flaches, als gewölbtes Oval; die Stirn, obwohl an der Basis ein wenig breit, steht zu der beträchtlichen Ausdehnung des Antlitztheiles des Schädels in keinem Verhältniss; sie ist niedrig, weicht nach allen Richtungen zurück, hat vorspringende, convergirende Augenbraunbögen, eine leicht eingedrückte Glatze und über dieser einen bei allen Berbern, Aethiopen und zuweilen auch bei den Hottentotten vorkommenden transversalen, halbmondförmigen Wulst. Die elliptische Form und die geringe Entwicklung des Stirnbeines in seiner Frontalregion stehen zu der beträchtlichen Entwicklung des mittleren Wirbels, namentlich in oberen Theile, in scharfem Gegensatz. Die Stirnhöhlen sind gross, ebenso die Nasenöffnung und die Augenhöhlen, welche letzteren etwas nach Aussen gekehrt und bisweilen so hoch wie breit erscheinen. Die an der Wurzel eingedrückte Nase ragt wenig hervor, ihre Beine sind kurz und zuweilen unter ganz stumpfem Winkel vereinigt. Der Oberkiefer springt mit seinem Zahnrande vor, dieser ist aussenher zuweilen abgeflacht. Seine Wangenfortsätze sind breit und sehr weit abgehend, sie haben bis zu 98 Millimeter Distanz. Die Wangenbeine sind massiv, hoch und am inneren Winkel ihres Unterrandes vorspringend, ihre Gruben sind tief. Der Unterkiefer ist ebenfalls massiv und hoch, das Kinn ist viereckig. Im Profil erscheinen die Jochbögen nach Aussen gekrümmt, die Schläfen sind wenig gewölbt, die Schläfengruben tief, die halbkreisförmigen Linien sehr erhaben, stark ausgeprägt, ebenso zeigen sich die Muskeleindrücke an den Wangen, am Unterkiefer und am Hinterhaupt. Die Scheitelhöcker sind weniger in die Augen fallend als beim feinen Typus. Das Hinterhaupt ist viel schmaler und seine Seitenwandparthie abgeplatteter, die Verbindung beider Theile seiner Schuppe findet unter spitzerem Winkel als beim „schönen Typus“ statt; die Mittelleiste steht bedeutend hervor. Die Zitzenfortsätze sind enorm, zuweilen sogar zweitheilig, auch sind die Hinterhauptsknorren mehr geneigt, als beim „schönen“ Typus. Man beobachtet oft an den Seitenparthien der Lambdanaht Worm'sche Knochen von grosser Ausdehnung. Die Zähne endlich, obwohl viel grösser, sind abgenutzt und krank sowie bei jenem, die Schneidezähne zuweilen eher cylindrisch als platt.

Die Verwachsung der Schädelnähte folgt, wie es scheint, einem ziemlich

^{*)} L. c. p. 403—407.

regelmässigen Gange: sie beginnt am hinteren Theile der Pfeilnaht und findet später am Schläfentheile der Stirn-Seitenwandbeinnaht und endlich in der Mitte der Lambdanaht statt*.

Aus den Pruner'schen Messungen ergibt sich eine ausgeprägtere Dolichocephalie wie beim „schönen“ Typus. Das Gesicht von vorn gesehen ist breiter; und bei einigen Individuen übertrifft sein in gerader Linie gemessener unterer Theil den Nasentheil um 26 Millimeter*).

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur vergleichenden Ethnologie.

Gesammelt in Süd-Amerika, von Prof. P. Strobel in Parma.

Auf meinen Reisen durch das südliche Argentinien und Chili, in den Jahren 1865–1867, hatte ich mir, unter andern, auch die Aufgabe gestellt, Materialien für das Studium der vergleichenden Paläoethnologie zu sammeln. Ich halte es der Mühe nicht unwerth sie zu veröffentlichen, und glaube, dass es am zweckmässigsten in dieser Zeitschrift geschehn könne, da sie sich besonders mit Ethnologie befasst. In gegenwärtigem Aufsätze will ich mich lediglich darauf beschränken, von jenen Thatsachen zu berichten, die ich auf der Reise von Curicó, in Chili, über den Planchonpass, nach Mendoza, in Argentinien beobachtet habe; und es sind deren eben nicht viele. Sollte dieser Aufsatz den Beifall der deutschen Ethnologen sich gewinnen, so würde ich andere darauf folgen lassen.

Pfahlbauten. Aus verschiedenen Gründen wurden und werden noch Bauten auf Pfählen errichtet. Einige sind Wasserbauten, d. h. stecken stets im Wasser, andere bleiben immer im Trocknen, andere sind zeitweise auch vom Wasser umspült. Die Wasserbauten und jene auf trockner Erde werden wohl um Menschen und Vorräthe vor Thieren und Feinden zu schützen so gebaut, der Zweck der anderen Pfahlbauten aber, in der Nähe der Flüsse, ist ein anderer, nämlich der, solche Bauten beim periodischen oder auch ausserordentlichen Austreten der Gewässer vor Ueberschwemmungen sicher zu stellen. — Eigentliche Wasserbauten sah ich auf meiner Reise keine; denn solche wird man schwerlich mehr bei anderen als bei barbarischen Stämmen finden, und ich habe deren keine besucht. Aber hätte ich auch das Ge-

*) L. c. p. 407–409.

biet der unabhängigen wilden Indianer Süd-Argentiniens betreten, so würde ich schwerlich bei diesem nomadischen Reitervolke derlei Bauten gefunden haben; auch ist mir nicht bekannt, dass irgend eine jener Indianertribu auf Wasserbauten wohne. — Von Pfahlbauten im Trocknen spricht Burmeister in seiner Reise durch die La Plata-Staaten, Halle 1861. Er erzählt von Kornmagazinen auf Pfählen in den Pampas, die so gebaut sind, um die Vorräthe vor dem Zahne der Vizcacha (ausg. Bisskatscha) oder des Pampakaninchen, *Lagostomus trichodactylus* Darwin, zu schützen. Ich selbst habe keine davon sehen können; vielleicht weil sie jetzt selten geworden sind, und zwar deshalb, weil auch jene Nagethiere immer minder gemein werden; denn viele Landleute zahlen, seit einiger Zeit, eine Prämie für ihre Ausrottung, die dadurch erreicht wird, dass man ihre Höhlen, Vizeacheras, zerstört. — Hingegen fehlt es in Südargentinien nicht an Pfahlbauten der dritten Art, und selbst nicht an derlei Pfahlbautendörfern. Häuser auf Pfählen, zum Theil recht saubere, giebt es z. B. im alten Bette des Rio Paraná, bei San Pedro, in der Provinz Buenos Ayres, am Fusse der Barranca, oder des steilen hohen Ufers, welches hier von der Ebene oder Pampa, zur rechten des Flusses, gebildet wird. Den Rio Paraná herunterfahrend, gelangt man in den La Plata Strom und an einem Nebenflüsschen zu seiner Rechten, Tigre genannt, sieht man ebenfalls, bei Las Conchas (ausg. Kotschas), 27 Kilometer nordwestlich von Buenos Ayres, viele Häuschen und Eisenbahnmazine auf Pfählen. Südöstlich und 3 Kilometer von der genannten Hauptstadt entfernt, ist ein ganzes von Genuesern bewohntes Dorf, oder wohl besser eine Vorstadt von Buenos Ayres, Boca del Riachuelo (ausg. Riatschuelo) genannt, auf Pfählen gebaut; d. h. die Häuser stehen auf 1 bis 2 Meter aus der Erde ragenden Pfählen. Unter die Wohnungen, zwischen den Pfählen, und auf die Gassen werden die Küchenabfälle, die Ueberbleibsel der Industrie, todt Thiere und anderes hingeworfen; der nahe Rio de la Plata, dessen Nebenflüsschen der Riachuelo, d. h. Flüsschen ist, lagert bei seinen Ueberschwemmungen Schlamm, Sand, Muscheln n. s. w. auf jene Gegenstände; und so wird sich mit der Zeit dort eine sogenannte Culturschicht bilden, die jenen der vorhistorischen Wasserbauten der Schweiz, Oberitaliens und anderer Länder, der vorgeschichtlichen Ansiedlungen auf festem Boden in der Schweiz (z. B. am Ebersberg bei Zürich), der Terramaralager Oberitaliens, der Kjoekkenmoeddinge Dänemarks, der Tepe von Persien*) n. s. w., analog sein wird. Dass sich ähnliche Culturschichten auch auf ganz trockner Erde bilden können, davon habe ich mich auf San Vicente, einer der Inseln des grünen Vorgebirges überzeugt, und die bezüglichen Thatsachen habe ich in De

*) Vergleiche zwischen diesen verschiedenen Anhäufungen vorgeschichtlicher Ueberreste des Menschen wurden schon vor mehren Jahren von mir und Dr. Pigorini angestellt, und ihre Analogie herausgehoben. Sieh die Abhandlung: *Le Terremare e le Palafitte del Parmense*, 2. relazione. Milano, 1864.

Mortillet's Matériaux pour l'histoire de l'homme*) bekannt gemacht. Auf der Reise, deren ethnologische Erfolge in diesem Aufsätze besprochen werden sollen, habe ich zwar keinerlei Pfahlbauten gesehen; allein im baumlosen Thale des Rio Atuel, an seinem rechten Ufer und an der Stelle, welche in den Landkarten unter dem Namen Manantial, d. h. Quelle, del Atuel angegeben ist, sah ich einen einzeln dastehenden Pfahl, der vermuthlich der letzte Rest einer Wohnung auf Pfählen war**) — und desswegen habe ich hier von Pfahlbauten gesprochen.

Wohnungen. Mauche wundert sich wie unsere Bronzemänner in elenden Hütten wohnen konnten; und haben Mühe es als Thatsache anzunehmen. Der Gaucho (ausg. Gautocho) oder Landbewohner im Innern Argentiniens hat eben keine besseren Wohnungen, wie wir uns gleich überzeugen werden, und dennoch lebt er in einer viel vorgerückteren Epoche der Civilisation, und steht auf einer höheren Culturstufe als unsere Ahnen zur Bronzezeit. Er ist vorzugsweise Hirte, und bringt die meiste Zeit auf dem Rücken seines Rosses zu. Seine Hütte, Rancho (ausg. Rantscho), ist je nach Umständen verschieden gebaut. Die einfachste, rancho de totora, besteht nur aus Baumästen mit einem Dache aus Sumpfrohr, Totora, Typha angustifolia Linné?; und ist wohl keine bleibende Behausung. Das Skelett einer dauernden Hütte, rancho de estanteo, besteht aus Pfählen und ihre Wände sind entweder aus Maisrohr, das um die Pfähle geflochten wird, gebaut, oder aus getrocknetem nicht gereinigtem Lehm, gemischt mit Sumpfrohr, oder mit einer Art Stroh, paja (ausg. paha) oder Coiron, Andropogon species. Von Wohlhabenheit und selbst von einem gewissen Grade von Luxus seines Bewohners zeugt der rancho de adobe. Er heisst so, weil seine Wände aus Mauern von adobes, d. h. an der Luft getrockneten, nicht gebrannten Ziegeln, oder auch von adobones, das ist, gestampften und über einander gelegten Lehmparallepipeden bestehen***). Und nicht besser als so ein rancho sind fast alle Häuser in den Dörfern und den Städten der argentinischen Pampa, selbst in den Provinzialhauptstädten, da sie aus gleichem Material gebaut sind, und nur aus Zimmern zu ebener Erde bestehen. Auch das Dach dieser Häuser ist zumeist von jenem der Ranchos nicht verschieden, d. h. ein Strohdach, aus der genannten paja. Gewöhnlich hat der Rancho eine einzige Oeffnung, die zugleich Thüre, Fenster und gelegentlich Ranchloch ist. Manchmal giebt es nichts um die Oeffnung zu verschliessen, andere Mal kann sie mit einem Bretterladen versperrt werden; öfters versieht dessen Stelle ein Rahmen, worauf

*) Formation actuelle d'une terramare à l'île Saint-Vincent, in Matériaux etc. I. année, page 510.

**) Sieh das Buch: Viaggi nell' Argentina meridionale effettuati negli anni 1865 — 1867. Parma 1868, 1869. Vol. I. Fasc. 1. Pag. 79.

***) Wie man verfährt, um eine Mauer aus Adobones aufzubauen, habe ich weitläufig Seite 6 des II. Heftes der citirten Reisebeschreibung auseinandergesetzt und auf Tafel II. derselben habe ich einen grösseren Rancho de estanteo abbilden lassen.

ein Pferde- oder Ochsen-Fell gespannt worden ist, oder ein solches Fell selbst, das wie ein Vorhang aufgespannt wird. Die nackte Erde bildet den Boden der Ranchos, so wie der meisten Häuser und von Glasfenstern ist keine Rede. Derlei Wohnungen schützen einen kaum vor ungünstiger Witterung, vorzüglich nicht vor Wind und Staub, und vor der Feuchtigkeit, die der Boden und die porösen Lehmmauern ansaugen. — Manches Mal ist in einem Rancho kein Möbel zu sehen: der Reitsattel sammt Zubehör vertritt des Stuhls und Bettes Stelle. Oefters findet man Holzprismen, welche als Sessel dienen, oder wohl auch ein Paar roh gearbeitete Stühle und einen Tisch. Hie und da sah ich an den Wänden hohe Lehmstufen, worauf Felle und Decken ausgebreitet werden konnten, um darauf zu sitzen oder sich anzustrecken und zu schlafen. Auch als Tische konnten sie dienen. In irgend einer Ecke wird man wohl auch einen Asador (ausg. Assador) oder Bratspiess und eine Pava oder Kanne zur Bereitung des Mate oder Paraguayerthees gewahr.*) — Und dennoch, im Gegensatz zu dieser erbärmlichen Wohnung und Hauseinrichtung, schmückt der Gaucho nicht selten sein Pferd mit silberbeschlagenem Reitzeng und silbernen Steigbügeln, und silberne Sporen klirren an seinen Stiefeln, aus ungegerbtem Leder; Frau und Tochter sind mit goldenen Stecknadeln, Ohrgehäusen und Ringen, ja sogar mit weiter Crinoline ausgestattet. Die Schmucksachen, die Kleider, die Werkzeuge, die Waffen des Gauchos sind im allgemeinen ohne Zweifel geschmackvoller und zweckmässiger verfertigt als jene unserer Urahren aus den vorgeschichtlichen Zeiten; und dennoch sind seine Wohnungen, wie gesagt, eben so elende Hütten, wenn nicht oft elender. Man wird zwar einwenden, dass der Gaucho das Meiste, durch den Handel, aus Europa und Nordamerika beziehe, während wir wissen, dass unsere Bronzemänner sich selbst ihre Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen aus dem Metalle gossen. Allein man kann erwidern, dass auch die Gauchos manches, vorzüglich aus Fell, Wolle, Zwirn, Thon u. s. w. sich selbst verfertigen, wie wir es in der Folge sehen werden, und oftmals sehr zierliche Sachen, während andererseits es erwiesen ist, dass auch unseren Bronzemännern allerhand durch den Handel zugekommen ist. Es soll uns also nicht mehr wundern, wenn diese, trotz ihrer Cultur, dennoch in armseligen Hütten gelebt haben, in welchen vermuthlich auch, wie in den Ranchos, Holzprismen und Lehmstufen an den Wänden gestanden haben werden und zu demselben Zwecke.

Corrales. Es giebt keinen Rancho ohne Corral, das ist eine Einzäu-

*) Wer sich von einem Passagierszimmer bei einer Poststation in der Pampa, wie ich es z. B. bei Rio Quinto bezogen habe, einen Begriff machen will, der bilde sich eben einen strohbedeckten Rancho ohne Fenster ein, dessen Thüre mit einem Bretterladen verschlossen werden konnte. Links von der Thüre, wenn man eintrat, ward man eine Lehmstufe oder einen grossen Adobone an der Wand gewahr, über den Ochsenfelle ausgebreitet waren; rechts in der Ecke lehnte an der Wand eine Art dreizackiger, grosser Gabel, aus einem dreistig auslaufenden Baumstamme. Zwischen diesen drei, sternartig von einem Centrum aus einander abweichenden Zacken lag ein Wasserkrug. Zwei roh gearbeitete Tische vervollständigten die comfortable Zimmerrichtung.

nung, gewöhnlich eine Pallisade, zum gelegentlichen Einsperren der im Freien weidenden und übernachtenden Heerden. Solche Einzäunungen und nicht etwa Ställe, müssen auch unsere vorgeschichtlichen Völker gehabt haben; und auch jene unter ihnen, die auf Wasserbauten wohnten, konnten die Einzäunungen nur auf dem festen Lande errichtet haben, denn auf den Pfahlbauten selbst konnte wohl kein hinlänglicher Raum dazu vorhanden gewesen sein. Zu diesem Schlusse werde ich überdies durch das Studium der Pfahlbautenreste aus der Bronzezeit in der Provinz Parma geführt; denn würden die Hausthiere, mindestens die Nacht auf der Wasserbaute zugebracht haben, so hätte ich hinlänglich Kuhfladen und Koproolithen der anderen Hausthiere in der Culturschicht der Pfahlbauten finden müssen; während ich nur ein einziges Mal in der Pfahlbaute der Stadt Parma einen Kuhfladen anzutreffen im Stande gewesen bin*).

Thongeschirr. Wenn man das Thal des Rio Claro in den Chilenischen Anden, hinaufreitet, um den Planchonpass zu erreichen, gelangt man im Walde zu einem Lagerplatze, der Puerta de los Manantiales, oder das Quellenthor, genannt wird. Während des Frühstücks das ich hier einnahm, beobachtete ich die kleinen irdenen Töpfe, welche mein Führer, ein chilesischer Huaso (ausg. Uasso) oder Bauer und seine Kameraden zum Aufbewahren und Kochen der Speisen mit sich führten. Sie waren etwas bauchig, aus freier Hand verfertigt und nicht im Ofen gebrannt; die einen waren schwarz und die anderen röthlich. Diese verschiedenen Farben hängen nicht von der verschiedenartigen Zusammensetzung des Thones der Geschirre, sondern von der verschiedenen Art sie zu brennen und vom Grade der Hitze, der sie dabei ausgesetzt werden, ab. An starkem rauchlosen Feuer und ohne mit der Flamme in Berührung zu kommen, werden die Töpfe auswendig röthlich; schwarze Geschirre hingegen bekommt man, wenn man sie bei gelindem Feuer, welches mit Stroh oder anderen, sehr viel Rauch erzeugenden, Brennstoffen ernährt wird, langsam und in Berührung mit dem Rauche brennt. Sowohl von den röthlichen als von den schwarzen Töpfen giebt es solche mit glänzender Oberfläche. Den Glanz erhält man dadurch, dass man die noch feuchte Oberfläche des Geschirres, vor dem Brennen, mit einem sehr glatten Steine, einem Polirsteine, glättet.

In den Pfahlbauten und Terramaralagern der Emilia (Parma und Modena), aus der ersten Bronzeperiode findet man Thongefässe, die den genannten chilesischen ähnlich sind, d. h. weder auf der Drehscheibe verfertigt, noch im Ofen gebrannt sind. Was die Farbe der Oberfläche anbelangt, so giebt's darunter sowohl braune als röthliche, gelblichgraue, graue und asphalt-schwarze Töpfe, Schüsseln, Schalen, Becher und andere Geschirre; die grösseren roh gearbeiteten Töpfe aber sind nie schwarz und haben stets eine poröse, matte

*) Le Terremare e le Palafitte etc. pag. 151.

Oberfläche, während viele von den kleineren Gefässen sehr glänzend sind. Schon anderswo habe ich mit Dr. L. Pigorini,^{*)} die Meinung ausgesprochen, dass die schwarze Farbe des erwähnten vorgeschichtlichen Töpferzeugs durch dessen Räuchern beim Brennen, oder auch durch Beimengung von fetten oder kohligten Stoffen erreicht worden sei. Die oben erwähnten, bei den Chilenen beobachteten, Thatsachen zwingen mich nun, eher zur ersteren der zwei ausgesprochenen Meinungen mich hinzuneigen. — Wenn man Scherhen von den genannten, schwarzen Gefässen der Emilia in einem Brennofen aushrennen lässt, so werden sie scharlachroth und verlieren den Glanz. Scherben, die ebenso roth und glanzlos sind, findet man dann und wann in unseren Pfahlbauten und Terramaralagern. Ich glaube nicht, dass sie ursprünglich so ausgesehen haben, da das Geschirr, von dem sie herrühren, nicht in Oefen gehrannt wurde, und daher auch nicht eine so hochrothe Farbe annehmen konnte. Sie müssen also wie die von mir geflissentlich im Brennofen ausgebrannten Scherben aus denselben Fundorten, erst durch ein starkes Feuer, durch einen Brand, so geworden sein; sie sind die Beweise irgend einer Feuersbrunst. — In den Wasserbauten der Schweiz giebt es ebenfalls schwarzes Töpferzeug mit glänzender Aussenseite; und die Schweizer Paläoethnologen sind der Meinung, dass der Glanz durch Einreiben mit Graphit erlangt wurde. Dieselbe Erklärungsweise konnte ich aber für das glänzende Thongeschirr unserer Ablagerungen aus der Bronzezeit nicht annehmen, weil in denselben kein Stück Graphit zu finden ist, und auch weit herum kein solches Gestein ansteht; und weil überdies nicht alles glänzende Töpferzeug auch schwarz ist, wie es aher sein müsste, wenn Graphit dazn angewendet worden wäre. Ich nahm hingegen an, dass man feineren Thon auf die Oberfläche der Gefässe aufstrich, und sie dann mit gewissen spatelförmigen Instrumenten, die sich mit dem glänzenden Geschirre vorfinden, glättete.^{**)} Da, wie gesagt, auf ähnliche Weise die chilesischen Töpfer dasselbe Ziel erreichen, so bestärkt mich diese Thatsache immer mehr in meiner Meinung.

Ueber Stoff, Form, Zierrath u. s. w. der Thongefässe der Argentinier habe ich manche Beobachtungen angestellt, die ich später mittheilen werde. Hier möchte ich nur noch die Paläoethnologen vor Uehereilung beim Bestimmen des Alters von irdenem Geschirre warnen, da man sich leicht dabei irren kann; und um so mehr, wenn es sich nur, wie sehr oft, um Scherhen desselben handeln sollte. Denn z. B. Töpfe, die jenen unserer ersten Eisenperiode gleich sehen, wurden nicht nur von den Rhaeten, Etruskern und Römern verfertigt, sondern werden jetzt noch in unseren Appeninen und wohl auch anderswo fabrizirt.^{***)}

*) *Le Terremare e le Palafitte etc.* pag. 83.

**) *Le Terremare etc.* pag. 84.

***) *Le Terremare dell' Emilia, prima relazione.* Torino 1862, pag. 10. — *Le Terremare e le Palafitte etc.* p. 85. — *Avanzi preromani raccolti nell' Emilia, Parma 1863, pag. 22.* — *Di un Braccialetto e di un anello d'una forma particolare, rinvenuti in tombe antiche presso Roveredo.* Verona 1867, p. 3.

Steinwerkzeuge.

Salzquetscher. Am Fusse eines der Bäume, welche die kleine Estancia oder Meierei, Cepillo (ausg. Zepilio) bei San Carlos in der Provinz Mendoza beschatten, lag ein grosser in der Mitte ausgehohlter Stein aus rosenrothem Granit, Felsart, die in der Nähe ansteht. Neben ihm war ein kleiner rundlicher Stein hingestellt. Ein anderes ähnliches Hausgeräth aus Syenit sah ich in Rio Quinto (ausg. Kintó), in der Pampa der Provinz San Luis. Mit solchen Steinen zerquetscht man dort das Salz, welches zu dem Zwecke in die Aushöhlung des grossen Steins gelegt, und mit dem kleinen, der in dieselbe hineinpasst, d. h. dem Quetscher, zerdrückt wird. Die Gauchos haben vermuthlich diese Werkzeuge von den Indios Pampas oder Wilden der Pampa, die von ihnen vernichtet oder verjagt wurden, ererbt; denn sowohl diese Indianer, als die Patagonier gebrauchen solche Instrumente zu demselben Zwecke, und schon ihre vorhistorischen Ahnen bedienten sich ebenfalls derselben.^{*)} Unter den Ueberresten der vorgeschichtlichen Stämme Europa's finden sich desgleichen rundliche Steine verschiedener Felsarten, die man für Kornquetscher hält, die aber vermuthlich ebenfalls Salzquetscher waren; denn Korn wird wohl gemahlen, schwerlich aber gequetscht.

Schalensteine. — In Argentinien findet man nicht nur, wie ich so eben angezeigt habe, ausgehöhlte, zum Salzquetschen gebrauchte, Rollsteine aus der vorgeschichtlichen Indianerzeit, sondern auch Steinblöcke verschiedener Grösse und Felsen mit Aushöhlungen, oder sogenannte Schalensteine aus derselben Periode, und zwar giebt's deren, meines Wissens, sowohl in den Anden, unweit v. Mendoza, aus der Epoche der Incas, als in der Sierra, d. h. Gebirge, de San Luis in der Pampa^{**}). Diese Schalensteine dienten, so wie die Unterlagen der Salzquetscher, zum Zermahlen von Gegenständen, wie ich später erörtern werde. Man trifft ihrer bekanntlich auch in Europa, aus vorgeschichtlichen Zeiten, wie in Schweden (Morlot), in Meklenburg (Lisch), in der Schweiz (Keller), bei Rocca Tederighi in Toscana (Simonin), so wie in Californien aus der Neuzeit (Simonin). Die Franzosen nennen sie Pierres à écuelles oder à bassins.

Mörser und Stössel. — Weder Stössel, noch Mörser, noch Schalensteine sah ich auf der Reise vom Planchonpasse nach Mendoza. Allein da sie, was ihren Gebrauch anbelangt, in die nehmliche Kategorie mit den Salzquetschern gehören, so ist, um Wiederholungen zu ersparen, in diesem Aufsatze auch von ihnen die Rede. Stössel habe ich drei gesehen, und zwei von ihnen nach Italien gebracht^{***}). Der in dem Paradero del Molino bei

*) Paraderos preistorici in Patagonia. Milano 1867, pag. 3. — Einen Auszug davon giebt die Zeitschrift für Ethnologie, I. Jahrgang, Seite 87.

***) Siehe Strobel — Oggetti dell' età della pietra levigata, rinvenuti nella provincia di San Luis. Parma 1867 — Seite 11, Note 8.

***) Der eine von Patagonien befindet sich im R. Museo di Antichità in Parma, der andere von der Isla verde, im Museo civico in Mailand.

Patagones gefundene, aus Sandstein mit rauher Oberfläche, ist 34 Centimeter lang und fast walzenförmig. Man konnte ihn also auch statt zum Stossen, zum Zerquetschen anwenden, indem man damit, wie mit einer Rolle, über einen Mühlstein oder einen anderen flachen Stein hinfuhr. Einen anderen Stößel bekam ich in Bahia blanca, nördlich von Patagones und vom Rio Colorado. Man fand ihn, mit irdenen Töpfen und mit mehren andern Steinwerkzeugen, in der nahen Isla verde, unter der Erde vergraben. Er ist aus Grünstein, 27 Cent. lang, keulförmig, mit ziemlich glatter Oberfläche, vorzüglich am breitem Ende. Den dritten habe ich schon beschrieben und abgebildet*). Er wurde in der Cañada de San Luis aufgefunden und zwar in einer der, bisweilen über einen halben Meter tiefen Furchen, die sich nach einem Wolkenbruche dort im Boden bilden. Er ist aus weissem Syenit, seine Länge beträgt 50 Cent. und seine Form steht zwischen der Form der Walze und jener der Keule. Er dient noch jetzt um in einem Mörser von Stein oder von Holz Salz oder Maiskörner zu zerdrücken. Diese werden somit von ihrer Hülse befreit, dann gesiebt und in Wasser oder Milch gesotten; so ein Brei heisst Mazamorra. Wir werden später umständlicher darauf zu sprechen kommen. Stößel giebt es auch unter den Alterthümern von Nord- und Mittel-Amerika; so z. B. in den Indianer Gräbern von Chiriqui im Panamá-Staate (De Zeltner). — Die Hälfte eines Mörsers entdeckte ich im Paradero del Molino bei Patagones, er ist aus Sandstein. Viele von den Steinmörsern die gegenwärtig im Argentinier Lande gebraucht werden, stammen wohl von den vertriebenen Indianern her, vorzüglich viele von jenen Mörsern, die sich in der steinlosen Pampa finden. Der Steinmörser bedient man sich gegenwärtig auch in Algier (Simonin) und im Département de l'Indre in Frankreich (Bouvet), wo sie Piles oder pierres à formentée genannt werden. — Ich glaube, dass weder die Mörser noch die Schalensteine beider Kontinente ausschliesslich nur zu bestimmten Zwecken gedient haben, und noch gegenwärtig dienen; sondern, da es sich um einfache Werkzeuge erster Erfindung handelt, bin ich der Meinung, dass sie selbst an demselben Orte, zu allerlei Zwecken gebraucht wurden und noch gebraucht werden, je nach den Umständen und den örtlichen Verhältnissen, aber wohl fast immer um Gegenstände zu zerdrücken oder zu zermalmen; also z. B. sowohl um Korn zu zerstoßen und mit dem Mais, die genannte Mazamorra in Südamerika und einst die Polenta in Italien, oder mit dem Weizen, den Mirci in Argentinien**), und die Fromentée in Frankreich zu bereiten; als auch um Kastanien und Eicheln zu zerquetschen, wie vielleicht in uralten Zeiten in Toskana und gegenwärtig in Kalifornien, oder um Oliven zu pressen wie in Algier u. s. w. Ueberdiess halte ich dafür, dass in derlei Schalensteinen und Mörsern wohl erst in späterer Zeit auch Metallstufen zermalmt wurden, wie z. B. kupferreiche Mine-

*) Strobel l. c. Seite 7, Fig. 11.

**) De la Cruz — Description de la naturaleza de los terrenos, y costumbres de los Pampas (Pampas-Indianer). Buenos Ayres 1835 — Seite 64.

ralien in Toscana und Goldstufen in Argentinien, so wie in Panama (Zeltner), und zwar um das Schmelzen des Metalles zu erleichtern. — Wie gesagt, haben die Schalensteine vorzüglich zu gastronomischen und metallurgischen Zwecken gedient, vielleicht aber hat man in denselben auch Gegenstände zu dem Ende zerdrückt, um sie bei religiösen Handlungen oder Gelagen zu opfern oder zu essen*). In dieser Beziehung muss ich aber bemerken, dass die gegenwärtigen Pampasindianer, meines Wissens, nur das Herz von Thieren und womöglich von jungen weissen Stuten opfern.

Mühlsteine. — In San Rafael, an der Südgrenze der Provinz Mendoza, giebt's weder eine Wasser- noch eine Pferde-Mühle. Im Hofe des Hauses, in dem ich gewohnt habe, lag eine Handmühle, ganz denselben ähnlich, die Europa's vorhistorische Völker uns hinterlassen haben und auch gleich denjenigen, die in den vorgeschichtlichen Paraderos Patagoniens und in den Indianergräben von Panama gefunden werden. Sie besteht aus zwei Steinen; der eine kleinere und etwas glatte, hat eine der Oberflächen flach und rau, und wird mit der Hand in Bewegung gesetzt: es ist der Reiber. Der andere grössere Stein hat ebenfalls eine flache, rauhe Seite, gegen welche der Reiber gedrückt und bewegt wird, und mit dem Reste seiner Oberfläche sitzt er fest auf dem Boden: es ist die Unterlage. Mit solchen Handmühlen mahlt man in San Rafael das dort erzeugte Korn je nach dem Bedürfnisse des Augenblicks. Das so gemahlene Getreide wird gesiebt und das Mehl, welches man erhält, ist bei weitem nicht so grob als man es glauben möchte.

Gegenstände aus Leder. — Der Gaucho oder argentinische Landbewohner, vorzugsweise Hirte, zieht von den Fellen seines Viehes den grössten Vortheil, den man von ihnen, ohne sie zu gerben, erzielen kann, und bedient sich ihrer zu den verschiedensten Zwecken. Er schneidet sie in Streifen, die sogar so schmal sein können, dass sie kaum die Breite von 3 Millimeter erreichen und verfertigt sich damit Bänder, Riemen, Reitgerten (*látigos*), die zugleich Riemen sind, so dass er mit denselben die Füsse der Pferde an einander schnüren kann, um ihnen das Davonlaufen zu verhindern, wenn sie, oft stundenlang, in den Ortschaften oder auf dem Lande, in den Gassen oder auf dem Felde frei gelassen werden, während er seinen Geschäften nachgeht. Mit jenen Lederstreifen flechtet er starke, dauerhafte Seile und feine elegante Schnüre, wie z. B. jene der Steigbügel, deren Durchschnitt fast quadratisch ist. Aus Fellen sind oft seine Bett- und Satteldecken, und aus Fell verfertigt sich der Gaucho seine *Botas de potro*, oder Stiefel, besser wohl Strümpfe, von der nicht gegerbten, zusammenhängend abgezogenen Haut des Fusses und des unteren Theiles des Beins eines Pferdes oder eines Füllen, *potro*, oder auch eines Ochsen. Sie sind nicht genäht, sondern an den Füßen und Beinen desjenigen der sie trägt, gedörft.

* Strobel — *Pierres à bassins de l'Amérique du Sud*. In *De Mortillet — Matériaux pour l'histoire de l'homme*. Paris 1867. III. Jahrgang, Seite 398.

Zwei oder mehr Zehen ragen nackt daraus hervor. Der Gaucho kann sie nicht mehr ausziehen und trägt sie also aus. — In San Carlos sah ich von einem grossen Ochsenfelle einen sonderbaren Gebrauch machen, d. h. sich desselben wie einer Fuhre bedienen. Man hatte nemlich an einem Felle, der Länge eines seiner Säume nach, einen Stab befestigt und an diesem ein Pferd angespannt; das Fell war mit Sand und Steinen beladen worden und wurde so zur Baustätte geschleift. So beiläufig mag wohl der erste Schlitten oder Wagen den der Mensch, in der Steinzeit, erfunden, ausgesehen haben. — Ich bin überzeugt, dass unsere Vorfahren aus der ersten Steinperiode, die noch nicht Ackerbau getrieben haben, gerade wie die Pampasindianer und das argentinische Hirtenvolk von den Fellen der wilden, so wie der zahmen Thiere allen möglichen Gebrauch gemacht und Nutzen gezogen haben, eben so wie von den Haaren, von der Wolle, von den Sehnen und von den Knochen; obwohl natürlicher Weise nur von der Verarbeitung dieser letztern (in der ersten Steinzeit) die Beweise bis auf uns haben gelangen können.

Unter den von mir in Argentinien beobachteten ledernen Gegenständen verdienen eine besondere Erwähnung die ledernen Säcke. Im Innern jenes Landes wird das dort geerntete Getreide in nicht gegerbten Fellen aufbewahrt. In der Halle des Hofes, in San Rafael, in dem ich die oben beschriebene Handmühle sah, hing auch vom Gewölbe ein grossmächtiger Sack, aus zwei ganzen, an dreien ihrer Säume zusammengenähten Ochsenfellen bestehend; die frei gebliebenen Ränder bildeten die Oeffnung und durch diese war der Sack mit Korn gefüllt worden. Und um es herauszuschöpfen musste man vermittelst einer Leiter zur Oeffnung hinaufsteigen. — Einer von den Huasos oder chilesischen Bauern, die mich eine Strecke weit auf der Reise von Curico nach San Rafael begleiteten, führte einen mit Mehl gefüllten ledernen Sack mit; es war das ganze einem Kalbe abgezogene, ungegerbte Fell, welches allenthalben zugenäht war, an der Halsgegend ausgenommen, wo es vermittelst einer Lederschnur fest zugebunden werden konnte. — Da die vorgeschichtlichen Völker Europa's und Amerika's, wie vorher gesagt wurde, ihr Getreide auf dieselbe Weise mahlten, wie die Einwohner von San Rafael, sollten wir nicht annehmen, dass sie auch wie diese ihr Korn und ihr Mehl nicht nur in grossen irdenen Töpfen, von denen die Scherben bis auf uns sich erhalten haben, aufbewahrten, sondern auch in Fellen, die Jahrhunderte lang unter der Erde vergraben, nun verwest sind. Da sie wie jetzt die Argentinier mehr Hirten als Bauern waren, und deswegen an Fellen Ueberfluss haben mussten, so scheint es, dass die Antwort nur bejahend ausfallen könne. — Säcke aus Fellen zum Aufbewahren von allerhand Gegenständen gebrauchen auch jene Wilden, die, wie die Australier, es noch nicht so weit gebracht haben, irdenes Geschirr zu formen und zu brennen. Aus Analogie müssen wir schliessen, dass auch unsere vorgeschichtlichen Ahnen, währe sie wie jene Wilden noch auf der ersten Fortschrittstufe, nemlich jener eines Jäger- und Fischervolkes, sich befanden, auch Säcke aus Fellen von erlegten

Thieren zu demselben Zwecke sich verfertigten, da von ihnen keine Art Gefässe aufgefunden worden ist. — Dass man in Fellen sogar Flüssiges hat aufbewahren können, wird dadurch bewiesen, dass noch jetzt wie bei uns in Italien das Oel in derlei Säcken verschickt wird.

Hölzernerne Werkzeuge. — Pflöckchen. — Um die Felle zu trocknen, müssen sie ausgespannt werden. In der Pampa ist es der Brauch, dass man zu dem Ende die grösseren Felle auf dem sandigen Boden ausbreitet und vermittelt hölzerner Pflöckchen, die am Saume die Felle durchbohren und in die Erde eindringen, auf diese befestigt. Sowohl in den Pfahlbauten Ober-Italiens als in den Terramarelagern der Emilia findet man an beiden Enden zugespitzte hölzerne Pflöckchen von der Länge von 12 bis 15 Centimetern. Sowohl Pigorini als Gestaldi und ich*) halten dafür, dass sie zum Bauen der Hütten oder zum Aufschlagen von Zelten gedient haben. Es könnte aber wohl leicht sein, dass die vorgeschichtlichen Bewohner Italiens, die uns jene Alterthümer hinterlassen haben, von den kleineren dieser Pflöckchen so wie von den anderen, nur an einem Ende zugespitzten, denselben Gebrauch gemacht hätten, wie die Gauchos in der Pampa; denn an Fellen hat es ihnen gewiss nicht gefehlt. Um so mehr müssen wir auf eine ähnliche Verwendung von hölzernen Pflöckchen bei jenen vorgeschichtlichen Völkern schliessen, die noch nicht durch den Ackerbau oder auch auf andere Weise zur Kenntniss und Verwerthung von Pflanzenstoffen zu Kleidungsstücken und Werkzeugen gelangt, und deswegen von den Fellen den grösstmöglichen Nutzen zu ziehen gezwungen waren. — Die kleineren Felle werden in Argentinien auf grobgearbeitete Rahmen zum Trocknen angespannt.

Steigbügel. — Die Steigbügel des Gaucho, falls er sich deren bedient, sind aus Holz verfertigt, wie jene der chilenischen Huasos; allein ihre Form ist sehr verschieden. Die argentinischen Steigbügel sehen den unseren aus Metall gleich; ihre scheidelrechten Durchschnitte sowohl von rechts nach links, als von vorn nach rückwärts sind gleichschenkelige Dreiecke, so wie ihre Oeffnung, welche aber so klein ist, dass man nur die Zehenspitze durch sie stecken kann. Diese Vorrichtung gewährt dem Gancho den Vortheil, dass, wenn er vom Pferde herunterfällt, er nicht in denselben verwickelt bleibt, sondern stehend auf die Füsse fällt. Die chilenischen Steigbügel (*estribos baules*) sehen den Türkischen ähnlich: sie sind plump, halbmondförmig, mit der gewölbten Fläche nach unten, oder auch wohl dreieckig, allein sie sind nicht durchbrochen, man kann also nicht einmal die Fussspitze durch sie durchstecken; sie sind aber zweckmässiger als die argentinischen, da sie den Fuss gegen das Anprallen an Baumstämme und Stacheln schützen. Sowohl die chilesischen als die argentinischen Steigbügel sind oft mit geometrischen, bald erhabenen, bald eingegrabenen, Figuren geziert. — In der ethnologischen

*) Man sehe Pigorini — *Abitazioni lacustri di Chiozzola in Pavullo di Modena*. In *Giornale delle Alpi*, 1864, Hefte 11 u. 12.

Sammlung des k. Museums in Berlin sah ich den argentinischen gleiche hölzerne Steigbügel aus China (sub num. 2553); bei diesen ist die Stelle, wo die Schnur an den Bügel befestigt ist, von einem ledernen Umschlage bedeckt. -- Unsere Vorfahren aus der Steinperiode hatten schon zahme Pferde. Sie müssen sie auch geritten und sich nach Art der Indianer und Gancho's darauf geschwungen und gehalten haben, entweder ohne Steigbügel oder mit nur einem, oder auch mit zwei Steigbügeln, und diese konnten nur von Holz gewesen sein; ich weiss aber nicht, ob man deren bisher gefunden hat.

Pflug. — Um Buenos Aires giebt es jetzt sogar durch Dampfkraft bewegte Pflüge; allein im Innern Argentiniens hat man es noch lange nicht so weit gebracht. An manchen Orten, wo es sandiges, weiches, fruchtbares Erdreich giebt, ist der Pflug weiter nichts als das zu einer Pflugschar zugeschnittene Stück eines Baumstammes, von dem in schräger Richtung ein Ast ausläuft, der als Deichsel dient. Ein Stab, der in fast senkrechter Richtung an der Pflugschar angebracht ist, dient dem Bauer zum Lenken des Pflugs*). — Es könnte sein, dass unsere ackerbautreibenden vorgeschichtlichen Völker auch den argentinischen ähnliche Pflüge gebraucht hätten. Allein da man meines Wissens noch keine dergleichen entdeckt hat, und da ihr Ackerbau sehr beschränkt gewesen sein muss, bin ich eher der Meinung, dass sie nach Art unserer Alpenbewohner, die an steilen Flecken die Erde nur mit der Hacke bearbeiten, sich der breiten Steinäxte in der Steinperiode und der breiten Paalstäbe in den Perioden des Metalls dazu bedient haben, und zwar indem sie dieselben nicht mit der Schneide in der Richtung des Schaftes in diesen befestigten, sondern mit ihm in senkrechter Richtung, wie die Steinäxte der Neuseeländer (Berliner k. Museum num. 499, 500) und die Eisenäxte der Javainsulaner (Klemm'sche Sammlung).

Karren — Die Wägen, Carretas, zum Fortschaffen der Erzeugnisse der Viehzucht und des Ackerbaus sind in Argentinien von einfacher und grober Arbeit. Die Deichsel ist gerade, dick, viereckig-prismatisch, und indem sie sich rückwärts verlängert, bildet sie zugleich den Mitteltheil des Wagenbodens. Die Räder haben keinen eisernen Reifen, hingegen sind die peripherischen Holzstücke, wo sie sich in einander fügen, durch eiserne Bänder festgehalten. Walzenförmig ist die Nabe und hat an beiden Enden eiserne Reifchen. Die hölzerne Achse steckt in einer ledernen Scheide, um die Reibung an der Nabe zu vermindern. Diese Karren sind entweder mit einem gewölbten Holzdache bedeckt oder offen. Die Art und Weise wie die Ochsen an den Karren und an den Pflüg gespannt werden, ist dieselbe, d. h. mittelst eines Joches. Dieser besteht ganz einfach aus einem etwas glatten Balken, der an die Hörner der Ochsen gebunden und an den die Deichsel befestigt wird**). -- Um derlei grob gearbeitete Wägen zu sehen, ist es eben

*) Strobel - Viaggi nell' Argentina meridionale, Tafel IV.

***) Strobel l. c. Tafeln III und IV.

nicht nöthig über den Ocean zu schiffen. Auf dem Lande nm Lissabon und Santarem sah ich deren noch plumpere: ihre Räder waren aus zusammengenagelten und zu einer Scheibe zugeschnittenen Brettern zusammengesetzt, in welche zwei halbmondförmige, einander entgegengesetzte Löcher gebohrt waren, um ihre Schwere zu vermindern. In den Donauländern sind die Karren nicht feiner gearbeitet; und auch in Mittel- und Süd-Italien giebt's Wägen mit scheibenförmigen Rädern; nur sind sie noch schwerer als die portugiesischen und argentinischen, da die Räder nicht durchlöchert sind (*ruote piene*). Ein, den Rädern der portugiesischen Karren ähnliches, hölzernes Rad ist im Torfmoore von Mercurago in Piemont aus dem Bronzealter entdeckt worden*).

(Fortsetzung folgt.)

Studien zur Geschichte der Hausthiere.

Von Robert Hartmann.

IV. Das Kameel.**)

Nachtrag.

Seit dem Abschlusse meiner im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift abgedruckten Arbeit über das Kameel ist es mir gelungen, noch einige wichtigere in Frankreich erschienene über beregtes Thier handelnde Bücher und Aufsätze aufzufindig zu machen, hauptsächlich in Folge der unverdrossenen Bemühungen meines Freundes, des Buchhändlers Herrn K. Künne. Im Nachstehenden gebe ich einige Auszüge aus zweien Arbeiten, welche hoffentlich allen Denen nicht unangenehm sein werden, welche sich überhaupt für die Geschichte nnseres Thieres interessiren.

Drei Franzosen haben sich hoch verdient gemacht, um die Geschichte dreier für die Zoologie sowohl, wie auch für die Kulturgeschichte wichtiger Hausthiere und domesticirter Thiere. Es sind dies Oberst P. Armandi***), welcher über den Elephanten, General Damas†), welcher über das ara-

*) Gastaldi -- Nuovi cenni sugli oggetti di alta antichità u. s. w. Torino 1862 -- S. 84, Taf. I, Fig. 19.

***) Vergl. Jahrgang 1869, S. 66, 239, 353.

****) Histoire militaire des Eléphants. Paris 1843.

†) Les Chevaux du Sahara. Paris 1851. Deutsch von Lieutenant C. Graefe. Berlin 1861 (mehrere Auflagen).

bische Pferd und General J. L. Carbuccia*), welcher über das Dromedar ausführlich geschrieben. Diese tüchtigen Arbeiten behalten einen unvergänglichen Werth. Endlich hat Isod. Geoffroy in seinem höchst anregenden, in Deutschland noch wenig bekannten Werke über Acclimatisation und Domestication nützlicher Thiere noch sehr interessante Daten über das Dromedar veröffentlicht**).

Zufolge einer dem Buche Carbuccia's angehängten Notiz von Jomard wurde auf Befehl Napoleon's, während der ägyptischen Expedition durch den Obersten J. Cavalier i. J. 1798 ein Regiment Dromedarreiterei organisirt. Man liess anfänglich zwei Leute aufsitzen, später jedoch nur einen Mann***). Gewöhnlich reichte eine einzige Woche für die nöthige Dressur des Thieres zum Kriegsdienste aus. Diese Reiterei soll sich ganz vorzüglich bewährt haben. Mit dergleichen militärischen Elementen unternahm Desaix 1799 seine historische Hetzjagd auf den tapferen Memluken Murad-Bey nach Oberägypten (Sept. 1799). Dromedarreiter folgten der Armee nach Syrien und erwarben in der Schlacht vor Alexandrien am 30 Ventöse bei Erstürmung einer Redoute den höchsten Kriegsruhm. Ihr braver Organisator Cavalier schützte mit Hilfe dieser Truppe die Sammlungen der französischen Forscher, deren einer Theil durch die Brutalität eines dummen, rüden Geschöpfes von Platzkommandanten bereits der Vernichtung preisgegeben worden.

Später haben die Truppen des Dey von Algier die Dromedare zum Transport von Maroden, Verwundeten und von kleinen Feldstücken benutzt. Auch hat Abd-el-Gader auf dem Rücken dieser Thiere öfters sein Fussvolk bei Gelegenheit von Geschwindmärschen fortgeschafft. Ebenso verfuhr General Marey-Monge im Jahre 1843 in der Provinz Tittery. Dieser Gebrauch wird, wie man hört, auch bis auf den heutigen Tag beibehalten. Dagegen hat der dem General Carbuccia i. J. 1843 durch Marey-Monge aufgetragene Versuch, den militärischen Dienst mit Dromedaren bei der französischen Armee in Algerien zu regeln, besonders aber eine eigentliche Dromedarreiterei zu organisiren, weiter keinen Fortgang gefunden†). Den Nutzen eines solchen Corps legt Carbuccia in überzeugender Weise dar.

Ich entnehme nun dem citirten Werke noch folgende Einzelheiten: Das

*) Du Dromadaire comme bête de somme et comme animal de guerre. Le regiment des dromadaires à l'armée d'Orient (1798—1801). Paris 1853. (J. Dumaine.)

***) Acclimatation et Domestication des animaux utiles. IV Edit. Paris 1861.

*) Die Abbildung eines solchen Dromedarreiters der Napoleon'schen Armee erinnere ich mich in Hippolyte Bellangé's bekanntem Werke über die „grosse Armee“ gesehen zu haben.

†) Vergl. vor. Jahrg. S. 241. Im 2ten Jahrgange der Leipziger illustrirten Zeitung sind Zaum-, Sattel- und Evolutionen einer Abtheilung auf Dromedaren vor dem Herzog von Aumale operirender französischer Soldaten abgebildet, jedenfalls Clichés aus der pariser „Illustration“. Uebrigens bildet auch V. Adam auf einem seiner lehrreichen Blätter ein Dromedar reitende französische Soldaten ab u. s. w.

Alter des Thieres lässt sich bis zu funfzehn Jahren erkennen. Mit zwanzig Jahren sind die Zähne meist schon sehr stark abgekaut.

Der vier- bis fünfjährige Hengst tritt im Frühlinge, der sechs- und mehrjährige aber im Januar in Brunst. Es stimmt diese Angabe nur theilweise mit meinen eigenen Erfahrungen; soviel steht aber fest, dass die Eintrittszeit dieser Periode in den verschiedenen Gürteln Afrika's nicht unwesentlich schwankt*). Nach C. dauert die Brunst zwei Monate. Das ♀ trägt gerade zwölf Monate, vom vierten Jahre ab. Es bleibt ein Jahr lang frei, selten trägt es zwei Jahre hintereinander. Verwerfungen kommen nicht selten vor. Viele ♀ bleiben in Folge allzustarken Beladenwerdens steril.

Fast alle Dromedare werden castrirt, weil sie in diesem Zustande kräftiger bleiben sollen, als im nicht castrirten. Ein über 20 Jahre altes Thier dient nicht weiter zur Arbeit, wird vielmehr gemästet und auf den Schlachtplatz gebracht.

Verf. will dem General Marey-Monge Dromedare vorgeführt haben, welche seit drei Tagen weder gefressen, noch seit drei Monaten gesoffen hatten und die dennoch an den Folgen dieser Abstinenz nicht zu leiden schienen. Zu Sommeranfang säuft das Thier, alsdann bleibt es funfzehn Tage ohne Wasser, säuft abermals, bleibt vierzehn, dann dreizehn, zwölf n. s. w., endlich sieben Tage ohne Wasser, die Zeitdauer dieses seines Fastens jedesmal kürzend; endlich säuft es nur alle sieben Tage, wie gross auch Müdigkeit und Hitze sein mögen**). Es nimmt jedesmal 30 bis 40 Liter zu sich. Auch Carbuccia erwähnt des bekannten Wasserreservoirs, dessen Füllung nach der Araber und seiner eigenen Meinung wohl einer thierischen Absonderung ihre Entstehung verdankt. Ein am 10. Dez. in der Mitidja an einem Zufalle verrecktes Dromedar ward in Gegenwart mehrerer Offiziere des Bordjel-Arasch aufgebrochen und enthielt mehr als funfzehn Liter grünlichen, aber nicht schlecht schmeckenden Wassers. Dies Wasser wurde auf Hinweisung anwesender Araber aufgehoben und blieb noch drei Tage später trinkbar.

Ein algerisches Dromedar kann, ohne anzuhalten, an einem Tage nur zwölf bis funfzehn Lieues zurücklegen.

Im Frühjahre, wo es an Weide gebracht, darf man nur die gutgenährten arbeiten lassen. Im Sommer muss man sie einen Monat wegen der Debbaflieden***) und einen Monat hindurch kurz nach der Schur schonen, letzteres,

*) Vergl. Jahrgang 1869, S. 249.

***) Diese Angaben widerstreiten andere und meinen eigenen Erfahrungen und muss die Verantwortlichkeit für jene dem General überlassen bleiben, der — leider nicht mehr im Stande ist, auf Einwürfe zu antworten. D. Uebers.

***) Taabân in Ost-Sudân, grosse Bremsen (*Tabanus spec.*) mit grellgezeichnetem Hinterleibe, welche den Thieren im Steppengrass förmlich aufauern und sie, namentlich im Mai und Juni, ganz fürchterlich peinigen. Man räuchert die Kameele (auch Pferde und Esel) an den Halteplätzen zum Schutze gegen die Blutsauger mit grünem Holze und mit Krautzeug ein.

D. Uebers.

um den Maden den Zugang zu der alsdann kahlen, leicht schrundig werden Haut zu wehren.

Ein starkes Dromedar trägt auf ebenem Boden 350 Kilogramme, auf schwierigem Terrain aber niemals mehr als 260 Kilog. Im Gebirge kann man zur Noth selbst 200 Kilog. auflegen (wie z. B. während der Expeditionen gegen die Kurésch und Halluja), dann aber auch auf alle Gefahr hin.

Die Brauchbarkeit des Thieres zum Krieg gründet sich nach Carbuccia's Ansicht hauptsächlich darauf, dass es den Schnelltransport von Infanterie zur Unterstützung der Kavallerie vermittelt, dass es bei Expeditionen auf drei bis vier Tagemärsche Entfernung die Kavallerie gänzlich ersetzen kann, indem es alsdann sein Ziel früher als diese erreichen würde, dass die höchste Schnelligkeit des von einem Reiter verfolgten Thieres $2\frac{1}{2}$ Lieues pro Stunde im grossen Schritt und Trott aber noch fünf weitere Lieues, beträgt. Es liessen sich mit Leichtigkeit gute Züchtereien anlegen, sowie aus Tuggat die besten Mehara beziehen.

Es folgen in Carbuccia's Werk nun noch viele veterinärische, militär-statistische, handels-politische u. dgl. Nachweise, Vorschläge u. s. w., deren Darlegung uns hier zu weit führen dürfte.

J. Geoffr. St. Hilaire bespricht in seinem oben erwähnten Buche die Acclimatisation der Kameele. Wir wissen aus der Geschichte, dass die Einführungsversuche der Mauren nach Spanien keine glücklichen Erfolge gehabt, obwohl man Kameele funzig Jahre lang zu Aranjuez gehalten. Neuere Versuche, diese Thiere in Huelva (Andalusien) einzugewöhnen, sollen zufolge eines von dem bekannten Naturforscher Graëlls an den Verf. gerichteten Schreibens glücklicher ausgefallen sein (p. 304).

In Toscana tragen die zu S. Rossore gehaltenen ♂ Dromedare etwa 400 Kilogramme Kiefernholz und marschiren damit fünf Kilometer in der Stunde. Nach Angabe des Prof. Jg. Cocchi belief sich die toscaner Heerde i. J. 1840 auf 170, i. J. 1845 auf 131, i. J. 1850 auf 118, i. J. 1855 auf 118, i. J. 1858 122 Haupt. Unter der hier zuletzt aufgeführten Zahl befanden sich ein Zuchthengst, 41 zum Lasttragen bestimmte ♂, 50 ♀ und 30 Junge.

Während des Kampfes in Morea wurden den Türken Dromedare abgenommen und weitergezüchtet, Thiere, welche daselbst jetzt, namentlich nach Carbuccia's vom Verf. commentirter*) Angabe, als acclimatisirt gelten dürfen.

Acclimatisationsversuche mit dem Dromedare sind neuerdings ferner noch in Bolivia, auf Cuba, in verschiedenen Gebieten Nordamerica's und in Brasilien gemacht worden.

*) Carbuccia sagt an der von J. Geoffr. St. Hilaire angezogenen Stelle l. c. p. 2. übrigens nur Folgendes: „Le chameau à une bosse, appelé par Aristote chameau d'Arabie, porte, dans Linné, le nom de *Camelus Dromedarius*, dénomination impropre, comme je le fais observer plus bas. Cet animal c'est répandu d'Arabie dans tout le nord de l'Afrique, dans le Sénégal, dans la Syrie, dans la Perse, dans la partie occidentale de l'Asie, dans la Grèce" etc.

Gemäss einem ausführlichen, vom Kriegssekretariat der Vereinigten Staaten veröffentlichten Bericht*) wären Einführungsversuche mit diesen Thieren nach Texas und Californien von ganz gutem Erfolge begleitet gewesen.

Ohne hier näher auf die in Brasilien gemachten Einbürgerungs-Experimente eingehen zu können**), will ich nur bemerken, dass sich daselbst die hochgelegenen trockneren Campos und Sertões der mittleren Provinzen, z. B. von Minas, Ceará, Pianhy, Rio Grande do Norte und Pernambuco, am Besten für die Eingewöhnung des Dromedares eignen dürften. Die sparrigen Gräser, die knorrigen Carrasco-Gebüsche, die Cacteen und Vellosien der Campos in Minas z. B. dürften einigermaßen an die ähnlich wachsenden Gräser, an die Grewia-, Boscia-, Capparis- und Akaziendickichte, die Euphorbienbäume u. s. w. der innerafrikanischen Steppen (Qwolla, Bejdah, Borgu, Ahir, senegambisches Söhhil) erinnern. Jedenfalls finden sich zwischen diesen Landschaften Brasiliens und Afrikas grössere natürliche Analogien, als zwischen den letzteren und manchen anderen häufiger genannten. Für viele Districte von Chile, Perú, Bolivia, Ecuador und Neu-Granáda würden übrigens die gegen Höhendifferenzen weniger empfindlichen Llama's und Maulthiere weit passendere Züchtungsobjecte als das Dromedar bilden, welches letztere sich für die strenge Pnna, die milderen Districte der Ceja de la Montaña und die heissen Wände, wie Sohlen der Barrancas, Cañadas, Valles, schwerlich so gleich gut eignen dürfte. Das Dromedar wird in diesen amerikanischen Ländern immer nur auf ausgedehnteren, eines gleichmässig-warmen Clima's theilhaftigen Hochflächen gedeihen können, nicht aber an den so ungeheure Temperaturgegensätze darbietenden Gebirgsabhängen der grossen in den eigentlichen Bereich der Cordilleras de los Andes fallenden Gebiete.

Möchten doch die Regierungen derjenigen Staaten Südamerika's, welche sich für die Acclimatisation unseres Thieres interessiren, in der Wahl der zu solchen Versuchen dienenden Districte mit rechter Vorsicht zu Werke gehen. Denn wozu ein Verschleudern von Capital und Arbeit um nichtiger Spielereien mit missverstandenen, von vornherein keine Resultate versprechenden Experimenten willen?

In beregter Hinsicht erwecken neuerliche Bemühungen der Bolivianer, nm Einbürgerung des Dromedares im Lande unser Interesse. Jene zielten schon vor etlichen Jahren dahin, Kameele für den Waarentransport von Cobija (Puerto La Mar) aus durch die „Wüste“ (Atacama) nach Calama und von da weiter nach Norden zu verwenden, und wurden dann auch zu diesem Zwecke eine Anzahl Dromedare von den Canarischen Inseln eingeführt. Indessen hielten diese Thiere weniger wie die Maulthiere aus, es litten besonders ihre Sohlen von dem scharfen Sande und den spitzen Steinen. Ein mit

*) Report of the Secretary of War, communicating Information respecting the Purchase of Camels. Washington 1857.

**) Vergl. Bullet. de la Société d'acclimatat. etc. diverse Aufsätze.

einer Buchdruckerpresse im Gewichte von 18 Arrobas (4½ Centner, ausgezeichnete Maulthiere tragen bis 16 Arrobas) beladenes Dromedar ging unterwegs zu Grunde. Die Thiere werden daher nur noch selten gebraucht. Uebrigens nahm ihre Zucht guten Fortgang, denn auf der Hacienda Mochará des Don Calisto Yañes, Conde de Aploca, wo sie getrieben wird, standen im Jahre 1858 schon gegen 100 Stück Dromedare *). Vielleicht hätten die Bolivianer besser gethan, bereits von Hause aus nur ganz starke Dromedare aus Anatolien oder Syrien, anstatt von den canarischen Inseln zu beziehen. Es wird Niemand behaupten können, dass die klimatischen Verhältnisse der Canarien denjenigen der Atacama viel näher ständen, wie etwa die Verhältnisse vieler Districte Westasiens. Unser Thier ist aber auf den Canarien fremder als in Asien und hier noch weit stärker, rustiker, als dort.

Miscellen.

In einem (Januar 13, 1869) vor der Royal Geological Society of Ireland gelesenen Briefe Du Noyer's (On the Flint Flakes of Antrim and Down) wird auf das Naheliegende der Täuschungen durch Naturspiele aufmerksam gemacht, sowie auf die Kriterien **) der Unterscheidung.

*) J. J. v. Tschudi: Reisen in Südamerika. V. Leipzig 1869, S. 92.

**) Subsequent examination clearly showed me that every flake, no matter how rude its form or how sharp its edge exhibited at one end a flat surface, transverse to the longest axis of the flake, and from this surface a blow was given at a point on it, which caused a flake to come off from the original nodule, and this flake below the point of concussion, exhibited a conchoidal fracture, and a „bulb of concussion“, features which could only be formed by, and were, the result of an intelligent blow. „In all flakes which have been detached by a single blow from a mass of flint, there is, on what may be called their flat side, a more or less bulbous or conical projection immediately below the spot where the blow was administered to strike it off from the mass. It is probable that this blow may in some rare cases have been the result of an accidental collision, but when we find, upon the others faces of the flake portions of cup-shaped depressions corresponding in form to the projections mentioned, it becomes evident that these faces have been produced by previous flakes having been struck off, and that the flake is not merely the result of a single blow, but has received its form from at least three distinct blows, each administered in its proper place. The chances against this occurring accidentally are very great, but when in any spot we find several of these flakes, each bearing these marks of being the result of several successive blows, all conducing to form a symmetrical knife-like flake, it becomes a certainty that they have been the work of intelligent beings“ (Evans) The beds and the strips of the riverine valley strewn with alluvium galettes, water rolled stones and pebbles (on the Rio da Prata). The harder talcose clays were cut into peculiar shapes, some resembled the balls and eggs used by the Indian slingsmen, others were not to be distinguished (except by the practised eye) from our rude drift-hatchets. They probably suggested the weapon to the aborigines and were formed by nature artistically as the celts used by the seaboard tribes to open their oysters and shell fish (Burton) in Brazil.

Favre bespricht in der Revue Scientifique (Bibl. univ. et Rev. suisse) die vermeintliche Existenz des Menschen in der tertiären Epoche, und hebt, wie es auch vielfach in England geschehen, die leicht entstehenden Missverständnisse hervor, wenn man jede etwas auffällige Form an rohen Steinresten sogleich der Mitwirkung menschlicher Hand zuschreiben will. Trotz des in solchen Untersuchungen angewandten Scharfsinns und vielmehr gerade wegen desselben ist es bedenklich auf diesem Felde weiter vorzugehen, so lange wir uns nicht durch eine in umfassender Weise und an allen gebotenen Gelegenheiten und Oertlichkeiten angestellte Betrachtung der in der Natur vorkommenden Formgestaltungen sichere Anschauungen darüber gebildet haben, die als Anhalt zur Abschätzung dienen können, wenn es sich um die Frage menschlicher Kunst handelt. Wir laufen sonst Gefahr, ein in künstlichem Gleichgewicht halancirtes, und deshalb jeden Augenblick Einsturz drohendes, Hypothesengebäude aufzurichten, indem das subjective Urtheil über einige Fundstücke wieder als neues Argument dient, andere zu stützen, während jene sowohl wie diese noch gar nicht objectiv, in der Beleuchtung allseitiger Umschau, in's Auge gefasst worden sind. Indem die dadurch immer enger elingeleitete Verknüpfung der Anthropologie mit der Geologie, jetzt auch die Zeitfolge der neptunischen Schichtenablagerungen*) in jene überführen muss, so erhalten wir dadurch für den nur in seinen Wandlungen manifestirten Process des Werdens einen abrupten Anfang, der dann in consequentem Denken auf die kaum besichtigten Schöpfungsstadien zurückführen müsste. Die Geschichte ist ein Geschehen, das das Entstehen nur in seinen Relationen anerkennt, und in keiner Urgeschichte den gesuchten Subpunkt finden wird. Auch das Schlummerkissen der Periodeenthüllung darf sie sich nicht gönnen, so lange es noch so viele Arbeitsaufgaben zu vollenden giebt. Dass der Mensch, der seiner Constitution nach (um überhaupt seine Existenz zu sichern) die Natur durch Kunst zu besiegen hat, für dieselbe überall das nächstliegende Material verwertheu wird, und also Steine, Hölzer, Muschel, Knochen für seine Werkzeuge verwenden muss, wenn seiner Heimath Metalle und das Verständniss ihrer Bearbeitung fehlt, ist klar genug und wird überall auf dem Erdenrund durch die Analogien ethnologischer Thatsachen bewiesen, die zugleich darthun, dass die Metallarbeit einen verhältnissmässig höheren Bildungsgrad voraussetzt, ob einen selbsterworbenen oder aus der Fremde her angeeigneten. Indem man diese in ihren Relationen richtige Regel zu einer absoluten stempelt, involvirt man sich sogleich in einen die Richtigkeit aller weiteren Fol-

**) In den Gesteinbildungen hätte man einen Wechsel von Zerstörungen und Erneuerungen vor sich (nach Hutton), so dass die Erde keine Zeichen weder von Jugend noch von Alter zeigt. Bei dem beständig in der Tiefe wirkenden Wasser (n. Daubré) kann am Wenigsten bei den oberflächlichen Schichten, die steter Einwirkung des äusseren Luftmeeres, sowie Pressung von Unten ausgesetzt sind, eine derartig stabile Unbeweglichkeit angenommen werden, um nach wenigen Metren eine Jahrtausende umfassende Altersablagerung zu berechnen. Schon Abholzung einer Gegend würde verschiedene Wärmevertheilung im Boden und dadurch Verschiebungen hervorrufen. Ebenso die Wucht schwerer Gebäude, die man in Asien oft provisorisch zu solchem Zwecke auführte. Noch misslicher ist Zeitbestimmung, wenn es sich (wie in Santorin) um vulkanische Katastrophen handelt. „Die oberen 4 Fuss des Schuttkegels (am Einfluss der Tiniere in den Genfersee) können in eben so viel Minuten, als Morlot für sie Jahrhunderte annimmt, angeschüttet worden sein. Das Vorkommen römischer Münzen beweist nichts für das Alter der Schuttmasse selbst, denn letztere, ein Resultat der Auschwemmungen durch Fluthen, kann dieselbe in viel späterer Zeit mit sich fortgeschleppt und abgelagert haben“ (M. Wagner). Nach Wagner sind alle die Feuersteingebilde der Picardie, auch die diejenigen, welche nach dem einstimmigen Urtheile französischer und englischer Geologen und Archäologen für künstliche, von Menschen gefertigte Werkzeuge gehalten werden, nichts weniger als Kunstprodukte, sondern ohne alle Ausnahme einfache Naturprodukte oder Naturspiele, an deren Formen Menschenhand sich nicht betheiligte hat (1863). Die von Lartet an mehreren Knochen und Geweißen aus den Sandgruben der Picardie bemerkten Einschnitte (von Menschenhand) sind (nach Wagner) später entstandene Risse und Sprünge, die theils durch früheres gewaltsames Herumwerfen der Knochen, theils beim schnellen Versetzen derselben aus ihren unterirdischen Lagerstätten in die Sonnenhitze entstanden sein dürfte. Da die lebenden Couchillien und die Mammuthen zwei Zeitaltern angehören, so zeigt die Vermengung beiderlei Ueberreste (in der Picardie) miteinander an, dass die antediluvianischen Säugethierreste der Picardie nicht mehr in ihrer primitiven Lagerstätte eingebettet sind, sondern durch eine spätere Katastrophe eine sekundäre Ablagerung erlitten haben (M. Wagner). Was die Feuersteinhacken in den Thälern der Somme, der Seine und anderen anbelangt, so scheint es Elie de Beaumont nicht erweisen, dass irgend eine dieser Hacken oder irgend ein anderes Produkt menschliche Industrie aus dem nicht umgestürzten Diluvialgebiet (terrain diluvien non remanie) ausgegraben worden sei. Die Knochen mit Zeichnungen mehren sich.

gerungen annähernden Fehlschluss. Dadurch dass das Geschehen als ein nur einmal verlaufenes Geschichtsgang constituiert wird, nehmen wir Betrachtungen aus der anorganischen Natur, die mit ihren Fäden über das Planetensystem hinausreicht, in die lebendigen Prozesse des Wadens hinüber, die sich vor unseren Augen in ihren gesetzlichen Phasen abspielen und in denen zu studieren sind. Wir brauchen nur auf unsere nächste Umgebung zu blicken, um die Nothwendigkeit einzusehen, die vermeintliche Stabilität des Entwicklungsganges in kreisende Bewegungen aufzulösen. Wollten wir die Volksstämme des Globus nach ihrem gegenseitigen Bildungsgrade abtaxiren, so würden die heutigen Bewohner des classischen Hellas gleich den Inhabern der Culturstätten Niniveh's und Babylon's eine überraschend tiefe Stellung einnehmen, und Iriani einst der Sitz der Wissenschaft im europäischen Norden, (die insula sanctorum et doctorum die den Angelsachsen ihre Schrift gegeben) ist das Land, wo sich bis in neuere Zeit der Gebrauch der Steinwerkzeuge bewahrt, in Steinhämmern und Stein-Amboss der Schmiede (in some remote districts). Dass die Metalle mit ihrem Bekanntwerden, rasch überall den Gebrauch roher Steingeräthe verdrängen müssen, wie jetzt in Brasilien und Patagonien, wo man noch allerorts die fertigerworfenen Steinwerkzeuge findet, ist selbstverständlich. Wie langsam oder wie rasch dies aber geschieht, wird (wenn keine Selbst-Erfindung oder Belehrung durch Zuwanderer eintritt) von den Handelsverbindungen abhängen, und ebenso begierig nach Eisen wie die Polynesier, die die Nägel gerne zum weiteren Aufbau gepflanzt hätten, zeigten sich die von den Nowgoroder Kaufleuten besuchten Bergbewohner Sibiriens.

So wenig wir deshalb indess in der Dreitheilung der Stein-, Bronze- und Eisenzeit die nacheinander von einem aus tertiären und quaternären Schichtungen erstandenen Urmenschen aufwärts gestiegenen Stufen anerkennen können, so würde doch für jeden einzelnen Fall der Schluss sein, in sich selbst gerechtfertigte Richtigkeit besitzen, dass die einfachen Verhältnisse culturloser Umgebung zu Steinwerkzeugen und ähnlich rohen Anshülfen führen müssen, und erst die Cultur mit den Vortheilen der Metallverwendung beschenkte. Wenn wir dann weiter die besonders zu Gebrauch hervortretenden Metalle, Kupfer (in seiner Zumischung) und Eisen (als gestähltes) miteinander vergleichen, so werden wir finden, dass das Vorwiegen des einen oder anderen von lokalen Verhältnissen und den Benutzungszwecken abhängig bleibt. Aus dem Meteor-Eisen, aus dem Rasen-Eisenstein und ähnlichen Verbindungen lässt sich das Eisen ebenso leicht*, oft leichter, als Kupfer gewinnen, seine brauchbare Verwendung zu Stahl**) (nicht nur zu Caementstahl, sondern auch schon zu Rohstahl) fordert aber (ausser dem gleichzeitigen Vorhandensein der Kohle) höhere technische Fertigkeiten, als die feinere Verarbeitung des giesbaren Kupfers, das selbst für sich allein zu vielfältigen Zwecken dienen kann, wenn Zink oder Zinn fehlt, denn entsprechende Zusätze aber grössere Elasticität***), oder die Zähigkeit des Kanonenmetalls gewinnen kann. Für schneidende Instrumente steht unzweifelhaft Eisen, wenn der Stählungsprozess richtig verstanden wird, weit höher, als irgend eine Art der Bronze, und es ist deshalb eine natürliche Folge, dass so oft diese beiden Metalle miteinander in Concurrenz treten, das Eisen die Bronze für Benützung zu Waffen (wenigstens der Angriffswaffen) verdrängen wird, eben

*) In villa Willine sunt hnae tres, quae selvunt ferri frusta (im Zinsbuch des Klosters Lorsch.
**) Die Trefflichkeit des (mit Pflanzentheilen gemischtem) Woz (1775 untersucht) wurde von Stodard als dem Aluminium zugehörig erkannt. Das celtiberische Verfahren der Eisenbereitung durch Vergrabung wird in ganz gleicher Weise (bei Beckmann) in Japan beschrieben. Die hieroglyphische Form für Eisen (Berips) lautet (nach Brugsch) ba-n-pe oder Stein des Himmels (Peterson).

***) Man verfertigt für die dreispithamige Katapulte erzene Schienen (*ἀντιδες γαινοί*), aus Erz getrieben (aus möglichst gutem Kupfer mit 3 Drachmen Zinn auf die Mine beigemischt). Es erhalten die Schienen ihre Kraft durch die Logirung des Metalles, denn dieses, so rein und lanter als möglich gegossen ohne irgend fremde Beimischung, ist stark, dehnbar und elastisch. Die den Hornen und manchen Holzarten, die für Bogen verwendet werden, zukommende Elasticität, wird zwar beim Erz und Eisen bezweifelt, setzt Philon hinzu, aber man könne die Fabrication der erwähnten Schienen an den sogenannten keltischen und spanischen Schwertern sehen (*τῶν κελτικῶν καὶ ἰσπανικῶν χαλκουργῶν μοχλοῖσιν*), die über den Kopf bis zu den Schultern gebogen, beim Loslassen in ihre frühere Gestalt zurückkehren. Diese Elasticität habe ihren Grund in der Reinheit des im Feuer verarbeiteten Eisens, das weder zu spröde noch zu weich sei, und weil die Schwerter kalt kräftig geschlagen sind, nicht mit grossen Hämmern, noch mit starken Schlägen (s. Köchly), zur Zeit der Ptolem. (Alexander aus Rhodos). Nach Philon wird als Erfinder des Erzspanners der Alexandriner Ktesibios angeführt (s. Köchly).

für Schmuck und andere Luxusgegenstände die Bronze*) noch immer vorgezogen werden möge. Das Massgebende für eine Scheidung zwischen Bronze- und Eisenzeit ist deshalb auch immer nur, ob die Waffen, und zwar die Schürfung bedürftenden Trutzwaffen (besonders Schwerter und grössere Lanzenspitzen), aus diesem oder jenem Metall sind, und so oft wir durch eine Regelmässigkeit der Funde hierin zu einem sicheren Resultate gelangen können, sind dann die politisch-geographischen Aspecten zu betrachten, um das Warum zu erklären. Während die amerikanischen Culturstaaten auf Bronze angewiesen blieben, in Indien früh das Eisen vorgezogen zu haben scheint, China**) seine Bronzezeit unter der Tschou-Dynastie (neben des Eisengebrauchs der Miaotze) durchlaufen haben soll, finden wir in Europa und westlichem Asien zwei umschriebene Areale, zwischen denen sich die Gränzlinie Eisen und Bronze***), ehe sie sich mischten und theilweis verdrängten, ziemlich scharf ziehen lässt. Die Culturzeit der Griechen gehört gewissermassen der Bronzezeit an, in der Dactylen und Telchinen ihre Kunstfertigkeit übten. Sie kannten das Eisen, (der Sintier) schon zu Homer's Zeit, wie ausser der directen Erwähnung eiserner Rüstungen, aus dem von der Kühlung des Eisens hergenommenen Bilde (in d. Odysee) hervorgeht. Ihr Eisen (wezu in der Waffenverarbeitung der Lacedämonier die Minen am Taygetus benutzt sein sollen) wird indess ein verhältnissmässig wenig brauchbares gewesen sein, was schon aus der Verlegung der Stahlbereitung nach dem versteckten und in seinen rohen Sitzen Vernachlässigung durch Verkehrsstrassen beweisenden Volk der Chalybes (als *αἰδηροκόττορες* bei Aeschylus, wie Hamilton bei Unieh nach Constantinopel verführtes Eisen sah), hervorgeht, in dem bedentsamen Verkehr Sinope's bildeten die Metalle einen Export-Artikel. Die geringe Ausbeute der Eisenminen und der Mangel an Kohlen hatte indessen auch westasiatische Staaten auf Bevorzugung der Bronze geführt, und wir würden innerhalb unserer historischen Nachrichten für die Bronze-Zeit am einfachsten an die assyrische †) Cultur anknüpfen, die durch ihre Gründungen in Kleinasien, sowie durch die Minyer in Orchomenos die chalcidische Erzepoche Griechenlands, wo überall die Erzstädte in Mythologie und Geschichte blühten, einleitete und den auf Keilschriften gelesenen Namen Königs Orchamus westlichen Traditionen übergab.

Unter ihren Einfluss fielen auch die Phönizier, die deshalb mit ihren Handelsverbindungen Bronzegegenstände verbreitet haben mögen, die aber, wenn auch zu Hiram's Zeit den Juden in Bronze-

*) Die überall fast gleichartige Mischung der Bronze, die man dann als die chemisch angezeigte fand, erklärt sich gerade aus dieser Richtigkeit der Verhältnisse, da das gesetzlich gleichartige sich auch eben überall im Laufe der Experimente als ein solches zu erkennen geben muss. Delas, der Erfinder der Kupfer-Zinn-Mischung war (nach Theophrast) ein Phrygier oder (nach Aristoteles) ein Lydier (als Scythes). Montes, König der Taphier, tauscht auf Cypren Bronze oder Kupfer gegen Eisen um (in der Odysee).

**) Nach einer alten Nachricht in Kaugh's Wörterbuch waren die Waffen in alter Zeit nur aus Kupfer und erst seit der 4 D. Thsin aus Eisen. Der Tao-kien-lo erwähnt ein gegossenes kupfernes Schwert unter Yu's Sohn Ki (2197—48 a. d.), und ein eisernes unter Kungkia (1897—48 a. d.) mit Inschriften (Plath). Nach dem Schiking nahm Kunglieu (Ahn der Tschou) Schiefsteine (li) aus den Steingruben (fuan) aus den Bergwerken.

***) Die Massageten bedienten sich (s. Strabo) der kupfernen Streitaxt, neben Bogen, Schwert und Panzer. Bei Aeniana (im Lande der Daer) zeigte man griechische Waffen, eberne Gefässe und Gräber. Das Kupfer der technischen Werkzeuge ist wenig oder gar nicht legirt. Das Heer des Cyrus (der dem Wagen eiserne Sichel zufügt) funkelt von Erz (bei Xenophon) vor der Schlacht mit Crösus. Die Pfeile der Indier hatten eiserne, die der West-Aethiopier steinerne Spitzen (im Heer des Xerxes). Unter Servius waren die römischen Rüstungen von Bronze (Livius). Jonier und Carier waren zu Psammetich's Zeit in Bronze gewaffnet. Cassiodor macht Belus zum Erfinder des Eisenschwerts. Beide Theile (das Spies) sind in der Heroenzeit von Erz (s. Rüstow). Das Schwert (*ἔσπερος ἄσπερος*) ist zweischneidig (von Erz, später von Eisen). Die metallene Spitze der Pfeile hat einen oder mehrere Widerhaken. *ὄνια γέρον ἰσθια ἐν ἀσπίδασι Ἀργολικαῖς καὶ δόματα καὶ κοῦρη γάλακα καὶ θαρρακας καὶ κρημίδας καὶ ἕλαγ* (Dionys. Hal.) als Bewaffnung der ersten Classe (Rom).

†) Obwohl die Assyrer Eisen und zum Theil gestähltes, kannten, bewahrten sie die Schwerter aus Bronze. Auf den Monumenten Ramses III. zeigten sich die blauen Stahlwaffen neben den rothen aus Kupfer oder Bronze. Zu Solon's Zeit war den Lacedämoniern das Eisenschmieden eine Neuigkeit, ein fremdartiger Process, dem Lichas verwundert zusah, als er in die *χάλκον* der Tegeaten eintrat, Alkaios singt von ebernen (chalcidischen) Schwertern. Die *οἰζοῦσας* schneiden (s. Sophokles) mit Sichel aus Bronze Giftkräuter. Im Tempel des Asklepios zu Nicomedia fand sich ein Schwert von Bronze, das dem Memnon angehört, eine Lanze des Achill mit Bronzespitze zu Phaselis (s. Peterseu). Aristoteles kennt noch Lanzenspitzen und Schwerter aus Bronze.

arbeit überlegen, nie darin excellirt haben werden, ihrem auf Handelszwecke gerichteten Nationalcharakter gemäss. Der feine Kunstsinn der Griechen dagegen brachte die Verarbeitung des Bronze-Materials zu seiner höchsten Vollendung und wird es noch lange dem schlechten Eisen, das anfangs allein zugänglich war, vorgezogen haben. Das Bronzereiche Gross-Griechenland*) war somit der Spiegel des Mutterlandes, während Etruskien**) gleichfalls die direkten Beziehungen mit seinen asiatischen Verwandten bewahrte, wie es auch die frappanten Uebereinstimmungen ihrer Gräber mit den kleinasiatischen (und die phrygischen Inschriften in Doganlu) beweisen. Durch die unterworfenen Umbrer traten indess gallische Anknüpfungen hinzu. Bei den Ligurern wird der Gebrauch eherner Lanzen spitzen auf ihre alten Beziehungen zu den Griechen gedeutet, mit Gallien aber beginnt dann der Gebrauch des Eisens, das anfangs seine beste Vollendung auf der spanischen Halbinsel (wo bei den Lusitanern indess gleichzeitig die Verwendung der Bronze zu Waffen fort dauerte, aus möglicherweise punischer Reminiscenz) erhielt, wie später in Noricum (berühmt durch den noricus ensis).

Die Vertheilung der sog. Bronzezeit***) im nördlichen Europa, (die besser nicht durch gleich-

*) Aus den Eisenfunden unter dem Poseidons-Tempel zu Paestum will man den Uebergang in die Bronze chronologisch fixiren können, obwohl diese auch später noch fortgedauert haben mag. Der verschiedene Uebergang zum Eisen lässt sich selbst bei den Römern wohl erst seit dem zweiten punischen Kriege datiren, wo sie die hispanischen Schwerter, und gleichzeitig ihr Verfahren der Eisenbereitung, adoptirten, und ehe sie letzteres besaßen, werden sie kaum durchgängig ihre brauchbaren Bronzewaffen aufgeben haben, für biegsame Schwerter gleich den gallischen, deren Nachttheile ihnen selbst auffällig genug waren. In den hannibalischen Kriegen mögen noch immer Bronzewaffen im Gebrauch gewesen sein, besonders vielleicht für die kurzen Stosswaffen, mit denen auch die Celtiberer neben ihren Schwertern bewaffnet waren. Im übrigen dürfen vielleicht gerade diese Kriege als der Wendepunkt betrachtet werden, in welchem die Römer am überzeugendsten die Vortheile des hispanischen Schwertes unter den Punischen Hülfstruppen (das Polybius mit dem der an ihren Seiten kämpfenden Gallier vergleicht) erkannten und nun die Eroberung Spaniens benutzten, kunstfertige Schmiede nach Rom zu rufen. Carthago würde als phönizische Colonie mit in das Bereich der Bronze fallen, wenn es nicht früh durch die Iberer über das Eisen belehrt wurde. In Italien war indess Hannibal die Waffenführung ausgegangen, und lag es überhaupt näher aus den eroberten Ländern die Rüstungen zu ziehen, wie auch von den Äfri in seinem Heere gesagt wird, dass sie nach römischer Weise bewaffnet gewesen, vorzüglich wohl überhaupt nach eluheimischer Weise, also der in Süd-Italien, wo die Schlacht zu Cannae geliefert wurde, üblichen Weise. A Tènes, fondée par les Phéniciens ou les Carthaginois, on a trouvé (1863) une hachette en cuivre, analogue aux haches, que l'on trouve en France et que l'on regarde comme celtiques (Gay). Der eiserne Pfeil des Pandarus vor Troja war ein Göttergeschenk. Framea (a ferrum, quasi ferrea), gladius ex utraque parte excutus (Johannes de Janua). Rndis et rudicula est instrumentum coquinarium ferreum vel aheneum (Pallad.). Celtis, *λοξοεισθηρος* (s. Ducange). Indra's Pfeile sind von Eisen und Feridun's Keule. Die Ackergeräthe waren ausser der Pflugschaar ohne alles Eisen in Bromberg (1773 p. 4.). Le poisson à couper devait être tranché avec des lames de fer et non des lames de bois (statutes à Poitiers) 1413 (De la Fontanelle). Die Aegypter, die früher mit Keulen und Steine gekämpft, vergötterten Herakles, der zur Bearbeitung des Eisens ein Werkzeug von oben her erlangt (s. Palaeophatus).

**) Sembra che sopra così fatte bare locassero gli estinti loro acconci con balsami, ma scortti e non racchiusi entro un'arca. Quelli che in questo sepolcro giacevano, ebbero le vesti ricamate a fiori di smalto di opera egiziana e simili affatto alle grane caerulee, o veridastro, recate coi corpi imbalsamati d'Egitto (nel ducato di Ceri). Non mancarano ancora delle paste odorose di ambra e altre orientali resine, disposte all' intorno del defunto. Avendo appressato al fuoco un piccol pezzetto di tali odorate sostanze, si ebbe un profumo di tanta forza che nell' ampia sala del ducale palazzo di Cori non se ne poté comportare la gravità (Visconti).

*) In England, sowohl wie in Deutschland sind auch aus der so jungen Zeit dortiger Anwesenheit der Römer Funde von Bronzeschwertern in den Denkmälern aufzeichnet. Obwohl bei dem Verbot des Porsenna, das besonders gegen Eisen (ausser zum Ackerland) gerichtet war, der allgemeine Ausdruck des Ferrum, als in der späteren Zeit der davon redenden Schriftsteller auf alle Art Waffen angewandt, zu beachten ist, so kann trotz dichterischer Verwendung der Bezeichnung ebern, als Epithet der Waffen, dasselbe auch zugleich im täglichen Gebrauch neben dem Eisen fortgedauert haben. Ardentis clypeos atque aera micantia cerno (Virg.) pro armis aereis Ac late fluctuat omnis Aera residentis tellus (Virg.). Tela aerata (Virg.) hasta aeratae cuspidis (Ovid.) Micat aereus ensis (Virg.) Qum et arma, pectoralis, ocreas, galeas ex aere antiquis factas, inmit locis infasitis Virgilius, Servius, Plinius, Polybius, Livius et alii mille locis (Stevvec.) Ad haec verita duo, galeaque aenea et crurum tegmen ocrea (Polyb.) Arma Romanorum erant ex aere perita, quae ab id fusa dicere quis possit. Livius de prima classe, Arma, inquit, his imperata, galea, clypeus, ocreae, lorica, omnia ex aerea. Multa quoque in eam ser-

zeitige Meinungen über die Bestattungsweisen verwickelt wird) muss nun aus den Verhältnissen geographischer Lagerung in ihren geschichtlichen Beziehungen erklärt werden. Den phönizischen Schiffahrten nach den Zinn-Inseln ist dafür eine unverhältnissmäßig hohe Bedeutung beigelegt, und etruskische Handelszüge, wenn sie (dem Volkscharacter eher widerstrebend) stattgefunden, würden bald mit Eisen verarbeitenden, Stämmen in erste Berührung gekommen sein. Aus Herodot ist uns dagegen die eifrige Thätigkeit der griechischen Colonien am Pontus, (der griechischen Factoreien der unter den Budinera wohnenden Gelonen) bekannt, die die natürliche Strasse der Heere und Karavanen nach dem Baltic betreten, und jene, durch boreadische Sagen bezengten, Verbindungen mit Scandinavien eingeleitet haben werden, wie sie (in mithridatischer Zeit belebt) Gauthar und Gotthi mit getischen Gothen verknüpften. Ausser den Analogien der Gräberfunde am schwarzen Meer mit denen nordischer Erdhügel, ist in den dänischen Waffen und ihren Verzierungen die nächste Aehnlichkeit zu den griechischen erkannt, und wiewohl nicht alle als importirte zu betrachten sein werden, so müssen doch bei ihrer Verarbeitung die Muster massgebend gewesen sein, wie sie durch die Künstler (nicht des eigentlichen Hellas), sondern der milesischen Colonien, (die in ihrer Zählung nach Hunderten nicht die einzelne Stadt, sondern altjonische Cultur in halborientalischer Färbung repräsentiren), geliefert wurden, und sich in Olbia, in Panticapaeum, im Reiche bosporianischer und asurgianischer Könige scythischen Geschmacksrichtungen nicht entziehen konnten. Das Bedürfniss nach Bronze, (die besonders Dänemark füllte, in Gallien dagegen schon mit Eisen zu rivalisiren hatte), wird im Norden bis in die späteste Kaiserzeit fortgedauert haben, da wiederholt die strengsten Verbote gegen jede Ausfuhr*) von Eisen (oder selbst Waffenverkauf an die Barbaren) erlassen wurde, und dieselben sich von den Kaufleuten wahrscheinlich am einfachsten dadurch umgehen liessen, dass sie Bronzegefässe an die durch ihre Plünderzüge bereicherten Wikinger (damals sächsisch-jütischen Geschlechtes, wie später normannisch-askomannischen) verkauften, damit aus dem Umschmelzen derselben Waffen gefertigt würden. Die volle Eisenzeit tritt für die germanischen Eroberer in Mitteleuropa erst ein, als Allemannen, Franken, Burgunder die römischen Stationen besetzten und nun auch die Waffensbriken (Remensis spatharia, Triborum epatharia et balistaria, Ambianensis spatharia et scutaria) in ihre Gewalt bekommen, die in der Notitia aufgezählt werden. Bereits Tacitus kennt Eisen unter den Germanen und die Gothini gruben es, aber der Nutzen des Eisens tritt erst mit seiner richtigen Verarbeitung ein, und der eine Zeit lang den Hermanduren erlaubte Handel wird bei den zunehmenden Gefährdungen der römischen Grenze unterbrochen sein, ehe die allgemeine Umwälzung eintrat.

Hesiod spricht von der Zeit, als μέλας δ'οἶκ' ἔοικε σιδῆρος, der Zeit des χαλκός,*) als

tentiam et Virgilio et Servio adferre non sit difficile. Claros enim aereos in constructione navium auctor noster commendavit. Rostra item in navibus aera fuisse (Stewechius). Samniti usarono armatura di bronzo al riferir di Varrone. Pind. χαλκοπέραρον ἄροια dicit, jaculum aeras habens malas, v. e. aeratum, aera praefixum cuspidē, vel etiam praeferratum. χαλκοπέρας, aere implotus, armatus (Eur.) χαλκοπέλατος ἀμφηρης γένος (Hom.) χαλκοπέρον ἠροιαρον (Eur.), Eneis aere, (aereo ferrove malleo) cusus. χάλυβοι, ἴδνος τῆς Σπυθίας, ὄπου σιδῆρος ἴσται (Hesych) χάλυβ' de ferro durissimo. χαλκοχαρμης, aere (armis aereis) gaudens (Pindar.) χαλκοτομοις ἔγχοισιν (Pind) De vulneribus aere infictis (Opp.). Ἄλλοι δ'οἰκίλας πάλυθηροισι πάλυρον χαλκοτομοις ἠροισιν (Steph.) χαλκίχρης, aera (aerata) utens hasta (Eur.) χαλκινῆς, aeneis armis instructus (Pind.) χαλκίοπιος, aera arma habens (Eur.) ὄπλα, χαλκία (Eur.) χαλκισσόμενοι βέλη (Eust.) χαλκίηλατην ἀλχημῆν (Opp.) χαλκίωρος, ferro apto armatus (Pind.) χαλκοροιστήν, χαλκῶ ὠπλισμένον (Hesych.). Les épées homériques étaient en kalkos ainsi battu à froid et pour ce qui est du sidéros, dont on se servait pour les pointes des lances et des flèches, pour les haches et les dolaires, c'était le même métal trempé (Maudnit). Für Bronze (statt Knopf) spricht die Sprödigkeit des Metalls (χαλκος), die durch das Zerspringen eines Schwertes in 4 Stücke (in der Iliade) bezeugt wird (s. Petersen). Nach Eusth. habe es auch Eisen bedeutet

*) Nihil penitus ferri vel facti vel adhuc infecti ab aliquo distrahatur

**) Auch bei den Suionen wurden die Waffen unter Hut gehalten (Tacit.) Nach Aeneias sollten sie nur im Deigma ausgeteilt werden. Kurze Messer ausgenommen, musste Alles in den öffentlichen Waffenfabriken verfertigt werden (unter Justinian). Ab hominibus privatis non alia arma aut fabricari aut vendi poterant, praeter cultellos breves (Stevvec.). Habet praeter legio fabros lignarios, instructores, carpentarios, ferrarios pictores, reliquosque artifices (Veget.).

***) Inde minutatim processit ferreus ensis, Versaque in opprobrium species est falcis abnae (Lucrez) σιδῆρον στομάσσει dicitur, qui acie illud instruit sive acuit. Στομάσσει τὴν μηχανῆν

einer vergangenen, denn zur seinigen sowohl, wie der Homers war das Eisen bekannt genug, aber nicht Eisen constituirte den Unterschied zwischen Erz- und Eisenzeit, sondern die gestählte Schneide, neben der dann die Bronze für Schelden oder Griffe fortgebraucht wird. Für kürzer Stosswaffen mag Bronze auch später noch lange gebraucht sein, und ebenso für Schwerte^{*)}, wie es scheint, vielleicht für die Etiketten-Degen der Parazonien.

Der Stein war lange eine gewöhnliche Waffe^{**)}, nicht nur für die Festungsmaschinen, sondern auch für die Hand des Soldaten, und mit solchen Waffen bekämpfte Herakles die Eingeborenen auf der Ebene Crau (craig oder Stein), um in dem heiligen Bezirk von Neumausis die morgenländische Civilisation zu sichern (*επιβοήθησεν ἀστυνομήσειν πόλιν* bei Dion Hal.) und nach Besiegung des (Höhlenmenschen) Tauriscus πόλιν ἐπέμειλεν Ἀλφειῶν zu gründen, ἀπ' αὐτῆς εἰς καλιέας ἰστίων καὶ μηρόσποιν. Dann sahen ihn die himmlischen „scandentem inbes frangentemque ardua montis“ (It. Sic), um den Handelsweg (massiotischer Stationen) zu öffnen, den die Römer (s. Thierry) für ihre Strassen Aurelia und Domitia benutzten. B.

(inquit Bud.) est exacere aciem, quasi os gladii concinnare et firmare et obdurare, quod nō fieret inutilis gladius esset. Ἦν γὰρ ὅτι χαλκός βαπτόμενος ἱσιροῦτο πρὸς ἐπίαν (Greg. Nyss.) Σιδεροποιῶν, ferrum gesto, arma fero. Nach der Zeit Hannibal's ahmten die Römer die Eisenverfertigung der Keltiberer (für ihre Schwerter) nach, ohne die Güte derselben zu erreichen (Suidas). Après Homère le mot σιδερός semble réservé au fer non susceptible d'être trompé, et l'acier paraît indiqué par le mot χαλκός (Housel). In itineraria referunt aliqui de Japonensibus, quod ferrum suum in contos excusum locis palustribus immergant, et ibi tam diu relinquunt, dum ad multam partem ferrugine sit consumtum, exemtum deinde ex novo excandunt, et iterum in palude per spatium 8 vel 10 annorum recentiant, usque dum iterum in aqua paludinoso falsa admodum extesum sit, pars ferri, quae restat, speciem chalybis referre perhibetur, exinde dein vomeres fabriquant, exque ferro sic rubiginosa instrumenta sua et utensilia conficiunt (Swedenborg). Stahl ist den Juden Eisen vom Norden (bei Jerem.) von Chalybiden. Polphem's Auge zischt, wie das gekühlte Eisen des Schmiedes (Homer). Celtiberes ferro aciem soliditatemque parant eo in terram defosso crassas terrestresque partes expurgando (Polyb.)

*) Bei der römischen Station Ardoch wurde ein Bronze-Schwert gefunden. According to Wright the bronzo weapons (in England) have generally been found near Roman stations and Roman roads. Lindenschmid verzeichnet ein Erzschwert aus den römischen Gebäuderesten zu Weisenan und noch einen anderen Fund aus dem römischen Castel Salburg. Beim Dimeser (et wurde ein (römisches) Erzmesser gefunden, in der römischen Niederlassung von Nieder-Bipp (nach Jahn) eine bronzene Lanzenspitze, ebenso wie (1847) im römischen Castell auf dem Bünz und ein eberner Messergriff (neben Steinkeil) zusammen mit Münzen des Anton. Plus bei Toffo (1811). *Αὐτοὶ λόγοι τριτόνων καὶ χαλκοῦστων καὶ ἄλλοι ἄλλοι πολυτελεῶν ἔργων ἦσαν χειροτέραν* (Dionys). Justinian erwähnt aeriū fabri sagittarii, gladiatores (Degenschmiede), ferrarii, lapidarii. Auf den alten Schlachtfeldern der Römer mit den Illyriern bei Triest, in Istrien und in den Julischen und krainischen Alpen findet man fortwährend keltische Waffen von Bronze und Kupfer (v. Bälow). Eccard erwähnt ein neben römischen Münzen gefundenes Kupferschwert. Philopomen ersetzte die argolischen Rundschilder durch viereckige (aus Holz und Flechtwerk) mit langen Spiesen. Camillus umgab das scutum (an der Stelle des clypeus gesetzt) mit einem Metallrand. Iphicrates führte längere Schwerter ein. Ἦ καὶ Ῥωμαῖοι τὰς παλαιὰς ἀποδύμενοι μάχας, ἐκ τῶν καὶ Ἀργείων, μισθῶλον τὰς τῶν Ἰβήρων (Suidas). Hispanorum non minus ad punctum feriendum hostem valebant, Gallorum gladii (σάχιρα) ad caesum dumtaxat feriendum utiles, quam ad rem opus erat aliquo intervallo (Polyb.); *τα δὲ ἔφη τῶν Ἰσχυρίων εἰς ἀσπίδων.* Die römischen Reiter führten (neben Stangenlanzen) *σπάθη δι' ἑσπέρην καὶ πλάστιγ* (Arrian).

**) Die Heloten kämpften (wie die γυνήσιοι in Argos) mit Steinwürfen, die sikyonischen Sklaven heißen Knittelträger (*σορρονήφοροι*). In den Perserkriegen bildeten die Sklaven die *πυροβολοί*. Lapide aut ex funda aut ex manu (Aelian) utuntur (Velites). Et mann sola omnes milites meditabantur libralia sexa jactare qui usus paratior creditur, quis non desiderat fundam. Missilia quoque, vel plumbeas jugiter perpetuoque exercitio dirigere cogeantur (Veget.). In quodam illorum tyrociniorum Comes Clarimontis armorum pondere praegravatus et Malleorum scithus super caput pluries et fortiter percussus in amentiam decidit (1279 p. d.). Magnus inter caetera trophaeorum morum insignia inusitati ponderis malleos, quos Joviales vocabant, apud insularum quandam prisca virorum religione cultos in patriam deportandos curavit (Saxo Mailhetus, als Hammer). Ipse brevis gladius apud illos Saxa vocatur (Gotefr. Vit.). Cum fundere tentassent cum malleis et Cuneis et omni hujus generis machinamento (Mir. St. Rich.). Adjectis ferreis palis et Cuneis (Vit. S. J. E. T.). The ancient Irish warrior carried a stone in his girdle (the Lia Miledh or warriors stone) to cast at his adversary (Wilde). Fergus threw the Leacan laechmbliadh (the semi-frazer stone of a soldier champion) gegen die Hexe, Eocháidh Lingh churadh (a champions flat stone), Lohar carried a Liagh lambalaih (a champions hand-stone), throwing his battle-stone. In the battle near Limerick against the Danes, they cast their stones (small arrows and smooth spears). The stone appears to have been a naked celt thrown

(Halévy,) Lettre à monsieur D'Abbadie sur l'origine asiatique des langues du nord de l'Afrique. Juin 1867. Paris, Maisonneuve. Separatdr. aus Actes de la société philol. tome I, p. 29—43.

Verf. will nicht, wie man aus der Aufschrift schliessen könnte, den Ursprung der genannten Sprachen aus asiatischen Sprachen erörtern, sondern indem er den Zusammenhang der nordafrikanischen (hamitischen) Sprachen mit den anstossenden asiatischen (zunächst also semitischen) ganz aus dem Auge lässt, glaubt er in vorliegender Schrift bewiesen zu haben, dass die Wiege der ägyptisch-berberischen (hamitischen) Race irgend ein asiatisches Land ist, aus welchem die ganze Race in nicht näher zu bestimmender Zeit ausgewandert sei und en passant die arabische Halbinsel occupirt habe. Dort seien die Hamiten allmählig von den Semiten absorbirt oder zur Wanderung weiter nach Westen über das rothe Meer gezwungen worden à l'exception d'un rameau détaché qui, protégé par sa position inaccessible du côté de la terre, s'est conservé jusqu'à nos jours. Diese noch heut existirende hamitische Bevölkerung Arabiens

with the hand (s. Wilde). Clavering found bei den Grönländern einige Spitzen (statt aus Knochen) aus Meteor-Eisen. Ad arma facienda ferrum utriusque temperaturae et carbonis servantur in conditis, ligna quoque hastilibus, sagittisque necessaria reponuntur. Saxa rotunda de fluviis (minima de fundis, sive fustibalis, vel manibus jacienda). Rotae quoque de lignis viridibus ingentissimae fabricantur (Veget.). Fundibulum dicitur àit (Isidor.) quasi fmdentem et emittentem (a fustibulo fustibulatoribus). Qui fustio ex lino vel setis factis. Solche fustibulatores würden unter den mit Steinen bewaffneten Sachsen zu verstehen sein, wenn dieselben bei Hastings geworfen wurden. Fune alligati (globi lapidei perforati, in Holsatia inventi) hostium capitibus immittentur. Nec dissimili bellico instrumento Johannes Ziska suo adhuc tempore usus est (Eccard). Cultri lapidei quando cum aereis et tandem ferreis commutati fuissent, in re domestica, in sacris manserunt, quae non temere etiam in minimis mutationem admittunt. Et cultri sacri, quibus circumcisio fit apud Judaeos, etiam nostro adhuc aevo lapidei existunt (Eccard) 1750. In manchen Artikeln (des Arnstädter Stadtrechts) kommt die Strafe der Lieferung einer gewissen Zahl Fuder Steine vor (s. Michelsen), z. B. Welcher Bürger dem andern freunelych in sein Haus leufft (mit gewapenter hent). Unter den hotontini genannten Grenzhügeln wurde ausser Asche und Kohle auch Scherben gemischt (in der Römerzeit). Die alten Dämme und hochgelegene Wasserzüge beweisen, wie die niederländische Anbauer einst durch Abwässerungen das Tiefland (der Ländereien in dem wasserreichen Thal des Helmefflusses, ursprünglich in sumpfiger Niederung gelegen) in Wiesen umgeschaffen und urbar gemacht haben. Wie der erste Aht (1144 p. d.) vom Erzstift Mainz, erwarben (1155) die Mönche zu Walkenried palndem quondam in Heringen virgultis et arbustis obsitum, quae ad Fuldensum Ecclesiam spectabat, durch Tausch. Walkenried selbst hatte eine sumpfige Lage, wurde durch niederländische Mönche gebaut und musste durch Ausgrabung in Fischteiche entwässert werden (s. Eckstrom). In den niederländischen Colonien wurde zwischen Holländer und Fläminger anfangs nicht unterschieden (Michelsen). Et non solum decimas terrarum novarum, quae quondam soloebant esse palndes, quomodo vulgariter appellantur les Pastis (1224 p. d.). Den römischen Ursprung des (wegen der Belegung mit Steinen) Steinberg (147? von den Pfählen) genannten Pfahlwerkes bei Nidau bezeugen nebst den darin vorkommenden römischen Ziegeln die dort gefundenen Münzen (Jahn) 1850. Unter den Ziegel-Fragmenten in dem Grundbau der römischen Wohnung (in Engwalde) wurden Austerschaalen gefunden. Stagnum a Graeco στυγίον (ad villas rotunda stagna). Unter dem hremischen Bischof Unwan bewahrte die Paludicolae heidnische Gebräuche. Obsidianspitzen wurden bei Athen gefunden und Steinäxte (von Merlin) bei Orchomenos. The inner Brazil preserves the Catalan or direct process of treating the ore by single fusion, now obsolete in older lands, even the Munjoles in Western and the Marave savages in Eastern Africa have improved upon it by adding a chimney for draught, a rude kind of wind-furnace (Burton). We have in England ample evidence from barrows of the continuance in use of stone-hatchets, arrow-heads etc. after bronze had been introduced for daggers and other cutting instruments (s. Evans). In the tumuli of Wiltshire the stoue arrow-heads are usually found with bronze daggers. In Derbyshire stone implements are found not only with bronze, but with iron (Wright). In the barrow, (called Carder-lowe) the bronze dagger was found in a lower, and therefore older, deposit, than one, which contained nothing but flint implements (Wright). In Belgium on the borders of the Ardennes a cromlech with a Roman interment in it has been found in the middle of a Roman cemetery (Wright). Bei Homer und Hesiod scheint zu Werkzeug und Ackergeräth Eisen, zur Waffe aber vorzugsweise das Kupfer benutzt worden (von Birha). In den verschütteten Gruben der mit eisernen Werkzeugen bearbeiteten Goldfelsen (am rothen Meer) fand Agatharchides (150 n. d.) nur kupferne Werkzeuge des Bergbaus. Ephorus bezeichnet die taurischen Gangbanten der Kimmerier, als unterirdische Wohnungen, mit dem keltischen Worte Argel (ἀργελλας) und dort wiederholt sich der Gegensatz der Hochländer des Kaukasus und der Niederländer des palus Maotis, wie zwischen Albaner und Maעות Caledonien's (der Ceitach).

soll nach H. aus den Stämmen der Südküste bestehen, welche die (uns übrigens nur erst durch höchst dürftige Mittheilungen bekannte) Ekkili Sprache reden. Dieses Idiom hat nämlich nach H. un fond africain et surtout berber, und indem er dies nachgewiesen zu haben glaubt, hält er auch die Wanderung der Hamiten aus dem Inneren Asiens durch Arabien nach Afrika für erwiesen. Verf. wendet sich somit (p. 30) auch gegen die von R. Hartmann in dieser Zeitschrift (I, p. 44) ausgesprochene Ansicht, dass Aegypten von Libyen oder den höheren Landschaften Nord-Sudans her seine Bevölkerung erhielt, obgleich die Ansicht dieses Gelehrten mit der H.'s eigentlich gar nicht im Widerspruch zu stehen braucht. Uebrigens scheint aus anderweitigen linguistischen Gründen wirklich eine asiatische Abkunft der nordafrikanischen Völker angenommen werden zu müssen (Vergl. Fr. Müller, Novara-Expedition, Ethnogr. S. 92).

Indess hat H. durchaus nicht bewiesen was er glaubt bewiesen zu haben, nämlich den hamitischen Charakter des Ekkili. Hauptsächlich stützt er sich auf Vokallvergleichung und bringt in der That mehr oder minder gewaltsam einige Anklänge an das Berberische, Aegyptische oder Bega (Hadendoo) zu Stande. In vielen Fällen liegt der Irrthum auf der Hand^{*)}, in anderen ist die Etymologie des betreffenden Ekkiliworts noch nicht mit Sicherheit zu erkennen. Jedenfalls aber hätte H. wissen müssen, dass bloss durch Vergleichung von 30—40 Vokabeln Sprachverwandtschaft nicht bewiesen werden kann. Von grammatischen Uebereinstimmungen hebt er besonders hervor die Bildung des Causativs im Ekkili durch präfigirtes es und das sch des Pronomens der/3. Pers. Beides ist aber ächt und alt-semitisch^{**)}, und wenn im Hamitischen sich die gleichen Formen hierfür finden, so kann dies nur mit als Beweis dafür gelten, dass semitische und hamitische Sprachen von alten Zeiten mit einander verwandt sind, nicht aber dass das Ekkili eine hamitische Sprache ist.

Dem Vernehmen nach ist Herr H. zur Zeit auf Reisen in Südarabien. Er wird hoffentlich dort Gelegenheit haben, reicheres Material zu sammeln und sich von der Unhaltbarkeit seiner Hypothese zu überzeugen. Sollte sich übrigens in den südarabischen Sprachen einiges hamitisches Sprachgut finden, so wäre dies nicht gerade zu verwundern, da auch die semitischen Dialekte des nur durch den schmalen Meerestraum von Südarabien getrennten Abessinien mehr oder weniger starke hamitische Beimischungen zeigen. Praetorius.

Die Ptoembari und Ptoemphause des Plinius. Paul Buchère veröffentlicht über diese Völker in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde“ von Lepsius und Brugsch Jahrg. 1863, S. 112 interessante Daten, welche wir im Folgenden etwas näher besprechen wollen.

Buchère erwähnt zunächst einiger Mittheilungen von Lepsius über sonderbare Gebräuche gewisser Bewohner von Fasoglo: dass nämlich zu einer Jahreszeit der Landesfürst von vier Ministern auf einen Angarèh (Ruhebette) getragen, dass an einen Fuss dieses Angarèh ein Hund mit einem langen Stricke gebunden und von der Bevölkerung mit Speeren und Steinen getödtet, dass aber alsdann der Fürst wieder nach seiner Behausung getragen werde^{***)}.

Referent hörte diese Erzählung von Masaúd-Effendi, Mamúr von Rosères und Fasoglo, insoweit bestätigen, als hiernach der Hund von jedem Bewohner (des Dorfes Fasoglo oder Fesoghlu, ferner auch der Dörfer zu Gassan und Faronja) einen Ruthenstreich empfangt. Es geschehe dies zur Zeit der Durrabernte, weshalb, sei aber nicht bekannt^{†)}.

Nach Buchère's Bericht findet sich eine Ansiedlung dieses bizarren Gebrauches in einer bis entnommenen Stelle des Plinius. Nachdem dieser nämlich einer den Somberriten (Nachbarn von Meroë) gehörenden Insel des Nil gedacht, fährt er fort: weiterhin, acht Tagereisen weit (wohnend die nubischen Aethiopier, ihre Stadt Tenupsis liegt am Nile, ferner die Sambrer, bei welchen

^{*)} So ist dsinit acht = semit. sement; sait, set neun = semit. tis'a mit Metathese wie ähnlich im Amharischen und Harari; ebit Kameel ist offenbar nur ein Druckfehler für ebil das gew. arabische Wort; siot Feuer = semit. esät; mi, mu Wasser = semit. mā, māj, mōje; teia Ziege = semit. tali; eb gross, wahrscheinlich = äth. a. bi. H. zieht aber überall ferner liegende hamitische Wörter herzu.

^{**)} Vergl. die Inschrift von Hadramant in Zeitschrift d. deutsch. morgenl. Ges. XIX. S. 238 ff.

^{***)} Nach Erzählung des Liwa (Brigadegenerals) Othmān-Bey-el-Arnaud. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin 1852, S. 214.

^{†)} Hartmann: Reise des Freiherrn Adalb. v. Barnim durch Nord-Ost-Afrika u. s. w. Berlin 1863, S. 624.

alle Vierfüssler, selbst die Elephanten, der Ohren entbehren; auf der afrikanischen Seite die Ptoemhari, die Ptoemphanæ, welche einen Hund zum Könige haben, und welche dessen Befehle nach seinen Bewegungen beurtheilen (VI, 35). Bio scheint diese Nachrichten von einem Aegypter erhalten zu haben.

Buchère hält nun die Ptoemhari für Bewohner des Landes Bar, p—to en har; die Ptoemphanæ dagegen für Bewohner des Landes Phan, p—to en phan. Phan müsste, sowie Bar, auf afrikanischer Seite, d. h. westlich vom Nile, gelegen, auch weiter entfernt gewesen sein, als letzteres, indem es ja später aufgeführt werde, wie dieses. Wenn man nun erwähnten Text unter Hinzunahme einer Karte prüfe, so fühle man sich veranlasst, das Land Bar in Kordufan zu suchen, da, wo heut die Stadt Bara sich erhebe. Ich bemerke hierzn, dass ausserdem zwar ein Dorf Omm-Bari in Dar Rosères am blauen Nile befindlich sei, und dass ein grosser bekannter Volksstamm am Bacher-el-Gebel mit dem Namen Bari belegt werde, dass aber das von Buchère erwähnte kordufanische Bara seiner Lage nach allerdings dem p—to en har der Alten ganz wohl entsprechen könnte.

Ferner meint Buchère, Phan müsse im Süden und Westen von Kordufan liegen und identisch mit dem vom Volke der Funje (Fouñ on Foun) im Süden und Westen von Kordufan bewohnten Districte sein. Dies Volk habe, auswandernd, auf der anderen Seite des Nil zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts das mächtige Reich Sennâr gegründet und 1771 auch Fasoglo erobert, woselbst sich der von Lepsius erwähnte sonderbare Gebrauch noch jetzt finde. Spuren des primitiven Sitzes der Funje im Süden und Westen von Kordufan zeigten sich in den Namen Dar-Fungare oder Fonjoro (Founara, im Süden von Fur) und Gebel Funjur, Fungur (Founnr, im Süden Kordufan's).

Ich meinestheils glaube nun die Frage nach den Ursitzen und nach der früheren Geschichte der Funje hinlänglich angeklärt zu haben; ich hätte nur gewünscht, dass dem französischen Aegyptologen meine älteren und neueren Publikationen über diesen Gegenstand zugänglich gewesen seien^{*)}. Dass das Wort „Phan“ mit dem Namen Funje, Singul. Fungi in sprachlicher Beziehung stehe, glaube auch ich. Dieses „Phan“ findet sich direct im Namen des Berges Dafäka wieder, welcher in den Traditionen der Besieger Aloo's eine hervorragende Rolle spielt, ferner auch mittelbar in dem Namen eines auf den Funje-Bergen von Sennâr nicht seltenen Bammes aus der Familie der Capparideen, des Seseñin. Dies „Fän“ wird von den Funje etwas dünn, mit nasalem n am Ende, ausgesprochen. Der Widerspruch, dass „p—to en phan“ westlich vom Nile gelegen haben solle, löst sich wohl dadurch, dass hier bei allgemeiner Abschätzung der geographischen Lage der Astaboras (der Alten) d. h. der blaue Nil, als der den Alten bekanntere der Hauptquellströme, als der Strom von Meroë, gemeint sein dürfte. Der nralte Sitz der Funje befindet sich aber zwischen dem blauen und weissen Nile.

Buchère entwickelt nun über die muthmassliche Herleitung jener Ceremonie mit dem Hunde folgende Ansichten: Sie fand sich bei den Funje und bezeichnet ein Jahresfest. Dar-Fungi, (D.-Foun) oder p—to en phan ist ehemals von einem Hunde regiert gewesen, d. h. von einer im Hunde incarnirten Gottheit, einer Analogie mit Apis, dessen Bewegungen die Priester ja auch nach ihrer Fantasie ausgelegt haben. Ein Mächtiger hat die von der Priesterkaste ausgeübte Gewalt an sich gerissen, gerade sowie Ergamenes in Meroë^{**}), den Hund unter Zudrang des Volkes tödten lassen und zwar mit Rücksicht auf den Act der Usurpation. Er hat sodann die alljährliche Vollziehung jener Ceremonie zum Angedenken an die stattgefundene Staatsumwälzung festgestellt. Der erste Theil dieses Festes wird mit allen möglichen Tollheiten begangen, um an die Unordnung zu erinnern, welche bei einem von einem Hunde regierten Volke herrschen musste und soll die vom Könige anbefohlene, vom Volke gutgeheissene Tödtung des Hundes den Triumph der Ordnung und Autorität symbolisiren.

Ich selbst bin der Ueberzeugung, dass Buchère mit der Herleitung dieser Hundegeschichte

^{*)} Z. B. Naturgeschichtlich medizinische Skizze der Niländer, Berlin 1866, S. 370 ff. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1869, S. 280 ff. Gebel-Fungur, Dar-Fungare, ist nicht Bezeichnung für den Ursitz der Funje, so wenig wie Gebel-Gondjar, Guinjar, Bezeichnung für den Ursitz der Gondjara oder Gindjara ist, sondern es sind das Namen für Fungikolonien in Fur und für Gondjarenkolonien (Tekarine) in Ost-Sennâr.

^{**}) Und wie Mena in Aegypten? — H.

sich im Ganzen auf dem richtigen Wege befindet Traditionen aus dem Alterthume sehen wir bei diesen Völkern in Menge von Generation zu Generation forterben.

Gewisse dunkle Anklänge an einen Hundekultus existiren auch noch anderwärts in Ostafrika So züchten selbst die Schilluk und Denka die schönste Windhundrasse wohl der Erde und halten diese Thiere, wie es auch Funje, Bedja und die alten Aegypter thaten und noch thun, sehr hoch; sie legen manchmal eine schwärmerische Verehrung für dies Hausthier an den Tag. Bei den unseren Funje (Vielein zufolge) national wohl nicht sehr fernstehenden Wahuma von Uganda, den Waganda, spielt der Hund — es scheint das eine kleine Kötterrasse etwa wie die bekannte des Osortasen zu sein — nach J. H. Speke bei allen Staatsaktionen eine grosse Rolle. König M'tesa, der jugendliche Despot von Uganda, pflegte solch ein Thier in Gegenwart der kühnen Briten bei vielen Audienzen und anderen öffentlichen Handlungen an der Leine mit sich herum zu führen*). Nach einer durch F. Morlang reproducirten Sage der Anwohner des Jeji-Flusses giebt es „weit im Süden“ ein Dschur lo wate oder Weiberdorf**). Im genannten Dschur lo wate existiren blos Weiber, die sich mit Hunden begatten und entweder männliche Hunde oder Mädchen gebären u. s. w. Nach der mir gewordenen Mittheilung eines in der Garnison von Famaka (Fasoglo) als Soldat dienenden Limn-Gala giebt es im Süden von Babesch Länder voller Zwerge***), affenartiger Zenjeren†) und rother hundsköpfiger, von einem Hunde angeführter Menschen u. s. w.††).

Was übrigens die bei der erwähnten Hundeceremonie der Bewohner Fasoglo's und Berti's begangenen Ausgelassenheiten anbelangt, so dürften diese ganz sowie alle bei beliebigen Festlichkeiten, besonders aber bei der Durrrahreife, üblichen Schwansereien, Saufereien, Tänze u. s. v. aufzufassen sein, wie sie solchen Stämmen als nöthiges Attribut des Wohllebens erscheinen.

Buchere erwähnt endlich gewisser antiker Ruinen im Süden des Berges Merudi zwischen Kordufan und Dar-Fur, welche vielleicht einer Stadt der ehemals von ägyptischer Civilisation beeinflussten „Ptoemphanæ“ angehört haben könnten. Die Erörterung dieses letzterwähnten Gegenstandes behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Hartmann.

Prof. A. Ecker empfiehlt zur Konservirung der Gehirne „das von Gratiolet und Bischoff vorgeschlagene Chlorzink vor Allem deshalb, weil man nicht nöthig habe, vor Einlegung in diese Flüssigkeit die Pia mater vom Gehirne abzulösen, indem dieselbe sich, nachdem sie einige Zeit darin verweilt, selbst noch leichter als im frischen Zustande ablöse. Wollte man Weingeist zur Erhärtung anwenden, so sei eine vorgängige Entfernung der Pia mater absolut nothwendig; es könne diese, wenn man unmittelbar das Gehirn in absoluten Alkohol einbringe, ganz wohl unter Wasser geschehen. Auch die in Chlorzink erhärteten Gehirne müssten nach einiger Zeit in Weingeist gelegt werden. Für vollständige Erhaltung der Form des Gehirnes sehr vortheilhaft sei auch die Einspritzung von Weingeist oder Chlorzink in die Carotiden; bei Anwendung der ersteren Flüssigkeit sei jedoch das spätere Studium der Windungen wegen der fest anhaftenden Pia mater mit Schwierigkeiten verbunden“. (Die Hirnwindungen des Menschen. Braunschweig 1869, S. 50, 51.) Will man Gehirne in Alkohol erhärten, so genügt es zum späteren Studium der Innentheile derselben, die Pia mater vor dem Einlegen hier und da zu lüften. Man wende sogleich stärkeren Weingeist an. Chromsäure und doppelt chromsaurer Kali eignen sich nur bei

*) Vergl. Speke: Journal of the discovery of the source of the Nile. London 1863, p. 291. „A white dog, spear, shield and woman — the Uganda cognisance —“ etc., ferner die charakteristische bildliche Darstellung M'tesa's und seines Staatshundes das. p. 292 nach einer Zeichnung von Grant.

**) Morlang fand auf einer Landkarte jenseit des Aequator den Namen „Weiberstadt“. Petermann und Hassenstein: Innerafrika. Abtheilung III, S. 120.

***) Jedenfalls die angeblichen Doko's des Dilbo in C. Harris: Highlands of Aethiopia. London 1844, III, p. 63.

†) Zundjero, Jenjero, eine Jnarya tributpflichtige Landschaft. Zenjero ist übrigens ein unarabischer Name für den Hamadryas-Pavian (*Cynocephalus Hamadryas Desm.*).

††) Letztere Notiz aus meinem Tagebuche, welche ich bisher als blosses Sagenschwätz ganz ausser Acht gelassen, gewinnt erst in Verbindung mit Obigem einiges Interesse. Der Soldat nannte das mythische Volk in seinem schlechten Arabisch ein „Nas achmar beta'l ras-el-Kelb“. 'E' Schekhl beta'l nas de min gin el-Kelb, 'se-i-de el-Kelb'. Ich wüsste dies nicht anders zu übersetzen, als oben angedeutet worden.

sehr vorsichtiger Anwendung; ein wenig zuviel macht die Hirnsubstanz schon leicht bröcklig. Dagegen eignen sich auch sehr wohl Einspritzungen von arseniger Säure, zerrieben, in Spir. Vini rectificatiss. (8—10 Gran auf 1 Unze) suspendirt, sowie von Sublimat, letztere aber nicht ganz so gut wie jene (4—6 Gran auf 1 Unze destill. Wassers), in die Carotiden (bei kleineren Säugthieren und Vögeln mit Erfolg versucht). Solche Präparate bewahrt man dann in mittelstarkem Weingeist auf.

H.

In Zeiller's „anthropologischem Museum“ am Odeonplatze zu München finden sich einige sehr interessante plastische Rassendarstellungen vom Menschen. So z. B. No. 13. eine Furaufeh, No. 14. eine Schankela von Basen (nicht Abyssinierin, wie Erklärung besagt), No. 10. eine angebliche Bornuerin, Namens Aischa, (den Wangenschnitten nach zu urtheilen aber wohl aus Mandara gebürtig), No. 90. ein Nuhiermädchen, in London nach dem Leben sehr brav modellirt, No. 30. ein ♂ Somali, No. 4. die Gypshüste des Schwarzen Salem, Bedienten des Herzogs Max. Interessante Vergleichungsobjecte bieten der vollständige Körper und die Köpfe germanischer Weiber, letztere sehr schön gearbeitet, dar.

H.

Auf der internationalen Kunstausstellung zu München im Sommer 1869 fiel Pietro Calvi's „Othello“ (Bildwerke, No. 332 des Kataloges) als höchst vortreffliche plastische Darstellung eines echten Berbers an. Dieser Kopf macht doch einen ganz anderen Eindruck, als die dunkel-angeschminkten pariser oder berliner Bühnenhelden gleichenden Othello's, wie sie auf gewissen berühmten Oelgemälden einen mehr wie komischen Effect hervorbringen. Auch die bildende Kunst sollte stets nach ethnologischer Wahrheit streben.

H.

Bücherschau.

Die Wawa oder Wawa-t. Von P. Buchère. Zeitschr. f. aegypt. Sprache u. s. w. 1869, S. 113 ff. Unter den schwarzen Völkern, welche ihre Unabhängigkeit gegen die alten Aegypter vertheidigten, war nach dem Volke von Kos^e eines der mächtigsten das Volk von Wawa. Letzteres kommt schon im alten Reiche unter Sesertesen II. vor. Zur Zeit dieses Pharaos fand sich Aegyptens Grenze in Wadi-Halfa. Die Wawa müssen also südlich von diesem Districte gewohnt haben.

Unter Taudmes III, welcher ganz Nubien bis nach Abyssinien unterworfen, erscheinen die Wawa als Tributpflichtige neben dem Kos^e-Volke. Zu dieser Epoche scheint das Gouvernement von Kos^e seine Grenze an den Provinzen Ba-Kens und Chent-hen-nefer gefunden zu haben, letztere nicht eben weit von Aegypten entfernt.

Zur Ptolemäer- und zur Kaiserzeit finden wir auf Denkmälern das Wawa-Volk immer hinter dem von Kos^e als ein den Aegyptern tributäres angeführt. Das bezeichnet nun für die damalige Zeit nichts weiter, als lebhaftes Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern. In den aus der Zeit des Verfalles herrührenden Dokumenten erscheinen die Wawa stets als eine beträchtliche und reiche, besonders mit kostbaren Metallen, wie Gold, Silber, Kupfer u. s. w. und mit Lapis lazuli handelnde Nation.

Das Volk von Kos^e darf man nun nicht weit suchen, es war das von Merö, welches sich

nach Süden bis an die Gebirge von Habesch, nach Norden, unter Ergamenes, bis an die Grenzen Aegyptens ausdehnte, zur Römerzeit aber bereits stark in Verfall gerathen war.

Buchère fragt nun, wo man wohl die Wawa zu suchen habe? Früher habe (nach Arn. d'Abbadie) ein reicher mächtiger Stamm einen grossen Theil von Abyssinien inne gehabt, nämlich die Agau oder Agau, die Aouawas d'Abbadie's. Diese dürften ohne Zweifel langdauernde Beziehungen mit den Aegyptern unterhalten, und einen diesem Lande nahe liegenden Wohnsitz behauptet haben. Nach Salt hätten die besseren Häuser der Agaus die charakteristische Form der altägyptischen Tempel.*) Auch citirt B. die bekannte Mittheilung von Bruce über Nilöfer der heidnischen Agau's am oberen Abay, welcher Gebrauch ebenfalls an Altägypten und Aethiopien erinnere.

Er schliesst, dass 1) die Wawa der Aegypter die Agau oder Aouawas der Gegenwart seien, dass 2) diese zur Zeit Sesurtesen II. die Nilufer in Sukkot bewohnt, aber, durch die Pharaonen und die äthiopischen Eroberer von Napata allmählich nach Süden gedrängt, ihren alten Nilgütern nicht hätten verlassen wollen, vielmehr den Kultus desselben mit nach dem blauen Flusse genommen. Soweit Buchère. Jedenfalls müssen wir dem strebsamen Aegyptologen die grösste Anerkennung für seine Bemühungen zollen, den natürlichen Zusammenhang zwischen den in alten Dokumenten aufgeführten Völkern mit auch noch heute existirenden Völkern zu suchen. Einige Punkte in dieser hier zuletzt recensirten Arbeit Buchère's bedürfen übrigens noch der Klärung. Obwohl nun in Dar-Dougolah ein Dorf Wawi existirt, welches, vom Referenten selbst besucht, an die Wawa der Aegypter erinnern könnte, so glaubt derselbe doch nicht, dass die Bewohner dieser jetzt ärmlichen und wohl kaum jemals reich gewesenen Landparcelle mit den antiken, beträchtlichen und wohlhabenden Handelsvolke ähnlichen Namens zusammengeworden werden dürften. Es erscheint die Ansicht des Verfassers, dass die alten Wawa identisch mit den Agau seien, recht plausibel.

Als Anmerkung zu meinem Zusatze zu P. Buchère's Arbeit über den Hundekultus der Ptoemphanen möge noch Folgendes dienen: Barth schildert nach Angabe des Militärchefs Burku, unter den zwischen Mäsenja und Bäng-Bai, Baghirmi, gelegenen Gegenden das 17 Tage von erster Hauptstadt entfernte Gebiet von Gabheri, dessen Bewohner, trotz ihres Reichthums an Pferden und Rindvieh, wie die Bewohner des ganzen Landes von Bäng-Wondja, nur Hundefleisch essen. Ausserdem schlachten sie unter einer grossen Sykomore (Djime) Hunde, Schafe und Hühner zu Ehren ihrer Gottheit und hegleiten diese Handlung mit einer lauten, auf Rindshäuten erzeugten Musik. (Reisen und Entdeckungen. III., S. 571.) Ein an mir noch nicht näher bekannte Vorstellungen geknüpftes, scheinend jedoch ins religiöse Leben hineinspielendes Hundeessen ist bei manchen muslimischen Maghrebin beliebt. Von den Njam-Njam erzählt man sich, dies Volk habe Hundszähne, Hundegesichter und sei geschwänzt, wesshalb man es auch Abu-Kelah (Hundemenschen) zu nennen pflege. Diese Leute mästen und verspeisen eine kleine Hunderasse, die sie sonst auch zur Jagd gebrauchen**).

H.

Le Tour du Monde, nouveau journal des voyages, publié sous la direction de Mr. Ed. Charton et illustré par nos célèbres artistes. Paris, L. Hachette et Comp.

Diese illustrierte, geographisch-ethnologische Zeitschrift wird bald das erste Semester des Jahrganges 1870 vollendet haben. Mit immer erneuetem Vergnügen nehmen wir jede einzelne Nummer derselben in die Hand, durchblätteru wir diese reich geschmückten Seiten, auf denen sich ernstes Streben nach wahrer Belehrung, ästhetischer Sinn und technisches Geschick zu einer ununterbrochenen Leistung einigen, die durchaus ihres Gleichen sucht. Welche Fülle des Materials bietet sich uns in dieser Zeitschrift dar! Die Reisen Répin's und Moubot's, P. Marçoy's und Davillier's, die Schilderungen A. Humbert's, Dubouset's, Garnier's, Paris' und noch

*) Der übrigens noch heute gewöhnliche Styl der aus gebrannten oder luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Häuser Ostsudân's, wovon man zu Mesalameh, Wuled-Medineh, Seunar, Helet-Idris u. a. O. die treffendsten Beispiele sehen kann.

**), Houglin: Reise in das Gebiet des weissen Nils. S. 206, 207.

so vieler Anderer, die namentlich aufzuführen uns der Raum mangelt, rufen unser höchstes Interesse wach. Der Text liefert uns lange, ausgedehnte Ansätze, wie sie unser wissenschaftliches Gefühl weit mehr befriedigen, als es eine noch grössere Zahl abgekürzter Essays zu thun vermöchte. Unser verehrter Fachgenosse Vivien de St. Martin sorgt am Schlusse jedes Semesters für einen seiner tiefdurchdachten geographisch-ethnologischen Rückblicke. Ausgezeichnete Künstler schaffen uns eine Menge jener vorzüglichen z. Th. sogar brillant ausgeführten Abbildungen, die jeder Ethnolog nur mit vollster Dankbarkeit entgegennehmen wird. Verziert doch mancher Abklatsch der letzteren so manches nichtfranzösische Journal ähnlicher Tendenz, welches sich leider bisher nicht zur Originalität der Seineschwester hat erheben können. Während wir nun die zum Theil wahrhaft grossartigen Holzschnittdarstellungen landschaftlicher und rein menschlicher Verhältnisse aus Brasilien und der Djurdjura, aus Hindustan und Siam, aus dem „Fernen Westen“ und aus Habesch, vom Gabnu und aus Florida, von der Rambla und aus der valencianer Huerta, aus der Moldau-Walachei und dem Crenzo, von Neu-Caledonien und Japan, höchlichst bewundern müssen, wünschen wir der so berühmten, so regsamen Firma der Herren Hachette & Comp. nur etwas bessere, für ihr specielles Fach mehr geschnittne Thierzeichner, wie Deutschland sie in seinem R. Kretschmer, H. Lentemann, G. Hammer, wie England sie in seinem Wolf und in noch Anderen besitzen. Die ethnographischen Darstellungen aus Livingstone, Speke und Grant, Baldwin, Baker, Vambéry sehen wir übrigens in dem grösseren Format und in der technisch vollendeteren Ausführung des *Tour du Monde* weit lieber, als in den kleineren englischen Original-Ausgaben. Hinsichtlich der Wiedergebung ethnologisch wichtiger Typen ist das Bestreben der Redaktion, möglichst häufig das unvergleichliche Hilfsmittel der Photographie in Anwendung zu ziehen, sehr anerkennenswerth.

Die neuesten April-Nummern des Jahrganges 1870 bringen uns, eine wahre Erquickung nach einer etwas sehr langausgedehnten Schilderung modernen Bonzenwesens, recht lebensfrische Skizzen des Herrn G. Perrot aus den noch so wenig bekannten süd-alavischen Distrikten Oesterreichs u. s. w. Der auch bei uns hochgeschätzte Th. Valério*) illustriert diese Blätter ans der Fülle seines Albums.

Bisher hatte sich der im *Tour du Monde* veröffentlichte Text immer durch eine kernige, vielfach recht angenehm-heitere und namentlich sachgemässe Darstellungsweise ausgezeichnet. Mit nun so tieferem Bedauern lesen wir in Nr. 538, dass der alberne, eines so hochgebildeten Volkes, wie das französische, so gänzlich unwürdige Chanvinismus, auch in diese, dem edlen Streben nach Erkenntniss gewidmeten Blätter sich hineingestohlen. Aufrechtig wünschen wir, dass unsere sonst so brave französische Schwesterzeitschrift weiterhin für immer fern von solchen Scurrilitäten bleiben und mit uns das Banner mit dem leuchtenden γυναικῶν στανιστωρ — zur Ehre kosmopolitisch-wissenschaftlichen Strebens — hochhalten möge. H.

The Natural History of Man; being an account of the manners a. customs of the uncivilized races of men. By the Rev. J. G. Wood, M. A., F. L. S. etc. Vol II. Australia, New Zealand, Polynesia, America, Asia, and Ancient Europa. London 1870. 864 p. gr. 8., num. woodcuts**).

Der vielbewanderte, unermüdete Verfasser dieses Werkes hat gar keine leichte Aufgabe über sich genommen, nachdem er der Völkerkunde des Mode-Continents Afrika einen ganzen dicken Band gewidmet, diejenige der übrigen Welttheile in einen einzigen zusammenzudrängen. Wenn nun aber auch unter der Wucht dieser Aufgabe, die gleichmässige Bearbeitung des gesammten Stoffes sehr gelitten, so hat sich Verf. in dieser Hinsicht hier fast noch besser zu helfen gewusst, als in jenem ersten, von uns bereits besprochenen Bande. Im vorliegenden zweiten sind einige Abschnitte, z. B. über die Inselwelt Polynesiens, über Borneo, Feuerland, Patagonien, Arauco, die nordamerikanischen Prairiegebiete, die Ahts, Qoñids und B'ills, mit Aus-

*) In dem Kupferstich-Kabinet des neuen Museums zu Berlin erfreuen wir uns des Besizes einer Anzahl in ethnologischer Hinsicht sehr werthvoller Aquarellstudien dieses Meisters, aus Ungarn u. s. w.

**) Vergl. unsere Besprechung von Vol. I. Africa, im Jahrg. 1869, S. 187 dies. Zeitschr.

fürlichkeit und man kann wohl sagen, mit Liebe, auch in der Herren Wood eigenen, höchst gefälligen Darstellungsweise, behandelt worden. Andere Völker und Gebiete dagegen, z. B. die doch sehr interessanten Amurvölker, die Battas, Garraus, Timoresen u. s. w. kommen wieder entweder recht schlecht fort oder sie werden gar nicht berücksichtigt. Verf. hat sich leider dadurch, dass er auch Siam, China, Japan (und zwar in ziemlich dürftiger Weise) in den Bereich seiner sonst ausdrücklich den „uncivilized races“ gewidmeten Behandlung zieht, vorweg engagirt und bleibt uns daher noch Mancherlei schuldig.

Ein ganz vorzügliches Material liefert Wood in Bezug auf die Kunde von Waffen und Geräthen, in welcher Hinsicht seine Bücher wahre Lexica für die Ethnologen abzugeben berufen sind.

Der ikonographische Theil dieses Bandes ist z. Th. mässig, z. Th. aber, aus den geschickten Händen von Zwecker, Baines, Angas, Danby hervorgegangen, auch recht befriedigend. U. A. bereiten uns die lebensvollen bildlichen Darstellungen einer Sauhetze auf den Samoa-inseln, von Dajak-weibern, einer durch Bolas bewirkten Jagd auf Vicunas, das Bild eines Mandan-Häuptlings oder einer Robbenjagd durch Esquimeaux, vielen Genuss.

H.

L. Figuiet: *L'Homme primitif*. Paris, Librairie de L. Hachette & Comp. 1870. 262 Gravur., 446 pag. 8.

Der für die Popularisirung jedes Zweiges der Wissenschaft in Frankreich mit unverwöhnlichem Eifer thätige L. Figuiet hat mit Obigem wieder einen recht ansehnlichen Essai geliefert, wie er jenes Werk selber bezeichnet. Verfasser begehrt unserer Meinung nach von vornherein eine kleine Ungerechtigkeit, wenn er die bekannten Bücher von Lyell: *On the antiquity etc.* von Lubbock: *prehist. times*, von Vogt: *Vorlesungen* und von Huxley: *on the evidence of their Einrichtang und Form* nach tadelt. Die citirten Werke haben denn doch ein jedes seine ganz scharf ausgesprochene Tendenz in vollkommener Berechtigung, wie hier auch die von Figuiet gewählte die ihrige hat. Uebrigens möchte die von einzelnen Seiten gemachte Anklage, Verfasser habe mittelst jenes Tadels für seine eigene Darstellungsweise plaidiren wollen, mir völlig ungerechtfertigt erscheinen. Figuiet sagt am Schlusse seiner Vorrede ohne Ueberhebung: „Nous ne revendiquons d'autre mérite que celui d'avoir mis en ordre tous ces matériaux disparates et d'avoir facilité la tâche à ceux qui viendront après nous en nous efforçant d'exposer avec méthode et clarté une question qui étalt pleine d'obscurités et de complications et qui figure pourtant au premier rang de celles qui s'imposent aux méditations des hommes éclairés.“ Diese Vorlage hat nun F. unserer Meinung nach in ganz sachgemässer Weise für die Ausföhrung des Gemäldes benutzt, welches, hestehender Farbe, er vor uns zu entrollen bemüht ist.

Seine Introduction überhebt schon die Nichtkundigen des Lesens der überaus langweiligen Protokolle betreffs des immerhin wichtigen Fundes von Moulin-Quignon und betreffs mancher sonstiger vorhistorischer Streifzüge unserer Fachgenossen. Wenn wir zwar das von Figuiet gewissermaßen als Motto erwählte „maxime fondamentale de l'art: scribentur ad narrandum, non ad docendum“ lieber nur auf die Kreise des nach Halbbildung haschenden Philisterthums beschränkt wissen möchten, so erkennen wir doch gerne an, dass es selbst Fachmännern gegenüber höchst verdienstvoll, sie durch kurze, übersichtliche Resumés von der Lektüre solcher in wahrhaft herzbrechender Weise breitgetreener Themata freizumachen, an denen die Literatur der Urgeschichte so überreich ist, ganz besonders aber in Bezug auf den abbeville'schen Kinnhacken. Man erspart Anderen durch solche Resumés Zeit und stört nicht ihren guten Geschmack. Wissenschaftlichkeit ist ja ein sieghverheissendes Panier, Gründlichkeit ist ein festes Fundament, aber übel ist es um die endlose Weitschweifigkeit mancher, so mancher Discussion auf unserm Felde.

Figuiet schildert nach und nach die Steinzeit, (Epoche des Mammuth und Höhlenlöwen, des Renns (der ausgewanderten Thiere), des geglätteten Steines) und der Metallzeit (Bronze-, Eisenalter) in seinem bekannten ansprechenden, klaren Style, welchem die anmüthige Biegsamkeit seiner Muttersprache noch einen besonderen Reiz verleiht.

Die Auseinandersetzung über den Ursprung des Menschen erscheint uns ziemlich mager, die Schlussworte zu Kapitel I: que la science la plus éclairée nous déclare, nous crié que l'espèce est immuable, qu'aucune espèce animale dérive d'une autre, qu'elle peut se trans-

former, mais que toutes reconnaissent, une création indépendante etc. klingen, gegenüber einer höchst schwierig zu lösenden, noch so ganz in der Bewegung begriffenen Frage für unser Gefühl ziemlich präventiv.

F. bleibt uns hier wie anderwärts doch gar zu sehr eine strenge, eine haltbare Definition Dessen schuldig, was man unter einer „espèce immuable“ zu verstehen habe. Wir glauben nun mal, dass unser für jetzt noch meist beliebter Species-, ja Gattungsbegriff nur ein in kläglich-er Weise um seine Existenz, resp. Duldung ringender sei und wir hoffen, dass derselbe, in nicht zu ferner Zeit, einem besser definierten Platz machen werde.

Es kann natürlich nicht fehlen, dass mit einem so lückenhaften Material, wie unsere gegenwärtigen Kenntnisse der vorhistorischen Zeiten dasselbe darbieten, eine zusammenhängende, überall gleichmässige Bearbeitung der Urgeschichte unseres Geschlechtes fast noch zu den Unmöglichkeiten gehört. Ja es kann dabel gar nicht einmal an falschen Schlüssen fehlen, namentlich so lange es noch an ausreichenden Beziehungen zwischen Damals und Jetzt fehlt, welche letztere denn doch immer für uns das zur Demonstratio ad oculos Passende abgeben müssen und werden. Wir vermögen uns doch den vorhistorischen Menschen, immer nur im Dienste einer Verfolgung der Entwicklung menschlicher Kulturgeschichte zu rekonstruieren, wir müssen das, was wir von ihm in alten Bodenschichten, in alten Wässern auffinden, mit ähnlichen Funden im primitiven Zustande der Jetztwelt lebender Menschen vergleichen und müssen von Heut auf Damals zurückschliessen. Ausgenommen bleiben natürlich immer solche sehr seltenen Fälle, in denen wir absolut nichts der heutigen Zeit Analoges erwerben können*). Wir sagen seltene Fälle, denn hier gilt, sehr vielen bisherigen Funden nach zu urtheilen, das Sprüchwort: es giebt nichts Neues unter der Sonne, ganz besonders. Die Urgeschichte bewege sich daher hauptsächlich auf vergleichendem Boden, Hand in Hand mit Geographie und Ethnographie der Neuzeit. Letztere Disciplinen werden mit der Zeit schon noch manches Licht über heut unerklärte vorhistorische Funde verbreiten.

Wie uns dünkt, fehlt Figuier dies comparative Element noch sehr und deshalb berühren uns auch seine alten Menschen ziemlich wesenlos, fast frostig, trotz allen ihrem Schilderer zu Gebote stehenden Feuers der Diktion. Diese „Hommes primitifs“ sind uns noch zu grosse Sonderwesen, wie sie schwer in unsere auserwählten Typen hineinpassen, ein Fehler, den wir freilich, Dank der vielfach üblichen, abgeschlossenen Behandlungsweise der menschlichen Urgeschichte, in den meisten antehistorischen Darstellungen wahrnehmen.

Figuier giebt ein sehr gutes Material über Waffen und Geräthe der alten Europäer und zwar auch in den zahlreichen, sauber ausgeführten Abbildungen. In den dem Werke beigegebenen z. Th. sehr hübsch, fast in Doré's Manier, gearbeiteten Gruppenbildern sehen wir in prächtiger Kraft strotzende Männer und theils üppige, theils grazile Weiber in primitiver Nacktheit dargestellt, freilich nach einem unseren Illustrateuren geläufigen, conventionellen Ateliertypus. Solchen Figuren selbst die annähernden Merkmale ihrer urthümlichen Nationalität zu verleihen, gebracht es uns vorläufig leider noch zu sehr an der nöthigen Kenntniss. H.

*) In solchen Fällen bleibt dann freilich der Phantasie ein sehr weiter Spielraum.

Zur Tafelerklärung.

Die diesem Hefte angehängten vier Steindrucktafeln stellen altägyptische Schädel dar, welche auf die im zugehörigen Texte angegebene Weise abgebildet worden sind. Die genauere Beschreibung dieser Figuren wird in einem der nächsten Hefte im Texte selbst und in den Anmerkungen zu finden sein.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Sitzung vom 15. Januar 1870.

Zu Beginn der Sitzung macht der Vorsitzende Herr Virchow Mittheilung über die in der Vorstandssitzung vom 21. December 1869 beschlossene Veröffentlichung der Sitzungsberichte der Gesellschaft im Anschluss an die Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann durch den Verlag von Wiegandt & Hempel in Berlin.

Herr Beyrich erklärt schriftlich den von Herrn Hartmann in der Sitzung vom 11 December 1869 übergebenen ausgehöhlten Stein für ein Muschelkalkgeröll, welches vielleicht zum Poliren weicherer Metalle, wie Kupfer u. s. w. gedient haben dürfte.

Herr Erman sprach über

die Koljuschen und Aleuten.

In den zu Russland gerechneten Theilen von Nord-Asien und von Amerika hatten sich bis vor einigen Jahrzehnten die Sprachen und die Sitten der Urbewohner in fast ungetrühter Reinheit erhalten. — Auf dem Wege von Berlin über den Ural bis zum grossen Ocean erlebte man, neben der astronomischen Meridiandifferenz, welche die Uhr des Reisenden zuletzt um 10 Stunden retardirend zeigte, eine ethnographische von entgegengesetzter Richtung. Die Sitten bei Moskau schienen einem um etwa 1 bis 2 Jahrhunderte jüngeren Volke als dem Berliner anzugehören, während die der Ostjaken am unteren Obi, das Leben der Rennthiertungsen im Aldanischen Gebirge, vor Allem aber das Benehmen der Bewohner von Kamtschatka, in allem Wesentlichen den 3000 Jahre alten Schilderungen entsprachen, die uns Homer von seinen Zeitgenossen hinterlassen hat.

Nach einigen historischen Angaben über die Einwanderungen und meist friedlichen Occupationen, welche eine dünn gesäete Russische Bevölkerung, vom 12. oder 13. Jahrhundert bis zur Mitte des 18., durch ganz Nord-Asien verbreitet haben und seit 1750 auch über die Nordwestküste von Amerika und den Archipel zwischen beiden Continenten, wurde sodann gezeigt, wie diese Einwanderer bei den Urbewohnern überall mehr zu lernen als zu lehren fanden. In Folge einer der Slavischen Race eigenthümlichen Biegsamkeit haben sie sich den vorgefundenen Verhältnissen anbequemt, die herrschenden Sprachen erlernt und die Sitten durch keinerlei Civilisierungsversuche getrüht. Dies gilt auch von den Russischen Missionaren, welche wiederholentlich und speciell in Beziehung auf die zwei hier zu betrachtenden Amerikanischen Volkstämme, erklärt haben, ihre ursprünglichen Sitten seien so rein und so anziehend, dass man sich scheue, sie durch Bekehrung und Europäisirung zu gefährden. Auch der Reisende war unter diesen Umständen veranlasst, sich mit den einzelnen Volksstämmen, die er berührte, einzuleben; in Folge davon sammelte er nicht bloss höchst genussreiche Erinnerungen, sondern auch nicht unwichtig anthropologisch-ethnographische Erfahrungen — selbst dann, wenn er zunächst auf die Erforschung von Gesetzen der anorganischen Natur ausgegangen war und gerichtet blieb.

Von entgegengesetzten, d. h. exterminirenden Einflüssen civilisatorischer Einwanderer wurden sodann zwei erwähnt. Der eine hat in unserer unmittelbaren Umgebung, in den Marken und Pommern stattgefunden, wo die Namen des Landes, der einzelnen Ortschaften, der Familien, nebst vielem andrem Sprachlichem und Sachlichem, von einem Slavisch redenden Stamme herrühren, ohne dass dessen Beschaffenheit sowie die Zeit seines Auftretens und Ver-

spricht die Kraft und die Mannigfaltigkeit der Coniferenwaldungen, welche das Innere der Insel schwer zugänglich machen und von dort bis hart an die engen Strassen hinabreichen, durch die man, wie durch einen künstlich gepflegten Park, aus dem Ocean auf die Rhede gelangt. Zu den gefiedereten Bewohnern dieses üppigen Urwaldes gehört der von den Koljuschen oft erwähnte Vogel Kun, d. h. ein glänzend rother Colibri (*Trochilus rufus*), der, wenn auch an Farbenpracht seinen tropischen Verwandten nachstehend, für die Blütenfalle in einer so nordischen Landschaft zu bemerkenswerthem Beweise dient. Der entsprechende Reichtum an jagdbarem Wilde in dieser Inselwaldung und in deren Fortsetzung auf den nahen Continent wird von den Koljuschen eben so erfolgreich ausgebeutet, wie der Ueberfluss an essbarem Meeresbewohnern an den offenen Küsten und besonders in jenen felsig begränzten Strassen, welche die zwei Hälften von Sitcha und deren Umgebungen, zu einem dem Continent vorgelagerten Archipel constituiren. Die Koljuschen sind ein, bald zu Lande, bald auf Booten wanderndes Jägervolk mit Küstenschiffahrt - von den Aleuten durch geringere Seetüchtigkeit bedentsam unterschieden. Bemerkenswerth erscheinen an den Koljuschen schon bei der ersten und feierlichen Begrüssung, zu der sie dem einlaufenden Schiffe bis in die Mitte der Sitchaer Meeresstrassen entgegenkommen, der berühmte Lippenschmuck der Frauen, die kunstreiche Bemalung des Gesichtes bei den Männern (die dem Reisenden durch Nordasien bis dahin nur an den Chinesischen Schauspielern in Mai-ma-tschin vorgekommen ist), die Mantelform ihrer wollenen Kleider, welche selbst im November die Beine und Schenkel bei beiden Geschlechtern unbedeckt lassen, - in noch höherem Maasse aber das Selbstvertrauen und der Stolz ihrer Haltung und ihres Benehmens. Diese werden zwar durch den schönen und hohen Wuchs der Männer dieses Stamme begünstigt, sind aber offenbar noch ausserdem auf ihren sogenannten geistigen Anlagen begründet.

Was man bald darauf von dem gegenseitigen Verhältniss der Russen und Koljuschen auf Sitcha sieht und erfährt, bestätigt diesen Eindruck in vollstem Maasse. Ein Pallisaden-Zaun mit verschliessbarem Thore trennt das auf einer Felakuppe von ansehnlicher Höhe gelegene Fort Neu-Archangelsk und die unter demselben in der Ebene zusammengedrückten Magazine der Russisch-Amerikanischen Handelscompagnie, nebst den Wohnungen ihrer Europäischen-Aleutischen Beamten und Mannschaften, von dem sogenannten Koljuschen-Dorfe. Es ist dieses ein Terrain auf dem, nach einem der letzten Missverständnisse zwischen den alten Herren der Insel und den Europäischen Einwanderern und nach den obligaten Kanonenschüssen, der Urwald rasirt, den Ersteren aber die Anlage fester Wohnungen erlaubt worden ist. Die Zahl der wechselnden Inhaber dieser Wohnungen wurde vereinbart, denn das Fortbestehen des Zuangs derselben war der Nordamerikanischen Handelscompagnie unentbehrlich, sowohl weil ihre Sitchaer Beamten mancherlei Lebensmittel nur von den Koljuschen erhielten, als auch weil die letzteren, durch ihre commerziellen Talente und ihren Verkehr mit der continentalen Hälfte ihres weit verbreiteten Stammes, den Pelzhandel der Russen wesentlich unterstützten. Wenn nun auch, durch jene Pallisaden, von unumschränkten zu umschränkten Herren ihres Geburtslandes gemacht, so geberdeten sich doch die Koljuschen, während der Vortragende sie gesehen hat, durchweg wie ein freies Volk, auch haben sie noch im Jahre 1855 einen Angriff auf Neu-Archangelsk ausgeführt. Derselbe soll für die Russische Herrschaft nicht unbedenklich gewesen sein, obgleich das Castell von Neu-Archangelsk gut mit Kanonen versehen, die Beamten der Handelscompagnie von jeher zu einer Landwehr bewaffnet und eingüht, sowie auch bereits durch einige von der Regierung ihnen zugesellte Europäische Soldaten verstärkt waren.

Was von dem Vortragenden zu den Bildnissen der Aleuten und der Darstellung ihrer gleich merkwürdigen Seefahrzeuge, Kleidungen und Jagdwaffen erwähnt wurde, wird passender mit dem vorbehaltenen eingehenderen Bericht über diese Gegenstände zu vereinigen sein. Zu der geographischen Skizze, die er der anthropologischen Gesellschaft vorlegte, bemerkte er aber Folgendes:

*) Für die Mitte der Russ. Ortschaft Neu-Archangelsk auf Sitcha folgt aus den Beobachtungen des Vortragenden

57° 2' 44" Breite,
222° 14' 20" östl. v. Paris.

Vergl. Erman, Reise um die Erde u. s. w. Physikalische Beobachtungen Bd. 1. St. 223, 420. Bd. 2. St. 206. 547.

„Es sind auf diesem Blatte, durch 6 verschiedene Farben eben so viele radikale Sprachverschiedenheiten angedeutet, die man unterscheidet, indem man, im Süden von den Kurilischen Inseln anfangend, nach Kamtschatka, von dort einerseits über die Aleutischen Inseln zu den Koljuschchen, und von der anderen Seite, in einem weiter nordwärts reichenden Bogen, durch die Weideplätze der Korjaken, der Namollen oder sesshaften Tschuktschen, über die Berings-Strasse durch die von den Kangjullit und Ttynai bewohnten Landschaften, wiederum nach Sitcha geht.“

„Ich habe aber dieser trennenden Bezeichnung (die keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch macht, sondern nur das Minimum des Vorhandenen andeutet) eine höchst merkwürdige vereinigende (zu nur zwei Gruppen) hinzugefügt. Diese ist, soviel ich weisse, noch nirgends bemerkt oder doch ausgeführt worden und ich habe daher die Verantwortlichkeit für ihre, dem Verfolge dieser Mittheilungen vorbehaltenen, Begründung allein zu tragen.“

„Die nur zweifach verschiedenen Querstreifen durch die (6fach verschiedene) Färbung der genannten Länder bezeichnen nämlich in Beziehung auf die in denselben vorgefundene Beschaffenheit der Zahlworte das, was ich respective

den vigesimalen Typus

— und „ decimalen „

nenne. Es besteht aber der erstere in zweien Eigenthümlichkeiten, von denen die bis auf Weiteres gewählte Bezeichnung vigesimal nur an die eine, und auch an diese nur unvollständig, erinnert.“

„In allen Ländern, deren Darstellung die dunkelgrüne Querstreifung hat, führen nämlich:

1) die Begriffe Hand und Fünf eine und dieselbe Benennung, und zwar ganz unabhängig von der totalen Verschiedenheit der Laute, welche das genannte Paar von Begriffen bei dem einen oder anderen Volkstamme bezeichnen;

und 2) verhält es sich ebenso mit den Begriffen Mann und Zwanzig.“

„Es ist nur eine Consequenz dieses zweiten Umstandes, dass in den Benennungen der 40, 60 und 100 respective die Namen der 2, der 3 und der 5 zugleich mit dem Worte Mann vorkommen.“

„In den mit oranger Querstreifung dargestellten Wohnplätzen der Kamtschadalen und der Kurilen sind dagegen, ebenso wie bei uns, die Namen der 20, der 30, der 50 u. s. w. identisch mit 2 Zehner, 4 Zehner, 5 Zehner u. s. w., und der Name der 5 ist von dem einer Hand eben so radikal verschieden, wie die Ausdrücke für 20 und für Mann unter einander.“

Die hierauf von dem Vortragenden angefangene Darstellung seiner Wahrnehmungen bei den ersten Besuchen der Niederlassung der Sitchaer Koljuschchen bezog sich auf deren Bauwerke und häusliche Einrichtungen und behandelte von den befremdenden Gebräuchen und Sitten dieses Volkes nach einander die (prophetischen?) Morgensitzungen auf einer Strandklippe, die Beschaffenheit, die Einbringung und die vermuthliche Bedeutung des Lippen schmuckes (der sogenannten Käljnga) der Koljuschischen Mädchen und Frauen und die auf deren Menstruation bezüglichen diätetischen Vorstellungen und Vorkehrungen.

Herr Jagor übergab der Gesellschaft zum Geschenk:

Einen Sarg mit einem Skelet, an welchem noch Reste von Muskelfasern und Haut und Spuren von Geweben wahrzunehmen sind, aus der Höhle von Nipa-Nipa auf den Philippinen,

einen Kindersarg von Molave, einer dem Teak verwandten Holzart,

eine Anzahl Schädel und Knochen,

Scherben von bemaltem Steingut, die er mit den Särgen zusammen in der erwähnten Felsenhöhle gefunden.

Sämmtliche Gegenstände stammen aus den Philippinen.

Ferner eine Sammlung von etwa 300 Photographien aus Ostasien sammt den negativen Platten. (Diese Photographien waren früher einstweilen der geographischen Gesellschaft übergeben, sollten aber, sobald sich in Berlin ein anthropologischer Verein bildete, an diesen übergeben.)

Der Geber sprach die Hoffnung aus, dass die der Vollendung nahen Copien dieser Photographien dazu dienen möchten, der hiesigen Gesellschaft durch Tausch mit ausländischen Vereinen eine reiche Sammlung von Abbildungen fremder Rassen einzutragen. Zu demselben Ende

habe er Professor Huxley, dem Präsidenten der Londoner ethnologischen Gesellschaft, eine Suite der grösseren Rassenbilder überreicht, wofür von diesem ein Aequivalent in Aussicht steht.

Herr Jagor machte darauf aufmerksam, dass auf Herrn Huxley's Veranlassung alle britischen Konsuln und Kolonialbeamte von den betreffenden Staatsministern amtlich aufgefordert werden sollten, typische Individuen der in ihrem Gebiet vorkommenden Volksstämme photographiren zu lassen, und zwar genau nach gewissen von Prof. Huxley gestellten Vorbildern (von denen Proben vorgezeigt wurden), und nach einer Anweisung, in welcher die Punkte klar gemacht werden, auf welche es bei diesen, zu anthropologischen Studien bestimmten Abbildungen wesentlich ankommt. Es sei dies nur eines der vielen Mittel, die seit kurzem in England von der Regierung und den gelehrten Gesellschaften wetteifernd angewendet worden, um die Kolonien und namentlich das bisher so sehr vernachlässigte Indische Reich nach allen Richtungen culturhistorisch zu erschliessen. —

Mit Hinweis auf eine grosse Karte und die im Saale aufgehängten Zeichnungen und Photographien, welche Tagalen, Bicolis, Bisayer, Negritos, Palaos, einige wilde Bergstämme, und Beispiele hinterindischer Pfahlbauten und flottirender Häuser darstellen, spricht Herr Jagor über

die Philippinen und ihre Bewohner.

Die Philippinen liegen zwischen 5° und 21° N., 115° und 124° O. von Paris. Die Zahl der grösseren Inseln pflegt auf 20 angegeben zu werden, die kleinen sind unzählige. Die Hauptinsel Luzon zieht sich als längliches Viereck von 18° 40' N. bis zur Bai von Manila 14° 36' und biegt sich dann nach Osten. Vergleicht man die Insel mit einem gebogenen Arm, so liegt Manila im Ellenbogen. Das dem Unterarm entsprechende Stück wird durch 2 tiefe, von N. und S. einander entgegenstrebende Buchten in 2 fast gleiche Theile geschnitten. Das westliche und ein grosses Stück des daranstossenden nördlichen Gebietes ist von Tagalen, das östliche von Bicolis bewohnt, die auf diese Halbinsel und die unmittelbar davor liegenden Eilande beschränkt sind. Auf den südlich und östlich davon gelegenen Inseln wohnen Bisayer.

Alle diese Volksstämme sind von malayischer Rasse; sie reden verschiedene, aber nahe verwandte Sprachen, und stimmen in ihren Gesichtszügen, ihrer Haltung, ihrem Wesen so sehr überein, dass man sie erst bei längerem Umgange unterscheiden lernt und den Gesamtindruck empfängt, dass die Bicolis, die zwischen den Tagalen und Bisayern wohnen und eine Sprache reden, die zwischen der der Tagalen und Bisayer mitten inne liegt, auch in körperlicher und geistiger Beziehung zwischen ihren Nachbarn die Mitte halten, den Bisayern im Allgemeinen überlegen sind, den Tagalen aber nachstehen. Es ist zu hoffen, dass die vergleichende Ethnologie, wenn ernste wissenschaftliche Forschungen, ihr das jetzt gänzlich fehlende Material liefern, das Dunkel über den Ursprung dieser Völker mehr oder weniger lichten wird.

Von einem Reisenden darf man nur erwarten, dass er die auffallendsten Züge, die sich Jedem bemerklich machen, hervorhebt. Und es dürfte wohl Keinem, der die Philippinen besucht, entgehen, dass ihre Bewohner, obwohl ohne Zweifel von malayischer Rasse, doch von den eigentlichen Malayen sehr merklich verschieden sind, und diese geistig sowohl als körperlich beträchtlich überragen.

Ein anderer Umstand, der Jedem auffallen muss, ist, dass der Menschenschlag am schönsten und ausgebildetsten ist in den grossen Verkehrscentren, wo wahrscheinlich zahlreiche Vermischungen mit Chinesen und Japanesen, später mit Spaniern stattgefunden haben. Mit Entsetzen bestanden schon in sehr früher Zeit rege Handelsbeziehungen.

In den alten Chroniken der Kolonie sind die Nachrichten über die Herkunft der gegenwärtigen Eingeborenen äusserst ungenügend, doch scheint es danach, als wären die Bicolis vor den Tagalen in das Land gekommen.

Schon aus dem blossen Anblick der Karte ergibt sich, wie reich der Archipel gegliedert ist, aber ein Umstand, der aus der Karte nicht ersichtlich wird, ist die ganz ausserordentliche Menge kleiner Flüsse mit weiten Mündungen. Diese bevorzugten Oertlichkeiten haben von jeher eine grosse Anziehungskraft für Ansiedler gehabt. Der Fluss ist eine von der Natur gegebene Strasse, auf der Lasten bis an den Fuss der Berge befördert werden können. In vielen beträchtlichen Inseln sind bis auf den heutigen Tag keine anderen vorhanden. Dort gedeihen die Cocospalme und die Nipapalme am besten, hinter ihnen breiten sich die Reisfelder aus, dort ist der Fischfang am ergiebigsten, sowie das Sammeln von Muscheln und Krabben und essbaren Algen.

An solchen Orten errichtet der Eingeborene sein Haus auf Pfählen an der Grenze zwischen Ebbe und Fluth. Die malayischen Pfahlbauten entspringen so naturgemäss aus den örtlichen Verhältnissen, dass ihre Zweckmässigkeit auf den ersten Blick in die Augen springt, während der Zweck der vorgeschichtlichen in unserer Heimath vielleicht noch lange den Scharfsinn der Forscher beschäftigen wird.

Solche Verhältnisse fanden schon die Spanier bei ihrer Ankunft vor 300 Jahren: Ueberall an den Flussmündungen seefahrende, unter vielen kleinen Häuptlingen disciplinirte Völkerschaften, die leicht überwunden wurden oder sich freiwillig der überlegenen Rasse unterwarfen; es gelang ihnen aber nicht, die unabhängigen Stämme im Innern zu besiegen; noch heut giebt es solche auf allen grösseren philippinischen Inseln.

Ganz ähnliche Zustände bestehen an vielen Orten des indischen Archipels: Die Handel und Seeraub treibenden Malayen besitzen die Gestade, dort herrscht auch ihre Sprache; die Eingeborenen sind von ihnen unterjocht, oder in die Wälder gedrängt, wo sie ein kümmerliches, aber unabhängiges Leben führen und durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze und durch Armuth vor weiteren Nachstellungen geschützt sind.

Die Bewohner des Irarog gehören solchen unabhängigen Stämmen an. Aber vielleicht sind weder die Bergvölker, noch die Indianer, wie die Spanier alle trühtzählenden christlichen Eingebornen nennen, die ursprünglichen Bewohner des Landes. Als solche werden die Negritos angesehen, kleine zierliche behende Schwarze mit krausem Haar, die im Norden Luzon's in grösserer Anzahl, vereinzelt auch weiter südlich vorkommen. Aber auch dieser Annahme scheint jede sichere Grundlage zu fehlen. Die Bewohner des Iriga scheinen Mischlinge von Negritos und Indiern zu sein.

Es ist Herrn Jagor gelungen, eine nicht unbeträchtliche Zahl von älteren Schädeln an verschiedenen Orten der Philippinen zu erwerben. Einige derselben, welche leider sämmtlich stark zerbrochen sind, stammen aus einer Höhle in Caramuan (Insel Luzon), einer vom Irarog, alle übrigen sind von der Insel Samar, westlich von Luzon.

Samar ist fast nur an seinem Rande von civilisirten Indiern bewohnt und zwar von Bisayern. Im Innern, das mit dichtem Walde bedeckt ist, giebt es keine Strassen und keine Dörfer, es dient aber vielen unabhängigen Stämmen zum Aufenthalt. Negritos sind auf der Insel nicht vorhanden. Ein Schädel nebst den dazu gehörigen Knochen ist im Walde an der Ostküste bei Borangan gefunden und stammt vermuthlich von einem heidnischen Eingeborenen.

Daran schliesst sich ein Fund aus einer Höhle bei Lenuag (Ostküste von Samar), die der Vortragende nicht selbst besucht hat. Sie liegt angeblich am Ufer des Flusses, dem Dorfe gegenüber und ist in der dortigen Gegend wegen ihrer flachgedrückten Riesenschädel ohne Kopfnähte berühmt. Einer von diesem Fundort, der mit einer dicken Kalksinterkruste überzogen, kann noch jetzt als ein gutes Beispiel gelten. Die noch übrigen Schädel sind aus Höhlen in Felsen, die dicht vor der Südküste von Samar, dem Dörfchen Nipa-Nipa gegenüber, aus der schmalen Meerenge hervorragen, welche diese Insel von Leyte trennt. Die Umstände, unter welchen sie gefunden worden, sind bereits im I. Heft der Ethnologischen Zeitschrift geschildert, weshalb hier nur kurz erwähnt wird, dass es Sitte der heidnischen Bisayer war, ihre vornehmen Todten in dergleichen Höhlen beizusetzen, in gutschlüssenden Särgen, umgeben von Hausrath und Mundvorrath, zuweilen auch von Sklaven, die zu dem Zweck getödtet wurden. Da deren Grabstätten bis in die Neuzeit Gegenstand abergläubischer Verehrung waren, so hatte ein Geistlicher die Särge zertrümmert, die Skelete in's Meer geworfen, es war nur eines der letzteren, einige Schädel und viele Scherben von Schüsseln übrig geblieben.

Sämmtliche Schädel sind Herrn Virchow zur genaueren Untersuchung übergeben und werden von demselben später besprochen werden.

Der Vortragende citirt mehrere Stellen aus älteren Schriftstellern, in welchen die Art der Totenbestattung vor der christlichen Zeit beschrieben wird; sie stimmen durchaus überein mit den Verhältnissen, unter welchen die Särge und Schädel gefunden wurden. . . . „sie legten ihre vornehmen Todten in eine Kiste, die aus einem angehöhlten Baumstamme bestand mit einem gut zugespannten Deckel . . . und stellten sie . . . auf einen erhabenen Ort oder einen Felsen am Ufer eines Flusses, damit sie von den Frommen verehrt werde.“ (Informe sobre las Islas Filipinas, Madrid 1843, Bd. I. 21) . . . „Sie stellten ihnen Mundvorräthe, Schüsseln und Näpfe in die Gräber . . . auch pfl egten sie Sklaven mit den Vornehmen zu begraben, um sie in der anderen

Welt zu bedienen.* (Gaspar de San Agustín Conquistas Madrid 1698. S. 169) . . . Die Greise starben in dieser Eitelkeit (nach ihrem Tode angeboten zu werden), wie Einer auf der Insel Leyte, der sich am Rande des Meeres beisetzen liess, damit ihn die vorüberfahrenden Schiffe als Gott anerkennen und verehren möchten.* (Relation des Isles Philippines par un religieux qui y a demeuré 18 ans. Thévenot, Paris 1664. Fol. Bd. II. p. 2) . . .

Wie am Westrande des Archipels der lange Verkehr mit China, Japan, Hinterindien und später mit Europa den Typus der Rasse beeinflusst zu haben scheint, so mögen am Ostrande polynesishe Beziehungen in ähnlicher Weise gewirkt haben: Palaos- und Carolineninsulaner waren ein Jahr vor der Ankunft des Vortragenden durch Stürme nach Samar verschlagen worden.

In Guivan auf der Südostspitze dieser Insel erhielt er den Besuch von Palaos-Insulanern, die seit 14 Tagen beschäftigt waren, bei Sulangan, auf der schmalen Landzunge südöstlich von Guivan, nach Perlmuscheln zu tauchen, und eigens zu dem Zwecke die gefahrvolle Reise unternommen hatten. Sie waren aus Uleai (Ulai), 141° 40' O. von Paris, mit 5 Booten, jedes mit 9 Mann Besatzung ausgelaufen, in jedem Boote waren 40 Kürbisse voll Wasser, Cocosnüsse und Bataten. Jeder Mann erhielt täglich eine Cocosnuss und 2 Bataten, die in der Asche der Cocoschalen gebacken wurden. Sie fingen einige Fische unterwegs und sammelten Regenwasser auf. Ein Sturm zerstreute die Boote; nur eines erreichte 2 Wochen nach der Abfahrt Tandag an der Ostküste von Mindanao, 8° 5'. Wahrscheinlich waren diese die einzigen Geretteten: Zwei Boote gingen sammt ihrer Mannschaft vor den Augen der Uebrigen zu Grunde. Bei der Schifffahrt richteten sie sich bei Tage nach der Sonne, Nachts nach den Sternen. In Tandag blieben sie 2 Wochen und verrichteten Feldarbeit für Tagelohn, von da fuhren sie nordwärts die Küste entlang nach Cantilang, 8° 25' N., Banonan (bei Coello irrthümlich Bancnan), 9° 1' N., Taganan 9° 25' N., von da nach Surigao an der Nordspitze von Mindanao, und dann gerade nach Guivan mit Ostwind in 2 Tagen.

In der deutschen Uebersetzung von Captain Salmon's Historie der orientalischen Inseln, Altona 1733, heisst es S. 63: „Man hat neuerlicher Zeit noch andere Inseln entdeckt und selbigen den Namen der neuen Philippinischen beigelegt, weil sie in der Nachbarschaft der alten und bereits beschriebenen liegen. Der Pater Clan (Clain) bringt in einem Brief aus Manila, welcher den Philosophical transactions ist einverleibt worden, folgenden Bericht von denselben: Es trug sich zu, als er in der Stadt Guivan auf der Insel Samar war, dass er daseibst 29 Palaos (es waren 30, einer starb bald darauf in Guivan) oder Einwohner von gewissen erst neuerlich entdeckten Inseln antraff, welche von den westlichen Winden, welche hier vom December bis an den Majum wehen, dahin waren verschlagen worden. Sie hatten 70 Tage lang nach ihrem Bericht vor dem Winde gesegelt, ohne einig Land in's Gesicht zu bekommen, bis sie vor Guivam angelandet waren. Als sie aus ihrem Vaterlande gesegelt, waren ihrer zwey Boote gestopft voll, und mit deren Weibern und Kindern in allen 35 Seelen gewesen; unterschiedliche aber waren von dem unter Weges erlittenen Ungemach crepiret. Als einer von Guivam zu ihnen an Bord kommen wolte, wurden sie in eine solche Angst gesetzt, dass alle Kerls, die in dem einen Fahrzeug waren, mit ihren Weibern und Kindern über Bord sprangen. Wiewohl sie doch zuletzt am besten zu seyn befunden, in den Hafen einzulaufen, so dass sie den 28. December 1695 an's Land kamen. Sie assen Cocosnüsse und Wurzeln, welche ihnen mildiglich zugetragen, und geschenkt wurden: aber den gekochten Reis, die allgemeine Speise der asiatischen Völker, wollen sie gar nicht einmal kosten. Zwo Weiber, welche vormals aus denselben Inseln dahin verschlagen waren, dienten ihnen zu Dolmetscherinnen. . . Die Leute des Landes gehen halb nackt und die Männer schildern (malen) ihre Leiber mit Flecken und machen allerhand Figuren darauf. . . So lange sie auf der See waren, lebten sie von Fischen, welche sie in einer gewissen Art von Fischkörben fingen, die einen weiten Mund hatten, unten aber spitz zullefen und hinter ihren Booten bergeschleppt wurden. Das Regenwasser, so sie etwa auffingen (oder wie in dem Briefe selbst stehet, in den Schalen der Cocosnüsse aufhoben), dienete ihnen zum Getränk.

Als sie vor den Pater sollten gebracht werden, welchen sie wegen der Hochachtung, die man ihm erwies, für den Gouverneur hielten, färbeten sie ihren Leib gantz gelb, welches sie für den grössten Staat halten, in welchem sie für ansehnlichen Lenten erscheinen können. In Tauben sind sie sehr erfahren und finden unterweilen Perlen in den Muscheln, die sie herauf bringen, welche sie aber als unnütze Dinge wegwerfen.*

Eine der wichtigsten Stellen in Pater Clain's Brief hat Capt. Salmon ausgelassen: „Der älteste dieser Fremdlinge war schon einmal an die Küste der Provinz Caragan in einer unserer Inseln (Mindanao) geworfen worden, da er aber nur Ungläubige gefunden hatte, die in den Bergen und auf dem öden Strande wohnen, war er in sein Vaterland zurückgekehrt.“

In dem Briefe des Pater Cantova an den Pater D'Aubenton, Agdana (d. h. Agana), Marianen 20. März 1722, der die Carolinen- und Palaosinseln beschreibt, heisst es: „Das 4. Gebiet liegt westlich . . . Yap (auf span. Karten Uyap, auf engl. Gonap, Ouap, 9° 25' N., 138° 1' O. Gr.) welches die Hauptinsel ist, hat über 40 Leguas Umfang. . . Ausser den verschiedenen Wurzeln, die bei den Eingeborenen der Insel die Stelle des Brodes vertreten, findet man Bataten, welche sie Camotes nennen und welche sie von den Philippinen erhalten haben, wie mir einer von unseren Carolinen-Indianern mittheilt, der von dieser Insel gebürtig ist. Er erzählt, dass sein Vater, Namens Coorr . . . 3 seiner Brüder und er selbst durch den Sturm nach einer der Provinzen in den Philippinen verschlagen worden, welche man Bisayas nennt, dass ein Missionar unserer Gesellschaft (Jesu) sie freundlich aufnahm . . . dass sie, nach ihrer Insel zurückkehrend, Samen verschiedener Pflanzen dahin brachten, und unter andern Bataten, dass diese sich so sehr vermehrten, dass sie genug hatten, um die andern Inseln dieses Archipels damit zu versehen.“ . .

Dies sind, abgesehen von der freiwilligen Reise, 5 ungesucht sich darbietende Beispiele von Eingeborenen der Palaos, die nach den Philippinen verschlagen wurden. Es würde vielleicht nicht schwer sein, noch mehrere anzufinden; aber wie oft mögen vor und nach Ankunft der Spanier Fahrzeuge der Palaos in den Bereich der Nordoststürme gerathen und von diesen unwillkürlich an die Ostküsten der Philippinen getrieben worden sein, ohne dass die Kunde davon aufbewahrt worden!

Nach Pigafetta (Paris, l'An IX. S. 60.) besaßen die Bewohner der Ladrone die Kunst, ihre Zähne schwarz und roth zu färben; dasselbe wird von den alten Bisayern erzählt und scheint auf frühen Verkehr zwischen beiden Völkern zu deuten.

Herr Virchow sprach

Ueber die Schädel der älteren Bevölkerung der Philippinen, insbesondere über künstlich verunstaltete Schädel derselben.

„Als Herr Jäger mir die Mittheilung machte, dass er eine grössere Anzahl von Schädeln von den Philippinen mitgebracht habe, welche er meiner Untersuchung unterziehen wolle, machte ich mich eilends daran, um wenigstens Einiges über ihre anatomische Beschaffenheit seinem Vortrage hinzuzufügen zu können. Der erste Blick zeigte jedoch, dass eine der seltensten künstlichen Verunstaltungen des Schädels, welche überhaupt bekannt ist, in ausgezeichneten Exemplaren hier vorliegt, und dass diese Schädel ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Ein Theil von ihnen hat wesentlich dieselbe Form, welche sich im nordwestlichen Nordamerika findet, und unter dem Namen des Flachkopfes (Flathead) bekannt ist. Namentlich einer der von Herrn Jäger mitgebrachten Schädel aus der Höhle von Lanang ist ein Flachkopf von musterhafter Ausbildung; er ist von oben und vorn her flachgedrückt, wie ein Kuchen, und von den weit nach hinten geschobenen Seitenbeinhöckern (Tubera parietalia) läuft das fast ganz abgeplattete Hinterhaupt in einer Ebene schräg nach unten gegen das grosse Hinterhauptsloch. Einige der andern Schädel verhalten sich ähnlich, wenngleich ihre Verunstaltung keinen so hohen Grad erreicht hat.

Dass auf den Inseln Asiens ähnliche Gebräuche geherrscht haben, wie in Amerika, ist allerdings, wie sich bei genauerer Nachforschung gezeigt hat, von einzelnen Schriftstellern berichtet, indess ist die Thatsache doch so verborgen geblieben, namentlich ist sie so wenig durch authentische Funde belegt worden, dass davon auch in den Werken der Specialschriftsteller kaum die Rede ist. Nur Thévenot, dessen Werk*) am Ende des 16. Jahrhunderts erschienen ist, lässt einen Geistlichen in einer Beschreibung der Philippinen berichten, dass die Eingebornen auf einigen dieser Inseln die Gewohnheit hätten, den Kopf ihrer neugeborenen Kinder zwischen zwei Bretter zu legen und so zusammenzupressen, dass er nicht mehr rund hliobe, sondern sich in die Länge ausdehne. Er fügt hinzu, dass sie auch die Stirn abplatteten, indem sie glaubten,

*) M. Thévenot, Relations de divers voyages curieux. Paris 1691.

dass diese Form ein besonderer Zug von Schönheit sei. Eine genauere Betrachtung der vorliegenden Schädel ergiebt in der That deutlich die doppelte Compression, welche einerseits schräg von hinten und unten her, andererseits von vorn und oben her auf den Schädel ausgeübt ist, und man braucht sich diese beiden Druckflächen nur verlängert zu denken, so bekommt man die nach vorn zusammengehende Stellung der Druckretter, welche noch heute bei gewissen wilden Stämmen der nordamerikanischen Westküste im Gebrauch ist.

Die Sache hat gegenwärtig eine ganz besondere Bedeutung, weil die Zahl der Fundstellen solcher verunstalteter Schädel im Laufe der letzten Jahre immer grösser geworden ist, und zwar auch in Europa. Was insbesondere Deutschland anbetrifft, so sind am meisten bekannt die in der Nähe von Wien gefundenen difformen Schädel, über welche lange und gelehrte Streitigkeiten stattgefunden haben, indem die eine Partei meinte, es handle sich um Awarenschädel, möglicher Weise um direkte Ueberreste der alten Hunnen, während auf der anderen Seite sogar die Frage auftauchte, ob nicht bei der grossen Aehnlichkeit, welche diese Schädel mit gewissen Peruanerschädeln zeigen, anzunehmen sei, dass durch die Beziehungen der Habsburger zu Peru Schädel von da nach Deutschland gekommen und hier verloren gegangen sein könnten.

Diese letzte Frage, die immerhin discussionsfähig war, hat ihren Boden gänzlich verloren, seitdem in den letzten Zeiten ähnliche Funde auch an anderen Orten Europas gemacht worden sind. Nachdem schon Blumenhach in seiner berühmten Schrift *De generis humani varietate nativa*, 1776, p. 63 eines derartigen Schädels aus einem Göttinger Grabe gedacht hat, ist neulich von Hrn. Ecker in Freiburg im ersten Bande des „anthropologischen Archives“ S. 77 ein solcher Fund aus Rheinhessen genauer beschrieben worden. Der Schädel wurde gefunden in der Nähe von Niederolm, zwischen Mainz und Alzey, innerhalb einer grösseren Gräberreihe, welche dort aufgedeckt worden ist. Diese Beschreibung hat Hrn. Barnard Davis Veranlassung gegeben, auf einen schon früher von ihm in seinen *Crania britannica* bezeichneten Schädel aufmerksam zu machen (Archiv f. Anthropologie II. S. 17), welcher auf einem seiner Meinung nach angelsächsischen Kirchhof zu Harnham bei Salisbury, Wiltshire, aufgefunden worden ist.

Es wird daher wohl kaum noch zweifelhaft sein können, dass in der That auch in Europa einheimische Stämme ähnliche Gebräuche gehabt haben, und wenn wir nun auf der anderen Seite das Gebiet dieser Difformitäten sich weit über die bisher gekannten Grenzen auf die Inseln Ostasiens ausdehnen sehen, — bisher war Tahiti der von Osten her am meisten vorspringende Punkt, von welchem derartige Schädel bekannt waren, — wenn wir sehen, dass dasselbe Verfahren auf den Philippinen geübt worden ist, so wird man sich wohl darein finden müssen, anzunehmen, dass durch eine gewisse Uebereinstimmung des menschlichen Geistes, wie sie uns auch sonst oft genug überrascht, derartige Gebräuche sich an den verschiedensten Orten festgestellt haben, ohne dass man daraus Folgerungen auf einen direkten Zusammenhang der Völker ziehen darf, und ohne dass man, was meiner Meinung nach das Wichtigste ist, von dem Vorkommen gewisser Schädel-Difformitäten berechtigt ist auf die Abstammung der Völkerschaften und auf prähistorische Wanderung derselben zurückzuschliessen. Ich betone dies namentlich gegenüber den Ausführungen des Herrn Gosse (*Mém. de la soc. d'anthrop. de Paris*. 1861. T. II. p. 367), welcher aus gewissen übereinstimmenden Verunstaltungen der Schädelform darthun will, dass von Florida eine alte Bevölkerung in Mexiko eingewandert sei und sich später bis nach Peru ausgebreitet habe.

Von besonderem Interesse sind die sehr ähnlichen Schädel, welche in der Krim gefunden worden sind, und die Herr v. Baer zum Gegenstande einer besonderen Abhandlung**) gemacht hat. Es ist dies eine klassische Gegend, denn schon Hippokrates hat uns Nachrichten von einer Völkerschaft an der östlichen Ecke des schwarzen Meeres hinterlassen, welche er Makrocephalen nennt, die sich nach seiner Aussage durch die Gestalt ihres Schädels von allen anderen Völkern auszeichnete. Durch Anlegung von Binden und Maschinen zwangen sie, wie er sagt, schon den Kopf des neugeborenen Kindes, in die Länge zu wachsen, und zwar deshalb, weil sie die Länge des Kopfes für ein Zeichen des Adels hielten. Nach Hippokrates haben verschiedene andere Schriftsteller über diese Völkerschaft berichtet.

Überall, von wo wir seitdem Nachrichten über die Entstehung dieser Difformität erhalten ha-

**) Die Makrocephalen im Boden der Krym und Oesterreichs. *Mém. de l'acad. imp. des sciences de St Petersburg*. Sér. VII. T. II. No. 6.

ben, kommen sie darin überein, dass die neugeborenen Kinder entweder auf ein Brett gelegt werden und ihnen dann durch Binden der Kopf gegen dasselbe angezogen wird, oder dass ihr Kopf zwischen zwei Bretter gezwängt und dadurch ein Druck auf zwei Punkte desselben ausgeübt wird, oder endlich, dass an bestimmte Stellen des Kopfes Compressen angelegt und darüber Binden in allerlei Zirkeltouren um den Kopf herumgeführt werden, so dass durch die Compressen eine Abplattung, durch die Binden circuläre Eindrücke hervorgebracht werden.

Die ersten ikonographischen Mittheilungen über diese Verhältnisse hat der berühmte amerikanische Reisende Catlin veröffentlicht; bei ihm finden wir auch Abbildungen der Compressionsmaschinen. In seiner Beschreibung der Chinook's an der Westküste Nordamerikas zeichnet er auf der einen Tafel eine flachköpfige Dame, welche ihr neugeborenes Kind im Druckapparat hält, auf der nächstfolgenden Tafel ein kleines kahntartiges Werkzeug, in welchem das Kind eingewickelt liegt, und welches so eingerichtet ist, dass es auf den Rücken gehängt werden kann, um so die Wanderungen mitzumachen, welche diese wenig sesshaften Völkern unternehmen.

Dass ähnliche, wenn auch nicht so complicirte, aber doch nicht minder wirksame Operationen noch gegenwärtig in Europa vorgenommen werden, ist namentlich durch verschiedene Beobachtungen in südfranzösischen Departements festgestellt worden. Man kennt 3—4 solche Gegenden, wo noch gegenwärtig durch Druckeinwirkungen der Kopf der Neugeborenen verunstaltet wird. Da nun auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands ähnliche Schädel gefunden worden sind, so erlaube ich mir ganz besonders die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken, da es wünschenswerth wäre, darauf Acht zu geben, ob etwa Rückstände dieser Gebräuche auch in der norddeutschen Bevölkerung anzutreffen sind, worauf eine Notiz bei Blumenbach (*De generis humani varietate nativa*, p. 60) speciell für Hamburg hindeutet.

Nachdem wir die Analogie der difformen Schädel von den Philippinen mit denen der Chinook's und verschiedener anderer flachköpfiger Bevölkerung constatirt haben, so fragt es sich: Was mag der Volksstamm, welchem diese Schädel angehörten, für eine primäre Gestalt des Schädels besessen haben? wie würden diese Schädel ausgesehen haben, wenn sie nicht künstlich misstaltet worden wären?

In dieser Beziehung bemerke ich, dass Herr Gosse, ein Genfer Arzt, der eine sehr verdienstvolle Abhandlung über die künstliche Verunstaltung des Schädels*) geschrieben hat, die schon von Hippokrates aufgestellte Meinung wiederholt hat, es könne sich allmählich eine erbliche Fortpflanzung dieser Form einstellen, und es bedürfe in der Folge der Generationen nicht mehr einer ausübigen Einwirkung, um sie zu erzeugen; sie erhalte sich von selbst auf dem Wege der Heredität. Dagegen sprechen alle sonstigen Erfahrungen: bei Catlin sind Chinook-Indianer abgebildet aus der neueren Zeit, wo diese Bräuche nicht mehr herrschen, deren Schädel sich nicht difform zeigt; ja, unter den östlicheren Stämmen giebt es einzelne, wie die Choctaw's, die ursprünglich mitten in dem jetzt cultivirten Nordamerika gewohnt haben, unter denen früher ähnliche Sitten herrschten, und in deren Gräbern man noch abgeflachte Schädel gefunden hat, bei denen jedoch jetzt jede Spur dieser Schädelform geschwunden ist, nachdem sie die Compressen aufgegeben haben. Dazu kommt, dass in manchen Stämmen die Verunstaltung ein Vorzug der männlichen und zwar der adeligen männlichen Bevölkerung war und dass ausser den Sklaven auch die Frauen davon ausgeschlossen waren, — ein Umstand, welcher der Vererbungstheorie keineswegs günstig ist. Man darf nirgends annehmen, dass sich diese Difformität von selber fortgepflanzt hat, und es wird überall, wo man sie antrifft, die Frage entstehen: giebt es Schädel, aus welchen man die ursprüngliche Form erkennen kann?

Für die Erörterung dieser Frage an den Philippinen-Schädeln ist ein Umstand von besonderem Nutzen. Ausser dem Eingangs erwähnten Muster-Schädel gehören noch 4 andere demselben Fundorte an. Sie sind sämmtlich in der Höhle bei Lanang unter Verhältnissen gefunden, welche ein grosses Alter andeuten. Ich erwähne zuerst einen ringsum mit starken Kalkmassen incrustirten und dadurch colossal vergrösserten Schädel, welcher ein ganz formidables Aussehen darbietet und als richtiger fossiler Schädel erscheint. Trotz der Kalkmassen, die ihn umhüllen, kann man sehr wohl erkennen, dass er wesentlich derselben abgeplatteten Form angehört oder ihr jedenfalls sehr nahe steht. An einem dritten Schädel dagegen ist keine Spur

*) L. A. Gosse, *Essai sur les déformations artificielles du crâne*. *Annal. d'hygiène publique et de méd. légale*. Paris 1855. Juill.

jener abweichenden Form vorhanden, so dass durchaus kein Zweifel darüber bestehen kann, dass er niemals einem Druckverfahren unterlegen hat, und da er an derselben Stelle mit den andern gefunden worden ist, so ist meiner Meinung nach auf dies Verhältniss ein grosser Werth zu legen. Endlich die letzten beiden Schädel, obwohl sie deutliche Spuren der Abplattung an sich tragen, zeigen dieselbe doch in annehmendem Maasse, so dass man, wenn man einen nach dem andern mit jenem ersten vergleicht, eine ziemlich regelmässige Stufenfolge der Verunstaltung erkennt. Ich habe von diesen letzteren Schädeln den Kalküberzug grossentheils abgesprengt, worauf sich ergab, dass man schon auf eine mehr natürliche Form gelangt, welche weit davon entfernt ist, eine augenfällige Aehnlichkeit mit den Chinook-Köpfen darzubieten; freilich der schnelle und ebene Abfall des Hinterhauptes deutet immer noch darauf hin, dass eine künstliche Einwirkung stattgefunden hat.

Noch wichtiger ist es, dass aus einer andern und zwar aus einer von der eben erwähnten ziemlich entfernten Lokalität, nämlich aus der von Herrn Jagor (Zeitschrift für Ethnologie I. S. 80) beschriebenen Felsklippe von Nipa-Nipa, welche in der Strasse zwischen Samar und Leyte gelegen ist, zwei andere Schädel von ihm mitgebracht worden sind, von denen der eine dieselbe Verunstaltung in hohem Maasse darbietet, wie die besprochenen. Ich erwähne nur aus der Mittheilung des Herrn Jagor, dass vom Meere aus eine Art Thor in die Klippe hineingeht, durch welches man in eine innere Bucht gelangt, die von steilen Felswänden umgeben ist; an einer der letzteren befindet sich hoch über dem Meere eine schwer zugängliche Höhle, aus welcher die Schädel genommen sind.

Auch an diesen beiden Schädeln aus der Höhle von Nipa-Nipa zeigt sich eine entschiedene Differenz: an dem einen bemerken wir eine positive Abplattung, einen steilen Abfall von den Tubera parietalia nach unten, wie er niemals an einem natürlichen Schädel vorkommt, und von unmittelbar derselben Lokalität rührt ein anderer Schädel von übrigens ganz ähnlicher Färbung und Beschaffenheit der Knochen her, der vielleicht einer leichten Abplattung unterlegen hat, worauf eine gewisse Verschiebung nach der einen Seite hin deutet, der aber im Uebrigen ganz offenbar dem gewöhnlichen oder ursprünglichen Zustande sich nähert.

Anf diese Weise kann man, wie mir scheint, seinen Weg von den künstlich erzeugten zu den ursprünglichen Verhältnissen zurückfinden, und es ist möglich, zu Schädelformen zu gelangen, bei welchen man wenigstens annähernd richtig gewisse Verhältnisszahlen aufstellen kann, welche zur Vergleichung mit andern Befunden dienen dürfen. Unsere Zuversicht in die Richtigkeit der Schlussfolgerungen ist um so grösser, als die Zahlen beider Beobachtungsreihen sich gegenseitig controliren.

Für diejenigen Herren aus der Gesellschaft, welche nicht Anatomen sind, bemerke ich, dass es in neuerer Zeit Gebrauch geworden ist, die ethnologisch wichtigsten Maassverhältnisse des Schädels zunächst in der Weise zu bestimmen, dass man Verhältnisszahlen zwischen Länge, Breite und Höhe des Schädels sucht, in der Art dass die Länge = 100 gesetzt und Breite und Höhe darnach reducirt werden. Der Kürze wegen kann man die gefundene procentische Zahl für die Breite als Breitenindex, diejenige für die Höhe als Höhenindex bezeichnen. Das Verhältniss von Höhe zu Breite wird gleichfalls auf eine Breite von 100 berechnet und die Zahl für die Höhe als Breitenhöhenindex aufgeführt. Thut man dies nun an den am wenigsten deformen Schädeln der Philippinen, so kommt man immer noch auf einen Breitenindex, welcher nach den bisher bekannten Erfahrungen für die ostasiatische Inselbevölkerung ganz usserbört ist. Bei dem einen relativ normalen Schädel aus der Höhle von Nipa-Nipa beträgt der Breitenindex 89,1, der Höhenindex 78,9, der Breitenhöhenindex 88,5; bei dem einen Lanang-Schädel ist der Breitenindex 80,1, der Höhenindex 77,8, der Breitenhöhenindex 97,1. Solche Breitenverhältnisse sind überall ungewöhnlich; z. B. die äusserste Grenze der Breitenverhältnisse in Europa finden wir bei den Lappen, wo sie zwischen 82 und 83 schwankt.

Es ergibt sich zunächst aus diesen Verhältnissen in ganz unzweifelhafter Weise, dass diese in ausgezeichnetem Sinne brachycephale Bevölkerung, die doch, wie es scheint, einer lange vergangenen*) Zeit angehört, nichts zu thun hat mit den Negritos, denn diese stehen, soviel bis

*) Da seit Thévenot kein neuerer Autor von der Flathead-Mode auf den Philippinen spricht, so wird man diese Schädel mindestens nicht hinter das 16. Jahrhundert verlegen. Die Kalkincrustation könnte sich in einigen Jahrhunderten ganz wohl gebildet haben, doch ist es auch denkbar, dass nach ihrer Bildung die Schädel beliebig lange unverändert bleiben, und dass sie dennoch einer sehr viel älteren Zeit angehören.

jetzt bekannt, mit den Australnegern in Beziehung, welche sich alle auszeichnen durch die relativ geringe Breite ihres Schädels im Vergleich zu einer relativ beträchtlichen Länge. Einige andere polynesishe Stämme sind geradezu ausgezeichnet durch die geringe Breite des Schädels bei einer ungewöhnlichen Höhe und Länge (Hypsistenocephali).

Man ist daher für unsere Schädel darauf angewiesen, andere Verwandtschaften aufzusuchen, und die nächste Frage, welche sich hier aufwirft ist die: ist es eine malaische Bevölkerung gewesen, mit der wir es zu thun haben? Auch für die malaische Race liegen die angeführten Verhältnisse ansser aller Erfahrung; es giebt ein paar Punkte im Gebiete der Malaien, an welchen erheblich breite Schädel gefunden worden sind. Welcker (Archiv für Anthropologie II. S. 154—156) hat die extremsten Verhältnisse an den von Madura, einer nördlich von Java gelegenen Insel, hergebrachten Schädeln nachgewiesen, bei denen aber doch solche Verhältnisse nicht vorkommen, wie wir sie hier vor uns finden. Nach seinen Mittheilungen betrug der Breitenindex der Maduresen, der übrigens dem Höhenindex gleich war, 82*. Nachdem stehen in der Liste von Welcker die Menadaresen mit einem Breitenindex von 80 und einem Höhenindex von 81. Für die Javanesen berechnet er einen Breitenindex von 79, während freilich andere Autoren 82—84 haben. Immerhin ist durch die neuere Untersuchung constatirt, dass innerhalb der malaischen Reihe eine gewisse Breite der Schwankungen nach Stämmen existirt, und dass man bei einzelnen derselben zu Breitenindices kommt, welche denen der Lappen nahezu analog sind.

Unter den vorliegenden Schädeln stammt nur einer, derjenige nämlich, welchen Herr Jäger am Ysarog auf der Insel Luzon ausgegraben hat, nach den Nachrichten, welche er erhielt, von einem der heutigen Eingebornen; es war bekannt, dass der betreffende Mann, ein Cimarone, durch einen Hieb am Hinterhaupte sein Leben verloren hat. Dieser Schädel ist unglücklicherweise der einzige unter den von Herrn Jäger mitgebrachten, von welchem man sicher ist, dass er einer noch jetzt bestehenden Race angehört, und da wir auch sonst wenig Nachrichten über die Craniologie der Philippinen** haben, so bin ich nicht in der Lage, etwas Bestimmtes über seine Stellung zu sagen. Sein Breitenindex beträgt 76,9, der Höhenindex 76,1, der Breitenhöhenindex 98,9, die Capacität 1315 Cuh.-Cm. Auch wenn man die einzelnen Schädelknochen mit denen der Lanang- und Nipa-Nipa-Schädel vergleicht, so sind die Verhältnisse so wesentlich abweichend, dass in der That keine Beziehungen des modernen Schädels zu den Höhlen-Schädeln aufgefunden werden können. Dagegen kann ich allerdings nach den sonst vorliegenden Messungen sagen, dass der Cimaronen-Schädel eine gewisse Aehnlichkeit mit Malaien-Schädeln von den benachbarten Sunda-Inseln, namentlich mit Dajak-Schädeln*** darbietet.

Es bleibt aber noch eine Reihe von Schädeln, 6 an der Zahl, zu betrachten, welche zwar sämmtlich aus einer anderen Höhle genommen sind, als die bisher besprochenen, aber doch von demselben Felsencomplex von Nipa-Nipa stammen, in welchem die eine der vorhin erwähnten Höhlen liegt. Diese Schädel haben namentlich durch die häufige Erhaltung der Unterkiefer einen besonderen Werth. Sie gehören ihrer ganzen Erscheinung nach einer anderen Kategorie an und machen, namentlich durch ihre gute Erhaltung, den Eindruck einer mehr modernen Gruppe. Für das chronologische Datum, welches man ihnen beilegen kann, tragen sie noch ein besonderes Indicium an sich: es sind nämlich zwei derselben exquisit syphilitisch, so dass sie wirklich als *Musterspecimina* in einem pathologischen Museum aufgestellt zu werden verdienen. An dem einen findet sich eine Durchbohrung des harten Gaumens und eine Zerstörung im Umfange des Naseneinganges an dem Oberkiefer und den Nasenbeinen, welche jedoch offenbar geheilt gewesen ist; der andere bietet ein mustergültiges Beispiel von *Caries sicca*, welche die

* Für zwei Schädel von Madura bei J. van der Hoeven (Catal. cranium p. 38) berechne ich den Breitenindex zu 80,4 und 78,4, den Höhenindex zu 79,7 und 84,6.

** Meyen (Nova Act. Acad. Leop. Car. 1834. Vol. XVI. suppl. I. p. 47), der auch den Schädel einer Tagalin von Manila abbildet, rechnet diesen Stamm nebst den Bewohnern der Carolinen, Marianen u. s. w. zur Rasse der Oceanier. Schetelig (Transact. Ethnol. Soc. 1868. VII.) stellt die Luzonesen bestimmt zu den Malaien. Nach seinen Messungen hat ihr Schädel einen Breitenindex von 83,5 bei einem Höhenindex von 77; Davis habe bei Bisayer-Schädeln 80 und 79 berechnet.

*** Welcker berechnet für diese einen Breitenindex von 75 bei einem Höhenindex von 77. Einer der Dajak-Schädel bei van der Hoeven hat einen Breitenindex von 75,2, ein zweiter von 78,7.

Gegend der Stirn einnimmt und von da auf die Nasenwurzel übergreift, so dass kein Zweifel sein kann, dass es sich um eine chronische Periostitis gummosa des Stirnbeines und der Nasenbeine gehandelt hat.

Nun giebt es freilich über das Alter der Syphilis verschiedene Meinungen, indess ist bis jetzt weder die Meinung aufgestellt worden, dass die Syphilis ursprünglich auf den Philippinen geherrscht habe, noch ist irgend eine Thatsache an einem alten Schädel entdeckt worden, welche darthäte, dass syphilitische Veränderungen in der alten Zeit bestanden hätten. Man wird also immerhin annehmen können, dass diese Schädel erst zu einer Zeit in die Höhle gebracht worden sind, als schon ein längerer Contact mit europäischen Völkern stattgefunden hatte, also wahrscheinlich nach dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Andererseits darf man nicht wohl annehmen, dass eine christianisirte Bevölkerung noch diese Höhle benutzt habe, da, wie Herr Jagor berichtet, die christlichen Priester mit grosser Heftigkeit gegen diese Ueberreste gewüthet haben. Es lässt sich daher wohl mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass die Zeit, innerhalb derer diese Leichen in der Höhle von Nipa-Nipa deponirt worden sind, nicht allzu lange nach demjenigen Zeitpunkte zu suchen ist, in welchem eine häufigere Beziehung mit Europäern hergestellt worden war, und man wird vielleicht annehmen dürfen, dass die Schädel dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts angehören; denn diese Zeit ist es, wo die spanische Herrschaft sich ausbreitete, und es ist nicht wahrscheinlich, dass derartige Gebräuche von dieser Zeit ab gerade unter der Küstenbevölkerung, von der ein grosser Theil vorher muhamedanisirt worden war, weiter fortbestanden haben.

Da nun die Stämme, welche an der Küste ihren Sitz haben, mit denjenigen im Innern des Landes in loserer Berührung stehen, so wird in der Regel wohl der Fundort der Schädel dem Sitze der Bevölkerung, von welcher sie stammen, entsprechen. Handelt es sich also, wie bei der Höhle von Nipa-Nipa, um eine Küsten-Lokalität, so wird man auch annehmen können, dass der betreffende Volksstamm an der Küste gewohnt hat. Es liegt daher nahe zu schliessen, dass diese Gruppe von Schädeln eine Beziehung zu den noch jetzt vorhandenen Malaienstämmen der Küste hat, und in der That, wenn man diese Schädel betrachtet und damit die Physiognomie der Leute auf den Abbildungen des Herrn Jagor vergleicht, so zeigen sich gerade bei den Bisayos gewisse Eigenschaften, welche an allen diesen Schädeln wiederkehren: die verhältnissmässige Kürze bei relativer Breite der Schädel findet sich bei der Vergleichung der Profil- und Frontalansichten der Bisayerinnen leicht wieder; dazu kommt die charakteristische Bildung der Stirn- und Nasengegend, die von der kaukasischen gänzlich verschieden ist, insofern die stärkste Wölbung der Stirn gerade da liegt, wo bei uns eine flache Vertiefung (Glabella) besteht; endlich sind die ungewöhnliche Niedrigkeit der Nase und der stark prognathe Zustand der Kiefer überall deutlich zu erkennen. Wenn man die Profile mit einander vergleicht, so ist so viel Aehnlichkeit vorhanden, wie man überhaupt zwischen einem Schädel und einem lebendigen Gesichte zu erwarten kann.

Auch diese Schädel besitzen eine ungewöhnliche Breite; sie haben im Mittel gerechnet einen Breitenindex von 83,3 bei einer Höhe von 76,5, ein nach den Messungen von Davis und Schertel auch bei Bisayos-Schädeln gefundenes Verhältniss, welches sonst noch von keiner andern hinterasiatischen Bevölkerung bekannt ist. Noch weniger findet es sich bei der Bevölkerung der polynesischen Inseln; in Australien, Neukaledonien, Neuseeland, Tahiti treten ganz andere Stammesgewöhnlichkeiten hervor, so dass dieser Theil der Bevölkerung der Philippinen als ein ganz eigenthümlicher und charakteristischer erscheint. Ich bemerke zu ihrer Charakteristik noch, dass sie eine Höhlung von durchschnittlich 1282 Cub.-Cm Inhalt besitzen, dass der Breitenhöhenindex ihrer Orbitae 94,7, der Höhebreitenindex ihrer Nasen 41,3 und der Breitenhöhenindex ihrer Schädel überhaupt 91,7 beträgt. Auch ist erwähnenswerth, dass weder an diesen Schädeln, noch an den übrigen etwas von künstlicher Fölung der Zähne zu bemerken ist, die doch sonst bei Malaien so häufig vorkommt und die auch von Thévenot noch erwähnt wird. Nur an einzelnen zeigen die Zähne die Betöpfung.

Ich verzichte auf die weiteren Details der Schädelfrage; ich will nur noch auf ein besonders wichtiges Verhältniss hinweisen. Wenn es sich feststellen lassen sollte, dass innerhalb des Gebietes der malaischen Rasse eine in so eminentem Grade brachycephalische Bevölkerung an einer verhältnissmässig gut gegen fremde Einwanderung geschützten Stelle sich lange erhalten hat, während nicht bloss auf den benachbarten Inseln (Borneo, Java, Sumatra) eine sich mehr

den Dolichocephalen annähernde Bevölkerung verkennt, sondern auch dicht daneben im Innern von Luzon noch jetzt nicht civilisirte, dolichocephalische Stämme leben, wie der beschriebene Cimaronen-Schädel zu beweisen scheint, so würde man anerkennen müssen, dass in einer und derselben Rasse die äussersten Schwankungen der Schädelformen vorkommen, und es würde damit ein sehr erheblicher Einwand gegeben sein gegen die Bemühungen, ganzen Rassen durch die Aufstellung der Breitenindices ihre Stelle anzuweisen; es würde vielmehr auf das Unzuverlässigste dargethan sein, dass nur durch eine grössere Menge von Vergleichungszahlen die ethnologische Position eines Schädels gefunden werden kann.

Es sind endlich noch zwei Schädel zu erwähnen, welche von den bisher besprochenen wesentlich verschieden sind. Der eine ist in der zweiten Höhle von Nipa-Nipa unmittelbar bei einem Holz-Sarge gefunden worden, welchen Herr Jager mitgebracht hat, und in welchem noch ein zum Theil mit mumificirten Resten von Weichtheilen und Fetzen zerfallender Bekleidung bedecktes, jedoch schädelloses Skelet liegt. Dieser Schädel zeichnet sich durch eine grössere Längenentwicklung aus, aber nichtsdestoweniger beträgt sein Breitenindex 80,9 (bei einem Höhenindex von 76); er schliesst sich auch sonst in vielfacher Beziehung, namentlich wegen seiner beträchtlichen Capacität von 1450 Cub.-Cm., der zuerst besprochenen Gruppe an. Der andere Schädel ist ungewöhnlich klein: seine Capacität beträgt nur 1160 Cub.-Cm. Er ist nebst anderen Knochen in einem Walde auf Samar, 1 Legua landeinwärts von Berangan, ausgegraben worden und von unbekannter Abkunft. Manches trennt ihn in seiner Entwicklung von den anderen Schädeln, aber auch sein Breitenindex beträgt 79,3 bei einem Höhenindex von 75,7.

Diese ziemlich grosse Reihe untereinander verschiedener Schädel hat jedoch in sich eine nähere Beziehung, als sie zu irgend einer der benachbarten Rassen hat, und wengleich die einzelnen Gruppen wieder so viele Differenzen haben, dass ich wohl geneigt bin, anzunehmen, dass die Stämme, von welchen sie stammen, unter sehr verschiedenen Verhältnissen gelebt haben müssen, so wird man doch nicht umhin können, sie einer grösseren Familie zuzurechnen. Von den beiden Hauptgruppen der Höhlenschädel kann man sagen, dass die aus der zweiten Nipa-Nipa-Höhle, welche durchweg geringere Dimensionen haben, den Eindruck einer zarteren, sesshaften und mehr civilisirten Bevölkerung machen, während an den Schädeln aus der ersten Nipa-Nipa- und denen aus der Lanang-Höhle sich eine grosse Energie, eine gewisse Massenhaftigkeit und Kräftigkeit der Entwicklung zeigt, welche einem mehr wilden Volke anzugehören scheint.

Was die Grössenverhältnisse betrifft, so zeigt der erste Blick, dass die Schädel der letzteren Gruppe bei ihrer grossen Breite auch eine relativ grosse Höhe haben. Auch die künstliche Verunstaltung hebt dies Verhältniss nicht ganz auf, denn selbst der am stärksten abgeplattete Schädel hat bei einem Breitenindex von 94,8 noch immer einen Höhenindex von 80. Dies begründet einen wesentlichen Unterschied von den Chinook-Schädeln. Mit dieser Grösse hängt zusammen die beträchtliche Capacität der Philippinen-Flachköpfe. Die in der That makrocephalen Schädel von Lanang besitzen eine durchschnittliche Capacität von 1510 Cub.-Cm., die aus der ersten Höhle von Nipa-Nipa von 1380, während die mehr runden Schädel aus der zweiten Höhle von Nipa-Nipa, wie erwähnt, im Durchschnitt nur 1262 Cub.-Cm. fassen. Es sind dies Grössen-Differenzen, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

Ich will für diesmal nicht genauer darauf eingehen, inwiefern die künstlichen Veränderungen des Schädels einen Einfluss auf das Gehirn haben. Ganz kurz erwähne ich, dass derselbe Herr Gosse, welcher die schon erwähnte Monographie geschrieben hat, die Meinung vertritt, welche sich hauptsächlich auf tahitische Tradition stützt, dass es möglich sei, durch die Gestaltung des Schädels den psychischen Eigenschaften eines Individuums eine ganz bestimmte Richtung zu geben. Es wird nämlich erzählt, dass man auf Tahiti zwei Arten von Deformation des Schädels erzeugt habe; den Krieger habe man die Stirn eingedrückt, dagegen, wie sich ein Redner in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris ausdrückte, den Senatoren das Hinterhaupt. Herr Gosse erklärt dies so, dass man beabsichtigt habe, bei den Krieger die energischen Eigenschaften des hinteren, bei den Staatsmännern die mehr intellektuellen Eigenschaften des vorderen Abschnitts des Gehirns ganz besonders zur Ausbildung zu bringen, und er ist ernsthaft der Meinung, dass dieser Versuch als Muster für moderne Pädagogik empfehlenswerth sei. Ich kann dieser Ansicht

*) Schädel und Skelet gehören jedoch offenbar nicht zusammen.

nicht bestimmen, insofern die Erfahrung ergibt, dass auch das Gehirn so gut wie der Schädel dislocirt werden kann, dass also das Vorderhirn sich zurückschiebt, wenn die Stirn zurückgedrängt wird, und ebenso die hinteren Theile des Gehirns sich vorschieben bei einer Abflachung der hinteren Partie des Schädels. Wie ich früher nachgewiesen habe, pflegt einer Verkürzung des Schädels eine compensatorische Verbreiterung und umgekehrt zu entsprechen. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, dass eine Abflachung einzelner Schädeltheile an sich eine Verminderung der Hirnmasse nicht zur nothwendigen Folge hat, und es stimmt damit überein die Angabe namhafter Beobachter, dass die Flatheads in der That keinen Mangel an Intelligenz wahrnehmen lassen.*

Herr Friedel machte vorläufige Mittheilungen über

Paläolithische Flintwerkzeuge aus dem Haveldiluvium zwischen Potsdam und Brandenburg.

„Längst schon sind aus der Niederung des Havelflusses zumal zwischen Potsdam und Brandenburg und insbesondere von da, wo der Strom sich sein Bette in denjenigen Ablagerungen ausgehöhlt hat, welche einer Periode angehören, als die hydrographischen Verhältnisse von denen der geschichtlichen Zeit sehr verschieden waren, Funde von Knochen der Thiere bekannt, welche damals unser Vaterland bevölkerten und von welchen das Elch, das wilde Pferd, der Ur, der Wisent, das Mammuth und das Nashorn die bekanntesten sind. Zahlreiche Funde, namentlich vom Mammuth, sind von dem verstorbenen Director von Klöden sorgfältig aufgezeichnet worden; Belagstücke zeigt das Berliner Museum.“)

Neu, aber durchaus nicht überraschend ist es, dass in den ungestörten Kies-, Lehm- und Thon-Ablagerungen, in denen derartige Knochen entdeckt werden, sich auch Reste menschlicher Cultur von völlig gleichem Alter vorfinden. Ich sage: nicht überraschend, denn nachdem im ganzen westlichen Europa, anfangend von Frankreich, wo Boucher de Perthes 1841 die ersten, damals von der gesamten gelehrten Welt mit Misstrauen, ja Verachtung aufgenommenen Driftwerkzeuge in der Picardie entdeckte, die erwähnten Thierreste mit Artefacten aufgefunden worden sind, durfte man schon a priori mit einiger Berechtigung ein ähnliches Ergebniss auch bei uns erhoffen, wo namentlich der Elephant ein ziemlich gewöhnliches Thier gewesen zu sein scheint.**) Allein man interessirt sich, wie es scheint, bei uns in weiteren Kreisen für die Merkmale der ältesten Vorgeschichte bei Weitem noch nicht so lebhaft, wie es sein sollte und wie es in Frankreich, England, Skandinavien, der Schweiz, theilweise selbst in Italien, Spanien und Portugal der Fall ist; es existirt in unseren Museen zur Zeit noch nicht ein einziges paläolithisches Werkzeug, und da nur Derjenige über die paläolithischen Artefacte ein sicheres Urtheil gewinnen kann, der sie nicht bloss aus Abbildungen kennt, sondern in ihren Lagerstätten gesehen und in der Hand gehabt, oder doch mindestens in einem Museum betrachtet hat, so ist man bei uns zur Zeit noch gezwungen, weite mit Opfern verknüpfte Reisen zu unter-

*) Dr. G. Berendt: Die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, insbesondere der Umgegend von Potsdam. Berlin 1863. — Ueber derartige Knochenfunde aus dem Kreuzberg bei Berlin vgl. Lyell: Antiquity of Man, Kap. 9.

**) Die frühere Ansicht, dass die im Diluvium Deutschlands gefundenen Mammuth- und Nashorn-Reste vom Meere und von fern her (Ural?) angeschwemmt und abgelagert seien, verliert immer mehr Anhänger. Einmal spricht dagegen, dass die bezüglichen diluvialen Kies-, Lehm- und Thonbetten keine Meeresconchylien, wohl aber zahlreiche Schnecken und Muscheln des Süßwassers enthalten, die mit den noch jetzt bei uns vorfindlichen Genera als Planorbis, Paludina, Bythinia, Valvata, Cyclas, Pisidium, Anodonta, vielfach sogar mit den Species übereinstimmen, und dass bei uns Ur, Wisent und Elch, deren Reste oft durchaus vermischt mit Mammuth und Nashorn hierorts vorkommen, gerade wie in anderen Theilen Europas, wo man nicht mehr zweifelt, dass dort diese Dickhäuter lebten, bis in die geschichtliche Zeit reichen. Wie jene zarten, äusserst zerbrechlichen, zum Theil noch mit der Epidermis und der Farbe versehenen Schalthiere die bei der alten Schule so beliebten Kataklismen und den Transport durch Meeresfluthen und Wellenschlag zwischen scharfem Sand, Grand und Kies auf Hunderte von Meilen ausgehalten haben sollen, bleibt jedem Malakologen unerklärt. Vollends unbegreiflich ist es, wie bei diesem angeblichen Wälzen und Schleifen beispielsweise die Wirbel vom Nashorn und Mammuth mit völlig intacter Knochenhaut und dem schönen Wachsglanz, der das Periosteum wilder Thiere kennzeichnet, erhalten werden konnten und vor Allem, wie es kommt, dass gar nicht so selten bei uns die Wirbel eines und desselben Thieres, hinreichend zur mehr oder minder vollständigen Reconstruction des Schwanzes, des Halses etc. gefunden werden, wenn diese Thiere nicht bei uns gelebt haben.

nehmen, will man überhaupt erst einmal einen dieser merkwürdigen Culturreste des Menschen zu Gesicht bekommen. Vielleicht mag bei uns entschuldigend noch hinzukommen, dass die Nachforschungen und Nachgrabungen nach diluvialen Thierknochen und gleichzeitigen Culturresten gewöhnlich ebenso kostspielig wie undankbar sind.

Für unsere vorgeschichtliche Untersuchung genügt es, wenn wir die Diluvialschichten, in denen dergleichen Reste auftreten, dem Vorgange der Engländer folgend, nach ihrer Farbe Graukies- und Rothkies-Betten (gray gravel-beds and red gravel-beds) nennen.*) In Beiden glaube ich unter völlig ungestörten Lagerungs-Verhältnissen ausser Resten paläozoischer Thiere gleichalterige Culturreste bestehend in bearbeiteten Kieseln, vielleicht auch in bearbeiteten Knochenstücken, gefunden zu haben. Meine Nachforschungen sind noch keineswegs abgeschlossen; vor der Hand begnüge ich mich, einige Funde aus dem Rothkiese und dem ihn begleitenden Diluvial-Lehm vorzulegen. Weit ausgesperrte Betrachtungen über das Leben, das Thun und Treiben des Driftvolkes, wie sie so sehr beliebt sind, werde ich nicht anknüpfen, da ich mich der Vorstellung nicht zu erwehren vermag, dass die meisten derselben zur Zeit noch verfrüht sind und mehr oder minder auf Selbsttäuschung und Trugschlüssen beruhen. Die einfachen Thatsachen ohne Raisonsnements dürften zur Zeit der Vorgeschichte am Förderlichsten sein.

Der Rothkies scheint seine Farbe Eisenhydraten zu verdanken. Die in ihm eingeschlossenen Knochen und Culturreste haben im Wesentlichen seine Färbung. Es ist dies ein gutes Kennzeichen dafür, dass die Knochen und Culturreste nicht neuerdings hineingelangt sind, auch mag die rosthraune Färbung der ganzen Ablagerung erst nachmals, d. h. nachdem sie mit den ihr eingebetteten Resten bereits zur Ruhe gekommen war, und mittels Durchdringung der Schichten durch Regen-, Schnee- und Quellwasser erfolgt sein, welche etwa Ortstein, Raseneisenstein oder ähnliche Substanzen**) auflösten, allmählig den Kies durchfilterten und durchsickerten und hierbei färbten. Der Ton der Farbe ist häufig sehr verschieden an derselben Stelle. Steine, die weich sind oder ein starkes Aufsaugungsvermögen besitzen, sind dunkler gefärbt, dünne Feuersteine stärker als dicke Feuersteine und Knochen, welche an besonders nassen Stellen (unter dem Einfluss von Quell- und Rieselwasser) lagern, stärker als solche, die zufällig an trockenen Orten stecken. Im Allgemeinen habe ich Rothkieslager noch jetzt viel nasser, als die Graukieslager gefunden, in welchen die Thierknochen sich deshalb nach meiner Wahrnehmung besser erhalten, als in dem nassen Rothkies, worin die Knochen gleichsam ausgelaugt, mürbe und morsch werden, so dass sie trotz ihrer colossalen Dicke, ähnlich den vorgeschichtlichen Urnen und Töpfen, welche man aus feuchter Erde ausbeut, leicht zerbröckeln. Schlecht erhalten zeigen sich ferner auch die Knochen aus dem Lehm. Sie sind, vielleicht, weil der Lehm fester als der Kies anschliesst, meist nicht mit Dendriten***) oder doch mit schwächer entwickelten bedeckt, als die Knochen aus dem Kiese.

In solchen Kies- und Lehmlagern, von denen ich Proben vorlege, habe ich mehrere Feuersteine, in ungestörter Lagerung in einer von 7 bis etwa 20 Fuss wechselnden Tiefe gefunden, welche eine Einwirkung von Menschenhand erfahren haben. Einzelne mögen einfache Abspässe sein, wie sie beim Zerschlagen einer grossen Feuersteinknolle abfallen, andere sind Werkzeuge gewesen.

Zwei Steinmesser sind besonders anziehend, da sie den den ältesten Steingeräthen, also den sogen. Driftwerkzeugen eigenthümlichen Typus zeigen. Ich will versuchen seine Diagnose in der Kürze zu geben.

Die Driftwerkzeuge sind im Allgemeinen grösser, schwerer und derber, als die der sogen. neolithischen Menschheitsperiode. Sie sind hier und da wohl abgerieben, mögen also mit

*) Auch der diese Kiesbetten begleitende Diluviallehm und Thon enthält Fundstücke bezeichneter Art.

**) Ortstein, ein durch Brauneisenstein verkitteter Sand, der da, wo der Sand in diesem Gemenge mehr und mehr zurücktritt, zu sogenanntem Raseneisenstein, einem sehr phosphorhaltigen Eisenerze wird. Es bilden sich diese Massen besonders in den Niederungen der Haideebene und verdanken ihre Entstehung ebenfalls dem Einflusse der Vegetabilien, welche den Eisengehalt des Sandes an ihren Wurzeln concentriren. (Nach Dr. Hermann Guthe: Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867.)

***) Dendriten sind baumartige, schwarze oder dunkelbraune Zeichnungen, die hauptsächlich von Manganoxyd herrühren.

dem sie bedeckenden Kiese durch Wasserkraft längere Zeit hin und her gerollt sein, mitunter aber auch so wohl erhalten, dass sie noch heute gebraucht werden könnten. Die Verfertiger verrathen darin eine gewisse technische Unsicherheit, dass ihre Werkzeuge meist Kaut- oder Schaalstücke sind, d. h. bedeutende Reste der äusseren Rinde des Steins an sich behalten haben, und dass sich der Künstler bei der Anfertigung des Werkzeugs mit einer gewissen Aengstlichkeit an die zufällige äussere Form des Steins anschmiegt. Dies ist in der neolithischen Zeit ungleich weniger der Fall; auch hier sind freilich fast sämmtliche rohere Werkzeuge Kantstücke, allein die Reste der stehengelassenen Rinde sind in der Regel viel kleiner als bei den paläolithischen Werkzeugen. Deutet dies schon auf eine mehr freie, ich möchte sagen, mehr künstlerische Behandlung des Steins, so documentirt sich diese noch weit deutlicher bei den feineren Steinsachen, die sich durch eine saubere Bearbeitung, durch elegante Form und durch schöne Politur auszeichnen und gewöhnlich der Blüthe der sogen. Steinzeit oder der sogen. älteren Bronzezeit zugeschrieben werden. Diese letzteren Werkzeuge sind stets aus dem Kern des Steins gearbeitet und zeigen keine Spur von der Rinde. Eine gewisse Rohheit der Cultur erscheint ferner darin, dass man häufig fehlerhafte oder solche Stücke benutzt hat, in denen Echiniten, Belemniten und Ammoniten, Terebrateln, Muscheln, Schnecken und andere Versteinerungen vorkommen, was in der neolithischen Zeit wohl auch hier und da, jedoch im Ganzen weit seltener der Fall ist, vielleicht weil man wusste, dass dergleichen Vorkommnisse den Hieb oft unsicher machen.

Nur die sogen. Feuersteinspäthne, welche durch die ganze Menschenzeit vom Diluvium bis ins Eisenalter reichen und die zum Theil zum Schaben und Schneiden gedient haben mögen, zeigen eine gewisse Uebereinstimmung, die ein genauer Beobachter gleichwohl nicht eine vollständige nennen wird; dagegen ist die Art, wie die etwas künstlicheren Driftwerkzeuge, d. h. diejenigen, welche nicht als blosse Späthne oder Splitter erscheinen, bearbeitet sind, sehr wesentlich von der der neolithischen verschieden. Die Schlagmarken zeigen, dass das Driftwerkzeug durch viel heftigere Hiebe zugerichtet, die Steinmasse in grösseren Fragmenten abgesprengt und tiefer angegriffen wurde. Folgeweise zeigen die neolithischen Werkzeuge viel mehr Uebereinstimmung als die Driftwerkzeuge, die letzteren dagegen oft wunderbar verschiedene und verzerrte Formen, weil der Künstler den Stein weniger in der Gewalt hatte und oft gezwungen wurde, wie es scheint, von seinem ursprünglichen Plane abzuweichen. Vielleicht sind die Werkzeuge, mit welchen man die Driftsachen zubereitete, anders gestaltet, vielleicht anders gehandhabt worden; die Schlagmarken der neolithischen sind viel kürzer und muscheliger, die der Driftwerkzeuge länger und spalttriger. Vielleicht verstand man in der neolithischen Zeit besser den Flintstein vor der Bearbeitung chemisch zu präpariren, etwa sei es durch Eingraben in feuchte Erde, wo man ihn dem Muttergestein, der Kreide, die gewöhnlich feucht ist, nicht unmittelbar entnehmen konnte, sei es durch Einwässern, sei es durch allmähliges Erhitzen und langsames Abkühlen, wodurch dem Feuerstein ein Theil seiner glasartigen Sprödigkeit genommen zu werden scheint. Ich habe, um dies festzustellen, Feuersteine zerschlagen, welche ich aus der natürlichen Kreide, oder aus feuchter Erde, oder aus trockenem Sande, oder von der freien Oberfläche, oder aus dem Wasser entnehmen, oder im Wasser gekocht, oder schnell erhitzt und schnell abgekühlt, oder endlich langsam erhitzt und langsam abgekühlt hatte, und habe bemerkt, dass die selbigergestalt verschiedenartig vorbereiteten Steine beim Zerschlagen auch verschiedene Bruchflächen, verschiedene Sprünge und Risse, verschiedene Splitter zeigten.*) Endlich scheint man es in der Driftzeit viel weniger Schäfte, Griffe und andere Zuthaten aus Horn, Holz oder Knochen, als dies später geschah, an die Steinwerkzeuge gefügt und diese wenn möglich gleich so gross und massiv aus einem Stück hergestellt zu haben, dass man sie ohne Weiteres gebrauchen konnte.

Trotz der erwähnten relativ reberen Technik müssen diese plumpen Werkzeuge den einfachen Bedürfnissen der Urmenschen genügt und in Verbindung mit vermuthlich entsprechendem Knochen- und Holzgeräthen für den damals gewiss harten Kampf um das Dasein ausgerichtet haben, was um so bewundernswürdiger erscheint, als der Nordeuropäer zu einer Zeit, wo er bereits viel vollkommene und wirksamere Werkzeuge besass, mit einer weniger unfreundlichen

*) Möglich, dass fertiges Erhitzen und Abkühlen bei einem so empfänglichen Stein wie der Flint ist, die Lagerung und Gruppierung der Moleküle und damit das Widerstandvermögen der ganzen Masse ändert.

Natur und vor Allem mit im Allgemeinen schon etwas kleineren und schwächeren Thiergattungen (denn Nashorn, Mammuth, Löwe und Tiger waren bereits verschwunden oder verdrängt) zu kämpfen hatte.

Die beiden erwähnten Werkzeuge sind unter den von mir bisher entleckten die charakteristischsten. Das eine scheint eine Art von Messer vorgestellt zu haben, welches nicht ganz vollständig erhalten ist. Die Schneide dürfte nämlich sehr dünn und zerbrechlich gewesen sein, ist deshalb jetzt schartig und ausgebrochen; jedoch ist das Werkzeug bereits in diesem Zustande in den Kies eingebettet worden. Es besteht aus einem lichten Schalstück und steckt mehr als zur Hälfte noch in der Rinde.

Besser erhalten (und auch wohl Jenaand, der noch nie ein Driftwerkzeug in der Hand gehalten hat, auffallend), ist der andere Feuerstein. Oberflächlich betrachtet scheint es nur eine kräftige Lanzenapitze gewesen zu sein. Ich halte ihn jedoch ebenfalls für ein fertiges, ohne weitere Zuthat gebrauchtes Messer, weil er nur auf einer Seite zugeschärft, auf der anderen keine Schneide zeigt, vielmehr fast einen kleinen Finger dick ist, während wirkliche Lanzenspitzen zwei Schneiden führen. Ausserdem hat man unten ein Stück des natürlichen Steins absichtlich stehen lassen, so zwar, dass es einen ganz zweckmässigen Griff bildet, welcher fest in der Hand liegt. Von der Spitze ist beim Ausgraben ein unbedeutendes Stückchen abgebrochen, im Uebrigen ist die etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll lange Schneide nur unbedeutend beschädigt und noch heute brauchbar. Es stimmen zwar unter den Driftwerkzeugen, wie bei der erwähnten rohen Technik zu erwarten, selten zwei ganz überein, indessen ähnelt das Messer B denen aus den postpliocenen Kiesgruben so auffallend, dass, wenn man es unter eine grössere Anzahl französischer Driftmesser legte, es wohl kaum möglich wäre zu unterscheiden, um es scherzhaft auszudrücken, welches einem Mammuthjäger von den Ufern der Somme oder der Havel gehört habe. Die Arbeiter in den Kiesgruben von Amiens haben in diesen Messern eine Aehnlichkeit mit der Form einer Katzenzunge gefunden und nennen sie deshalb *langue de chat*. Um das Innere des Steins zu zeigen, ist das letzterwähnte Messer bald nach der Auffindung und als es noch von der Feuchtigkeit des Bodens durchdrungen war, in der Queraxe durchgeschlagen worden. Der Hieb ist vorzüglich gelungen, so dass kein Splitterchen abgeplatzt ist, sicherlich nur deshalb, weil der Stein noch noch feucht war. Die Bruchfläche ist beachtenswerth, sie ist matt, während die Bruchfläche trockener Feuersteine glänzend ist. Der an sich glasige Feuerstein ist etwas erdig geworden. Beide Werkzeuge sind tief von Eisenoxydhydrat imprägnirt. Beides, die innere Strukturveränderung des Steins und die energische Färbung, sind gute Zeichen des enormen Alters der Werkzeuge. Man hat in der Gegend von Boulogne sur Mer und Amiens diese Driftwerkzeuge nachgemacht, da die reisenden Engländer für sie unglaubliche Preise zahlen, allein die beiden erwähnten Kennzeichen lassen sich nicht nachmachen, sie erfordern Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende. Ein Durchschlagen würde jedes verdächtige Driftwerkzeug sofort entlarven.

Was schliesslich das Alter der Werkzeuge betrifft, so versucht man in der langen Periode, die man als Diluvial- oder Postpliocen-Zeit zu bezeichnen pflegt, bereits zwei Abschnitte, eine jüngere und ältere Epoche, zu unterscheiden. Die jüngere wird als die sog. Rennthier-Epoche bezeichnet; ihre Reste werden vornehmlich in Felshöhlen gefunden, unter denen die südfranzösischen eine grosse Berühmtheit erlangt haben. Die ältere Epoche, deren Culturreste in der That von der jüngeren theilweise auffallend verschieden sind, wird als die sogen. Driftzeit bezeichnet und soll bis an die jüngsten Tertiärschichten hinabreichen^{*)}, in welchen man bekanntlich ebenfalls schon Spuren menschlicher Thätigkeit entdeckt haben will.

^{*)} Ueber die Rennthier-Epoche, die Funde von Aurignac, Tarascon, Perigord u. s. f. vergl. Archiv für Anthropologie, Bd. III 1868—69. Sir John Lubbock bemerkt (1868) über den Höhlenmenschen: „These cavemen were very ingenious and excellent workers in flint, but though their bone pins etc are beautifully polished, this is never the case with their flint weapons. — On the whole these remains probably belong to an epoch somewhat less ancient than the implements of the St. Acheul gravels.“ Ueber die Driftzeit bemerkt derselbe: „The antiquities referable to this period are usually found in beds of gravel and loam, or, as it is technically called „loess“, extending along our valleys, and reaching sometimes to a height of 200 feet above the present waterlevel. These beds were deposited by the existing rivers, which then ran in the same directions as at present and drained the same areas. In each river-valley they contain fragments of those rocks only which occur in the area drained by the river itself.“ — Die besten mir bekannten Abbildungen von Driftwerkzeugen in natürlicher Grösse giebt Lubbock in seiner Uebersetzung von Nilsson's Stelnalter, London 1868, p. XVII. u. XIX.

Theile von Gerippen dieses Driftvolks sind bis jetzt äusserst spärlich vorhanden; auch werden die wenigen bezüglichen Skelettreste noch von manchen Gelehrten angezweifelt. Diesem Driftvolk würden die von mir beschriebenen Artefacte angehören. Ob überhaupt ein einzelnes speciell so zu nennendes Driftvolk existirt hat, oder ob nicht die Driftwerkzeuge vielmehr eine allgemeine Culturstufe kennzeichnen, auf der zu einer gewissen Zeit die gesammte Bevölkerung nach anthropologischen und psychologischen Gesetzen stehen musste, das sind Fragen, die sich dem Forscher aufdrängen, deren Entscheidung aber vor der Hand noch ausstehen muss.

Sollte diese kleine Mittheilung, deren Dürftigkeit ich zu entschuldigen bitte und die nichts weniger denn apodictische Urtheile involviren soll, andere Freunde der Vorgeschichte zu weiteren Nachforschungen anregen, so würde ich mir erlauben, die Aufmerksamkeit auf die vielen Ziegeleien in unserer Nähe zu richten, den an Ort und Stelle gefundenen Diluvialthon, der gewöhnlich mit Kies- oder Lehmbetten vergesellschaftet ist, zu verarbeiten. Hier lassen sich Untersuchungen mit dem geringsten Geld- und Zeitaufwande vornehmen; auch habe ich die Besitzer bisher immer zugänglich und gefällig gefunden.

Sitzung vom 12. Februar 1870.

Vorsitzender: Herr Virchow.

Der Vorsitzende macht Anzeige von einer Mittheilung der Anthropological Society, wonach dieselbe ihre Schriften als Geschenk überreichen wird.

Herr v. Dücker übersendet zwei bei Saarow und Storkow gefundene Steinäxte, deren Material Hr. Beyrich für ein Gemisch von Feldspath, Quarz, Glimmer und Hornblende (Hornblendengneiss) erklärt, wie dasselbe sich in nordischen Diluvialgeschieben öfter vorfindet.

Herr Kunth berichtet über vorgelegte Mammothfragmente, die in den Rollbergen bei Berlin gefunden wurden.

Hr. Virchow spricht

Ueber Rennthierfunde in Norddeutschland.

Die bis jetzt in Norddeutschland nachweisbaren Rennthierfunde lassen sich dem Vorkommen nach in drei Kategorien theilen: 1) diejenigen, welche in Torfmooren gemacht worden, zugleich diejenigen, welche immer am besten erhalten sind; 2) diejenigen, welche der Angabe nach in Mergelschichten entdeckt sind und endlich 3) die bis jetzt noch verhältnissmässig wenig bekannt gewordenen Höhlenfunde.

Die grösste Ausbeute, welche bis jetzt überhaupt in irgend einem norddeutschen Gebiete erreicht worden ist, befindet sich im Alterthumsmuseum zu Schwerin vereinigt, wo schon seit einer Reihe von Jahren zwei sehr verdiente Forscher, die Herren Boll und Lisch diesem wichtigen Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Es sind darunter namentlich viele Geweihe. Ein grosser Theil dieser Funde, für welche Herr Lisch (Mecklenb. Jahrb. 1864. Bd. 29, S. 282) vor mehreren Jahren schon 20 verschiedene Fundorte angeben konnte, ist in Torfmooren gemacht.

Auf preussischem Boden ist bisher verhältnissmässig wenig hierher Einschlagendes bekannt geworden. Ich habe am 19. October v. J. in der Gesellschaft naturforschender Freunde (Sitzungsbericht 1869, S. 31) das erste Rennthiergeweih, das aufzutreiben mir gelungen ist, vorgelegt, und ich habe es hier noch einmal mitgebracht, da es in der That der Grösse und Ausbildung wegen ein besonders interessantes Stück darstellt. Es ist, obwohl unvollständig, 1,25 Mtr. lang; die Stange hat durchschnittlich 14—15 Cent. im Umfange, die Schaufel 9—10 Cent. Breite; an letzterer sitzen noch 2 Zacken, von denen der eine, gut erhalten 10 Cent. lang ist. Leider ist die Stange beim Ausgraben in der Mitte zerstoßen worden. Trotz dieser Verletzungen erscheint es als ein sehr entwickeltes Geweih, ngleich grösser als Alles, was in unseren Sammlungen an Rennthiergeweihen vorhanden ist. Ich fand es zufällig auf einer meiner antiquarischen Reisen bei einem pommerschen Gutsbesitzer, Herrn Mercker zu Woltersdorf bei Freienwalde i. P., der es mir bereitwillig überliess. Bei weiterer Nachforschung stellte es sich heraus, dass es bei Mellenu in der Nähe von Boitzenburg in der Uckermark ausgegraben war, und zwar 4 Fuss tief in einem kleinen modrigen Bruch, in welchem ausserdem Birken, Eisen und einzelne Eichen

versenkt waren.*) Das Geweih soll unmittelbar über einer schwachen Kalkschicht gelegen haben, welche dem alten Seeboden zu entsprechen scheint. Bis jetzt hat sich in Beziehung auf den Untergrund noch nichts weiter ermitteln lassen; beim Ausgraben selbst hatte man der Schichtung keine Aufmerksamkeit zugewendet. Vielleicht wird sich nachträglich durch Grabungen feststellen lassen, ob in den tieferen Lagen dieses Moores arctische Vegetation vorkommt.

Ich hatte bei Mittheilung dieses Falles in der Gesellschaft der naturforschenden Freunde darauf aufmerksam gemacht, dass ein paar ältere Notizen vorhanden seien, welche auf das Vorkommen von Rennthieren in unseren Gauen hinweisen. Schreher^{*)} hat nämlich vor längerer Zeit angegeben, dass bei Baruth in der Lausitz in derselben Lage mit Sumpfeisenerz Geweihe vorkämen, welche Rennthieren von mächtiger Grösse anzugehören scheinen; dann hat Hensel^{**)} bei der Beschreibung der älteren Fauna Schlesiens angegeben, dass einzelne Geweih-Fragmente gefunden seien, welche wahrscheinlich dem Rennthier angehörten. Hr. Göppert glaubt, dass in der Nähe von Sprottaw in einer Mergelgrube bei Witgendorf ausser einem Löwenzahne Rennthierreste ausgegraben seien.

Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, weitere Thatssachen zu sammeln, welche darthun, dass offenbar viel häufiger derartige Funde bei uns vorkommen müssen, als man nach dem bisherigen Schweigen irgend annehmen durfte. Zunächst erhielt ich durch die Güte des Hrn. Fürstenberg in Eldena die Notiz, dass Hr. Oberförster Seeling in Bornstüben bei Morgenstern (Hinterpommern) an den Forstmeister Wiese in Greifswald Theile eines Rennthiergeweihs geschickt habe, welche sich gegenwärtig auf dem zoologischen Museum daselbst befinden. Hr. Seeling hat auf mein Ersuchen mir dann eine weitere Nachricht zugehen lassen, wonach schon vor 12 bis 15 Jahren in der Nähe des Gutes Golzow im Kreise Karchaus im alten Pomerellen, dicht an der Bütower Grenze, ein Thiergerippe im Mergellager ausgegraben sei. Er begab sich damals alsbald selbst an Ort und Stelle und fand, dass mehrere mit Auswerfen von Mergel in einem Bruche, das jedenfalls in der Vorzeit ein See gewesen war, beschäftigte Arbeiter, ein Skelet herausbefördert hatten, welches jedoch schon so mürbe war, dass die meisten Theile zerfielen; nur die unteren, tiefer gelegenen Theile waren noch etwas fester und er erhielt die eine Stange des Geweihs, welche er nach Greifswald geschenkt hat. Das Mergellager war 8—10' mächtig, und hat das Thier, wie er meint, „beim Fliehen über das damals wohl noch weiche durchbrüchige Moor“ seinen Tod gefunden.

Ich habe mich darauf an Hrn. Prof. Münster in Greifswald, den Vorstand des zoologischen Museums, wegen weiterer Mittheilungen gewendet. Derselbe giebt an, dass verschiedene, wahrscheinlich dem Rennthiere angehörige Geweihstücke sich im zoologischen Museum befinden, insbesondere ein grösseres, welches aus Gölzow bei Kammin in Pommern herstamme, wo es beim Graben von Gartenerde gefunden worden sei. Er hat eine kleine Beschreibung davon im Briefe gegeben, woraus allerdings hervorgeht, dass es sich um ein mächtiges Geweih handelt, welches nach der Zeichnung unzweifelhaft einem Rennthiere angehört. Dasselbe ist an beiden Enden unvollständig, jedoch 1,07 Met. lang; die Stange hat unten zwischen Augen- und Eissprosse 17, höher hinauf 19 Cent. Umfang. Die Eissprosse ist 37 Cent. lang, obwohl gleichfalls unvollständig; ihr schaufelförmiges Ende trägt 3 Seitenzacken. Hr. Münster ist im Zweifel, ob andere Stücke des Museums dem irischen Riesenhirsche oder dem Rennthiere angehören; er ist zur Annahme des ersteren geneigt. Mir ist indess nicht bekannt, dass positiv sichere Ueberreste dieses Thieres in Deutschland gefunden worden sind, und es wäre recht wohl denkbar, dass auch diese Stücke den Rennthierfunden zuzurechnen sind.

Weiterhin haben die Herren Professoren August Müller und v. Wittich in Königsberg mir Mittheilungen zugehen lassen, wonach sich herausstellt, dass in letzter Zeit in der Provinz Preussen an verschiedenen Stellen Rennthiergeweihe gefunden worden sind. Zur Zeit als Hr. v. Baer seine Schrift: *De fossilibus mammalium reliquiis in Prussia, Regiom. 1823.* veröffentlichte, war noch kein Specimen bekannt; das älteste der jetzt veröffentlichten ist vom Jahre

*) Graf Arnim-Boitzenburg hat mir seitdem mitgetheilt, dass das ganze Gebiet noch bis vor 20 Jahren Wald gewesen und erst damals urbar gemacht worden ist.

**) Schreher, *Säugethiere* V. 1, S. 1041

**) Denkschriften zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Schlesischen Gesellschaft. Breslau 1853. S. 245.

1848, die anderen stammen sämmtlich aus den letzten Jahren. Indess geben daraus doch schon 6 verschiedene Fundorte hervor. Ich stelle dieselben kurz zusammen:

1) Die älteste Nachricht steht in dem 3. Berichte des Vereins für die Fauna Preussens in den Neuen Preussischen Provinzialblättern, 1848. Bd. V., S. 385. Es wird dasselbst über das halbe Geweih eines Rennthieres berichtet, welches 1² Fuss tief in einer Mergelgrube bei Brilgenbeil gefunden worden ist. Hr. A. Müller vermuthet, dass das Exemplar sich im zoologischen Museum befinden dürfte.

2) Ein in einer Mergelgrube bei Dulzen in der Nähe von Pr. Eylau gefundenes, sehr gut erhaltenes, natürlich abgeworrenes Geweih, welches dem anatomischen Museum gehört, hat Hr. Müller früher erwähnt. (Die Provinz Preussen. Festgabe für die Mitglieder der XXIV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Königsberg in Pr. S. 147.)

3) Dieselbe Sammlung besitzt ein anderes, noch grösseres, jedoch unvollständiges Geweih, welches bei Germau in Sanland im Torf gefunden ist.

4) Das zoologische Museum enthält ein ziemlich kräftiges Bruchstück eines Geweibes, welches 5 Fuss tief (3' Moor und 2' Wiesenmergel) auf dem Gute Emilianhof bei Rosenberg in Westpreussen ausgegraben wurde.

5) und 6) Die Alterthumssammlung hat folgende 2 Stücke: Journal p. 4. Nr. 37 eingesandt April 1869 ein wohlerhaltenes Rennthiergeweih, gefunden in Grumbkowkeiten von Ober-Antmann Heydenreich auf Grumbkowkeiten bei Stallupönen.

Journal p. 31. No. 145 eingesandt 24. September 1869 ein Fragment eines Rennthiergeweibes gefunden beim Mergelgraben 5 bis 6 Fuss tief in Brasnicken bei Preul von Herrn Rauschnig. Geschenk des Dr. med. Castell.

Es ergiebt sich demnach ein grosses, von der Elbe bis zum Niemen reichendes Gebiet für die Torf- und Mergelfunde Norddeutschlands. Mecklenburg, die Mark und Lausitz, Pommern, West- und Ost-Preussen sind vertreten. Daran schliessen sich die russischen Länder an, über welche Hr. Brandt (Zoogeographische und paläontologische Beiträge. St. Petersburg 1867, S. 38) berichtet.

Was nun die Höhlenfunde betrifft, so haben wir schon ältere Nachrichten von ganz besonderem Interesse über eine westphälische Höhle, die von Balve, in der Nähe von Altena. Nach Akten, die mir vorgelegen haben, sind schon im Jahre 1845 bei Untersuchungen, welche Seitens des Rheinischen Oberbergamtes, namentlich des Herrn v. Dechen veranstaltet wurden, allerlei Thierüberreste gefunden worden und darunter auch Rennthierüberreste. Auch einige Menschenknochen wurden ausgegraben. Hr. Nöggerath hat späterhin weiter darüber berichtet*). Schon aus dem damaligen Berichte ist für diese Höhle etwas besonders Interessantes hervorgegangen, in dem nemlich festgestellt wurde, dass auch solche Thierknochen, insbesondere Hirschgeweihe und Rippen von Ochsen gefunden waren, welche unzweifelhaft Spuren menschlicher Bearbeitung zeigten. Die Hirschgeweihe waren eingeschnitten, durchbohrt, polirt u. s. w. Ich habe durch Zufall gerade in den letzten Tagen durch die Güte des Hrn. Apotheker v. d. Mark zu Hamm ein paar andere Stücke zur Ansicht bekommen, welche aus derselben Höhle stammen, zunächst einem gehauenen Stein, dessen Schlagmarken überaus evident sind, sodann den Boden eines gebrannten Thon-Gefässes, von welchem seinem mehr modernen Habitus nach wohl nicht anzunehmen ist, dass er derselben Schicht angehört, endlich noch ein drittes kleines Fragment von schwarzem rohen Thon, welches aus einer roheren Masse besteht. Die Sachen sind bis jetzt meines Wissens noch nicht recht übersichtlich; auch ist es möglich, dass noch genauere Funde gemacht worden sind, was mir indess nicht bekannt ist. Ich wollte nur die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenken, weil allerdings eine nähere Beziehung der einzelnen Gegenstände zu einander vorhanden ist, als sich bisher an irgend einer anderen Stelle gezeigt hat. Denn kein Torf- oder Mergelfund hat irgend etwas ergeben, was Spuren menschlicher Bearbeitung dargeben hätte.

Ganz aus der Nähe der Balver Höhle nun hat im Herbst v. J. Hr. v. Dücker Sachen mitgebracht, welche er in der Krusensteiner Höhle bei Rüdighausen und in deren nächster Umgebung gefunden hatte; unter diesen befand sich eine Reihe von Geweihstücken, die nach dem Aussehen vollkommen den Eindruck von jungen Rennthiergeweihen machten, die sich jedoch damb

*) Archiv für Mineralogie, Geologie, Bergbau und Hüttenkunde von Karsten und v. Dechen. 1846. Bd. 20, S. 328, 341.

nicht genauer bestimmen liessen, weil unsere Sammlungen keine parallelen Stücke besassen. Die Mehrzahl von ihnen war etwa 10—14 Cent. lang; der Umfang des Stammes betrug nur 5—6 Cent. Durch die Güte des Hrn. Hilgendorf in Hamburg ist mir seitdem eine Reihe jugendlicher Rennthiergeweihe zugesandt worden. Nach einer Vergleichung beider kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass es sich in der That um Rennthierknochen handelt. Nahezu ein Stück ist meiner Meinung nach in hohem Grade bezeichnend, sowohl in Beziehung auf die stark nach rückwärts gehende Richtung des Hauptastes, als auch in Beziehung auf den Winkel, in welchem die Augensprosse und Eissprosse angesetzt sind.

An nicht wenigen der Krusensteiner Knochen finden sich Zeichen unzweifelhafter Benägung, zum Theil in grosser Ausdehnung. Nur an einem Punkte kann es etwas zweifelhaft sein, ob nur die Einwirkung von Zähnen vorliegt. Wenn man das Geweihestück schräg gegen das Licht hält, so sieht man eine Reihe paralleler, schräg stehender Linien, von welchen man glauben könnte, dass sie durch irgend ein Instrument erzeugt worden wären. Indess die Regelmässigkeit derselben möchte gerade darauf hindeuten, dass es Nagelinien seien, hervorgebracht durch scharfe Zahnschneiden.

Sonderbarerweise gehören sämmtliche Stücke, welche Hr. v. Dücker mitgebracht hat, der Grösse nach ziemlich zusammen; keines war darunter, welches einem älteren Thiere angehört zu haben scheint. Er berichtet darüber: „Ich fand die Rennthiergeweihe am 12. October v. J. in einer steil aufsteigenden schmalen Kluft des devonischen Kalkfelsens am rechten Gehänge des Hönethales bei Klusenstein unfern Rüdinghausen im Kreise Iserlohn in Westfalen. Die Kluft steigt mit einer offenen Seite aus dem Thalgrunde so steil auf, dass man annehmen muss, der Fluss, die Hönne, habe durch Unterspülung noch ein Felsstück zum Absturz gebracht, seitdem die Geweihe darin deponirt wurden, denn die Steilheit derselben ist jetzt zu gross, als dass die ursprüngliche Deposition darin geschehen konnte. Die Stücke, deren ich an 100 während einer Stunde sammelte, lagen in trockenem, scharfkantigem Kalksteinschnitt. Alle Stücke sind sehr dünn und wahrscheinlich von jungen Individuen; alle sind zu Bruchstücken von 2—4 Zoll Länge zerschlagen und eigenthümlich beklopft oder benagt. Von anderen Thierresten wurde nur sehr wenig damit zusammengefunden. Dicht über der betreffenden Felskluft liegt eine kleine, jetzt schwer zugängliche Höhle, die Ziegenhöhle genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat in derselben eine menschliche Familie gewohnt, welche die Rennthiere hegte und deren Geweihe vorzugsweise in die Kluft warf. Das ganze Vorkommen ist nicht anders zu erklären. Spuren menschlicher Thätigkeit sind an einigen Stücken mit Bestimmtheit zu erkennen. Ein zerschlagener Rennthierknochen wurde in selbiger Kluft gefunden, das untere Ende des linken Hinterschlenkelknochens. In nächster Nachbarschaft der Felskluft sammelte ich in einer Felsnische die Reste eines menschlichen Skeletes.“

Ich bin nicht ganz sicher, ob die letzten Auffassungen schon jetzt vollkommen anzuerkennen sind. Sehr merkwürdig ist die Sache jedenfalls, indess habe ich mich nicht überzeugen können, dass an den Rennthierknochen mit Sicherheit etwas festzustellen war, was auf menschliche Thätigkeit hindeutete. Die Nagespuren können sehr wohl von Thieren herrühren; es ist sogar wahrscheinlich, wenn man die Kleinheit der Eindrücke und die Schärfe der Begrenzungen in's Auge fasst, welche diese Nagespuren hinterlassen haben. Sie sprechen für viel mehr spitzige Zähne, als der Mensch besitzt. Auch ist es nicht nothwendig, die Existenz der Bruchstücke auf Zerschlagen durch Menschen zu beziehen, da keine Zeichen von instrumentaler Einwirkung vorhanden sind.

Von dem in der Nähe gefundenen menschlichen Skelet habe ich die Ueberzeugung, dass es nicht aus dieser Periode stammt; es macht einen mehr moderuen Eindruck. Auch ist es unter Verhältnissen gefunden worden, welche nicht einen notwendigen Zusammenhang mit jenen Knochen darthun. Trotzdem ist der Fund geeignet, diesem Gegenstande eine grössere Aufmerksamkeit zuzuführen, und es wäre möglich, dass er dazu beitragen könnte, auch auf unserem Boden parallele Funde mit denen, wie sie in Süddeutschland und Frankreich gemacht worden sind, herbeizuführen.

Ueerblicken wir diese immer noch sehr fragmentarischen Thatsachen, so erscheint das Vorkommen von Rennthierknochen in Mergelschichten, soweit ich es beurtheilen kann, am wenigsten geeignet, einen sicheren Anhalt zu geben. Offenbar ist es in der Mehrzahl der Fälle zweifelhaft, ob die Thiere an der Stelle gelebt haben, wo man ihre Ueberreste gefunden hat. Wenn man sich vorstellt, dass während der Eiszeit eine Bewegung von Eisblöcken über das deutsche

Meer stattgefunden hat, so ist klar, dass manches angeschwemmt sein kann. Anders verhält es sich mit den Torf- und Höhlenfunden, denen man gewiss eine grosse Bedeutung zuschreiben muss. Sie beweisen meiner Meinung nach mit Bestimmtheit, dass das Rennthier wirklich in Norddeutschland gelebt hat, und es ist nach dem Höhlenfunde mindestens sehr wahrscheinlich, dass es ein Zeitgenosse des Menschen war."

Hr. Beyrich macht darauf aufmerksam, dass eine ansehnliche Menge von Knochen aus Balve sich in der Sammlung der Bergakademie befindet. Sie sind nie genauer untersucht worden. Er erinnert sich nicht, ob Renntierreste dabei sind, wohl aber, dass sehr verschiedenartige Dinge darunter waren, Knochenreste von Bären u. s. w. Nach oben hin befand sich ein Gemisch von jüngeren Sachen, welche sich als einer späteren Zeit angehörig erkennen liessen. Es hatten damals die Resultate der Grabungen ein geringes Interesse, weil man nicht auseinanderhalten verstand, was jung und was alt war

Hr. Günther berichtet, dass eine reiche Sammlung von Gegenständen aus den Kalkschichten des Hönne-Thales im Besitze des Hrn. Apotheker Schnitz zu Letmathe sich befindet. -

Herr Hartmann überreichte der Gesellschaft als Geschenk den zweiten Band der *Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris* und machte auf den bekannten darin enthaltenen Aufsatz P. Broca's über Anstellung anthropologischer Untersuchungen aufmerksam. Er übergab ferner zwei ihm vom norddeutschen Viceconsul für Aegypten, Herrn Dr. Nerenz, zur Verfügung gestellte orientalische Manuscriptwerke, deren eines in arabischer, eines in amharischer Sprache abgefasst ist. Er verlas sodann briefliche Mittheilungen des Herrn Jeitteles (St. Pölten) über dessen Pfahlbaufunde in Mähren. -

Freiherr von Ledebur trug darauf vor

Ueber die meisselartigen Bronze-Werkzeuge der vaterländischen Alterthumskunde.

„Es liegt hier aus der reichhaltigen Sammlung der hiesigen königl. Museen eine Reihenfolge von Werkzeugen vor, die, so mannigfaltig an Form und Grösse sie auch sind, nicht desto weniger zu einer und derselben Klasse von Alterthümern gehören, und eine nicht unwichtige Stellung in der gesammten heimatlichen Archäologie einnehmen.

Frägt man zunächst nach dem Namen dieser Werkzeuge und vernimmt man die zahlreichen Deutungen und Bezeichnungen, die man ihnen beigelegt hat, so berührt man sofort eine der schwächsten Seiten unserer Alterthumskunde, welche beweiset, dass dieselbe noch sehr in der Kindheit ruht. Der Mangel einer feststehenden Terminologie, einer übersichtlichen Nomenclatur auf diesem Gebiete ist gross in Deutschland, auch oft und schmerzlich empfunden worden. Vielfache Anregungen zur Beseitigung dieses Mangels sind seitens des Gesamt-Vereine der etwa 60 verschiedenen deutschen Geschichte- und Alterthums-Vereine seit fast 20 Jahren gegeben - und doch sind wir noch nicht einmal dahin gelangt, eine alphabetisch geordnete Uebersicht aller in der heimatlichen Alterthumskunde in einer sehr umfangreichen Literatur vorgekommenen Bezeichnungen zu besitzen mit Hinweisung auf die Tausende von Autoren und dem Sinne, in welchem sie sich der oft in Widerspruch stehenden Bezeichnungen bedienen. Eine solche Vorarbeit wäre nöthig, um, womöglich auf Abbildungen gestützt, zahllose Missverständnisse und Verwechslungen zu vermeiden

Bei zweifelhaften oder verschiedenartig gedeuteten Gegenständen vermeide man doch möglichst bestimmte Gebrauchs-Bezeichnungen, wenn der Gebrauch selbst noch problematisch ist. In dieser Beziehung ist besonders bei der hier zur Anschauung gebrachten Klasse von Alterthümern, der man wenigstens 20 verschiedene Namen hat zu Theil werden lassen, gesündigt worden. Und doch könnte man diese Klasse, ohne ihrer vielleicht mannichfaltigen Gebrauchs-Bestimmung vorzugreifen, sowohl ihrer Allgemeinheit nach, als mit Berücksichtigung ihrer Formen-Übergänge, vollkommen deutlich und richtig charakterisiren, wenn man sie umschriebe als meisselartige Werkzeuge von Bronze: a) mit Schaftloch und Oehr, mit breiter, mit schmaler, mit gerader, mit halbmondförmiger Schneide; b) mit Schaftriemen, mit oder ohne Oehr, mit breiter, mit schmaler, mit gerader oder mit halbmondförmiger Schneide; c) mit Schaftrinnen, mit aufstehenden Seitenwangen u. s. w.

Ausser den zahlreichen Gebrauchsbezeichnungen, welche man diesen Werkzeugen gegeben hat, als da sind: Abbäute-Instrumente, Beil, Hobel, Meissel, Palstaf u. a. m. ist auch die ethnographische Bezeichnung Celt vielfach angewendet, wohlberechtigt in Gross-Britannien, insofern als damit nur angedeutet werden soll, dass dies Instrument in diejenige Periode falle, welche

dort keltische Beweiser hatte; aber schon bedenklich in Dänemark und mehr noch, weil der Keltomanie Verschub leistend, in Süd-Deutschland.

Dann hatte man in diesen Instrumenten bald den malleolus oder Feuerpfel der Römer, die securis missilis oder das Wurfbill des Sidenius Apellinaris, das vas futile des Terenz u. a. m. erkennen wollen; die meisten Auctoren haben sich aber dahin vereinigt, in diesem Werkzeuge die Framea des Tacitus, mithin die National-Waffe der Germanen zu erkennen. Betrachten wir daher die Stellen in des Tacitus Germania, wo der Framea gedacht wird, etwas näher.

„Ausser den grösseren Lanzen führen sie Spiesse, welche sie Frameen nennen (hastas vel ipsarum vocabulo frameas gerunt), mit schmaler und kurzer Schneide, so scharf jedoch und zum Gebrauch so handlich, dass sie mit derselben Waffe, je nach Umständen aus der Nähe sowohl als aus der Ferne kämpfen (Cap. 6). — Der Reitersmann begnügt sich mit Schild und Framea, die Fusskämpfer entsenden auch Wurfgeschosse (ibid.). — In Velksversammlungen geben sie ihre Zustimmung, indem sie die Frameen zusammenschlagen, als ehrenste Art des Beifalls gilt es, mit Waffenklang zu leben (Cap. 11). — Die Aufnahme in die Gemeinde geschieht, indem der Fürst, der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Framea schmückt; das ist ihre Toga, das die erste Ehre der Jugend, bis dahin achtet man sie dem Hause angehörig, dann der Gemeinde (Cap. 13). — Berechtigt ist das kriegerische Gefolge der Fürsten, von deren Freigebigkeit jenes Ross zu erwarten, das sie in die Schlachten tragen, jene Framea, die den blutigen Sieg erkämpfen soll (Cap. 14). — Strenge sind dert die Ehen, und von keiner Seite möchte man ihre Sitten mehr loben — Mitgift bringt nicht die Frau dem Mann, sondern der Mann der Frau — Geschenke, nicht den kleinen weiblichen Neigungen entsprechend gewählt, noch zum Schmuck der jungen Frau bestimmt, sondern Stiere, ein gezäumtes Pferd und ein Schild nebst Framea und Schwert. — Auch die Frau hinwiederum bringt dem Manne einige Waffenstücke zu. Dies, meinen sie, sei das festeste Band; dies seien geheime Heiligthümer, dies die Götter der Ehe“ (Cap. 18) Wehl bezieht sich auf diese Framea, als die Nationalwaffe der Germanen auch die Stelle, wenn Seneca (Brief 36) sagt: „Wäre ich in Parthien geboren, würde ich gleich als Kind den Bogen haben spannen, wenn in Germanien, sofort als Knabe den dünnen Speer haben schwingen können.“

Es wäre doch wunderbar, wenn unter allen den zahlreichen in Deutschland aufgefundenen Waffen, gerade diejenige sich nicht finden sollte, deren Tacitus so oft und so bestimmt bezeichnend, ja mit einem der deutschen Sprache entlehnten Namen Framea (Pfriem) erwähnt; wenn aber irgend eines dieser Waffenstücke den Forderungen entspricht, welche zusammentreffen müssen, um als Framea gelten zu können, so sind es eben diese meisselartigen Werkzeuge von Brenze.

Die in den Schaftlöchern und Schafttrinnen oftmals vorgedrungenen hölzernen Schaftreste, die nicht minder wahrgenommenen Spuren von Lederriemen, welche mittelst der Oehre befestigt, für den Kampf in der Nähe als Stoss-, in der Ferne als zurückzuziehende Wurf-Waffe geeignet waren, entsprechen durchaus der Taciteischen Beschreibung. Fragen wir weiter nach der geographischen Verbreitung eben dieser Werkzeuge, so ergibt sich allerdings, dass sie zwar keineswegs auf Deutschland sich beschränken, dass sie vielmehr über ganz Europa vertheilt zu finden sind, ja darüber hinaus bis in das nordöstliche Sibirien sich erstrecken*); allein nichts desto weniger macht sich für Deutschland, werauf wir vielleicht später eingehender zurückkommen, in quantitativer Beziehung ein so ausserordentliches numerisches Uebergewicht geltend, dass auch in diesem Umstande sich bestätigt, was Tacitus sagt, dass die Framea die Nationalwaffe der Deutschen sei. Zum Theil liesse sich ihre sonstige Verbreitung genügend durch die Wanderungen und Kriegszüge der Germanen erklären, so z. B. der Vandalen (in Andalusien) nach Spanien, wo ebenfalls diese Werkzeuge gefunden werden, und wo das Wort Framea in der spanischen Sprache sich noch erhalten hat.

Von grosser Bedeutung ist es endlich, dass gerade in Deutschland wir mehrfach auf Guss-

*) Auf dem im Sept. 1868 zu Bonn abgehaltenen internationalen Congress für Alterthumskunde und Geschichte hielt der Russische Staatsrath von Eichwaldt einen Vortrag über Tschudische Alterthümer- und Gräberfunde, unter denen sich knöcherne Nadeln zum Nähen der Rennthierfelle, Steinkeile und steinerne Lanzen zusammen mit diesen meisselartigen Brenzen mit Schaftloch, wie mit Schafttrinnen in ein und demselben Grabe gefunden haben, mithin Gegenstände beisammen, die nach der nordischen Perioden-Theorie weit aus einander liegenden Epochen angehören.

stätten und Gussformen dieser Werkzeuge, die nach den angestellten chemischen Analysen ziemlich constant 85 bis 90 pCt. Kupfer und 15 bis 10 pCt. Zinn ergeben haben, gestossen sind.

Von besonderer Erheblichkeit ist der in den zwanziger Jahren bei Pestlin zwischen Anclam und Demmin an der Peene gemachte Fund von etwa 150 dergleichen hrenzener Werkzeuge, die mit grossen Metallkuchen, aus reinem Königskupfer bestehend, also noch unlegirt mit Zinn, gefunden wurden, und von denen der grössere Theil an das Museum gelangte. So gross auch die Zahl dieser Werkzeuge ist, so findet sich doch in Form, Grösse, Verzierung etc. eine solche Mannichfaltigkeit vor, dass auch nicht ein einziges Stück dem andern so gleich ist, dass beide aus ein und derselben Form hervorgegangen sein können. Die Fabrikation muss hiernach an Ort und Stelle vor sich gegangen und, wie es scheint, mittelst irdener oder thönerner Formen, die mit vollendetem Guss ihre Zerstörung fanden, verfertigt sein.

Eine zweite Art der Herstellung geschah mittelst Giessformen, wie solche vor einigen Jahren bei Müncheberg im Lande Lebus aufgefunden und in der Versammlung des Gesamt-Vereins im September 1868 zu Erfurt vorgezeigt wurden. Drei mit ihren Flachseiten aufeinanderpassende, den Bau-Ziegelsteinen ähnelnde, feinkörnige Sandsteine oblonger Form enthielten die nach zwei Seiten hin correspondirenden hohlen Hälften des zu giessenden Körpers, zu welchem von den Seiten aus die Gusskanäle führten.

Noch eine dritte Gattung erblicken wir hier, bestehend aus einer in zwei Hälften zerfallenen Metallform. Von diesen wurde die nur in einer Hälfte bestehende unvollständige Form vor einigen Jahren zwischen Schlieben und Herzberg im Kreise Schweinitz (Regierungsbezirk Merseburg) gefunden und später von einem Bauer dem Museum geschenkt; die zweite vollständig erhaltene Gussform dieser Art ist bei Gaudenfeld im Reg.-Bez. Oppeln gefunden worden. Eine daraus hergestellte Formea von Gyps liegt bei. Stände es nun aber fest, dass eben diese meisselartigen Werkzeuge von Bronze, die zu den am meisten specifischen Kennzeichen der sogenannten Bronzeperiode gehören, wirklich die Formea darstellen, so würde damit auch das andere Problem mit Sicherheit gelöst werden, nämlich welcher Periode das Bronzezeitalter angehört: dass sie nämlich noch in diejenige Zeit falle, von der Tacitus redet; freilich in der Uebergangszeit von der Bronze zu dem Eisen, von welchem Tacitus (Cap. 6) ausdrücklich sagt: „Eisen haben sie nicht in Ueberfluss“.

Herr Virchow dankt im Namen der Gesellschaft dafür, dass ein so kundiges Mitglied ihr zugleich das Verständniss für das Museum eröffnet, und behält für eine spätere Sitzung die Gelegenheit vor, auf diese Verhältnisse zurückzukommen. Es werde namentlich interessant sein, eine Uebersicht der Fundstellen für die Gussgeräthe herzustellen. Er erinnert sich, sowohl in Kopenhagen, als in Schwerin Gussplatten gesehen zu haben.

Herr von Quast meint, es sei wesentlich, die geographischen Verhältnisse zur Klarheit zu bringen; wo und in welchen Localitäten diese Gegenstände gefunden sind. Wenn Herr von Ledebur sage, dass Deutschland vorzugsweise der Fundort dieser Dinge sei, dass sodann England, Frankreich und Spanien kommen, so wäre erst statistisch nachzuweisen, in welchem Verhältnis dies der Fall ist. Was die Einführung dieser Instrumente durch Vandalen betreffe, so scheinen doch in der Zeit, in welcher die Völkerwanderung stattgefunden hat, die reinen Bronzeinstrumente nur ausnahmsweise vorgekommen zu sein. Namentlich sei unter den altfränkischen Sachen am Rhein das Eisen doch vorherrschend gewesen, und so dürfte anzunehmen sein, dass die Vandalen, als sie dorthin gekommen, eiserne Instrumente besessen hätten. Man müsse zeigen, dass diese Dinge durch die Vandalen dorthin gekommen seien. Das Vorhandensein derselben Instrumente auch in Sibirien spreche gegen einen gemeinschaftlichen Zusammenhang.

Herr Jäger bemerkt, dass solche Gussformen auch in England vorhanden sind, es dürfte daraus wohl folgen, dass derartige Instrumente auch dort verfertigt wurden.

Herr v. Ledebur hielt die genaue Registrirung jedes einzelnen Fundes für sehr wichtig und ist damit auch bereits selbst vorgegangen. Wenn sich nun, meint er weiter, dabei herausstellte, dass diese Werkzeuge sich hauptsächlich in den Gegenden finden, in denen Germanen gelebt und in zweiter Linie dort, wohin sie gekommen, so könnten jene doch in der Zeit dorthin gelangt sein, welche der Völkerwanderung entspricht. Tacitus erklärt sich dahin, dass Eisen in Deutschland selten gewesen sei, und wenn dies der Fall, so muss statt des Eisens sich noch etwas anderes gefunden haben, und die Formea muss aus einem anderen Material gewesen sein. Man spricht allerdings auch von eisernen Spitzen, aber Werkzeuge mit eisernem

Spitzen sind nicht gefunden worden. Nach Plinius ist in Deutschland Kupfer bearbeitet worden. Nichts desto weniger ist zu Tacitus Zeit die Bronze mit Eisen verbunden gewesen; dies wird also schon gleichzeitig und überholt die Bronze. Wenn wir nun von den antiken Völkern keine Nachrichten hierüber haben, so würde doch Tacitus diesen Instrumenten keinen deutschen Namen gegeben haben, wenn er nicht eine deutsche Waffe damit gemeint hat. Herr v. Eichwaldt nimmt für den ganzen Norden Deutschlands eine Tschudische Bevölkerung an, wobei er aber entschieden zu weit zu gehen scheint; wir müssen es vorläufig dahin gestellt sein lassen, ob die erwähnten Formen Nachbildungen solcher sind, die in anderen Ländern bereits früher existirt haben (wofür jeder Anhalt fehlt) oder nicht; wir können nur sagen: „Hier in Norddeutschland finden wir sie weit häufiger als südlich von der Donau.“

Hr. Meitzen hält die Framea wesentlich für ein Jagdinstrument. Es sei nicht anzunehmen, dass ein Meißel mit Ohr, an welchem sich ein Riemen befindet, wesentlich und zuerst als Kriegsinstrument gelehret werden müsse, weil hierzu der Riemen keine Dienste geleistet haben, ja im Gegentheil hinderlich gewesen sein würde. Bei den Eskimo's finde man noch jetzt derartige mit Ohren versehene Jagdinstrumente. Diese würden dem Thiere in den Leib gestossen, man ziehe den Stab zurück, nun könne das Thier noch einige Schritte vorwärts laufen und hänge dann an der Spitze wie an einer Angel fest. Dies Instrument sei vorzugsweise bei solchen Thieren von Nutzen, die unter das Wasser tauchen wie Seehunde.

Hr. Maurer macht auf die von Weher etwa vor einem Jahre in den wissenschaftlichen Beilagen der Vossischen Zeitung gegebene Definition der Framea aufmerksam, welche sich auf einen Fund beziehe, welchem zufolge die Framea gleich geeignet zum Hieb als zum Wurf geliebt. Er spricht sich auch für die Benutzung als Beil aus und bezieht sich auf die von Nilsson gelieferte Abbildung einer noch am Stiel befestigten Bronzexte aus dem Salzwerke von Reichenhall. Von beilartigen Frameen gebe Klemm eine Abbildung in seinem Buche über Waffen und Geräthe. Diese Abbildungen liefern vielleicht den Beweis, dass nicht ein Riemen, sondern eine Kette an diesen Instrumenten sich befunden.

Nach Herrn v. Ledebur's Gegenbemerkung ist nicht diese Kette, wohl aber der Riemen gefunden. Man habe allerdings ähnliche Instrumente mit und ohne Schaft, aber das seien ganz andere Instrumente, und hierin beruhe eine der Gefahren, das Ding gleich mit einer bestimmten Bezeichnung zu versehen; wenn wir uns den Schaft anders denken, so wird es eine Stosswaffe. Man dürfe hier also nicht generalisiren, sondern müsse jene Dinge einfach für meißelartige Werkzeuge aus Bronze ohne speciellere Gebrauchsbestimmung erklären.

Hr. Hartmann erwähnt des Vorkommens eiserner, ungefähr an die heilartige Framea erinnernder Instrumente bei Ägyptern, bei verschiedenen neueren centralafrikanischen Völkern und bei Südseeinsulanern.

Nach Hrn. Jäger werden bei den malaischen Stämmen solche Meißel ganz in derselben Weise beilartig gebraucht.

Hr. v. Quast wirft noch einmal die Frage auf, ob es sicher festgestellt sei, dass die fraglichen Bronzegeräte gerade Speere sind? Er findet, dass es für eine Stosswaffe vortheilhafter ist, wenn sie vorn spitz, als wenn sie breit ist. Man müsse es daher vorläufig noch unbestimmt lassen, welcher Art die Verwendung gewesen, denn bei der Framea, wenn wir sie in der Bedeutung von Pflanz nehmen, müsse gerade die Spitze charakteristisch sein. —

Herr Erman vollendete seinen in der vorigen Sitzung begonnenen Vortrag über Aleuten und Koljuschen.

Als Geschenke wurden der Gesellschaft in der Januar- und Februarsitzung ferner überreicht: Im Namen des Herrn Crampe Urnen und Knochenfeilsitzen aus der Lausitz. *Scientific Opinion* No. 62. — Ch. Borget: *Cours d'Anthropologie appliquée à l'enseignement des Beaux Arts* Paris 1869. — Durch Herrn Virchow: *Vrolijk en van der Hoeven Beschrijving en Afbeelding van deuten te Pompeji opgegraven Menschelijken Schedel*. Amsterdam 1859. — J. Schade: *De singulari cranii cujusdam deformitate Gryphae MDCCLVIII.* — Boogard: *De Indrukking der grondvlakte van den Schedel door de Wervelkolom.* — Verzeichniss des Museums schlesischer Alterthümer zu Breslau. Juli 1869. 2 Hefte.

Sitzung vom 12. März 1870.

Vorsitzender: Herr Vjrchow.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Herrn Dr. Beigel, Vicepräsidenten und Vorsitzenden des Finanz- und Publications-Komitee's der Londoner anthropologischen Gesellschaft in welchem der Konstituierung des Berliner Schwestervereins in anerkennender Weise gedacht wird. Das Schreiben ist von einer sehr reichen Sendung der von der Anthropological Society of London herausgegebenen Schriften, Geschenken für die Berliner Gesellschaft begleitet.

Der Vorsitzende legt eine Sammlung von Fundgegenständen des Hrn. v. Dücker uebst folgendem Schreiben desselben vor:

Der Berliner Anthropologischen Gesellschaft beehre ich mich, hiermit einige Reste aus westphälischen Kalkhöhlen s. p. o. vorzulegen, welche Zeugniß ablegen von der ältesten Existenz des Menschen in Norddeutschland, die bisher constatirt werden konnte.

Es sind meistens versteinerte Knochenreste, die entweder selbst Spuren menschlicher Thätigkeit an sich tragen, oder die in solcher Zusammenlagerung mit menschlichen Kunstproducten gefunden wurden, dass man nach der Gesamtheit der Erscheinungen gleiches Alter für sie annehmen muss.

A. Aus der Balver Höhle.

(Sehr grosse Höhle bei dem Städtchen Balve; zum grössten Theile ausgeräumt 1848—1852 und zu einem Schützenplatze eingerichtet: Reste von mir gesammelt in selbigen Jahren.)

1. Versteinerte längsgespaltene Knochenstücke, wie solche massenhaft mit anderem Schutt aus der Höhle auf die Felder gefahren worden sind.

2. Zähne vom Höhlenbär, Pferd, Schwein etc.

3. Zwei Stücke eines Kinderschädels; von einigen Skeletten herrührend, welche im hinteren Theile der Höhle einige Fuss tief im Schutt gefunden wurden.

B. Aus der Klusensteiner Höhle.

(Sehr grosse Höhle bei dem alten Schlosse Klusenstein; theilweise ausgeräumt 1866—1869. Reste von mir gesammelt 1867—1869.)

4. Streitaxt aus Feuerstein von der Grösse einer grossen Manneshand; roh geschlagen. älteste Form. Feuerstein kommt in der Nähe der Höhle in der Natur nicht vor. Ich erhielt die Axt aus der Hand des Besitzers der Höhle, Herrn Feldhof.

5. Feuersteinwerkzeug; unverkennbar künstlich geschlagen; wahrscheinlich eine Lanzenspitze.

6. Steinmesser; aus Hornstein oder Kieselschiefer roh geschlagen.

7. Zähne von Höhlenbären, geschwärzt, zum Theil deformirt, anscheinend durch Feuer.

8. Knochenstückchen, offenbar mit Feuer schwarz gebrannt.

C. Aus der Friedrichshöhle.

(Knochenbracefe unter voriger Höhle; Reste von mir gesammelt 1867 und 1869.)

9. Stück vom Unterkiefer eines Tigers; allem Anscheine nach durch Menschenhände zer schlagen.

10. Grosser versteinerter Knochen mit unzweifelhaften Spuren des Zerschlagenseins auf einer Gelenkfläche.

11. Ein weisser und ein geschwärzter Höhlenbären-Backzahn.

12. Kleine Höhlenbären-Backzähne.

13. Kleine Knochenreste.

14. Kieferstück mit Backzähnen vom Höhlenbär.

D. Aus dem hohlen Stein.

(Grosse Höhle bei Rödinghausen; untersucht durch mich 1849, 1867 und 1869.)

15. Backzahn eines grossen Wiederkäuers aus oberster Schicht.

16. Knochenstücke mit unzweifelhaften Spuren menschlicher Thätigkeit.

17. Fuss- und Flügelknöchelchen vom Feldhuhn; auffallend häufig und in guter Erhaltung 0,60—1,60 Meter tief im Schutt gefunden, so dass man vermuthen darf, sie seien wegen ihrer Zierlichkeit von den Höhlenbewohnern werth gehalten worden.

18. Kleine Knöchelchen, darunter ein sehr auffallendes Kieferstück von Eidechse oder Fisch mit einem sehr grossen Zahn.

19. Fasnukochen eines sehr grossen Zweihufers.

20. Knochensplittern; zum Theil anscheinend durch Gebrauch geplättet; wahrscheinlich Pfeilsplitzen.

21. Splittler von Steinen der Localität, wahrscheinlich als Messer benutzt.

22. Sandstein; Flussgeschiebe der Localität mit einem Streifen, der auf das Schleifen kleiner Werkzeuge hindeutet; auch anscheinend künstlich abgesplittert.

23. Sehr rohe Steinmasse aus Kieselschiefern der Localität.

24. Kleine unzweifelhaft künstlich geschlagene Messer aus Feuerstein, der nicht an der Localität vorkommt, stark durch Verwitterung gebleicht.

25. 4 Stück Scherben rohester, ältester Töpferwaare mit Einsprengung von Kalkspathtümmern.

26. Versteinertes Kleberstück von einem Höhlenbären.

27. 4 versteinerte Zahnstücker von Rhinoceros.

28. Versteinertes Stück eines Elephanten-Gelenkknochens; allem Anscheine ebenso aufgeschlagen wie obiger Knochen aus der Friedrichshöhle. Die letzteren Reste wurden in 1—1,60 Meter Tiefe in unzweifelhafter Zusammenlegung mit den Kunstprodukten gefunden.

Zur genaueren Prüfung der übersandten Gegenstände wird eine Kommission ernannt, bestehend aus den Herren Beyrich, Hartmann, Kunth und Virchow.

Hr. Virchow macht im Anschlusse an diese Vorlage folgende Mittheilungen:

Ich habe inzwischen in Folge der in der vorigen Sitzung gemachten Bemerkung des Hrn. Beyrich über die Existenz von Fundstücken aus den Westphälischen Höhlen im Museum der Bergakademie Gelegenheit genommen, mir einen Ueberblick über die Sachen zu verschaffen. Sie sind noch nicht übersichtlich geordnet, indess glaube ich doch ein paar Stücke vorlegen zu müssen, weil sie charakteristische Specimina menschlicher Einwirkungen darstellen; sie sind aus der Rösenbecker Höhle. Es finden sich darunter ausgezeichnete Specimina, Geweibstücke vom Hirsch, welche unzweifelhaft gesägt und geschnitten sind, so dass man über die Natur der Operation, welche hier vorgenommen ist, keinen Zweifel hegen kann. Es sind auch die Oberflächen, was das Alter betrifft, so vollständig übereinstimmend mit den andern Oberflächen, dass kein Zweifel existiren wird, dass die Schnitte gemacht worden sind, bevor die Knochen in die Lage kamen, aus welcher sie später herausbefördert worden sind. Auch ein Stück einer grössern Rippe, wahrscheinlich vom Ochsen, welche deutlich eingeschnitten ist, liegt vor. Ich behalte mir vor, auf die Sache später noch zurückzukommen, wenn es gelungen sein wird, die Sammlung genauer zu durchmustern.

Herr Friedel legt eine Anzahl zum Theil sehr gut gearbeiteter zwischen Rummelsburg und Köpenick 34' tief im Heidesande gefundener Bronzesachen vor, darunter ein von Hrn. Virchow für ein abgekniiffenes Gussstück erklärtes Fragment.

Hr. Jagor zeigt ein artartiges, der bellartigen Framea ähnelndes Werkzeug aus Java vor und macht auf die Abbildung entsprechender Geräte in Klemm's Abhandlung aufmerksam.

Hr. A. Kuhn:

Ich habe nur eine kurze Mittheilung zu machen, welche den Gebrauch der ältesten Schneidewerkzeuge betrifft.

Unter den indischen Opferrequisiten ist das sogen. Barhis, eine Streu von Kuçagras, einer langhalmigen Grasart, die getrocknet unserm Weizenstroh ähnlich sieht, nur grössere Blätter hat. Dies dient dazu, die Opfergeräte darauf zu legen und die Gaben für die Götter darauf niederzusetzen; zugleich werden die Götter eingeladen, sich darauf niederzulassen, um in Ruhe die ihnen dargebrachten Gaben zu verzehren, ganz also, wie wir dies auch bei den römischen Lectisternien finden. Dieses Barhis wird nun also von Kuçagras gebildet und es heisst in den Vorschritten, der Opferpriester solle sich dazu eines Asida, d. h. einer Sichel bedienen, oder eine *acvapapçus* oder *adavutpapçus* d. h. eine Pferde- oder Kuhrippe dazu nehmen. Diese Schneidewerkzeuge, die er anwenden soll, müssen wir uns wohl in irgend einer Weise geschärft denken, nm die Dienste verrichten zu können, zu denen sie gebraucht wurden. Eine Rippe wird, so lautet die Erklärung des Brähmanam hierfür deshalb genommen, weil das Auge des Praçapati, des Herrn der Geschöpfe, sich (nach vielfältig vorkommenden Erzählungen) in ein Pferd verwaudelt habe, und mit diesem heiligen Werkzeuge, das die Pferderippe darstellt, das Gras sich besser schneiden lassen werde. Das Wort *Parçus*, welches Rippe bedeutet, heisst

nun zugleich offenbar wegen dieses Gebrauches auch „die Sichel“ und war an einigen andern Stellen als Metallwerkzeug erwähnt. Daneben steht ein anderes Wort Paraçus (ç sprich çh) Dies heisst im spätern Sanskrit allgemein Beil oder Axt; es ist dies ç „(ch)“ durchweg in Sanskrit aus älterem k hervorgegangen, so dass an die Stelle des spätern Paraçus ein älteres Parakus zu setzen ist. Dies entspricht aber genau dem griechischen *πάρακος* und wir haben also den Fall, dass aus einem Worte, das ursprünglich Rippe heisst, der Begriff des Beiles bei Indern und Griechen hervorgegangen ist. Ob auch die übrigen Völker des Alterthums dieses Wort gebraucht haben, lässt sich nicht entscheiden, nur sehr wahrscheinlich ist allerdings, dass auch vom Lateinischen dasselbe Verhältniss gilt. Als Wurzel hätten wir, da ç auf älteres k zurückführt, „Park“ anzusetzen; mit dieser nahe verwandt ist aber eine Wurzel „Falk“, welche statt der Tenis im Anlaut die Aspirata zeigt und ausserdem an die Stelle des r ein l gesetzt hat, aber ursprünglich r gehabt haben muss, da das älteste Indogermanisch kein l gekannt hat und erst in den aus demselben entwickelten Einzelsprachen l aus r hervorgegangen ist. Diese Wurzel „Falk“ liegt nun in dem griechischen *φολλός*, welches „Schiffsrippe“ bedeutet, vor und ihm steht das lat. *falx*, die Sichel, von gleicher Wurzel (Stamm *falci* —) zur Seite. Das Resultat ist also kurz dies, dass die Rippe his in historische Zeit als Schneide- oder Bauwerkzeug bei den Indern gebraucht worden ist, und dass das dafür dienende Wort in älterer Zeit gleichzeitig Sichel und schneidendes Instrument aus einer Rippe bedeutet.

Hr. Fritsch: Die Fortschritte der neuern Anthropologie sind grossentheils zurückzuführen auf die Verbesserung der dabei in Anwendung kommenden darstellenden Methoden. Die selben verdienen daher eine besondere Berücksichtigung und es dürfte nicht uninteressant erscheinen, zwei der wichtigsten in technischer Hinsicht eingehender zu vergleichen.

Die gedachten Methoden sind: das geometrische Zeichnen mittelst des Lucaeschen Apparates und die Photographie. Beide haben ihre Vortheile und Nachteile, Beide ihre Freunde und Gegner. Um das Gute und Schlechte derselben leichter erkennbar zu machen, hat der Vortragende dieselben anthropologischen Objecte nach beiden Methoden abgebildet und erlaubt sich, diese Proben der Gesellschaft vorzulegen.

Die früheren Darstellungen solcher Objecte sind der wissenschaftlichen Vergleichung kaum zugänglich, da meist aus freier Hand gezeichnet wurde, und um möglichst viel mit möglichst wenig Mitteln zu geben, eine willkürliche Stellung gewählt ist. Zu dieser Klasse gehören z. B. die Blumenbach'schen Schädelabbildungen und noch in neuerer Zeit hat man westafrikanische Schädel ebenfalls zum Theil in beliebiger Stellung abbilden lassen.

Es ist dringend zu wünschen, dass diese Art der Darstellung gänzlich verlassen wird: da nur mehrere Aufnahmen in geraden Ansichten ein der Vergleichung zugängliches Material liefern. Diese aus freier Hand zu zeichnen, ist kaum ohne bedeutende Fehler auszuführen und man braucht also dazu mechanische Hilfsmittel, unter welchen der Lucaesche Apparat und die Photographie obenan stehen.

Mit dem ersteren werden bekanntlich die Umrisse auf horizontaler Glasplatte aufgezichnet wie ein senkrecht darüber hingeführtes Dioptr dieselben auf die Platte projiziert. Das Aufzeichnen soll mit Copirinte geschehen und das Bild von der Glasplatte dann auf Papier abgedruckt werden. Es hat dies Verfahren den Uebelstand, dass die Contouren leicht breit werden, nahe aneinander hinklaufende Linien verschmelzen gern, ausserdem wird durch das Abdrucken Rechts zu Links und das Original geht verloren. Diese Uebelstände lassen sich vermeiden, wenn man sich des Glaspapiers zum Aufzeichnen bedient, welches auf die Platte aufgeklebt wird, worauf die Umrisse mit der Kalkirnadell eingegraben werden. Man erhält so ein Bild mit äusserst feinen Contouren, welche mit dunklen Farbstoffen eingerieben auf Weiss leicht sichtbar erscheinen. sich beliebig Rechts oder Links nachzeichnen lassen und der originale Entwurf bleibt erhalten.

In solchen Aufnahmen ist die Perspective durch den Apparat ganz beseitigt und Distanzen, welche genau parallel der Glasplatte lagen, müssen dariu der Theorie nach der natürlichen Grösse vollständig entsprechen. Es ist aber einleuchtend, dass bei den in Frage kommenden Gegenständen (wie Schädel, Becken etc.) sich keine Stellung finden lässt, in welcher alle symmetrisch sich entsprechenden Punkte dieselbe Lage zu der Glasplatte hätten, da eine gewisse Schiefheit den Objecten als Regel eigen ist, die Projection wird also alle der Tafel nicht parallelen Dimensionen verkürzt erscheinen lassen, und wenn diese Abweichungen auch gering sind, so muss es doch wünschenswerth erscheinen, neben der Zeichnung Messungen zu

haben. Es wurde hier vorausgesetzt, dass der Apparat wie Zeichner vollkommen arbeite, aber man kann nicht leugnen, dass dies ideale Anforderungen sind; will man nur einigermaßen exact zeichnen, so ist die Arbeit unter allen Umständen zeitraubend und der längere Gebrauch des Diopter's strengt die Augen sehr an. Wird schneller gearbeitet, gehen die Details verloren, scharfe Vorsprünge, Ecken etc. werden leicht abgerundet, und die Linien bekommen einen gewissen arabeskenartigen Schwung, der den Knochen wahrhaftig nicht eigen ist; manche Publicationen solcher Schädelzeichnungen lassen diesen Fehler aber deutlich erkennen.

Die angestellte Controlle der Zeichnung mit den gemessenen Dimensionen (die letztere waren als Linien in die vorgelegten Proben an den betreffenden Stellen eingetragen) ergab trotz der aufgewandten Sorgfalt doch öfters nicht unbedeutende Abweichungen.

Endlich ist ein berechtigter Einwand gegen die Lucaesche Methode, der auch von anderer Seite (Welckr) erhoben worden ist, dass durch dieselbe das Physiognomische des Bildes verloren geht und wir keine Anschauung erhalten, die sich mit unseren durch direkte Betrachtung des Objectes gewonnenen Vorstellungen vergleichen liesse, indem wir auf der Netzhaut perspectivische, aber keine geometrischen Bilder erhalten. Die Zeichnung mit dem Lucaeschen Apparat ist also eher eine graphisch dargestellte Zahlentabelle als ein Bild, besonders da sich dieselbe mehr oder weniger auf die Umrisse beschränken muss und die weitere Ausführung doch der Auffassung des Zeichners anheimgegeben werden wird.

Bei photographischen Aufnahmen ist dies nicht der Fall. Hier bleibt die Perspective im Bilde, man erhält Umrisse und Flächenansichten gleichzeitig, und die Darstellung macht daher einen natürlicheren Eindruck.

Freilich hat die Photographie auch ihre grossen Uebelstände. Es wird der Einwand gegen dieselbe erhoben, man könne häufig Portraits von Personen sehen, die absolut unkenntlich seien, was allerdings aus verschiedenen Gründen vorkommen kann. Der Portraitphotograph sucht ein schönes Bild zu liefern und wählt daher eine Projection, welche er vom künstlerischen Standpunkte aus für die günstigste hält; diese ist aber vielleicht der aufzunehmenden Person ganz fremd, das Gesicht wird also künstlich entstellt; oder die gewählte Beleuchtung täuscht durch grelle Contrastwirkung etc. eine abweichende Gestaltung vor; oder die Perspective ist übertrieben worden; oder endlich die benutzten Objective sind ungeeignet gewesen.

Dies Alles ist für wissenschaftliche Darstellungen möglichst zu vermeiden: Künstlerische Auffassung ist durchaus unerwünscht, indem man hier erst recht gerade Ansichten zu benutzen hat; die Beleuchtung wählt man am besten möglichst von vorn, um die schädliche Contrastwirkung zu vermeiden; die Objective müssen frei sein von sphärischer Aberration und dürfen keinen sehr grossen Öffnungswinkel haben.

Das letztere Moment ist von besonderer Wichtigkeit, weil die Objective mit grossem Öffnungswinkel die Perspective stark übertreiben und dadurch die scheinbaren Verzerrungen in die Bilder bringen. Den geometrischen Zeichnungen am ähnlichsten sind Aufnahmen mit Steinheil's Aplanat und Dallmeier's Triple- oder recto-linear Lens; weniger empfehlenswerth wegen der grossen Öffnungswinkel sind Dallmeier's wide-angular Lens oder Busch's Universal triple, sowie die Pantoscop- und Augenlinsen.

Das Steinheil'sche Aplanat entspricht im allgemeinen den hier in Frage kommenden Bedürfnissen am besten. Bei der Aufnahme ist noch besonders zu berücksichtigen, dass die Entfernung des vorderen Focus stets eine gewisse Grösse haben sollte, und man also dem Objecte unter keinen Umständen näher als höchstens auf 4 Fuss mit dem Apparat kommen sollte; will man daher Bilder erzielen, welche über $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse hinausgehen, so muss man schon die Objective von bedeutenderem Durchmesser anwenden. Für $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse wurden eine grössere Reihe von südafrikanischen Schädeln mit Dallmeier's Triple-Lens No. 2 aufgenommen, in welchen zwar die perspectivische Verkürzung immer deutlich messbar ist, deren Habitus sich aber doch der geometrischen Zeichnung schon sehr nähert. Diese Annäherung ist aber ausreichend, da der physiognomische Eindruck nicht gänzlich vernichtet werden sollte, und es geeigneter erscheint, die genauen Dimensionen durch ausführliche Messungen derselben Objecte festzustellen. Die Betrachtung der photographischen Tafeln ergibt zugleich als einen in die Augen springenden Vortheil, dass die ganze Reihe der Abbildungen mit demselben Objectiv, in derselben Entfernung aufgenommen, sofortige Vergleichung unter sich erlaubt, da die Perspective in allen ganz in gleicher Weise wirken musste. Die perspectivische Verkürzung, welche

ein bestimmtes Objectiv giebt, ist endlich so gut zu controlliren, dass die Basis der Vergleichung auch für andere Aufnahmen leicht gefunden werden kann, sobald man nur genau weiss, mit welchem Objectiv sie gemacht worden sind.

Werden die photographischen Aufnahmen in geringerer Entfernung als die oben angegebenen ausgeführt, was nothwendig ist, um mit den Objectiven mittleren Durchmessers ein Bild auf $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse zu bringen, so erscheint die Photographie der geometrischen Zeichnung schon sehr unähnlich und macht auch auf normalsichtige Augen wegen der übertriebenen Perspective einen fremdartigen Eindruck, es ist aber auch dann falsch von Fehlern zu sprechen, welche das Objectiv in das Bild brächte, da die Abweichungen durchaus den Regeln der Centralperspective entsprechen, so lange die Linse (wie die oben genannten es thun) überhaupt correct zeichnet. Das Unnatürliche entsteht nur dadurch, dass der Augenpunkt im Bilde für normale Sehweite zu nahe liegt.

Um die Unterschiede solcher photographischen Aufnahmen von der geometrischen Zeichnung sichtbar zu machen, wurden die mit dem Lencæscheu Apparat gewonnenen Umriss photographisch auf die Hälfte reducirt und dieselbe Ansicht des Objectes (Racensbecken) zugleich in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse mit demselben mittleren Focus aufgenommen. Durch Auflegen der Pause der reducirten Umrisszeichnung auf die Photographie wird die perspectivische Verschiebung in den einzelnen Theilen sofort ersichtlich. Abweichende Ansichten desselben Beckens erscheinen, obgleich mit demselben Objectiv und in gleicher Entfernung aufgenommen, von verschiedener Grösse, je nachdem die Hauptmasse der Knochen vor oder hinter dem mittleren Focus gelegen hat.

Für Darstellungen in so grossem Maasstab dürfte es sich daher empfehlen, wie der Vortragende es bereits praktisch durchführt, beide hier behandelte Methoden in der Weise zu verbinden, dass man den photographisch reducirten geometrischen Umriss zu Grunde legt und die Ansführung der Fläche alsdann nach einer ebenso gefertigten Aufnahme derselben Ansicht hinzufügt.

Unter allen Umständen wäre eine solche Reduction des geometrischen Umrisses bei allen Objecten von grösseren Dimensionen bei weitem der gebräuchlichen Verkleinerung mittelst des Storchschnabels vorzuziehen, da die letztere keineswegs sehr leicht in correcter Weise auszuführen ist, während jedes gute photographische Objectiv so frei ist von sphärischer Aberration, dass es, so lange man nur Sorge trägt, die optische Axe genau senkrecht gegen die aufzunehmende Fläche zu stellen, abgesehen von den Rändern des Gesichtsfeldes, unmöglich ist, die Fehler durch Messung zu constatiren.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Uebelstand der Photographie zu viel unwesentliche Details in Bezug auf die Structur der Oberflächen zu geben und Farbenunterschiede in den Objecten in gleicher Weise wie Schatten auszudrücken, gewiss ein sehr störender ist, zumal wenn man solche Aufnahmen als Vorlagen für den Zeichner verwerthen will. Man lernt aber sehr bald die Bilder richtig zu erkennen, um das Störende daran zu eliminiren, und wenn auch anfänglich zuweilen missglückte Versuche zu Tage kamen, so hat der Vortragende doch stets schliesslich Künstler gefunden, welche den Anforderungen gerecht zu werden verstanden und sich ihrer Aufgabe zuweilen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit erledigten.

Herr Virchow hält einen Vortrag

Ueber Gesichtsurnen.

(Vergleiche Bericht Seite 73 dieses Heftes.)

Hierzu bemerkt Hr. v. Ledebur, dass nach seiner Ansicht auf den Vasen aus Pommerellen das Oblongum in dem untern Theile der Dekoration wohl den Grundriss des Grabes darstellen solle, und es solle in der Reihenfolge der Figuren von unten nach oben ohne Zweifel das Unterirdische, das auf der Erde Lebende und das Planetarische, das Ueberirdische angedeutet sein.

Hr. Bastiau schliesst sich der Ansicht des Hrn. Virchow an, dass nur aus einer grösseren Menge des Materials Schlüsse gezogen werden dürfen, worauf die Uebereinstimmung an ganz entfernten Gegenden gefundener Vasen beruhe. Sobald nicht specielle Anhaltspunkte für einen Contact dieser verschiedenen Völkerschaften vorhanden seien, müsse man stets aus Aehnlichkeit in der Form ihrer Gefässe auf einen gleichen Ideengang schliessen. Aehnliche Formen be-

gegneten in Polynesien und Mexico, besonders aber in Peru, wo auffallender Weise eine Klasse der Hausgötter auch Kanoben genannt werde. Für den hier gegebenen Fall sei die bereits von dem Vortragenden angeregte Bemerkung festzuhalten, dass die sonst aus Etrurien und Aegypten bekannten Formen sich auf beschränkter Localität am Ausgang einer alten Verkehrsstrasse wiederfinden, die schon seit ältester Zeit betreten war. Solche Knotenpunkte alter Handelsverbindungen bieten stets schwierige Complicationen, bei denen man sich hüten muss sogleich auf ethnologischen Zusammenhang zu schliessen. Reiche Handelsplätze bilden überall Anziehungspunkte für Priester der verschiedensten Culte, die dort Filialen errichten für Colonien oder Factorieen ihrer Landsleute oder vielleicht auch nur für die Kaufleute und Schiffer aus denselben, die dort vorübergehend verweilen. So zeigen die Häfen Vorder- und Hinterindien's stets eine bunte Sammlung aller möglichen Tempel und Kirchen, die Brahmanen werden selbst bei den Petrolenquellen Baku's und Astrachan's getroffen. Schon Namen werden in solcher Weise auf weitesten Kreuz- und Querwege umhergetragen, wie viele Beispiele beweisen.

Der Vorsitzende legt folgende schriftliche Mittheilung des Hrn Prof. Göppert sen. in Breslau vor.

Bemerkungen über das Vorkommen des Elen in Schlesien.

Wie ich aus der sehr interessanten Abhandlung des Hrn. Prof. Dr. Virchow über die Pfahlbauten im nördlichen Deutschland ersehe, fehlt es in Pommern und vielleicht auch in der Mark an begründeten Nachrichten über das Vorkommen des Elenthieres in historischer Zeit. Aus frühester Zeit liegt für Schlesien auch nur eine, aber sehr unzuverlässige Angabe vor. Nach Friedrich Schmaus (Historisches Staats- und Heldenkabinet. Schloßien, 1649) hätte Schlesien im 12ten Jahrhunderte ausser Litthauen damals den stärksten Eleuwildstand gehabt. Boleslaw I. habe 1186 in einer zweitägigen, mit 1205 Treibern veranstalteten Jagd bei Oppeln nicht weniger als 860 Elenthier erlegt. Jedoch ist es mir ebenso wenig wie Hrn. v. Haugwitz, der sich mit historischen Untersuchungen über das Vorkommen des Elenthieres beschäftigte, gelungen, diese Schrift zu verschaffen, von deren Existenz wir auch nur durch J. K. v. Train (Neues Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagd-Freunde, von Schultes und Schultze 13f. auf D. I. 1853, Weimar 1853 bei B. F. Voigt) Kunde erhielten. Unser überaus kundige Staatsarchivar Herr Prof. Dr. Grünhagen, den ich darüber befragte, bezweifelt die Wahrheit dieser Angaben. Er habe das historische Material soweit es Schlesien betrifft, bis zum Jahre 1250 ziemlich genau kennen gelernt und nichts über das Vorkommen des Elenthieres darin gefunden, wohl aber zahlreiche Stellen über das Vorkommen von Bibern.

Unter allen Umständen war das Andenken an einstige heimathliche Existenz des Eleu in Schlesien so erloschen, dass es selbst Schweukfeld, der die erste Fauna Schlesiens 1603 schrieb, gar nicht einfällt, darauf zurückzukommen, sondern er sich nur begnügt, es zu nennen und Ungarn, Litthauen und Preussen als seine Heimath zu bezeichnen, woher häufig Haut und Klauen nach Schlesien gebracht wurden, welche letztere man damals, wie leider auch noch heut, zu allerhand abergläubischen sympathischen Kuren gebrachte.

Pastor Herrmann, der Verfasser der, zu ihrer Zeit geschätzten und heut noch in paläographischer Hinsicht werthvollen Masographie erwähnt in seiner Schrift: Ueber einen in Massel gefundenen Elenthier Oels 1729, dass 1675 ein Elent in der Baron Bihra'schen Heide bei Modlau, 4 Meilen nördlich von Liegnitz erlegt und auf der Tafel des letzten der Piasten, Herzog Georg von Brieg, am Michaelistage verspeist worden sei. Von 2 im Oelsnischen 1661 und 1663 erlegten Elch oder Elend berichtet Sinapius (Olsnographia, Leipzig 1707, S. 24). Die Thiere erschienen dort überall als seltsame, ja unheimliche Wesen und gaben zu vielerlei Befürchtungen und Ahnungen Veranlassung*), woraus wohl hervorgeht, dass es schon damals zu den grössten Seltenheiten gehörte. Inzwischen werden noch in dem nächsten Jahrhundert drei Fälle notirt, die wohl ebenfalls wie die vorigen als Einwanderer aus den Nachbarländern zu be-

*) „Vor dem Absterben des geliebten Herzog's Sylvius von Oels say Anno 1663 den 7. October ein Elend im Fürstenthume Oels gefällt und Tags darauf in die fürstliche Residenz gebracht worden, von welchen an diesen Orte sonst unbekanntes und seltsamen Thieren die wenigsten etwas Gutes, sondern das darauf erfolgte Elend und Wehklagen ominirt hätten.“

In Brieg war man ebenfalls über das plötzlich zum Vorschein gekommene Thier erschrocken und fand die Besorgnisse ganz gerechtfertigt, da 6 Wochen darauf der letzte Piast, die damalige Hoffnung des Landes, schnell von den Blättern dahingerafft wurde.

trachten sind, nämlich 1725 bei Stein in der freien Standesherrschaft Wartenberg, dann 1743 den 25. September in Lampersdorf bei Oels, dessen Andenken der damalige Besitzer von Kowitz durch ein grosses Oelgemälde zu feiern suchte, welches heut noch im Schlosse vorhanden ist; und, nach Mittheilungen des Hrn. v. Haugwitz zu Dralin im Lnhlitzner Kreise 1776 (v. Haugwitz: Letzte Spuren des Vorkommens des Elen in Schlesien. Jagdzeit. von Albert Hugo, 1864, S. 507). Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, 1729, wurde auch ein vollständiges, fossiles Eleuthier 18—20 F. tief im Weingarten bei Massel bei Trebnitz gefunden und von dem Pastor zu Massel, wie oben erwähnt, beschrieben und abgebildet, von dem jedoch nichts auf unsere Zeit gekommen ist. Einzelne Geweihreste fand ich 1827 in einer Mergelgrube zu Wittgendorf bei Sprottau, dann später v. Prittwitz eines von bedeutender Grösse zu Cavallen bei Trebnitz, welche ich 1828 beschrieben und dem hiesigen anatomischen Cabinet übergeben habe. In Galizien ist nach Prof. Dr. Zawadsky (Fauna der Galizisch-ukrainischen Wirbelthiere) Stuttgart 1840, S. 33 und Temple: Die ausgestorbenen Säugethiere in Galizien. Pesth 1869. 1760 das letzte Thier dieser Art geschossen worden. Dass es mir einst auch gelang, Knochen des Rennthieres und Riesenhirsches — letztere in einer Mergelgrube zu Wirwitz bei Breslau — zu ermitteln, ist schon früher von Dr. Hensel erwähnt worden.

Hr. Virchow bemerkt, dass auch er bei seinen Nachforschungen nach Friedrich Schmaus in der Königlichen Bibliothek keinen Erfolg gehabt habe. Vielmehr hat sich herausgestellt, dass Johann Jacob Schmaus das historische Staats- und Helden-Cabinet, Halle 1718—19 herausgegeben habe. In den III Eröffnungen desselben sei es ihm jedoch unmöglich gewesen, irgend ein Wort vom Elen zu finden, und es müsse daher wohl angenommen werden, dass der erwähnte Hr. v. Train keine sehr lanteren Quellen gehabt habe. Auf alle Fälle sei es wünschenswerth, die historischen Thatsachen über alle aussterbenden Jagdthiere zu sammeln, und die Gesellschaft werde gewiss ähnliche Aufklärungen gern entgegennehmen. —

Herr Hartmann hielt einen Vortrag über die physische Beschaffenheit der Denksteine und erläuterte denselben durch Zeichnungen.

Zur Amazonen-Sage.

Bei dem Kriegszustande*) wechselnder Hegemonie, in welchem in Afrika die in ihren Geheimbänden intriguirenden**) Geschlechter leben, ist eine Trennung, wie sie besonders auf weiblicher Seite bei den Amazonen hervortreten würde, nichts so fernliegendes. Auf den Antillen wurden die in die Berge geflohenen Eingeborenen von den Caraïben als Cavres (Waldmenschen) bezeichnet, hiessen aber in der Weibersprache (also bei ihren eigenen Frauen, die jetzt zur Vermählung mit den Eroberern gezwungen waren) Eyeri oder Männer (als ihre früheren Männer). Eine Ermordung der Männer wie unter Hypsipyle's Leitung auf Lemnos (als thracische Sklavinnen bevorzugt waren), könnte also eine Genossenschaft der Frauen an der Küste gebildet haben, die (vielleicht früherer Knechtschaft eingedenk) sich nicht wieder so unmittelbar mit ihren vormaligen Männern vermählt hätten, sondern (bei der Nothwendigkeit die Fortpflanzung aufrecht zu halten) sie nur zeitweis zugelassen haben würden, wie die auf der Insel Mandanina (Martinique) die Canibales (s. Petrus Martyr.). Die Frauenregimenter Dahomey's, die als vom König begünstigt, die Männer tyrannisiren, halten sich diesen gleich, und auch die Amazonen Hinterindiens tragen keine Scheu sich neben ihnen nackt zu baden (s. Carné), da mit dem Gefühl untergeordneter Schwäche, das der Schaam wegfällt. Die mit den Männern in den Krieg ziehenden Frauen müssen wie die der Cimbern oder mehrere Indianerstämme Brasiliens***) zur Kriegsführung fertig sein, wäh-

*) In den von den Aegineten bei den Orgien der Göttinnen Auxenia und Damia eingeführten Chören wurden nur die Frauen, (nicht Männer) verspottet und ähnliche Gebräuche bestanden (wie Herodot zusetzt) bei den Epidauriern und sonst. Den der Bond Dea gefeierten Ceremonien durfte dagegen kein Mann beiwohnen.

**) Als Orpheus mit thrakischen Männern in einem Gebäude die Mysterien feierte, wurde er von den auflauernden Weibern, die sich der Waffen bemächtigt hatten, zerhackt. Zur beständigen Strafe und Erinnerung an die Ermordung Orpheus tätowirten die Thracier ihre Weiber (nach Phanokles). Nach Arrian führte König Phanokles bei den Thraciern die Polygamie ein.

***) Nach der japanischen Encyclopaedie (Wa-kan-san-sai-dzon-ye) lag das Königreich der Frauen (Nyo-nin-yok) im Osten von Fousang (s. de Rosny). Nach Mela zogen die Weiber der Sarmaten, denen deshalb gleich nach der Geburt die rechte Brust ausgebrannt wurde, mit den Männern in den Krieg. Die Amazonen jenseits Albanien begatteten sich periodisch mit Garganeern im Gebirge Ceraunia (s. Strabo).

rend dabei Zurückgelassene in fremde Gewalt fallen mögen, wie die der Scythen, die bei deren Rückkehr befreit werden mussten. Das Reich der Chorasmier, die das Joch der Perser abgeworfen hatten, erstreckte sich bis zu den Grenzen von Colchis, und dem Land der Amazonen, wohin König Pharasmanes sich erbot, Alexander zu führen.

Unter den früh (schon vor der Zeit des Homer) Asien durchziehenden Eroberern fand sich auch ein Volk, in dem (wie es häufig geschieht) die Frauen am Kampfe Theil nahmen und vielleicht (in der Rivalität der Geschlechter) eine zeitweise Oberhand über ihre Männer (wie es bei südafrikanischen Stämmen vorkam) erhielten (unter einer der Königin*) Gingha in Matambo gleichenden Virago) und so Anlass zu der Sage von den Amazonen gaben, die Ephesus, Cumae, Smyrna, Myrinae, Paphos (s. Strabo) gegründet. Mit Herkules in Beziehung gesetzte Kriegszüge der Griechen bekämpften diese (ihre Colonien molestirenden) Barbaren (s. Diodor) und Herodot erzählt, wie die (wahrscheinlich nach Tödtung der Männer durch die Sieger) auf einem Schiff fortgeführten Frauen die (ihrer kriegerischen Natur nicht gewärtige) Mannschaft niedermachten und dann an die Küste Scythien's getrieben seien, wo sie mit den Jünglingen der Scythen (unter Bewahrung einer Doppelsprache) ein ähnliches Verhältniss eingingen, wie umgekehrt (unter Hegemonie der Männer) die Cariben mit den Frauen der Antillen. Themiscyra**) am Thermodon gilt für ihre alte Hauptstadt, und Hippocrates berichtet von den Sauromaten am mäotischen Sumpf (die er in der allgemeinen Bezeichnung der Scythen einbegreift), dass sie ihren Mädchen mit glühendem Kupferblech (wie sich auch Scythen brannten) die rechte Brust vertrockneten (ähnlich sonstigen Entstellungen an Lippen und Ohren) und ihnen nur nach Erlegung dreier Feinde das Heirathen gestattete. Priamus unterstützte die Phrygier gegen die Amazonen.

Wenn sich die Städtegründungen der Amazonen in Kleinasien besonders auf äolischen Gebieten bewegen und vorwiegend an äolische Siedelungen an-

*) Von Derceto oder Atorgatis geboren, dehnte Semiramis (Gemahlin des Oannes) ihre Eroberungen (nach Ninus Todo) auf Indien aus (s. Ctesias). Von Sannuramit, Gemahlin des Houlikhou III., wird Babylon verschönert. In Egypten, wo (nach Herodot) die Frauen die Geschäfte der Männer besorgen, führte Brinothis (Ba-neter-en) die weibliche Thronfolge ein (II. Dynast.). Die Amazonenkönigin Myrina war (nach Diodor) Freundin des Horus, Sohn der Isis.

**) Nach Diodor waren die Gorgonen ein Weibervolk des westlichen Libyen (im Kampf mit den Amazonen). Die eingeborenen Gorgonen wurden (im Gigantenkampf) von Pallas besiegt (s. Euripides). Die Graeeu waren die umgestalteten Töchter des Phorcys und der Ceto (Deno, Penphredo, Enys). In Armenien lag die Landschaft Gorgodylene. Der Gorgonenkopf als *μορφοειδής* (Schreckbildler) diente zu Amuletten (*γοργόειρος*). Jam cohabitantes Auglicis et Normannis et alterutrum uxores ducentibus vel nubentibus, sic permixtae sunt nationes, ut vix discerni possit hodie (de liberis loquor) quis Auglicus, quis Normannus sit genere, exceptis dumtaxat ascriptiis, qui villani dicuntur, quibus non sit liberum obstantibus dominis suis a sui status conditione discedere (unter Heinrich II.).

schliessen, so folgt dies schon aus dem höheren Alter des äolischen Stammes, indem damals, als Jonier und Dorier ihre Colonien anlegten, die von Belleophon und Herakles in Asien, von Theseus*) in Europa bekämpften Amazonen schon aus der Geschichte in die Sage zurückgetreten waren.

Die uralte Stadt Kyme in Aeolis leitete ihren Namen von der Amazone Kyme her und ihre italienische Filiale Cumae rühmte sich ebenso Sitz der Sibylle zu sein, wie (nach Strabo) Erythrae**) oder Knopupolis unter den jonischen Städten Kleinasiens. Nach der Eroberung von Ephesus, wo (wie bei dem Cultus auf Paphos) die Naturgöttin in ihren Tempel eingeführt wurde (wie Ares in den der Insel Arethias durch die Amazonenköniginnen Otrere und Antiopé) wurde die äolische Stadt Smyrna, die später zum jonischen Bunde übertrat, durch die Amazone Smyrna erbaut, die äolische Stadt Myrina durch die Amazone Myrina; in Annaea in Carien war die Amazone Anaea begraben (Steph. Byz.) und die aeolische Stadt Cisthene lag (nach Aeschylus) auf den gorgonäischen Feldern, so auch in Asien***) die in Afrika mit den Amazonen kämpfenden Gorgonen (die unter ihrer Königin Medusa von Perseus besiegt wurden) belebend. Der Mittersitz der Amazonen concentrirte sich indess am Thermodon, wo die Königin des von Weibern beherrschten†, Volkes die Männer zu weibischen††, Arbeiten degradirt†††, und Themiscyra am Pontus gebaut hatte, neben den Amazonenstädten Lycastia und Chalybia in der Nähe der Gefilde des Doreas (s. Pherecydes). Die Kriegszüge ihrer Tochter verbreiteten den Schrecken des Amazonen-Namens bis nach Thracien, Herakles aber bezwang§, die stolze Hippolyta, und wenn

*) Die Amazonia gehörte zu der Atthis, ein Epos von den Gründungssagen Athen's.

**) Kaulonia (Colonie der Krotoniaten) von Kaulos, Sohn der Amazone Klete, gestiftet.

***) Vorher Βάιστοι (s. Suidas). Battus war der afrikanische Königstitel der Griechen in Cyrene. Die Bottiaer bei Tharma stammten von Kreta. Zeus Bottiaeus ward in Pella verehrt. Die phrygische Sibylle heisst Sarysis (Cassandra) oder Taraxandra, die samische Φοισία, die chaldäische (Noah's) Sambethe. Von Teresias stammend hiess Manto Σιβυλλα Θησαλιή. Der Arkadier Evander kam von der weissagenden Nymphe Themis (Carmenta oder Thespiadas) begleitet zu Faunus in Italien (s. Dionys.) und angeblich nach dem neugegründeten Cnopus. Der Dienst des Gottes Kneph in Memphis war ein geistiger, der vor dem mit den Aethiopiern eingeführten Thierdienst zurücktreten musste.

† Nach Alex. Polyhistor erhielten die Hebräer ihre geschriebenen Gesetze von der Moosis genannten Frau. Nach Herodot versahen die Frauen Aegyptens männliche Geschäfte, und nach Nymphodorus hatte Sesostris die Männer an weibische Beschäftigungen gewöhnt (wie Cyrus die Lydier), um Empörungen zu verhindern. Die Königinnen als mit einem Bart dargestellt, können nicht häufig in ihrem Geschlecht auf den Monumenten erkannt werden. Unter den Thaten des Thutmosis I. werden die Seefahrten nach Pun der gleichzeitig regierenden Königin beigelegt (die in Aethiopien Candake heisst). Diese Königin Misaphris von den Edlen aus Pun als Aten (Sonnendiscus) angedet, wurde durch Thutmosis III. auf vielen Monumenten ausgelöscht.

†† Bei der Zerstörung der Kschattriya durch Rama fanden sich unter den Geretteten Einige der Haihayas, die von der Erde als Frauen verborgen wurden (nach dem Radjaharma).

††† Hesiod klagt über das Unglück, das dem Menschen durch das Dasein des Weibes erwachse, das von Aphrodite mit Eitelkeit, von Hermes mit der Lüge ausgestattet.

§ Nach dem Heirathscontract besaßen in Egypten die Frauen Controlé über ihre Männer (s. Diodor.). Bei den Dichtern hiessen die Frauen Friedeweberinnen (Etmüller).

auch Penthiselea nach Troja Hülfe senden mochte, so erlag doch dann das Weibervolk den Hellenen in der Schlacht am Thermodon, und die durch Ermordung der Mannschaft befreiten Gefangenen, die auf ihren, Wind und Wellen preisgegebenen Schiffen nach Kremnoi am Mäotis trieben, vermochten nicht länger die Suprematie ihres Geschlechtes behaupten, sondern mussten sich begnügen mit scythischen Jünglingen, das Mischvolk der Sauromaten zu bilden, in dem die Amazonen zwar noch ihre kriegerischen Sitten bewahrten (nach Herodot), aber doch nur an der Seite*) der Männer kämpften und sich

*) Der Häuptling der Mundrucus war in der Schlacht von seinen Frauen (wie Amenhotep IV. von seinen Töchtern) umgeben, die die auf ihn geworfenen Geschosse auffingen. Nach Nicetas Choniata (1149) waren die Alamanen von Amazonen begleitet. *Μὰ δὲ καὶ ἐπιζήρουν πρὸ ταύτης καθάπερ ἄλλη τις Πενθεισελέα ἦτις χροσόπους παρωνομά εἶτο.* Korrat-ŕ'ain, Tochter des Mogtehid von Kazwyn, schloss sich der Secte des 1850 hingerichteten Bab an, um den Frauen (die sich auch unverschleiert zeigen durften) dieselben Rechte, wie den Männern zu verschaffen. Sie wurde (nach Gobineau) verbrannt (in Teheran). Der Brustpanzer von kriegerischen Frauen wurde (nach Wagner) bei Schweidnitz gefunden, (ebenso bei Braumfels, Cottbus, Kartzen, Kobelwitz). In Quito nahmen die Frauen am Kampf gegen die Conquistadores Theil. Unter den für Khalid ehn Said's Verstärkung durch Abu Bekr in Medina zusammengezogenen Truppen fanden sich (nach Wakedi) die von Dhoul-Kela geführten Himyariten mit ihren Frauen, Niederlassung in den eroberten Ländern beabsichtigend. *Scotorum natio uteres proprias non habet* (Hieron.) Die alte Kriegersecte Shiva's oder Rudra's ist die der tanzenden Pfauen, mit ihren Helmhüschchen, wie seine Krieger heissen, oder der Kampfahne (Kukutas), die auch seinen amazonischen Genossinnen eignen (s. Eckstein). Im Canca-Thal (in Cali) kämpften die Weiber im Kriege mit (in Neu-Granada). Die kriegerischen Jungfrauen (sipata) der Slaven brannten die rechte Brust. Lihnessa war von streitbaren Jungfrauen umgeben. *Legē etiam institutum esse, apud Etruscos ut communes sint mulieres, has vero diligentissimam curam habere corporis saepeque exerceri cum viris, saepe vero etiam inter se ipsas, nec enim turpe illis haberi nudas conspici* (Timaeus). Bei den Goitakazes (in Brasilien) oder Waitaynzen kämpfen Männer und Frauen (s. Laet) b. Espir. Sant. Im Grimmismal wählen sich Frigg und ihr Gemahl Odin jeder seine eigene Schützlinge, auf die sie Hlidsjalf herabschwuren. Frea (Wodan's Gattin) verschafft durch Verschiebung des Bettes den begünstigten Longobarden den Sieg (nach Paul. Dial.) In der Oberpfalz trägt Wond den Gürtel des Herrschers (s. Schönwerth), als Gatte der Freid (wie Thor den megingjord der Stärke). Maori (Jungfrau) entspricht (goth.) mouve (mhd.) oder die Vette (nach Grimm). Every Buccaneer had his chosen and declared companion, between whom property was in common and if one died, the survivor was the inheritor of the whole. This was called by the French *Mstelotage** (s. Burney) Statt der Laren oder Genien der Männer, hatten die Frauen weibliche Hausgötter oder Junonen Ante Deucalionis tempus regem habuere Cercopem, quem, ut omnis antiquitas fabulosa est, hiformem tradiderunt, quia primus marem foeminae matrimonio junxit (Justin.) Bei Hof erscheinen die Weiber, als Gewaffnete (in Aracan), während ihre Männer das Haus halten (s. Ritter). Bei der Edda treten die männlichen Formen Fro und Niord hervor, bei Tacitus ihre frühen weibliche Wandlungen als Freya mater deum ut fornae aprorum als Eber (Gullinborst) und Nerthus (Vird der Erde.) Rerefrenorum (Rerefrenorum) et Sirdifenorum (Geogr. Rav.) patriae homines, ut ait Aithanarit, Gothorum philosophus, rupes montium habitant et per venationes, tam viri, quam mulieres vivere. Ritter sieht in den kriegerischen Frauen der Kurden (nach Hallahji) die Nachkommen der von Atropate dem Alexander zugeführten Kriegerinnen. *Ἀθήνας δὲ τοὺς περὶ Μισσοποταμίαν Ἀσσυρίους λέγουσι, καθὼς Ἀμαζόνες ταπεινίσταν, Ἐδρεπίλης ἡγουμένης; αὐτῶν Ἀμαζόνε (nach Ostrokerki) von am' azzon (kräftige Frau). Während Boleslaus vor Kiew lag, ergaben sich die (wie sie sagten, von ihren Männern verlassenen) Frauen der Adligen, den unter Olgierd aufgestandenen Bauern (in Polen), bis die aus dem Kriegslager zurückkehrenden Adligen sie besiegten (wie die Scythen ihre Knechte) und die zuchtlosen Frauen (nach Galus) mit jungen Hunden an der Brust ausgestellt wurden, auf des Königs Befehl.*

(nach Mela) die Brust ausbrannten, wie die Seythinnen am Mäotis (nach Hippocrates). Mit ihren Sitzen fallen zum Theil die Amazonen Albaniens zusammen, die (nach Strabo) mit den benachbarten Gargarenern verkehrten und Paläphatus meint, die Amazonen seien überhaupt unbärtig gewesen, mit langen Gewändern, die ein weibisches Aussehen gaben. Bei Polygamie und wenn die Adligen, wie im feudalen Europa und Schottland (wenigstens erstes) Recht*) auf jedes Mädchen hatten, lag die Bildung der Frauen-Re-

*) In Polen dagegen berechnete Nothzüchtung seitens des Grundherrn die Leibeigenen des ganzen Dorfes zum Fortziehen, und dort galt der Satz *uxor sequitur maritum*. Von der Erbfolge waren dagegen Frauen ausgeschlossen, als meist in eine andere Sippe (Horb oder Erbe) übertretend (s. Hippiel). Dans plusieurs îles grecques, le bien de la ligne féminine passe aux filles sous le nom de dot, à Lesbos entre autre (n. Girard-Teulon). In Feudalverhältnissen verhinderte die mit dem Saalgut ursprünglich verknüpfte Heerespflicht die weibliche Nachfolge. One of the peculiarities of the Mongolian (and American) race consists in the occurrence of a feminine aspect in both sexes. In the absence of any striking difference in stature and dress, the stranger is often at a loss to distinguish men from women (n. Pickering.). Theseus in langen Gewände und geflochtenem Haupthaar von Trützen kommend, wurde von den Werkleuten in Athen als Jungfrau verspottet, bis er seine Stärke bewies (n. Pausan.). Wallace bezieht auf die Uaupes die Sage der Amazonen wegen ihres weibischen Aussehens (mit einem Kamm im gescheitelten Haar). Baraza kennt Amazonen bei den Tapacures. La face des hommes (chez les Itonamas) est efféminée. Die Stimme des Hermaphroditen, Katharine Homann ändert im 26. Jahr von weiblicher zur männlichen mit Halsbeschwerde (n. Friedreich). Muliebri nomen Beghina seu Begutta, antiquius est virili Beghinus et Beghardus. Illud decimo jam seculo in Germania et Belgio adhibebatur, hujus nullum vestigium ante duodecimum saeculum extat (Moseheim). Herodot erwähnt Frauengemeinschaft bei den Nasamonen und Ausiern, wie bei den Massageten, Diodor bei den Troglodyten, Nicolaus Damascenus bei den Liburnern. La misère et l'inconstance des hommes unterhalte les habitudes de libertinage de quelques tribus du Sahara (s. Olivier). Die Vandalen haben in ganz Afrika die Schande der Weibermänner beseitigt und die Gemeinschaft mit Dirnen aufgehoben (n. Salvian). Bei den Agathyrsen, bei Völkern des Kaukasus und Indien fand sich (n. Herodot) allgemeines Beiwohnen. Kaiser Fangti (800 a. d.) bildete sich eine berittene Leibwache aus tatarischen Weibern. Als die Awaren im Gefolge der Slawen Constantinopel angriffen (657 p. d.) fand man unter den Erschlagenen slavische Frauen, (n. Niceph.). Justin nennt die Amazonen als Frauen der Skythen. Der Parther (Parthi oder Flüchtlinge im Skythischen) stammten (Pomp.) von den Asien als Eroberer durchziehenden Gothen (unter König Tanaosis, der den ägyptischen König Vesosis besiegt). Die während der Abwesenheit der Männer von einem Nachbarvolk angegriffenen Frauen der Gothen schlagen diese zurück und erwählen sich zwei Fürstinnen, von denen Lampeto das Land hütet, wogegen Marpesia erobert nach Asien zieht (n. Jornandes). Nach Orosius (bei Jornandes) waren die Hunnen das wildeste der Völker. Hunnen (Ammian). *Oviroi* (n. Eratorth), *Oviroi* (n. Herod.). Bei den hunnischen Kurguren folgten die Frauen in den Krieg (n. Procop.). As enterprising and indefatigable as their men, the Koordish women are always on the alert, ever ready to jump on the saddle (s. Mellingen). An den Kämpfen Ragnar Lodbroks (Sohn des Sigurd Reng) mit Fró nahm die Schikjungfran Hadgerd von Gauthal in Männerkleidung Theil. *αὐ γυναικὲς ἰλησζονται τε καὶ δοξιάουσι καὶ ἀκοιτιζουσι ἀλλ' ἑὼν ἱλλων, καὶ μάχονται τοῖσι πολεμίοις, ἕως ἂν παρθένοι ἴωσι* (Hippocr.) Columbus fand auf Gudsalupe die Frauen der Caraiben in Abwesenheit der Männer die Insel vertheidigend. Hunna skialdmeylar (Atlaquida in Groenlenzka). Bei den Triballern bildeten die Frauen die Nachhut (Damasc.) Scylax erwähnt Gynaecocratie bei den Liburnern, die sich nach Belleben die (frei) Männer zulegen und mit Sklaven oder Nachbarn mischen. Nicolaus Damascenus erwähnt kriegerische Frauen bei den (scythischen) Galactophagen. Die Sanromaten gehorchten ihren Frauen, als Königinnen. Die Alam. und Bair Gesetze geben den Weibern im Vergleich mit den Männern doppelte Busse

gimenter (wie in Siam und Dahomey) nahe, um den Schutz des Palastes ergebenden Händen anzuvertrauen.

und Wergeld. Nach dem alten sächsischen Gesetz hat die Jungfrau doppelte, die einza einfache Busse. Im Sachsenspiegel wird der verbeiratheten Frau eine halbe Busse und Wergeld ihres Mannes, der Jungfrau eine halbe Busse und Wergeld, nach dem sie geboren, zugesprochen. Bei den Westgoten ist die Busse zu Ungunsten der Frau. Die Gesetze der Kalmücken bevorzugen die Frauen (Pallas). Das 60. Jahr bildet (im Sachsenspiegel) den Zeitpunkt, wo der Mann über seine Tage gekommen ist. Die Hinzufügung der väterlichen zu der mütterlichen Geburt hat die Bedeutung den Sohn aus einem unilateralis zum bilateralis, d. b. zum echten Sprössling eines bestimmten Vaters zu erben. Das Mittel, dessen man sich zu diesem Zwecke bedient, ist die Fiction (wie bei den Tibarenern), kraft welcher der Vater als zweite Mutter gedacht und dargestellt wird (s. Bachofen), wie bei dem Kindbett des caraischen Vaters. οὐλοῦνται παρὰ θεῶν οὐ τὴν αἰσθητικὴν παιδείαν, καὶ παρὰ Ἰταίης οὐ δούλου (Artemidor.). In ihrer Beschränkung auf die Frauen erscheint die Tättowirung als ein Ausdruck des mütterlichen Adels, als σύνθημα τῆς αἰσθητικῆς (cf. Brysostomos). Im Dorfe Mbourouma bebauten die Männer (gleich den Frauen) das Feld (Livingstone). Die etruskischen Sepulcralinschriften zeigen häufiger den Namen der Mutter, als den des Vaters (s. Krause). Wenn ein Feldherr, der vom Fürsten aus den Xatya beberrschten Mabarashtra oder Mahratten eine Schlaebt verloren hatte, wurde er (cf. Hiouentsang) weiblich gekleidet. In Malabar erwirbt sich Eigenthum nur die weibliche Linie (makal santal). Im Verträge mit Hannibal wurde ausgemacht, dass Klagen der Iberer von den carthagrischen Beamten, Klagen der Cartbager von den Frauen der Iberer entschieden wurden. Nach Haged (648 a. d.) zogen in Böhmen eine Menge alter weissagender Weiber umher, (Dojka oder Stigamme genannt). Zlota Baba (goldene Amme) ist Lebensmutter der Slawen (Schwenck). Eporium nannten die Sabiner das weibliche Saatfeld, den χῆρος, wober sparii, die Gesäeten, von αἰσθητικῆς (nach Plutarch). Indem das Princip des Lebens in der Verwundung (von der der Erde durch die Pflugschaar) liegt, führt Amor den Pfeil (s. Bachofen). Scytbius heisst (b. Servius) das erste Pferd, als (auf Poseidon's Gebot) aus der Erde hervorspringt. Mit dem alten Herkommen der Erinnyen, stürzt der junge Gott Apollo das Mutterrecht (b. Aeschylus), indem Athene, als eine Mutter geboren, für Orestes stimmt. Die Kreter sagten μητρίς (Mutterland) statt πατρίς das Vaterland (nach Plut.). Als Cecrops abstimmen liess, siegten die Frauen, deren Eine mehr war, über die Männer, und deshalb Athene über Poseidon, der gesühnt werden musste, indem man den Frauen das Stimmrecht entzog (nach Varro). Den Böotiern wurde in Dodona durch Mäner geweihsagt, als sie die Priesterin, die ihnen (aus Freundschaft für die Pelasger) befohlen, gottlos zu bandeln, verbrannt (nach Ephoros). Die Aethiopier ehrten besonders ihre Schwestern (Nidam.). Diodor erwähnt die Nachahmung des weiblichen Geburtsactes (als Adoptionsformel), bei den Barbaren. Der von der Mutter Ἥρα Geborene hiess Ἡρακλῆς. Dionysos wird Αἰμῆρας genannt, weil er zweimal zur Welt kam, und nicht nur von der Mutter, sondern später auch von Vater geboren wurde (Bachofen). Der Gott, nach seiner ersten Erscheinung einseitiger Muttersohn, wird durch den Uebergang auf den Vater, zum διγενής. Das makedonische Königshaus (in Egypten) erblickte in dem Gott (Dionysos), mit dessen Symbolen geschmückt, Alexander der Welt erschienen war, seine Archegeten (s. Bachofen). Dionysische Symbole erscheinen auf den Denkmalen der Lagiden-Zeit und aus Indien. La chèvre Amalthea, la nourrice de Jupiter, représentait la force nutritive, et son lait était la pluie bien faisante, de même que sa peau, l'Égide, figurait le nuage orageux que secoue Jupiter pluvius pour en faire jaillir les eaux fécondantes (s. Pictet) (im Flu der Beschubnen). Erenlus se ent (Heracles gigas) und Apollinis (Apollo) werden neben Thor und Eoöfen in angelsächsischen Homilien als falsche Götter aufgeführt. Nach den Cariben ist der Schöpfer der Männer grösser, als der der Frauen. Le pays des femmes oriental s'appelle Seu-fa-la-niu-ko-schu-lo. Il est habité par une tribu des Kiang ou Tubétains. Sur les bords de la mer occidentale (Caspienne), il y a également des femmes qui gouvernent en roi (nach den Chroniken der Soui und Tchang). Im Westen der Berge Throung-ling liegt das westliche Königreich der Frauen (s. Klaproth). Die berittenen Frauen, die Atropates dem Alexander zuführte, waren (nach Arrian) die im Reiten geübten Frauen barbarischer Völker, nach Art der Amazonen ausgerüstet. Nach der Geschichte von Kashmir (bei Wilson) zog der König Salta-

Der provençalische Frauendienst, wie er in den Liedern des Troubadours hervortritt, mag sich an die gynaikokratischen Verhältnisse des alten Iberien

ditya nach der Eroberung von Pradjtsch (Gohati in Assam) gegen Striradjyan, das Königreich der Frauen. Bei den Issedonen genoss die Frau gleiche Rechte mit dem Mann (Herodot). Am Flusse Puassa (Arm des Oyapoke) wohnten (nach Condamine) die langohrigen Indianer. Nach Mahanarwa (Cazik der Caraißen) besuchen die Felsen am Wara-Fluss bewohnenden Amazonen den Caraißenstamm der Teyrous in Cayenne. Nach dem Arawak erlauben die Amazonen oder Wirisamoca den Besuch der Männer nur einmal jährlich. Nach Peter Martyr kämpften (auf Guadelupe) die Frauen neben den Männern. Bei der Neger-Revolution (1823) begleiteten die Frauen (bei den Caraißen) die Männer in den Krieg. Bei den Ixamatzen (an der Mündung des Tannais) eadem artes feminae, quas viri, exercent, adeo ut ne militia quidem vacent (Mela). Macotidae, gynecocratoumeni (regna Amazonum). Schiltberger spricht von einer heidnischen frowen, die vint tused junkfrowen hatt (bei den Edigi) und das sie und ir frowen an den strit ritten und schussen vachten mit dem handbogen als die man. Zarina oder (cf. Nicol. Dam.) Zarinaea führte die mit den Parthern verbundenen Scythen gegen die Meder (s. Ctesias) nach dem Tode ihres Gatten Marmareus (in Roxanace). Sardanapalus, *Μηδία γὰρ ἑστῆτος* (König der als Meder bezeichneten Assyrer) verbrannte (von den als Perser bezeichneten Medern angegriffen) in seinem durch Blitz angezündeten Pallast (s. Xenophon). Die grünen Amazonensteine (Lapis nephriticus (oder Piedras hijadas) die von den Caraißen (nach Barrere) höher, als Gold geschätzt werden, stimmen (nach Clavigero) wie die (durch Sahagan) bei der Eroberung Mexico's unter den Anahuacs entdeckten (als Quetzalitzli oder Xouxouque teapatl) überein. Die Amazonen (Coignautese couima oder Aikeaubenanos) wurden (vom Gill) an den Cuchivero versetzt. Die Cariben bezeichnete die Amazonen als Wori-samacos oder Frauen ohne Ehemänner (nach Schomburgk). Die Tapuyos assen einen Theil ihrer verstorbenen Angehörigen, als das letzte Zeichen der Auhänglichkeit (s. Brett). Die Spanier unter Almagro erfuhren von den Einwohnern in Chili, das das nur von Frauen bewohnte Land zwischen zwei Flüssen durch die Königin Gabay milla (Goldhimmel) regiert werde (Zarate). Als die Vorfahren der Tscherkessen noch am Schwarzen Meere wohnten, kämpften sie mit dem Weibervolk der Emmetsch, bis auf Vorschlag ihres Anführers Thulme ein Zusammenleben vereinbart wurde (Reinegges). Nordwestlich von Fiji lag die Insel der unsterblichen Frauen. L'île des femmes (isola delle Femine) s'appellait Fini (Cassin). Nach Pausanias war es den Frauen untersagt, zur Zeit der Olympien den Alpheos zu überschreiten und der Feier zuzusehen. Ungehorsame wurden vom tupäischen Fels gestürzt (aber das Verbot trifft nur die verheiratheten Frauen, nicht die Mädchen). Als die rhodische Callipateira oder Pherenike sich verkleidet unter die Gymnasten gemischt, um ihren Sohn Pisidorus, als Sieger, zu bewillkommenen, wurde verordnet, dass fernerhin auch die Gymnasten nackt bei den Spielen erscheinen sollten. Die Nachstellungen des römischen Befehlshaber in Chäroneia trieben Damon zum Ränberleben Sappho bemühte sich um die Liebe der Weiber, Socrates pflegte die der Männer und Beide gestanden, dass sie Viele liebten und von allen Schönen gefesselt würden (s. Maximus Tyrius). Das Haupt des in Thracien getödteten Orpheus wird auf Lesbos bestattet. Kein Mann durfte die von samnitischen Frauen, die durch Bacchus begeistert wurden, bewohnte Insel vor der Mündung des Ligeris betreten. Les Saintes Femmes (Sanctos Hennos, Hennos Sacrados) presidēt l'avenir (XVIII. Jahrh) dans les Pyrénées (Foudeville-Sabatut). Auf der Inschrift v. Metz ist Antistita die Vorsteherin der Druidinnen (Fréret). Bei den Nasamonen wohnten die Eingeladenen der Braut bei gegen Geschenke (Herodot). Bei den Balearen folgte der Bräutigam den Eingeladenen (Diod). Ebenso auf Cuba. In der Moldau muss die Braut rohe Scherze anhören. Bei den Machlyern (in Libyen) verhand sich das Mädchen beim Fest einem der Gäste (Nic. Dam.). Gyptis (Nann's Tochter) wählte den phocäischen Wikingerhänptling beim Fest (nach nordiseher Sitte). Bei den libyschen Byäern herrscht ein Mann über das männliche, eine Fran über das weibliche Geschlecht. Durch Orpheus wird dem mächtigsten der Triebe eine neue, edlere Richtung gegeben. Auf die *ἄρήμενος ἑωρεος* gründete der apollinische Prophet die Erhebung des Menschengeschlechts aus dem Sumpfe hetärischer Sinnenlust zu einer höheren Stufe des Daseins (während den thracischen Franzen zur Strafe für die Ermordung die Stigmata des Tättowirens auferlegt werden, indem was früher ein Zeichen der *ευγυναια* war, in

anschliessen, die sich am längsten in Navarra erhielten, und die bei den Germanen von Tacitus bezeugte Achtung der Frauen führte dann jenseits der Sitonen zur Aufstellung eines Frauenreichs (das auch böhmische Sagen in einheimischer Localisirung kennen), wogegen in Hellas eine unnatürliche Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts, mit Bevorzugung des andern, eintrat. Durch strenge Gesetze wurde der weibliche Verkehr*) in Jomsborg und den Wikinger Gesetzen geregelt, wie aus den Sagas hervorgeht.

Schande verwandelt wird, wie bei den Sklaven der Geten). Als Beförderung der Tugend wurde der männliche Eros von den Alten, insbesondere den Aeolern und Dorern in ihr öffentliches Leben aufgenommen (nach Plutarch) und Sokrates knüpfte an die ἀρῆστες ἔρωτες die erste Erhebung des Menschen an, an ihnen die Befreiungen der Herrschaft des Stoffes, den Uebergang von dem Leibe zur Seele erkennend, in welchem sich die Liebe über die geschlechtlichen Triebe erhebt (Bachofen). Die birmanische Königin lässt die Männer tätowiren, um die unnatürliche Lust zu unterdrücken. Der Häuptling von Tonga vergass den Sinn des Tätowirens und liess Männer statt Frauen tätowiren. Unter Kaiser Wuti (25—57 p. d.), der die von einer Amazonin geleitete Revolution in Cochinchina unterdrückte, liefen die ersten Schiffr aus Indien in Kanton ein (n. Kruse). Ἔθνος δε γυναικίων αὶ Ἀμαζόντες πρὸς τῷ Θερμοδορί, διὸ καὶ ἀπὸ μῆτρων ἑγενέλογοῦντο, καθάπερ Ἀθήνας ἱστοροῖ. Nach Combes lebten bei den Cochinos auf Mindanao Männer in Weiberkleidern, aber geehrt und keusch, von weibischem Ansehen. Die Uritaos auf den Marianen lebten (nach Le Gobien) in Zügellosigkeit mit den Mädchen zusammen. Bei den Juruna macht der Vater von seinem Schwiegersohn gewisse Proben von Muth oder Geschicklichkeit zur Bedingung, entweder muss eine Unze oder Tapir verschafft, der Zahn des erlegten Feindes heimgebracht werden, oder es wurde z. B. (in Tavaquara) verlangt, während des Tanzen eine Cigarre zu verfertigen und zum Rauchen hinzureichen (bemerkte Prinz Adalbert bei seiner Reise nach Brasilien). Die Scythen wurden bei Plünderung des Tempel von Askalon mit der Krankheit der Phylister geschlagen, wie oft aphrodisische Heiligthümer besuchenden Pilger mit der syphilitischen. Die maltesische Colonie Achulla (n. Byzacium) heisst Kir. Mulleres Iberorum agros colunt, et quum peperere suo loco viros decumbere juben. in ministrant (Posidonius). Pigrizia degli uomini, operosita delle donne (Antinori) b. d. Nyam-Nyam.

*) Die Saporoger oder Wasserfall-Kosaken entführten aus Kleinarussland, Polen, den türkischen und tatarischen Ländern Knaben, Weiber und Mädchen. Die letzteren behielten sie nur bis zu ihrer Niederkunft in ihren Winterlagern, war das geborene Kind ein Knabe, so behielten sie es bei sich, wenn ein Mädchen, so schickten sie es zusammen mit der Mutter in die Heimath zurück (nach Engel). Als Myrina's Amazonen Cerna eroberten, tödteten sie die wehrfähigen Männer, Frauen und Kinder in die Gefangenschaft führend (Diod). Der allein zurückkehrende Athener wurde von den Frauen mit ihren Spangen erstochen. No podian comprehender (los Carives) como los Españoles obedecian las ordenes de zu gefe ni como se sujeta un hombre mas fuerte à un otro mas flaco o como un solo podia mandar à muchos, aunque su mugeres como sexo débil, estaban sometidas à sus maridos como unas verdaderas esclavas (Valdanes de Sotomayor). Die Tecpaneker zwingen die mexicanischen Gesandten die vom König Matlaton geschenkten Frauenkleider anzuziehen, um sie zu insultiren (wie bei den Delawaren). Der Aphroditentempel der Höhen (ἀρχαία) auf der brustförmigen (μαστοειδής) Spitze des cyprischen Olympos durfte von Frauen nicht betreten werden. Nur Männer (aus den drei oberen Kasten) können die Vedas studiren (nach Madhava). Als die Geten von den Bastarnen besiegt waren, befahl König Oroles, dass sie ihren Frauen dienen (und verkehrt im Bette schlafen) sollten (Justin). Some females (of the Nut) are always set apart for regular marriage. They are not taught performances of any kind, but their duty to the tribe is to bear as many children as possible (Kay). Pour se débarasser plus aisément des maîtresses, qu'il répudiait (Dahomey), Miloch avait interdit à tous les jeunes gens de sa garde de recevoir leur femmes d'une autre main que de la sienne, l'oukase de 1834 sur ce sujet est formel (n. Robert). When Prajapati, Buddha's, foster-mother, asked (with the other princesses) permission to enter the priesthood,

Von den verschiedenen Berichten über die Amazonen*) stehen die die sauromatischen betreffenden, der historischen Zeit am nächsten und sie brauchen auch, der ganzen Fassung nach in keiner Weise bezweifelt zu werden, da Alles das von ihnen Erzählte sich noch heutzutage bei asiatischen Reitervölkern findet und immer finden wird. Die Bilanz der durch das Recht des Stärkeren begründeten Superiorität schwankt zwischen beiden Geschlechtern in der Reihe des Thierreiches. Bei den Vögeln liegt das schwerere Gewicht meist auf der Seite des weiblichen, bei den Säugethieren gewöhnlich beim männlichen, und so beim Menschen, doch ist im Ganzen der in der Natur selbst begründete Unterschied nur ein geringer, so dass man bei nicht allzugenaue Abwägung ein Gleichgewicht annehmen kann. Beim ansässigen Leben, wird durch den zunehmenden Luxus und die Verfeinerung der Sitten allerdings das weibliche Geschlecht vornehmlich betroffen, und dadurch rasch in solcher Weise verändert, dass es fortan unfähig ist, die Mehrzahl der männlichen Beschäftigungen**) zu versehen, im Nomadenleben dagegen ver-

Buddha rooked them, saying: „Women do not try to enter my immaculate priesthood“, but received them afterwards. Nach Pausanias war der Tempel des Apollo Amazonios, sowie der Diana (in Pyrrichos) durch die vom Thermodon stammenden Frauen gegründet.

*) Unter den Eigenthümlichkeiten, die Aegypten zur verkehrten Welt machten, erwähnt Herodot, dass dort abwärts statt aufwärts gewebt wird, und Männer Lasten auf den Kopf, Frauen dagegen auf den Schultern tragen. Gewöhnlich findet sich allerdings das Gegentheil, dass nämlich in Gegenden, wo Frauen harte Arbeit obliegt, die Gewohnheit vorwiegt, auf dem Kopf zu tragen, als der weiblichen Natur mehr entsprechend. Schultern und Rücken sind bei Frauen der Brüste wegen empfindlicher als bei Männern, weshalb sie auch in den Zeiten, wo das weibliche Geschlecht noch körperlichen Züchtigungen unterworfen war, verschont wurden, einer alten Regel gemäss, die auch von den Beichtvätern in der Application der disciplina sub deorsum beleuchtet wurde. König Pheron (Phuron oder Menephtah) oder (h. Pünius) Neucoreus, der Pharaoh des Exodus (n. Lepsius), der seinen Speer in den geschwollenen Fluss schleudernd, erblindete, liess die Frauen, mit deren Urin er sich vergeblich gewaschen, bei Erythrabolus (Roth-Erde) verbrennen. Abraham musste Sarah und Alexander (Paris) Helena abtreten (in Aegypten).

**) Die Weiber der Guaycurus pflegen in der Jugend die Nachkommenschaft künstlich abzutreiben, um leichter die Strapazen des Reiterlebens zu ertragen. Erst wenn ein Alter von 25 Jahren erreicht ist, üben sie die Mutterpflichten (s. v. Martius). Dobrizhoffer erklärt die schweren Geburten bei Reitervölkern aus einer Misshildung und Verhärtung des Steissbeins. Nach Castelnau schlichten die Frauen der Guaycurus im geschlossenen Kreise der Horde ihre Streitigkeiten mit Faustkämpfen. Jenseits des Weiberlandes (b. Ad. Brem.) Wilzi, Mirri, Lami, Seuti et Turci habitare feruntur usque ad Ruzziam (Thracia oder Tricatia über der Duna). Im Dolmen zu Gierum wurde neben einem weiblichen Skelette eine Axt gefunden. Die Frauen, die sich in dorischen Röcken brüsteten (*βραστερον*), halb nackt auch zur leichten Bewegung geschickt, wurden von den Athenern in lange Gewänder (unter Beraubung der Spangen) gehüllt, nach der äginetischen Niederlage (n. Duris). Die Amazonenkönigin am Thermodon wies (n. Diodor) den Männern Wollarbeit zu. In Aegypten sitzen die Männer am Webstuhl (n. Sophokles), während die Weiber draussen schafften. Ze Künis (Tunis) erbt auch die wib, und nicht die man. In den Streitigkeiten der Kurden stellen die Frauen den Frieden her. Die Tovan in Centralasien folgen in Allem den Frauen. *Σταυροβάται τοίς γυναιξί πάντα κείδονται ὡς δεσπόταις* (Nic. Dam.) Nach Strabo wurden nördlich von Caucasus Amazonen gesetzt (n. Theophanes am Mermadalis gekannt). Die Horiti wohnen neben Maogdhaland (n. Alfred). Paul Diacs hat gehört usque hodie in intimis Germaniae finibus gentem harum existere feminarum. Nach Seylaz hatten die Frauen grossen Einfluss bei den Illyriern. Circa haec litora Baltici maris ferunt

richten beide Geschlechter ziemlich dieselben Arbeiten und sind an gleiche Obliegenheiten gewöhnt, wenn nicht aus anderer Quelle geflossene Bestimmungen, wie bei den Mohamedanern, darin eine Aenderung herbeirufen. Bei den Hirtenvölkern ziehen die Frauen mit den Heerden umher, wie die Männer, und sind sie bei der Weiterwanderung in gleicher Weise behülflich, bei Stämmen, die an Krieg und Raub gewöhnt sind, die stets mit den Waffen in der Hand gegen ihre Feinde gerüstet sein müssen, werden die Frauen ebensowohl in den Kampf ziehen, wie die Männer, und schon durch die Noth gezwungen an ihrer Seite kämpfen, wie die Gallierinnen mit ihren weissen Armeu (nach Amm. Marc.) an der Seite der Ebehälften dreinschlugen. Bei kriegerischen Stämmen findet sich oft die Bestimmung, dass erst eine blutige Waffenthat vollführt sein muss, ehe der Jüngling in die Reihen der Männer eintreten darf. Die Germanen konnten allein dann ihr Haar scheeren und dem Kuki ist die Heirath erst erlaubt, nachdem er seinen pflichtmässigen Menschenkopf eingeliefert hat. Sind also von einem Volk beide Geschlechter gleichmässig zum Kriege geschickt, so mag dieselbe Bestimmung auch beide betreffen, und Herodot's Erzählung, dass bei den Sauromaten keine Jungfrau zur Vermählung zugelassen werde, die nicht einen Gegner getödtet, hat um so weniger etwas überraschendes, da sich ganz analoge Bestimmungen unter den Eimak finden, bei denen heutzutage einem Mädchen der Ehestand verschlossen ist, ehe sie nicht eine tapfere That ausgeübt hat. Auch von den Frauen der Hazzarah, bemerkt Ferricr, dass sie ebenso verwegen seien, wie die Männer und stets in den vordersten Reihen kämpften. Nach den chinesischen Geschichtsbüchern der Tang-Dynastie nahmen die Frauen von Kustana oder Khotan an der Gesellschaft der Männer Theil und ritten, wie diese auf Pferden oder auf Kameelen. Bei den Molathemah der Morabethun (Almoraviden) soll der Gebrauch des Schleiers oder Letham durch Abdallah Ben Bassin eingeführt sein, in Folge einer Schlacht, an der die Frauen mit ihrem nach gewöhnlicher Weise verdecktem Gesicht theilnahmen und die Männer darin nachgeahmt hätten, damit der Feind die Geschlechter nicht zu unterscheiden vermöge (ähnlich der von Longobarden gegen Vandalen verwandten List).

Bei Völkern, bei denen beide Geschlechter in solcher Weise auf gleichem

esse Amazonas, quod nunc terra feminarum dicitur (Ad. Brom.) Die Königin Mancochisue (Tochter des Sebituane) wollte sich alle Männer ihres Stammes zueignen (n. Livingstone). In Morauma hat der Bräutigam der Schwiegermutter zu dienen. Die (1700) Inseln Wakwak sollen von einer Frau beherrscht sein. Musa ben elmubarek behauptet, er sei zu ihr herangekommen und habe sie auf einem Throne sitzend gesehen, ganz nackt, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, und neben ihr 4000 Sklavinnen, lauter nackte Jungfrauen (n. Kazwini). Unter der Anführung einer Frau Gaichouarioski im nördlichen Amerika umherirrend, wurden die Iroquesischen Agnier nach der Lage von Quebec geführt, begaben sich aber von dort (als zu kalter und zu bergiger Gegend) nach Agnie, wo Ackerbau möglich war (Le Beau). The condition of the females among the Nehannies (ruled by a woman) stand much higher, than among the American Indians generally (n. Isbister). Im Kali-Alter werden (n. d. Vishnu-Purana) die Kanakas im Amazonenlande (Stri-rajya) herrschen. Im Amazonenkampf auf der Volcentischen Cysta finden sich gezackte Schwerter.

Niveau standen, mussten an sich die Frauen ebenso gut ein Erbrecht auf die Krone haben, wie die Männer, und dasjenige, was die Berichte der Alten über Gynaikokratien und Weiberregimenter oft so eigenthümlich fürbt, scheint sich auf einen Mangel des salischen Gesetzes zu reduciren, das später überall zur Gültigkeit gelangt sein wird, da die Semiramis der Assyrier, die Zarina der Saker, die Tomyris der Massageten, die Thalestris Hyrcaniens u. s. w. in historischen Zeiten mehr und mehr verschwiuden. Fand weibliche Nachfolge statt, wie sie Binotheris oder Ba-neter-an in Aegypten einfuhrte unter der II. Dyn.,*) so war es natürlich, dass eine Königin auf dem Throne schon an sich die Aufmerksamkeit (wie jetzt Englands Victoria bei ihren asiatischen Vasallen und Verbündeten) auf sich zog, bei allen umwohnenden Völkern, die das bei ihnen vielleicht verachtete Frauengeschlecht solcher Auszeichnung unfähig hielten, und war jene Königin also thatkräftig und unternehmend, so musste alles von ihr Vollfuhrt mit übertriebenen Farben ausgemalt und rasch nach ihrem Tode riesige Dimensionen annehmen (gleich der Kaiserin Jingu, die unter den Mikado's als Mutter des Kriegsgottes deificirt wurde). Die früher weitere Verbreitung des Mutterrechtes**) zeigt sich in den bei Locern, bei Lydiern und sonst erhaltenen Resten desselben, und lehrreich ist die hellenische Mythe der Atalanta, die die Uebergangsstufe zu markiren scheint, indem schon solche Antipathie gegen Gleichstellung der Frauen eingetreten ist, dass mit Ausnahme des ritterlichen Meleager die übrigen Helden Bedenken tragen, die mit allen Eigenschaften einer tapferen Amazone ausgerüstete Jungfrau bei der Eberjagd zuzulassen und die Söhne des Thestius (nach Apollodor) die Vorrechte ihres Geschlechtes für genügend erachten, um den Preis für sich in Anspruch zu nehmen.

Die in Tibet aus der grösseren Zahl geborenen Knaben erklärte Polyandrie (wie sie sich in Cochin bei den Nairs findet), erwähnt Strabo bei den Medern, wo die Frauen dahin strebten, möglichst viele***) Männer zu haben wo möglich fünf (also die Pancha-Pandu), wogegen bei den Bergvölkern der

*) Auf den Hieroglyphen finden sich Titel, wie die göttliche Gattin (des Gottes Gattin) oder die Mutter des Gottes. Im Tempel zu Theben empfing, wie in dem von Patara in Lycien und dem Belustempel Babylons, eine eingeschlossene Frau den Besuch des Gottes (nach Herodot), so dass es an Gottessöhnen nicht mangeln konnte.

**) Die epizephyrischen Locrer rechneten den Adel von mütterlicher Seite. Die Lycier nannten sich von der Mutter her. Die zur Zeit des Crösus erhaltene Sage von Atys, dessentwegen die Waffen aus den Gemächern der Männer in die der Frauen entfernt seien, deutet auf früheren Gebrauch durch die letzteren. Die Mysterien des Osiris waren durch die Töchter des Danaus in Griechenland eingeführt (s. Herodot). Wie Amenhotep IV. ist Danaus von seinen Töchtern begleitet, und die in Argos Wassersuchende schießt auf den Satyr einen Pfeil ab. Als (nach syrischer Sage) böse Geister den Wald von Mabug unsicher machten, sandten die Priester die Simi (Hadad's Tochter), um durch Ausgüsse von Meerwasser die bösen Geister und die Bruuen kzu bannen.

***) Bei den Gindaneu (in Afrika), war es ein Stolz der Weiber von vielen Männern beschlafen zu sein, und trugen sie zum Zeichen jeder neuen Begattung einen Riemen um das Bein (Herodot). Zur Deisdämonie (eine abergläubige Scheu vor dämonischen Mächten, von denen man keine bestimmte Vorstellung hatte) kam zur Zeit der Perserkriege die Magie nach Griechenland

König verpflichtet gewesen, fünf Frauen*) sich zu vermählen. In Aethiopien verhält sich die Frauenregierung wie in Arabien, und als die dortige Königin nach Niniveh Gesandte geschickt, setzte Assarhaddon**) eine Frau aus dem Pallast in das Königthum Arabien ein.

(s. Wachsmuth). In answer to the objection (against the marriage of the five Pandavo brethren to Draupadi) Yudhisthir observes, that they only follow in this polyandrian marriage, the path trod by other princes (acc. to the Mahabharata). The powerful Yanadhira (amongst Jarasandha's allies) is said (in the Mahabharata) to possess boundless authority and to reign over the West like another Varuna. In Sacala (the chief city of the Bahicas) a female demon (Racshasi) on d. 14. day of the dark fortnight sings aloud: I will feast on the flesh of kine and quaff the inebriating spirit, attended by fair and graceful females (acc. to the Mahabharata). Die Vielweiberei scheint bei den Troern eine königliche Prerogative gewesen zu sein (s. E. Müller). Bei den Persern fand (nach Strabo) Beischlaf mit den Müttern, bei den Arabern (nach Hammer) mit den Stiefmüttern statt, und auch die Iuguschen (s. Potocki) heirathen ihres Vaters Frau. Die auf Doppelschlitzen (wie die Urjangkuti Pischeh oder Wald-Urjangkuten) fahrenden Türken (östlich von den Hakas oder Chirkiz) oder Tukhus werden als auf hölzernen Pferden beschrieben. Kiptschak vor dem Ugei Churdschi (zur Zeit des Hulagu) aus der Dschelair (der Tartaren) verwandt. But-Tengri (Sohn des Gugschis) ein Stamm der Urnaut (zur Zeit des Temudschin) ritt auf einem Schimmel in den Himmel und wählte den Namen Dschinggizehan (der Unerschütterliche) auf Gottes Befehl. Bei den Waraus kommt sowohl Polygamie wie Polyandrie vor, und Brett hört von einer Frau mit drei Ehemännern. Die Königin Zingha in Congo hielt sich viele Männer und gestattete Wiederverheirathen (mit Tödtung der Kinder 1640. In Targa genießt die Frau Vorrechte über den Mann (Duveyrier). Bei den Beni Jam (in Wadi Nedjran) läßt der Mann beim Verreise der Frau im Haus eines Freundes, der alle Pflichten des Ehemannes leistet (Burckhardt). Beim Asir-Stamm der Merekete wird dem eingekehrten Fremdling ein weibliches Glied der Familie zur Lagergenossin während der Nacht gegeben. Bei den Nachbarn der (Ihyschen) Nasamonen wird der Fremdling erst von der Frau oder Tochter bewirthet. Kathai ou hien Katha été formé par corruption du Khatat, comme l'écrivent les Mongols, ou de Kithai ou Kithait, comme ils le prononcent, nommant ainsi la Chine entière (s. Visdelon). Les Khatou (de Leno) perdirent l'empire 1125 p. J.). Vamxechim war Hauptstadt der nomadisirenden Yetho, bei denen die Frauen nach der Zahl der Männer Knoten an der Haube trugen. Die Weiber der Tokhari eines zum Buddhismus bekehrten Stammes der Sakhi (bei dem aus Mangel an Weibern Vielweiberei eingeführt wurde) tragen auf ihren Mützen so viele Hörner, als sie Männer haben (s. Tschibateff), und ebenso bei den Dscheta (ihren Vorfahren) oder Yit (nach Vivien de St. Martin). Die Weiber der Okkal am Libanon tragen hornartige Mützen, tortur genannt. Der Kopfschmuck ethnischer Weiber heisst Türk. Nach Strabo tragen die Frauen in Hispanien einen Schleier über den Hörnern. *Παλαμπος* (Ringer) wurde später Herakles genannt. Chittier waren die Ureinwohner Palästina's. Im Mittelmeer durfte nach dem Frieden des Cimou kein bewaffnetes Fahrzeug der Phönizier über Phaselis hinaus die griechischen Gewässer befahren. Die cannibalische Sumbas drangen (unter ihrer Königin Dumba) bis nach Sierra Leone vor (XVI. Jahrh. p.). Nach Theophanes (der auf Pompejus Feldzuge Albanien besuchte), trennte der Mermadalis von den gethischen und legischen Scythen die Amazonen, die Scepsis und Hypsikrates an die Grenz der Gargarier und die nördlichen Abhänge des dort Ceraunia genannten Caucasus-Gebirge.

*) *Diebus ejus incepit regnum mulierum, quas Amazonas vocant, quorum historia ita habet. Bello tentavit urbs nrbem, cumque cives Amazonum ad internecionem fuissent caesi, defunctorum viduae spiculis sive lanceis arreptis strenue cum hostibus pugnarunt, adeo ut evaderent superiores et regnum suum longe continuarent* (Schalsch. Nakkab). Elmazin setzt die babylonischen Amazonen in die Zeit des ägyptischen Königs Rehn (mit der Gynokratie der Sabier). Eutychides erwähnt der Frauenherrschaft in Saba. *Tempore Abrahami fuit rex in Oriente, cui nomen Horesch, qui extraxit Aramisatum, Claudiam, Frakum, qua etiam aetate regnavit Chalib, utior Sin, sacerdotis Montis, quae Nezbini aedificavit et Rohan, eamque mroo mniviv. Extruxit etiam templum magnum Charris, fecitque imaginem auream nomine Sin, quam in medio templi collocavit, mandavitque omnibus incolis Charraeis, ut eam adorarent (Patricides).*

**) Phineus, von Agenor nach Thrazien gesendet (s. Nonnus), vermählte sich mit der Ama-

In India intra Gangem nennt Plinius die Pandae ein von Weibern beherrschtes*) Volk, in Meroe folgen sich die Königinnen unter dem Titel

zone Oreithyia. Nach Apollodor wurde Orithyia, Tochter des Erechtheus (Sohn des Pandion) von Boreas geraubt. Die Mädchen (in den Töchtern des Erechtheus sowohl, wie den des Hyacinthus) schlachtende Athener fraternalisirten (trotz des Krieges) uoch später mit den Amazonen und der Amphictyon (der Cranaus gestürzt hatte) vertreibende Erichthonius war von Athene geboren, als Vater des Pandion. Bei den indischen Pandae galt Weiber Regiment, wie Polyandrie bei den Pandu. Vanda herrscht in Krakau. Freiya (die Ergießung zu Freyr) heisst Wanadis (nympha Wanarum). In der lith. Mythe verwüsten die Riesen Wandu und Weja (Wasser und Wind) die Erde. Mit Ablaut heisst der Name Vindili (bei Tac.) Vandilli (Vandali) von vindan (winden) oder wantalon (wandeln), vandjan (s. Zeuss), als *Οὐρανός* (bei Olymp.) oder *Βανδύλος* (Zosim.). Der Tauauqvist (Vanasqvist), als Grenzscheide zwischen Asen und Vanen, gilt als Tanais (in d. Yngl. saga). In finnischer Zunge heisst der Russe noch jetzt Wenäläinen (esthn. Wennelane), selbst der Name der Wenden könnte anklingen (Grimm). Der den Nomaden geläufige Name Tanais (oder Don.) zeigt sich im Gothenkönig Taunasis, in einer männlichen, in Tanaitis in weiblicher Wandlung. Strabo bezeichnet Tanais, dem zu Ehren die Sakaen gefeiert wurde, als patrium numen (*θεός πατριός*) der Perser. Anaitis oder Tanais hiess (nach Polyb.) *Αἰση* in Ecbatana (s. Movers). Aphrodite Tanais (vom Fluss Tanais) wurde mit Pharnuches (Pharakes) und Pharsiris (Oitasyris) verehrt. Lydus erklärte Astarte von *αστο* und *αριση*. Athen von *αστο* και *εζοχηρ*. Thesus orluete in Amatus ein Fest an, bei welchem ein auf der Erde liegender Jüngling die Bewegungen einer in den Wehen liegenden Frau nachahmte. Astarte oder Nemanun gebar dem Malsander den phönizischen Linus (Plut.). Hasdingi (Astingi oder Hasdingi) bedeutet Männer mit Frauenhaar, indem das vandalische Königsgeschlecht ehemals zu dem Cultus des Stammes in demselben Verhältnis stand, wie die Ynglinge und Skiöldunge zu dem Cultus des Freyr in Schweden und Dänemark (s. Möllenhoff). Dem Dienst der nahauavarischen Brüder (dem Castor und Pollux verglichen) stand (nach Tacitus) ein sacerdos muliebris ornatu vor. Die Tarentiner stellten die Frauen und Mädchen ihrer besiegten Feinde einen Tag lang nackt im Tempel aus, für Jedes Gebrauch (nach Klearchos).

*) Die Gynaikokratie im Gebirge Azyr (wie im heidnischen Yemou) wurde durch die Wechabiten zerstört. Die Wittve Ghalye, die die Begum-Araber anführte, wurde von den Türken für eine Zauberin gehalten (Burckhardt). The government of Napata, like that of Meroe, was often committed to the hand of women, who bore the title of Nubade, and in the kingdom of Sebudy Burckhardt found a similar regimen (n. Donne). Roxane, the daughter of Idernes and half-sister of Terituchmes, is noted (by Ctesias) a thoroughly well skilled in the use of the bow and the javelin (Rawlinson). Bei der Ehe trat der Mann (in Nicaragua) in eine abhängige Stellung (n. Navarrete). Die Weiber (von Panama) kämpften im Kriege mit (nach Gomara). „Die Kleidung die die Statuen der Athene schmückt, sowie ihre Aegis haben die Griechen von den libyschen Frauen entlehnt. Denn nicht nur sind die Kleider der Libyerinnen von Leder, mit Franzen behangen, in der Form von Schlangen, sondern sie sind auch sonst in gleicher Weise gekleidet. Auch zeigt der Mann, dass die Bekleidungsweise der Pallas-Statuen von Libyen kam, da die Libyerinnen unbehaarte Ziegenfellkleider, an den Enden gefranzt und roth gefärbt, über ihr Gewand tragen, und von diesen Ziegenfellen erhielten die Griechen das Wort Aegis (Ziegenpanzer). Auch scheinen die lauten Schreie in den Ceremonien von dort zu stammen, denn die libyschen Frauen sind darin sehr geübt und stossen sie recht hübsch hervor“ (Herodot), wie in dem Ritual der Fetischwälder. Im Soudan besteht die Kleidung (nach Lyon) meist aus Leder. Nach Hesiod dämmte Orion das Zwischenmeer Rhegium's durch das Vorgebirge von Pelorias ein, im Tempel des Poseidon wurde die Leibwache des Königs der Behrs am weissen Nil nur von Frauen gebildet. Die von Ferguson nach den Dolmen Rath Croghau (Brotagno) entzifferte Schrift (im Ogham) spricht von der Amazonenkönigin Medf (Ossian's) Nach Aristoteles gehorchten alle kriegerischen Völker dem Weibe. Bei dem hannibalischen Bündniss mit den Galliern wurde die Entscheidung den Matronen überlassen. Bei den Cantabern wurde (n. Strabo) die Brüder von den Schwestern dotirt. Nach der Sacralbestimmung waren alle weiblichen Opfer der Gottheit genehmer. Bellerophon (der Besieger der Amazonen), durch Zeus vom Pegasus

Candace, aus Süd-Arabien kam Balkis oder (aus Abyssinien) Maqueda zu Salomo und ebenso lässt Eutrop die Sabäer von Königinnen beherrscht sein, während Tiglath-Pilsaer II. (769 a. d.) von der Königin der Idumäer und Araber Tribut empfängt.

Im Norden wird femina dominatur bei den Sitonen (nach Tacitus) erwähnt, bei den Kwenen kennt Adam Brem, terrae feminarum, Paulus Diaconus ein Frauenvolk in intimis Germaniae finibus, Cosmas von Prag ein Maegdthland neben den Horiten. Nach dem Tode der Libussa (Tochter des Krak) brach der Mädchenkrieg aus, der unter Wlasta von Dewyn aus gegen die Männer geführt wurde. Noch in der scandinavischen Sagenzeit sind die Schildmädchen eine gewöhnliche Erscheinung in den Reihen der Krieger*). In der Brawallaschlacht befehligte die Harald's Banner tragende Wisma ein grosses Heer Wenden, oder (nach Saxo Grammatius) eine slavische Schaar, Webjorg ein Heer südlich von Gothland, Hetha ein tapferes Gefolge von Kriegern und neben ihnen andere Jungfrauen. Auch hier markirt sich die Reaction. Weil die Walkyrie Sigdrifa oder Brynhild den Heermann Hialmgunnar erschlagen, stach sie Odhin mit dem Schlafdorn, bis sie von Sigurdh befreit wird und sich vermählen muss (nach der Volsungasaga). Herakles „vernichtete die Gorgonen und die Amazonen, weil er glaubte, wenn er der Wohlthäter des gesammten Menschengeschlechtes werden wollte, so dürfte er es nicht dulden, dass es noch von Weibern beherrschte Völker gäbe“. In der griechischen Sage dicnt Herakles (der Stammherr des heraklidischen Kriegesgeschlechtes in Sardis) der Omphale von Lydien, vom lydischen Doppelgänger Sandon (Sardan-apala oder Ninip**) dagegen wird erzählt, dass er

gestürzt, behielt ein hinkendes Bein (n. Steph Byz.) Auf der Ruveser Vase unterstützen die Amazonen den Bellerophon in Bekämpfung der Chimära. Die Nasamonen wohnten (wie die Massageten) beliebig den Frauen bei, und ebenso die Auser und Lihurner dextram mammam iis virilem, laevam mulierem esse habe Aristoteles von den Machlyern gesagt (Plinius). Pandaeon genitum foeminae tenent, cui prior regina Herculis filia (Martianus). Nach Nic. Dam. herrschten bei den Sarmaten die Frauen. Die Tage (Freitag und Montag) der Frauen-Promenaden sind (in Bosnien) dem Aschyklik (Damendienst) gewidmet, welcher Branch an das in Oberösterreich und Steiermark übliche Fensterln erinnert (n. Roskiéwics). Das goldene Zeitalter in Wyangöf (Sitz der Göttinnen) wurde durch die Weiber aus Jotunheim's (Cyclopedstadt) vernichtet. Mit Penthesilea, (die letzte der Amazonen,) verschwand diese Nation und wurde seitdem mythisch betrachtet (nach Diodor). There are instances of women for some particular services, either of themselves or of their family, being promoted to the rank of captain, and in the late invasion of the Apollonian territory, a brave Amazon of Dixcove marched at the head of her company (n. Cruickshank) 1853. Virgines et mulieres equitant, et agilitur currunt in equis, et viri (Carpin) bei den Mongolen. Argos wurde durch die unter Telesilla kämpfenden Frauen gerettet, als die Spartauer unter Cleomeus gesiegt hatten.

*) Die Kurenen sollten so genannt sein, weil sie nach Art der Jungfrauen (Korae) weibliche Kleider trügen, wozu Strabo die Jaouen im Schleppgewande (h. Homer) vergleicht. Sonst von dem jugendlichen Scheeren des Kopfes. Achill (in Frauenkleidern gedeckt) wurde neben der Astarte-Taüt verehrt.

**) Nach Herodot's Berechnung fällt die Gründung des lydischen Reiches 1221 a. d. und in dem 1314 a. d. von Venus gestiftetem Reich Assyriens bestieg 1200 a. d. Niuppallasar, Sohn oder Nachkommen des Ninip (des assyrischen Herakles) den Thron, von dem in der Inschrift

die Amazonen unterworfen und das Beil ihrer Königin den lydischen Königen als Reichs-Insignie hinterlassen. Die Amazonia securis (bei Horaz) ist auf dem Sarcophage von Salonichi dargestellt und (nach Nilsson) finden sich doppelschneidige Amazonen-Aexte aller Grössen in den westgothischen Gräbern der Steinperiode, zum Theil ähnlich der Securicula anceps, die die Jungfrau Palästra (bei Plautus) als Amulet trägt.

In all diesen Berichten über kriegerische Frauen und ihre Theilnahme an den Geschäften der Männer liegt nichts aussergewöhnliches, weil wir sie sämmtlich mit Analogien belegen können, die uns aus jetzt noch bestehenden Verhältnisse zugänglich sind. Eigenthümlicher schon ist unter den Gynaiko-Kratumeanoi (wie die Emmetsch bei Tavernier) das Weiberreich am Pontus, wo geradezu eine Umkehr*) in der gegenseitigen Stellung der Geschlechter zu einander bestanden haben soll, und Aehnliches scheint Herodot mit einer Bemerkung über Aegypten haben andeuten zu wollen. Es ist nun jedenfalls beachtenswerth, dass dieser sonderbare Bericht, den man im ersten Augenblick dem Fabellande in verkehrter Welt zuzuschicken geneigt sein könnte, sich in Diodors Erzählung an Afrika anknüpft, gerade denjenigen Continent, wo, wenn überhaupt, derartiges allein statthaben kann und auch allein stattgehabt hat. Nachdem Myrina ihren Sieg über die Gorgonen durch Errichtung der Amazonenhügel**) verewigt und in Aegypten mit Horus ein

gesetzt wird, dass er zuerst das Land Assur in Ordnung brachte und als der erste das assyrische Heer aushob, Unter seinem Sohn Assurdayan hörte der noch 1150 n. d. von Rhamses XII. eingeforderte Tribut auf, als in Egypten der Hohenpriester Herr-Hor den Thron usurpirte. Die Gorgonen lebten in der Stadt Tithrasus am Triton und Tithras war Demus in Attica. Καλοῦσι δὲ τὴν Ἀθηνῶν κορηναίῳ Γοργῶ, ὡσπερ τὴν Ἀρτεμιν Θράκης Βιθύναι, Λακκιαιμόνιοι δὲ Οὐπίη. Das im assyrischen Pallast von Nemrod gefundene Basrelief (bei Layard) stellt einen König vor, mit einem Beil als religiösem Symbol (wie bei Jeremias beschrieben). Labraudens wurde in Mylasa verehrt (als Gottesbeil). Die Münzen von Tenedos zeigen ein Doppelbeil, die Münzen von Mylasa in Carien den labrandischen Zeus (bei Plutarch) mit einem Beil. Nach Theopompus von Chios führte Alexander, Tyrann von Pherä in Thessalien, den Cult des Bacchus mit dem Beil von Pagasa ein (Διόνυσον τὸν ἐν Παγασαῖς ὡς ἔκαλετο πλοκος). Auf einem chaldäischen Cylinder ist ein Priester dargestellt, ein Beil verehrend (Longpérier). Dans le système hiéroglyphique égyptien le mot nouter, dieu, s'exprime toujours par un signe, qui n'est autre que la figure d'une hache. Die Frauen der Solon-Tataren reiten und führen Waffen (Grosier). Le vêtement de cérémonie de Chamone est souvent de pseudoloques de fer, en forme de hachettes, de crotales, de tubes, de feuilles de sauge, de disques, d'anneaux, d'anneaux etc. Le tout extrêmement curieux pour l'explication des objets de métal qu'on retrouve dans les fouilles de la Gaule et de la Germanie. Les robes des figurines de Chamones sont semées de petites plaques de fer angulaires suspendues au moyen d'un bélière.

*) Die alten Missionäre sprachen von den Erniedrigungen, die die Männer im Reiche der Königin Gingha von Matiambo zu erdulden gehabt, und Aehnliches berichtet Livingstone von den Baayai.

**) Κολωνή, κολωνός, κολωνία heisst Grabhügel, früher aber, wie aus κολος, κολοσσός, κώλον und columna hervorgeht, Säule, aus dem Begriff des Grabhügels entwickelt sich der des Hügels (collis) überhaupt (n. Müller). In dem durch sein Orakel berühmten. Zu Colophon besiegte Mopsus den Kalchas. Mopsusia (Μοψουσία) lag am Pyramus in Cilicien. Auch die carischen Milesierinnen verbanden sich durch einen gewissen Eid gegen die jonischen Männer, ihre Eroberer (n. Herodot). In Rom wurden den Frauen bei ihrem Feste der Bona dea Ausgelassenheiten nachgesehen.

Bündniß geschlossen, zog sie nach Besiegung der Araber und Syrer, den Ciliciern ihre Freiheit lassend, in Kämpfen mit den Tauriern durch Grossphrygien zum Meer, ausser Myrina, die Städte Kuna, Pitana und Priene erbauend, sowie Mitylene auf Lesbos, auf Samothrace Altäre errichtend und auf dem Festlande Korybanten genannte Söhne als Mysterienleiter einsetzend, (um afrikanische Fetischgebräuche in den Cult europäisch-asiatischer Götter einzuführen). Nach den Kriegen*) mit dem Thracier Mopsus**) und Sipylus aus Scythien sei das Reich geschwächt worden und der Rest der Amazonen nach Libyen zurückgekehrt.

Dort in Libyen erzählt Diodor von den staatlichen Einrichtungen, bei denen die Frauen die Herrschaft führten und in Schlangenhautpanzern ins Feld zogen, während die Männer auf häusliche Geschäfte angewiesen waren und die mit den dienstuntüchtigen Frauen gezeugten Kinder mit Milch aufpäppelten. Es sind diese Zustände ein Abbild derjenigen, wie sie Livingstone in Süd-Afrika fand, und wie sie bei der Rivalität der sich in ihren Mysterienbünden bekämpfenden Geschlechter jeden Augenblick in der einen oder andern Localität Afrikas noch jetzt, eintreten können. In Banam in Baghirmi wurde die Feldarbeit nicht (wie sonst im Sudan) von Frauen verrichtet, sondern von den Männern, da jene die Oberhand***) erhalten hatten (n. Barth).

*) Damit vereinigt sich der athenische Sieg über die Amazonen. Attica olim dicta est Mopsopia, filia Oceani (n. Euphorio) Der Lapitho Mopsus heisst *Μοψοσίδης*; (bei Hesiod.) Mopsia ist alter Name Pamphyliens (bei Plinius).

**) Mopsus (Sohn der Nympe Himantis) findet auch in Afrika Feinde, wo er mit den Argonauten anliegend, am Schlangenhiss stirbt Mopsus (der mit Amphilochos die Stadt Mallö gebaut) trifft (als Gegner des Calchas) mit ihm in (der jousischen Stadt) Colophon zusammen, deren (mit Korybanten zusammenklingender) Name auf dem (slavischen) Kolos oder Rundträger (der Neger) führt. Die Troglodyten am rothen Meer sollten nach der Beschneidung Colobos (Verstümmelte) beißen. Smyrna heisst (h. Herodot) eine Gründung Colophons (durch die Verbauten). Nach Diodor war Korybas (mit der Tochter des Cilix vermählt) Sohn des Dardanos und Cybele. Kobarnas war den Juden heilig und die Kobynen werden zu Kobolden. Die, wie Basilea des Westens, klagend umherschweifende Cybele führt die Handtrommel der Neger.

***) Am Leeba traf Livingstone mit den Häuptlingen zusammen, die unter dem weiblichen Fürsten Mauenko standen, der über die Balunda oder Balonda herrschte. Als er im Dorfe Nyanona's (Schwester des Shinte oder Kabompo) seine Anrede an den Gatten richtete, deutete dieser auf seine fürstliche Frau, als zu der Ehre berechtigt, neben der er sass. Unter den Baiyal kann ein Mann nichts ausführen (h. Tote), ohne zuvor seine Frau gefragt zu haben (h. Livingstone) Manenka, weiblicher Häuptling an der Grunze der Balonda, wurde durch ihren Mann als Zanberer begleitet. Die Geschichte der Zogzog (in Haoussa) beginnt mit den Eroberungen einer Frau (Aminah). In der Festung der Demdem wurde ein weibliches Götterbild verehrt. Um sich gegen den Mißbrauch der männlichen Herrschaft zu sichern, nehmen bei einigen Stämmen Afrikas die Weiber ihre Zuflucht zu einem bestimmten Cultus und setzen so dem Männerrecht das Ansehen der Initiation entgegen, eine Idee, die sich in dem Verhältniß der römischen Matrone zu Carmenta, der Initiation der Athenerin und allgemein in dem Schutze des Weibes durch die Mutter Erde auch bei den klassischen Völkern findet (Bachofen). In Jarkand nimmt die Frau den Ehrenplatz ein. In Fornosa bekloiden die Frauen das Priestertum. Urduja, die in Kalkuri residirende Tochter des Königs zu Tawalisi (jenseits der stillen See oder n. Bahr ul Kahl) zog (n. Ibn Batuta) mit ihren Frauen in den Krieg und wollte nur denjenigen ihrer Bewerber heirathen, der sie besiegen würde. Ibn Batuta hörte, wie ein Besucher des Shaikh von Sinkalan sich mit einer Krone auf dem Kopf im Lustgarten gesehen, aber als er einen Apfel

Ist noch keine Staatsgewalt organisch zum Durchbruch und sittlichen Anerkennung gekommen, so muss sich zur Erhaltung einer sittlichen Gesellschaftsordnung, die Lebensbedingung für jede menschliche Existenz ist, die Selbsthülfe constituiren und in allen Theilen der Welt einen ähnlichen Ausdruck zeigen, den Ausdruck des Volkswillens mit der Herrschergewalt bekleidend, und so auch hier den Verbrecher durch die Macht des Stärkeren, durch dessen Recht bezwingend. Daraus gingen in Afrika die im Dunkel der Fetischwälder tagenden Geheimbünde hervor, der Purrah-Orden bei den Timmanis, der der Semo bei den Susus, der Mumbo-Yumbo bei den Mandingoes, das Bunda-Gericht bei den Bullameru, der Belli-Bund bei den Quojah, die Egbo-Freimaurerschaft am Alt-Calabar u. s. w. Aus gleichen Verhältnissen sicherte sich das junge San-Francisco sein Bestehen durch die Vigilance-Comittee, die aufblühenden Staaten Colorado, Idaho und Montana durch die Vigilanter, indem in diesem Zufluchtsort aller Gesetzesflüchtigen, Beidler, auf den Gesamtwillen*) gestützt, die menchelmörderische Bande der Road-Agents niederwarf und das Lynch-Gesetz**) übte.

Wie bei anderen Naturvölkern hat sich auch in vielen Gegenden Afrika's die gesellschaftliche Ordnung noch nicht über die Familie hinaus gegliedert, kaum in der ersten Erweiterung durch fictive agnatio zur gens, mit Aufnahme

essen wollte, wieder in der Höhle gefunden haben und ausgelacht sei. Die Gynaikokratie hat sich überall in bewusstem und fortgesetztem Widerstand der Frau gegen den sie erniedrigenden Hetärismus hervorgebildet, befestigt, erhalten. Dem Missbrauche des Mannes schutzlos hingegen und (nach der arabischen Tradition bei Strabo) durch dessen Lust zu Tode ermüdet, empfindet sie zuerst und am tiefsten die Sehnsucht nach geregelteren Zuständen und einer reinen Gesittung, deren Zwang der Mann im trotzigen Bewusstsein höherer physischer Kraft nur ungern sich bequemt (Bachofen). Indem das demetrische Princip als die Beeinträchtigung ins entgegengesetzte ursprünglichere, der Ehe selbst als die Verletzung eines Religionsgebotes erscheint, so erklärt sich (nach Bachofen) der Gedanke, dass die Ehe eine Sühne jener Gottheit verlangt, deren Gesetze sie durch Ausschliesslichkeit verletzt. Zur Ausrottung des Hetärismus war die Aussteuerung des Mädchens seitens ihrer Familie erforderlich (n. Bachofen). Das Vaterrecht verdankt seine Durchführung dem römischen Staatsprincip des männlichen Imperium (mehr, als dem delphischen Apoll). Den Befehlen ihrer Priester gehorchen die Leute in Arkhang (mit dem Hafens Tschnntag) blindlings (nach Abul Fasel). Die Weiber sind die Soldaten dieses Landes, ihnen sind die Männer untergeben (s. Bernoulli). Nach Vardan lebten zur Zeit des Abraham die Amazonen, deren Königin zu Allox residirte. Dodschaima, Nachfolger des Azditen Malec ben Fahm, wurde durch die amalekitische Königin Zabba (Schönhaar) getödtet, die Elchhorn mit Zaba (b. Vopisc.), Schwester der Zeobia (von Palmyra) identificirt. Die Sage von den Amazonen, (Yeamiaba), die am Rio Nhamunda mit Orellana gestritten (auch bei den Mavay-asu lebend) wird durch Weiber von der zu den Omaguas gehörigen Horde der Sorimao bezogen.

*) This indefinite unseen, unmeasurable power seems to have ever stricken the most courageous thieves and murderers nevertheless, when its sudden and fatal grasp was thrown around them. They would fight scores of men for their lives in any ordinary attempt to arrest them, but they seemed weakened, when the citizen confronted them in the name of public safety (Mc Clure). No formalities were known.

**) Wird ein Missethäter auf frischer That oder (nach westphälischer Sprache) mit habender Hand, blickendem Schein und gichtigen Munde von wissenden Schöppen (des Femgerichtes) betroffen, so konnten sie ihn ohne weitere Prozessförmlichkeit überzeugen, verurtheilen und bestrafen (s. Berck).

der Clienten in die Clanship. Bei den Kru tritt das Patriarchenthum in solcher Entschiedenheit hervor, dass selbst die Kastenabstufungen nach den Alterklassen fixirt sind, also im Wechsel steter Erneuerung, von den Jünglingen (Kedibo oder Knappen) durch den Kriegsadel der Männer (Sedibo) bis hinauf zum Senatus der Seniores (Gnekbade). *Duces ex virtute sumunt* (Tac.), gilt auch bei den brasilischen Indianern, wo nur persönliche Eigenschaften zum Anführer*) der Horde erheben (s. v. Martius), und dieser deshalb oft mit zunehmender Altersschwäche im Zweikampf von Stärkeren weichen muss. Ist dagegen die geistige Ueberlegung der Weisen oder Greise anerkannt, so sichern solche sich den Fortbestand ihrer Würde durch verschaffungsmässigen Vertrag mit den übrigen Mitgliedern der Volksgemeinde dadurch, dass diese durch regelmässigen Nachschub in die Rangordnungen hineinwachsen und also Alle allmählig in die Stelle des Herrschers kommen werden. Hat der Knabe die Prüfungen**) der Mannbarmachung überstanden, so erhält er den Ritterschlag, mit der Toga virilis der Männer, und rückt dann mit diesen allmählig weiter auf. Eine gefährliche Klasse von Unterthanen bilden dann die von allen Rechten ausgeschlossenen Frauen und Sklaven, und um die inneren Feinde im Zaume zu halten, schliessen sich die Männer in ihren Mysterien zusammen, deren Ausplauderung dem Verräther den Tod bringt (durch verummte Agenten bei den Purrah). Erscheint der Repräsentant des Grossfetisch in den Dörfern, so fliehen Frauen und Sklaven, und ebenso müssen sie die Strassen meiden, sobald am Calabar ein Egbotag proclamirt ist, da sie beim Betreten niedergehauen werden würden. Laufen klagen von den Ehemännern ein, so wird in Senegambien ein Gericht des Mumbo Yumbo angezeigt und alle Frauen haben sich auf dem Dorfplatz zu versammeln***). Mit dankel-

*) Persönliche Tüchtigkeit ist dem (homerischen) König nothwendig und wem diese abgeht, der thut gut, dem Thron zu entsagen (wie Laertes auf Ithaka). Auch von Peleus besorgt sein Sohn, dass er als schwacher Greis nicht mehr im Stande sein möge, die königliche Würde zu behaupten (Schoemann).

**) Von Senegambien bis zu den Ländern der Betschuanen und Kaffern finden sich durch ganz Afrika die vorbereitenden Ceremonien der Virilität, indem die gereifte Altersklasse der Knaben in abgelegene Wälder fortrieht und dort schwere Peinigungen untergeht, bei denen auch Geisselungen (wie im spartanischen Krinigel) nicht fehlen. Sie kehren dann als „Wiedergeborene“ zurück und sind fortan unter die Bürger recipirt. Aehnliches findet in Nord- und Süd-Amerika statt und in den Amazonasländern (bei den Indianern zu Cumana u. A. m.) müssen auch die Mädchen (wie es ebenso in manchen Theilen Afrika's vorkommt) einen gleichen Cursus an Geduldsprüfungen durchmachen, bei denen ihnen weder Fasten, noch Peitschen, noch Gefangenschaft noch andere Qualeu gespart werden. In Ulkani müssen die Mädchen Ameisenbisse ertragen, wie am Orinoco die Knaben. *Les garçons mandingues sont circoncis à l'âge de quinze à vingt ans, les filles subissent l'excision quand elles sont nubiles, souvent en la retardé jusqu'au moment où elles sont promises en mariage, j'ai même ou une femme mariée, ayant déjà eu un enfant, qui s'était soumise à cette opération (Caillié). Le jour de la circoncision, est un jour de réjouissance. Des le lendemain et les jours suivans, les filles circoncises sont, accompagnées d'une vieille femme, se promener dans le village.*

***) Bei den alten Dorfgerichten, wo nach dreimaligen Angang mit dem Strick das ausserbeobachtete aber nur den Eingeweihten bekannte Opfer gehängt wurde, hatte nach vorhergegangener Warnung Jeder die Freiheit fortzugehen, aber dann war all' sein Gut verfallen.

werden kommt der Popanz aus dem Waldheiligthum hervor, die Strafwerkzeuge tragend, und während der aufgeführten Tänze wird die Schuldige von seinen Trabanten ergriffen und je nach ihrem Vergehen härter oder leichter gezüchtigt. Zum Schutz gegen solche Tyrannei bildeten die (beschnittenen) Frauen bei den Quojah (dem Belli-Paato gegenüber) den Nesogge-Bund (mit dem Sandy-Tanz als Anerkennungszeichen), und dem von Nda präsidirten Orden der Männer (unter den Mpongwe) gegenüber, den der Njemhe oder ähnliche Weihebünde, deren Belauschen Du Chaillu fast das Lehen gekostet, wenn nicht die übrigen Männer durch hohe Sühnen sein Vergeben abgekauft hätten. Bei den Kumhasser wurden die adligen Mädchen in einem gemeinsamen Hause erzogen und die unter Aufsicht des Blitzgottes stehenden Weiher des Zo (s. Steinmann) lehen in einem Kloster beisammen, die nur ihnen verständliche Sprache der Aghui redend.

A. B.

Die Schädel der Coroados.

Von

Reinhold Hensel.

Ich habe in einer früheren Mittheilung über die Coroados von Rio Grande do Sul*) erwähnt, dass ich zwei Gräber derselben geöffnet und ihnen die Schädel entnommen hatte. Auch die Skelete zu sammeln, hatte die Zeit gefehlt, da ich fürchten musste, von den Indianern überrascht zu werden.

Diese beiden Schädel, welche ich mit I und II bezeichnen will, sind von besonderem Interesse, da der eine derselben I, wie ich dies schon in der früheren Mittheilung bemerkte, von einem bei seinen Stammesgenossen sehr angesehenen Individuum herrührt, das zu den Häuptlingen des Stammes zählte, und ein Alter von ungefähr 40 Jahren erreicht haben mag. Der andere Schädel, II, ist der eines Coroado gemeiner Rasse und hat einem Burschen von einigen zwanzig Jahren angehört.

Beide Schädel sind wohl als "ausgewachsen" zu betrachten, wenn auch an dem jüngeren die Nähte noch sehr deutlich sind. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von einander, indem an dem älteren alle Formen viel eckiger und ausgeprägter sind, ohne dass man hierin Altersunterschiede sehen kann,

*) S. diese Zeitschrift Bd. I, p. 124.

denn auch der jüngere Schädel gehört einem Alter an, in dem durchgreifende Veränderungen nicht mehr am Schädel auftreten. Man muss wohl die erwähnten Differenzen als individuelle ansehen, denn auch die Abstammung kann zu ihrer Erklärung nicht herbeigezogen werden, da der Schädel I entschieden ein viel mehr elementares Aussehen hat, als der andere.

Der ältere Indianer, welcher den Brasilianern gegenüber den Namen Domingo führte, hatte von der Regierung um seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn willfähriger zu machen, den Titel eines Majors erhalten. Er war nach dem Zeugniß der Beamten der Militärcolonie mit einem hohen Grade von Intelligenz begabt gewesen, und Padre Branco, der Leiter der Indianer-Angelegenheiten auf der Colonie von Monte Caseros, erzählte, welches Vergnügen ihm stets die Unterhaltungen mit dem intelligenten Indianer bereiteten, der auch des Portugiesischen soweit mächtig war, um sich in dieser Sprache verständlich machen zu können.

Das jüngere Individuum war ein roher und uncultrirter Bursche und zugleich arger Säufer gewesen, von dem sonst nichts Besonderes zu bemerken ist.

Das Aussehen der beiden Schädel ist im Allgemeinen Folgendes: Bei dem Schädel I sind die Nähte noch grösstentheils deutlich sichtbar. Die Kronennaht ist stellenweise, namentlich an den äusseren Theilen, verwachsen, obgleich ihr Verlauf sich noch erkennen lässt. Die Sagittalnaht beginnt am Ende des ersten Drittels und im letzten Drittel zu verwachsen. Die Lambdannaht ist noch vollständig offen. Unter den Nähten des Jochbeins ist die gegen den proc. zygom. des Oberkiefers ganz verschwunden. Seiner Form nach ist der Schädel breit zu nennen. Die Stirn zunächst den Augen ist ziemlich schmal, die Scheitelbein-Höcker sind deutlich entwickelt, an ihnen ist der Schädel breiter als nach den Proc. mast. hin. Die Region der Pfeilnaht ist etwas erhöht, zu beiden Seiten derselben sind die Scheitelbeine ziemlich flach, so dass der Contour des Schädels von hinten gesehen ein deutliches Pentagon vorstellt, dessen grösste Breite zwischen die Tub. pariet. fällt.

Die Leiste, welche die Schläfengrube gegen die Fläche des Stirnbeins abgrenzt, ist ausserordentlich scharf und deutlich entwickelt, namentlich unmittelbar hinter der Orbita oder auf dem Proc. zygom. des Stirnbeins. Das Maass für die Breite der Stirn in dieser Gegend wird daher sehr unzuverlässig, da es zum grossen Theil von dem Grade der Entwicklung der Lineae tempor. abhängt. Noch vor der Kreuzung mit der Kronennaht verflacht sich jene Leiste zur normalen linea temporal. Dieselbe geht auf den Scheitelbeinen ziemlich hoch hinauf, ist aber doch im Ganzen nicht sehr deutlich. Sie nähert sich der Pfeilnaht ungefähr bis auf 50 Mm. Am Hinterhaupt sind die Lineae noch deutlich, doch ist die Spina occip. nicht besonders stark entwickelt. Ueber ihr befindet sich eine kreisförmige besonders rauhe Stelle, welche zugleich bei horizontaler Stellung der Basis das äusserste Ende des Schädels nach hinten zu bildet. Die Sinus frontales sind ohne Zweifel sehr

entwickelt, wie man aus der Stärke der Arcus supercil. schliessen muss. Diese sind durch eine flache Einsenkung von einander getrennt, in der man noch die Spuren der Stirnnaht erkennen kann. Nach aussen zu erstrecken sie sich bis hinter die sehr breite und flache Incis. supraorbit. und endigen ungefähr in der Mitte zwischen dieser und dem Aussenrande der Orbita.

Der Gesichtstheil des Schädels ist etwas defect. Es fehlen die Nasenbeine, die Schneide- und Eckzähne des Oberkiefers und die äussere Lamelle ihrer Alveolen. Wie ich schon in meiner früheren Mittheilung über die Coroados erwähnt habe, war das Grab des Indianers von seinen Stammesgenossen durchsucht worden, und wahrscheinlich hatte man bei dieser Gelegenheit den Schädel etwas gewaltsam aus dem festen Lehm Boden herausgebrochen, so dass die genannten, leicht zu verletzenden Theile des Gesichts zerstört wurden. An diesem fällt zunächst die breite Scheidewand zwischen den Augenhöhlen auf. Die Apert. pyriform. ist schmal wie bei dem Europäer. Die Wangengegend ist sehr entwickelt, da der Proc. zygom. des Oberkiefers eine bedeutende Höhe hat. Die Fossa maxill. zeichnet sich durch eine besondere Tiefe aus. Die Jochbogen sind kräftig und stark abstehend. Der Zahnfortsatz des Oberkiefers ist, soweit er die Schneidezähne enthielt, stark nach vorn geneigt, so dass diese schief gestellt waren. Die Basis des Schädels zeigt keine in die Augen fallende Merkmale.

Der Unterkiefer ist sehr kräftig gebaut. Der aufsteigende Ast breit und bei horizontaler Stellung der Zahnreihen deutlich schräg nach hinten aufsteigend. Der horizontale Ast ist verhältnissmässig hoch. Das breite Kinn steht stark hervor, so dass an Stelle der Tuberc. ment. mehr breite und stumpfe, einen Winkel bildende Kanten erscheinen. An der Vorderseite fällt die starke Entwicklung der Protuberantia mentalis auf. Im Ganzen sind alle Kanten und Leisten, so wie die Muskelansätze des Unterkiefers kräftig ausgebildet.

Der Schädel Nr. II ist, wie schon bemerkt wurde, jünger und von abgerundeten Formen. Die Nähte der Schädelkapsel sind, natürlich die sphenobasil.-Naht ausgenommen, noch nicht verwachsen. Auch die Nähte des Jochbeins sind noch deutlich sichtbar und würden vielleicht noch eine Trennung des Knochens zulassen. Im Allgemeinen erscheint der Schädel schmaler als der vorhergehende und das Pentagon der hinteren Ansicht ist mehr abgerundet. Die Arcus superc. sind wohl deutlich ausgebildet, vereinigen sich aber in der Mittellinie, so dass ihre stärkste Wölbung unmittelbar neben diese kommt. Sie verschwinden auch bald etwas nach aussen von der Senkrechten der Incis. supraorb.

Im Gesichtsschädel machen sich die gefälligeren Formen ebenfalls bemerkbar. Die Nasenbeine sind mässig lang, an der Sutura nasofront. schmal, im Uebrigen dachförmig oder gegen einander aufgerichtet. Die Wangengegend ist weniger breit und vorstehend als bei Nr. I, die Fossa maxillaris ganz flach. Der untere Rand des Proc. zygom. des Oberkiefers geht nicht in einem

Winkel, sondern wie bei Nr. I in einem sanften Bogen in den Proc. dent. über. Bei horizontaler Stellung des harten Gaumens, liegt wie bei Nr. I die Ebene desselben ungefähr 3 Mm. unter dem vorderen Rande des Foram. occip. magn. Der Zahnfortsatz ist, soweit er die Schneide- und Eckzähne enthält, weniger schief nach vorwärts gerichtet als bei Nr. I.

Der Unterkiefer ist in allen Stücken zierlicher und zeigt alle Hervorragungen und Muskelansätze nur undeutlich. Der ansteigende Ast ist schmaler, der horizontale niedriger, namentlich in seinem vorderen Theile, da hier sein unterer Rand weniger kräftig entwickelt ist.

Was die Zähne betrifft, so machen sich hier einige Eigenthümlichkeiten bemerkbar. Bei Nr. I sind oben nur noch 7 Zähne vorhanden, rechts p 2, p 1, m 1 u. m 2, links p 2 u. p 1. Die Schneide- und Eckzähne sind wie schon oben bemerkt wurde, durch Zufall bei dem Ausgraben des Schädels entfernt worden. Die übrigen Backenzähne hat jedoch ihr Besitzer schon während seines Lebens verloren, denn ihre Alveolen sind vollständig verschwunden. Hinter m 2 der rechten Seite befindet sich eine raue und etwas unregelmässig vertiefte Stelle, wahrscheinlich von m 3 herrührend. Doch kann möglicherweise dieser Zahn sich niemals entwickelt haben.

Im Unterkiefer bilden die Schneiden der Vorderzähne eine grade Linie, die Eckzähne stehen in der That an der Ecke der nicht im Bogen sondern winklig verlaufenden Zahnreihe. Der letzte Backenzahn m 3, namentlich der der linken Seite, ist etwas kleiner, als er bei uns gewöhnlich zu sein pflegt. Im Allgemeinen sind die Zähne fast gar nicht abgekaut, denn nur an den Schneidezähnen macht sich eine kleine Kaufläche bemerkbar.

Merkwürdig ist bei dem Wilden das Vorkommen der Caries an den Zähnen des Unterkiefers, (die fehlenden des Oberkiefers sind wahrscheinlich auch durch sie zerstört worden) und zwar in durchaus symmetrischer Anordnung. Nicht bloss sind die beiden Eckzähne stark angefressen, sondern sie sind es auch an ganz genau symmetrischen Stellen. Auf der rechten Seite ist m 1 fast ganz zerstört, nur die Wurzeln stecken noch in der Alveole, m 2 ist auf der Aussenseite unterhalb der Zahnkrone stark angehöhlt. Links sind ebenfalls m 1 und m 2 cariös und genau an den entsprechenden Stellen der Aussenseite nur in geringerem Grade.

Bei Nr. II finden sich im Oberkiefer einige Anomalien, die man auch bei einem Wilden nicht so leicht erwartet. Es sind nämlich bloss 2 Schneidezähne entwickelt, ohne Zweifel die beiden mittelsten. Sie sind zwar sehr breit, bleiben aber durch einen beträchtlichen Zwischenraum von einander und durch einen kleineren von den Eckzähnen getrennt. Auf der rechten Seite fehlt m 3 vollständig und der enge Raum hinter m 2 lässt vermuthen, dass der Zahn niemals ausgebildet war. Links ist wohl m 3 vorhanden, aber nur als ein kleines rundliches Zähnchen.

Im Unterkiefer bildet die Zahnreihe einen normalen Bogen. Alle Zähne sind kräftig entwickelt und wie die oberen durchaus gesund.

Was das Princip betrifft, nach welchem bei der Messung der Schädel verfahren wurde, so dürften wohl einige Bemerkungen zur Verständigung über diesen Punkt nicht überflüssig sein. Die Anthropologie hat zur Begründung einer wissenschaftlichen Eintheilung der Menschenrassen besonderen Werth auf die Verhältnisse des Schädels gelegt. Man hat daher schon seit längerer Zeit sich bemüht, dieselben durch Messen zu ergründen. Zu einer besseren Verwerthung der gefundenen Maasse sind in neuerer Zeit Versuche gemacht worden, eine Grundlinie zu finden, auf welche alle übrigen Maasse bezogen oder reducirt werden können. Als solche ist im Allgemeinen und mit geringen Abweichungen die Basis des Schädels oder der Längsdurchmesser der Körper der drei Schädelwirbel angenommen worden. Doch ist man bei der Wahl dieser Grundlinien nicht bloss von dem Streben nach einer möglichst unveränderlichen Dimension ausgegangen, sondern man hat auch eine Basis haben wollen, die als ein wesentlicher Faktor des Hirntheiles am Schädel angesehen werden muss. Mag die Linie, welche von dem vorderen Rande des Foram. occip. mag. in der Sutura nasofront. (Virchow, Welcker) oder im Foram. coec. (Aeby) oder im hinteren Rande der Siebbeinplatte (Huxley) enden, immer soll sie ausser ihrer Constanz auch eine Beziehung zum physiologisch wichtigsten Theile des Schädels, zum Gehirn, besitzen. Die Anthropologie bemüht sich nämlich in der Lehre von den Menschenrassen vorzugsweise solche Maasse zu gewinnen und zu verwerthen, welche dem Hirntheil des Schädels entnommen sind. Die Länge, Höhe und Breite der das Gehirn umschliessenden Kapsel entweder direct oder durch Reduction auf die Basis gemessen, sollen die Grundlagen für die Unterscheidung der Menschenrassen bilden. Eine solche Richtung der Anthropologie kann nicht auffallen, wenn wir uns erinnern, dass diese ursprünglich nicht aus der Zoologie sondern aus der Physiologie und zwar zunächst aus der Lehre vom „Bau und der Verrichtung des Gehirnes“ hervorgegangen ist. Ja man wird nicht umhin können, darin ein Moment zu sehen, welches an einen, in der Physiologie längst überwundenen Standpunkt erinnert, der psychische Potenzen allein auf Volumen- nicht auch auf Structur-Verhältnisse des Gehirnes zurückführen wollte.

Der Zoologe, welcher sich bemüht, die Verhältnisse des Schädels als Grundlage für eine Unterscheidung der Species zu verwerthen, wird sehr bald die Erfahrung machen, dass ihn hierbei der Hirntheil des Schädels als solcher vollständig im Stich lässt. Es ist durchaus unmöglich zwei Species durch das Gehirn oder die von ihm abhängigen Dimensionen des Schädelgewölbes zu unterscheiden. Wo dieses verwertbare Merkmale liefert, da kommen nur solche Verhältnisse in Betracht, die seine Beziehungen nicht zum Gehirn, sondern zu den übrigen Theilen des Körpers, Kaumuskeln, Nackenmuskeln etc. ausdrücken. Nur der Gesichtstheil des Schädels liefert dem Zoologen Merkmale zur Unterscheidung der Species. In ihm verkörpern sich vorzugsweise die Lebensbedingungen der Art. Nicht als ob das Nerven-

rohr vollständig emancipirt wäre von dem Einfluss natürlicher Verhältnisse, allein uns fehlen nur Organe, seine subtilen Differenzen wahrzunehmen. Daher muss es wie eine Anomalie erscheinen, wenn die Anthropologie sich bemüht, bei der Systematik der Menschenrassen vorzugsweise solche Momente in Betracht zu ziehen, welchen in allen übrigen Fällen, soweit es die Species betrifft, ein Einfluss auf das System abgesprochen werden muss. Anserdem geben uns auch die gebräuchlichen Methoden der Schädelmessung nicht einmal eine genaue Darlegung der Verhältnisse des Gehirnes selbst, sondern nur einzelne unbestimmte Maasse desselben, nicht einmal direct, sondern erst durch eine dicke und höchst variable Hülle hindurch gemessen.

Nicht selten findet der Zoologe da noch höchst werthvolle Charaktere der Species, wo für den physiologischen Anthropologen möglicherweise völlige Identität herrscht. Man denke nur an die systematische Bedeutung der Gestalt und Lage des Zwischenscheitelheins bei den Murinen, bei denen vielleicht die Proportionen des Hirntheiles nach den Durchmessern desselben völlig gleich sein können, während doch das Zwischenscheitelbein nach den Species die wesentlichsten Differenzen aufzuweisen hat.

Vielleicht wird man zu Gunsten der gebräuchlichen Schädelmessungen den Einwand geltend machen, dass die Theorie von der Praxis unterstützt werde, und dass die Classification der Menschenrassen, wie sie aus den Verhältnissen der Hirnkapsel hervorgehe, eine durchaus befriedigende und naturgemässe sei. Um den Werth dieser Behauptung ermeszen zu können; wird es nöthig sein, einen Blick auf die Resultate jener Messungen zu werfen. Es wird zu dem Zweck genügen, diejenige Eintheilung der Menschenrassen zu prüfen, welche Aeby*) geliefert hat, da er sich ohne Zweifel der rationellsten Methode der Schädelmessungen bedient hat. Aeby hat das Unzulängliche der von Retzius angewandten Begriffe der Dolichocephalie und Brachycephalie richtig erkannt, indem er in Bezug darauf (l. c. p. 30) bemerkt. „Wie kann denn auch ein System ein ethnologisch verwerthbares Material liefern, das eine allen natürlichen Verwandtschafts-Verhältnissen so offenkundig widersprechende Gruppierung der Völker aufstellt, wie die von Retzius gegebenen.“ Vergleichen wir nun aber die Resultate, zu denen Aeby**) selbst gelangt ist, so finden wir, um einzelne Beispiele hervorzuheben, den Chinesen als nächsten Verwandten des Neuholländers, der Däne der Steinperiode, der Hottentotte. Buschmann und Zigeuner gehören derselben speciellen Gruppe an, der Grieche steht neben dem Botocuden und der Russe nahe bei dem Caraiben, während der Paraguaner nicht seinen übrigen Südamerikanischen Stammesgenossen zugezählt wird, sondern seinen Platz neben der Aegyptischen Mumie erhält. Solchen Resultaten gegenüber wird man wohl Bedenken tragen müssen, die Richtigkeit des Principis, welches diesen Gruppierungen zu Grunde liegt, anzuerkennen.

*) Die Schädelformen des Menschen und der Affen. Leipzig 1867, p. 38.

**) l. c. p. 38.

Man wird zugeben müssen, dass damit nur eine Classification der Hirnkapseln, nicht aber eine solche der Menschenrassen gegeben ist. Schon oft hat man versucht, ein einzelnes Moment als Prinzip der Classification aufzustellen, aber man hat ein „System der Säugethiere nach dem Gehirn“ oder „nach der Placenta“ genannt, was in Wirklichkeit nur eine Eintheilung der Gehirne oder Placenten gewesen ist.

Es ist schon oben bemerkt worden, dass die Organe der Ernährung und Bewegung weit branchbarere Charaktere für die speciellen systematischen Einheiten liefern, als das Nervenrohr. Es wird daher auch bei Schädelmessungen zum Zweck der Gruppierung der Menschenrassen ein grösseres Gewicht auf die Verhältnisse des Gesichtsschädels zu legen sein, als das bisher geschehen ist. Schwerlich wird man die blosse Schädelkapsel eines Hottentotten als solche mit Bestimmtheit ansprechen, während Jemand, der dessen Gesichtsschädel nicht erkennen oder mit dem des Zigeuners verwechseln würde, kaum berufen sein dürfte, in ethnographischen Fragen sein Urtheil abzugeben.

Auf den nachstehenden Tabellen habe ich die wichtigsten Maasse der beiden Coroados-Schädel mitgetheilt. Dass hierbei auch der Gesichtsschädel mit dem Unterkiefer berücksichtigt worden, wird wohl nach dem bereits Gesagten keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen. Als Grundlinie wurde die Entfernung des Foram. occ. magn. von der Sutura nasofront. angenommen, obschon wegen des geringen Vergleichungs-Materials eine Reduction der übrigen Masse auf diese Grundlinie nicht ausgeführt worden ist. Diese Grundlinie hat hinreichende Constanz innerhalb des so engen Kreises, in dem sich die Unterschiede der Menschenrassen bewegen. Bei Vergleichen allgemeineren Charakters, wie zwischen Menschen- und Affenschädeln, würde dieser Grundlinie eine hinreichende Beständigkeit mangeln, und man müsste, wie dies auch Aeby l. c. gethan hat, auf jene Grundlinien zurückgreifen, die den Körpern der Schädelwirbel mehr oder weniger vollständig entlehnt sind.

Maasse der Schädel (in Millimetern).

a. Hirnthcil.

	I	II
1. Von dem vorderen Rande des Foram. occip. mag. bis zur Sutura nasofrontal.	100	100
2. Von ebendaher bis zur Mitte des Stirnbeins (die Horizontale des oberen Randes der Orbita als vordere Grenze desselben gedacht)	129	131
3. Von ebendaher bis zum vorderen Ende der Sutura sagittalis	138	138
4. Von ebendaher bis zur Mitte der Sutura sagittal. (der höchste Punkt des Schädels, wenn die Grundlinie (Nr. 1) horizontal steht)	136	137
5. Von ebendaher bis zum hinteren Ende der Sut. sagitt.	116	118
6. Von ebendaher bis zu demjenigen Punkte des Hinterhauptes, welcher bei horizontaler Stellung der Grundlinie als der äusserste erscheint	91	99
7. Von der Sut. nasofront. bis zum hinteren Rande des Foram. occip. mag. nach der Krümmung des Schädels mit einem Faden gemessen	373	365
8. Von ebendaher bis zum Anfange der Sut. sagittalis	124	131
9. Von da bis zu deren Ende	131	119

	I	II
10. Von da bis zum hinteren Rande des Foram. occ. magn. (8, 9 u. 10 ebenfalls nach der Krümmung gemessen)	118	115
11. Von der Glabella bis zu dem äussersten Punkte des Hinterhauptes (vergl. 6)	185	178
12. Grösste Breite des Schädels	145	186
13. Entfernung der Spitzen der Proc. mastoid. von einander	104	100
14. Vom oberen Rande der äusseren Gehöröffnung bis zu dem der anderen Seite (über die Tub. pariet. gemessen)	320	330
15. Länge des Foram. occ. magnum	36	31
16. Breite desselben	32	31,5
17. Entfernung der äusseren Gehöröffnungen von einander (an der Unterseite des Schädels gemessen)	112	103

b. Gesichtstheil.

1. Grösste Breite an den Jochbögen	145	133
2. Von der Sutura nasofrontalis bis zum unteren Rande der Nasenöffnung (Apertura pyriformis) seitwärts von der spina nas. ant.	53,5	51
3. Von ebendaher bis zum äussersten Rande des Oberkiefers zwischen den beiden mittelsten Schneidezähnen	75	70
4. Höhe der Orbita, ungefähr in der Mitte gemessen	38	36,5
5. Breite der Orbita	40	38,5
6. Geringste Entfernung der Orbiten von einander	25	27
7. Von dem Aussenrande der einen Orbita in gerader Linie zu dem der anderen	105	104
8. Länge der Nasenbeine (in der sagittalen Naht gemessen)	—	21
9. Ihre Breite am freien Ende in gerader Linie gemessen	—	14,5
10. Grösste Breite der Apertura pyriformis	26	25
11. Länge der Naht, welche vorn die Oberkiefer mit einander verbindet (bis auf die obere Seite der Spina nas. ant. gemessen)	24,5	22
12. Vom unteren Rande der Orbita bis zum unteren Rande des Jochfortsatzes des Oberkiefers etwas nach innen vom Tuber zygomaticum	26	22,5
13. Vom Tuber zygomat. der einen Seite bis zu dem der anderen Seite	102	104
14. Breite der Oberkiefer an der Aussen- oder Innenseite der Alveolen des ersten Mahlzahnes m 1	—	58
15. Vom vorderen Rande des Foram. occip. magn. bis Spina nasalis post.	45,5	46
16. Von ebendaher bis zum Ausschnitt neben dieser Spina	48,5	51
17. Von ebendaher bis zum hinteren Ende der Sutura incisiva	62	61
18. Von ebendaher bis zum vorderen Ende derselben zwischen den beiden mittelsten Schneidezähnen	100	94
19. Von ebendaher bis zur spina nas. ant.	92,5	91
20. Von ebendaher bis zum unteren Rande der Apertura pyriformis neben der Spina nas. ant.	89	86,5
21. Von ebendaher bis zu einer Querlinie, welche die hinteren Ränder der Alveolen für m 2 jederseits mit einander verbindet	—	56
22. Von der Spina nas. post. bis zur Spina nas. ant.	48	47
23. Von ebendaher bis zum vorderen Ende der Sutura incisiva zwischen den mittelsten Schneidezähnen	56	49
24. Breite der Chosuen am hinteren Rande des knöchernen Gaumens gemessen	27	29
25. Abstand der 2 Mahlzähne, m 2, jeder Seite von einander, an den inneren Rändern der Alveolen gemessen	—	41
26. Vom hinteren Rande der Alveole des m 2 bis zum vorderen Rande der Alveole des vordersten Prämolarkzahnes p 2	32,5	34
27. Von der Spitze der Proc. mastoideus bis zu m 2, an der Alveole gemessen	70	70
28. Vom Alveolar-Rande des Oberkiefers zwischen m 1 und m 2 bis zum unteren Rande der Orbita	44	43,5

c. Unterkiefer.

	I	II
1. Breite des Ramus perpendicularis, senkrecht zu seiner Längsrichtung gemessen	34,5	28,5
2. Vom vorderen Rande der Alveole des Zahnes p 2 bis zum hinteren Rande des Ram. perpend. in der Höhe des Alveolar-Randes des Unterkiefers gemessen	64	76,5
3. Von der Querlinie, welche diese Punkte an den beiden Ram. perpend. mit einander verbindet bis zum hinteren Rande der Alveolen für die mittelsten Schneidezähne	77	74
4. Länge dieser Querlinie	104,5	104
5. Abstand der Gelenkköpfe von einander	83	83
6. Der Querdurchmesser eines Gelenkkopfes	21	21,5
7. Grösste Breite der Incisura sigmoidea	25,5	25,5
8. Von dem unter Nr. 2 angenommenen Punkte am hinteren Rande des Ram. perpendic. bis zum Hinterrand der Alveole des letzten Backenzahnes m 3	40,5	40
9. Entfernung der Proc. coronoid. von einander	108	108
10. Vom Angulus (d. h. vom unterem Rande des Körpers oder Ram. horizont.) bis zur Spitze des Proc. coron.	72	72
11. Von ebendaber bis zur Incis. sign.	54	54
12. Von ebendaber bis zum höchsten Punkt des Gelenkkopfes	75	76
13. Höhe des Ram. horizont. hinter m 3	32,5	32,5
14. " " " m 2	32	32
15. " " " m 1	34	34
16. " " " p 1	36	35
17. " " " p 2	37	37
18. " " " zwischen c u. p 2	37	36,5
19. " " " zwischen den mittelsten Schneidezähnen	36	35,5
20. Länge der fünf Backenzähne (rechts an den Alveolen gemessen)	45	47
21. Abstand der letzten Backenzähne m 3 von einander an den Alveolen gemessen	54,5	53
22. Abstand der ersten Backenzähne p 2 von einander	30	30
23. Breite der Schneiden der 4 Vorderzähne	23	23

Zur unmittelbaren Vergleichung lagen mir 5 männliche Schädel von der Berliner Anatomie, also mit einiger Wahrscheinlichkeit germanischen oder slavischen Ursprungs, vor. Keiner unter diesen hat einen so hohen und kräftigen Unterkiefer und so entwickelte Wangengegend wie der Coroado Nr. I. Doch würden sich bei grösserem Material ohne Zweifel auch bald solche Schädel finden, die ihn darin nicht bloss erreichten, sondern noch übertrüfen. Der Coroado Nr. II liegt aber vollkommen innerhalb des Typus, den jene Schädel repräsentiren. Nur ist bei ihm wie auch bei Nr. I der untere Rand des Proc. zygom. des Oberkiefers bogenförmig verlaufend, während bei den 5 Berliner Schädeln der Proc. niedriger und daher am unteren Rand mehr winklig ausgeschnitten ist. Einer dieser Schädel, die meistens orthognath sind, ist aber sehr schiefzähmig und erreicht hierin vollkommen die Coroados. Ich glaube daher nicht, dass man im Stande ist, irgend ein spezifisches Merkmal für die Schädel der Coroados aufzufinden, und dass dieselben, namentlich der Schädel Nr. II, ebenso gut als germanische angesprochen werden könnten. Es liegt daher auch kein Grund vor, jenen Indianerstamm uns gegenüber als eine besondere Species im Sinne der systematischen Zoologie zu betrachten.

Taf. VII.

Fig. 1. Schädel des Coroado Nr. I.

Fig. 2. Schädel des Coroado Nr. II.

Der Uglei.

(Zur Kunde und Vorgeschichte des ostholsteinischen Seegebietes.)

Von den zahlreichen ostholsteinischen Seen erfreut sich keiner eines solchen allgemeinen Ansehens wie der eine Meile nördlich von Eutin, im oldenburgischen Fürstenthum Lübeck belegene Uglei-See, kurzweg der Uglei genannt. Es ist nicht Grösse, die ihn auszeichnet, denn hierin übertreffen der Plöner, Selenter, Waterneversdorfer, Keller und Eutiner See ihn bei Weitem, sondern die vorzügliche Anmuth seiner Lage, die Schönheit seiner Ufer und vor Allem die geschäftige Sage, welche seinen dunkeln Wasserspiegel mit dem Reize des Geheimnissvollen umkleidet. Viele Mitglieder der Philologen-Versammlung, welche 1869 in Kiel tagte, haben auf einer Extrafahrt, die nach Eutin, der Geburtsstätte Carl Maria von Weber's veranstaltet wurde, den Uglei besucht und seinen Eindruck als eine werthe Erinnerung und mit ihr zugleich eine Ahnung der Naturschönheiten, welche das östliche Holstein, diese freilich abseits der Hauptpulsader belegene und im übrigen Deutschland so gut wie unbekannte Halbinsel birgt, in ihre Heimath mitgenommen.

Auf jene dem Erdkundigen, dem Naturforscher und dem Alterthümer noch manche Ausbeute verheissende Gegend wollen diese Zeilen, welche zunächst dem vom Verfasser wiederholt in den Jahren 1868 und 1869 untersuchten Uglei gewidmet sind, zugleich mit aufmerksam machen.

Hydrographisch interessant ist der Uglei, indem er, obwohl nicht 3 Meilen von der Neustädter Bucht gelegen, zu dem ostholsteinischen Seegebiet gehört, welches mittels der Wilsau und Schwentine in die Kieler Bucht abfließt. So liegen über den Ostsee-Spiegel:

der Stendorfer See	etwa 116 Fuss
„ Sibbersdorfer See	„ 100 „
„ grosse Eutiner See	„ 96 „
„ Uglei	„ 90 „
„ Keller-See	„ 86 „
„ Diek-See	„ 84 „
„ Behler-See	„ 82 „
„ grosse Plöner-See	„ 80 „
„ Lanker See	„ 73 „
„ Post-See	„ 65 „

Ist die Tiefe des Uglei so bedeutend, wie man behauptet, und wie eine solche bei vielen holsteinischen Seen in der Gegend von Segeberg beobachtet wird, wo namentlich flache Gründe mit jähren Abstärzen der Seeboden wech-

seln, so bietet der Untergrund der Gegend hierzu eine Erklärung. Er besteht gerade wie in der Mark Brandenburg zum Theil aus Gyps-, Kalk- und Salzlagern, und es ist den Geologen eine wohlbekannte Thatsache, dass zu den den Gyps, den Kalkstein, das Kreide- und Salzgebirge besonders bezeichnenden Erscheinungen, die oft ziemlich tief im Boden vorhandenen, an Gestalt und Grösse sehr mannigfachen Höhlungen (Kalk- und Gyps-Schlotten) und die unmittelbaren Begleiter derselben, die über den Höhlen oder in der Nähe ihrer Züge vorkommenden Erdfälle, gehören. Letztere haben nur zwei ganz entschiedene und immer wiederkehrende Formen; sie sind entweder trichterförmig oder verkehrt kegelförmig, zum Theil einen umgekehrten abgestumpften Kegel darstellend, oder sie sind kesselförmig mit scharfen Rändern. Sodann zeigen sich die Erdfälle theils als trockne Gruben oder Einsenkungen des weiteren Seebodens, theils als kleine runde für sich abgeschlossene Seen, deren ganze Umgegend zuweilen flach ist und deren Ufer meist in der Waage mit der Wasserfläche steht, die aber dessenuungeachtet fast ohne Vorland schroff bis zu einer bedeutenden Tiefe abfallen und auf dem Grunde voll Holz liegen. (Vgl. Berghaus: Landbuch der Mark Brandenburg. I. 1854. S. 73.) Solche Erd- und Seefälle sind noch in historischer Zeit vorgekommen, ereignen sich bei uns noch hie und da, und mögen mit Veranlassung zu den schauerlichen Namen, den solche Seelöcher mitunter führen, gegeben haben.

Der Uglei wird durch ein Rinnsal vom Leeben-See gespeist, während er selbst wieder Abfluss nach dem Keller-See nimmt. Er bildet in ostwestlicher Richtung etwa ein Eirund, hat meist Sand-, an einigen Stellen Moor-Boden und weiches Wasser, was indessen meist dunkel erscheint, da die Ufer zum Theil steil und mit hohen Buchen bestanden sind, die hier in üppiger Fülle, wenn auch nicht in solcher Masse vorhanden sind, wie in den Zeiten, wo nach Rantzow in den Rendsburger Hölzungen jährlich 14,000, in den Waldungen um Segeberg über 19,000, in denen von Bordesholm 10,000, von Reinfeld 8000, von Ahrensböök 4000, in manchen Gehölzen auf Alsen über 5000, und auf Kekenis 17,000, endlich in den fürstlich Gottorfer Hölzungen 50,000 Schweine Mast fanden und wo, wie der alte Neocorus, der Chronist der Dithmarsen berichtet, ein Eichhörnchen von Meldorf im Westen bis zu den Grenzpfählen im Osten auf eitel Bäumen springen möchte, ohne den Boden zu berühren.

Dieser Waldkranz giebt dem Uglei eine feierliche, fast schauervolle Umgebung, die an den Baa-See bei Freienwalde a. O. und den Hertha-See auf Rügen erinnert, welche beide ebenfalls ein Buchenhain umfasst und ein reicher Sagenschatz schmückt. An Majestät überragt der Hertba-See, den seine abgerundete Form auszeichnet, freilich beide.

Der Uglei gehört, antiquarisch betrachtet, zu der Klasse von Landseen, die im Brandenburgischen und anderen Theilen des deutschen Nordens nicht selten bedeutsame Namen, als: der heilige See, der Heiden-See, der

Burgsee, der Teufels-See, die Hölle, die blanke Hölle, der Gottseibeius u. s. w. zu führen pflegen und dem Alterthumsforscher längst als Sitze vorgeschichtlicher Cultur bekannt sind. Es sollen diese Bezeichnungen auf alte Cultusstätten hinweisen, die ihren geweihten Namen dann behielten, wenn christliche Ansiedlungen (Einsiedeleien, Kapellen, Kirchen, Klöster) an ihre Stelle traten, entgegengesetzten Falls jedoch von den christlichen Sendboten als verfluchte und dem Teufel verfallene, sowie als Eingänge zur Hölle dienende heidnische Oertlichkeiten gebranntmarkt wurden. Rundliche Gestalt, hohe Ufer, sumpfiger, schwarzer Grund und, wo die Axt noch nicht um sich gefressen, stattlicher Eichen- oder Buchenwuchs eignet diesen stillen, stromlosen Wassern, deren Spiegel jetzt nicht selten bereits derartig eingeschrumpft ist, dass er nur noch als Weiher oder Teich gelten kann. Die Sage macht diese Seen grundlos, lebende Thiere, namentlich Fische, sollen in ihnen nicht hausen. Grundlos soll der Hertha See sein, dessen Tiefe gleichwohl mit 50' ausgelothet zu sein scheint; zahlreiche Fische, wie ich mich selbst überzeugt, Frösche, Tritonen, Schnecken und Muscheln, dagegen keine Krebse die auf ganz Rügen fehlen), birgt sein Schooss. — Bei Damsdorf, nahe Plön, soll der Teufelssee grund- und fischlos sein. — Der Ramsee in Schwansen, auch vom Teufel angelegt, ist unergründlich und enthält kein lebendes Geschöpf. — Unergründlich ist der Teich „blaue Damm“ bei Flensburg, wo ein gottloser Ritter mit seinem Schloss versank. Aehnlich sind der kleine See bei Segeberg und der Kuhlsee nicht weit von derselben Stadt unergründlich tief und vom Teufel angelegt. (Vgl. Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg.)

So soll auch der Uglei unergründbar und fischlos sein. Leider besteht auch hier der Volksmund vor dem Naturkundigen nicht. In den Theilen seines Grundes welche moorfrei, kiesig und fest sind, bemerkte ich zahllose Muscheln (*Unio tumidus* und *Anodonta piscinalis*) eingebohrt; an Steinen haften zierlich gebänderte Neritinen und Napfschnecken (*Ancylus lacustris*), während an den verschlungenen Ranken von *Myriophyllum* und *Ceratophyllum* zahlreiche Planorhen, Physen, Paludinen und Limnäen herunkletterten*). Ein Kieler versicherte mir Fische (Aale?) im Uglei gefangen zu haben, wie denn sein Name schon auf einen Fisch weist, den Ugley, Ukley, Ikley, Ykley, auch dreisylbig geschrieben, (Üklea auf Russisch), die slavische Bezeichnung des Weissfisches (*Alburnus lucidus*).

Zwar sagt P. H. K. v. Maack (Urgeschichte des Schleswig-Holsteinischen Landes. I. 2. Aufl. S. 101): „Was bedeutet das Wort Ugley? Die erste

*) Ueber die Fauna des Ugley vergleiche meine Aufsätze: Zur Kunde der Weichthiere Schleswig-Holsteins, in den Malacozoologischen Blättern für 1869, S. 30 und den 2. Nachtrag dazu im Jahrgang 1870.

Sylbe des Wortes kommt in mehreren Ortsnamen des Landes vor, z. B. die Uggel-Harde (im Amte Flensburg), das ehemalige Kirchdorf Huglstedt, das Wort ist keltisch und entspricht dem deutschen Hügel; die zweite Sylbe ey bedeutet Insel, also ist Ugley die Hügelinsel.“ — Allein diese Erklärung erscheint eine höchst gezwungene, wogegen bekannt ist, dass die Slaven, in Sonderheit die Wenden, welche recht eigentlich ein Fischervolk sind, und sich als solches noch lange auf den sogenannten Kietzen abgesondert von den deutschen Einwanderern erhalten haben, zahlreichen Seen, nach den darin befindlichen Fischen, Namen, die noch heut gelten, verliehen haben. So fallen mir im Augenblicke ein: die Ugley-Pfuhle zwischen Rixdorf und Schmökewitz (2 Meilen südöstlich von Berlin), der Ugley-Fluss, Ugley-See (kurzweg der Ugley genannt) und das Forsthans zum Ugley ($\frac{3}{4}$ Meilen südöstlich von dem letztgenannten Dorf), die Plötzen-Seen, bei Ratzeburg im Lauenburgschen, bei Berlin und bei Biesenthal ($3\frac{1}{2}$ Meile nördlich von Berlin) von dem bekannten Fisch *Leuciscus rutilus* (Plotiza auf Russisch), der Karntz-See (eine Meile südlich der Rüdgersdorfer Kalkberge), der Karass-See (eine Meile südlich von der Stadt Storkow in der Mark) von der Karasche [böhmisch Karassek], *Carassius vulgaris*, also benannt. — Hierzu kommt, dass nicht das umliegende Land, wie man nach v. Maack's Deutung erwartet, sondern der See den Namen Ugley führt.

Die germanischen Eroberer haben häufig die slavischen Fischnamen allmählig recipirt, was um so leichter geschah, als die Slaven keineswegs ausgerottet, vielmehr nur analgamirt wurden und lange Zeit, hier und da bis hentigen Tags, die Haupt-Fischlieferanten für die deutsche Bevölkerung geblieben sind^{*)}. Die Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven waren aber in der ostholsteinischen Seegegend gerade sehr erbittert, es bieten die dortigen Vorgänge wiederum einen der mehrfachen parallelen Züge zu der noch so vielfach im Dunkel gehüllten deutschen Colonisation der Mark Brandenburg.

Albrecht der Bär, der i. J. 1144 den Namen eines Markgrafen von Brandenburg annahm, 1157 Brennibor eroberte, colonisirte hierauf (etwa gegen 1162) das Land Spirawani (Spreegan) mit Deutschen. „Er unterjochte, schreibt Helmold in der Chronik der Slaven, das ganze Land der Brizanen, der Stoderanen und vieler Völker, welche an der Havel und Elbe wohnten, und zügelte die Aufsässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slaven allmählig verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ocean wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich zu den Holländern, Seeländern und Flämingern, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Städten und Flecken der Slaven wohnen liess“.

^{*)} Das merkwürdige in den Hauptwendenstädten Spandau, Potsdam, Cöpenick und Brandenburg noch bestehende Institut der Pritzstapel (Wasservögte) beweist noch heut die Wichtigkeit des altwendischen Fischergewerbes.

Aehnlich machte es Graf Adolf von Holstein mit dem ostholsteinischen Seegebiet. „Weil das Land menschenleer war, so sandte er Boten ans in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, und liess alle die, welche um Land verlegen waren, auffordern, mit ihren Familien hinzukommen, sie würden sehr gutes, geräumiges, fruchtbares, Fisch und Fleisch im Ueberfluss darbietendes Land und vortheilhafte Weiden erhalten. Den Holzaten und Sturmaren liess er sagen: „Habt ihr nicht das Land der Slaven unterworfen und es mit dem Blute eurer Brüder und Väter erkaufte? Warum säumt ihr es in Besitz zu nehmen? Seid die Ersten in das erwünschte Land hinüber zu wandern, und bewohnt es, und nehmt Theil an den Genüssen desselben, da Euch das Beste davon gehört, weil ihr es aus Feindeshand gerissen habt.“ — Diesem Aufruf folgend erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern, und sie kamen mit ihren Familien und mit ihrer Habe in's Land der Wagrier zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen versprochen hatte, in Besitz zu nehmen. Zuerst erhielten die Holzaten Wohnsitze an sehr sicheren Orten im Westen bei Segeberg an der Trave, auch das Schwentinethal und Alles was sich vom Sualenbache bis nach Agrimesau und bis zum Plönersee erstreckt. Das Darguner Land bezogen die Westfalen, das Entiner die Holländer, Süssel die Friesen. Das Plöner Land war noch unbewohnt“. (Helmold a. a. O. I. 57.)

Zuvor war das ostholsteinische Seegebiet, wie es scheint, bis zu den letzten sächsischen Kaisern bereits germanisirt gewesen, die deutsche Bevölkerung aber nachmals verdrängt worden. „Noch giebt es, schreibt um 1172 Helmold, der selbst in jenem Seegebiete, nämlich zu Bosow, einem wagrischen Kirchdorf am grossen Plöner See, Pfarrer war, mehre Spuren jener alten Bevölkerung, zumal in dem Walde der sich von der Stadt Lütjenburg*) in sehr weiter Ausdehnung bis Schleswig hin erstreckt. Die weite Einsamkeit und das tiefe, fast undurchdringliche Dickicht desselben bieten noch Gränzlinien dar, durch welche einst die einzelnen Aecker abgetheilt waren. Auch die Anlage von Städten oder festen Orten ergiebt sich aus dem Bau der Wälle. Ebenso zeigen sich die Dämme, welche, um das Wasser zum Behufe der Mühlen aufzustauen, an den meisten Bächen aufgeführt sind, dass jener ganze Wald einst von Sachsen bewohnt war.“ (a. a. O. I. 12.)

Diese Stelle ist äusserst wichtig, weil sie klar zeigt, zu wie verschiedenen Zeiten wir uns die Entstehung der alten Erdaufwürfe, Burgwälle u. s. f., an denen sich noch heut die Forscher abquälen, zu denken haben. Und merkwürdiger Weise fanden die von dem Askanier Albrecht in die Marken gerufenen niederdeutschen Siedler ähnliche Werke germanischer Vorbevölkerung bei ihrem Einzuge, zumal in der Alt-Mark, vor, was Helmold (a. a. O. I. 88) bezeugt. Man sieht, wie bequem es sich diejenigen machen.

*) Bei Lütjenburg habe ich verschiedene grosse Hünengräber von schöner Glockenform bemerkt, zum Theil nach Rügenscherscher Art mit Eichen bestanden.

welche diese Dämme und Verwallungen kurzweg den Slaven zuschreiben. Dem Geschichtsschreiber der Slaven, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts, mitten unter slavischer, zum Theil noch heidnischer Bevölkerung lebte, der über Land und Volk genaue Kunde sammelte, erschienen jene zum Theil gewaltigen Erdwerke, bereits als stumme Zeugen längst vergangener Zeiten, längst verstorbener Völker. — Oskar Schuster, der in seiner Schrift über die alten Heidenschanzen Deutschlands (Dresden bei Türk, 1869, gr. 8.) die letzteren fast ausschliesslich Deutschen zueignet, jedoch die von uns angeführten wichtigen Belagsstellen nicht zu kennen scheint, erhält durch diese eine wenigstens theilweise und locale Bestätigung seiner Hypothese. — Schanzzüge jener Art finden sich auch in der Nähe unseres Uglei.

Der Uglei-See würde zu dem Gebiete der sechs Nerthus-Völker des Tacitus gehören, wenn v. Maack's Annahme (a. a. O. S. 54), dass Oldenburg-Fehmarn die lange vergeblich gesuchte, im grauen Alterthum hochbeilich gehaltene Nerthus- (Hertha-Insel, und der vier Meilen vom Uglei entfernte ehemalige Siggen-See der Nerthus- (Hertha-) See ist, zutrifft. In der Slavenzeit wurde in der Nähe des wagrischen Uglei verehrt Prove, recht eigentlich der Nationalgott des Stargarder (Oldenburger) Landes, wie Siwa, als Göttin der benachbarten Polaben und Radigast als Gott der Obotriten (Mecklenburger). „Diesen waren, belehrt uns Helmold (I. 52) Priester geweiht und wurden besondere Opfer dargebracht, und man verehrte sie auf mancherlei Weise. Ferner macht der Priester nach Anweisung des Looses Anzeige, welche Feste den Göttern zu feiern seien. Dann kommen Männer, Frauen und Kinder zusammen und bringen ihren Götzen Opfer dar, bestehend in Rindern und Schafen; ja sehr Viele opfern auch Menschen, Christen nämlich, weil sie erklären, am Blut derselben hätten die Götter Wohlgefallen. Nachdem das Opferthier getödtet ist, kostet der Priester von dem Blute desselben, um sich zum Empfange göttlicher Weisungen mehr zu befähigen. Denn, dass die dämonischen Wesen durch Blut leichter anzulocken sind, ist die Meinung Vieler. Wenn dann das Opfer dem Brauche gemäss vollzogen ist, so wendet sich das Volk wieder zu Schmaus und Freude.“ — Eine solche Opferstätte und vielleicht die wichtigste des ganzen Landes, liegt eine Meile nordöstlich vom Uglei, der Rungs-Berg, mit 554 Fuss der höchste Berg Holsteins, von dessen Aussichtsturm ich eine der schönsten Ansichten, welche Norddeutschland bietet, genossen.

Von all jenen düsteren Seen, zu deren Klasse der Uglei gehört, gehen düstere Mähren und Sagen. Gottlose Städte, Schlösser und Dörfer sind in ihnen versunken, Kirchen, deren Thürme man wohl ab und zu noch sieht, deren Glocken noch hin und wieder mahnend ertönen. Wälder wurzeln auf ihrem Grunde, an denen der Fischer nicht selten seine Netze zerrissen haben will. Die wenigen bis jetzt vorgenommenen Untersuchungen solcher Gewässer haben in der That fast immer vorgeschichtliche Menschenspuren in ihnen entdeckt, hie und da Pfahl- oder Inselbauten, wie auch an ihren Ufern nicht

selten Opferblöcke, Steine mit Fusstapfen und ähnlichen Zeichen (beides am Hertha-See bei Stubbenkammer), Graburnen, Scherben, steinerne, thönerne und erzene Geräthe, Thierknochen u. a. m. gefunden worden. Sie sind alle gründlicher Nachforschung dringend zu empfehlen.

Vom Uglei berichtet die Sage: „Oben auf dem Hügel, wo jetzt das Sommerhaus steht, stand früher eine Burg, in der ein junger schöner aber wilder Ritter hauste“. — Er habe einem Bauermädchen die Ehe versprochen, aber eine Gräfin geheirathet. Die Kapelle sei bei der Trauung unter Donner und Blitz versunken und der See entstanden. — „Nur der Prediger, die Braut und ein kleines unschuldiges Mädchen, die auf die hölzernen Stufen des Altares getreten waren, wurden gerettet. Zuweilen aber bei stillem Wetter klingt noch der Ton des Glöckleins der Kapelle aus dem Wasser herauf“. (Preetzer Wochenblatt, 1831, Nr. 46, 47 u. 48). Dichterisch bearbeitet sind die Sagen vom Uglei neuerlich von Christian Rode (Der Uglei-See. Altona 1869. Lehmkuhl u. Co. 8. 15 sgr.)

Der Hügel am Westufer des Sees, mit dem gedachten Sommerhause, zeigt Spuren menschlicher Umformung, bei einer flüchtigen Nachgrabung im Hügel, ingleichen an seinem Fuss im See begünstigt durch den ungewöhnlich niedrigen Wasserstand des Sommers 1868 fand ich mehre Steinwerkzeuge, als prismatische Messer, Meisselfragmente, Schaber und Kieselabspalisse, ähnliches Geräth im Jahre 1869 in der Nähe des Uglei auf dem Wege zum Keller und Plöner-See. Der See wie der bezeichnete, eigenthümlich gestaltete Hügel scheinen hiernach eingehenderer Untersuchung, gewähre sie auch nur ein negatives Resultat, wohl werth. Möge eine solche jetzt, wo das östliche Holstein, von Norden her durch die Kiel-Neustädter Bahn zugänglich ist und auch von Süden her durch die Lübeck-Eutinern Bahn geöffnet wird, nicht zu lange auf sich warten lassen. Als trefflicher Leitfaden in jenem Seegebiet kann empfohlen werden: Bruhns, Führer durch die Umgebungen der ostholsteinischen Eisenbahn. (Eutin, 1868, 8. 1 Thl.)

Berlin, 23. Februar 1870.

Ernst Friedel.

Studien zur Geschichte der Hausthiere.

Von Robert Hartmann.

V. Das Rennthier.

Das Rennthier (*Cervus tarandus* Lin.) ist bekanntlich eines derjenigen Geschöpfe, von denen es sehr wohl bekannt, dass sie direct aus dem wilden in den domesticirten Zustand übergeführt worden, welcher Vorgang, schon vor Alters begonnen, auch heut noch fortgeführt wird. Wir haben es hier nicht nur mit einer durch Menschenkunst bewirkten ephemeren Zähmung, sondern mit einer wirklichen Domesticirung eines ursprünglich wilden Säugethieres zu thun.

Das Rennthier gewinnt eine täglich sich mehrende Bedeutung für unsere vorgeschichtlichen Untersuchungen. Schreiber Dieses hielt es daher für nicht unangemessen, seine unter obigem Titel begonnenen Arbeiten über Hausthiere zunächst mit einer Betrachtung eines jetzt gerade in anthropologischer Beziehung so vielgenannten Geschöpfes fortzusetzen. Zwar kennt Verfasser selbst das Rennthier nur nach in Menagerien und zoologischen Gärten gehaltenen Exemplaren, hofft aber trotzdem mit der hier folgenden Zusammenstellung das Interesse des Lesers anregen und weiter auf den betreffenden Gegenstand hinlenken zu können, welcher zugleich einen Anknüpfungspunkt an den in Aussicht gestellten, zweiten Aufsatz über Pfahlbauten u. s. w. gewähren wird.

Das Renn- oder Renthier, auch kurzweg Renn oder Ren*) genannt, dessen äussere Form und dessen Stellung im Systeme ich als bekannt voraussetze, erreicht im Allgemeinen eine Körperlänge von 4½—6', eine Schulterhöhe von 2' 8"—3' 4". Die Farbe hält sich bei den wilden Individuen (wie bei wilden Säugethieren überhaupt) in constanterer Weise, d. h. graufahl, bei gezähmten dagegen variirt sie ungemein, von Graufahl in Graugelb, Graubraun, Braunschwarz, Schwarz, Hellgrau und Weiss. Leichtere Farbeunterschiede bringt überdies der Wechsel des Sommer- und Winterhaares mit sich. Das bekanntlich beiden Geschlechtern dieser Thiere zukommende, wiewohl beim ♀ schwächer entwickelte Geweih**) bietet hinsichtlich der Grösse und

*) Schwed. Reen, angelsächs. hrán, engl. Rein (-Deer), daher am richtigsten eigentlich Renthier zu schreiben. Indessen hat sich die usuelle Schreibweise Renn, Rennthier bei uns hinlängliches Bürgerrecht erworben und kann daher auch im Vorstehenden beibehalten werden.

**) Bei den Tscherenissen soll es ungeweihte ♀ geben. Bulletin de la Société des natural. de Moscou, 1840, p. 58. Es dürften diese übrigens vielleicht auch an noch anderen Oertlichkeiten vorkommen?

Stellung seiner einzelnen Sprossen beträchtliche individuelle Abweichungen dar. Gar nicht selten wächst der rechte erste Spross unregelmässig über Stirne und Auge hinüber, ja zuweilen biegt sich eine ganze Stange nach einwärts und vorwärts, in solchem Falle den Kopf vollständig überdachend. Eine höchst augenfällige Asymmetrie bot ein im zoologischen Garten zu Brüssel gehaltener Rennthierbock dar, welcher im Herbst 1863 nur auf einer Seite aufgesetzt hatte, 1864 auf der linken Seite einen Augenspross, auf der rechten eine blosse Stange zeigte*). Das Thier wirft durchschnittlich in der Mitte Winters ab, setzt in der zweiten Hälfte des Winters auf und fegt im Spätsommer. Im zoologischen Garten zu Berlin hatten die Rennthiere um Mitte August 1862 und 1864 noch nicht vollständig gefegt. Andere 1854 oder 1855 in Berlin gezeigte setzten Anfangs Februar auf.

Das wilde Rennthier bewohnt noch gegenwärtig den Norden der alten, wie der neuen Welt. In Europa findet es sich etwa vom 60—61° n. Br., in Asien vom 46° (Sachalin oder Oko-Jeso) ab. In Amerika reicht es bis zum 80° Br. nordwärts, südlich reicht es bis zum 50° n. Br. und selbst noch südlicher.

In Norwegen kommt es auf den Fjelds, den hohen kahlen Bergregionen, zwischen 2500—4000 Fuss M. H. vor, im Dovre-Fjeld, in den Aemtern Søndre und Nordre Bergenhus n. s. w. A. Brehm schätzt ihre Anzahl im Dovre-Fjeld nach Angabe des Jägers Erik Svensen auf noch mindestens 4000 Stück**).

G. Berna und seine Begleiter jagten es am Sneehätten***) und beobachteten es (wild) am Pippertind†). Nach Island soll das Thier erst um das Jahr 1770 von Skandinavien aus eingeführt, später daselbst aber massenhaft verwildert sein. Im letzteren Zustande soll es übrigens nur noch im Osten der Insel vorkommen††). Auf Spitzbergen, woselbst diese Wiederkäufer ganz wild sind, gewähren ihnen u. A. einige schöne moosige Ebenen und Thäler an der Ostseite des Stourfjord's Aufenthalt†††). Nach Ch. Martins zeigen sie sich auf dieser Insel nicht in grossen Rudeln, sondern nur in kleinen, vereinzelten Trupps*†).

*) Der Zoologische Garten. 1864, S. 392. Einzelne andere interessante Abweichungen hat Graf Mellin in seiner Geschichte des Rennes zusammengestellt (Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. VI. Bd. G. Cuvier sagt in Bezug auf diese Verhältnisse sehr treffend: „Il en est des bois du renne comme de son pelage; non-seulement ils varient selon l'âge et le sexe mais presque aucun individu ne les a absolument semblables à ceux du même sexe et du même âge“. Ossements fossiles. IV. Edit., T. VI, p. 128.

**) Illustriertes Thierleben. I, S. 435.

***) Nordfahrt auf dem Schooner Joachim Hinrich, erzählt von C. Vogt. Frankfurt a. M. 1863. S. 116 ff.

†) Das. S. 185, nebst farbiger Darstellung eines flüchtenden Rudels nach der Zeichnung von H. Hasselhorst.

††) Finsterwalder Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. 26 Bd., S. 323.

†††) J. Lamont in Zeitschr. f. allgemeine Erdkunde. N. F. 11. Band, S. 62.

*†) Von Spitzbergen zur Sahara. Deutsche Ausgabe, Jena 1868. I, S. 119.

In anderen Theilen Europa's und in Asien ist zunächst das Vorkommen des Rennthieres (im wilden und zahmen Zustande) im östlichen Russland, in vergleichungsweise sehr gemässigten Gegenden, nämlich in den Gouvernements Twer, Nowgorod und Orenburg, interessant*). Nach v. Eichwald geht es vom Ural zuweilen bis in die Gegend Orenburg's hinab. In strengen Wintern soll es sich auch im kasan'schen Kreise Zarewokochtschaisk bemerkbar machen**). Man findet diese Thiere im südlichen Fortläufer des Ural zwischen Don und Wolga bis zum 46°, am Fusse des Kankasus, am Kumaufer, fast zwei Grade südlicher, wie Astrakhan.

In Ost-Sibirien zeigt es sich nach Angabe des trefflichen Radde im östlichen Sajan und bei den S'ojoten zur Zeit schon recht selten. Die S'ojoten erbeuteten bis zum Winter 1858—1859 jährlich noch etwa 5—6 Stück der Mann: jetzt sollen aber diese Thiere hier fast ganz verschwunden sein. Sie waren besonders im Jechoi-Thale über die hohe Alpenkette gestiegen und auf mongolisches Land, zu den Urjänchen und Darchaten ausgewandert. Bei diesen Völkern, namentlich aber bei den Dshoten wird nicht nur das zahme Rennthier in grosser Zahl gezüchtet (es soll Besitzer von 300 Stück geben), sondern es kommt auch das wilde noch weiter südwärts, als ein Bewohner der oberen Reviere der Baumgrenze und über diese hinaus bis zur Schneegrenze überall vor. Wenngleich nun Berichterstatter weder bei den S'ojoten noch bei den Burjäten des oberen Irkut- und Okalaufes genaue Angaben über das Vorkommen des wilden Rennthieres südlich von dem Lande der Darchaten erfragen konnte, da diese Leute dorthin nicht leicht kommen, so erfuhr Jener doch soviel, dass es auf den Hochgebirgen noch lebe, und glaubt es auch für den Tangann und vielleicht als alpinen Bewohner selbst für einen Theil des Khangai-Gebirges annehmen zu dürfen. Vom Selenga-Thale bleibt es angeschlossen, nimmt aber im NO.-Winkel des Baikalsees an Häufigkeit zu und wird von den Tungusen dort noch alljährlich in 5—7 Exemplaren (von jedem guten Schützen) getödtet. Auch hier findet indessen ein allmähliges Verarmen dieser „bravcn“ Waldmenschen in Folge der Abnahme an Rennthieren statt. Seltener ist das Rennthier im Apfelgebirge, und über sein Vorkommen im Kentei wusste Niemand etwas zu berichten. Im Chingan wird es erst an den Quellen des Flüsschens Eksema 85 Werst unterhalb Gorbiza, wild gefunden. Vom Amur-Thale bleibt es, wie Radde glaubt, als wildes Thier in dem nördlicher gelegenen Theile angeschlossen, kommt aber auf beiden Seiten des Stromes im Innern der Gebirge noch vor. Am Südabhange des Apfelgebirges und Stanowoi bleibt es nach Middendorf und Schrenck nur um die Quellen der grösseren links dem Amur zufallenden Flüsse. Die Birar-Tungusen im Bureja-Gebirge kannten es nur dem Namen nach, wussten, dass es bis zu den Quellen der Bureja (Njumen) vorkomme. Vom Shotar, von den

*) Brandt in Petermann's Mittheilungen, 1868, S. 204.

***) Fauna Caspio-Caucasia. Petropoli (Berolini) 1841, p. 31 Anm.

Uferhöhen des Bureja-Gebirges, sowie von den Knotenpunkten, von denen die Bachsysteme entquellen, dem Lagar und dem Murgil, war es ihnen unbekannt geblieben. Das Vorkommen desselben im unteren Amurlande war ihnen indessen bekannt*).

In Grönland scheinen sie sich nach den von A. v. Etzel zusammengestellten Nachrichten an die grösseren geschlossenen Parthien des Landes zu halten, die auf der einen Seite durch das Meer in Form grosser Eisfjorde, auf der anderen aber durch das Eis, welches das Inland bedeckt und eine Kommunikation zwischen den Halbinseln über die Fjorde weg unmöglich macht, von einander geschieden sind. Die nicht gar zu breiten Fjorde dagegen bereiten den Wanderungen unserer Thiere im Winter kein Hinderniss. Sie halten sich auf diesem Landstriche meist im Innern, streifen indessen auch an den Küsten hin und von da nach den nächsten Inseln. Zwischen den verschiedenen „Renntierdistricten“ dehnen sich bedeutende Landstrecken aus. Der reichste südliche District, die vom Neksotuk- und Anleitsivik-Fjord umgebene Halbinsel, steht in Beziehung mit dem ebenfalls reichen Districte von Holsteenborg in Südgrönland, woselbst keine Eisfjorde, wo sich das Inlandeis nicht bis in die Fjorde hinabsenkt und die Inseln, wie in Nordgrönland, voneinander scheidet. Die Renntiere besuchen verschiedene Inseln, z. B. Tuttulik und Simioak. Sie gehen nordwärts in die höchsten Gegenden der Baffinsbay, über die dänischen Niederlassungen hinaus. Auch auf Disko finden sie sich**).

Auf dem Festlande von Nordamerika wird das Renn „Caribon“, nach einer dem Canadisch-Französischen entlehnten Bezeichnung, genannt. Das Caribou***) bildet nur eine climatische Varietät des europäischen und asiatischen Renntieres. Bekanntlich bieten die Faunen der nördlichen Regionen dieser Erdtheile vieles Uebereinstimmende dar, unbeschadet gewissen örtlichen Eigenthümlichkeiten innerhalb einzelner Formen. Der braune Bär, der Wolf, der Biber, das Elen, das Renn u. a. m. gehen durch die nördlichen Striche der erwähnten Kontinente. Vielfach hat man versucht, die identischen Formen wenigstens des Nordens der alten und der neuen Welt artlich von einander zu sondern, doch aber immer nur auf Merkmale hin, welche die neuere auch dem Studium der „Variation“ zugewandte Zoologie als durchschlagende, als specifische, nicht überall mehr anerkennen darf und anerkennen wird.

*) Reisen im Süden von Ost-Sibirien. Bd I. St. Petersburg 1862, S. 286—288.

**) Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Stuttgart 1860. S. 223 ff.

***) Wie Audubon seine Meinung: „according to our opinion, two species of this genus exist, — one in the old world (Rangifer tarandus), commonly called the Lappland Reindeer, & the Caribou (R. caribou): & its varieties, the Reindeer of the American continent“, eigentlich zu vertheidigen gedachte, ist mir aus seiner Darstellung nicht klar geworden. The Quadrupeds of North America. New York. Vol III, p. 111. Nach meiner Ansicht führt uns keine Musterung des Gesamthabitus, der Haarfärbung, kein Studium des Knochenbaues hier auf Differenzen, welche eine artliche Trennung rechtfertigen liessen.

Das Caribou nun findet sich in New-Foundland, Labrador, durch das ganze nördliche Amerika, an der atlantischen Küste übrigen südlicher, als an der pacifischen, immer nur wild, nirgend gezähmt, ein ausschliesslicher Gegenstand der Jagd.

A. E. Brehm, welcher den Norden Europa's bereist hat, sagt: das wilde Rennthier sei „ein stolzer Beherrscher des Hochgebirges, ein gemsenartig lebender Hirsch, mit allem Adel, welcher diesem schönen Wilde zukomme.“ Dasselbe geht meist rudelweise, zuweilen in gewaltiger Anzahl (vgl. S. 212*), unter Führung alter Böcke, ganz wie sonstige Hirschthiere. Das Renn, gleich viel ob wild, ob gezähmt, nährt sich im Sommer von mancherlei Gräsern und Kräutern, von den zwerghaften Weiden und Birken des hohen Nordens, es scheut aber auch die Pilze nicht, nicht einmal die Fliegenpilze, dann nicht die Zeitlosen, es frisst gelegentlich mit Behagen selbst Animalisches, z. B. Lemminge, die herüchtigten nordischen Wandermäuse, ferner Käfer, Käferlarven u. a. Insekten. Bodinus beobachtete, wie die Rennthiere des Kölner zoologischen Gartens frisch getödtete Sperlinge mit Gier verspeisten**). Im Winter dient diesem Geschöpfe hauptsächlich die Flechte *Cenomyce rangiferina* Ag. zur Nahrung, deren schwefelgelb überflogene Flocken den das Eismeer begrenzenden Tundras eine recht charakteristische, wiewohl sehr monotone Färbung verleihen.

Das ♂ des wilden Renn (der Bock) wird in der zweiten Hälfte Septembers hrünstig. Alsdann setzt es schwere Kämpfe zwischen den zur Rudelanführung sich drängenden Böcken. Das ♀ wirft nach etwa siebenmonatlicher Trächtigkeit dann nur ein Kalb.

Diese Geschöpfe unternehmen grosse Wanderungen. In Nordsibirien fliehen sie zur Sommerszeit aus den offenen Stellen auf die waldigen Berge, hauptsächlich um den sie schwerplagenden Biesfliegen zu entgehen, unter denen eine Art, *Oestrus trompe Fahr.*, das Renn ausschliesslich heimzusuchen scheint. Die Larven dieses Plagegeistes wühlen sich in die Haut ein und selten sieht man ein Rennthierfell, welches nicht zerfressen, nicht narbig wäre. Vogt ist der Meinung, dass sich diese Thiere gerade der genannten Larven wegen so gerne im Schnee herumwälzen und darin einwühlen***). Im Winter besuchen unsere Wiederkäuer in der oben genannten Gegend wieder die moosbewachsenen Ebenen, sie durchschwimmen bei derartigen Ortsveränderungen an stets gleichgewählten Stellen breite Flüsse, den Anadyr, die Lena, den Ob, sie treten bei solchen Wanderungen mit ihren breiten Sohlen an den Böschungen der Ufer grabenähnliche Gänge aus†). Immer schliessen Männchen diese Züge. Auch in Grönland unternehmen sie innerhalb der Grenzen

*) Illustriertes Thierleben. II, S. 432.

***) Der Zoologische Garten in Köln. Vom Direktor Dr. Bodinus. Köln 1864, S. 5.

***) Nordfahrt u. s. w. S. 120.

†) Pallas im Stralsundischen Magazin. I, 1769, S. 394. Zoographia Rosso-Asiatica I, p. 206.

der von ihnen bewohnten Districte weite Wanderungen, besonders in den südlichen Landschaften, indessen weiss man doch nicht, dass sie von einem District in den anderen übergetreten wären. Ihr nördlichster Zug war am Eisfjorde von Jacobshavn stehen geblieben*).

Nach Richardson zieht das „Barren-ground-Caribou“ (eine Varietät — var. *α* *Arctica* —) im Winter von der arctischen Küste in die zwischen dem 63 und 66° N. Br. gelegenen Wälder, und weidet daselbst Usneen, Alectorien und andere von den Bäumen herabhängende Flechten, sowie langes Moorgras, ab. Ende April, wenn der alsdann theilweise geschmolzene Schnee die Cetrarien, Corniculaten und Cenomycen aufgeweicht, von denen die Barren-grounds wie mit Teppichen bedeckt werden, machen sie kurze Ausflüge aus dem Gehölz, kehren aber bei kaltem Wetter wieder dahin zurück. Im Mai rücken die ♀, um Ende Juni auch die ♂ an die Seeküste. Um diese Zeit sind die Flechtenteppiche der Barren-grounds verdorrt und das Renn nährt sich dann lieber von den frischen Gramineen sumpfiger Theile an den arktischen Gestaden und Inseln. Bald nach ihrer Ankunft an der Küste verlassen die ♂ ihre Jnnngen; sie beginnen ihre Rückkehr nach Süden im September, gewinnen die Gehölze wieder gegen Ende Oktober und vereinigen sich da mit den ♀. Mit Ausnahme der Brunstzeit lebt der grössere Theil der ♂ und ♀ getrennt. Die Böcke ziehen sich zur Winterszeit tiefer in die Wälder zurück, während Rndel der hochbeschlagenen „Thiere“ an den Säumen der Barren-grounds weilen und im Frühjahr zeitig an die Küste gehen. Capt. Parry sah Böcke an der Melville-Halbinsel am 23. September, die „Thiere“ erschienen mit ihren Jungen zuerst am 22 April. Die Böcke gehen nicht so weit nördlich als die Thiere. An der Hudsonsbay-Küste wandert das „Barren-ground-Caribou“ südlicher, als der Kupferminen- und Mackenziefuss, nicht aber südlicher als Churchill.

Richardson unterscheidet dann noch eine andere Varietät, das „Woodland-Caribou“ (var. *β* *sylvestris*), welches angeblich grösser als das „Barren-ground-Caribou“ sein, kleinere Geweihe besitzen, und, wenn auch feist, doch ein schlechteres Wildpret abgeben soll, wie jenes**).

Bären verschiedener Art, Wölfe, Vielfrässe und Luchse stellen diesem Thiere unausgesetzt nach, am meisten freilich der Mensch, der das wilde Renn auf mannigfache Weise zu erlegen trachtet. Die üblicheren Jagdmethoden verdienen unsere Aufmerksamkeit. Nur wenige Völker des Nordens wenden hierzu noch Bogen und Pfeil, Speere und Fallen an. Zn des alten Schefers Zeit (um 1670) bedienten sich die Lappen z. Th. des Bogens, ein zahmes ♀ zur Heranlockung am Wechsel festbindend. Man birschte sich übrigens auch schon damals mit Hilfe von Schneeschuhen an***), wie dies noch jetzt in

*) A. v. Etzel n. a. O. S. 226.

**) Fauna boreali-americana; or the zoology of the northern parts of British America. London 1829 ff. Quadrupeds p. III, 114, 118 etc.

***) Lappland. Strassburg 1675, S. 256.

Asien und in Nordamerika, hier bei der Bison-, Caribou- und Orignal-Jagd geschieht. Auch benutzte man damals Schlingen und ausgedehnte Corrals oder Verzäunungen mit Gruben an deren Enden. Letztere scheinen etwa wie die Hopo's der gegenwärtigen Südafrikaner construiert gewesen zu sein*).

Die Renntiere schwimmen sehr geschickt und mit grosser Ausdauer. Manche Stämme der nördlichen Gegenden treiben dies Wild in das Meer oder in die Ströme hinein; fahren in ihren Kanoes hinter den flüchtig Davonschwimmenden her und erlegen die zur Beute auserkorenen Stücke mit Harpunen und Fangmessern.

Am häufigsten dient gegenwärtig das Feuergewehr zur Jagd auf das wilde Renn. Man benutzt diese Waffe bei verschiedenen Jagdarten, auf dem Anstande, beim Anschleichen (auch mit Schneeschuhen), vom Birschschlitten aus, beim Buschiren, auf der Treibjagd, auf der Parforcejad mit Hunden, im Corral, letztere Art nach Whympen noch bei den Ko-Yukon des Alaschka-Gebietes, nach Maack auch bei Orotschonen, üblich**).

Das zahme Renn ist bei gewissen nordischen Völkern Europa's und Asien's in Gebrauch. In Europa beschäftigen sich die Lappen mit Renntierzucht. Die Lappen benutzten bisher als Hausthier wenig das Rind, dessen kleine verkommene Nordlands-Schläge in der dort so ungemein kargen Natur kaum noch Nahrung finden können und deren Haltung der nomadisirenden Lebensweise jenes Volkes weniger zusagte. Für diese schien das mit geringer Intelligenz begabte, störrische, aber genügsame und ausdauernde Renntier recht geeignet. In früheren Zeiten hat es in den Aemtern Finmarken, Nordland und Lappmarken viele Familien gegeben, welche, im Besitze von je 400 bis 500 Kopf Renntieren für arm galten. Erst der Besitz von 1000 ja 2000 und mehr Kopf charakterisirte das wohlsitirte Familienhaupt. Gegenwärtig scheint sich dies allmählich zu ändern. Soll doch überhaupt das ganze Lappenthum nach und nach abnehmen unter dem Einflusse der Civilisation, welche dem unabhängigen Nomadenwesen Schranken auferlegt, die Sesshaftigkeit, die rationelle Viehzucht, den Landbau, die Industrie im Gefolge hat, welche ferner dem Brauntweine und anderen Dingen Eingang verschafft, die sich einmal mit der urwüchsigen Lebensweise des Lappen nicht gut vertragen. Bei der wenigen Milch, welche die ♀ geben, bedarf eine Lappenfamilie wenigstens 100 Stück, um davon leben zu können. Wenn die Heerde unter diese Zahl herabsinkt (durch Schneestürme, Seuchen u. s. w.), so muss der unglückliche Lappe, will er nicht Hungers sterben, sich mit einem anderen associiren. Er leistet diesem alsdann alle Dienste und erhält dafür einen Antheil an dem Gewinnste, der im Verhältnisse seines Zuschusses zu der Heerde berechnet wird. Nach den Angaben***) Chaudordy's, Sekretärs

*) Charakteristische Abbildungen solcher Hopo's in Livingstone's Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, auch in *Le Tour du Monde* 1866, I, S. 42.

***) *Travel and adventures in the territory of Alaska — formerly Russian America — now ceded to the United States — a. in various other parts of the North Pacific.* London 1868.

***) C. Vogt in: *Nordfahrt u. s. w.* S. 165.

der französischen Legation in Kopenhagen, leben in Finmarken etwa 32 Menschen auf der Quadratmeile. In ganz Finmarken existiren etwa 60,000 Rennthiere; der Besitz von je 300 bedeutet Wohlhabigkeit, derjenige von 600 Stück aber bereits Reichthum in einer Familie*). Es mag übrigens auch jetzt noch in anderen Districten manche Ausnahme geben, wie z. B. Vogt von einem Lappen bei Tromsø erzählt, der nicht zu den reichen, aber doch wohlhabenden Lappen gehörte und etwa 2000 Stück besass. Im Durchschnitt je 60 Franken an Werth, repräsentirten sie ein Vermögen von etwa 60,000 Franken in Vieh**).

Nach Chaudordy kommen im russischen Lappland nur 4—5 Menschen auf die Quadratmeile. Den Lappen dieses Gebietes war durch die russische Regierung neuerlich die Freiheit des Umherwanderns verkürzt worden, was einen sehr degradirenden Einfluss auf das Wohlbefinden derselben ausübte. Die sesshaften, mit Fischerei beschäftigten Lappen halten übrigens immer nur wenige Rennthiere.

Die Mesen'schen Samojeden wohnen in der östlichen Hälfte des Gouvernement Archangelsk auf 11,600 □ Meilen nur 4900 Individuen stark, der Mehrzahl nach in Zelten, nur wenige in festen Sitzen. Dicselben halten oft an 10—20,000 Stück Rennthiere, mit denen sie umherwandern***). Das Rennthier wird in mongolischem Lande bei Urjänchen, Darchaten und namentlich bei Dshoten zu je 300 Stück gezüchtet. Vom Iltchirsee auf russischem Gebiete südwärts findet man das zahme Rennthier mit dem Pferde und Rinde. Ersteres muss im Sommer in 7000—8000 Fuss der Hochgebirge, letztere dürfen nur in tieferen, 4000—5000 Fuss hoch gelegenen Thälern zum Weiden emporgetrieben werden. Manche Tungusen besaßen vor 25—30 Jahren noch über 100, die aber theils an Senchen starben, theils in Hungerjahren geschlachtet wurden. Bei den Orotschonen ist es gewöhnliches Hausthier†). Diese Leute benutzen nach Maack dergleichen meist nur zum Ziehen, selten zur Nahrung, opfern ihrer jedoch guten und bösen Geistern. Zu Pallas' Zeit galten die Korjäken als sehr rennthierreich.

Das zahme Rennthier variirt in der Färbung sehr viel häufiger als das wilde, es kommt auch gescheckt vor und zwar in allen möglichen Abwechslungen. Auch ist die Grösse dieses Geschöpfes im Hausstande bedeutenden Schwankungen unterworfen, es giebt von ihm, wie vom Rind und anderen Hausthieren, kleinere verkümmertere und grössere stattlichere Schläge. Diese unterscheiden sich oft wesentlich von einander. So zeigte man z. B. C. Vogt zu Hammerfest grosse, prachtvolle Winterkleider, wie sich deren die Norweger bei ihren Schlittenfahrten bedienen; dieselben stammten aus Archangel, wohin sie aus den östlichen Gegenden gebracht werden. Man könnte solche

*) Bulletin de la Société d'acclimatation, 1862, p. 106.

***) Das, S. 164.

†) G. C. Heigel in der Gartenlaube, 1862, S. 214.

‡) *Baldé a. a. O.* S. 286—288.

Pelzröcke, die aus je einem Stücke bestehen, keineswegs aus den Fellen wilder oder zahmer lappischer Rennthiere verfertigen, namentlich wären aber die letzteren zu klein dazu*).

In manchen Districten Nordeuropa's werden sie gehütet, in anderen weiden sie frei umher; das Erstere mit Hülfe kleiner, spitzohriger, zottiger Hunde. Im Winter nimmt man sie mehr in Obacht, versieht sie alsdann wohl auch mit einer Marke**). Die Paarung erfolgt gewöhnlich Anfangs Oktober, die Satzzeit ist im April. Nach Pallas (l. c.) kommen auch Zwillingageburten (bei zahmen R.) vor. Demselben Gewährsmanne zufolge werden sie nach zwei Jahren reif und setzen jedes Jahr. Wie Brehm (a. o. a. O. S. 443) mittheilt, vermischen sich die zahmen mit den wilden, zur grossen Freude der Heerdenbesitzer, welche hierdurch eine bessere Zucht erzielen. Sie fegen im Herbst und werfen im Januar ab. Castrirte Böcke werfen nach Pallas alljährlich ab, fegen aber nicht. Bekanntlich behalten die an beiden Hoden durch Schuss oder dgl. verstümmelten Rothhirsche den Bast für unbestimmte Zeit, werfen auch gar nicht oder doch nur höchst unregelmässig. Das Thier des Renn wirft immer einige Tage nach dem Satze ab.

Nach dem Satze, im Sommer, wird gemolken. Ein anonymer Berichterstatter beschreibt die Procedur des Melkens bei den Lappen (von Stockholm aus) sehr genau im Globus, IV. Band, S. 152. Die im Süden der Lappmarken am unteren, etwa 15 Meilen breiten Küstensaume des Bottnischen Meerbusens umherziehenden Waldlappen, haben kleine eingehegte Plätze (Kerda) in welche sie während der Zeit des Mückenschwürmens, Juli und Anfang August, die Heerde täglich zwei bis dreimal treiben und ausräuchern. Hier wird auch täglich einmal gemolken. Um dies Geschäft mit einiger Ruhe ausführen zu können, muss jedes einzelne Thier eingefangen und von einer Person gehalten werden, während die andere melkt. Dies geschieht, weil das sehr lebhaftes Renn alle Augenblick seine Stellung ändert, immer stehend und nur mit einer Hand, mit der anderen muss das Melkgefäss, die Nappe, gehalten werden. Aus den beiden kleinen Zitzen kommt nur ein sehr feiner Strahl, auch giebt jedes ♀ nur sehr wenig, so dass acht bis zehn ♀ ihre Milch liefern müssen, um ungefähr ein preussisches Quart zu füllen. Demselben Berichterstatter zufolge macht das Melken bei den Berglappen (schwedisch Fjäll-Lappar, norweg. Fjeld-Fiuner) der hohen Gebirge der nördlichen schwedischen und norwegischen Lappmarken, noch grössere Schwierigkeiten. Man treibt hier die Heerde einmal täglich auf den Sjaljo, den Ort, wo das Zelt, Kota, steht, und fängt ein Thier, Vaja, nach dem anderen mittelst einer um das Geweih geworfenen Schlinge aus Tannenbast. Einer hält das Renn, der Andere melkt dasselbe. Die Lappen haben für jedes Stück einen besonderen Namen, selbst wenn die Zahl derselben auf mehrere Tausende steigt. Der

*) Bulletin de l'Institut. Genève. T. XV, p. 22 ff.

***) Chaudordy l. c. p. 105.

Milchertrag kann nicht immer der Anzahl der Thiere entsprechen. Ein Fjäll-Lappe gewinnt von 700—800 Vajor oft bei weitem nicht soviel Milch, als ein Waldlappe von nur 50—60 Vajor. Letztere sind nämlich zahmer und lassen sich leichter melken, wie jene, die häufig nur theilweise gemolken werden. Manche Berglappen melken ihre Thiere auch gar nicht, sondern überlassen die Milch den Kälbern. Diejenigen Thiere, welche ihre Kälber verloren haben und Toptjah heissen, werden jedoch immer gemolken. Vogt sah die Zitzen mit vom Pelze ausgerupften Haaren reiben, um sie zu entwickeln und fand Haare und Mist in der mit wenig Vorsicht gemolkenen, fetten Flüssigkeit (S. 170). Nach Angabe des obigen Berichterstatters im Globus ist die Milch sehr fett, süß und schwer. Man kaut dazu den Stengel der als antiskorbutisch geltenden Engelwurz (*Archangelica officinalis* Hoffm.), oder isst sie mit Mülte- oder Moltebeeren (*Rubus Chamaemorus* Lin.) und mit Preiselbeeren. Sie giebt viel Butter von weisser Farbe und Talgkonsistenz. Hauptsächlich üblich ist die Käsebereitung; Rennthiermilch ist weit caseinreicher als Kuhmilch. Dieser Käse ist ein hauptsächliches Nationalgericht der Lappen, derselbe dient als Provision auf Reisen u. s. w., auch mit Mehl und Wasser zur Käsesuppe. Rennthierkäse wird übrigens nur im Juli und August bereitet. Schon im September wird die Milch spärlicher. Man sammelt wohl kleine Vorräthe davon in Fässern, unvermischt oder mit Jobmo, Sauerampfer, auch Preiselbeeren vermischt und bewahrt diese als Kittan-Ase, Frühlingskost, auf. Die noch im Oktober und im November gewonnene Milch lässt man frieren und verwendet sie so als besondere Leckerei (A. o. a. O. S. 153).

Im Herbste werden einige Stück geschlachtet. Ein gutes Renn giebt nach Chaudordy 60 Kilogramm Fleisch und 20 Kilo Talg*). Das Fleisch dient bei den Lappen gelegentlich als Tauschartikel für Mehl. Dies Produkt, welches von Einigen für vorzüglich an Geschmack erklärt wird, bildet ein wichtiges Volksnahrungsmittel in Grönland, woselbst man dasselbe roh und gekocht verzehrt, in gefrorenem und in gedörretem Zustande aufbewahrt. Sehr beliebt ist die Zunge des Thieres. In Grönland soll der mit zum ersten Male gekautem Futter gefüllte Magen als Delikatesse gelten. Das zahme Renn nährt sich ganz so wie das wilde. In Norwegen hat man eine gewisse Mooschonung einführen müssen, da sich dieses Cryptogam nur langsam wieder erzeugt. Nach A. v. Etzel's Bericht giebt ein grosses Rennthier 8—12 Pfund Talg, was obiger Angabe Chaudordy's widerspricht. Die Geweihe dienen zu ähnlichen technischen Zwecken, wie „Hirschhorn“, d. h. das Geweih unserer Rothhirsche.

*) Man hat Rothhirsche bis zu 600—700, ja 900 Pfund Gesamtgewicht erlegt. Gemeinhin beträgt das ganze Körpergewicht dieses Thieres 200—300 Pfd. Ein zahmes Renn wiegt durchschnittlich 180—250 Pfd.

In Südgrönland verbraucht man davon jährlich etwa 3000—4000 Pfund. An 100,000 Pfund lagen zu Holsteenburg in Vorrath*).

Sehr bedeutend ist der Verbrauch der Felle. Der Rennthierpelz hält zwar leicht, ist aber weich und warm. Er giebt für die Nordländer weit besseres Bekleidungsmaterial ab, als Robbenpelz. Manche nordische Bewohner, z. B. die Samojeden, tragen Alles, Mütze, Hemd, Hosen, Strümpfe und Schuh von Rennthierfell**).

Das Produkt dient ferner zu Reit-, Schlaf- und Schlittendecken, sowie zur inneren Bekleidung der Winterhütten. Zwischen 1845—1849 sind in Nordgrönland jährlich 4300 Rennthierfelle in den Handel gebracht worden, in den ersten beiden Jahren $\frac{1}{3}$, in den letzten dagegen $\frac{2}{3}$ der ganzen Menge. Die Sehnen dienen zum Nähen, z. B. der Felkleider***). Nach Chaudordy verfertigt man in Schweden gute Handschuhe aus den Häuten ungeborener Jungen. Aus dem Darm dreht der Lappe zähe Saiten, die auch in England geschätzt werden†).

Das zahme Renn giebt endlich auch ein für des Nordens unwirthliche Gefilde sehr wichtiges Reit- und Zugthier ab. Zum Reiten wird es vornehmlich von Tungusen benutzt, die ihm einen Sattel auf den Vorderrücken, gerade über den Widerriss, legen. Weiter hinten ist der Rücken zu schwach, um einen Erwachsenen tragen zu können. Der Reiter lässt die Beine herabhängen und lenkt das Thier mit einem Zaume. Zum Fahren werden die Renns paarweise vor den Schlitten, den Akjja der Lappen, gespannt. Die Art des Anschirrens ist in den einzelnen Gegenden etwas verschieden. Die Mesen'schen Samojeden schlingen die Leine an das Geweih der links gehenden Rennthiere, mögen ihrer noch so viele vorgespannt sein. Der Schlitten selbst wird mit einem langen Stocke gesteuert. So fahren sie das petersburger Publikum Winters auf dem Eise der Neva spazieren ††). Zwei Schweden, welchen ich während der Weltausstellung 1867 zu Paris begegnete, schilderten mir das Schlittenfahren mit Rennthieren als etwas sehr Unvollkommenes, Ermüdendes und häufig sogar Verdriessliches. Diese Zughirsche trotteten, so hiess es, kein Hinderniss achtend, wild darauf los, liessen sich nur mit Mühe auf der richtigen Bahn erhalten, wüfren bald einmal um, stutzten leicht, sprän-

*) Vergl. A. v. Etzel: Grönland. Es werden in Nordgrönland jährlich 800—900 Rennthiere getödtet und zwar 75 pCt in den südlichsten, 20 pCt in den nördlichsten, kaum 5 pCt in den mittleren Rennthierdistricten. Im Districte Julianehab waren seit vierzig Jahren keine mehr geschossen worden und doch war die Jagd daselbst sehr bedeutend gewesen. Zwischen 1840—45 mögen in minimo an 16,000, zwischen 1851—1855 alljährlich an 8500 Stück geschossen worden sein.

***) Eine prachtvolle Serie von mit den Haaren gegerbten Rennthierhäuten („Norsk Reen“) hatte u. A. Stamm von Drontheim 1867 zu Paris ausgestellt.

****) A. v. Etzel das.

†) L. s. c. p. 105.

††) Helgel a. o. a. O. S. 214.

gen wirr durcheinander, wenn fremde Gegenstände, Thiere u. s. w., ihre Scheu erregten und so gäbe es der Unzuträglichkeiten mehr.

So ist unser Renn, so ist seine Nutzung zur Jetztzeit. Ein besonderes Interesse erregt aber das Vorkommen dieses Geschöpfes in den frühen Perioden des Menschengeschlechtes. Rennthierknochen und Rennthiergeweihe mit und ohne Spuren menschlicher Einwirkung sind in verschiedenen Ländern des gemäßigten und wärmeren Europa's aufgefunden worden, häufig im Verein mit den Resten anderer z. Th. gänzlich erloschener, z. Tb. aus unserem Kontinente angewanderter Thiere.

Es kommt mir hier übrigens nicht in den Sinn, alle gegenwärtig bekannten Rennthierfunde zu erwähnen, ich will hier nur etliche derselben hervorheben und damit den weiten Kreis der ehemaligen Verbreitung dieses Wiederkäuers andeuten. In Grossbritannien z. B. fand Blackmore in einer auf weisser Kreide auflagernden Ziegelerde des Wileytbales bei Salisbury Reste des Renn neben denen des Mammont, Knochenscheidewand-Nashorn, des Schweines, Höhlenlöwen, Ur, der Höhlenhyäne, des Fuchses, Pferdes, Bison, Hasen, Lemming's*). Man traf dergleichen ferner im schottischen Blocklehm bei Croftamie in der Grafschaft Dumbarton im Endrickbette, 18 Fuss unter der Oberfläche. In anderen Gegenden lieferte der Blocklehm Elepbantenzähne, die man dem Mammont zugeschrieben. Nach Falconer's tabellarischer Uebersicht waren Rennthierfunde in den Höhlen der Gower-Halbinsel, Glamorgan-shire, Südwaales, welche von ihm und Oberstlieutenant Wood untersucht wurden, wenig reichlich in Bacon-, Minchin-, Long-Höhle, auch im Spritsail-Tor, sehr reichlich dagegen in Bosco's Den und in Raven's Cliff gemacht worden***). Von einem durch diesen Gewährsmann als Varietät a. des Renns angeführten Thiere (*Cervus Guettardi Desm.*) fanden sich gleichfalls viel Ueberbleibsel in Bosco's Den, von einer Varietät b. (*Cervus prisus*) desgleichen, von einer dritten Varietät c. (*Cervus Bucklandi Owen*) fanden sich Specimina in Bosco's Den, zu Paviland und Spritsail-Tor. Dabei waren z. B. in Bosco's Den Reste vom Fuchs, *Rhinoceros hemiteochus*, vom Reh, in Bacon's Höhle waren Reste vom Hermelin, vom Hirsch, Reh, in Paviland und Spritsail Tor Reste vom Dachs, gemeinen braunen Bären, Iltis, von Höhlenhyäne, vom Höhlenbären, Mammont, *Rhinoceros tichorhinus*, Pferd, Esel, *Cervus euryceros* s. *megaceros*, Rothbirsche, Reh, *Cervus strongyloceros*, Bison, in Raven's Cliff Reste von *Felis spelaea*, Wildkatze, *Hippopotamus major*, Dachs, Wolf, Fuchs, Wassermaus, *Eleph. antiquus*, *Rhinoc. hemiteochus*, Pferd, Wildschwein u. s. w. gefunden worden. Beim Aufwerfen der Folkestone-Batterie

*) Lyell: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde u. s. w. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1861, S. 115.

**) Das. S. 191.

***) Palaeontological Memoirs, II. p. 525.

wurden Rennthier-Theile mit denen von *Hippopotamus major*, *Cervus euryceros* (*Megaceros hibernicus*) *Bison praeus*, *Rhinoceros*, *Sus* etc. entdeckt*). Mit Rhinoceros-, Höhlenbär-, Höhlenhyänenresten n. s. w., sowie mit Feuersteinmesser wurden Rennthiertheile aus der Brixham-Höhle heraufgebracht**) u. s. w.

In Frankreich sind Rennthierknochen und zwar angeblich von Menschenhand zerschlagene, znsammen mit verschiedenen menschlichen Erzeugnissen, in den Höhlen von Bize und Sallèles (Aude), von Bruniquel (Tarn et Garonne), Aurignac und Lourdes (Hantes-Pyrénées), La Vache bei Tarascon (Ariège), Espalungue (Basses-Pyrénées) und Eyzies (Dordogne) vorgekommen. Diese Funde***) sind häufig von denen anderer Thiere begleitet gewesen. So z. B. in der Aurignachöhle von denen eines Elephanten, des Ochsen, Rhinoceros, der Höhlenhyäne, des Höhlenbären, des Wolfes, Fuchses n. s. w., sowie von Menschenskeleten†). Ferner im Périgord von Knochen des Höhlenbären, Höhlenlöwen, des Wisent, Pferdes und Bisamochsen††). In der Bizer-Höhle fand schon P. Tournal i. J. 1827 Menschenknochen und Topfscherben neben den Knochen verschiedener grosser Säger†††).

M. de Serres*†), der, wie aus dem unten angeführten Mémoire von Gervais und Brinckmann über die Bizer Höhle hervorgeht, manche hier gefundene Thierreste unrichtig bestimmt hatte, zählte ansser Fledermäusen, Hasen, Kaninchen, Maus (? *Myoxus*?), Pferd, grossen Repräsentanten des Genus Bos, Wolf, Fuchs, Serval u. s. w., u. s. w., noch die Hirsch-Arten *Cervus Rebollii*, *C. Leufroyi* und *C. Tournalii* auf, welche letzteren drei mit dem Renn vollkommen identisch sein sollen**†).

A. Arcelin berichtet über Auffindung von Knochen des Renn, Pferdes, Riesenhirsches, Wisent, Elephanten, Fuchses, Menschen, sowie menschlicher Industrieerzeugnisse auf Feuerstätten und in Gräbern unter den Felsen von Solntré***†). Die Existenz des Renns in Altfrankreich wird dann noch durch zahlreiche Arbeiten neuen Datums, n. A. von Chantre über Höhlen in der Dauphiné etc.†) von Longuemar über die Grotten von Chaffaud†**) bestätigt.

*) L. c. II, p. 568.

***) L. c. II, p. 491 ff.

****) Cf. P. Gervais Zoologie et Paléontologie Françaises p. 145. Recherches sur l'ancienneté de l'homme et la période quaternaire. Paris 1867, p. 100.

†) The natural history review, 1861, p. 53.

††) Lartet in Annales des sciences naturelles T. IV, Sér. V, 1865, p. 355.

†††) Considérations théoriques sur les cavernes à ossements de Bize, près de Narbonne (Aude) etc. in Annal. des scienc. nat. T. XVIII, I Sér., 1829.

†††) Notice sur les cavernes à ossements du département de l'Aude. Montpellier 1839.

**†) P. Gervais et J. Brinckmann in Mémoires de l'Académie de Montpellier, 1864. Recherches etc. p. 52 ff.

***†) Etudes d'archéologie préhistorique, l'homme quaternaire en Mâconnais, la station de l'âge du Renne à Solntré (Saône et Loire). Lyon 1868. H. de Ferry et A. Arcelin: L'Age du renne en Mâconnais. Mémoire sur la station du Clos du Charnier à Solntré. Mâcon 1868.

†) Etudes paléo-ethnologiques, ou recherches géologico-archéologiques sur l'industrie et les mœurs de l'homme des temps préhistoriques dans le Nord de la Dauphiné et les environs de Lyon. Ann. Soc. des sciences industr. de Lyon, 1867. Nr. 3, p. 114—144.

†**) Exploration méthodique des grottes du Chaffaud (Vienne). Paris 1868.

Für Belgien bildet die Höhle von Fnrfooz bei Dinant eine der reichsten Fundstätten von Rennthierknochen. Die Grafschaft Namur enthält ferner noch einige Punkte von untergeordneter Bedeutung. Eine resumirende Zusammenstellung der belgischen Rennthierfunde überhaupt liefert uns ein compilatorisches Werk von Xavier de Reul*).

In Skandinavien hat man viele Rennthierreste entdeckt. Nilsson theilt darüber Folgendes mit: „Die Rennthierskelete, welche wir in den schoonischen Mooren finden, gehören übrigens einer ganz anderen Rasse an als das lappländische. Es kam wahrscheinlich aus südlicher gelegenen Ländern (Gebirge des südlichen Festlandes) und gehörte vielleicht zu der Rasse, welche noch zu Cäsars Zeit im hercynischen Walde lebte“ u. s. w. — „Dass dies Rennthier sich nicht von Schoonen allmählig nach Lappland zurückgezogen hat, erhellt daraus, dass in den Zwischenstationen kein Rennthierskelett, nicht einmal ein Rennthierknochen gefunden ist. Das lappländische Rennthier ist in einer verhältnissmässig viel späteren Zeit über Finnland nach den norwegischen Hochalpen gekommen, wo es sich noch jetzt aufhält***). Vogt sucht nachzuweisen, dass das heutige domesticirte Renn beträchtlich vom wilden abweiche. Letzteres sei kleiner, seine Knochenkanten seien deutlicher ausgeprägt, seine Backzähne nutzten sich frühzeitiger ab. Die Hausrennrassen der Samojeden des weissen Meeres sei nicht identisch mit derjenigen der Lappen. Die Rennthiere des weissen Meeres seien grösser und hätten ein anderes Haarkleid. Nilsson hat dann noch einmal die Unterschiede zwischen dem fossilen skandinavischen und dem heutigen wilden Renn des Nordens betont***).

Viele Rennthierreste sind auch am Mont-Salève, Savoyen, entdeckt worden, und zwar im Verein mit Resten von Pferd, Rind, Hirsch, Steinbock, Gemse, Alpenhase, Murmelthier, Bär, Wolf, Fuchs, Storch, Schneehuhn†). Denen des Rennthieres sehr ähnliche Geweihe sind ferner bei Benken, Canton Zürich, gefunden ††). Dagegen vermisst man unser Thier gänzlich in der Fauna der Schweizer Pfahlbauten und in Italien.

In Deutschland existiren zahlreiche Spuren der früheren Anwesenheit unseres Thieres. Darunter haben die zu Schussenried zwischen Ulm und Friedrichshafen aufgefundenen mit Recht grosse Berühmtheit erlangt. Die

*) L'Age de la pierre et l'homme préhistorique en Belgique. Paris et Bruxelles 1868.

***) Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Deutsche Bearbeitung von J. Mestorf. Hamburg 1868, S. 183, Anm.

***)) Discussion sur les animaux émigrés. Im Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la 2. session, Paris 1867. Paris 1868, p. 67.

†) F. Thioly. L'époque du renne au pied du Mont-Salève. Revue savoisienne d'Ansery, 1868. Ders. Documents sur les époques du Renne et de la pierre polie dans les environs de Genève etc. Précédée d'une introduction de Mr. C. Vogt. Description d'objets de l'époque de la pierre trouvés sur l'emplacement lacustre des Eaux-vives. Extrait du Tome XV du Bulletin de l'Institut genevois. Genève 1869.

††) O. Heer: Die Urwelt der Schweiz. Zürich 1865. S. 542.

hierselbst ausgegrabenen Reste sind meistentheils von Menschenhand bearbeitet, sie treten auf im Verein mit Rennthiermoos, mit Resten von Vielfrass, Bär, Wolf, Goldfuchs, Eisfuchs, Pferd, Ochs, Hase, Singschwan.*)

In Nordwestdeutschland sind einestheils die in der Balver Höhle in Westfalen, andertheils die in Holstein und in Mecklenburg vorgefundenen Reste bemerkenswerth. In letzterer Landschaft existirten nach der Darstellung von Lisch allein 20 verschiedene Fundorte.**) Ueber die in den älteren preussischen Provinzen gewonnenen Rennreste berichtete ausführlicher R. Virchow.***) Ich darf wohl in dieser Hinsicht auf die in unserer Zeitschrift bereits publicirten Angaben unseres berühmten Fachgenossen verweisen. Ein bei Mellenau unfern Boitzenburg aufgegrabenes Geweih muss einem ungewöhnlich kräftigen und alten Thiere angehört haben; die in unseren Museen enthaltenen Rennthiergeweihe sind durchweg um mindestens $\frac{1}{3}$ kleiner. Die Mecklenburger Funde sind fast sämmtlich in Torfmooren und Brüchen gemacht worden. Andere in Deutschland aufgedeckte gehören dagegen Höhlenresten an. Ueber die Authenticität der angeblich in Mergel aufgedeckten dagegen lässt sich, wie Virchow mit Recht hervorhebt,†) noch streiten.

Die in Russland neuerlich gefundenen Rennreste sind von Brandt††) und Grewingk†††) näher besprochen worden. In den Ostseeprovinzen zeigten jene sich selten; Grewingk kennt bis jetzt nur ein unzweifelhaft fossiles Rennthiergeweih aus Südlivland; andere, die Dondangener, können nach seiner Ansicht auch aus dem gegenwärtigen oder vorigen Jahrhundert stammen, zumal sowohl in Schottland und Pommern, als auch in Kur- und Livland (verunglückte) Acclimatisationsversuche mit dem Rennthiere angestellt worden sind. Verf. erklärt übrigens, dass er die Seltenheit der Funde fossiler Rennthierreste in den Ostseeprovinzen noch nicht als beweisend für die Seltenheit ihres Vorhandenseins ansehen könne. Reste dieses Geschöpfes würden leichter übersehen und verkannt, erhielten sich weniger gut, könnten älter und daher weniger zugänglich, aber ebenso zahlreich vorhanden sein, als gewisse der dortigen, zufolge ihres Vorkommens und Erhaltungszustandes als fossil bezeichnete Elenreste u. s. w. Es sei ferner wenig wahrscheinlich, dass dies Thier bei seinen Wanderungen nach und in West-Europa jene Provinzen besonders gemieden habe und gewöhnlich umgangen sei (Brandt a. a. O. S. 117). Denn nichts berechtige zur Annahme, dass das 1760 Qua-

*) O. Fraas im Archiv für Anthropologie, II, S. 34.

**) Bericht des geognostischen Vereins für die baltischen Länder. Lübeck 1851, S. 6. Mecklenburger Jahrbuch 1864, Band 29, S. 282.

***) Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin vom 19. Oktober 1849. Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 12. Februar 1870.

†) Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 12. Februar 1870. S. diese Zeitschr. 1870, Heft II, S. 165.

††) Verhandlungen der mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Serie II, Bd. 2, 1867. Petermann, Geographische Mittheilungen, 1867, S. 209.

†††) Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft. No 6 Dorpat 1867.

Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1870.

dratmeilen messende, zwischen 56 und 60 Grad Br. belegene, mit ausgedehnten Wäldern und Mooren versehene Areal (der Ostseeprovinzen) der Existenz des Rennthieres während der Quartärperiode mehr Hindernisse dargeboten, als die Gouvernements Nowgorod und Twer, wo das Rennthier sich noch jetzt zuweilen zeige, oder als Littbauen, Pommern und Mecklenburg u. s. w. Eine für die ganze Quartärzeit geltende Lückentheorie des Renntbiervorkommens im mittleren Theile Europas sei überhaupt nicht zu halten, seit man Reste des Renntbieres in Irland, England, Dänemark und, wenn auch selten, zwischen Seboonen und Lappland kennen gelernt habe.

Soweit die Funde, welche uns hier vorläufig interessiren könnten. Ueber das gleichzeitige Vorkommen des Menschen und des Renns im alten Europa darf ein Zweifel jetzt nicht mehr Platz greifen. Die vielen in Höhlen mit Rennthierknochen beisammen gefundenen Produkte einer wenn auch noch rohen menschlichen Industrie, die so viele Spuren unmittelbarer Bearbeitung zeigenden Geweibstücke dieses Thieres selbst in Bodenschichten von nachweisbarem Alter, endlich auch mancherlei eingekratzte und reliefartig ausgeschnitzelte figürliche Darstellungen unseres Thieres auf Geweibfragmenten und Knochen vom Renn geben beredte Zeugen für jene Coexistenz ab. Man hat häufig die Echtheit der erwähnten alteuropäischen Thierbilder des Mammont, Renn, Wisent, Ur's, Pferdes u. s. w. in Zweifel gezogen, dieselben sogar ohne Weiteres für auf die Mystificirung leichtgläubiger Gelehrter berechnete Produkte einer neueren Fälschungsindustrie erklärt. Diese Thierbilder, hiess es hier und da, seien in viel zu correcten Umrissen ausgeführt, als dass ein rober alteuropäischer Steinmensch sie ohne genauere naturgeschichtliche Kenntnisse hätte schaffen können. Man gab z. B. an, dass die bekannte Zeichnung des Mammont auf Mammont-Elfenbein aus der Höhle La Madeleine, Périgord, Departement der Dordogne, an welcher der Nacken eine unnatürlich tiefe Einsattlung zeige, nach den Umrissen eines entfleischten Elephantenschädels, vielleicht gar nach der Abbildung eines solchen in Cuvier's ossements fossiles copirt sein könnte.*) Dagegen liess sich freilich der Einwand erheben, dass ein alter Darsteller sich wohl auch nach einem entfleischten Mammontkopfe hätte richten können. Sodann hat Brandt auf die in der betreffenden Zeichnung berücksichtigte, für *Elephas primigenius* Blumenb. charakteristische, so sehr erhabene Stellung der hinteren Kopfpartie mit Recht aufmerksam gemacht.**)

Wer möchte nun freilich für die unanfechtbare Echtheit solcher Gegenstände mit vollkommenster Sicherheit einstehen? Könnten jene der anerkanntesten Hochachtung aller Fachgenossen theilhaftigen Forscher, welche,

*) E. v. Martens in dem Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin vom 19 Juni 1866.

**) *Mélanges biologiques* V, pag. 733 und Tafel. Vielleicht hat der Urheber der Gravirung gerade diese Höhe des Hinterkopfes so recht hervorheben wollen und den Nacken unbedachtsam wieder etwas zu niedrig gemacht.

wie ein E. Lartet, ein H. Christy, derartige Dinge beschrieben und in getreuen Abbildungen wiedergegeben, selbst trotz aller angewandten Vorsicht nicht Opfer eines frivolen Betrugers geworden sein? Liegen nicht genug abschreckende Beispiele vor, dass sich selbst die gewiegtesten Alterthumskundigen durch geschickt ins Werk gesetzte Betrügereien haben foppen lassen? Ohne derartige Möglichkeiten ganz ausser Acht zu lassen, behaupte ich doch zunächst, dass selbst sehr rohe, völlig in der Kindheit stehende Völker naturgetreue Umrisszeichnungen von Thieren, Pflanzen und anderen Naturprodukten anzufertigen verstehen. Trifft man nicht auch unter den Kritzeleien der Diarien talentvoller Schulbuben des zarteren Alters zuweilen ganz treffende Sudeleien von Menschen und Thieren an, Fratzen, denen eine gewisse schlagende Charakteristik kaum abgeht. Ich will nicht weiter von den anerkannt prachtvollen Zeichnungen und Skulpturen der Aegypter, Assyrer, Perser, von den weniger guten, aber immer noch leicht erkennbaren anderer alter Kulturvölker, wie Inder, Birmanen, Chinesen, Yukateken, Mejikaner, Peruaner u. s. w. reden. Ich mache nur auf die Thierdarstellungen der rohen Betschuanen, Buschmänner, Mountbuilder, Garamanten, Jorubaner, Dahomier, Aleuten, Grönlands-Esquimeaux u. s. w. aufmerksam. Auch in diesen höchst groben Thierzeichnungen und Thierskulpturen erkennt man die dem specifischen Habitus der darzustellenden Bestien gewidmete, dem Wesentlichen desselben zugewandte Naturauffassung. Danach könnten auch jene eingekritzten und ausgeschnitzten Figuren von Rennthieren z. B. der Stationen von l'Augerie-Haute (Commune de Tayac, Arrondissement Sarlat*) und l'Augerie basse daselbst**); ferner von La Madeleine***) sehr wohl die ehrwürdigen Zeugen des primitiven künstlerischen Strebens altenropäischer Rennthierjäger sein. An der Echtheit jener zahlreichen, zum Theil mit eingekritzten Figuren geschmückten, auch zu allerhand Geräthen, zu Schmuckgegenständen u. s. w. umgearbeiteten Geweihfragmente des Renn von der Schussenquelle, deren O. Fraas nicht wenige mit der peinlichsten Sorgfalt hat abbilden lassen, †) kann kein vernünftiger Mensch mehr zweifeln. Aber selbst die so vielfach angefochtenen Funde einer aus Renngeweih gearbeiteten, mit Widerhaken versehenen Pfeilspitze der Breccie von Eyzies, ††) dann sogenannter, aus der gleichen Substanz verfertigter Kommandostäbe und löffelartiger Instrumente zeugen für das ältere gleichzeitige Zusammenleben von Menschen und Rennthieren im mittleren und sogar im südlicheren Europa.

*) Cavernes du Périgord. Objets gravés et sculptés des temps préhistoriques dans l'Europe occidentale par E. Lartet et H. Christy. Extrait de la Revue archéologique, Paris 1864, pag. 34.

***) Auf Schiefer eingekritzelt, im Besitze Hrn. Vibraye's — höchst charakteristisch. Cf. Gervais, Recherches, pag. 35, Fig. 1.

****) Reliquiae Aquitanicae Pl. II.

†) Archiv für Anthropologie, II, Fig. 16—30.

††) Lartet et Christy: Cavernes du Périgord, pag. 16, Abbildung.

Die Uebereinstimmung einer nicht unbedeutenden Menge verbürgter That- sachen führt uns jetzt allgemein zu der Annahme hin, dass auf die warme Tertiärzeit eine Zeit folgte, während welcher unter starker Abnahme der Tem- peratur ungeheure Gletschermassen, zunächst von den Gebirgen aus, sich über grössere Strecken Europas ausbreiteten. Eine unwirthliche arctische Natur entwickelte sich an vielen Stätten, an denen noch zur Miocenzeit son- derbare plumpe, z. Th. den Tapiren verwandte Dickhäuter unter den Fächer- blättern stattlicher Palmen Schatten suchten, wo riesige Hyaenaelnren, wahr- Tiger der Molasse, den behenden Schlankaffen nachgestellt, wo vom Rande der Wasserpfützen her das dröhnende Gequake der Riesenfrösche ertönt. Nunmehr mussten bei uns die kargen Gewächse des hohen Nordens ihr Dasein an und zwischen den Felsblöcken, den Schollen des auf weite Strecken hartgefrorenen Bodens fristen. In Oberschwaben deckten z. B. Moose hoch- nordischer und alpiner Standorte, wie *Hypnum sarmentosum*, *H. aduncum* var. *groenlandicum* und *H. fluitans*, z. B. um Schussenried die Oberfläche. *) Schwim- mende Eismassen verhreiteten die Pflanzen von Grönland und Island nach den Inseln, den Küsten Europas, nach Schottland, England, Deutschland u. s. w.

Zugleich mit den arctischen Pflanzen wanderten damals auch arctische Thiere in die eisstarrenden Länder des nun jetzt wieder gemässigten, selbst wärmeren Europa ein. Das Rennthier zog sich, wohl von Nordasien her, das einen grossen Theil Deutschlands bedeckende östliche Meer umgehend, nach der Schweiz und nach Frankreich. Eine Zeit lang trennte kein Kanal das letztere Land von Grossbritannien. Auch hierher konnten daher Renn- thiere gelangen, und es hielten sich dieselben dort allem Anscheine nach noch bis in eine verhältnissmässig ganz neue Zeit, lange noch, nachdem sich die Isolirung der britischen Inseln von dem Festlande bereits vollzogen hatte.

Allmählich erreichte aber selbst die Gletscherperiode ihr Ende. Das Rennthier, welches, wie wir oben kennen gelernt, auch in nicht arctischen, in weniger kalten Ländern auszudauern vermag (S. 213), blieb noch hier und da in Mitteleuropa zurück. Viele, viele Rudel mögen in jenen Zeiten nach Norden und Nordosten hin ausgewandert sein. Ein sehr grosser Theil dieser Geschöpfe ist jedoch den sich fernerhin, wiewohl langsam vollziehenden kli- matischen Umwandlungen und den Jagdaffen seines mächtigen Zeitgenossen, des Menschen, erlegen. So ist es denn in vielen Theilen der Welt, in denen es ehemals häufiger vorgekommen, vollständig verschwunden, weit spä- ter freilich, als der Mammont, das langborstige Kuochennashorn und andere jener grossen von uns früher als der Rennthierzeit angehörig erwähnte Säu- gethiere.

Hat das Rennthier in unseren Gegenden noch in geschichtlicher Zeit existirt? Die alten Griechen warfen unter der Bezeichnung *εὐρανός* die ihnen

*) Vergl. A. Braun: Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin vom 19. März 1867.

nur sehr mangelhaft bekannten Hirschthiere Renn, Elen und vielleicht auch Schelch zusammen. Diese Thiere gehörten dem fernen „Scythien“ an. Auch Plinius unterschied Renn und Elen nicht deutlich (VIII, 34). Caesar erwähnt de bello Gallico VI, 26 des damaligen Vorkommens hirschähnlicher Ochsen — *bos cervi figura* — im hercynischen Walde, deren ♂ und ♀ je ein verästeltes Gehörn trügen. Unter dieser Angabe vermuthen G. Cuvier,^{*)} Oken,^{**)} Nilsson,^{***)} Brandt (a. a. O.) und Andere die schlechte Beschreibung eines Rennthieres, und dies, wie mir scheint, mit allem Recht. Maack fügt dem nur die Bemerkung hinzu, dass die angeblich von der lappländischen verschiedene schönische Rasse †) in einem minder kalten Klima gelebt habe und dass dadurch der Anstoss beseitigt werde, dass zu Caesar's Zeit das Renn noch in Deutschland gelebt haben solle, welches Land, wenn auch kälter als jetzt, doch kein lappländisches Klima gehabt haben werde. ††) Nilsson's Annahme zufolge wäre das Thier in einer verhältnissmässig viel späteren Zeit über Finnland nach den norwegischen Hochalpen gekommen.

Man hat früher fast allgemein geglaubt, unser Geschöpf habe noch bis ins 14. Jahrhundert hinein in den Pyrenäen existirt. Denn Gaston Phoebus III., Graf von Foix und Herr von Béarn, geboren 1331 und gestorben 1390, hatte in seinem „Miroir de Phoebus des déduits de la chasse“ das Renn, Rangier, und seine Jagd sehr genau beschrieben. Da nun aber die Ländereien des Gaston Phoebus am Fusse der Pyrenäen gelegen, so hatte Buffon daraus auf die Anwesenheit des Thieres in den Frankreich von Spanien trennenden Bergen noch zu jener späten Zeit geschlossen und Mellin, Schreber und Andere hatten sich seinem Urtheile angeschlossen. Nicod hat im *Trésor de la Langue* p. 537, art. rangier, die Stelle aus G. Phoebus in folgender Weise commentirt: „Phoebus dit que de rangier il n'en a point vu en Romains pays; trop bien en Mauritanie, où il l'a vu prendre à force de chiens qu'on nomme baulx.“

Erst G. Cuvier vermochte Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten. Er hat mehrere Ausgaben des *Miroir de Phoebus* geprüft, sowie verschiedene andere auf das ganze Verhältniss bezügliche Schriften. Der grosse Anatom hat nun daraus die Ueberzeugung gewonnen, dass G. Phoebus auf den Hülferruf des Hochmeisters des Deutschen Ordens, Winrich von Kniprode hin mit anderen Rittern die feindlichen Lithauer bekämpft und in Skandinavien persönlich Rennthiere beobachtet. Gaston Phoebus sagt ja selbst in einem an Messire Philipp le Hardi, Duc de Bourgogne gesandten Exemplare seines Buches unter der wohl erkennbaren Figur eines Rennes: „J'en ay veu en Nourvegue et en Xuedene et en ha oultre mer, mes en Romains pays en ay

*) *Ossements fossiles*, VI, pag. 117.

**) *Allgemeine Naturgeschichte*, VII. Band, 2. Abtheilung, S. 1298.

***) *Das Steinalter u. s. w.*, S. 184 Anm.

†) Nicht *Species*, wie Maack fälschlich schreibt. Vergl. S. 214.

††) *Urgeschichte des Schleswig-Holsteinischen Landes*, Theil I, Kiel 1869, S. 155.

je peu veu.“ Der jagdkundige und, wie man bemerkt, durchaus wahrhaftige Graf v. Foix ist also von etlichen Auslegern nur falsch commentirt worden.†) Es fällt demnach jene auf seine Autorität gestützte Angabe von der Existenz des Renns in den Pyrenäen zur Zeit König Philipp III. gänzlich zusammen.

Es hatte bereits Viucenz von Beauvais die Heimath des von ihm genau characterisirten Rangifer nach Skandinavien verlegt.**) Während nun Albertus Magnus***), C. Gessner und Belon sich sehr mangelhaft über unser Thier unterrichtet zeigen, weiss Aldrovandi dasselbe ganz gut darzustellen und vom Elenn zu unterscheiden,†) was jenen Anderen weit weniger möglich gewesen. Die beste ältere Beschreibung des Renn verdanken wir übrigens Olaus Magnus dem wohlbekannten naturkundigen Upsaler Bischofe.††)

In Grossbritannien scheint das Thier vergleichungsweise spät ausgedanert zu haben (S. 222). Die noch gegenwärtig wildreichen schottischen Hochlande gewährten ihm angeblich bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Asyl. Es bildete hier immer nur einen Gegenstand der Jagd, niemals des Hausstandes.†††)

Wann ist nun das Thier im dänischen Gebiete erloschen? Die hiesigen Kjoekkenmoeddinger, welche den Haushund als Begleiter des Menschen nachweisen, enthalten keine sicheren Spuren desselben. Nilsson bemerkt hierüber: „Als das Rennthier seine Wanderungen über Land zwischen Norddeutschland und Scandinavien nach dem Eintreten des oft benannten Naturereignisses*†) nicht mehr unternehmen konnte, scheint es hier bald danach ausgestorben zu sein. Und um diese Zeit scheint auch in Dänemark erst jene Bevölkerung existirt zu haben, welche die oft beschriebenen Küchenabfälle hinterlassen und dies erklärt uns, warum in denselben keine Rennthierknochen gefunden wurden, da sie sowohl in dänischen als in schottischen Mooren vorkommen. Ist das Rennthier, nachdem es seine jährlichen Wanderungen einstellen musste, bald ausgestorben, so hat sich der Ur so länger hier erhalten“ u. s. w.**†)

Ueber das Aufhören des Rennthieres in Deutschland fehlen uns ebenfalls irgendwie sichere Spuren. Zu Caesar's Zeit soll es also noch Bewohner des hercynischen Waldes gewesen sein. — Wie lange aber noch nach Caesar, das lehrt uns freilich keine Angabe eines Chronisten. Grewingk's An-

*) Ossem. foss. l. c. p. 119 Anm. Vergl. ferner die kritische Darstellung dieses Gegenstandes bei Oken a. a. O. S. 1300.

**) Speculum naturale, XX, 103.

***) „In partibus aquilonis, versus polum arcticum et etiam in partibus Norvegiae et Sueviae.“

†) Bisulca 1621, p. 857, auch 863.

††) De gentibus septentrionalibus 1562, p. 133.

†††) Hibbert: On the question of the existence of the Rein-deer, during the 12 century in Caithness. Edinb. Journ. of scienc. New ser. V, p. 50.

*†) Grosse Meeresfluth, die der Ostsee ihre heutige Begrenzung, den anliegenden Küsten ihre Gestalt verlieh. Nilsson fügt hier hinzu: „Es ist überhaupt gar nicht erwiesen, dass die Katastrophe zu einer Jahreszeit stattfand, als die Rennthiere sich in Schoonen aufhielten.“

**†) Steinalter u. s. w., S. 188 ff.

merkung, dass nach Mittheilung seines Freundes Dr. E. Boll zu Neubrandenburg sich das Leben dieses Thieres in Mecklenburg auf etwas mehr als 1000 Jahre zurückschieben lasse (S. 11), findet sich ohne weitere geologische oder historische Begründung vor. Der verehrte Dorpater Verfasser fährt dann weiter fort: „Die genauere Untersuchung der einzigen Localität unserer Ostseeprovinzen, wo vor 20 Jahren ein Rennthier in 20' Tiefe eines Moores*) ausgegraben wurde, liegt nicht vor und wird schwer nachzuholen sein. Geht man von der, im vorliegenden Falle wenig brauchbaren Zahl von 50 Jahren Bildungszeit für eine Torfschicht von 1' Mächtigkeit aus, so würde unser Fund auf ein Leben des Rennthiers vor 600 Jahren führen. Legt man dagegen die Berechnung des Pfahlbanten-Torfs (100 Jahr per Fms) zu Grunde, so hätte das Rennthier von Neu-Kaipen vor 1200 Jahren gelebt. Dergleichen Zahlen lassen sich selbstverständlich nicht verwerthen, so lange nicht andere Momente für Bestimmung der Zeit des Rennthiersverschwindens herbeigezogen sind. Dieses Verschwinden wird aber in den Ostseeprovinzen, wo es weder durch hinreichend grosse Veränderungen der äusseren Natur (soweit sie nicht vom Menschen abhängen) und namentlich nicht durch ungeeignetes Klima, Nahrung oder durch innere, das Aufhören der Propagationsfähigkeit bedingende Gründe zu erklären ist, einestheils den Erbfeinden des Rennthieres aus dem Thierreiche, andernteils aber namentlich dem Menschen als Vernichter, sowie dessen zunehmender Zahl und Cultur zuzuschreiben sein.“ Nach Grewingk's ferneren Untersuchungen liefert „keine Geschichtsquelle der Ostseeprovinzen eine Andeutung von der früheren Existenz des Rennthieres in denselben.“ Es sei dem gründlichsten Kenner des Estenvolkes, Dr. Kreuzwald in Werro, nach Allem, was er von dessen Sprache und Erinnerungen wisse, bis jetzt nichts vorgekommen, das auf eine frühere Bekanntschaft dieses Volkes mit dem Rennthier hinweise, während das Elen schon im Jahre 1000 bei den Liven genannt werde und kein Grund vorliege, das damalige livische Elen (pudra) für etwas anderes zu halten, als das heutige.

Eine sehr alte Benennung — pedru — für das Rennthier finden wir nach Grewingk bei den Kareliern, jenem Finnenvolke, welches im eigentlichen Grenzgebiete der Verbreitung des Renns und Elens lebend, mit beiden Thieren zufolge den in Granit geritzten Bilderschriften am Onegasee**) bekannt ist, dieselben auch gegenwärtig noch jagt.***) Uebrigens werde das

*) Bei Neu-Kaipen in Südlivland, Kreis Riga, wurde das oben erwähnte vollständige, doch aus sehr mürben, auseinanderfallenden Knochen bestehende Gerippe eines Rennthieres gefunden, von welchem eine, an der Luft erhärtende Geweihstange in das Rigauer Museum gelangte (a. a. O. S. 4).

**) Mélanges Russes de l'Ac. des sc. de St. Pétersbourg, II, p. 427—434.

***) Nach A. v. Nordmann streift das „circumpolare Rennthier, welches seine nördlichste Aufenthaltszone mit dem Eisbären und dem Eisfuchse theilt, und an einigen Orten des neu-erworbenen, weitläufigen Amurgebietes mit dem bengalischen Tiger zusammentrifft, — in verwildertem Zustande bis in das eigentliche Finnland hinein und kommt namentlich zur Winterzeit radelweise bis zum Ladogasee und zu dessen Inselgruppen. Einzeln vorkommend ist es

Rennthier in den alten Liedern und Sagen der Esten gänzlich vermisst so z. B. in der Kalewipoeg-Sage, in welchem doch andere Jagdthiere wie der Waldochse (Metsärg -- Ur, d. h. *Bos primigenius*) mit Elen, Bär, Wolf und Hase zusammen aufgeführt würden.

Dürfen wir nun dem oben Mitgetheilten zufolge auch das Vorkommen des Rennthieres in gewissen Theilen Grossbritanniens und Deutschlands noch zur geschichtlichen Zeit für wahrscheinlich halten, so können wir doch aber dieses Vorkommen nur für ein einzelneres erklären, da sich das gänzliche Verschwinden unseres Geschöpfes in anderen europäischen Ländern schon zu eben jenen Zeitläuften als völlig erwiesen darstellt. Die vielen fehlgeschlagenen Acclimatisationsversuche unseres Renn in Deutschland, Grossbritannien, Frankreich u. s. w. zeigen, dass jenes Geschöpf im gemässigten Europa heut keineswegs mehr die zu seinem Fortkommen erforderlichen Bedingungen und Nahrungsmittel vorfindet.

Es fragt sich nun, ist das alte Renn Mitteleuropas bereits Hausthier oder ist dasselbe nur Jagdthier gewesen? P. Gervais hat neuerdings mehrfach die Ansicht vertreten, es sei das Rennthier von aus Norden gekommenen Völkern, von hyperboräischen Lappen, von skythischen Finnen in unsere Gegenden eingeführt worden. Die heutigcn Finnen müssten als Abkömmlinge früher sehr zahlreich gewesener Horden gelten, die dann später durch Mongolen, Türken und Slawen zurückgedrängt und unterjocht worden seien. Im fünften Jahrhundert der christlichen Aera seien die Finnen noch unabhängig gewesen und habe man, wiewohl mit Unrecht, behauptet, Attila sei einer der ihren gewesen. Die Eroberungen dieser nordischen Völker und ihr mögliches Auftreten an den Ufern des Mittelmeeres, wohin sie das Renn eingeführt, woselbst sie es zur Verwendung gebracht, würde den ältesten geschichtlichen Documenten, dem Erscheinen der Aryas, vorauf gegangen sein. Noch ehe die Finnen den Kampf gegen Mongolen, Türken und Slaven begonnen, müssten sie bereits dem bedrängenden Einfluss einer allmählich erstehenden keltischen Cultur gewichen sein. Die Arbeiten Dietrich's lehrten, dass die Finnen vor Ankunft der germanischen Völker in Europa nur Pferd und Renn besessen, dass ihnen dagegen Ziege, Schaf und selbst Rind (ohne Zweifel der echte *Bos taurus*) durch (iudogermanische) Scandinavier zugeführt worden wären.⁹⁾ Gervais sagt ferner an einer andern Stelle: Im Süden Frankreichs müsse der Mensch sehr viel Rennthiere geschlachtet haben. Das gehe aus der Masse und Verschiedenheit der Knochen hervor, so namentlich der in der Grotte von Bize gefundenen (p. 70).

auch in dem mittleren Theile von Finnland, in Sawolax und zwar unfern Kuopio erlegt worden. Auf der Insel Walamo, 61½° n. Br., welche Verf. 1856 besuchte, findet sich auch eine Anzahl von Rennthieren, die keineswegs verpflanzt worden ist.⁴⁾ Das dem Verf. aus Lappland reichlich zu Gebote stehende fossile Renn ist bis jetzt in Russland nicht aufgefunden worden, zumal *Cervus leptoceros* Eichwald aus dem Bug in der That unterschieden zu sein scheint. (Palaeontologie Südrusslands. Helsingfors 1858—62, S. 243.)

⁹⁾ Annal. d. scienc. nat. l. c. p. 72. Recherches etc. p. 58 ff.

Grewingk bemerkt, dass Tacitus, bei seiner doch sonstige Verhältnisse des Hausstandes berührenden Schilderung der „Fennen“ nicht des Rennthieres erwähne. Es gehe aus dieser Schilderung hervor, dass die Finnen nicht mit Rennthieren nomadisirt hätten, weil diese zu auffällig gewesen wären, um übersehen zu werden. Ohne hier übrigens die rein anthropologische Seite der von Gervais vertretenen Ansicht einer tschudischen Einwanderung und einer durch Tschuden vermittelten Einführung des Renns näher crörtern zu wollen, möchte ich hier auf einen, wie mir scheint, sehr wohl begründeten, von Vogt aufgestellten Einwand aufmerksam machen. Dieser Fachgenosse Gervais' bemerkt nämlich, dass Gervais' Einführungstheorie unstatthaft sei, weil das Rennthier ohne den Hund nicht als Hausthier gedacht werden könne, der zur Hütung der Heerden ganz unumgänglich nöthig sei und überall, wo Rennthiere gezüchtet würden, als Hausthier vorkomme. Wer jemals Rennthiere gesehen, werde mit ihm — Vogt — darin übereinstimmen, dass der Mensch ohne den Hund nicht eines einzigen Renns Meister werden könne, geschweige denn einer Heerde. Nun habe man aber bis jetzt keine Spur eines zahmen Haushundes oder überhaupt eines Hausthieres bei den Knochen der Rennthierperiode gefunden, während unmittelbar nachher in den dänischen Küchenabfällen der Hund und später in den Pfahlbauten noch weitere Hausthiere vorkämen, die — wie Ruetimeyer nachgewiesen habe — sehr wohl von den wilden Racen durch das Gefüge ihrer Knochen unterschieden werden könnten.*) Wenn aber der Mensch aus dem Norden, der in späterer Zeit den Haushund besessen, Züge mit seinen Rennthierheerden durch den ganzen europäischen Continent gemacht hätte, so wäre gewiss der Hund ebenfalls mit von der Reise gewesen. Ferner spreche gegen diese Annahme die ganze nordische Hochgebirgsfauna, die das Rennthier begleite. Der Mensch nehme auf seinen Wanderungen stets mit oder ohne Absicht einige Thiere mit sich und bekanntlich habe manche wilde Art, besonders kleinerer Säugethiere, wie z. B. Nager, sich in dieser Weise über die Erde verbreitet. Aber dass eine ganze Fauna, Gemse und Steinbock, Moschusochse und Vielfrass, Bison und Lemming nun auch mitgewandert wären, das gehe denn doch über alle Erfahrung hinaus. Diese ganze Fauna wäre vielmehr naturwüchsig auf dem Boden, mit dem Menschen und dem Rennthiere und hätte sogar in unmittelbarer Nähe von Arten existiren können, die jetzt nur im Süden vorkämen; in ähnlicher Weise, wie jetzt in einem Inselklima wie Neuseeland Tropenvegetation und Gletscher sich unmittelbar berührten u. s. w.**)

Ich glaube, man darf Vogt hierin nur beistimmen. Aus dieser seiner

*) Es ist übrigens eine bereits altbekannte Erfahrung, dass die Knochen eines zahmen Schweines, Esels u. s. w. sich durch Dichtigkeit, glattes, fettes Wesen und Schwere von den dünneren, hervorragendere Kanten und Muskelfortsätze zeigenden, trockneren und leichteren Knochen der entsprechenden wilden Thiere ganz gut unterscheiden lassen.

**) Archiv f. Anthropologie, I, S. 38.

Deduction, der wir kaum irgend Etwas hinzuzufügen wüßten, geht zur Genüge hervor, dass an die Einführung des Hausrenns von zur Eisperiode nach Europa eingedrungenen Tschuden schwerlich gedacht werden könne. Das Renn scheint damals, wie noch jetzt im Norden Amerikas u. s. w., nicht Hausthier, sondern ausschliesslicher Gegenstand der Jagd von Seite der menschlichen Zeitgenossen gewesen zu sein, welchen letzteren Haut, Sehne, Fleisch, Talg, Knochen und Geweih ebenso vieles für den Unterhalt verwerthbares Material geliefert haben mochten, wie noch heut Trappers und Coureurs des Bois, Hundsruppenindianern, Ko-Yukons, Orotschonen u. s. w.

Mag auch die Domesticirung dieses Geschöpfes sich an gewissen Oertlichkeiten in eine sehr ferne Vorzeit verlieren, uns fehlen leider alle genaueren Anhaltspunkte über diesen Zeitpunkt. Ich finde nur eine Stelle Aelian's, welche in dieser Hinsicht Beachtung verdient: Wilde Skythier ritzen auf gezähmten Hirschen wie auf Pferden — sehr wahrscheinlich doch die alten Tungusen des Angara, Wilui und Lena! —

Berichtigung.

S. 224 Z. 16 v. u. lies: Pfahlbauten und derer Italiens.

Miscellen.

Wichtige Beiträge zur afrikanischen Ethnologie haben uns neuerdings wieder Dr. Schweinfurth (Zeitschr. der Gesellschaft f. Erdkunde, Band V, Heft 1, 2) und auch Dr. Nachtigall (das. Heft 3) gebracht.

Schweinfurth schildert zunächst die Schilluk nach körperlicher Erscheinung, Tracht und Sitte. W. v. Harnier's bildliche Darstellungen*) gewähren eine treffliche Illustration zu dieser Schilderung. Auch bei den Djanghe, einem bedeutenden, um die Maschera-el-Rek herumwohnenden Theile der grossen Donka-Familie, verweilt sich Verf. und macht uns endlich noch mit den physischen Eigenthümlichkeiten der zum grossen Dorvolke gehörenden Bongo bekannt. Wir haben über die letzteren und die Njam-Njam, nach des Reisenden an uns direkt gerichteten Briefen, bereits in Heft I dieses Jahrganges unserer Zeitschrift berichtet. Bekanntlich gewinnen die Dor ein nicht geringes Interesse durch ihre nationale Verwandtschaft mit den Eroberern von Bagbirmi. Dr. Schweinfurth hat letzthin eine bedeutende Anzahl von Schädeln der Schilluk, Donka, Djur und Bongo, sowie auch andere Skelettheile dieser Völker nach Berlin gesandt, ein unvergleichliches Material, wie es zur Zeit nur in dem von dem Kartumer Banditengesindel verwüsteten Gebiete des weissen Niles und des Gazellenflusses gewonnen werden konnte. Ueber die wissenschaftliche Verwerthung dieser kostbaren Sammlung wird unsere Zeitschrift gelegentlich berichten.

Dr. Nachtigall unterhält uns in sehr eingehender Weise, weit eingehender, weit einleuchtender, als es irgendwie früher geschehen ist, mit dem bisher noch unzureichend bekannten Volke der Tibha.**, Verf. zergliedert die Namen dieser Nation, ferner ihre ethnographische

*) Reise am oberen Nil. Darmstadt und Leipzig 1866.

***) So schreibt Nachtigall und so schrieb Referent schon früher nach directer Aufzeichnung des sehr gebildeten Furer's Idris-Imam zu Siut.

Stellung, die sie, was Ref. schon früher nach manchem Anderen kaum zweifelhaft erschienen, den Berbern, sogar den nubischen Beräbra und ihren Verwandten, nahe bringt; endlich schildert N. mit jener überlegenen Sicherheit der Methode, die dem Ethnologen nur gute medicinisch-naturwissenschaftliche Schulung zu leihen vermag, auch die physische Beschaffenheit der Tibbu. Dem Schlusse dieser wichtigen Abhandlung sehen wir mit ungetheiltem Interesse entgegen. Wir können dem nuthigen Reisenden nur von Herzen Glück auf seiner mit so viel wissenschaftlichem Sinne eingeschlagenen Bahn wünschen. H.

Eine Ergänzung zu der Affenherkunft indischer Rajafamilien bildet folgende Notiz: Close to the Banian tree (on the Sookulthern island near Broach) was a young boy (chained by the neck), who was begotten by a monkey, who had ravished one of the Faquiers' wives. He was about 4 feet high, all the gestures of a monkey, speechless, hairy, and his forehead almost overgrown. His complexion was rather darker, than any of the women seen there. One of his hands was considerably shorter, he seemed very weak on his legs and walked with great caution, for fear of falling. The hair of his body and armpits especially was prodigiously long, but that of his head rather woolly and tied in the centre into a bunch (Hove) 1788. From the Mss. in the Banksian library, in der officiellen Ausgabe (durch Alexander Gibson) 1855 (mit begleitender Abbildung). B.

Im *Archaeological Journal* (Vol. XXVI) findet sich ein Bericht (durch W. O. Stanley) über *Ancient Circular Habitations, called Cyttiaur Gwyddelod, at Tej. Mawr in Holyhead island (1869)*. Neben Steinmörsern einer Hütte wurden gefunden (indications of melting), quantities of charcoal, thick masses of iron slag or (according to Sir R. Griffith) portions of the metallic lode, mixed with the stone and floor of the hut. In einer andern Hütte: stone-hammers were found (grooved and notched in the centre), dann Bronze-Waffen, römische Münzen. Die *Martellos de pedra descobertos em trabalhos antigos da mina de cobre de Ruy Gomes no Alemtejo* zeigen, dass technische Gründe den Steinhammer auch selbst an der Fundstätte der Metalle bewahren konnten.

In dem *Recueil des Notices et Mémoires de la Société Archéologique de la Province de Constantine* findet sich ein Bericht de Boysson's über die *Tombeaux Mégalithiques de Madrid*, die als Reste eines Steinregens galten, wodurch die gottlose Rasse der zwerghaften *Beni-Sfao* vertilgt wurde. Eine ähnliche Sage wird von den Panda-Kulis im Dekkhan erzählt und kommt auch im Kaukasus vor. =

In der Beschreibung des Landes Turuchansk durch Trotjakow, aus den Berichten der K. R. Geographischen Gesellschaft wird von den dortigen Ostjaken oder Tundiget ein neuer Belag gegeben zu dem weit verbreiteten Gebrauch des gegenseitigen Vermeidens von Schwiegereltern und -Kindern, wie es sich bei Omaha, Mandan, Abiponen, Caffern u. s. w. findet. In Sibirien noch bei den Katschintzen. Bei der unumschränkten Gewalt des Hausherrn, wie es Dixon auch bei den patriarchalischen Verhältnissen in Russland hervorhebt, soll die Schwiegertochter gleichsam für ihn nicht vorhanden sein, um nur ihrem Manne anzugehören, dessen Eigenthumsrecht auf sie dadurch begünstigt wird. B.

In dem letzten Hefte der Zeitschrift für Erdkunde (Band V, Heft III.) findet sich der von Herrn Dr. Kupfer in der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft April 2, 1870 gehaltene Vortrag über die Cayapo-Indianer in der Provinz Matto Grosso, der ausser einer Beschreibung ihres physischen Habitus, sowie ihrer Sitten und Gebräuche, auch ein kurzes Vocabularium aus ihrer Sprache bringt.

Bücherschau.

Orton: *The Andes and the Amazon*, London 1870, aus den Ergebnissen der von der Smithsonian-Institution ausgesandten Expedition nach den äquatorialen Anden und dem Amazonas.

Die im Flussgebiet des Napo übliche Präparationsweise der Schädel dient zur Erläuterung der sog. Arzekenköpfe, die letzthin mehrfach über Guayaquil oder auch über Panama nach Europa gekommen sind. The Jivaros have the custom and art of compressing the heads of their notable captives, taking off the skin entire and drying it over a small mould, they have a hideous mummy which preserves all the features of the original face, but on a reduced scale. They also braid the long black hair of their foes into girdles, which they wear as mementoes of their prowess (s. Orton). Auch Bates bemerkt: The Mundrucus used to sever the head with knives made of broad bamboo, and then, after taking out the brain and fleshy parts, soak it in bitter vegetable oils and expose it several days over the smoke of a fire or in the sun. Estratte le cervella pel foro occipitale, ei lava accuratamente il cranio, lo rimpie di cotone, e dopo averlo asciugato e ben ripulito dal sangue, lo appende al disopra del focolare onde riceveva quel grado di calore sufficiente alla perfetta essiccazione e conservazione delle carni cavandone soltanto gli occhi, ai quali sostituisce della bambagia colorata. Fatto questo, la tiene esposta al di fuori della capanna o la porta sulla punta d'una lancia quando ei celebra qualche festa. In tal modo e conservano eziandio le teste dei loro parenti, tenendole però separate da quelle dei nemici e portandole in solennità differenti (Osculati) Quando il Mundrucus (tagliatoste) guinge ad uccidere un suo nemico, saluto gli recide la testa (preparata). Auch Villavicencio spricht davon: Los Jivaros acostumbra en sus guerras contar las cabezas de sus enemigos y llevarlos a sus casas para hacer un aniversario con la piel de la cara y cuero cabelludo que sacan intacto y secan en unos moldas de piedra caliente, despojan el cabello largo de sus enemigos para formar trenzas y atárselas a la cintura desuada. Das lange Haar findet sich wieder in Yukatan, bei den nach Herrera die Köpfe abplattenden Indianern. Their hair was long like women and in tresses, with which they made a garland about the head and a tail hung behind, wie auch die Chinesen ihren Zopf bei der Arbeit oft um den Kopf schlingen. Bei den Napo-Indianern bemerkte Orton rothe Bemalung (mit Aebote oder Anatto), Usually they draw horizontal bands from the mouth to the ears and across the forehead.

B.

Perrin: *Etude préhistorique sur la Savoie, spécialement à l'époque lacustre (age du Bronze)*, Paris Chambery 1870. Les nombreuses découvertes de ces dernières années placent l'existence de nos bourgades lacustres (les palafittes du Bourget) à l'age du bronze. L'age du pierre ne parait pas y avoir précédé l'age du bronze, bien que l'on retrouve des couteaux, des grattoirs et des pointes de flèches en silex éclaté et des haches en pierre polie, mais en petit nombre, et comme continuation des anciens usages, les mêmes instruments se retrouvent d'ailleurs employés encore à l'age du fer (S 25). La découverte de quelques débris de l'époque romaine à Châtillon et à la petite station de Grésine n'a pas une portée plus grande. que celle des objets modernes, que nous y avons trouvés. Der beifolgende Atlas giebt auf der ersten seiner 20 Tafeln einen Knochen, décoré de gravures au trait, représentant d'un côté un bouquetin, et de l'autre un rameau de fougères aus Thioly's Funden bei Veyrier.

Noë: *Dalmatien*, Wien 1870. Anziehende Schilderungen, weniger geographisch als dichterisch. Doch besitzt auch diese Auffassungsweise für die Ethnologie ihre Bedeutung, — wenn man Zeit dafür hat.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Sitzung vom 2. April 1870.

In Abwesenheit des Herrn Virchow eröffnet Herr Bastian die Sitzung.

Derselbe überreicht als Geschenk des Herrn Jagor für die Bibliothek: *Le Danemark à l'exposition universelle de 1867, publiée par la commission danoise.*

Herr Lisch übersendet folgenden Brief

über die Framea.

In der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie“, Sitzung vom 12. Februar 1870 ist die Betrachtung der bronzenen „Framea“ wieder aufgenommen, über welche schon so vieles viel geschrieben ist. Ich will mich über die Richtigkeit dieser Benennung, welche ich selbst, beiläufig gesagt, seit 40 Jahren gebrauche, nicht weiter auslassen. Ich will nur einen Punkt berühren, welcher für die Erklärung von Wichtigkeit sein dürfte.

In der Sitzung ist wiederholt ausgesprochen, dass man bei zweifelhaften oder verschiedenartig gedeuteten Gegenständen möglichst „bestimmte Gebrauchs-Bezeichnungen vermeiden möge“. Nun ist aber in der Sitzung auch wiederholt das Wort *Framea* durch *Pfriemen* erklärt. Diese alte Erklärung kann aber nicht richtig sein, denn ein *Pfriemen* ist eine kleine spitze Nadel mit Griff zum Bohren eines kleinen Loches. Dazu passt die Wortform *Framea* nicht, um so mehr, da im Altdutschen das Wort *phrimo* sehr selten und vielleicht von zweifelhaftem Alter ist. Tacitus nahm das Wort ohne Zweifel so auf, wie er es hörte. Nun giebt es in allen germanischen Dialecten ein uraltes Wort *fram*, welches noch in den nordischen Dialecten und im Englischen in der Form *from* (= von) existirt, und selbst noch im Deutschen *fromm*. *Fram* heisst aber ursprünglich vorwärts; davon kommt ein Zeitwort *framjan*, jetzt *frommen*, d. i. fördern; auch *fremd* gehört demselben Stamme an.

Framea ist also: ein Werkzeug zum Vorwärtstossen oder Vorwärtswerfen = *telum missile*. Eine althochdeutsche Glosse erklärt die *Framea* des Tacitus durch: *stafswert*.

Ich habe diese Erklärung, bei einer Behandlung der Waffe, schon im Jahre 1832 in einer Zeitschrift und ausführlich im *Friederico-Franciscum*, Erläuterung, S. 39 ff., 1837, ausführlich behandelt —

Herr Kunth spricht

Ueber Funde aus vorhistorischer Zeit in der Umgegend von Berlin und Rom.

M. H.! Ehe ich zu dem eigentlichen Gegenstande meines Vortrages übergehe, bin ich in der Lage, zwei interessante Steine, welche deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung zeigen, aus unserer nächsten Umgegend, nämlich aus dem Diluvium des Kreuzberges, vorzuliegen. Die Notiz, welche diese Sachen abhandelt, ist schon alt, sie findet sich in Karsten's Archiv vom Jahre 1835. Damals hatte der jetzige Geheirath Löw in den Schichten des Kreuzberges ein Sandsteinstück gefunden, welches deutliche Spuren der Bearbeitung zeigte, und von Arbeitern war ihm ein Feuersteinstück übergeben worden, welches polirt ist und jene keilförmige Gestalt besitzt, wie man sie bei sogenannten Feuersteinäxten häufig findet. Die vorliegenden Stücke befinden sich noch im Besitz des Herrn Löw, dessen Güte ich verdanke dieselben hier vorlegen zu können und dem ich ausserdem für mündliche Mittheilungen verpflichtet bin. Die Schichten, die damals die beiden Stücke geliefert haben, fanden sich in den grossen Sandgruben unterhalb der Hopfschen Brauerei; das Schichteuprofil, welches Löw giebt, ist folgendes: Zu

oberst ist Dammerde und Flugsand, unter diesem befindet sich Diluvialsand ohne Geschiebe, welcher eine Mächtigkeit von 8—12' besitzt, und es folgt dann eine Schicht von Gruss und Kies, hierauf Diluvialsand und Thonmergel. Das Kieslager zeigte auf der oberen und unteren Seite eine Brauneisensteinrinde und in der untern fanden die Arbeiter diesen Feuerstein; er war anfangs vollständig, die Arbeiter versuchten jedoch Feuer daran anzuschlagen, wobei eine Ecke abgesprungen ist. Später hat Herr Löw ein Sandsteinstück gefunden, welches wie ein Schleifsteinstück aussieht. Die Sache hat damals grosses Aufsehen erregt; es ist eine Commission an Ort und Stelle gewesen, und soweit es möglich war, ist constatirt worden, dass diese beiden Stücke in unverletztem Gebirge gefunden worden sind. Es ist dies die früheste Notiz und meiner Ansicht nach die einzige über das Vorkommen von Feuersteinwaffen in älteren Erdschichten unserer Gegend; denn obgleich Herr Friedel solche aus der Umgegend Brandenburgs gezeigt hat, so wird es Ihnen doch zum Theil so gegangen sein wie mir; Sie werden vielleicht nicht völlig überzeugt sein, dass seine Stücke Kunstprodukte sind.

Das zweite, was ich mir erlaube Ihnen mitzutheilen, sind Berichte von Ponz i und de Rossi über Funde aus der Umgegend von Rom, welche Spuren menschlicher Thätigkeit theils aus der älteren, theils aus der neueren Steinzeit, wie aus der Bronze- und Eisenzeit nachgewiesen haben.

Die ältesten Spuren menschlicher Thätigkeit, Spuren der alten Steinzeit sind gefunden worden bei Ponte molle. Der Tiber hat sich an dieser Stelle nach und nach ein tiefes Bett eingegraben, und man findet in der Höhe über dem Fluss Schichten aus Mergel und Süßwassergebilde bestehend, welche zum Theil Feuersteinwaffen enthalten. Bei Ponte molle zeigt ein Profil zunächst eine untere Schicht aus grobem Kies bestehend, darüber eine mergelige Schicht, welche Süßwasserpflanzen enthält und darüber eine Schicht aus feinerem Kies bestehend. In den beiden Kiesschichten sind Feuersteinwaffen gefunden worden, und die grosse Mehrzahl derselben zeigt deutlich den Charakter schlechter Bearbeitung aus der älteren Steinzeit. Drei dieser Dinge sind von feinerer Bearbeitung, sie stammen nach Ponz i aus der obern Schicht, während die andern alle in der untern gefunden worden sind.

Ein zweiter Punkt, wo sich solche Geräthe fanden, ist Monticelli, wo die Sachen in ganz ähnlichem Verhältniss auftreten. Es hat hier ein Fluss der Quartärzeit einen tiefern Einschnitt im alten Gebirge gemacht wie an der vorigen Stelle des Tiber, und man hat in Schichten, die ebenfalls Ablagerungen dieses Flusses sind, Feuersteinwaffen gefunden, und, mit diesen gleichzeitig, *Bos primigenius*, *Elephas*, *Rhinoceros tichorhinus* etc.

Ausser diesen beiden Stellen sind Produkte der älteren Steinzeit noch auf dem äusseren Abhange des Vulkan von Latium gefunden worden. Die äussere Wand desselben ist von vulkanischen Produkten gebildet, fast über den ganzen Vulkan verbreitet ist dann eine Humusschicht, welche diese Dinge enthält und über dieser kommen neue vulkanische Massen.

Es haben sich auch in der Umgegend von Rom Waffen der neueren Steinzeit gefunden und zwar besonders in der Umgegend von Vicovaro, wo ein Nebenfluss des Anio hauptsächlich bei der Bildung der heutigen Oberfläche thätig gewesen ist. Es findet sich nun an einem Hügel, eine Travertin-Masse und in derselben mehrere Grabstätten. Die eine der letzteren, welche etwa 7 M. über der jetzigen Thalsohle liegt und jetzt beinahe 3 M. in die Oberfläche eingesenkt ist, hat die Schädel dreier Menschen geliefert, welche entschieden dolichocephal sind, und von begleitenden Thieren *Sus scropha*, *Cervus elaphus* und andere, eine Fauna, die jünger zu sein scheint, als die vorher erwähnte. Etwas über diesen untern Grabe fand sich eine zweite Grabstätte, welche 2 Skelette enthielt, und merkwürdigerweise haben die Schädel derselben die Gestalt der Brachycephali, ausserdem fanden sich in ihr noch eine Vase aus Thon, die ohne Scheibe fabricirt ist, und die in ihrem Material Brocken von Lava, Glimmer, kurz Gestein der Umgegend zeigte, wie dies in unsern alten Vasen ebenfalls vorkommt. Dabei fanden sich Feuersteinwaffen der neueren Steinzeit. Diese beiden Gräber sind nur ein geringer Theil einer grösseren Gräberreihe, welche Gegenstand der Untersuchungen Ponz i's sein werden.

Die Bronzezeit ist nur sehr ungenau untersucht; es finden sich in den Bergen überall Bronzegeräthe, aber nirgends eine genaue Angabe der Fundstätte. Nur bei einem einzigen Geräthe dieser Art giebt es eine sichere Angabe des Ortes, an dem es sich fand, es ist ein Beilmesser aus Bronze.

Ich schliesse mich in Folgendem der Eintheilung de Rossi's an, obwohl sich einige bemerkenswerthe Eigentümlichkeiten in derselben finden.

Die folgenden Fundpunkte rechnet de Rossi zur Eisenzeit, obwohl Eisen an ihnen nicht gefunden ist, sondern nur deshalb, weil die Thonvasen derselben den Typus der Eisenzeit an sich tragen sollen. Ich bin zu wenig mit dergleichen Dingen bekannt, um zu wissen, ob die Form dieser Geräthe in den verschiedenen Perioden bestimmte Eigenthümlichkeiten besitzt; die Urnen enthalten Bronze-Gegenstände, Heftnadeln aus Bronze, Bernsteinarbeiten u. s. w.

Bereits im Jahre 1817 sind die ersten derartigen Funde in der Nähe des Albanersee's gemacht worden. Der Ort ist später von de Rossi selbst im Jahre 1867 untersucht worden und diese Untersuchung hat zu folgenden Resultaten geführt.

In der Nähe des Albanersee's, wo eine Decke von Peperin die oberste Schichte des Gesteins bildet, $\frac{1}{2}$ —1 M. dick, und unter welcher sich eine Abtheilung vulkanischen Sandes findet 1—1,5 M. mächtig und unter der abermals eine Peperin-Schicht sich befindet — sind in dem vulkanischen Sande zahlreiche thönerne Geräthschaften, z. Th. sehr schön erhalten, gefunden worden und zwar unter gewissen eigenthümlichen Umständen, besonders ist dies der Fall in der Nähe von Rocca di papa, man hat da die Gefässe auf viereckigen Abschnitten, welche mit schwarzer Damm-erde bedeckt waren, stehend gefunden. Das Feld auf welchem man dieselben antraf, umfasst 1125 □ M. und innerhalb dieses Terrains ist es mir gelungen, ein einziges Skelet zu finden; der Schädel hat gezeigt, dass es einem alten Manne angehört hat.

Es ist nun von Interesse einige Bemerkungen über die Zeit an diese Funde zu knüpfen. Pouzi hat nachgewiesen, dass der Krater von Latium drei Epochen durchgemacht hat: die erste, in welcher der grosse Kranz der Berge ringsum entstand, die zweite, wo der Kegel in der Mitte dieses grossen Kraters sich bildete und drittens, die Bildung des Albanersee's. Es beweist nur der Umstand, dass man in den Aussenabhängen des Vulkans von Latium Spuren menschlicher Thätigkeit findet, dass die Menschen bereits in jener ersten Epoche auf dem Abhänge des Vulkans gelebt haben, es wurden also alle Vorgänge, welche während der Bildung des Vulkans geschahen, von Menschen gesehen, bis die letzten vielleicht bei der Bildung des Albanersee's ähnlich umgekommen sind wie die Bewohner von Pompeji. Der römische Ritus zeigt mehrfach, dass die Römer eine Erinnerung an die alte Zeit gehabt haben. Bei gewissen Opfern mussten steinerne Messer, bei dem Bau der Tempel stets Bronze-geräthe gebraucht werden. Es ist ferner darauf aufmerksam zu machen, dass die Umgegend des Vulkans von Latium die ist, die als der alte Sitz des latinischen Volkes angegeben wird. —

Hr. Friedel: Es hat sich allerdings bei nachträglicher Untersuchung herausgestellt, dass von den Sachen, die ich in der zweiten Sitzung vorzeigte, zwei von einem Stücke herkommen und, wie Hr. Kunth bereits sagte, nicht von Menschenhand, sondern wahrscheinlich von der Natur getrennt sind. Es kommt jedenfalls darauf an, ob bei uns Funde aus der alten Steinzeit vorkommen, und da haben wir Alles zu untersuchen. Was die beiden heute von Herrn Kunth vorgelegten Stücke betrifft, so will ich bemerken, dass dieselben aus der palaeolithischen Zeit keineswegs stammen können, wenigstens nach dem, was man bis jetzt darüber annimmt, denn der Steincelt ist polirt und solche sind bis jetzt noch nicht in Diluvium gefunden. —

Herr Fonck giebt

Mittheilungen über chilenische Indianer.

Der Vortrag wird später ausführlich erscheinen. Die gleichzeitig vorgezeigte Sammlung chilenischer Steinwerkzeuge wird der Gesellschaft als Geschenk überreicht.

Der Vorsitzende dankt im Namen der Gesellschaft für das werthvolle Geschenk und macht auf die wichtigen Erläuterungen aufmerksam, die, wie der so eben gehörte Vortrag beweise, die Anthropologie aus ethnologischen Beobachtungen gewinnen werde. —

Herr Kupfer spricht über die

Cayapos.

welche er in einem aus Lehmhäusern gebauten Dorfe von Santa Anna de Paranyha, einem kleinen Städtchen in der Provinz Matto Grosso aufsuchte. Die Eingebornen führten einen Tanz auf, an welchem auch der bemalte Häuptling Theil nahm, zum Empfange der Reisenden, die dann in einem offenen Rancho einquartirt und bestens verpflegt wurden.

Die Männer zeigten sich wohlgenährt, mit schräg nach Innen geschlitzten Augen. Die grosse Zehe ist sehr kurz, so dass der sonst schön gewölbte Fuss ein plummes Ansehen erhält. Der Frauenschmuck besteht aus, an Bast und Baumwolle befestigten, Zähnen. Die ärmlichen Lehmhütten entbehren fast jedes Geräth und ist die Gewinnung oder Bearbeitung von Metallen ihnen unbekannt. Sie schlafen auf Matten und schieben dabei einen Holzklotz unter den Nacken. Sie treiben keinen Ackerbau, nutzen auch die bei ihnen wachsenden vielen officinellen Pflanzen nicht aus. Von religiösem Cultus zeigen sich nur schwache Spuren. Obwohl sie ein ein Wort für Gott und Himmel haben, verehren sie besonders die bösen Waldgeister, Hempiampiam genannt. Sie haben ausser Kuhhörnern keine Musikinstrumente, rauchen Tabak und trinken gern Branntwein. Der Wald liefert ihnen Alles zum Leben Benöthigte.

Es fanden sich etwa 150 Personen am Orte, darunter aber keine heirathsfähigen Weiber. Die Alten haben nämlich das Recht zur Polygamie und occupiren alles Weibliche vorweg. Auch über ihre Sprache wurden einige Mittheilungen gemacht. Sie haben nur drei Zahlwörter, nämlich 1, 2 und viele. Ihre Anzahl vermindert sich zusehends und sie werden in nicht ferner Zeit von der Erde verschwinden, woran ihre Indolenz in Krankheitsfällen wohl mit Schuld sein mag. —

Die in der vorigen Sitzung ernannte Commission (Beyrie, Hartmann, Kunth, Virchow) berichtet über die von Herrn Baron v. Dücker eingesandte Sammlung

Westfälischer Höhlenfunde.

Die aus sehr mannichfaltigen und interessanten Fundgegenständen bestehende Sammlung hat in Beziehung auf die Frage von der Existenz des Menschen in den westfälischen Höhlen einen entschiedenen Werth. Die unter Nr. 4, 5 und 8 aufgeführten Gegenstände aus der Klusensteiner Höhle zeigen deutliche Spuren menschlicher Einwirkung: No. 4, eine grosse, blattförmige Lanzenspitze (nach Herrn v. Dücker eine Streitaxt) ist ein noch unfertiges, vielfach angeschlagenes, altes Stück; Nr. 5 ein geschlagenes Feuersteinstück ohne erkennbare Bedeutung. Ebenso finden sich aus dem Hohlen Stein bei Röllinghausen unter Nr. 24 geschlagene Feuersteine, unter Nr. 25 Topfscherben und aus der Balver Höhle unter Nr. 3 Stücke vom Schädeldach eines Kindes.

Manche Stücke, welche Herr v. Dücker als von Menschenhand bearbeitet ansieht, sind der Commission nicht so erschienen. Aus der Klusensteiner Höhle ist das unter No. 6. aufgeführte Stück aus Kieselschiefer freilich sehr scharfkantig, jedoch ohne bestimmte Spur menschlicher Einwirkung. Die unter Nr. 7 angeführten Zähne sind zur genaueren Prüfung auf die Natur der färbenden Substanz Herrn Dr. Liebreich übergeben worden. — Aus der Friedrichshöhle liegt ein Stück Unterkiefer von *Felis spelaea* vor, aber die Brüche an demselben sind unvollständig und die Spalten mit Lehm durchsetzt, wie wenn es in dem Schlamm zerquetscht wäre (Nr. 9). Das untere Ende eines mächtigen *Os femoris* (No. 16) zeigt scharfkantige Bruchstellen, aber ohne künstliche Einwirkung. — Aus dem Hohlenstein bei Röllinghausen sind die Knochenstücke (No. 16) allerdings bemerkenswerth. Es sind 3 ihrer Natur nach ganz verschiedene Stücke; ein sehr schwarz aussehendes, scharfkantiges frisches Bruchstück von einem dicken Röhrenknochen, und zwei sehr leichte, an der Zunge klebende Stücke, von denen eins einen Dornfortsatz, das andere ein Rippenstück darstellt. Alle 3 tragen kleine, geradlinige, zu mehreren parallel neben einander gestellte und zum Theil durch andere durchsetzte, kurze und oberflächliche „Kritze“ oder Kerben, die man für Einschnitte halten kann. Sie sind offenbar alt; eine sichere Entscheidung gestatten sie jedoch nicht, da sie weder die Natur des einwirkenden Körpers, noch eine bestimmte Absicht erkennen lassen. Noch weulger ist die Beschaffenheit der Knochen splitter Nr. 20 beweisend; die meisten von ihnen tragen unverkennbare Spuren von Benagung; einige erscheinen überdies abgerundet und wie gerollt. Eine künstliche Glättung ist nicht ersichtlich, vielmehr gehören die glatten Flächen den Stellen an, wo der Knochen, wahrscheinlich unter dem Gebisse eines mächtigen Thiers, gesprungen ist. Auch die scharfkantigen Steinstücke (No. 21 und 23) sind weder durch Form noch durch Grösse von anderen zufälligen Bruchstücken der zerfallenden Felsmasse unterschieden. Der Sandstein Nr. 22 könnte möglicherweise zum Schleifen benutzt sein, doch ist es nicht sicher. Das Oberschenkelstück Nr. 28 hat scharfe Brüche ohne Zeichen menschlicher Beihülfe. Endlich die Knochen vom Feldhuhn (Nr. 17), ferner von *Hypodaens amphibius*, *Talpa europaea*, die Fragmente eines Hühnerovels und das Kieferstück eines Hechtes (Nr. 18) gehören offenbar neuerer Zeit an, als die Knochen des *Rhinoceros*, *Mammoth*, Höhlenbären, welche in derselben Höhle gefunden sind.

Obwohl daher nach der Meinung der Commission nur ein kleiner Theil der verzeichneten

Funde unzweifelhaft auf die Anwesenheit und die Thätigkeit des Menschen in den Höhlen hinweist, so hält sie diesen Hinweis doch für einen sehr werthvollen. Sie bedauert nur, dass Herr v. Dücker keine vollständige Fundbeschreibung geliefert hat, aus welcher die Lage der einzelnen Objekte sicher erkannt und ihre ursprüngliche Beziehung zu den übrigen Funden derselben Localität nachgewiesen werden könnte. Schon Nöggerath (Karsten's Archiv Bd. 20) hat erwähnt, dass in der Balver Höhle Münzen Kaiser Otto's I., in der Rösenbecker Höhle neben römischen Alterthümern eine englische Münze vom Jahre 1594 gefunden sind. Alle solche Funde haben keinen absolut beweisenden Werth. Sie gelten nur für die Schicht, in der sie liegen, vorausgesetzt, dass diese Schicht nicht durchgraben, umgewühlt oder sonst wie nachträglich verändert ist. Dass ein Theil der westfälischen Höhlen bewohnt gewesen ist, haben schon die früheren Ausgrabungen nachgewiesen; die Aufgabe der Gegeuwart ist zu zeigen, wann dieses Bewohnen angefangen hat. Die Funde des Herrn v. Dücker sprechen dafür, dass dies schon in der Steinzeit der Fall war, aber sie lassen die Frage unentschieden, ob der Mensch der Steinzeit hier schon lebte, als die grossen Säuger lebten, deren Knochen der Höhlenschutt umschliesst. —

Herr Liebreich berichtet über einen von ihm untersuchten Zahn (Nr. 7) aus der Balver Höhle von eigenthümlich schwarzem Ansehen; derselbe enthält keine Kohle, wohl aber Eisen und Mangano.

Sitzung vom 14. Mai 1870.

Der Vorsitzende, Herr Virchow widmet nach Eröffnung der Sitzung dem verstorbenen Mitgliede Prof. Magnus ehrende Worte und verliest den Abmündungsbrief des nach Dresden übergesiedelten Mitgliedes, Generalarzt Dr. Roth.

Die Herren Geheimräthe Dr. Housselle und Dr. Nagel, Fabrikbesitzer Soltmann, Banquier Berth. Richter, Stabsarzt Dr. Hahn, Dr. v. Martens, Dr. Loew und Dr. Beuster werden als neue Mitglieder genannt.

Als Geschenke werden vorgelegt:

von Herrn Friedel: Wibel's Abhandlung über den Gangban des Denhoogs auf Sylt, von Herrn Virchow dessen Abhandlung über die altnordischen Schädel zu Kopenhagen (Archiv f. Anthropologie Bd. IV), ferner dessen Vortrag über Menschen- und Affenschädel, Berlin 1870, von Herrn Bastian Sprachwissenschaftliche Studien u. s. w., von Herrn B. Davis dessen von einer Zuschrift begleiteter Thesaurus craniorum, von Herrn Langkavel mehrere kleinere Schriften, von Herrn Jagor eine grosse Reihe sehr werthvoller, ethnologisch wichtige Typen Asiens darstellender Photographien.

Herr Virchow macht darauf Mittheilungen über die kürzlich in Mainz stattgehabte constituirende Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Die erste Nummer des neu gegründeten Correspondenzblattes, welche einen Bericht über die Versammlung und die in derselben beschlossenen Statuten enthält, wird vorgelegt; das Blatt wird künftig allen Mitgliedern unentgeltlich zugesendet werden. Der Wiener Lokalverein hat sich dem allgemeinen deutschen Vereine nicht angeschlossen, vielmehr ein eigenes Blatt zur Publikation seiner Arbeiten gegründet. Die erste allgemeine Versammlung der

deutschen anthropologischen Gesellschaft beginnt am 22. Sept. d. J. zu Schwerin. Herr Lisch ist zum örtlichen Geschäftsführer erwählt worden und hat die Vorbereitungen übernommen.

Darauf verliest der Vorsitzende die Einladungsschreiben des Präsidenten Grafen Gozzadini zur Theilnahme an dem internationalen Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Bologna, der am 1. October beginnt, sowie eine Einladung zur Theilnahme am internationalen Congresse für Geographie, Kosmographie, Förderung der Handelsinteressen u. s. w. zu Antwerpen, welcher im August stattfinden soll.

Im Einverständnisse mit der Redaction (Bastian und Hartmann), sowie der Verlagsbuchhandlung Wiegandt und Hempel (P. Parey), wird beschlossen, die Zeitschrift für Ethnologie zum Organ der Berliner Gesellschaft zu erklären und dieselbe jedem Mitgliede unentgeltlich zu liefern. Der Vorstand wird ermächtigt, den Vertrag darüber abzuschliessen. —

Herr v. Martens zeigt

Geräthschaften und Schnitzereien von Dayakern im Innern von Borneo.

Er hat dieselben auf seiner Reise im Frühjahr 1863 an dem See Danau Sring im obern Gebiet des Kapnas-Stroms erworben. Während die Niederlassungen der Malalen, Chinesen und Holländer sich an den Ufern der Flüsse befinden, welche die Verkehrsstrassen in Borneo darstellen, finden sich die Wohnstätten der alteinheimischen Dayaker, wenigstens gegenwärtig, gern abgelegen davon auf bewaldeten Anhöhen; gefällte Baumstämme, einer hinter den andern gereiht, einige Fuss über dem Boden und von dem dichten Unterholz desselben getragen bildeten den einzigen Pfad zu einer solchen vom Vortragenden besuchten Wohnstätte. Dieselbe besteht aus einer von zahlreichen Baumstämmen in einer Höhe von 30—40 Fuss getragenen, ebenfalls aus Baumstämmen gebildeten Plattform, auf deren einer Seite die niedrigen Wohnräume, von Einem gemeinschaftlichen Dache bedeckt, aber im Innern getrennt, auf der andern die noch niedrigeren Vorrathskammern sich befinden. Alles ist aus Holz Rotang (Calamus, spanisch Rohr) und andern einheimischen Produkten des Pflanzenreichs gemacht. Der unter dem Gerüste befindliche natürliche Boden empfängt alle Abfälle von oben und dient den zahmen Schweinen zum Aufenthalt, welche neben wenigen Hunden und Hühnern die Hausthiere der Dayaker bilden. Zur Bearbeitung dienen eiserne Werkzeuge, welche die Eingebornen sich selbst schmieden, namentlich ein verhältnissmässig schwaches meißelförmiges, nur an der Schneide etwas mehr verbreitertes Beil, mittelst Rotangstreifen an einem hölzernen Stiel befestigt. Zum Emporziehen der Baumstämme dienen aus Rotang geflochtene nicht stielrunde, sondern handförmige, noch nicht handbreite Tuae. Die gewöhnliche Waffe der Dayaker ist ein schweres gerade-einschneidiges Schwert oder Haumesser, an der stumpfen Kante gegen die Spitze zu abgestuft; sein Griff, für europäische Hände etwas klein, ist aus Horn zierlich geschnitzt, die Scheide besteht aus rechtwinkligen Holzstücken, welche durch Rotangstreifen eng zusammengebunden sind; sie ist oft mit den langen schwarzen dicken Haaren erlegter Dayaker verziert und wird mittelst eines um die Mitte des Leibs gehenden Strickes und eines viereckigen hölzernen in der Mitte durchbohrten Knopfes so getragen, dass die Schneide des Schwertes nach oben gerichtet ist. An der Seite der Scheide steckt in einem besondern aus Palmfasern gebildeten Futteral ein Messer, zu kleineren Manipulationen bestimmt, an das Messer zur Seite der japanischen Schwerter erinnernd. Zur Vergleichung zeigt der Vortragende noch andere Hieb Waffen aus dem indischen Archipel, namentlich ein Seeräubersw

und den javanischen Klewang, ferner den zum Stechen bestimmten Kris der javanischen Häuptlinge vor. Ein nicht gering zu schätzender Kunstsinn zeigt sich auch in den Holzschnitzereien, welche theils ganz frei, theils als Relief verschiedene einheimische Thiere kenntlich darstellen, so das Krokodil, die grosse Sumpfeidechse (Varanus) welche den Hühnern nachstellt, und den Nashornvogel. Wenn bei letzterem an abergläubische Zwecke gedacht werden kann, da die Dayaker aus dem Erblicken dieses durch seine laute Stimme und grelle Färbung sich sehr bemerklich machenden Vogels Vorzeichen für das Gelingen oder Misslingen ihrer Unternehmungen abnehmen zu können glauben, ähnlich dem bekannten römischen Aberglauben, so scheint doch bei den andern Thieren nur die Lust an den ihnen vertrauten Formen als Schmuck der Wohnungen das Motiv der Darstellung zu sein.

Ferner legt Hr. v. Martens einige ohne Zweifel von Menschenhand geformte Steine vor, die er auf der kleinen Insel Adenare an der Ostseite von Flores, unweit Timor, von den Eingebornen als von ihnen wertgehaltene, von ihren Vorfahren überkommene Stücke erhalten, ohne über deren jetzigen Gebrauch etwas zu erfahren; einzelne derselben gleichen auffallend alten Steinwerkzeugen.

Herr Virchow bemerkt in Bezug auf die zuletzt erwähnten Steinwerkzeuge, dass das eine entschieden als schneidendes Werkzeug angesehen werden müsse; es entspricht nach Material und Form ganz den bei uns vorkommenden, namentlich den sächsischen. Die andern sind allerdings ungewöhnlicher Natur und machen den Eindruck, als hätten sie als Schleifwerkzeuge gedient. Ein Theil der vorgelegten Waffen hat auffällig kurze Griffe, was auch bei den alten Bronzeschwertern Europas sich vielfach wiederholt; es führt das auf die Frage, ob das Volk überhaupt kleine Hände hat. Es würde erwünscht sein, wenn unsere Reisenden in den östlichen Gegenden, wo sie kurzgriffige Werkzeuge antreffen, zugleich Untersuchungen darüber ausstellten, ob die Kürze der Griffe in den wirklichen anatomischen Verhältnissen der Hände begründet ist, oder ob irgend ein anderes Motiv vorliegt.

Herr v. Martens erklärt, dass die Hände der Dayaker im Durchschnitt eher kleiner seien, als die unsrigen.

Herr Hartmann: Alle Schwerter und Dolche der Centralafrikaner haben auffallend kleine Griffe, und habe ich allerdings bemerkt, dass die Gondjara und Funje, welche schlank gebaut sind, auch wirklich kleine Hände haben.

Herr Koner: Die erste von Herrn v. Martens vorgezeigte Dayakwaffe ist auf griechischen Vasenbildern ganz ebenso abgebildet, namentlich in der eigenthümlichen Form des Griffes, ein Griff, der nach der einen Seite schnabelförmig gebogen ist. Sie kommt nicht allein mit der Scheide vor, sondern auch ohne dieselbe und hat dieselbe Form wie diese. Sie ist wohl von Osten her eingeführt worden. —

Herr Meitzen hat folgenden Antrag gestellt:

In der Sitzung unserer Gesellschaft vom 2. d. Mts. hat Herr Fonck in seinem interessanten Vortrage über die chilenischen Indianer erwähnt, dass bei einem dieser Stämme die jungen Männer sich nicht verheirathen, bevor sie nicht durch Fällen eines Baumes ihre zur Erhaltung eines Hausstandes nöthige Kraft und Fertigkeit nachgewiesen; zugleich haben uns die scharf geschliffenen schweren Keile aus Gneiss vorgelegen, welche wahrscheinlich für diesen Zweck benutzt werden.

Ich erlaube mir bei dem geehrten Vorstände zu beantragen:

derselbe wolle die Vermittelung des Herrn Fonck für eine bis in alle wesentlichen Einzelheiten der Handgriffe und Hilfsmittel ausgedehnte Feststellung des Verfahrens in Anspruch nehmen, nach welchem diese Arbeit des Baumfällens vorgenommen wird.

Vielleicht würden auch andere Herren, welche wilde, bis zur neueren Zeit nur mit Steinwerkzeugen bekannte Volksstämme beobachten konnten, wie Herr Kupfer bereit sein, diese, wie mir scheint, für unsere Begriffe von der Urzeit sehr erhebliche Ermittlung zu unterstützen und zu ergänzen.

Der Vorsitzende erklärt, dass ähnliche Bestrebungen allseits sehr dankbar aufgenommen würden, und wünscht eine lebhafte Bethätigung der Mitglieder an denselben. Für den vorliegenden Fall hat er sich schon mit dem neu ernannten Generalconsul für Peru, Herrn von Bunsen in Beziehung gesetzt, der auch zugesagt hat, wenn möglich, peruanische Gesichtsurnen für die Berliner Sammlungen zu erwerben.

Herr **Fonck** hat in Erfahrung gebracht, dass in Chile die Steinwaffen schon seit langer Zeit nicht mehr in Gebrauch gewesen. Derselbe erklärt, die Herren Prof. Philippini und Dr. C. Martin zur Fortsetzung ähnlicher Studien aufzumerken zu wollen und erwähnt der reichhaltigen Sammlung chilenischer und peruanischer Alterthümer des Nationalmuseums zu San Jago de Chile.

Herr **Kupfer** berichtet, dass die alten Brasilianer die Holzflächen erst mit Feuer verkohlten, dann mit Steinwerkzeugen abkratzten, und auf diese Weise Bäume fällten und Canoes zurichteten. —

Herr **Mannhardt** sendet aus Danzig schriftlich folgende Mittheilungen
über die Pomerellischen Gesichtsurnen.

Die Pomerellischen Gesichtsurnen, welchen Herr Prof. Virchow den Haupttheil seines Vortrages v. 12. März d. J. widmete, haben seit langer Zeit mein Interesse in Anspruch genommen. An Förstemaun's und Strehlke's Untersuchungen von Anfang an betheiligte, versuchte ich 1851 die Aufmerksamkeit der deutschen Gesellschaft in Berlin auf jene Alterthümer zu lenken; ein von mir im J. 1866 verfasster kleiner Aufsatz über einige besonders interessante Stücke ist in der Zeitschrift der archäologischen Gesellschaft zu Moskau B. I. 1868, S. 57—60 in russischer Uebersetzung von Abbildungen begleitet gedruckt, und vom Akademiker Kunik in Petersburg mit einer Nachschrift versehen worden. Es war mir zu meinem Bedauern seit Jahren nicht möglich durch Ausflüge in die Umgegend von Danzig das bisherige Material über diesen Gegenstand zu erweitern und Arbeiten anderer Art verhinderten mich überhaupt demselben eine eingehendere Fürsorge zuzuwenden; doch veranlassten mich 1868 einige neue Beobachtungen an älteren Fundstücken bei Uebersendung einer Anzahl grösserer Zeichnungen von Gesichtsurnen gegen den Sekretär des Reichsmuseums in Stockholm H. O. Hildebrandt brieflich über die sich aufdrängende Frage nach etwaigem phönikischem Ursprung dieser Alterthümer mit Bezug auf Nilsson's Hypothese mich auszusprechen und Gründe und Gegen Gründe abzuwägen. Nuncmehr vermehrt ein ganz neuerdings gemachter Fund unsere Kenntniss in erwünschter Weise. Durch diese Umstände bin ich in den Stand gesetzt, Virchow's ebenso lichtvolle, als fast erschöpfende Darlegung

schon jetzt durch einige wenige, doch, wie ich hoffe, weder ganz unwesentliche, noch nnwillkommene Mittheilungen zu vervollständigen.

Mag die Frage nach ihrem Ursprunge schliesslich zu beantworten sein, wie sie wolle, so haben die Pomerellischen Gesichtsurnen sicherlich schon dadurch hohe Bedeutung, dass sie uns ähnlich den von andern Fundorten her bekannten Hausurnen durch ihr Bildwerk über die Körperbeschaffenheit, Tracht und Lebensweise der ihnen gleichzeitigen Menschen eine ganz neue und eigenthümliche Kunde vermitteln. Von hervorragender Wichtigkeit sind solche Exemplare, welche eine Physiognomie in feinerer und sorgfältiger Ausarbeitung bis in einzelnes Detail hinein oder andere Körpertheile mit Kleidung und Schmucksachen angethan erkennen lassen und in diesem Falle deutlich die Anwendung der letzteren vergegenwärtigen. Vorzüglich lehrreich sind die nachstehenden Fundstücke:

1. Die sogenannte Brücker, eigentlich Pogorsser Urne (vgl. Virchow Separatabdruck S. 8 Anm., Strehlke N. Pr. Prov. Bl. III F. 1855 B. VIII S. 45; 1856 B. IX S. 272 N. 55). Ich fand sie schon 1850 im Besitz des Herrn Lehrer Adler zu Brück, der sie 1852 dem Danziger Museum einverleibte (Taf. VIII. Fig. 1). Ausgegraben war sie in Gesellschaft einer anderen Gesichtsurne zu Pogorss am Abhange der Oxböfter Kämpfe gegen das Kniebanthal. Ihre Eigenthümlichkeit beruht nicht allein darin, dass sie überhaupt ausser Augen¹⁾, Nase und Ohren mit Brouzierungen das bisher einzige Beispiel einer Andeutung der Zähne durch parallele senkrechte Striche, sowie eines Kinbartes gewährt, sondern in der Beschaffenheit dieses Bartes selbst. Derselbe besteht nämlich aus drei senkrechten, parallel laufenden Strähnen in erhabener Arbeit, welche durch vier ebensolche Strähne in wagerechter Richtung durchkreuzt und begrenzt sind, so dass in den Zwischenräumen viereckige Vertiefungen entstehen.

Bei der Unzulänglichkeit literarischer Hilfsmittel in der Provinzialstadt vermag ich nicht anzugeben, ob auf den etruskischen Kanopen ähnliche Bärte sich finden; die rheinischen bei Lindenschmit sind sämmtlich bartlos. Auch die von Wilde (*A descriptive catalogue of the antiquities in the Museum of the royal Irish Academy* Dabl. 1863 p. 156) publicirte Urne aus Irland, welche ein Gesicht in Reliefbildung und von diesem frei herabhängend einen Bart zeigen soll, bin ich nicht in der Lage zu vergleichen. Dagegen fällt auf den ersten Blick die Aehnlichkeit des Bartes der Brücker Vase mit den etageartig geflochtenen, häufig aus falschen Haaren künstlich hergestellten Bärten der Assyrer und Perser in die Augen (vgl. Weiss *Kostümkunde* I S. 206. Fig. 122. S. 270. Fig. 150 a. c.; S. 272); so wie mit der Kinaklappe einzelner ägyptischer Würdenträger (Weiss a. a. O. S. 40. Fig. 28 l.). In weiterem Abstände vergleicht sich die gemeinägyptische Sitte, den Bart zopfförmig zu flechten, während die westasiatischen Semiten zwar auch ein grosses Gewicht auf die Pflege des Barthaars legten, den erhaltenen Denkmälern zufolge jedoch den natürlichen Wuchs durch keine künstliche Zubat oder Anordnung zu verbessern suchten. (Weiss a. a. O. 178. 335. 417.) Indem ich diese Beobachtung in meinem angeführten Ansätze mittheilte, konnte ich nicht umhin noch eine andere Thatsache zu erwähnen, welche auf die Möglichkeit hindeutete geflochtene, oder vielleicht durchflochtene Bärte von der Art desjenigen, der auf unserer Urne dargestellt ist, den ältesten Slaven zuzuschreiben. Von einem kriegsgefangenen Serben aus dem Banat hatte ich 1866 erfahren, dass man in seiner Heimat beim Ernteschluss die letzten übriggebliebenen Halme des Erntefeldes mit Gold-

¹⁾ Die Nasenspitze ist leider abgebrochen, der untere Rest derselben bildet gegen das Piliun einen stumpfen Winkel.

borten durchflechte, wie sie die Mädchen als Besatz um ihre Sonntagsröcke zu tragen pflegen. Man nennt diese Ceremonie „den Bart des Herrgotts flechten“ und lässt den auf solche Weise geschmückten Getreidebüschel auf dem Acker stehen. Kurz darauf brachte Afanasiew's Buch „Poetische Naturanschauungen der Russen“ B. I S. 697 die Mittheilung, dass in weiter Verbreitung in Russland (in den Gubernien Archaugelsk, Kostrowo, Kursk, Woronesch u. s. w.) die letzten Aebrren des Feldes an der Wurzel zusammengeflochten und mit Blumen verziert zu werden pflegen. Man sagt, es werde der Roggenbart gewunden, dem h. Elias der Bart gebunden, man winde für Christus, St. Nicolaus u. s. w. einen Bart. Nach einem Aufsätze des Oberpopen Sabnin werde zuweilen auch „dem Wolosch der Bart gebunden“. In den bei dem Ernteschluss gesungenen Schnitterliedern, deren Text Herr Afanasiew mir handschriftlich mittheilte, ist jedesmal ausdrücklich davon die Rede dass der Bart von Gold, Silber oder Seide umwunden sei. Ansser der mythologischen Beziehung (s. d. M. Koradämonen in Berlin 1868. S. 22) scheidet durch diese Gebräuche eine altslawische Volksitte verbürgt zu werden, einen mit Bändern durchflochtenen Bart zu tragen. Staatsrath Kunik hat bemerkt (a. a. O. S. 61), es finde sich zwar in sonstigen Quellen für diese Annahme kein direkter Anhalt, wohl aber werde in den unverfähtlichen Angaben der arabischen Chronisten über die ältesten Russen etwas derartiges erwähnt. Ibn Haukal (im J. 976) erzählt, dass die Russen zum Theil den Bart scaberen, zum Theil ihn flechten, ähnlich wie man die Mähnen der Pferde zu flechten pflegt, und sodann mit Safranfarben schmücken. (Frähn-Ibn Fozlan p. 248.) Noch Edrisi († 1154) drückt sich ähnlich aus: Les Russes brûlent leurs morts et ne les enterrent pas. Quelques-uns se rasant la barbe, d'autres la réunissent et la tressent à la manière des Arabes du Donab.“ (Lelewel Géograph. du moyen age T. III – IV p. 185.) Aus sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände hat Herr Kunik die Ueberzeugung gewonnen, bei diesen arabischen Schriftstellern sei unter den Russen nicht der herrschende Stamm der skandinavischen Waräger, sondern deren slawische Unterthanenschaft zu verstehen.

2. Das von Streblke a. a. O. IX S. 272 N. 5 verzeichnete Gefäss von schwarzem Thon ist im Jahre 1855 zu Warmbof bei Mewe ausgegraben worden (Taf. VIII. Fig. 2). Die Technik desselben ist eine vorzüglichere, als in allen übrigen Beispielen von Gesichtsurnen. Der Verfertiger hat den Versuch gemacht ein menschliches Gesicht nicht nur anzudeuten, sondern in Ohrmuschel, Angäpfeln, Nasenflügeln, Nasenlöchern und Lippen naturgetreu anzufornen. Auffällig steht die fast thierische Stumpfheit der Nase und die wulstartige Anschwellung der Lippen, sowie die Grösse des einen erhaltenen Ohrs (von dem zweiten ist nur der Ansatz übrig) von den Formen dieser Gesichtstheile auf den sonst bekannten Gesichtsurnen ab. Der die Kopfbedeckung darstellende nützenförmige Deckel, der in der Mitte einen Bruchschaden hat, ist mit Einritzungen versehen, welche bekannten Ornamenten der Bronzezeit entsprechen.

3. Vielfach besprochen ist die im Besitze der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig (Taf. VIII. Fig. 3) befindliche sogenannte Runenurne, wegen der nun ihren Hals laufenden Reihe von unbekanntem Characteren, welche den Eindruck von Schriftzügen machen. Ueber sie handelten am vollständigsten Giesebrecht in den Balt. Studien XII 1846 S. 1—27 und Förstemann N. Pr. Provinzialbl. 1857 XII S. 411—413. Gefunden ist sie im Anfange des 18. Jahrhunderts eine Meile von Danzig auf der Höhe. Bisher war es nur bekannt, dass an ihrem Halse sich in gleicher Höhe drei längliche, sanft gewölbte senkrecht herablaufende Erhöhungen von ungleicher Länge und in ungleichem Abstände von einander befinden. (Förstemann a. a. O.

411). Als ich im J. 1868 den Gewerbeakademiker A. Scheibel zu einer sorgfältigen Zeichnung des Gefässes veranlasste und zu diesem Zwecke mit einem nassen Schwamm behutsam die noch immer anklebenden Reste des fremden Grabhügelsandes entfernte, traten zu beiden Seiten des mittleren Höckers die Vertiefungen eines Augenpaares deutlich hervor, so dass nun auch die sogenannte Runevase in die Reihe der Gesichturnen eintritt. Hie-mit ist für das relative Alter der eingegrabenen Charactere eine sichere Zeithestimmung, für die Epoche der pomerellischen Kanopen, falls die Legende als Schrift sich bestätigen sollte, ein der Enträthselung harrendes Sprachdenkmal gewonnen.

Eine Inschrift liegt deutlich hierin vor, denn die stehenden althergebrachten und symmetrischen Ornamente der übrigen Gesichturnen lehren, dass zum blossen Zierrat ganz andere Formen verwandt worden. Auch lösen sich aus dem scheinbaren Gewirre eine Anzahl deutlich erkennbarer zum Theil mehrfach wiederholter Zeichen ab. so bald man sich überzeugt hat, dass mehrfach eine ineinanderverschlingung von Characteren stattgefunden hat (Fig. 3a). Die Inschrift ist aber weder aus irgend einem sonst bekannten europäischen Alphabete, sei es einem altgriechisch-italischen, oder aus einem Futhork altgermanischer Stahrnen lesbar. Giesebrecht's Versuch einer Deutung aus den ganz jungen stahlosen Runen darf eben sowohl aus paläographischen als aus sprachlichen und sachlichen Gründen als gescheitert angesehen werden. Die Einritzungen zweier Pommerischer Grabgefässe, welche man für Schrift hat erklären wollen, des Kolhitzer (Balt. Stud. XI H. 2. S. 113) und des Bukower (Balt. Stud. VII H. 1. S. 230. IX H. 2. S. 35) zeigen, wie unter sich Verschiedenheit, so mit der Danziger Urne keine Uebereinstimmung. In einzelnen Characteren vergleicht sich der letzteren dagegen die einer erueuten Untersuchung würdige Mecklenburger Urne aus Käbelich (Mémoires de la Société royale des antiquaires du nord 1845—49. Copenhague 1852 S. 353—357. Sitzungsber. d. böhm. Gesellsch. der Wissensch. zu Prag 1853. VIII 34. 35), von deren Inschrift Hanusch im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen B. VIII, soviel ich weiss, die neueste und beste Abbildung gegeben hat.

Trägt das Alphabet der Danziger Urne ein eigenthümliches, in seiner Gesamtheit von den mit meinen Hilfsmitteln vergleichbaren Schriftarten abweichendes Gepräge, so enthält es doch Züge, welche auf eine Entwickelung aus der gemeinsamen Quelle europäischer Schreibekunst, den altpönikischen Buchstaben hindeuten, sobald man zwei wohlbekannte Erfahrungen aus der Geschichte der Graphik beachtet, die häufige Veränderung der Richtung und Lage der einzelnen Lautzeichen, und ihre Differenzirung durch Hinzufügung von Strichen und Häkchen zu dem überlieferten Buchstahenkörper. Ich vermeine gewisse Zeichen auf unserer Inschrift unterscheiden zu können, denen die möglichen Gleichungen aus dem phönikisch-europäischen Schriftsysteme leicht an die Seite zu setzen sind¹⁾.

Ich will mit dieser Bemerkung nichts beweisen, sondern nur die Aufmerksamkeit herfener Forscher auf das in Rede stehende Denkmal der Paläographie gelenkt haben. Ist aber in meinen Beobachtungen irgend ein richtiger Kern, so wird man sich dem Eindrücke kaum entziehen können, dass die Schrift der Danziger Urne auf einer selbständigen, von der griechisch-italischen und altgermanischen verschiedenen Vermittelung aus dem Altpönikischen beruhe.

¹⁾ Anm. des Protok. Herr Mannhardt, der in der Sitzung anwesend war, erläuterte diese Bemerkungen durch Kreidezeichnungen, in denen er einige der correspondirenden Zeichen, aus dem Phönikischen, Hebräischen, Elischen, Menapischen, Etruskischen, neben einander setzte.

4. Im Jahre 1857 wurden in einem Steinkasten gewöhnlicher Art bei Stangenwalde, Kr. Karthaus, 7 Urnen entdeckt, deren zwei menschliche Gesichtszüge darstellten. Dieser Fund ist vom Oberforstmeister Grunert in den N. Pr. Provinzialbl. 1858 III F. B. I. S. 186—191 beschrieben und abgebildet. Die grössere Gesichtsurne von schwarzem Thon zerbrach leider beim Aufgraben. Die kleinere aus feinem, graurothem Thone gearbeitet zeigt ein menschliches Gesicht ohne Mund. Die Augenbrauen und die Nase sind erhaben, Pupille und Nasenlöcher durch Eindrücke bezeichnet. Die Ohren sind je mit zwei Löchern versehen. Um den Hals der Urne läuft ein einfacher eingeschnittener Ring. Den buttförmigen Deckel durchkreuzt eine Einritzung von 4 Strahlenbündeln, von 9, 10 und 11 Strahlen. Die beiden Zwischenräume des einen Halbkreises füllt ein von einer einfachen Linie getheiltes wellenförmiges Ornament aus, während die beiden Felder des anderen Halbkreises keine weitere Zeichnung enthalten. Eigenthümlich ist der Urne ein sonst noch nicht beobachteter Untersatz in Form einer Schale, in welche ihr flacher Boden genau hinein passt; ausserdem aber im rechten Obere ein interessantes Gehänge, das aus zwei mit blauen Glasperlen besteckten Bronzringen besteht, von deren anterem eine weisse Kaurischnecke (Schlangenköpfchen, *Cypraca moneta*) herabhängt. Da diese Conchylie aus dem Oriente (Afrika, Indien) stammt, kann sie nur durch einen der Gesichtsurnenperiode gleichzeitigen Handel mit dem Morgenlande an die Ostsee gerathen sein, durch den auch wohl die Glasperlen ihren Weg hieher gefunden haben.

5. Schliesslich ist noch über einen neuerdings gewonnenen Zuwachs des Vorrathes pomerellischer Kanopen zu berichten. Auf der Feldmark des Gutes Schäferei bei Oliva (1 $\frac{1}{2}$ Meilen von Danzig) wurde am 30. October 1869 beim Graben einer Kartoffelmiete eine Steinkiste aufgedeckt, welche eine einzige Urne mit Knochenfüllung enthielt. Durch den Eifer eines jungen Handlungseleven, W. Kauffmann, der sich seit einiger Zeit um Sammlung von Grabalterthümern bemüht, ist diese Vase aufgespürt und seit einer Woche nach Danzig geschafft, leider nicht ganz unversehrt, indem ausser mehrfachen kleineren Verletzungen ein grösseres Stück angebrochen ist (Fig. 4). Sie zeigt eine wohlgebildete Nase mit mittlerem Gesichtswinkel, vertiefte Nasenlöcher, erhaben gearbeitete, über der Nase zusammenstossende Augenbrauen; ebenso sind die Lippen durch eine leise Erhöhung angedeutet. Augen scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein, denn die Vertiefungen, welche man als solche ansehen könnte, machen den Eindruck zufälliger Ausbüche. Zwei Eigenthümlichkeiten des neuen Fundes sind besonders bemerkenswerth.

a. Die ohne Naturtreue durch eine niedrige Erhöhung von auffallender Länge dargestellten Ohren, welche denjenigen der Rediscbauer Vase des Berliner Museums (Virchow Separatabdr. S. 7. Fig. 1) genau entsprechen, enthalten je 5 Ohrlöcher, in deren jedem auf der rechten Seite noch ein Broazerring erhalten ist. Von dem zweitobersten dieser Ringe hängen, vermittelt eines kleineren Ringes verbunden, zwei ausserordentlich fein gearbeitete Bronzekettchen hinab, die noch 24 und 16 Glieder zählen und beinahe bis zu demjenigen Theile des Gefässes hinunterreichen, der die Stelle des Schulterblattes vertritt. In dem obersten Ringe desselben Ohres haften, jedoch ohne Mittelglied, noch einige Glieder zweier gleichartiger Ketten und mindestens an dem dritten Ringe lässt eine stark oxydirte Stelle auf das ehemalige Vorhandensein des nämlichen Schmuckes schliessen. Auf dem linken Ohre sind nur die drei unteren Ringe ohne weiteren Zierrat erhalten. Man darf wohl vernuthen, dass die Ketten ebendem nach unten hin miteinander zusammenhingen

oder wahrscheinlicher in irgend ein Schaustück anliefen der Art, wie die Gürtelgehänge fränkischer Gräber (Lindenschmit *Alterth.* IV 7, 5. 6).

Die erwähnten Bronzeketten gleichen genau einer im Danziger Museum aufbewahrten, welche in meinem oben erwähnten Aufsatz Fig. G abgebildet ist. Der Leuchthurmwärter Schnitz auf Hela übergab sie mir 1859 mit der Angabe, eine von ihm und Anderen in Redischau ausgegrabene Gesichtsurne, die beim Anheben zerfiel, habe diese Kette in der Nase getragen. Diese Urne, verschieden von der Berliner aus Redischau (Virchow, *Separatabdr.* S. 7. Fig. 1), ist wohl dieselbe, über welche bereits Förstemann (N. Pr. Prov. Bl. 1850 IX 268) Nachricht erhielt; des Mitfinders mir erstattete Mittheilungen sind verworthen (N. Pr. Prov. Bl. 1856 B. IX 275 N. 24. 1855, B. VIII S. 43). Auf einem von diesem nach dem Gedächtniss entworfenen Risse beruht die im Danziger Museum befindliche Zeichnung der Urne mit dem Nasenschmuck (N. Pr. Prov. 1856, B. IX S. 274, 4, 1. M. Mosk. Aufs. Fig. H.). Es darf jedoch nach dem Ergebniss des neuen Fundes von Schäferlei gefragt werden, ob nicht die Erinnerung täuschte. Denn wiewohl Gehänge in der Nase (z. B. bei Arabern und Hebräern) im Alterthum nicht heispiellos sind, dünkt es mich doch wahrscheinlicher, dass auch die Redischauer Bronzekette einen Theil des Ohrgehänges bildete, das ausserdem aus mehreren Bronzeringen mit Glasperlen bestand. In der Zahl von 5 Ohrringen stimmt das Gefäss von Schäferlei genau mit einer Gesichtsurne überein, welche 1656 auf dem Silberberge bei Danzig ausgegraben ist. (Vgl. N. Pr. Prov. Bl. 1851, XI 271; 1855 VIII 48.)

Ohrgehänge finden sich in den Gräbern der Bronzezeit selten. (Weiss, *Kostümkunde* II S. 628.) Denkt man sich die ausrigen auch unten mit einem Schaustück behängt, so muss doch auffallen, dass sie — in ihrer Art und Ausdehnung zunächst an den assyrischen Ohrschmuck, sodann an lydische, ägyptische und etruskische Sitte erinnernd — durch geschmackvolle Form vor den in Bildwerk oder Natur übriggebliebenen Crotalien dieser Völker sich auszeichnen.

b. Um den Hals der Urne schlingt sich eine aus freier Hand eingeritzte unvollkommene Zeichnung, ein Band von 3 Streifen, das von einer Zickzacklinie durchzogen ist. Unzweifelhaft soll es einen Halsschmuck bedenten (vgl. die Halsringe bei Lindenschmit VIII 5, 1. 2 der Aethiopen, Aegyptier, Assyrer und Etrusker. (Weiss a. a. O. I, Fig. 90. 92; 31 c., 120 cc.; II S. 982. 984.) Denn erst unterhalb seiner oder vielmehr innerhalb des untersten Streifen sieht man auf jeder Seite des Gefässes eine fast kreisförmige, das Schulterblatt darstellende Erhöhung, aus der ein in die Hand mit ihren fünf Fingern auslaufender Arm hervorgeht. Der wohl-erhaltene Unterarm der linken Seite weist sechs Einschnitte auf. Auf der rechten Seite ist der Unterarm leider ausgebrochen, aber am Rande gewahrt man noch deutlich die Spuren gleichartiger Einschnitte (Fig. 4a). Dieselben stellen augenscheinlich einen Zierrat dar, sei es den spiralförmigen Armring (Worsaae, *Aufbildungen.* Kjöbenh. 1854 p. 48. n. 201. Lindenschm. X, 1, 6. 9. 10) oder die gerippte Armschiene (Worsaae 50 n. 206. vgl. Lindenschm. V 4, 3. 4. Weiss, *Kostümk.* II 626. Fig. 227. q). In häufigster Anwendung während der Bronzezeit, haben sich die gewundenen Armhänder, zumal die Spiralen (die einst auch bei Etruskern im Gebrauch waren, Weiss II, Fig. 406 b.) bekanntlich auch während der beiden Eisenalter (hier vornehmlich in Silber und Gold) erhalten; in der Heldenzeit der Germanen und sicherlich auch bei deren östlichen Nachbarn waren sie ein begehrtes Gut, die Gabe der Könige (vgl. Grimm, *Schenken und Geben* 139 fgg. Kl. Schr. II 197, Weinhold, *Altnord. Leben* 186).

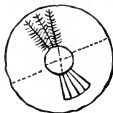
Die pomerellischen Kanopen lassen deutlich zwei verschiedene Gesichtstypen unterscheiden: der eines zur kaukasischen Race gehörigen Volkes ist der häufigere;

seine Nasenbildung steht gleichweit von der gebogenen Spitznase der Semiten als von der edeln Form an griechischen und römischen Köpfen ab, während doch die stark angebildeten über der Nase zusammenstossenden Augenbrauen eher einem südlichen, als einem nordischen Stamme ähnlich sehen. Der andere, durch die Urne von Warmhof vertretene Typus — falls wir es hier nicht mit einer singulären Misshildung zu thun haben — nähert sich mehr mongolischem Character (man sieht sich anwillkürlich an Lappen und Samojuden erinnert), doch ist nicht ersichtlich, ob der auffallend hohen einwärts gebogenen Stülpnase auch stärker hervortretende Backenknochen entsprächen. Unter den mir bekannten Volkstypen ist keiner genau vergleichbar.

Das Volk, welches diese Gesichtsurnen verfertigte oder zuerst verfertigen lehrte, trug eine bald hutförmige, bald mützenartige Kopfbedeckung; beide Geschlechter verzierten ihre Obren mit Bronzeringen und Glas- oder Bernsteinperlen, zuweilen mit tief auf die Schulter herabhängenden Kettchen, an denen möglicher Weise die aus Gewandnadeln bekannten Klapperhleche (vgl. von Sacken, Leitfaden S. 99 Fig. 39) befestigt waren. Den Hals umgab ein mit einfachen Ornamenten in mannichfaltiger Weise verziertes Band; den Unterarm schmückten aus mehreren Reifen bestehende Armbänder. Ein langer Kinnbart, kunstvoll geflochten, bildete den Stolz des Mannes.

Virchow hat den Ursprung der Gesichtsurnen in die Zeit des Ueberganges von der Bronzezeit zum älteren Eisenalter gesetzt. In der That ist kein einziges sicheres Beispiel von Auffindung eisernen Geräthes mit einer Gesichtsurne zusammen bekannt geworden; doch kam solches, wenn auch nur vereinzelt neben Bronze geräth in ganz naheliegenden Gräbern zum Vorschein. Die Urnen selbst tragen viele der charakteristischen Ornamente der Bronzezeit. Von diesen ist die Sonne (Nilsson, Bronzealter S. 13) dreimal, auf zweien der Urnen von Katz (Förstem. Fig. X. XIII) und auf dem Deckel eines Grabgefässes aus Reckau, der sich im Berliner Museum befinden soll, zum Vorschein gekommen (N. Pr. Prov. Bl. 1855, B. VIII S. 45). Auch begegnet man dem einfachen und punktirten Kreis (Katz), dem Rade mit 4 Speichen (Warmhof), der einfachen und doppelten Zickzacklinie (Katz; Schäferer), den durch parallele Strichreihen gebildeten Streifen (vgl. von Sacken S. 102. Fig. 41. h. = Katz). Es fehlt aber auf den bis jetzt bekannten Gesichtsurnen das entscheidendste Ornament, die Spirale. (cf. Nilsson, Bronzealter S. 4. 5. v. Sacken, Leitfaden 102)¹⁾. Da ausserdem der Gebrauch

¹⁾ Auf gleichzeitigen Urnen z. B. aus Redischau (Förstem. N. Pr. Prov. Bl. 1850, IX Tab. 1 Fig. 1) begegnet das von Nilsson sogenannte Ornament des Palmzweigs, das er aus der Grotte von Newgrange nachgewiesen hat (Bronzealter Nachtr. 2. H. S. 114). Auf den Deckeln anderer Urnen, deren Verhältniss zu Gesichtsurnen aus den Fundberichten jedoch nicht hervorgeht, tritt es noch deutlicher hervor. Z. B. auf dem Deckel einer Urne aus Pengau



der Mehrzahl jener Ornamente auch in der Eisenzeit auf Gefässen vielfach in Uebung blieb (v. Sacken, Leitf. S. 153) und da unsere bisherigen Fundberichte zu ungenau und unvollständig sind, um bei uns Gräber der Bronzezeit und des Eisenalters schon jetzt von einander scheiden zu können, darf die obige Zeitbestimmung nur als wahrscheinlich, keinesweges als vollkommen gesichert angesehen werden.

Wann für die baltischen Küstenländer der Uebergang von der Bronzezeit in die Eisenzeit anzusetzen sei, lässt sich aus pomerellischen Funden bis jetzt noch nicht genau feststellen. Nur aus Analogien ist ein, wahrscheinlich ziemlich zutreffender Schluss darüber zu ziehen. Das ältere Eisenalter fällt für Skandinavien und Deutschland zusammen mit Münzfunden römischer Denare aus Saec. 1—4 (Titus — Alexander Severus); wenn unsere Gesichtsurnen auf eine etwas frühere Zeit hinweisen, insofern ihre charakteristischen Kennzeichen der von Nordischen Archäologen sogenannten jüngeren Bronzeperiode zu entsprechen scheinen, so darf man für sie spätestens die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in Anspruch nehmen. Hiemit stimmt — wie es scheint — der durch Münzen des zweiten Jahrhunderts p. Cbr. (Trajan, Hadrian, Faustina) datirbare Fund von Urnen zu Polwitten im Samlande (N. Pr. Prov. Bl. F. III. B. III 1859 S. 54 fgg.) Denn auf diesen sieht man noch theilweise dieselben Ornamente, wie auf unseren Gesichtsurnen (vgl. Fig. d. g. mit den Katzer Urnen), aber auch bereits andere Zeichnungen. Eines dieser Gefässe lässt deutlich in dem Urnenhalse die Nachbildung eines menschlichen Halses, und unterhalb dessen einen auf der Schulter liegenden Halsring (vgl. Worsaae, Afbildninger S. 171) erkennen (Fig. c.), aber ohne sonstige Andeutung eines Gesichtes oder anderen menschlichen Körperteiles. Man gewinnt den Eindruck, dass hier an das Modell einer Kanopusvase eine nur dunkle Erinnerung bewahrt sei. Auch finden sich hier die kleinen Oehre, welche ein charakteristisches Kennzeichen vieler Urnen der jüngeren Bronzezeit bilden (Worsaae a. a. O. S. 54. Fig. 220. 222. v. Sacken, S. 106. Fig. 43) und als unverstandene Nachbildung der Henkel von Metallgefässen betrachtet werden müssen, in so völlig von den Grundmustern abweichender Lage als blosse Verzierungen angebracht, dass daraus, wie ich glaube, auf eine dem Bronzealter nahestehende, aber spätere Zeit geschlossen werden darf. Farbige Glaskorallen, Bronzesachen, aber in vorwiegendem Masse Eisengeräthe und Eisenwaffen wurden mit diesen Urnen zusammen gefunden. Alle diese Umstände miteinander sprechen dafür, dass die pomerellischen Gesichtsurnen einer dem Funde von Polwitten nicht allzufern liegenden, aber ihm vorausgehenden Periode angehören. Eine genauere Untersuchung des in der Sammlung der Prussia zu Königsberg aufgebäuheten Alterthümerschatzes müsste zeigen, ob diese Annahme sich bestätigt.)

Ist das angenommene Zeitalter richtig, so fällt es ungefähr mit derjenigen Zeit

*) Augenscheinlich hat auch in dem Bronzealter vielfach eine Abschwächung, Versetzung und Vermischung der künstlerischen Motive stattgefunden. Auf eine solche vermute ich die räthselhaften viereckigen Zeichnungen am Bauche der beiden Katzer Urnen (1410 u. 1411) zurückführen zu sollen. Sie sind, wie ich glaube, den Hausurnen entlehnt — die bekanntlich ebenfalls der Bronzezeit angehören — und vertreten die Stelle der Thür. Die uralte Vorstellung des Leibes als Haus der Seele könnte mitgewirkt haben, die Vermischung beider Formen (der Kanopusform und der Domizilienform) zu befördern. Man möchte fragen, ob die auf vielen Exemplaren beobachtete Stellung der Thür dicht unter dem Dache der Hausurnen (s. Lisch, Hausurnen S. 5 fgg.) nicht etwa statt Vorbikleru in der Wirklichkeit dem Nichtverständnis älterer Muster ihre Entstehung verdanke?

zusammen, in welcher man gewohnt ist, germanische Gothen als Anwohner der Bernsteinküste westlich der Weichsel zu denken. In Bezug hierauf ist zu constatiren, dass die Inschrift der Danziger Gesichtsurne eine Schrift bezeugt, welche vom altgermanischen Runenalphabete durchaus verschieden ist, das wir als Gothen- und skandinavischen Götten gemeinsau aus den dem älteren Eisenalter gehörigen Denkmälern von Süderbrarup (Bronzeschwert mit Inschrift), Tondern (goldenes Horn) und Bukarest (Goldring), sowie aus vielen der Solidusperiode angehörigen Brakteaten und einer Anzahl von Runensteinen nachweisen können, und als die Grundform sowohl des jüngeren nordischen als des angelsächsischen Futhorks erkennen. Dieser scheinbare Widerspruch mit der Geschichte wird indessen schon durch des Tacitus und Ptolemäus Nachrichten beseitigt, nach welchen die Gothonen damals südöstlich der Weichsel, an der Mündung des Flusses bereits Wenden sesshaft waren. (cf. Grimm, Gesch. d. D. Spr. 722. C. Zeuss, die Deutschen u. ihre Nachbarst. S. 135.) Weitergehender Vermuthungen über den Ursprung der Gesichtsurnen Pomerellens enthalte ich mich, so lange nicht ein ausreichenderes Material zur völlig entscheidenden Lösung der Vorfrage nach ihrem Zeitalter im Lande selbst gewonnen sein wird. Durch die Anwendung der vergleichenden Methode auf die nordeuropäische Archäologie wurden neue und überraschende Gesichtspunkte eröffnet, der Zusammenhang der Kulturen des Steinalters wie der Bronzezeit mit südeuropäischen, afrikanischen und asiatischen Ländern darf als sicher festgestellt betrachtet werden; auch ein bedeutender Antheil des Welthandels an der Verbreitung der Industrieerzeugnisse beider Epochen wird von Niemandem mehr bezweifelt werden können. Innerhalb dieser allgemeinen Umrisse bestimmtere, geschichtliche Anknüpfungspunkte zu fixiren, ist in den meisten Fällen noch verfrüht; unsere Hauptaufgabe bleibt für jetzt noch die sorgfältige Sammlung von Beobachtungen und die möglichst vielseitige und weitreichende Erörterung von Analogien, ohne aus denselben sofort voreilige Schlüsse zu ziehen.

Die von Professor Virchow zuerst im Zusammenhange beleuchtete Thatsache der Uebereinstimmung unserer pomerellischen Gesichtsurnen mit ähnlichen Gefässen Etruriens und einer gewissen Art ägyptischer Kanopen¹⁾ in der Idee, die Leichenreste in einem dem menschlichen Körper nachgebildeten Gefässe zu verwahren und auf diese Weise gewissermassen dem ganzen Leibe des geliebten Toten Fortdauer zu sichern, verdient freilich um so mehr Beachtung, als in den Hansurnen ein zweites Beispiel gleichartiger Gefässbildnerei aus Altitalien und dem europäischen Norden während der Bronzezeit vorliegt. Zwar scheint es sicher, dass die preussischen Gefässe nicht in Masse fabrikmässig nach der Schablone, sondern je nach Bedürfniss aus freier Hand im Lande selbst gearbeitet wurden. Die enge Begrenzung und geographische Lage des Fundbereiches unserer Gesichtsurnen drängen jedoch den Gedanken an den Einfluss einer fremden, auf dem Seewege vermittelten Cultur gleichsam von selbst auf; diese Einwirkung scheint eine länger andauernde gewesen zu sein und dürfte am ehesten einer Handelsniederlassung zugeschrieben werden. Deutet die Uebereinstimmung mit den rheinländischen, etruskischen und ägyptischen Kanopen auf die Möglichkeit eines südlichen Ausgangs-

¹⁾ Bekanntlich dienten andere Kanopen als heilige Wasserkrüge zur Reinigung des Nilwassers. Gefässe mit Menschenköpfen aus Gold oder anderem Edelmetall, zu Tafelaufsätzen dienend, erhielten die Aegypter als Tribut von Kypem und Palästina (?) S. Weiss, Kostümkunde I S. 166 Fig. 75. Sind diese Geschirre der Form nach den Gesichtsurnen zu vergleichen, so entspricht deren Idee den in Gestalt menschlicher Körper gearbeiteten Mumienarkophagen, von denen das Berliner ägyptische Museum mehrere Exemplare aus Stein und Holz aufzuweisen hat.

punktes dieser commercellen Beziehungen hin, so wird durch die *Cypraea moneta* der Urne von Stangenwalde das thatsächliche Vorhandensein einer irgend wie getarteten Verbindung mit Südeuropa oder dem Orient zur Gewissheit. Der eigenthümliche Bart der Vase von Brück könnte möglicher Weise eine altwendische Sitte nachbilden, erinnert jedoch noch bestimmter an morgenländische Muster. Die Inschrift der Danziger Urne scheint ebenfalls einen Zusammenhang mit der am Südostrande des Mittelmeers erfundenen Buchstahenschrift zu verrathen; jedenfalls ist die Aehnlichkeit der Zeichen gross genug, um eine eingehendere Untersuchung zu verdienen.

So viel, aber auch nur soviel wird sich ohne Gefahr ernstlichen Widerspruches behaupten lassen. Denn welchem Volke die Einführung jener fremdländischen Civilisation der Weichselmündung während der an den Anfang der christlichen Zeitrechnung grenzenden Jahrhunderte heigemessen werden dürfe, darüber zu entscheiden fehlt es noch an sicheren Anhaltspunkten. Nur der Bernstein, soviel ist klar, lockte den Ausländer nach Preussens Gestaden. Bernsteinperlen in goldene Halsbänder eingereiht hat schon der sidonische Schiffer zu Homers Zeit in griechischen Häfen feil, doch kein Zeugniß bewährt, dass er von der Ostsee diese Waare holte, die schon an Schlesiens und Jütlands Westküste zu beziehen war. Später finden wir Münzen aus Rhodos, Thasos, Cyzikus, Cyrene, ebenso aus Aegina und Athen, nicht minder jedoch aus Italien (Neapolis, Syrakus, Panormos) durch den Bernsteinhandel an die südöstlichen Gestade des haltsichen Meeres geführt (Wiherg S. 94), aber dieser Handel, der zwischen 400—100 v. Chr. blühte und von dem Herodot nur durch ein dunkles Gerücht erfuhr, er habe seinen Endpunkt an der Mündung eines Stromes Eridanos (der Weichsel?), ging wahrscheinlich über Land vom schwarzen Meere aus und wurde durch Zwischenhändler vermittelt (Wiherg S. 41). Der westlichste Punkt jener Münzfunde ist Samland, am Ausflusse der Weichsel selbst; in Pomerellen hat sich noch keine Spur davon gezeigt.

Die Etrusker (ihrer Abstammung nach wahrscheinlich Semiten), ein in seinen Culturverhältnissen durch Griechenland stark beeinflusstes gleichzeitig aber auch mit Assyern (*L'Étrurie et les Étrusques* par Noël de Vergers I S. 102 fgg.), Phönikiern und Aegyptern sich berührendes Volk, haben den meisten Anspruch auf die Ehre, für die Vertheiler und Tonangeher der Bronzeindustrie und ihrer Erzeugnisse in Nord- und Mitteleuropa angesehen zu werden (Wiherg S. 15 fgg.). In ihren Gräbern trifft man auch Bernsteinschmuck. Immerhin wäre es nicht unmöglich, dass ihre Schiffe die Weichselmündung aufgesucht hätten; möglich, aber nicht wahrscheinlich. Denn war dies der Fall, warum wäre den Erben ihrer Civilisation und Industrie, den Römern, unsere Gegend bis zum Beginne der Kaiserzeit unbekannt geblieben? warum traf man in Pomerellen auf keine Denkmäler unzweifelhaft etruskischer Abstammung (Inschriften, Münzen u. dgl.)?

Wollte man an eine Phönikische Handelsfactorie an der Ostsee denken, so könnte doch wohl nur die Niederlage irgend einer westlichen Pflanzstadt der Punier (Gades n. s. w.) in Betracht kommen. Nilsson hat meines Erachtens überzeugend nachgewiesen — und dies macht sein Hauptverdienst aus —, dass die gewerblichen Erzeugnisse der Bronzezeit einen gemeinsamen technischen Character, einen gemeinsamen Vorrath ornamentaler Verzierungen verrathen und dass wegen der Uebereinstimmung mit diesen gewisse Steindenkmale des skandinavischen Nordens und Irlands der nämlichen Kulturepoche zuzuweisen seien (die Monumente von Kivik, Dowth, Newgrange); auch zeigte er vereinzelte Aehnlichkeiten mit entsprechenden Kunstformen südlicher Länder z. Theil semitischer Nationalität. Dem Beweis einer Herkunft der gesammten Bildung des Bronzeseitalters aus Phönizien hat er auch

nicht einmal annähernd erbracht. Namentlich der eine Haupttheil seines Beweises, der religionsgeschichtliche, schling völlig fehl. Nur durch ein Gewebe irriger Schlussfolgerungen aus Namen und durch ganz Europa verbreiteten lebendigen Volksgebräuchen verlieh er dem Phantom eines nordischen Baaldienstes einigen Schein. Dieses Urtheil an diesem Orte näher zu begründen ist nicht meine Aufgabe; ich spreche es aus, um nicht durch die oben hervorgehobene Uebereinstimmung der Sonnenbilder und des zweigartigen Ornamentes auf unseren Urnen mit den nämlichen Figuren in den Grotten von Newgrange und Dowth meinerseits die Forschung auf eine falsche Spur zu leiten.

Eine preussische Colonie irgend einer Stadt der phönikisch-punischen Welt müsste unabhängig von Nilsson's Hypothese durch stichhaltige Gründe oder Funde erwiesen werden.

So deuten mannichfache Verhältnisse auf eine Verbindung des späteren Pomerellen während der Zeit der Gesichturnen mit den Ländern rings um das Becken des Mittelmeeres hin, aber erst weiteren Funden dürfte es vorbehalten sein, die Art und den Ausgangspunkt dieser Verbindungen deutlicher zu erhellen. —

Zu obigen schriftlichen Mittheilungen fügt der in der Sitzung erschienene Hr. **Mannhardt** noch weitere mündliche Zusätze:

Die in meinem Aufsatz erwähnte Gesichturne mit Bart war bis zum Anfang dieser Woche die einzige Urne dieser Art. Allcin eben bevor ich abreiste, brachte mir Hr. **Kauffman** am 9. Mai eine von ihm selber ebenfalls im Neustädter Kreise bei Starzin ausgegrabene Urne, die, wie alle diese Dinge, in einem steinernen Sarge sich befand, bestehend aus 4 Feldsteinen, die ein Oblong bildeten und mit einem Feldstein als Deckel versehen waren. Es fanden sich 2 Urnen darin, die eine zeigte ein Gesicht, die andere keines. Unter der Nase des Gesichtes, die gebogen ist und spitz zugeht, befindet sich ein Bart, der allerdings keine Spur eines Flechtwerkes zeigt, sondern vielmehr zugespitzt ist (Taf. VIII. Fig. 5).

Dieser Fund ist gleichzeitig von nicht geringer Bedeutung in Bezug auf die Zeit, in welche man die Gesichturnen zu setzen hat. Es fand sich nämlich in dieser Urne selbst ein überaus merkwürdiges Stück, ein gespaltenes Schädelfragment, in welchem ein Stück Eisen steckt, das wie ein Nagel aussieht. Es wäre mir dies weniger aufgefallen, wenn es eine platte Gestalt gehabt hätte; denn sodann würde man an eine Pfeilspitze haben denken können, durch welche der Verstorbene seinen Tod fand. Hierdurch, glaube ich, ist es wahrscheinlich gemacht, dass diese Urnen einem verhältnissmässig jüngeren Zeitalter angehören, einer Zeit, in welcher das Eisen schon im Gebrauch war, und man würde die letzten Jahrhunderte vor oder die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt als die Zeit ihrer Entstehung annehmen müssen.

Herr **Virchow** legt verschiedene einschlagende literarische Werke vor und bemerkt Folgendes:

Unter den von Hrn. **Mannhardt** erwähnten, ihm jedoch nicht zugänglich gewesenen Schriften befindet sich der Katalog von **Wilde**¹⁾. In demselben sind aus der Sammlung der irischen Akademie zu Dublin 7 Krüge aus glasiertem Thon erwähnt, die unter dem Namen **Graybeards** oder **Bellarmines** bekannt seien. Einen

¹⁾ W. B. Wilde, Catalogue of the antiquities of stone, earthen and vegetable materials in the Museum of the Irish Academy. Dublin 1857. p. 156.

davon bildet er ab (Fig. 111); derselbe ist allerdings für uns von besonderem Interesse, weil daran im Relief ein bärtiger Kopf dargestellt ist, welcher mit dem von Hrn. Mannhardt beschriebenen einige Aehnlichkeit hat. Nur ist der Bart aus ziemlich dicken, glatt herabhängenden Strängen gebildet, als wären die Haare gekämmt oder in Strähnen geflochten. Obwohl das Gefäss in das Gebiet der Gesichtsurnen gehört, so zeigt es doch einen ganz anderen Typus; unter einem engen Hals befindet sich hinten ein dicker Henkel, vorn ein vollständiges Gesicht mit grossen runden Augen, einer langen und starken Nase und einem breiten Munde, jedoch ohne Ohren; an das Kinn schliesst sich der erwähnte Bart um die Mitte des weiten Banches läuft ein Doppelstrich, in dessen Mitte vorn, wie an einem Gürtel ein grosser rundlich viereckiger Stern sitzt, der in gewisser Beziehung an die viereckige Zeichnung erinnert, die sich an unsern Gesichtsurnen befindet. Der Boden des Gefässes ist verhältnissmässig eng.

Sodann erwähne ich, dass sich in einer alten Königsberger Inaugural-Dissertation von dem nachher viel genannten Reusch¹⁾ vom Jahre 1724 eine eingebende Beschreibung und eine Abbildung der Danziger Runenurne findet, von der Hr. Mannhardt gesprochen hat, namentlich auch eine weitere Beschreibung des Fundes selbst, welche von Interesse ist. Nach seiner Mittheilung hat ein Pastor Fromm in Marienburg zuerst 1714 in einem Schreiben an Fischer sich darüber ausgesprochen und eine Beschreibung davon geliefert. Es geht daraus hervor, dass 2 Urnen zusammen in einer Steinkammer standen, nämlich die Runen-Urne und ausserdem eine Gesichtsurne mit freilich sehr einfacher Zeichnung, die jedoch Ohren und in dem einen derselben Ringe trug. Schon damals ist der Punkt in Frage gekommen, ob die Zeichen Runen seien oder nicht. Sonderbarerweise wird dabei angegeben, dass bei diesen Urnen ein Gefäss sich befunden habe, welches mit einem Getränk, das als Bier bezeichnet wird, gefüllt gewesen sei, welches eine dicke Haut gehabt habe, jedoch noch trinkbar gewesen sei. Ohne weitere Bedenken deducirt Reusch daraus, dass, da das Bier erst durch die deutschen Ritter in Preussen eingeführt worden sei, das betreffende Grab erst nach der Occupation Preussens durch den Orden hergerichtet sein könne. — In derselben Schrift (p. 33) ist noch eine Beschreibung geliefert von einem grossen Gräber-Funde, der 1711 bei Dirschau gemacht wurde und dessen ich schon in meinem ersten Vortrage gedacht habe. Das Grab fand sich auf einem nahe bei der Weichsel gelegenen Hügel. In einer grossen, aus geschlagenen Steinen gebildeten Kammer (Taf. I. Fig. 2) standen 14 grössere und kleinere Urnen, die grösseren hinter den kleineren in aufsteigender Reihe geordnet, sämmtlich mit dem mützenförmigen Deckel, jedoch nur eine mit einem Henkel. Eine darunter fesselte schon damals besonders die Aufmerksamkeit, und sie verdient sie um so mehr, als durch Hrn. Mannhardt jetzt ein ähnlicher Fund von Oliva mitgetheilt ward. Reusch beschreibt an dieser Urne, welche gebrannte Knochen, — darunter einen kleineren Unterkiefer, also wohl die Gebeine einer Frau enthielt, — eine kleine Nase, zwei Augenpunkte und zwei Ohren. Von einem Ohre nach dem andern geht, wie Hr. Mannhardt es von der Olivaer Urne als wahrscheinlich vermuthet hat, über den Banch der Urne fort ein zusammenhängendes Ohrgebänge. Dasselbe bestand aus einem biegsamen Bronzefaden, welcher mit blauen Glaskorallen besetzt war. Am Banch der Urne zeigt die Abbildung eine viereckige Figur, wie die Gesichtsurnen unseres Museums. Zwischen den Knochenresten in der Urne fand sich ein zum grössten Theil geschmolzener Ring. — Reusch

¹⁾ Christian. Frid. Reusch, De tumulis et urnis sepulcralibus in Prussia. Region. 1724. p. 31. Tab. II. fig. 2.

(p. 31) beschreibt noch eine dritte Grabstätte vom Heidenberg bei Danzig, wo 8 einfachere, jedoch offenbar derselben Zeit und Bevölkerung angehörige Urnen in einer aus geschlagenen Steinen gebildeten und mit Erde beschütteten Kammer beigesetzt waren (Taf. I. Fig. 1), genau so, wie es noch neuerlich Grunert (Neue Preuss. Prov. Blätter 1858. III. Folge. Bd. I. S. 187) von dem Grabe bei Stangenwalde im Kreise Carthaus schildert, in dem 7 Gesichtsurnen standen. Es sind dadurch manche werthvolle Anhaltspunkte für die Vergleichung gegeben. Es wird demnach kaum bezweifelt werden können, dass die Urnen äussersten Falles bis in die späteste Bronzezeit zurückdatirt werden dürfen.

Immerhin bleibt es in hohem Maasse bemerkenswerth, dass keine dieser Urnen ähnliche Zeichen besitzt, wie die Danziger Runen-Urne. Freilich hat Hanns (Archiv für Kunde österr. Geschichts-Quellen. Wien 1857. Bd. XVIII. S. 114) die Meinung aufgestellt, dass auch die Einzelzeichnungen an den Katzer Urnen, die ich in meinem Vortrage besprochen hatte, „runenartige Bilder“ seien, indess hat er keinen Versuch gemacht, sie zu deuten, und mindestens haben sie keine Aehnlichkeit mit den Zeichen des Ringes an der sogenannten Runen-Urne. Letztere erinnern dagegen, wie Hr. Mannhardt mit Recht hervorhebt, in Einzelheiten an die Zeichen der im Jahre 1852 auf dem Felde von Neu-Käbelich bei Stargard in Mecklenburg-Strelitz beim Sandgraben gefundenen Urne, von deren Inschrift Wocel (Mém. des antiquaires du Nord 1845—49. p. 353) eine Deutung versucht hat, welche wiederum von Hanns (a. a. O. S. 22) mit scheinbar guten Gründen bestritten wird.

Prensker (Beschreibung einiger bei Radeberg im Königreich Sachsen gefundenen Urnen mit unbekanntem Charakter. Halle 1828) hat eine alte Grabkammer bei Radeberg, 3 Stunden nordöstlich von Dresden, beschrieben, in der unter Anderem zwei Urnen mit doppeltem Henkel und eigenthümlichen, buchstabartigen Zeichnungen, sowie einem eingegrabenen Pfeil u. s. w. (Taf. I. fig. 1—11) gefunden wurden. Allein, abgesehen davon, dass in der Nähe römische Kaiser-münzen lagen, haben die Zeichnungen auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den uns hier beschäftigenden. Eine weitere Untersuchung der Danziger Urne muss erst feststellen, ob in der That Beziehungen zu anderen Funden nachzuweisen sind, oder ob die pomerellischen Alterthümer einem in sich abgeschlossenen Gebiete angehören. Jedenfalls können wir Hrn. Mannhardt Glück wünschen, dass es ihm gelungen ist, bestimmt darzuthun, dass die Runen-Urne zu den Gesichts-Urnen gehört, und es lässt sich wohl erwarten, dass diese Entdeckung nicht ohne Frucht bleiben wird.

Zur Ergänzung desjenigen, was ich früher über die rheinischen Gesichtsurnen beigebracht hatte, kann ich noch mittheilen, dass ich auf meiner letzten Reise im Museum in Wiesbaden drei weitere Exemplare gefunden habe, welche im Wesentlichen demselben Typus angehören, welcher schon früher von den rheinischen Gefässen dieser Art bekannt war. Die eine derselben ist bei Bingerbrück, jenem durch römische Alterthümer so berühmten Orte, ausgegraben worden; sie ist weit grösser, als die früher erwähnte Urne von Kastel, und enthielt einen Eisennagel und zahlreiche gebrannte Knochen. Die sehr grossen Augenbrauen laufen in der Mitte zusammen und sind durch starke, derbe Schrägstriche ausgezeichnet. Eine sehr viel kleinere Urne, in der alten römischen Niederlassung von Hedderheim 1863 gefunden, hat Ohren, einen grossen Mund, schräge prominente Augen, am Bauch einen gürtelförmigen Ring, oben einen erhabenen Rand ohne Deckel. Am merkwürdigsten aber ist eine in Wiesbaden selbst 1828 ausgegrabene, sehr grosse Urne mit enger Basis, weitem Bauch und kurzem, engem Halse, an welchen oben drei runde feste Ansätze sitzen, genau von der Gestalt, wie das obere Ende

nnsrerer Lenchter. Zwei von diesen Ansätzen sind nach unten blind, der dritte durchbohrt, so dass er in das Innere der Urne führt. Unter dem Halse am Anfange des Bauches kommen in Relief die Nase, die Augenbrauen, die Augen und eine Verzierung, wie ein Palmzweig.

Auch in der Mainzer Sammlung sah ich noch einige kleinere Gefässe mit Gesichtstheilen. Es zeigt sich daher, dass das Gebiet dieser Gegenstände sich schnell vergrössert; trotzdem bleibt es ein aus der grossen Gruppe der alten Thongefässe abgelöstes, so dass ich hoffe, dass sich ihm ein grösseres Interesse zuwenden werde. Sollte es gelingen, dadurch zu einer chronologischen Feststellung zu gelangen, so würde ein erheblicher Schritt vorwärts gethan sein. Selbst so unscheinbare Beobachtungen, wie die des Hrn. Grunert (a. a. O. S. 186. Fig. 1 d.) über das Vorkommen einer Kauri-Muschel an dem Ohrgehänge der Stangenwalder Urne können von grösster Wichtigkeit für die endliche Lösung nnsrerer Zweifel werden.

Herr Hartmann bemerkt zu der Mittheilung des Hrn. Mannhardt: Ich habe mich überrascht gefunden von der Aehnlichkeit gewisser an der Urne dargestellter Zeichen mit älteren und neueren Schriftzeichen (Tefinagh) der Tuarik, sowie mit denen einiger, von Góngora y Martínez in dessen *Antiguedades de Andalucia* abgebildeter Felseninschriften.

Herr Mannhardt übergibt der Gesellschaft eine in grossem Maassstabe ausgeführte Zeichnung der von ihm besprochenen Runen-Urne als Geschenk. —

Herr Virchow spricht

über die gebrannten Steinwälle der Oberlausitz.

In den letzten Ferien habe ich unter andern Dingen eine Frage in Angriff genommen, welche speciell angeregt worden war durch die sehr schätzenswerthe Schrift „die alten Heidenschancen Deutschlands mit specieller Beschreibung des Oberlausitzer Schauensystems“ (Dresden 1869) des sächsischen Hauptmanns Schuster. Diese Arbeit geht wesentlich von dem militärischen Standpunkte aus und gelangt so zu der Conclusion, dass in alten Zeiten weither von der gegenwärtigen Provinz Posen durch Schlesien und die Lausitz bis tief nach Sachsen hinein ein ausgedehntes System von Befestigungen sich erstreckt habe, welches möglicherweise sogar Beziehungen gehabt haben könne mit gewissen Steinwällen in Westfalen und der Rheinprovinz. Vorwiegend bezieht sich die Darstellung des Hrn. Schuster jedoch auf ein System, dessen Mittelpunkt er in der Oberlausitz sucht. Betrachtet man die seiner Schrift angehängte Karte, so gewinnt es allerdings sowohl in Beziehung auf die Anlage gewisser Langwälle und Wassergräben (Landwehren), als auch in Beziehung auf Rundwälle und Schanzen den Anschein, als ob ein wirkliches Befestigungssystem vorliege, welches seinen ersten Stützpunkt an der Krümmung der Warthe bei Schrimm findet, sich dann schräg über die Oder erstreckt und von hier über die Elbe bis an die Saale reicht. Hinter einem vorgeschobenen System von Langwällen zeichnet Hr. Schuster eine immer dichter werdende Anordnung von Rundwällen, welche sich am meisten gegen die Lausitz hin concentriren, und den Kern dieses Systems findet er wiederum in gewissen Steinwällen auf den hervorragenden basaltischen Knippen, die sich nördlich vor dem oberlausitzischen Gebirge erheben. Unter diesen Steinwällen treten insbesondere 3 oder 4 hervor, welche dadurch ausgezeichnet sind, dass die Steine, aus denen sie errichtet sind, in geringerer oder grösserer Ausdehnung gebrannt, oder wie der alte Ausdruck lautet, „verglast“ sind.

Die Kenntniss solcher „Glashurgen“, wie man sie in Schottland genannt, oder Schlackenwälle, wie man sie später vielfach bezeichnet hat, ist auch für diese Gegenden schon seit längerer Zeit angebahnt. Es war im Jahre 1837, wo auf der Naturforscherversammlung in Prag Prof. Zippe über das Vorkommen eines Schlackenwalles auf dem Schafberge bei Bukowetz in der Nähe von Pilsen im westlichen Böhmen berichtete. Daran schlossen sich die Mittheilungen eines unserer bedeutendsten Geologen, Bernhard Cotta¹⁾, der auf das Vorkommen dieser Art von Wällen in der Oberlausitz aufmerksam machte und namentlich vier derselben bezeichnete: auf der Landskrone bei Görlitz, auf dem Rothstein bei Sohland, auf dem Schafberge bei Löhan und auf dem Stromberge bei Weissenberg. Auch in Böhmen und zwar theils im Mittelgebirge, theils südlich von Prag wurde bald eine grössere Zahl angefundnen. Seitdem sind dieselben wiederholt besprochen worden, besonders von militärischem Standpunkte aus, so namentlich durch General von Peucker²⁾. Dagegen waren die einheimischen Schriftsteller mehr geneigt, in den Schlackenwällen die Ueberreste alter heidnischer Opferstätten zu sehen³⁾. Eine Entscheidung dieser Differenzen ist nur möglich, wenn man einerseits die besonderen Einrichtungen der einzelnen lausitzer und böhmischen Wälle genauer erforscht, andererseits die offenbar ganz analogen Verhältnisse in Schottland und Frankreich in Vergleichung zieht.

In Schottland ist die Aufmerksamkeit auf die Glashurgen (vitrified forts oder sites) schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gerichtet gewesen. Es sind dies sehr umfangreiche Werke in den nördlichen Theilen des Landes. Zahlreiche Streitschriften sind darüber erschienen, die allmählich zu einer gewissen Einigung der Ansichten geführt haben. Obwohl im Anfang mancherlei Zweifel darüber herrschten, ob die Schlacken nicht möglicherweise als natürliche Produkte anzusehen seien, oder ob sie ihre Entstehung nicht einem blossen Zufalle verdankten, so sprachen sich doch schliesslich die sorgfältigsten Untersucher für die künstliche Erzeugung derselben aus. Eine sehr vollständige Uebersicht des Gegenstandes hat v. Leonhard⁴⁾ geliefert. Es ergiebt sich daraus, dass in einer Beziehung die geologischen Verhältnisse in Schottland die Frage einfacher gestalten, als sie gerade in der Lausitz liegt. Während es hier durchweg hasaltische Erhebungen sind, auf denen die Brandwälle liegen, finden sie sich in Schottland auf Granit, Gneiss, Glimmer- und Thonschiefer, Quarz, Old-red und Trappconglomerat, also auf Gesteinen, bei denen die Analogie mit vulkanischen Bildungen nicht so nahe liegt, wie in der Lausitz. Häufig kommen die Umwallungen auf der Höhe an sich schwer zugänglicher Berge vor. Ihre Ausdehnung ist sehr verschieden, und manchmal zeigen sich die Brandspuren nur an gewissen Stellen des Walles. Bei einzelnen bildet die Schlackemasse die Basis des Walles, bei andern findet sie sich mehr an der Aussenwand, während sie im Uebrigen durch unveränderte Steine oder erdige Umhüllungen verdeckt ist. Schliesslich ist man in Schottland zu der Auffassung gekommen, die dann auch für die Werke der Oberlausitz angenommen worden ist, dass zuerst ein

¹⁾ Cotta, Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petref. von v. Leonhard und Bronn. 1837. S. 673. Erläuterungen zu Section VI der geognost. Karte des K. Sachsen. Dresd. und Leipz. 1839. S. 65. Neues Lausitzisches Magazin. Görlitz 1839. Bd. XVII (Neue Folge Bd. IV) S. 122.

²⁾ v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. Berlin 1860. Bd. II. S. 391.

³⁾ Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig 1841. Bd. I. S. 82, 97. K. Haupt, Neues Lausitzisches Magazin. 1868. Bd. XLIV. S. 387.

⁴⁾ v. Leonhard, Basaltgebilde. Stuttgart. 1832. Abth. II. S. 523.

Steinwall ohne Mörtel und sonstige Bindemittel aufgebaut sei, dass man sodann um diesen herum einen Erdwall anwarf, den Zwischenraum zwischen beiden mit Holz füllte, es anbrannte, wieder neues Holz hineinschaffte, welches ebenfalls angezündet wurde und so fort, um auf diese Weise das mächtige Feuer zu erzeugen, durch welches man die unteren und äusseren Theile in den Zustand der Verglasung versetzte; schliesslich sei dann der äussere Wall entfernt worden. Diese umständlichen Arbeiten sollen aber deshalb unternommen sein, um dem Walle eine solche Festigkeit, den Steinen einen solchen Zusammenhalt zu verleihen, dass sie gegen äussere Einwirkungen den festesten Schutz gewähren könnten.

In neuerer Zeit sind auch in Frankreich einige solche Werke gefunden worden und zwar zuerst ¹⁾ in der Bretagne bei Pérans (Côtes du Nord) und in der Normandie bei St. Suzanne (Mayenne), sodann ²⁾ in Maine bei Courbe (Dép. de l'Orne), also sämmtlich in dem nordwestlichen Winkel Frankreichs, dem durch seine megalithischen Monumente berühmtesten Sitze uralter keltischer Bevölkerung. Besonders interessant ist das Lager von Pérans (10 Kilom. südlich von St. Brieux), von dem Geslin de Bourgoigne einen Plan veröffentlicht hat. Es trägt den sehr charakteristischen Namen der pierres brûlées, und eine alte Sage berichtet, dass das Feuer daselbst 7 Jahre lang unterhalten sei. Ein durch Gräben geschützter Doppelwall umschliesst einen elliptischen Raum von 134 und 110 Meter Durchmesser. Der äussere Wall bestand nur aus aufgeworfener Erde, der innere war im Centrum gebrannt, und es liessen sich daran Lagen von Steinen, abwechselnd mit Schichten von Kohle und Asche, nachweisen.

Meine literarischen Nachforschungen über die Verhältnisse in der Oberlausitz hatten mich zu keiner bestimmten Anschauung darüber geführt, wie die dortigen Schlackenwälle aufzufassen seien. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes entschloss ich mich zu dem Versuch, durch eigene Anschauung mir ein Urtheil zu verschaffen. Wie ich hoffe, wird das Mittheilende etwas zu der Aufklärung des dunklen Gegenstandes beitragen.

Schon in Görlitz wurde mir erzählt, dass auf der Landskrone Basalt-schlacken vorkämen und in der Sammlung der dortigen Naturforschenden Gesellschaft zeigte mir der verdiente Conservator, Herr Peck schöne Stücke davon. In der That erwähnt Cotta, dass sich am westlichen Abhange des Berges einzelne Schlacken und auf der Höhe geringe Spuren eines Walles finden. Indess wusste keiner der Herren, welche mich begleiteten, etwas von einem solchen Walle anzugeben. Die früher vorhanden gewesenen Schlacken sind verschleppt, und als einzigen Ueberrest fand ich einen kleinen Schlackenhaufen mit verschmolzenen und gebrannten Basaltstücken am westlichen Abhange der (1304 Fuss hohen) Kuppe. Derselbe ist erst nachträglich an einer Stelle zusammengetragen, wo offenbar ursprünglich nichts existirte, Niemand weiss mehr, dass ein Wall da war; vielmehr war die Meinung in Görlitz allgemein verbreitet, welche schon Cotta andeutet, dass das alte Schloss Landskrone in seinen Grundmauern aus Basalt gebaut gewesen, dass es später durch Brand zerstört und die Schlacken als letzte Rudimente übrig geblieben seien. Zum Beweise, dass bei einem Brande eine derartige Einschmelzung stattfinden kann, hat man allerdings in der Sammlung der Görlitzer

¹⁾ Geslin de Bourgoigne, *Mém. de la Soc. des Antiquaires de France*. Paris 1846. Nouv. Série. T. VIII p. 283. Pl. V p. 303. Mérimée, *Ebendas*, p. 312.

²⁾ F. Prévost, *Mém. sur les anciennes constructions militaires connues sous le nom de forts vitrifiés*. Saumur 1863., mir nur bekannt durch eine Abhandlung von K. Haupt in dem Neuen Lausitzer Magazin. 1868. Bd. XLIV. S. 379.

naturforschenden Gesellschaft ein Stück von der Basaltmauer einer abgebrauten Kirche aufbewahrt, welches in ein derartiges Schmelzstück verwandelt ist. Auch mir schien diese Erklärung plausibel, und ich wandte mich daher alsbald zu anderen Lokalitäten.

Die nächste Bergkuppe in westlicher Richtung, welche einen Steinwall tragen soll, ist der Rothstein (1590 Fuss hoch). Da jedoch meine Gewährsmänner auch hier wenig Ansehnliche in Aussicht stellten, so lenkte sich unsere Aufmerksamkeit auf den in der Reihe folgenden Schafberg bei Löbau (1359 Fuss hoch), eine auch in geologischer Beziehung sehr merkwürdige Kuppe, weil sie nach den Untersuchungen Gumprecht's (1836) aus Nephelin-Dolerit besteht. Der Löbauer Berg hat nämlich zwei Köpfe, die durch einen Sattel mit einander verbunden sind. An dem südwestlichen Kopfe steht Basalt an; der nordöstliche dagegen, der erwähnte Schafberg, zeigt durchgehends Nephelin-Dolerit, und seine Kuppe ist es, an welcher ein Schlackenwall beschrieben ist. Hr. Dr. Schneider, ein gehorner Löbauer, der seit vielen Jahren diesen Berg untersucht¹⁾, theilte mir jedoch mit, es sei nichts mehr von Schlacken an dem Wall vorhanden; es fänden sich nur noch einzelne an dem Abhange des Berges. Alles Andere scheinete verschleppt, um in Gärten und Parkanlagen verwendet zu werden. Es schien daher, als ob auch hier nichts Erhebliches zu sehen sei. Ich wandte mich, begleitet von den Herren Dr. Schneider und Dr. Kleefeld, sofort zu dem Berge, welcher am weitesten von den Stätten menschlicher Thätigkeit entfernt ist, und von welchem Niemand mir etwas mitzutheilen wusste, zu dem niedrigen basaltischen Vorberge Stromberg bei Weissenberg, etwa 2 Stunden nordöstlich von Löbau mehr gegen die Ebene zu gelegen, in der Nähe des berühmten Dorfes Hochkirch. Dieser, 998 Fns hohe, gleichfalls doppelknappige Berg besteht aus sehr dichtem Basalt, der an zwei Stellen, namentlich an der östlichen, dem Gehirge zugekehrten Seite gehrochen wird. Diese Seite fällt auch ohnehin mit einem scharfen Rande steil gegen die Ebene ab. Von dem Rande aus, welcher der höchsten Erhebung der südöstlichen Kuppe entspricht, senkt sich der Berg gegen NNW. ziemlich schnell bis zu einem Sattel, welcher die eben erwähnte Kuppe mit einer zweiten niedrigeren nördlichen verbindet. Jene südöstliche Kuppe ist nun gegen NNW. d. h. gegen den Sattel hin durch einen halbmondförmigen Querwall vollständig abgeschlossen; derselbe endigt beiderseits da, wo der steile Ahfall beginnt. Nachdem ich eben erst auf einer Reise um Rügen frische Erinnerungen von dem Ansehen Arcona's gesammelt hatte, so kann ich mit voller Ueberzeugung sagen, es giebt nichts, was der Stromberg-Anlage ähnlich sieht, als der Burgwall von Arcona.

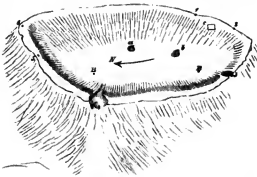
Au besten übersieht man das Gesamt-Verhältniss, wenn man die nördliche Kuppe besteigt. Man erblickt dann über den Sattel hin gerade vor sich die SO.-Kuppe, hinter welcher links der Rothstein, rechts der Löbauer Berg und neben ihm im fernen Hintergrunde der Isarkamm hervortreten. Die drei umwallten Berge bilden die Endpunkte eines beinahe gleichschenkligen Dreiecks. An dem Stromberge ragt zu höchst der scharfe Ostrand hervor, an welchem nach rechts (Süd) ein Signalstein der trigonometrischen Vermessung Sachsen's vom Jahre 1861 sich erhebt. Unter dem Rande sieht man einen Theil des Innenraumes, in dem ausser zwei jüngeren Bäumen (B, B) kein erhabener Gegenstand befindlich ist und der durch den Wall querüber abgeschlossen ist. Nach rechts zeigt sich an dem auch hier ziemlich jähen Abhange ein kleinerer Basalthruch. Wendet man sich noch

¹⁾ O. Schneider, Abhandl. der Naturforsch. Gesellschaft zu Görlitz. 1868. Bd. XIII. S. 1.



weiter nach Westen, so erblickt man über die Höhe von Hochkirch hinweg den durch seinen Namen auf altwendischen Götterdienst hinweisenden Berg Czernohog.

Der umwallte Raum bildet ein unregelmässiges Halbvoal; der Wall selbst stellt einen länglichen Hslbkreis dar, während der freie Rand des Berges in einer nur wenig gekrümmten Linie verläuft. In querer Richtung (NNO.—SSW.) misst der Innenraum 73, in senkrechter (WNW.—OSO.) 41 Schritte; die Länge des Walles beträgt etwa 200 Schritte. Letzterer ist von sehr verschiedener Höhe. Nach Sü-



den zu verflacht er sich, nach Westen steigt er allmählich bis zu einer Höhe von 3—5 Fuss an, gegen Nordost wird er noch etwas höher. Aeusserlich ist er, wo er nicht durch Ausbrechungen und Grabungen angetroffen ist, überall mit kurzem Rasen und darunter mit schwarzer Erde bedeckt. Nach aussen fällt er steil ab, nach innen ist er sanft abhüssig. Auf diese Weise entsteht eine grosse kesselartige Vertiefung, welche gegen den Ostrand ansteigt und unmittelbar hinter dem Westrande am tiefsten ist.

Wir untersuchten die Beschaffenheit des Bodens und des Walles an 8 Stellen. Innerhalb des Raumes (bei a und h) fand sich nichts, als schwarze Erde und zahlreiche rothe Basaltstücke¹⁾. An dem freien Rande (bei 1 und 2), in der Nähe des Signalsteines (c), kamen kleine Holzkohlenstücke, rothgebrannte Erde und äusserlich durch Feuer geröthete Basaltstücke zu Tage. Am südwestlichen Rande stiessen wir auf eine grosse Brandstelle (3) mit zahlreichen, bis über Faust grossen Stücken von noch fester Eichenkoble, welche zwischen grossen, äusserlich geschwärzten Basaltstücken, von schwarzer Erde bedeckt, bis zu einer Tiefe von 2 Fuss lagen, ohne dass jedoch die Steine erhebliche Brandspuren zeigten. Nach Norden (5) bestand der Wall gleichfalls aus Erde und Steinen, zwischen denen jedoch poröse Schlacken vorkamen. An der nordöstlichen Ecke (6) lag sehr schwarze Erde; die Steine waren gebrannt, stellenweise sogar porös. Gegen NNW. (4) dagegen,

also in der Richtung gegen den Sattel des Berges hin, fand sich in längerer Erstreckung der eigentliche verschlackte Theil.

Es ergab sich davor sofort, dass die Beschaffenheit des Walles nicht in allen Theilen gleich ist, dass derselbe vielmehr nur da, wo er gegen den Sattel gerichtet ist, unter einer dünnen Erdkruste in vollkommen gebranntem Zustande sich befindet. Weiterhin, an den Seitentheilen des Berges, kommt allmählich immer mehr Erde hinzu und obwohl auch hier Basaltstücke immer noch die Hauptmasse bilden, so zeigen sie doch keineswegs so starke Brandspuren, dass man daraus die Bezeichnung eines Schlackenwalles ableiten könnte.

Wir concentrirten daher unsere Arbeit wesentlich auf den nordwestlichen Punkt (4), wo ich einen vollkommenen Durchschnitt durch die ganze Dicke des Walles machen liess. Es war dies mit grossen Schwierigkeiten verbunden, da die Massen übersaus fest zusammenhielten, trotzdem dass sie doch schon manches Jahr hindurch den Angriffen der Witterung ausgesetzt wird. Die Cohärenz, namentlich in der Tiefe war so gross, dass es einer höchst anstrengenden Arbeit bedurfte, um nur zunächst einen Durchschnitt von 3—4 Fuss Breite zu erlangen. Von diesem aus wurde dann nach den Seiten zu gearbeitet.

Der Wall zeigte an dieser Stelle an der Basis eine Breite von 15 Fuss und eine Höhe von 4—5 Fuss über dem natürlichen Felsboden. Zu oberst unter dem Rasen und von bmooser Erde durchsetzt lagen lose, theils unveränderte, theils gebrannte Basaltstücke in grosser Menge; in der Tiefe von $1\frac{1}{2}$ —2 Fuss kam, wie es auch in Pérán und in manchen der schottischen Glasburgen beobachtet ist, ein zusammenhängender Kern von Brandmassen, die fast durchweg, jedoch verschieden fest zusammenhängen. Dieser Kern hatte sehr verschiedene Breiten und Höhen. An einer Stelle war er nahezu 4 Fuss breit und $2\frac{1}{2}$ —3 Fuss hoch, so dass er nach völliger Blosslegung wie eine mächtige gebackene Mauer aussah, allein sehr bald verschmälerte sich diese Mauer und lief in eine Art Spitze aus, neben welcher sich jedoch schon wieder der Anfang einer neuen Mauer zeigte. Nach der äusseren Seite des Walles war der Brand offenbar stärker gewesen, denn hier waren die Massen stellenweise völlig geschmolzen und geflossen.

So nahe nun auch die Interpretation liegen mag, dass man um den Steinwall nach aussen herum noch einen Erdwall errichtet und den Zwischenraum zwischen beiden mit Holz ausgefüllt habe, welches angezündet wurde n. s. w., so ist dieselbe meiner Meinung nach doch für den Stromberg ganz unmöglich: es ist kein Platz mehr für einen zweiten Wall da; er würde sich wegen der Abschlüssigkeit des Berges nicht haben halten können. Vielmehr zeigte es sich, dass innerhalb der gebrannten Masse selbst zahlreiche kleinere und grössere, meist länglich-eckige Höhlungen oder Lücken vorhanden waren, deren Untersuchung uns die Ueberzeugung gab, dass wenigstens ein grosser Theil derselben dadurch entstanden sein muss, dass Holz zwischen die Steine gesteckt und durch den Brand zerstört worden sei. An zahlreichen dieser Höhlungen zeigte die innere Oberfläche deutlich die Abdrücke von Holzstücken. Ja, wir fanden mitten in einem grossen zusammengebackenen Klumpen in einer tiefen, gangartigen Anshöhlung einige Esslöffel voll pulveriger Holzkohle, so dass für uns auch nicht der leiseste Zweifel blieb, dass sich zwischen den Steinen Holz befanden hat.

¹⁾ Auch Preusker (a. a. O. S. 95) berichtet, dass Urnen-Bruchstücke, Thierknochen und ähnliche Gegenstände hier so wenig, als auf dem Löbauer Berge gefunden seien. Dagegen erzählt Schneider (a. a. O. S. 66), dass Hr. v. Gersheim auf dem Gipfel des Stromberges alte thönerne Gefässe ausgegraben hat.

Die Frage, ob alle Aushöhlungen durch die Anwesenheit von Holz bedingt gewesen, ist freilich nicht so einfach zu beantworten und ich bekenne, dass in dem Masse, als ich mich länger mit der Sache beschäftigte, ich immer wider in Zweifel gerathen bin. Es finden sich namentlich in dem Werke von Leonhard's über die Basaltgebilde einige Abbildungen (Taf. I. fig. 9—11), welche in vielfacher Beziehung übereinstimmen mit denjenigen Bildern, um welche es sich hier handelt. Der berühmte Autor bespricht diese Sachen aber nicht etwa bei den Glaswällen, die er in einem besonderen Capitel darstellt, sondern er beschreibt¹⁾ auf der Oberfläche gewisser Schlacken „leisten-artige Hervorragungen, unter Winkeln verbunden, welche spitzige oder stumpfe sind und theils den rechten sehr nahe stehen. Die einer Richtung folgenden Leisten laufen einander so parallel, dass das Ganze ein ziemlich regelvolles, jedoch grobes, netzförmiges Gewebe, eine Art Fachwerk darstellt“. Die dazu gehörigen Abbildungen sind in der That bemerkenswerth. Wenn das Abgebildete, wie Leonhard meint, ein blosses Produkt natürlicher Erstarrung ist, dann würde es höchst zweifelhaft sein, ob man das, was ich am Stromberge fand, auf Holzüberreste beziehen darf.

Von den Schlacken, welche Leonhard bespricht, stammt die eine von der Insel Bourbon (Taf. I. fig. 9); er discutirt dabei die Frage, ob die Massen in ihrem flüssigen Zustande nicht, wie ein Lavastrom, über pflanzliche Theile hinweggegangen seien, so dass sich die Struktur des Holzes an der Oberfläche des Basaltes abgedrückt habe. Er macht dabei die sonderbare Fragestellung: ob das gitterförmige Relief Pflanzenzellen wiedergebe? Es erhellt aber auf den ersten Blick, dass das Gitter dem anatomischen Bau der Pflanze nicht entspricht und dass am wenigsten Pflanzenzellen mit diesen grossen Figuren in Beziehung gebracht werden können. Hierin kann man ihm ganz beistimmen. Er beschreibt dann eine zweite Schlacke von der erhabensten Stelle des Heimberges bei Fulda (1262 Fnsa hoch), wo der Basalt den Muschelkalk durchbrochen hat. Hier finden sich in dem Ausgehenden der basaltischen Masse Stücke, deren Oberfläche mit parallelen Rippen besetzt ist, welche von Querleisten unter rechten Winkeln durchsetzt werden (Taf. I. fig. 11). Endlich spricht er davon, dass die Wandungen grosser Blasenräume in den Lagen des Pariou-Stromes nördlich Clermont mit sehr dünnen, oben ausgezackten, fransichten, parallelen Schlackenleisten besetzt gewesen seien. — Jedenfalls geht aus diesen Beschreibungen hervor, dass die erwähnten Schlacken mancherlei Analogie darbieten mit den oberlausitzischen, und es dürfte sich wohl der Mühe verlohnen, den Heimberg bei Fulda einer genaueren Prüfung zu unterziehen, ob er nicht in dieselbe Kategorie gehört. Auch v. Leonhard hat die Aehnlichkeit der Zeichnungen seiner Schlacken mit denen von künstlichen Brandstellen nicht übersehen. Er vergleicht sie sogar direct mit den Schlacken der verglasten schottischen Brücken und denen vom grossen Brande des Heidelberger Schlosses. Auch bildet er eine solche künstliche Schlacke (Taf. I. fig. 10) ab, wo „um eine zapfenförmig hervorragende Schlackenmasse sich kreisförmig gewundene Reifen“ mit zahllosen Querleisten anschliessen und dadurch eine Menge sehr kleiner Fächer entsteht. Sonderbarerweise vergleicht er jedoch dies Ansehen mit dem Querschnitte von Nammuliten, während es ganz klar ist, — ich provocire auf unsere Botaniker — dass es dem Durchschnitte eines jungen Baumstammes täuschend ähnlich ist.

Aber man muss sich wohl verständigen. Die im mineralogischen Sinne allerdings feinen Vorsprünge und Leisten der Schlacken sind im botanischen doch so

¹⁾ v. Leonhard, Basaltgebilde. Abth. I. S. 172.

grob, dass sie allerdings keinem gewöhnlichen Strukturverhältniss einer Pflanze entsprechen; es sind vielmehr offenbar Spalten und Zerklüftungen in dem Holze, in welche die schmelzende Masse eingedrungen ist¹⁾. Solche Spalten entstehen sowohl durch das einfache Austrocknen, als namentlich bei der Verkohlung im Feuer, und die Kohlenstücke, welche ich (von der Stelle 3.) mitgebracht habe, zeigen ein System von Spalten und Rissen, ganz den Figuren vergleichbar, welche die Höhlen der Schlackenmasse an ihrer inneren Oberfläche darbieten. Es sind aber fast sämtliche Höhlungen an den Stromberg-Schlacken ihrer Gestalt nach nicht auf natürliche Formen der Aeste oder Stämme zu beziehen, sondern sie zeigen vielmehr künstlich gespaltene oder durchbanene Holzstücke, in der Regel wahre Holzscheite mit ganz platten Längsflächen und schräg oder rechtwinklig daran stossenden Endflächen (Querschnitten). Gerade die winkelige Begrenzung der End- und Seitenflächen ist in hohem Masse charakteristisch. An einer solchen gehauenen Endfläche eines Holzscbeites sieht man noch ganz feine, faserige Vorsprünge, zerrissenen Holzfasern entsprechend. Solche Zeichnungen finden sich in aller möglichen Abwechslung, stellenweise mit solcher Zartheit der Linien, dass meiner Meinung nach dadurch Alles wiedergegeben wird, was in Beziehung auf das Wiedergehen von Holzkohle nur möglich ist. Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung ein grosses Schlacken-Conglomerat mit zwei grösseren Gängen oder Höhlungen; der eine dieser Gänge, dessen Durchschnitt zu $\frac{2}{3}$ durch eine runde, zu $\frac{1}{3}$ durch eine gerade Linie begrenzt ist, zeigt am Ende eine rechtwinklig anschliessende, fast ebene Endfläche, auf welcher, theils durch verschiedene Färbung, theils durch eine gewisse Unebenheit charakterisirt, die Ringe eines Baumstammes oder Astes deutlich zu sehen sind. Offenbar war derselbe an der einen Seite gespalten und am Ende durchgeschlagen.

Obwohl wir Holz selbst nirgends gefunden haben, und Kohle, abgeschlossen in einer solchen Höhle, nur an einer einzigen Stelle, so trage ich doch kein Bedenken, zu behaupten, dass überall die Steinmassen des Walles mit zerschlageuem Holz durchsteckt waren. Dieses Holz ist durch den Brand zerstört und seine Asche ist in die schmelzende Masse mit aufgenommen. So entstanden die Höhlungen, deren Innenflächen freilich nur hier und da eigenthümliche weissliche und gelbliche, möglicherweise durch Ascentheile gefärbte Beschläge zeigen. Stellenweise ist die Wand der Höhlungen in wirklichen Fluss gerathen; meist war sie nur so weit geschmolzen, dass sie in die Spalten und Klüfte des Holzes eindrang und Abgüsse derselben bildete. Nicht selten zeigen auch die noch in der zusammengebackenen Masse erhaltenen Basaltstücke tiefe Sprünge und wenn man das Geschmolzene davon ablöst, so erscheinen an letzterem äusserlich gleichfalls ebene Flächen mit vorspringenden Leisten. Diese haben jedoch nicht die Regelmässigkeit der inneren Oberflächen derjenigen Höhlungen, welche ich auf Holzscheite deute.

Die Basaltstücke selbst zeigen alle Grade der Feuerwirkung. Einige sind nur äusserlich bis auf einige Linien geröthet und oft gesprungen; in anderen sieht man auf Bruchflächen ganz feine und vereinzelte Blasenräume; andere sind ganz und gar grossblasig, wie Bimstein. Zuweilen sieht man alle diese Zustände hinter einander in demselben Stücke, welches am Ende in einen Fluss übergeht, der in Bänder- und Tropfenform erstarrt ist.

In einem Punkte unterscheiden sich unsere Beobachtungen am Stromberge we-

¹⁾ Auf diese Art der Entstehung scheint zuerst der Maler Fischer in Dresden aufmerksam gemacht zu haben (Schneider a. a. O. S. 66. Anm.).

sentlich von der Mehrzahl der früheren Angaben. Fast von allen Brandwällen wird angegeben, die Steine seien lose, ohne jedes Bindemittel, auf einander gehäuft und erst die schmelzenden Massen des Gesteins selbst hätten eine Vereinigung zu Staude gebracht. Allerdings hat auch am Stromberge eine Schmelzung im ausgezeichneten Masse stattgefunden; wir fanden nicht selten in Tropfenform heruntergeflossene und so erstarrte Theile, allein das Geschmolzene und Gebrannte war offenbar nicht bloss Basalt. Vielmehr zeigten gerade solche in Fluss gerathene Theile oft genug neben der eigentlichen Basaltmasse noch eine besondere Zwischensubstanz, und ich habe mich überzeugt, dass wengleich nicht durchweg, so doch an den meisten Stellen neben und zwischen den Steinen noch ein anderes Material vorhanden gewesen sein muss, welches mit verbrannt ist. Es ist diese eine rothe, häufig sehr brüchige, stellenweise jedoch sehr kompakte¹⁾ Substanz, in welcher kleinere und grössere Quarzstücke eingeschlossen sind, wie sie in dem anstehenden Basalt nirgends zu finden sind. An einer Stelle löste ich mit eigener Hand aus der Kittsubstanz in der Tiefe des Brandwalles einen zerschlagenen und gebrannten Feuerstein aus. Als wir auf unserem Rückwege bei einer Ziegelei am Fusse des Berges vorübergingen und den dort anstehenden Lehm untersuchten, so zeigte sich, dass die Zusammensetzung desselben so viel Aehnlichkeit mit der Mischung der gebrannten Zwischenmasse darthot, dass wir keinen Anstand nahmen, die Meinung auszusprechen, dass wirklich Lehm als Bindemittel angewendet ist und dass in diese Holzschelte eingelegt wurden. Es sind daher bei dem Brande nicht bloss Basaltstücke zum Schmelzen gekommen, sondern es ist auch der Lehm gebrannt worden. So erklärt sich wahrscheinlich die grosse Feinheit der Zeichnung, welche die Innenfläche der geschilderten Höhlungen darthot.

Aehnliches berichten Prévost von der Maner von Courbe, wo Kalkbestandtheile vorhanden sein sollen, Preusker und Haupt²⁾ von dem Rothstein bei Sohland, wo eine Beimischung von Erde und Kies stattgefunden haben soll. Bei den schottischen und böhmischen Brandwällen scheint nichts Aehnliches beobachtet zu sein. Am Stromberge dagegen war durchweg eine rothe Kittsubstanz vorhanden; stellenweise war sie sogar zu einem wirklichen weisslichen oder grünlichen Glase geschmolzen.

Es kommt endlich noch ein Umstand in Betracht, welcher mir am meisten Schwierigkeit gemacht hat. Nicht überall an den Höhlungen sind die Linien so fein und scharf, wie vorher beschrieben; vielmehr zeigen sich ziemlich derbe runde Parallellinien, so dass die betreffenden Flächen vollständig canellirt erscheinen. Manche dieser Längserhöhungen sind hohl; manche gehen am Ende in feine, abgerundete Vorsprünge oder Lücken aus. Hier kann meiner Meinung nach allerdings kein Zweifel sein, dass es sich nicht mehr um blosser Abdrücke von zerklüftetem Holz handelt. Ich werde darauf gleich nachher zurückkommen und will hier nur hemerken, dass ich diese Figuren, welche am meisten der Abbildung von v. Leonhard auf Taf. I. fig. 11 entsprechen, auf einen böberen Grad der Schmelzung und Verflüssigung beziehe.

Zur Vervollständigung des Befundes am Stromberge habe ich nur noch zu berichten, dass sich hier ein ähnliches Verhältniss zeigt, wie es von Geslin in Pérans

¹⁾ Wie ich aus Schneider's Mittheilungen (S. 64) ersehe, hat schon Glocker vom Stromberge angegeben, dass daselbst in manche blasige Basaltstücke Stücke von der Beschaffenheit und Farbe rother Ziegel und in manche Ziegelstücke umgekehrt auch kleine eckige Basaltstücke eingemengt seien.

²⁾ Preusker a. a. O. Bd. I. S. 95. Haupt a. a. O. S. 381.

unter der Bezeichnung von Oefen (fournaise) beschrieben ist. Die Brandmasse bildete gewisse Heerde von beträchtlicher Grösse, deren Zwischenräume mit weniger oder gar nicht gebrannten Steinen gefüllt waren. Im Innern dieser Heerde gab es stellenweise grössere Höhlen, 1—1½ Fms hoch und so tief, dass ich den ganzen Arm in ausgestreckter Haltung hineinbringen konnte. Dieselben waren theils ganz leer, theils mit losem, granrothem Brandschutt gefüllt. Ihre Wandungen erschienen stets in hohem Grade verschlackt. Gegen die Aussenseite des Walles zu war die Schmelzung und Verglasung meist stärker, jedoch reichte die Schlacke hier nicht bis dicht unter die Erdkrume, vielmehr fand sich zunächst unter dieser ein loserer rothgebrannter lehmiger Schnitt. Gegen die Innenseite des Walles zu dagegen schlossen sich an den harten Kern grosse, künstlich angegeschichtete Basaltblöcke an, deren oft grosse Zwischenräume von gebranntem Grus eingenommen waren. Diese Eigenthümlichkeiten dürften mehr, als alles Andere, beweisen, dass es sich um eine absichtliche Anlage handelt, welche gebrannt werden sollte.

Nach diesen Ermittlungen kehrten wir nach Löban zurück und begannen die Untersuchung des grossen Steinwalles auf dem Schafberge. Trotz aller ungünstigen Prophezeiungen gelang es bei etwas hartnäckiger Forschung auch hier, noch anstehende Schlacken zu finden und damit die Meinung zu widerlegen, als sei Alles fortgebrochen oder herabgefallen. Die betreffende Stelle liegt an der nordwestlichen Ecke des Steinwalles neben einem alten Einschnitte (Eingange). Prensker¹⁾ hat, wie ich nachträglich ersehe, eine ähnliche an der südwestlichen Ecke getroffen²⁾.

Als wir an dieser ziemlich verborgenen Stelle die äussere Schicht von losen Steinen hatten abtragen lassen, welche durchaus unverändert waren, stiessen wir im Kern des Walles auf eine in grossen Klumpen zusammenhängende Brandmasse. Für die Geologen ist es vielleicht von besonderem Interesse, zu erfahren, dass ähnliche Zeichnungen, wie wir sie an dem Basalt des Stromberges kennen gelernt haben, an dem Nephelin-Dolerit des Löbauer Berges sich wieder finden. Nur die rothe Kittsubstanz schien hier zu fehlen.

Manche Doleritstücke waren ebenso porös, ja blasig und stellenweise glasig und geflossen, wie die Basalte des Stromberges. Jedoch sah ich keinen einfachen Holzabdruck, während Prensker (a. a. O. S. 93) einen solchen gesehen zu haben angibt. Dagegen erwiesen sich viele Stücke ganz besetzt und durchsetzt von eckigen Höhlungen, deren Innenfläche meist mit den früher erwähnten gröberen, parallelen und an der Oberfläche abgerundeten Relieflinien versehen war. Nicht selten waren diese Linien jedoch nicht glatt, sondern mit feinen queren oder schiefen Querlinien besetzt. Ich kann nicht behaupten, dass diese Art von Zeichnungen in irgend einer Weise einer mir bekannten Holzart entspräche. Auch giebt es Höhlungen, an welchen deutlich zu sehen ist, dass ihre Innenwand geschmolzen, und das Geschmolzene heruntergeflossen und zu Stalactiten-ähnlichen Bildungen erstarrt ist. Aber ich möchte desshalb die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass dieselben Höhlungen, welche durch die Anwesenheit und die Zerstörung von Holz bedingt waren, späterhin durch weiteres Einschmelzen an ihrer Oberfläche von Neuem ver-

¹⁾ Prensker a. a. O. I. S. 92.

²⁾ Auch bei der schottischen Burg Gatacre-House in Shropshire, die jetzt zerstört ist, trugen nur die gewissen Weltgegenden zugekehrten Mauern Spuren der Feuer-Wirkung (v. Leonhard II. S. 526).

ändert sind und dass namentlich früher scharfe Leisten und Vorsprünge bei stärkerer Erhitzung halbfüssig geworden sind und sich unter Abnahme ihrer Höhe abgerundet haben.

Auf diese Weise löst sich vielleicht der scheinbare Widerspruch zwischen beiden Arten von Zeichnungen, der feinen und der gröberen. Es ist dies ein Punkt, der auch geologisch von grosser Bedeutung ist. Hr. Schneider hat gegen Glocker, welcher die Zeichnungen in den Wallschlacken als natürliche Erzeugnisse ansah, eine Reihe von Gründen beigebracht, welche für die künstliche Schmelzung sprechen. Ich will im Allgemeinen darauf verweisen, kann jedoch noch einen neuen, meiner Meinung nach entscheidenden Grund hinzufügen. Soweit ich sehe, sind alle natürlichen Blasenräume in den basaltischen Gesteinen rundlich; hier dagegen besitzen die Höhlungen ein so eckiges und winkeliges Aussehen, sie haben so ebene Wandungen und diese stossen unter so scharfen Winkeln gegen einander, dass man überall auf künstlich zerspaltene oder zerschlagene Holzstücke geführt wird. Dazu kommt, dass hier und da die geschmolzene Masse in langen Zügen über benachbarte Steine herabgeflossen ist, wie mir dies sehr überzeugend von Hrn Dr. Schneider an einer aus derartigen Schlacken aufgerichteten Pyramide in den Anlagen der Stadt Löbau (am West-Umfange) gezeigt wurde.

Der Löbauer Steinwall zeichnet sich vor dem Stromberge noch durch zwei Umstände aus. Er liegt an den meisten Stellen noch jetzt völlig frei, so dass die Steine nackt zu Tage treten¹⁾. Ausserdem ist er von sehr beträchtlicher Grösse. Denn er umgibt in einer Erstreckung von über 3000 Fuss einen Raum von 20 Morgen, gross genug, um Tausende von Menschen aufzunehmen. Seine Höhe schwankt zwischen 3—7 Fuss Höhe, und er folgt überall den Seitenrändern der Bergknappe. Noch jetzt ist er fast ganz geschlossen und seine Gestalt ist im Grossen eine viereckige mit ziemlich scharfen Ecken.

Nachdem so an zwei Orten die Existenz von Brandstellen in den Steinwällen dargethan war, so durfte ich die Frage aufwerfen, ob nicht auch auf der Landeskronen die Verhältnisse anders zu erklären seien, als es bisher geschehen ist. Eine Nachforschung über die Geschichte des alten Schlosses hat in der That ergeben, dass dasselbe niemals abgebrannt ist, sondern auf friedliche Weise durch die Thätigkeit der Bürger im Jahre 1422 abgetragen wurde, nachdem seine Besitzer dem Könige von Böhmen und der Stadt mannichfache Unbequemlichkeiten bereitet hatten²⁾. Dass es vorher abgebrannt sei, davon ist wenigstens bis jetzt nirgends eine Nachricht zu finden gewesen. Späterhin hat man wiederholt versucht, die von Natur so feste Position wieder zu militärischen Zwecken zu benutzen, aber erst in der neuesten Zeit sind die Pläne zum Wiederaufbau zur Ausführung gekommen; nirgends ist, auch aus späterer Zeit, irgendwie berichtet, dass dort ein Brand stattgefunden habe. Bei weiterem Nachfragen hat sich vielmehr herausgestellt, dass an verschiedenen Punkten des Berges noch Schlacken vorkommen, und es ist möglich, dass weitere Nachforschungen noch etwas Genaueres über die Existenz eines Brandwalles ergeben werden.

Wie verhält es sich nun mit der chronologischen Deutung und dem Zwecke dieser Steinwälle?

Nach Cotta sind dieselben als slavische, nach v. Peucker und Schuster als germanische Befestigungen anzusehen. Dass dieselben gegen die andrängende Fluth der Slaven gerichtet gewesen seien, folgt nach diesen Schriftstellern aus militärischen Gründen, insbesondere aus dem offenbaren Zusammenhange des ganzen Systems. Ein

¹⁾ Eine etwas rohe Abbildung hat Preusker a. a. O. Taf. II. fig. 6.

²⁾ Jancke, Abhandl. der naturf. Gesellschaft zu Görlitz, 1838. Bd. II. S. 119.

Mitglied unserer Gesellschaft, Hr. v. Ledebur hat das Verdienst, die Aufmerksamkeit zuerst auf diesen Zusammenhang einer grossen Reihe von Schanzen und Wällen gerichtet zu haben. So auffällig dieses Verhältniss ist, so würde es doch in der That überraschend sein, wenn man annehmen müsste, dass auch die Schlackenwälle mit dem übrigen Schanzen- und Wallsystem zusammengehören, und dass ein so grossartiger Plan der Verteidigung ausgedacht und ausgeführt worden wäre, um einem sich zurückziehenden Volke Schritt für Schritt neue Haltpunkte zu gewähren. Gegenüber der weiten Ansehnung des gesammten sogenannten Systems erscheinen die letzten Refugia in den Steinwällen unverhältnissmässig klein. Mag auch der Löbauer Berg Tausende von Menschen fassen, mögen die benachbarten Brandwälle abermals Tausenden Schutz gewähren können, so darf man sich doch nicht vorstellen, dass ein grosses Volk, welches zu seiner Verteidigung von der Warthe bis zur Saale Schanzen errichtet hatte, auf wenigen und verhältnissmässig kleinen Bergen eine Stätte der Zuflucht gesucht habe. Die Umwallung des Stromberges ist so eng, dass sie auch nicht für einen einzelnen Stamm ausreichend sein konnte, und die Möglichkeit, diesem Stamme im Falle einer Belagerung Trinkwasser zu verschaffen, ist gänzlich ausgeschlossen.

Es würde überaus wichtig sein, wenn es gelänge, aus bestimmten einzelnen Funden weitere Anhaltspunkte für Erwägungen über das Alter und die Benutzung dieser Anlagen zu gewinnen. Mir ist es leider nicht gelungen, irgend etwas Wesentliches zu ermitteln. Ich habe auf dem Stromberge an mehreren Stellen gegraben, aber nichts entdecken können, was irgendwie für chronologische Beziehungen verwertet werden könnte; ausser der erwähnten Eichenkohle, die vielleicht einige Bedeutung gewinnen kann, haben meine Grabungen gar nichts zu Tage gefördert: keinen Topfscherben, keinen Thierknochen oder sonst irgend etwas, was auf ein früheres Bewohnen hingedeutet hätte. Auf dem Löbauer Berge, der sehr ausgedehnt und mit grossen Bännen bestanden ist, habe ich bei der geringen, mir zur Verfügung stehenden Zeit keine Nachgrabungen veranstaltet. Preusker¹⁾ legt besonderen Werth auf einen daselbst im Jahre 1802 gefundenen Bronze-Celt von 7 Zoll Länge, und er erwähnt ausserdem, dass in der Nähe des sogenannten Goldkellers, einer Höhle dicht unter der südöstlichen Ecke des Schafberges, mehrere Drahtringe, Nadeln und ähnliche Bronzegegenstände vor Jahren zufällig entdeckt seien. Auch daraus hat man auf eine germanische Bevölkerung geschlossen.

Meiner Meinung nach bieten derartige vereinzelte Funde durchaus keinen sicheren Anhaltspunkt dar. Geslin²⁾ hat in dem Rundwall von Péran Spuren einer römischen und einer mittelalterlichen Ansiedelung nachgewiesen. Trotzdem nimmt er, und gewiss mit Recht an, dass die Anlage vor-römisch oder, was für ihn gleichbedeutend ist, celtisch war. Anderson³⁾ stiess in schottischen Glasburgen auf grosse Kohlenlager mit Gebeinen von Pferden, Rothwild und Schweinen. Derartige Reste können eben so gut die Caledonier, als die Römer oder Dänen hinterlassen haben. Man muss daher in der Beurtheilung solcher Funde in höchstem Masse vorsichtig sein. Zumal das Beispiel der Landskrone fordert zu einer solchen Vorsicht auf. War hier ein alter Schlackenwall, so würde daraus gewiss nicht folgen, dass das Schloss Landskrone und der Brandwall von einem und demselben Volk errichtet worden sind.

¹⁾ Preusker, Neues Lausitzisches Magazin. 1827, Bd. VI. S. 519. Taf. I. fig. 1. Blicke in die Vorzeit Bd. I. S. 81. Taf. I. fig. 43.

²⁾ Mémoires des Antiquaires de France. XVIII. p. 311.

³⁾ v. Leonhard, Basaltgebilde II. S. 526.

Gerade für diesen Punkt ist es mir gelungen, ein bisher ganz unbekanntes Verhältniss aufzuklären, das in anderer Beziehung sehr wichtig erscheint. Als ich mich nach den Umgebungen der Landskrone erkundigte, erzählte man mir, dass am Fusse des Berges eine alte Schweden- oder Hussitenschanze¹⁾ sei. Wir begaben uns alsbald dahin und es ergab sich in der That, dass am Westabhange des Berges, etwas unter der halben Höhe desselben, ein sehr umfangreiches, ganz und gar künstlich aufgeschüttetes Erdwerk lag, welches sich halbmondförmig an den Abhang anschloss und dessen südlicher Scheitel sich in langer Erstreckung bis zu der niedrigeren, zweiten (südlichen) Basalkuppe des Berges hinaufzog. Der Rand des Walles war bereits abgegraben und auf die benachbarten Felder gefahren, dadurch aber zugleich in günstigster Weise das gesammte Terrain aufgeschlossen. Nicht der mindeste Grund ergab sich für die Annahme, dass Hussiten oder Schweden etwas mit der Anlage zu thun gehabt hätten. Vielmehr lehrte eine Reihe von Nachgrabungen, die wir sofort veranstalteten, dass in dem losen, humosen und vielfach geschwärzten, stellenweise 8—10 Fuss hohen Erdreich grosse Mengen theils unversehrt kleiner, theils zer Schlagener und ganz scharfkantiger grosser Knochen zerstreut lagen. Letztere waren stellenweise stark geschwärzt, und einzelne so stark gebrannt, dass sie angefangen hatten, weiss zu werden. Unter den Bruchstücken liessen sich namentlich Rinder- und Schweineknochen von gezähmten Rassen unterscheiden. Mit Ausnahme einzelner Knochen von kleineren Thieren fanden wir nichts, was wilden und an wenigsten älteren, später verschwundenen Arten zugeschrieben werden konnte. Kohlenstücke lagen an vielen Orten, jedoch stiessen wir auch auf grössere Brand- oder Heerdstellen, an welchen ganz grosse Stücke von Eichenkohle in Massen zusammenlagen. Hie und da kamen auch Klumpen von rohem gebranntem Lehm vor. Ferner sammelten wir eine reiche Anzahl von Urnenscherben, sowohl Rand- und Mittel-, als Bodenstücke. Obwohl ihre Grösse und Gestalt grosse Mannichfaltigkeit darbot, so gehörten sie doch nach Material und Bearbeitung im Grossen derselben Gruppe an, welche ich in einer früheren Sitzung von unseren Burgwällen beschrieben habe. Keines von ihnen war gebrannt; sie hatten durchweg jenes schwärzliche, nur an der Oberfläche häufig rüthliche oder, wo sie an der Luft gelegen hatten, grauweissliche Aussehen, wie wir es an dem Topfgeräth der Burgwälle Pommerns und der Mark finden. Grobe Bröckel von Quarz, Glimmer u. s. w. traten sowohl an der Oberfläche, als auf dem Bruche deutlich hervor. Einzelne bestanden aus dichterem und etwas feinerem Material. Fast alle Oberstücke waren mit einem gutgeformten, stark umgelegten und zuweilen noch weiter abgeglätteten Rande versehen. Daran schlossen sich bei der Mehrzahl Ornamente mit ausschliesslich horizontaler Richtung der Verzierungen, welche bald einfache, breitere oder schmälere, dichter oder weiter von einander stehende, bald schlangenförmig gekrümmte Parallellinien, bald eine Reihe schräger Nageleindrücke, bald endlich zierliche, wie durch Einpressen eines grob gedrehten und geflochtenen Fadens erzeugte Figuren zeigten. Die sehr dicken Bodenstücke waren sämmtlich einfach gewölbt und glatt. Metall wurde von uns nicht aufgefunden. Um so mehr charakteristisch ist ein rohes Knochenwerkzeug, nämlich ein in der Diaphyse zerschnittener und zugespitzter, thierischer Metatarsalknochen, der vollkommen übereinstimmt mit den Spitzbohrern, die in fast allen unseren Pfahl- und Wallansiedelungen vorkommen.

Ich habe nach diesen Ergebnissen keinen Zweifel darüber behalten, dass wir es in der That hier zu thun haben mit einer, lange Zeit hindurch bewohnt gewesenen

¹⁾ Preusker (Blicke in die Vorzeit II. S. 114) scheint dieselbe zu meinen, wenn er von einem kleinen Walle am Bergabhange spricht, der erst bei Besetzung des Berges 1467 durch die Görlitzer aufgeworfen sei.

Ansiedelung, welche in dieselbe Periode zu versetzen ist, welcher unsere weiter in die Ebene hineingelegenen Burgwälle angehören. Diese Periode würde sich schon jetzt genauer bestimmen lassen, wenn die früher auf der Landskrone gemachten und zum Theil in den Görlitzer Sammlungen aufbewahrten Funde¹⁾ nach ihren Fundstellen genauer beschrieben wären. In der Sammlung der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften sah ich einen dicken Bronze-Ring und eine noch ganz neu erscheinende Lanzen spitze von Bronze ohne alle Patina, die auf der Landskrone gefunden sein sollten, aber ich konnte nichts Genaueres darüber erfahren. Die Sammlung der naturforschenden Gesellschaft enthält zahlreiches Eisengeräth (grosse und kleine Schlüssel, Pfeile mit Widerhaken, Messer, Panzerplatten, Ketten, Sporen, Hufeisen), Lederstücke mit Kupfer-Mosaik, Pferde zähne und zahlreiche Scherben von Thongefässen, darunter auch solche mit Pfahlbau-Ornamenten, aber Alles ohne Fundscheine. Die Ergebnisse weiterer Forschungen werden hoffentlich mit mehr Sorgfalt registriert werden.

Ich selbst zog es vor, um eine breitere Grundlage zur Vergleichung zu gewinnen, weiter gegen die Ebene hin einige der lausitzischen Schanzen zu untersuchen. Ich begann mit zwei seit langer Zeit bekannten Schanzen, welche sich in der Nähe des Dorfes Schöps befinden, wo die alte Heerstrasse von Dresden und Bautzen nach Breslau (von Deutschland nach Polen) den schwarzen Schöps, ein Nebenflüsschen der Spree, überschreitet. Hier liegt zu jeder Seite der Strasse unmittelbar am Flusse und zwar am rechten Ufer desselben eine mächtige Schanze²⁾. Beide sind auf natürlichen Granit-Hügeln angelegt, dann aber weiter durch Erdschüttungen so erhöht, dass die südliche bis zu 30, die nördliche bis zu 50 Fuss Höhe aufgethürmt ist. Letztere hat oben 300 Schritte im Umfange, trägt gegen die Landseite hin noch einen mächtigen halbmondförmigen Erdwall auf der Höhe ihres Randes, ist dagegen nach der Uferseite hin ohne besondere Schanzwehr. Preusker hatte darin Gefässbruchstücke gefunden, sonst nichts. Auch unsere Nachgrabungen, obwohl durch die Unterstützung des Hrn. Gutsbesitzer Schröber in grösserer Ausdehnung ausgeführt, ergaben nur wenige Resultate. Ausser ganz spärlichen und kleinen Bruchstücken von Knochen, darunter ein Zahn vom Schafe, sowie kleinen und scheinbar geschlagenen Feuersteinen erlangten wir nur eine grössere Menge von Kohlenstücken und zwar von Nadelholz, sowie von Urnen. Einzelne der letzteren waren von colossaler Dicke und äusserst roher Beschaffenheit, alle jedoch ungebrannt, unglasirt und von dem bekannten rohen Material der Burgwall-Urnen. Entscheidend erwies sich auch hier die Ornamentik, welche in hohem Maasse ähnlich, ja stellenweise fast identisch mit der oben beschriebenen der Gefässe von dem Erdwall der Landskrone war. Somit wurde jeder Zweifel über den Parallelismus dieser Anlagen gehoben.

In Gemeinschaft mit den Herren Dr. Blau und Dr. Böttcher, welche mich an diesem Tage begleiteten, begab ich mich von da zu dem viel besprochenen Burgberge von Döbschütz, der in einer ganz ähnlichen Lage und gleichfalls auf einer niedrigen Granitkuppe weiter abwärts am rechten Ufer des schwarzen Schöps gelegen ist. Die lausitzischen Gelehrten haben in dieser Gegend das im Mittelalter erwähnte Schloss Meer, Meran oder Meerane gesucht³⁾. Der sehr hohe und steile, jedoch wenig umfangreiche (kaum 50 Schritt im Durchmesser haltende) Burgwall liegt

¹⁾ Man vergleiche auch Preusker II. S. 114.

²⁾ Preusker (s. a. O. I. S. 115. Taf. II. fig. 1 u. 12) hat Beschreibung und Abbildung davon gegeben.

³⁾ Käuffer, Neue Lausitzische Monatschrift. 1803. Bd. I. S. 8. Crudelius, Ebendas. S. 65. Worbs, Ebendas. S. 213. Schulz, Ebendas. Bd. II. S. 17.

gerade gegenüber dem Dorfe Melaune. Ausser einzelnen Urnenfragmenten und zahlreichen Kohlenstellen fanden wir nichts. Ein früherer Besitzer hat den ganzen Innenraum ausgegraben und 600 Fuder davon zur Wiesendüngung fortfahren lassen. Bei dieser Gelegenheit sind zahlreiche Lagen von Asche, Buchen-Kohlen, abwechselnd mit Schichten von Erde, geschmolzene Eisenstücke, rohe Thougeräthe, Thierknochen und grosse Mengen von verkohltem Getreide (Weizen, Roggeu, Gerste, vielleicht Hafer, sowie kleine, für Hirse oder Wicken gehaltene Körner), stellenweise in Haufen von 1—2 Scheffeln gefunden worden¹⁾. In der Sammlung der Görlitzer naturforschenden Gesellschaft sah ich solches Getreide, namentlich Weizen- und Roggenkörner, ferner schwarze Urnenstücke mit ringförmigen Linien, auch ein Eisenstück; in der Sammlung der oberlausitzischen Gesellschaft fand sich eine eiserne Pfeilspitze mit Widerhaken und Feuersteinspähe von da. Hier wird wohl nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben können. Wir haben es mit einem Burgwalle der Eisenzeit zu thun, der in jeder Beziehung unseren mehr nördlichen Burgwällen anzuschliessen ist.

Welchen Grund sollten wir nun aber haben, diese Erdwälle, Schanzen und Burgberge für Werke der alten Deutschen zu halten? Ich sehe in der That bis jetzt noch keinerlei Anknüpfungspunkte für eine solche Annahme. Vielmehr scheint mir die Ausführung, welche schon vor 65 Jahren Rösch²⁾ von den Schanzen der Lausitz gegeben hat, dass es Werke der Wenden seien, am meisten begründet zu sein. Dagegen scheint mir nichts dafür zu sprechen, dass die Schlackenwälle etwas mit slavischen Völkern zu thun haben. Vorläufig fehlt hierfür jede Anknüpfung. Ich bin daher der Meinung, dass man trotz ihrer räumlichen Beziehung vorläufig die Steinwälle und die Erdwälle gänzlich aus einander halten muss. Mng immerhin von dem militärischen Standpunkte aus, den die Herren Schuster und v Peucker vertreten, der einheitliche Ursprung beider Arten von Wällen und ihr germanischer Ursprung sehr wahrscheinlich sein, so halte ich doch dafür, dass diese Ansicht eine irrige ist. — Die Erdschanzen sind, wie die Burgwälle, allem vorliegenden Material nach, slavische Anlagen, und als solche allem Anschein nach bald überwiegend zu religiösen, bald mehr zu militärischen Zwecken errichtet. Die Stein- und Brandwälle dagegen, welche sich in dieser Form nirgends in der norddeutschen Ebene finden, obwohl es doch in derselben an Steinen aller Art nicht fehlt, die dagegen in Böhmen in grosser Zahl, in Nord-Frankreich und in den schottischen Hochlanden vorkommen, mögen von einer germanischen Bevölkerung errichtet sein, aber es wäre auch möglich, dass sie noch älter sind und dass sie einer vorgermanischen, also vielleicht einer celtischen Bevölkerung angehören. Jedenfalls muss man Angesichts so kleiner Brandwälle, wie der des Stromberges, und gegenüber so beschränkter Brandstellen innerhalb der betreffenden Wälle, wie sie auch einzelne schottische Glasburgen nur besitzen, von der Meinung ablassen, dass diese Anlagen lediglich oder vorwiegend im militärischen Interesse errichtet worden seien. Manche Steinwälle mögen diese Bedeutung haben; andere sind gewiss vorzugsweise zu religiösen Zwecken hergestellt worden.

Die Herren **Braun** und **Beyrich** erklären sich bereit, die vom Vortragenden vorgelegten Schlacken-Fragmente einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen.

¹⁾ Preusker a. a. O. III. S. 125, 132. Taf. III. fig. 20.

²⁾ Rösch, Neue Lausitzische Monatschrift. 1805. I. S. 19. (Hier findet sich wohl die erste Aufzählung der oberlausitzischen Schanzen.)

Herr von Dücker übersendet nebst einer grösseren Sammlung von Geweihstücken u. a. w. folgende briefliche Mittheilung über

Die Rennthierreste aus dem Hönnethale.

„Der hochverehrte Vorsitzende des Berliner Anthropologischen Vereines hat in seinem Vortrage über Rennthierreste in Norddeutschland die Frage der Coëxistenz des Rennthieres mit dem Menschen offen gelassen. Auch in Betreff der von mir im Hönnethale gefundenen Reste erwähnte derselbe, dass die Beweise für die Herstammung derselben aus Menschenhand nicht vorlägen. Dies war auch ganz richtig, denn in den Händen des Herrn Redners befanden sich nur einige wenige Stücke, die nicht zu diesem Zwecke ausgewählt waren.

Hiermit beehre ich mich nun, dem Vereine eine Snite von 53 Bruchstücken von Rennthiergeweihen und Knochen vorzulegen, welche ich sämmtlich aus der in obigem Vortrage erwähnten Felskluft im Hönnethale in Westfalen am 12. October vorigen Jahres gesammelt habe. Es bleiben hiernach noch 47 ganz ähnliche Reste in meinen Händen und über 10 Stück habe ich bereits verschenkt. Das Zusammenvorkommen einer so grossen Zahl, in ganz gleicher Weise zerschlagener Geweihstücke des Rennthieres in einer Felsenkluft an einem schroffen Thalgehänge unterhalb einer Höhle ist an und für sich nicht füglich ohne die Annahme menschlicher Thätigkeit zu erklären.

Ausserdem sind in der vorgelegten Suite zu bemerken:

12 Stück längsgespaltene Geweihstücke, darunter zwei mit deutlichen Schlageindrücken, ferner 7 Stück mit Spuren menschlicher Thätigkeit, darunter fünf mit Schlageindrücken, eins mit Spuren des Bestrebens zum Längsaufspalten und eins mit einem Einschnitt, endlich ein Knochenstück (unteres Ende eines hinteren Oberschenkelknochens vom Rennthier) mit Schlagspuren, auch zwei Stücke mit starkem Mineralansatz, welcher für das hohe Alter der Stücke spricht.

Zum Vergleich mit den obigen Stücken ist ein Bruchstück von einem Rehgehörn beigefügt, welches ich am 30. August vorigen Jahres aus dem Kjöckenmööding zu Sölager auf Seeland aufgehoben habe; dasselbe ist in gleicher Weise zerschlagen.

Nach meinem Dafürhalten kann es keinem Zweifel unterliegen, dass diese sämmtlichen Geweihe zerschlagen sind, um die geringe Quantität Nahrungsstoff, welche sich in denselben befand, nutzbar zu machen. Die Rennthiergeweihe scheinen den Thieren im jugendlichen Zustande abgeschlagen zu sein, weil dieselben in höherem Alter nicht so viel Nahrungsstoff boten. Auf andere Weise vermag ich mir nicht zu erklären, warum an der betreffenden Stelle ausschliesslich so kleine, jugendliche Exemplare angehäuft waren.*

Die frühere Commission wird über die zugesendeten Gegenstände berichten.

Beiträge zur vergleichenden Ethnologie.

Von Prof. P. Strobel in Parma.

(Fortsetzung und Schluss.)

Waffen. Vor der Entdeckung und theilweisen Eroberung Südamerikas durch die Europäer scheinen alle die wilden, barbarischen oder halbbarbarischen Völkerschaften, die es bewohnten, Bogen und Pfeile gehabt zu haben. Allein weder die Araucaner noch die Indianer der Pampasie bedienen sich derselben heutzutage, so viel ich weiss; die Tribù der Huilliches (auszuspr. Ulitsches) ausgenommen; wohl aber gebrauchen sie noch, wie in den vorgeschichtlichen Zeiten, die Bolas oder Schleudersteine. Auch der Lazo oder die Schlinge dient vielen als Waffe. Durch die von den Eroberern bewirkte Einführung und Acclimatisation des Pferdes in Reitervölker umgewandelt, mussten jene Indianer ihre Pfeile in Speere umändern. Hingegen im Süden und im Norden der von jenen Nomadenstämmen durchstreiften Länder, d. h. im Feuerlande gen Süden und im Gran Chaco (auszuspr. Tschaco) und Brasilien gegen Norden begegnen wir, vorzüglich in bewaldeten, dem Schützen Verstecke gewährenden Gegenden mehr oder minder wilden Stämmen, die jetzt noch Bogen und Pfeile führen. Allein die Indianer des Chaco verfertigen sich nicht, wie die Pampas und Patagonier in vorhistorischen Zeiten, ihre Pfeilspitzen aus Stein, sondern schneiden sich Stiel und Spitze ihrer Pfeile aus demselben Holzstücke eines Baumes, der dieser seiner Verarbeitung halber *palo de lanza*, Lanzenholz genannt wird. Anderswo schon habe ich diese Thatsachen näher erörtert und weitläufiger auseinander gesetzt.*) — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die Patagonier *Yacana-cunis* (auszuspr. Dschacana-cunis) an der Magellanstrasse noch Bogen und Pfeile.**)

Lazo. — Ich habe soeben gesagt, dass die Indianer Südargentiniens auch von dem Lazo (auszuspr. Lasso) Gebrauch machen. Allein er ist eigent-

*) *Materiali di Paletnologia comparata raccolti in Sudamerica.* S. 10—12.

**) Falkner, Tomas. — *Description de Patagonia.* Traduction Castellana. Buenos Aires 1835. — S. 44.

lich mehr ein charakteristisches und unentbehrliches Instrument des Gaucho oder argentinischen Hirten, und der Indianer, der sich dessen bedient, hat ihn nur von jenem angenommen. Berühmt ist die Gewandtheit, womit der Gaucho ihn schleudert, und in jedem Buche, welches der Gebräuche der Argentinier erwähnt, kann man die bezüglichen Schilderungen nachlesen.*) Es giebt aber auch Hirten in der alten Welt, die hierin den Ganchos nicht nachstehen. — Der Lazo ist aber nicht nur ein Werkzeug, sondern zugleich auch die fürchterlichste Waffe des argentinischen Hirten, mehr noch als sein langes Messer; und gegen dieselbe hilft nur die Vorsicht, die Schärfe der Sehkraft, die Geistesgegenwart, die gute Schneide des Seitengewehrs und die Behendigkeit, mit der man die Schnur des Lazo durchzuschneiden trachten muss, widrigenfalls man durch ihn, am Halse oder anderswo am Körper erfasst, vom Feinde zu Tode geschleift würde, der im strengsten Galopp oder in Carriere davoneilt. — Der Lazo ist ein Strick aus geflochtenen Fellstreifen, an dessen einem Ende ein Eisenring befestigt ist, durch welchen das andere gezogen wird. Dieses andere Ende wird am Sattel befestigt, wenn der Gaucho zu Pferde steigt.

Bolas. — So nennt man in Argentinien die Schleudersteine. Wenn sie frei mittelst der Honda oder Schleuder geworfen werden, heissen sie *Bolas perdidas* oder *verlorene*, d. h. verworfene Schleudersteine. Auch zur Zeit der Eroberung Argentiniens wurden solche von den Indianern als Waffen gebraucht. — Nach *De la Cruz****) hatten zu Anfang dieses Jahrhunderts die *Peguenches* (auszuspr. *Pegentsches*) den *Quinchunlaque* (auszuspr. *Kintschunlacke*), d. h. einen mit Fell überzogenen Schleuderstein, der an einem Stricke hing und mit diesem geworfen wurde. — Von dieser Waffe unterscheidet sich der *Laque* (auszuspr. *Lacke*), den *Molina* beschreibt,****) dadurch, dass dieser anstatt ans nur einem, aus zweien an beiden Enden eines Strickes befestigten derlei Schleudersteinen besteht. Der Strick aus Lederstreifen ist fünf bis sechs Schuh lang. — Die *Boleadora* endlich, die *De la Cruz* zu den *Laques* zählt, hat drei Steine oder Metallkugeln, die in Fell gekleidet und mit einander verbunden sind, und zwar entweder durch drei lederne Streifen oder durch drei, von mehreren ledernen, in einander verflochtenen Streifen gebildeten Stricken, oder durch drei Seile aus andern zähen, sei es auch vegetabilischen Stoffen. Diese Stricke laufen an einer gemeinschaftlichen Stelle zusammen, sind entweder gleich lang oder einer davon ist länger. Die faustgrossen *Bolas* haben gewöhnlich alle die Kugelform, manchmal aber ist eine von ihnen walzenförmig oder länglich; und wenn ein Strick länger ist

*) z. B. in Mantegazza — *Sulla America meridionale*, Lettere mediche. Milano 1856. I. Band, S. 42.

**) *De la Cruz*, Luis — *Descripcion de la naturaleza de los terrenos, y costumbres de los Peguenches*. Buenos Aires 1836. S. 46.

***) *Molina*, Giov. Ign. — *Saggio sulla storia naturale del Chili*. Seconda edizione. Bologna 1810. S. 261.

als die andern, so wird an ihn eben jener ungleiche Stein oder der kleinere davon befestigt, so wie alsdann dieser Stein beim Schleudern angefasst wird. — Laque und Boleadora werden auf dieselbe Art geworfen. Wie geschickt hierin die Indianer zur Zeit der Eroberung Argentiniens waren, erhellt aus den Erzählungen und Beschreibungen der alten Chronisten und Schriftsteller, wie eines Schmidel, Ramirez *) u. a. Von der Gewandtheit derselben in späteren Zeiten erzählen Azara, Molina, **) Falkner u. a. Auch der Gaucho, der von ihnen die Boleadora angenommen hat, steht ihnen jetzt hierin nicht nach. Man tödtet mit ihr den Feind oder das Thier, oder man nimmt sie lebendig gefangen, je nach Wunsch und Geschicklichkeit desjenigen, der sie schleudert. — Schleudersteine wurden auch in den Pfahlbauten der Schweiz, in den Terramaralagern Oberitaliens, in den Gräbern von Hallstatt und anderwärts unter den Ueherresten aus vorhistorischen Zeiten entdeckt. Mehrere darunter haben eine äquatoriale Hohlkehle, während ich eine solche an keinem argentinischen Schleuderstein der Neuzeit deutlich ausgeprägt gesehen habe. Von den vorgeschichtlichen Schleudersteinen Argentiniens haben hingegen einige eine solche Rinne, andere einen äquatorialen Kiel. Sie sind kugelig oder gedrückt kugelförmig, einige haben eine glatte, andere eine raue Oberfläche. Auch ganz kleine Bolas für Knaben, zu deren Einübung im Schleudern, fand ich in den Paraderos Patagoniens, so wie Steine mit Aushöhlungen, in die man die Schleudersteine hineinpasste, um sie bei ihrer Bearbeitung festhalten zu können. — Einige Paethnologen sind der Meinung, dass die vorgeschichtlichen, angekehlten Steine mittelst eines Strickes an einen Stock gebunden wurden, um sich deren, nach mittelalterlichem Brauche, als Waffe (Cassette) zu bedienen. Andere hingegen glauben, dass es Klopfer oder Hämmer waren, die mit einem Holzstiel oder mit einem aus Ochsensehnen versehen wurden. ***) Wenn ihre Oberfläche Zeichen von Schlägen oder Stößen an sich trägt, dann ist diese Auslegung wahrscheinlich die richtige. Im entgegengesetzten Falle aber halte ich dafür, dass jene Steine die Bolas der Quinchunlaques, der Laques oder der Boleadoras unserer vorhistorischen wilden Ahnen gewesen sind; oder wohl auch, je nach der Form, Gewichte von Webstählen, von Netzen oder dergleichen.

Chuzas oder Chuzos. — Wie Anfangs angedeutet wurde, sind die Pampas und Patagonier, d. h. die Indianer der Pampasie oder Gran Pampa, heut zu Tage mit Speeren oder Chuzos (auszuspr. Tschussos) bewaffnet. Während meines Aufenthaltes in Bahia blanca hatte ich das Glück, einem Camaricun, einer Art von Tridium, beizuwohnen, das eine freundliche Tribù Pampa, welche in der Nähe jener Stadt ihre Toldos, d. h. Zelthütten, aufgeschlagen hatte, eben hielt. Seit langem war kein Regen gefallen, ihre Priesterin, die

*) Siehe Mantegazza op. cit. I, S. 44.

**) Strobel — Viaggi nell' Argentina meridionale, I, 1. Heft, S. 53 Anm.

**) Siehe hierüber Strobel — Oggetti dell' età della pietra levigata della prov. di San Luis. Parma 1867. S. 6 u. 10, Anm. 4.

zugleich Zauberin und Arzt ist, beschloss also, ihn von Gott zu erleben. Um diese Gnade zu erhalten, tanzten Männer und Weiber, jung und alt, drei Tage hindurch, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ununterbrochen fort. Und da man den Reihen um eine doppelte Reihe von in die Erde gesteckten Lanzen tanzte, so hatte ich Musse genug, deren eine ziemliche Anzahl zu besichtigen, denn es waren ihrer beiläufig siebenzig. Der Lanzenschaft ist ein Rohr des Coligüe oder chilesischen Bambù (*Chusquea* [auszuspr. Tschuskeke] *coleu* Desv., Phil.), gegen 5 Meter lang. An dessen Spitze wird so gut als möglich was immer für ein spitziges Eisenstück, als da wäre die Klinge eines Messers oder einer grossen Scheere, ein langer starker Nagel, ein Bajonett oder dergleichen befestigt; und das untere Ende dieser scheinbar verächtlichen Lanzenspitze wird mit einem Büschel Federn des Avestruz oder amerikanischen Strausses (*Rhea americana*) geziert. Von seinem Bruder in Araucanien bezieht der Indianer der Pampa das Bamburohr zum Schaft seines Spießes, und von ihm bekommt er wohl auch oft die Eisenstücke zu dessen Spitze in Tausch für das, in den argentinischen Nachbarprovinzen geraubte Vieh. Gewöhnlich aber verschafft er sich dieselben durch Tausch oder durch Raub von den Argentinern.

Wirtel. Sowohl in Chili als in der Provinz Mendoza wird, vorzüglich auf dem Lande, mit Wirteln, Torteras, gesponnen. Ich habe mehrere solcher Torteras von dorthier mitgebracht, einige sind von Holz, andere von gebranntem Thone, andere von Stein. Sie sind mehr oder minder scheibenförmig, entweder flach oder rund erhaben, manchmal im Umkreis ausgekehlt; einige sind verschiedenartig geziert, andere einfach. Ein Rohrhalm oder ein längeres Stück leichten Holzes wird durch's Loch getrieben, aber so, dass auf einer Seite nur ein ganz kurzer Theil davon herausragt, und beim Spinnen hängt dieser natürlich nach unten herab. — In der Klemm'schen Sammlung in Dresden sah ich hölzerne Wirtel, wie sie noch jetzt in Schlesien in Brauch sind; einer, von Serpentin und mit geometrischen Figuren geziert, in derselben Sammlung, war aus Sachsen, und in diesem Lande, nach Klemm's Aussage, bediente man sich im vorigen Jahrhundert bleierner Spinnwirtel. — In der ethnographischen Abtheilung des königlichen Museums in Berlin giebt es Steinwirtel aus Polinesien (No. 494), sowie einen hölzernen Spinnwirtel der Coroados von Brasilien, dessen hölzerne Spindel sehr dünn und bearbeitet ist. — Man findet Wirtel aus alten, sowohl historischen als vorgeschichtlichen Zeiten, mehr wohl aus den vorhistorischen. In einer Privatsammlung in Aquileja sah ich deren von gebranntem Thon, von Glas, von Bernstein und andern Steinen, von Bein, alle aus der Römerzeit. Hölzerne altägyptische Wirtel sind in der genannten Berliner ethnographischen Sammlung aufbewahrt; und in derselben Sammlung sieht man unter den mexikanischen Alterthümern thönerne Wirtel von verschiedener Grösse und Form und mit mannigfaltigen Zierrathen. Klemm's Sammlung enthält eine scheibenförmige Tortera von Thonschiefer aus Neu-Granada. Im öffentlichen Museum in Santiago de Chile

werden mehrere Spinnwirtel aus vorgeschichtlichen Zeiten aufbewahrt, einer, aus Thon, von den alten Huilliches der Pampa, die übrigen von den alten Indianern (Araucanern) Chili's. Zwei von diesen sind aus Schiefer und einer aus leichtem Holze. Der thönerne ist röthlich und mit eingegrabenen Punkten geziert; einer der steinernen hat geometrische, eingeriffelte Zierrathen, der andere ist roth angestrichen. An diesem und am hölzernen steckt noch die hölzerne Spindel. — Ausserdem enthält jene Sammlung noch andere sechs Wirtel; allein diese sind sehr gross und mit weitem Loche versehen; alle sind von Stein, einer darunter von Lava. Solche Wirtel aus der alten Indianerzeit habe ich auch anderswo in Chili bei Landleuten gesehn, die sie ihren Kindern anstatt der Wagenräder zum Spielen gaben. Aehnliche grosse vorhistorische Wirtel giebt es auch allenthalben in Europa, aber sie sind fast immer von gebranntem Thon und konnten also nicht zu demselben Zwecke verwendet werden, wie die erwähnten grossen Torteras in Chili. — Kleine Wirtel der Menge und von allerhand Formen, von Thon, von Stein, von Bein entdeckt man in unsern Terramaralagern und Pfahlbauten,*) sowie unter den Ueberresten vorgeschichtlicher Völkerschaften in Europa. — Aus dem Gesagten erhellt, dass die Wirtel schon seit der Steinzeit und in beiden Welttheilen in Brauch waren, und wenn es erlaubt ist, von der Gegenwart auf die Vergangenheit zurückzuschliessen, so müssen wir annehmen, dass sie zum Spinnen gebraucht wurden. Allein damit will ich durchaus nicht gesagt haben, dass auch alle Wirtel zu diesem Zwecke oder zu diesem Zwecke allein gedient haben, sondern je nach der Form und dem Stoffe als Senksteine für Netze,**) als Gewichte, als Räder (die grösseren), als Kern von Kleiderquasten, als Knöpfe, zu Bein-, Arm- und Halsschnüren, zum Zählen, zum Beten (wie bei den Rosenkränzen der Katholiken und der Mahometaner), selbst als Amulette in Brauch waren.

Nahrungsmittel. Mazamorra. — Dieser Speise aus Mais habe ich schon dort Erwähnung gethan, wo ich von den Mörsern und Stösseln gesprochen habe. Um sie zuzubereiten, werden die Maiskörner mittelst hölzerner Stössel in Holzmörsern grob gestossen, dann gesiebt und in Wasser oder Milch gekocht. Dieses Gericht ist ziemlich unverdaulich, aber demungeachtet eine Lieblingskost der Landbevölkerung Argentinien's, Chilis und Perus. In chilenischer oder araukanischer Sprache heisst die Mazamorra Copullea oder Muda. Es scheint also, dass die Indianer Chilis, von denen die Pampas abstammen sollen, diese Speise vor der Ankunft der Spanier in Südamerika gekannt hätten, und dass diese, nachdem sie sich dort niedergelassen, sie in ihre Küche eingeführt, die Milch, die die Indianer nicht hatten, an die Stelle des Wassers dazu gethan und ihr den Namen Mazamorra gegeben hätten, der dem französischen Worte Mâchemoure und dem italienischen Mazzamurò

*) Unsere Bäuerinnen stecken solche uralte Wirtel, wenn sie gerade deren finden, an ihre Spindeln, sonst aber hat ihre dickbäuchige Spindel keinen Wirtel.

**) Wie heut zu Tage noch in einigen Orten Siciliens und am See von Lugano.

gleichlautet und Biskuitgebröckel bedeutet. Die Mörser und Stößel aus vorgeschichtlichen Zeiten, die man in Argentinien entdeckt, bekräftigen diese Meinung, sowie jene, dass der Mais schon seit uralten Zeiten in Amerika angebaut wurde. In Gräbern aus Zeiten, die in eine ältere Epoche als die der Incas zurückreichen, findet man zweierlei ausgestorbene und jetzt in Peru unbekanntere Sorten dieses Kornes. Auch Darwin entdeckte an der Küste des Stillen Ozeans mit 18 Arten Meerconchilien vergrabene Maiskolben an einer Stelle, die nun mehr als 85 Schuh ober der Meeresfläche sich befindet. — Bei den Argentinern (wie bei den Ungarn) sind die Maiskolben ein Gemüse, sowohl zu ihrer Sopa, als zu ihren Pucheros, Carbonados, Cazuelas und wie alle die Gerichte heissen mögen, bei denen das gesottene Rind-, Kalb- oder Hühnerfleisch der nicht eben vorwiegende thierische Bestandtheil ist. Auch Brod und Getränke werden aus Mais bereitet.

Gofio. — Wie bekannt, war der Gofio eine Mehlspeise der Guanches auf den Kanarischen Inseln, und er wird noch jetzt von ihren Abkömmlingen, den Bewohnern jener Inseln, gegessen. Um ihn zu bereiten, gießt man zu dem im Ofen gerösteten und dann gesalzenen Maismehl, je nach Umständen und Geschmack, Wasser oder Milch, und richtet somit auf der Stelle einen Brei zu. — Nach De la Cruz rösteten auch die Peguchos zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Weizenmehl und nannten es dann Mirei, und mit solchem Mehle bereiteten sie zwei verschiedene Breie, den einen mit kaltem und den andern mit heissem Wasser, und gaben dem ersteren den Namen Ulpo und Checán dem letzteren.*) — Auch die argentinischen und chilesischen Landbewohner, die Gauchos und Huasos, essen etwas ähnliches, wenn es ihnen an Brennstoff oder an Feuer oder an Zeit fehlt, sich eine warme Speise zuzurichten. Sie begnügen sich dann mit einer Faust voll geröstetem Weizenmehl, das sie in ihren Chifle (auszuspr. Tschifle) oder Kuhhorn, das des Bechers Stelle vertritt, hineinwerfen, mit zugegossenem Wasser zu einem Brei einrühren und mit dem Löffel herausessen. Wenn es ihnen aber weder an Feuer, noch an Zeit gebricht, sondern an andern Speisen, dann ziehen sie es vor, jenen Brei warm einzunehmen. Um sich ihn, wenn es Noth thut, bereiten zu können, führen sie stets auf Reisen das Mehl dazu in ledernen Säcken mit.**)

Brod. — Die Gauchos essen jetzt gern auch Brod und backen sich es auch. Bei Rio Quinto (auszuspr. Kinto) in der Pampa, wo wir einen ganzen Tag lang auf Postpferde warten mussten, sah ich zwei Backöfen neben einander. Die Backöfen unserer vorhistorischen Ahnen werden sicherlich nicht einfacher gebaut gewesen sein, als jene in der Pampa. Der eine davon hatte die Basis von Steinen, der andere von Adobones,***) und der Ofen selbst war ein hohler, getrockneter Lehmkegel mit einer pentagonalen Oeffnung. Die

*) De la Cruz, op. cit. S. 64.

***) Man vergleiche das Gesagte über die Werkzeuge aus Fell.

****) Siehe die Erklärung dieses Wortes im Paragraphen von den Wohnungen.

Ofenschaufel glich ganz einem jener hölzernen Instrumente, die ich in der Pfahlbaute von Castioue, in der Provinz Parma, entdeckte und für Flachsbrecher hielt.*) Es könnte also wohl auch eine Ofenschaufel gewesen sein, da die Bewohner jener Pfahlbauten, aus der ersten Bronzeperiode, sicherlich eine Art Brod sich gebacken haben werden, ähnlich jenem aus den Pfahlbauten der Steinperiode der Schweiz.

Fleisch. — Der Gaucho isst rohes Fleisch, wenn er sehr hungrig ist, und nicht abwarten kann, bis es gekocht sein wird. Um so anstandlos isst er es roh, wenn ihm das Feuer oder die Zeit zum Kocheu fehlt; — und natürlich, minder noch haben die Indianer Abscheu vor rohem Fleische. — Gewöhnlich aber essen es die einen wie die andern gebraten, Asado (auszuspr. Assado). Zu dem Ende spießt man das Fleisch auf den Asador oder eisernen Bratspiess, und diesen steckt man in den Boden hinein, mehr oder minder senkrecht und in der Mitte des Feuers. Das Fleisch wird entweder zuvor gesalzen oder während des Brateus mit salzigem Wasser begossen. Auf Reisen, wenn man, wie gewöhnlich, keinen Bratspiess bei sich führt, spitzt man einen Stecken zu und dieser vertritt dessen Stelle. Natürlich darf dann nicht in der Flamme, sondern nur im Kohlenfeuer gebraten werden. Das fette Fleisch wird vorgezogen, sowohl weil das Fett anstatt der Butter zum Braten dient, als weil es anstatt der seltenen oder fehlenden stickstofflosen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche zur Wärmezeugung nothwendig ist.**)

— Der Gaucho zieht den Rindbraten allen andern vor; der Indier hingegen isst den Pferdebraten lieber, jener einer jungen Stute ist ihm ein Leckerbissen. Für die Psychologie der Racen ist diese Thatsache nicht ohne Interesse, denn es ist sonderbar, wie das Fleisch eines eingeführten Thieres gerade die Lieblingsspeise des Indianers seit langer Zeit schon***) geworden ist. — Wenn das Fleisch eines geschlachteten Thieres nicht bald aufgezehrt werden kann, und es an Vieh keinen solchen Ueberfluss giebt, dass es erlaubt wäre, das Fleisch zu verwerfen, so wird es gesalzen, nicht aber geräuchert, sondern an einem Baume oder sonst wo starke Zugluft weht, aufgehängt und sehr bald getrocknet. Alsdann heisst es Charque (auszuspr. Tcharke), vom Quichuanischen Worte Chharqui, das gedörrtes Fleisch, magerer Mensch bedeutet. †) Die Indianer Südamerikas assen also vor der Entdeckung dieses Landes der-

*) Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Pfahlbauten, 5. Bericht. Zürich 1863. Taf. III, Fig. 5.

**) Der Asado con cuero oder ein Stück Fleisch, das noch mit dem behaarten Felle bedeckt gebraten wird, soll ein Leckerbissen sein.

***) Falkner, op. cit. S. 43 und De la Cruz, op. cit. S. 63. — Sonderbarer Weise kann dieses Factum ein Analogon in der Thierwelt aufweisen. Die einheimischen, argentinischen, phytophagen Insekten sind über die in Argentinien akklimatisirten Pflanzen hergefallen und zeigen eine besondere Vorliebe für dieselben.

†) Charquican heisst ein Gericht, das eben aus gebratenem, klein gebacktem Charque besteht, dem Erdäpfel, Kürbisschnitze und anderes Gemüse beigelegt und das mit Pfeffer und Goldäpfelbrühe gewürzt wird.

art zubereitetes Fleisch — und rohes Fleisch, Asado und Charque waren sicherlich auch die allerersten Speisen unserer Ureltern in der Steinzeit.

Gebränche. Als Brennmaterial zum Braten des Fleisches werden nicht nur Holz, Reisig, dürre Kubfladen und Pferdemit, sondern selbst Knochen verwendet, und manche angebrannte Knochen der Pfahlbauten und Terramaralager werden wohl auch die Ueberbleibsel eines Bratenfeuers sein. — Viele, wenn nicht alle Gauchos schneiden nicht das Stück Fleisch, welches sie in den Mund nehmen wollen, ab, bevor sie es in denselben stecken, sondern nehmen ein grösseres Stück, schieben davon in den Mund, was er zu fassen im Stande ist, und schneiden das übrige, den Lippen und Zähnen entlang, mit ihrem scharfgeschliffenen Messer ab. Es giebt wilde Völker, die denselben Brauch haben.

Von den Steigbügeln des Gaucho haben wir schon gesprochen. Er hat und braucht oft gar keine, wie der Indianer. Manchesmal hat er deren nur einen, um sich in den Sattel zu schwingen. Die Knaben können natürlich, wenn sie einmal aufs Pferd gestiegen sind, ihre Fussspitzen nicht mehr in den Bügel schieben. Sie nehmen alsdann die Schnur desselben zwischen die grosse und die zweite Zehe, und stützen so den Fuss auf den Bügelbogen. Viele Gauchos behalten diese Jugendgewohnheit, auch wenn sie gross geworden sind, bei, so wie, nach Gratiolet, es auch die abyssinischen Reiter thun, und dem Gaucho ist das auch dann möglich, wenn er Stiefel an hat, da seine Botas de potro, wie wir bereits wissen, mindestens die ersten Zehen unbedeckt und frei lassen. — Ueberdies bedient er sich der Zehen auch, um Gegenstände von der Erde aufzuheben, ohne sich eben die Mühe zu nehmen, sich hinabzubücken, d. h. er bedient sich bis zu einem gewissen Grade des Fusses statt der Hand, wie mehrere barbarische und wilde Völker anderer Gegenden und Welttheile. Derlei Thatsachen wären Belege für die Hypothese, dass der zweihändige Mensch von dem vierhändigen Affen abstamme.

Vieh. Fast alle zahmen Thiere Europas findet man in Argentinien, wie Katze, Hund, Schwein, Esel, Pferd, Kaninchen, Schaf, Ziege, Ochs unter den Sängethieren, Taube, Huhn, Pfau, Perlhuhn, Ente, Gans, Schwan unter den Vögeln. Hier will ich nur von zweien zahmen Säugethierarten sprechen, nemlich vom Schweine und vom Ochsen.

Schwein. — In den südlichen Theilen der Provinz Mendoza habe ich fast keine Schweine, Chanchos (auszuspr. Tschantschos), gesehen. Demungeachtet giebt es deren, wie z. B. in San Carlos, zwei Racen, eine grössere mit kleinen aufrecht stehenden Ohren, die viel Fleisch und wenig Speck liefert, und eine kleinere mit herabhängenden Ohren, die umgekehrt fetter wird als jene. In Graubünden habe ich auch zwei ähnliche Schweineracen gesehen, mit dem Unterschiede aber, dass die mit herabhängenden Ohren die grössere und die andere die kleinere ist. Diese, wie bekannt ist, stammt vermuthlich vom kleinen Torfschweine, *Sus palustris* Rüt., und jene vom grösse-

ren Wildschwein, *Sus scrofa* Lin., ab. — Nach Molina*) wären die Schweine gewöhnlich weiss in Chili und schwarz in Peru. Derselbe Schriftsteller ist der Meinung, dass jene Schweine nicht von Europa eingeführt, sondern indländisch seien, da das Schwein im spanischen Südamerika den oben angeführten indianischen Namen führt.

Ochs. — Da auf dem Lande die Oehsen im Freien geseblachtet und nach Abnahme von Fell und Fleisch liegen gelassen werden, hat es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, Oehseuschädel untersuchen zu können, und ich habe es zu thun auch nicht unterlassen. Bei einigen Schädeln läuft die Hinterhauptskante in fast gerader Linie von dem einen zu dem andern Hornzapfen, wie bei *Bos primigenius* Boj., bei andern hingegen erhebt sich in der Mitte der Occipitalwulst ziemlich nach oben, so dass er rasch nach den Hornansätzen abfällt, fast so wie man es bei der Torfkub, *Bos brachyceros* Rüt., beobachtet. Die erstere Schädelbildung habe ich an grösseren, vermuthlich Ochsen Schädeln, die andern bei kleineren, vermuthlich Kuhschädeln beobachtet. Jene hatten auch grössere, längere Hornzapfen, die wie bei *Bos taurus* L. entschieden nach aussen, vorn, oben und rückwärts gerichtet waren, bei den kleineren Schädeln waren sie fast nur nach aussen und vorn gerichtet. — Von den Vaens ñatas (nicht niatas oder natas) oder stumpfnasigen Kühen der Pampa spricht Darwin in seinen klassischen Werken. — Liebthätige Oehsen mit dunklen Querstreifen, wie Zebras, oder getigerte Oehsen sind in Argentinien nicht selten.

Einwohner. Indianer. — Martin de Moussy vereint alle Indianerstämme Argentinien's, vom 34. Grad südl. Br. bis zur Magellansstrasse, in zwei grosse Gruppen, die Patagones und die Pampas, jene südlich und diese nördlich vom Rio Negro. Und ich folge dieser Eintheilung, da auch die Argentinier keine andere kennen. Einige Schriftsteller, dem Laute des indianischen Wortes Pampa, das Ebene bedeutet, folgend, geben den Namen Pampas-Indianer oder Pampeaner allen jenen, welche die eben zwischen dem angegebenen Breitengrade und der Magellanstrasse sich ausdehnende Pampasie oder Gran Pampa durchwandern, und vereinen mit den eigentlichen Pampas auch die Patagonier. Andere zählen die Pampas zu den Indianern Paraguays, obwohl sie von diesem Lande durch einen von einer civilisirten Bevölkerung bewohnten Raum von vier Breitengraden getrennt sind. Diese Schriftsteller haben sie vielleicht verwechselt mit den Eingebornen des Gran Chaco (auszuspr. Tschako), einer ausgedehnten Ebene im Westen von Paraguay, die man also auch eine Pampa nennen könnte.***) — Auf der Reise vom Planchon nach Mendoza habe ich keine unabhängigen Indianer gesehen, obwohl ich über zwei Tage lang, von Los Animas bis Agua de los Castaños, längs der Grenze des Gebiets der freien, wilden Pampas reiste. Bei Agua caliente

*) Molina, op. cit. S. 226.

**) Näheres in den schon angeführten Materiali di paleontologia, S. 11 u. 12.

fürchtete ich wohl, dass unser Lagerfeuer während der Nacht das Augenmerk irgend einer Indiada oder Indianertruppe auf uns ziehen könnte, und meine Furcht war eben nicht ungegründet, denn kurze Zeit nach meiner Durchreise kamen jene Wilden in einer Streiferei bis zur nahen Laguna blanca, die entfernter und westlicher von ihrer Grenze gelegen ist als Agua caliente, zerstörten eine seit kurzem dort angelegte Estancia oder Meierei und raubten deren Vieh. Und hätten sie uns erspäht, so würden sie uns überfallen haben und ich würde wohl schwerlich jetzt diesen Aufsatz schreiben, da sie, nach dem Rechte der Gegenseitigkeit, alle weissen Männer tödten und nur deren Frauen und Kinder gefangen mit sich führen; und weil unser drei, zusammen mit nur drei Messern, zwei Pistolen und einem Revolver bewaffnet, unmöglich uns gegen dreissig oder mehr solcher Mordskerle hätten wehren können, schwerlicher noch ihnen entfliehen. Sonst hätte ich nicht ungern, selbst als Gefangener, ihre persönliche Bekanntschaft gemacht, um ihre Sitten und Gebräuche studiren zu können. Bei solchen Umständen aber zog ich es vor, mich mit dem Besitze zweier ihrer Schädel zu begnügen.*) Beide Schädel gleichen sich, selbst in der grösseren Entwicklung des linken Scheitelbeins im Vergleich zum rechten, was den Schädel, von oben gesehen, asymmetrisch erscheinen lässt; in der Grösse sind sie etwas wenig verschieden. Sie gehören dem brachykephalen Typus an, und ihr Gesichtswinkel misst 72 Grad. In der Form der Hirschale und vorzüglich des Hinterhauptbeins nähern sie sich dem Typus von Disentis (Germanenkopf), aber in der Enge des Kopfs, in der Entwicklung der Augenbrauenbögen und in der Vertiefung der Nasenwurzel gleichen sie mehr dem Typus von Sion (alshelvetische Form). Von ihnen unterscheiden sich die von mir gesammelten Patagonierschädel vorzüglich durch die Hypsokephalie; ihr Gesichtswinkel misst 78 Grad.***) — Die Farbe der Pampas ist grau-grün-gelb-bräunlich; Mantegazza***) vergleicht sie mit der Farbe des thonigen Schlammes oder des loharen Leders. Mit dieser Färbung vergleicht Hensel†) auch die Farbe der Coroados Brasiliens.

*) Diese hatten zweien Individuen angehört, welche in einem Scharmützel gefallen waren, das sie vier Monate früher mit den argentinischen Truppen bei einem ihrer Einfälle in die nördlicher gelegene Provinz San Luis gehabt hatten. Ich verdanke sie der Güte des Statthalters jener Provinz Don Justo Darak. Als ich ihm meinen Wunsch ausgesprochen hatte, einige Indianerschädel mir zu verschaffen, so schickte er einen jener Soldaten, die gegen jene Pampas gekämpft hatten, auf das Schlachtfeld, und dieser hieb zweien der dort unbeerdt liegen gebliebenen und grösstentheils schon verwesenen Indianerleichen die Köpfe ab und brachte sie mir noch theilweise mit der eingeschrumpften, dünnen Haut und mit Haaren bedeckt. Ich habe diese Schädel in den schon angeführten *Vinggi nell' Argentina*, I. Bd., I. Heft, nach Tatti's Photographien abbilden lassen, und sie sind nun mit andern von mir gesammelten südamerikanischen Schädeln im Museo craniologico nazionale in Turin aufgestellt.

**) Sie sind in den *Atti della Società Italiana di Scienze Naturali in Milano*, Vol. X, 1867, Taf. 1, nach Photographien abgebildet worden und ebenfalls im Museo craniologico in Turin aufbewahrt.

***) Mantegazza, op. cit. II. Bd., p. 297.

†) Hensel — *Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul*. In der *Zeitschrift für Ethnologie*, I, S. 128. — Berlin 1869.

Mit Ausnahme einiger Indianerstämme Nordamerikas scheinen alle anderen Indios keine Rothhäute zu sein. Ihr Kopf ist verhältnissmässig nicht klein. Das Haar ist schwarz, nicht fein, straff, von mittlerer Länge und fällt fast dachförmig vom Scheitel herunter. Die Stirn ist nicht hoch, die Nase breit. Das Gesicht ist etwas breit und die Backenknochen sind mehr oder weniger vorstehend, so dass das ganze Gesicht an den mongolischen Typus erinnert,*) obwohl eine schiefe Stellung der wenig offenen Augen sich kaum bemerken lässt. Nur wenige Barthaare wachsen um die Lippen und ums Kinn des Pampa, allein aus Schönheitssinn rupft er sich dieselben mit einer Kneipzange aus. Nach Mantegazza**) lassen sich einige Pampas eine sehr schmale Linie davon oberhalb der Oberlippen wachsen. Ihre Zähne sind kaum schärfer gestellt als bei Weissen. Von Gestalt sind sie kräftig, eher klein, manches Mal stämmig und fett, andere Male dünn und hager. Die Weiber sind stets klein und nicht unschön. Beide Geschlechter zeichnen sich, wie alle Indianer, durch kleine Hände und Füsse aus. — Das Gesicht der Weiber hat gewöhnlich einen sanften Ausdruck, das der Männer ist apathisch und drückt manchmal Gemeinheit, andere Male selbst Grausamkeit aus. — Von der Intelligenz, vom Charakter und Temperamente, von den Sitten und Gebräuchen, von der Religion, von der Industrie, sowie von der eben nicht anziehenden Art, wie die sogenannte Civilisation an die Indianer herangetreten ist und die civilisirten Menschen sie behandeln, werde ich in einem andern Aufsatze sprechen. Hier will ich nur bemerken, dass man die verhehlte Indianerfrau von der ledigen an der Stecknadel, womit sie ihr Ueberwurf Tuch auf der Brust befestigt, unterscheidet; denn bei ihr vertritt eine grosse Metallscheibe die Stelle des Nadelkopfes. Von dieser Stecknadel hängen metallene oder Glasperlen-Schnüre herab, an deren Ende allerlei Münzen und Medaillen angebracht sind.***). So geziert, sagt De Mortillet, †) haben diese Brustnadeln grosse Aehnlichkeit mit gewissen alten Fibeln von Hallstatt.

*) Und weil an den Mischlingen zwischen Eingebornen und Weissen noch die Spuren jenes Typus erkenntlich sind, nennt man sie in den südlichen Provinzen Argentiniens Chinos (auszuspr. Tschinos), d. h. Chinesen, in den nördlichen Provinzen heisst man sie Cholos (auszuspr. Tscholos).

**) Mantegazza, op. cit. II, p. 309.

***) Siehe *Viaggi nell' Argentina* u. s. w., I Bd., 2. Heft, Taf. I.

†) De Mortillet, *Matériaux pour l'histoire primitive et philosophique de l'homme*. Paris 1868, IV, p. 242.

Die Indier des südlichen Chile von sonst und jetzt.

Vortrag gehalten in der anthropologischen Gesellschaft am 2. April d. J.
von Dr. Fonck.

Das Gebiet, auf welches sich meine direkten Beobachtungen und Erfahrungen beziehen, umfasst die Provinzen Chiloë, Llanquihue und Valdivia. Dieseiben erstrecken sich vom 38. Grad bis zum 43. Grad südl. Br. an der Westküste des Grossen Oceans entlang; nördlich schliesst sich an sie das Gebiet der unabhängigen Araukaner. Innerhalb dieses Theiles von Chile findet der für die Configuration des Landes so bedeutungsvolle Uebergang vom Festlande zu den Inseln statt, indem nämlich das grosse Längsthal unter das Niveau des Meeres herabsinkt, während die Küsten-Cordillere als Inselkette aus demselben hervorragt und der Fuss des Andes-Gebirges von da ab bis zum Cap Horn von ihm bespült wird. Das Klima ist milde; in Folge der kalten Meeresströmung, welche die Küste trifft, sogar verhältnissmässig kühl; die Regenmenge ist sehr bedeutend, in Valdivia und Chiloë wahrhaft excessiv. Einige grössere Flächen im Araukaner Gebiete und einzelne durch Cultur gewonnene Strecken abgerechnet, ist das ganze Land mit einem undurchdringlichen, immergrünen Urwalde bedeckt. Ferner erinnere an mehrere grössere Seen, welche diese Provinzen schmücken und das colossale Anden-Gebirge mit seinen Vulkanen und Schneebergen, welches sie überragt. Endlich erwähne in Betreff der Geologie, dass, abgesehen vom vulkanischen, plutonischen und metamorphischen Gestein der Anden und Küsten-Cordillere, alles Uebrige der Tertiär-Formation angehört. Der Theil davon, den ich in der Umgebung von Puerto Montt beobachtet habe, scheint zur sogenannten Drift-Periode, d. h. zur jüngsten Abtheilung der Pliocene-Formation zu gehören.

Es scheint, dass die einheimische Bevölkerung von ganz Chile ein und demselben Stamme angehörte: sie waren wenig zahlreich, setzten der Eroberung geringen Widerstand entgegen und haben sich mit den Abkömmlingen der spanischen Eroberer und Kolonisten derart vermischt, dass sie nicht mehr kenntlich sind. Die durch Volksmenge und Tapferkeit ausgezeichneten Stämme südlich vom Maule haben bis zum Archipel von Chiloë und wahrscheinlich noch weiter nach Süden dieselbe Sprache. Wir finden hier zunächst am Ufer des Maule die längst verschwundenen Promancans, von denen nur so viel bekannt ist, dass sie den Peruanern und Spaniern tapferen Widerstand leisteten. Südlich von ihrem ehemaligen Gebiete wohnen die berühmten Araukaner; östlich von letzteren die Pehuenchen, welche ursprünglich die Cordillere bewohnten und von den Früchten der Araukaria-Fichte („Pehuen“) lebten — daher ihr Name — jetzt aber mit den Pual-

ches, einem Stamme derselben Familie, vereinigt, die Pampas bis zum Rio Negro im Süden bewohnen. An die Araukaner schliessen sich die Cuncos in den Provinzen Valdivia und Llanquihue und an diese die Chiloten. Die Araukaner und die Pehuenchen fasst man wohl unter dem Namen der Moluches, die Cuncos und Chiloten unter dem der Huiliches zusammen, während die Araukaner selbst Epicuntus oder Picunches, die Cuncos auch Mapunches genannt werden. Auf die Deutung dieser verschiedenen Namen hier einzugehen, würde zu weit führen. Nur sei bemerkt, dass der Name Araukaner, welcher von den Spaniern den Picunches beigelegt worden, kein Volksname ist, sondern sich nur auf die Bewohner der Landschaft oder des Gaues Arauco bezieht, welcher der Grenzhauptstadt Concepcion zunächst lag.

Die Araukaner kenne nicht aus eigener Anschauung: ihre Geschichte, Sitten und Eigenthümlichkeiten zu schildern, würde eine besondere Aufgabe sein, die mir hier fern liegt. Ich beschränke mich darauf, flüchtig auf einige Gebräuche aufmerksam zu machen, die bei einem Vergleiche mit denen des Urzustandes anderer Völker vielleicht von besonderem Interesse sein könnten.

Ihre Waffen bestanden ursprünglich in Pfeilen und Bogen, welche man bei allen Stämmen bis zum Feuerlande herab findet, ferner in sogenannten „Macanas“ (eine Art Streitkolben oder Keulen), in Piken und „Lazos“ (Wurfschlingen) aus Schlingpflanzen gemacht. Jetzt ist das ganz anders; vielleicht schon seit 150 bis 200 Jahren ist die Lanze ihre vorzüglichste, wenn nicht einzige Waffe. Diese vollständige Umgestaltung in der Art ihrer Kriegführung, ja ihrer ganzen Lebensweise wurde veranlasst durch die Einführung des Pferdes. Waren sie anfangs dem Häuflein der Eroberer durch ihre grosse Zahl furchtbar gewesen, so wurden sie es später durch ihre Schnelligkeit und Flüchtigkeit. Im Jahre 1585 — 44 Jahre nachdem die Spanier zuerst festen Fuss in Chile gefasst hatten — führte der junge Toqui Noncunahuel die erste 150 Mann starke Reiterschaar ins Feld. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf den merkwürdigen und von Grund aus umwälzenden Einfluss aufmerksam zu machen, den das Pferd auf die indischen Volksstämme Nord- und Süd-Amerikas überall da gehabt hat, wo die Bedingungen zu seinem Gedeihen vorhanden waren, also in den Länder-Gebieten mit waldlosen und nicht allzu hoch gelegenen Ebenen. Es ist höchst interessant, dass derselbe in vollständig getrennten Ländern der gleiche gewesen ist. So finden wir in der südlichen Hälfte Süd-Amerikas die Araukaner, Pehuenchen, Pampas-Indier, Patagonier u. s. w., welche einè den Beduinen, Kirgisen und andern zu Pferde nomadisirenden Völkern der alten Welt ähnliche Lebensweise angenommen haben, und ganz ebenso in Nord-Amerika die Apaches, Comanches, Sioux und andere. Ohne das Pferd würden diese Völker längst dem Einflusse der Civilisation unterlegen sein, so aber ist es ihnen gelungen, sich zu erhalten, sich den Weissen durch ihre Raubzüge noch bis heute furchtbar

zu machen und dabei in grösserer Zahl ihre Wohnsitze auf Gegenden auszu-
dehnen, die ohne das Pferd unbewohnbar sind.

Die oben erwähnten Waffen (Keulen und Piken) waren vermuthlich von
Holz. Der Dichter Ercilla erwähnt auch Aexte, doch waren diese jedenfalls
wenig gebräuchlich und wissen wir nicht, von welchem Material sie gewesen
sind. Dagegen führten die Toquis oder obersten Heerführer im Kriege, eine
Art Diktatoren, welche aus den Tüchtigsten des ganzen Volkes gewählt wur-
den, als Zeichen ihrer Würde eine schwarze marmorne Axt. *) Was den Mar-
mor betrifft, so möchte dies bezweifeln, da man bis jetzt noch keinerlei Kalk-
stein im südlichen Theile von Cbile gefunden hat. Wahrscheinlich war diese
Insignie von demselben schwarzen Stein, vielleicht Basalt oder Melaphyr, von
dem auch mehrere andere indische Gegenstände gesehen habe.

Zu den barbarischen Kriegsgebräuchen der Araukaner gehörte auch der,
aus den Schienbeinen der erschlagenen Feinde Flöten zu machen und ihre
Schädel bei festlichen Gelagen als Trinkgefäss zu gebrauchen. Das letz-
tere erinnert an den gleichen Gebrauch bei den Gothen und Longobarden,
wenn ich nicht irre.

Um ihre Feinde zu schrecken, nahmen sie auch aus Holz geschnitzte
Masken vor; ich habe einige dieser Masken gesehen, welche recht sauber
gearbeitet waren.

Ein sowohl den Araukanern als auch den Pehuenches und Huilliches
gemeinschaftlicher Gebrauch ist das Chuera oder Linao-Spiel, welches
mit dem englischen Crickett die grösste Aehnlichkeit hat, man möchte sagen
identisch ist.

Die Araukaner und Cuncos rauchten Tabak. Ob die gewöhnliche Ta-
bakkpflanze oder eine der einheimischen Species von Nicotiana, lässt sich
nicht bestimmen. Ein Schriftsteller über Cbile versichert, dass ihr Tabak viel
stärker sei wie der gewöhnliche. Daher mag es kommen, dass die Pfeifen,
woraus sie rauchen, einen so kleinen Kopf haben. Doch erinnere daran, dass
auch die in Süd-Amerika allgemein gerauchten Papier-Cigarren viel kleiner
sind, als die bei uns gebräuchlichen „Puros“, ohne dass darum der Genuss
und die Leidenschaft dazu dort geringer wären. Jetzt haben diese Indier kei-
nen andern Tabak als den, welchen sie von den Weissen erhandeln.

Zur Zeit der Spanier hatten alle diese Indier als Haushier das „Chili-
hueque“, dessen Wolle sie spannen und welches sie bei Festen opferten.
Es gehörte zur Familie der Kameel-Schafe; man hatte es in verschiedener
Farbe und Zeichnung, gerade wie die Peruaner noch jetzt das Llama und
vermuthlich ist es mit diesem, welches, wie es scheint, als das gezähmte
Guanaco zu betrachten ist, identisch. Jetzt ist das Chilihueque längst aus-
gestorben und an seine Stelle unser Schaf getreten. Einige Getreide-Arten.

*) Diese Axt führte ebenfalls den Namen Toqui; sie wurde im Lager als Feldzeichen in
die Erde gesteckt, war also vermuthlich lang gestielt.

die sie angebaut haben sollen, sind ebenfalls abhanden gekommen und durch die europäischen verdrängt worden; nur die Kartoffel, dieses köstliche Produkt der Westküste von Süd-Amerika, ist geblieben.

Die Cuncos,*) obgleich ursprünglich nicht minder tapfer und zahlreich wie die Araukaner, haben ihre Nationalität nicht so gut zu bewahren gewusst. Nach der Zerstörung der Städte Valdivia und Osorno und der Vertreibung der Spanier (1602) durch dieselben konnte die nächste spanische Ansiedlung Chiloé, wo Rindvieh selten ist, ihren etwaigen Raubzügen nichts bieten; auch ist die Wald-Vegetation in diesen Provinzen so ausserordentlich mächtig, dass die Wege, nachdem die Verbindung mit den Spaniern aufgehört hatte, sehr bald davon überwuchert wurden, so dass ein schuelles Vordringen zu Pferde ganz unmöglich war und die Uebergänge über die Cordillere nach den Pampas bald aufhörten gangbar zu sein. Auch wirkten die Pocken und andere epidemische Krankheiten wahrhaft verheerend unter ihnen, so eine grosse Seuche im Jahre 1638 (Brouwer), welche ein Drittel der Bevölkerung hinraffte. So finden wir denn dieselben in geringer Zahl und friedlich lebend in der Provinz Valdivia und in dem nördlichen Theile von Llanquihue, und so ist es wohl auch gekommen, dass der ganze südliche Theil des Festlandes von Osorno bis Puerto Montt, in dessen Mitte der See Llanquihue liegt, den sie früher ebenfalls inne gehabt hatten, gänzlich unbewohnt war, als die deutschen Colonisten sich dort ansiedelten. Diese fanden dagegen dort viele und mannigfache Reste dieses zahlreichen und fleissigen Volksstammes, von denen mehrere gesammelt und mitgebracht habe.

Ausser diesen gleich vorzuzeigenden Gegenständen fanden sich eine in den weichen Saudstein gehauene Wohnung,**) sehr viele Feuerstellen, Kohlen, Spuren von Wegen, Gräben, Brücken, künstlich gefassten Quellen, einzelne Dinge von Eisen, so ein Meissel, ein Theil eines Steigbügels, viele irdene Töpfe***) zum Kochen und anderm häuslichen Gebrauche, viele sogenannte „Harina“-Steine, auf welchen der mit heissem Sande geröstete Weizen zu „Harina“ zerrieben wird, welche eins der vorzüglichsten Nahrungs-

*) Vergl. eine sehr anziehende Schilderung derselben von Professor R. A. Philippi in Santiago im Auslande 1869, No. 9 und 10.

**) Der Kolonist A. Püschel fand (1866) in der Nähe des sogenannten kleinen Hafens an der Ostseite des Sees Llanquihue einen durch einen schmalen Hügelzug mit senkrechten Wänden gebauenen niedrigen Gang, welcher zu einer kleinen Fläche ebenen und trockenen Landes führte, die ringsum von steilen Abhängen und nach dem Ufer zu von Sumpf begrenzt, also sonst von allen Seiten unzugänglich war. In der einen Bergwand fand sich eine vorn weit offene Höhle, eine frühere indische Wohnung, mit einer Feuerstelle und vielen Strichen und anderen nicht zu deutenden Zeichen an den Wänden. In dem Gange lagen zwei irdene Töpfe.

***) Die grosse Zahl irdener, noch brauchbarer Töpfe und Krüge, welche man gefunden hat, bedürfen, wie es scheint, einer besonderen Erklärung. Man könnte daraus schliessen, dass diese Bevölkerung ihren Wohnsitz plötzlich verliess und dabei genöthigt war, ihr Hausgeräth im Stich zu lassen. Dagegen wäre allerdings zu bedenken, dass der Transport so zerbrechlicher Dinge auf diesen Waldwegen schwierig ist und demnach dieses Geschirr auch mit Vorbedacht zurückgelassen worden sein kann.

mittel ist und noch jetzt die Stelle des Brodes vertritt und namentlich ein haltbarer und unentbehrlicher Reiseproviant ist. Auch erhielt von dort eine sehr zierlich gearbeitete Pfeilspitze von schwarzem Stein; dieselbe war fast 2 Zoll lang und wenig über $\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die Pfeilspitzen, welche vom Feuerlande gesehen habe, waren von durchsichtigem Stein oder Glase und breiter und kürzer. Ferner erhielt von verschiedenen Fundorten zwei ganz gleiche Kugeln von der Grösse eines kleinen Apfels, von demselben schwarzen Stein, sauber gearbeitet und geglättet. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, wozu dieselben gedient haben mögen; zu Wurfkugeln („Bolas, Laques“), welche als Waffe und zum Erlegen der Thiere auf der Jagd noch jetzt von Pehuenchen und andern Stämmen gebraucht werden, sind sie einerseits zu klein, andererseits ist auch die sorgfältige Bearbeitung dazu durchaus überflüssig. Eine Indierin erzählte mir, dass die Zauberer („Brujos, Machis“) ihres Volkes solchen Kugeln Feuer und Funken entlocken — also eine elektrische Erscheinung — relata refero. Endlich erwähne noch, obgleich diese nicht selbst gesehen habe, alte Befestigungs-Anlagen mit Gräben und Wällen in den verschiedensten Theilen des Landes, auch an Orten, wie auf den Huaitecas-Inseln, wo sie nicht von den Spaniern herkommen können; sowie auf die Spuren ehemaliger Goldwäschereien n. s. w.

Diese Reste gehören theils einer Periode vor Ankunft der Spanier, als diese Indier sich noch ihrer einfachen Steinwerkzeuge bedienten, theils der nächsten Zeit nach der Eroberung an. Ihre Frauen spannen sehr fleissig, wie die vielen Spinnwirtel beweisen: von einem Kolonisten erhielt 6 Stück derselben auf einmal. Ueberhaupt waren die von ihnen hinterlassenen Gegenstände recht sauber gearbeitet; die Steine dazu wussten sie sich aus grösserer Entfernung zu beschaffen und jedes Werkzeug war aus einer besondern Steingattung gearbeitet. So waren die Harina-Steine aus einem Blasen enthaltenden Steine, ganz ähnlich den Nieder-Mendiger Mühlsteinen, wodurch sie bei der Abnutzung immer scharf blieben.

Als einen in der That seltsamen Fund muss noch folgenden erwähnen. Der 3 Meilen breite Isthmus, welcher den See Llanquihue von der Seeküste bei Puerto Montt scheidet, besteht aus stufenförmig über einander liegenden Ebenen bis zu etwa 1 Meile Entfernung vom See, wo ein unregelmässiger Höhenzug auftritt, welcher bis in die Nähe des Sees streicht und dann ebenfalls terrassenförmig zu demselben abfällt; zu beiden Seiten dieser Hügel setzt sich die Ebene bis in die Nähe des Sees fort, ohne ihn jedoch zu erreichen. Auf dieser Fläche wachsen mehr als 1000jährige Alerce-Bäume, während der Höhenzug ebenfalls höchst corpulente Bäume trägt. Letzteren, der von Norden nach Süden streicht, habe mir öfter als die Moräne eines früheren, aus der Cordillere hervortretenden riesigen Gletschers vorgestellt. Etwa in der Mitte desselben und fast auf der Höhe grub ein Kolonist einen Brunnen und stiess dabei in der Tiefe von 22 Varas — etwa 60 Fuss — auf einen irdenen Topf derselben Art, wie man sie jetzt dort sowohl noch in

Gebrauch hat — als auch, wie eben erwähnte, zuweilen verlassen findet. Die untere Hälfte des Topfes steckt noch jetzt in der Wand des Brunnens. Da die Vorrichtung zum Herablassen in den Brunnen nicht die beste war, so habe es allerdings nicht mit eignen Augen constatirt, allein ich zweifle durchaus nicht an der Wahrheit; einige der herausgebrachten Scherben habe selbst gesehen. Im Falle es für wichtig gehalten werden sollte, das Faktum genauer festzustellen, wird mein werther College und Nachfolger Dr. C. Martin in Puerto Montt dies gewiss gern besorgen. Es ist nicht anzunehmen, dass Menschen den Topf in eine solche Tiefe vergraben haben und war auch keine Spur davon zu erkennen. Man kann also kaum anders annehmen, als dass dieser Topf vom Wasser erfasst zum Geschiebe geworden ist und dann gleiches Schicksal mit dem Gerölle hatte, das über und unter ihm liegt. Hiernach wäre das Alter desselben ein unglaublich hohes und dürfte er zu den ältesten bekannten Funden menschlicher Thätigkeit gehören. Nöthigenfalls würde bereit sein, einige Notizen über die Geologie und Configuration der nähern Umgebung jenes Fundortes zu geben.*)

Nach Süden zu fortschreitend, finden wir am Ufer des Golfs von Reloncavi dieselben Spuren einer untergegangenen Bevölkerung: auch dort findet man die Steinmeissel und Krüge aus Peru verlassen im Walde liegend und Furchen, wo früher Kartoffeln gebaut worden waren, auf jetzt bewaldetem Lande. Das Gleiche scheint auf der Insel Chiloë der Fall zu sein. Dagegen begegnen wir einer neuen Erscheinung: die vielen Inseln und langgestreckten Küsten und Kanäle beherbergen eine Menge essbarer Schalthiere, ausserdem Fische, Krebse, Seesterne u. s. w., kurz alle Produkte des Meeres in reichlichem Maasse. Die Bevölkerung hat dort von uralten Zeiten her das Meer als Nahrungsquelle ausgebeutet. Auch jetzt noch, wo die Bewohner Ackerbau (vorzüglich Kartoffeln) und Viehzucht (Schweine, Schafe) treiben, siedeln sie sich dennoch fast nur in unmittelbarer Nähe des Ufers an, um täglich ein oder zwei Mal zur Zeit der Ebbe Schalthiere zu sammeln. An Punkte, wo dieselben besonders reichlich vorhanden sind, ziehen sie mit ihren Booten hin, um dort grösseren Vorrath davon zu machen. In früheren Zeiten lebten sie ohne Zweifel hauptsächlich von dem Ertrage des Meeres und ich glaube, dass sie in der Urzeit einzig und allein darauf angewiesen waren und dass sie ursprünglich dieselbe Lebensweise führten wie ihre Nachbarn, die jetzt ausgestorbenen Chonos-Indier und wie noch jetzt die Feuerländer, welche bekanntlich mit ihren Kanoes aus Rinde nomadisirend von einer Uferstrecke zur andern ziehen. Da aber Chiloë fruchtbares Land hat, war es leicht, dass sie von ihren Nachbarn des Festlandes den Ackerbau lernten, was bei der Beschaffenheit der Chonos-Inseln und des Festlandes unmöglich gewesen wäre, wo für uncivilisirte Menschen in der That

*) Dieser Brunnen liegt beim Hause des Kolonisten Mädingers am Wege von Puerto Montt nach dem See.

keine andere Art der Existenz denkbar ist. Diese frühere Lebensweise scheint sich auch in dem Typus der Chiloten auszusprechen, denn obgleich mit ihren festländischen Nachbarn von einer Sprache, unterscheiden sie sich von ihnen durch noch etwas niedrigere Statur, niedrigere Stirn, plumpen Fuss und eingedrückte Nasen, während wir bei jenen meist Adlernasen, stärker vorspringende Backenknochen und einen zierlich gewölbten Fuss finden. Auch zeigen die Chiloten, verglichen mit den Araukanern und frühern Cuncos, eine grosse Verschiedenheit im Charakter; während diese Waldbewohner kriegerisch, ernst und stolz sind, sind jene Insulaner unterwürfig, friedlich und zuvorkommend und haben kaum je gegen die spanischen Eroberer rebellirt. Sehr anregend dürfte die Untersuchung der Frage sein, inwiefern die geschilderte Lebensweise und vor Allem der beständige Genuss von Schalthieren die erwänte Harmlosigkeit des Charakters der Chiloten, im Gegensatz zu dem hochfahrenden Temperament ihrer sprach- und stammverwandten Nachbarn, von Einfluss ist. Ich glaube, dass die Chiloten sehr grosse Aehnlichkeit mit den Feuerländern haben und vielleicht ursprünglich von einem Stamme mit ihnen sind. Interessant ist, dass an der Küste der Wüste von Atacama, am äussersten Nordende von Chile, ein kleiner Volksstamm von nicht vollen 500 Seelen, der längst seine Sprache vergessen hat, die Changos,*) noch jetzt dieselbe Lebensweise wie die frühern Chiloten und die Feuerländer führen, indem sie von Strand zu Strand ziehen, um Schalthiere zu sammeln, zu fischen n. s. w. Ich halte es für wahrscheinlich, dass in vergangenen Zeiten dieser auf das Meer angewiesene Volksstamm die ganze Küste von Chile entlang lebte und also muthmasslich sich von der Grenze der heissen Zone bis an das äusserste Ende Süd-Amerikas erstreckte. Es gehören demselben zugleich die am meisten nach dem Südpol zu vorgeschobenen Bewohner der Erde an. So ist es also äusserst merkwürdig, dass dieselben viele nicht zu verkennende Analogien mit den andern Endbewohnern der Erde auf der nördlichen Halbkugel, den Eskimos, bieten.

Um zu den jetzigen Chiloten zurückzukehren, bemerke, dass alle Christen sind und ihre Sprache vollständig durch die spanische verdrängt ist, so dass nur noch einzelne alte Leute dieselbe verstehen. Neben der Physiognomie kennzeichnen ihre Namen den indischen Ursprung.

In Chiloë hatte Gelegenheit, die Anfertigung der irdenen Töpfe, welche jetzt noch ebenso wie vor Zeiten im Gebrauch sind, zu sehen. Sie geschieht ohne Töpferscheibe: der angemachte Thon wird mit einem grobkörnigen Pulver, welches man durch Zerstampfen von stark glimmerhaltigen und vorher in Feuer geglühten Granitsteinen erhält, gemischt — alle alten Topfscherben enthalten diese Beimischung und soll in der That der beste Thon ohne dieselbe unbrauchbar sein. Aus dem so zugerichteten Teige rollen sie lange, wurstähnliche Rollen mit den Händen aus, nehmen darauf ein

*) Siehe die Reise in die Wüste von Atacama von Prof. R. A. Philippi.

rundes, glattes Stück zum Boden des Topfes und legen auf den Rand eine jener Rollen rund herum, indem sie mit den Fingern das Stück seitlich platt drücken und die Fugen zusammenstreichen. Darüber legen sie dann ebenso eine zweite Rolle, auf diese eine dritte und so fort, bis das Gefäss im Rohen gebildet ist; dann werden noch die Fugen zwischen den Rollen in- und auswendig mit einer Culerg genannten Muschel geglättet und schliesslich die Töpfe im Rauche getrocknet und am offenen Feuer gebrannt

Interessanter und wichtiger noch sind die mannigfachen Eigenthümlichkeiten, welche der Verkehr der Chiloten auf dem Meere zwischen ihren Inseln und am Ufer desselben ergibt. Hierhin gehören besonders ihre früheren Fahrzeuge, Piraguas genannt, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, vor Allem aber die gewaltigen Haufen und Bänke von Muschelschalen, welche man am Ufer findet, die ganz genau eine Wiederholung der „Kjökenmöddings“ der dänischen Inseln sind. Dieselben entstanden dadurch, dass die Bewohner an gewissen, besonders geeigneten Stellen die gesammelten Schalthiere zubereiteten und verzehrten. Die Zubereitung geschieht in sogenannten „Curantos“, in welchen die Muscheln, Fische, Kartoffeln und Speisen jeder Art durch im Feuer erhitzte und dann mit Erde bedeckte Steine gar gekocht oder vielmehr gebacken werden. Jene grossen Muschelbänke, welche wohl bis zu 20 Fuss Höhe und 100 und mehr Fuss Länge vorkommen mögen, sind nach und nach durch solche Curantos*) entstanden. Man findet daher in ihnen ausser den Schalen der vorzüglichsten essbaren Muscheln (Species von Venus, Mytilus und Solen) rundliche Steine, Kohlen und verkohltes Holz, Knochen von Fischen, Schalen von Seeigeln, Krebsen u. s. w. und nicht selten auch gauze Gerippe und Schädel. Diese Bänke sind gewöhnlich mit uralten, riesigen Bäumen bewachsen, zwischen denen die neue Generation noch fortfährt, Curantos zu machen. Kleinere Curantos und Muschelhaufen findet man bei jedem Hause. Ich glaube, dass Darwin diese selben Muscheln als von der Erhebung des Landes über das Meer herrührend betrachtet, was für irrthümlich halte; ich habe in einem Aufsätze in Petermann's Mittheilungen (1866) etwas darüber mitgetheilt.

Die schon erwähnten, jetzt ausgestorbenen Chonos-Indier, südlich von Chiloë, hatten die eigenthümliche und den übrigen Indiern Chile's fremde

*) Die Gestalt dieser früheren Curantos ist sehr charakteristisch und überraschend, sie gleicht genau einem Vulkan en miniature mit sehr sanft ansteigenden Wänden und bildet eine hauptsächlich aus Muschelschalen bestehende Erhöhung von verschiedener Höhe, in deren Mitte sich eine mulden- oder nabelförmige, runde Vertiefung befindet, deren Grund unregelmässig ist durch darin liegende rundliche Steine von durchschnittlich Faust-Grösse. Sind die Muschelthiere in einem solchen Backofen — unstreitig die älteste und einfachste Art desselben — weich geworden, so verspeist sie die Familie rings herum sitzend, wobei die leeren Schalen rings um die in der Mitte gelegene und durch Herausnahme des Inhalts etwas vertiefte Feuerstelle liegen bleiben, unter welchen dann wohl noch die Hunde und Schweine eine Nachlese haften. Wo sich, wie in den erwähnten Muschelbänken, diese Curantos über- und nebeneinander gehäuft haben, ist ihre Form nicht mehr so deutlich. Später sind diese Stoffen, ausser durch ihre Form, auch durch den hellgrünen Rasen, der sie bedeckt, und einzelne Kalk liebende Pflanzen kenntlich.

Sitte, ihre Todten, in Rinde von „Cipres“ (*Libocedrus tetragona*) gehüllt, in Höhlen beizusetzen, wo sie zu Mumien vertrockneten. In Betreff ihrer Werkzeuge erwähnt ein spanisches Dokument vom Jahre 1729, dass sie von Stein sind und dass sie von diesem Material Aexte, Hohlbeile (Declisel), Meissel und Messer haben. Als Waffen scheinen also diese Art Werkzeuge nicht gedient zu haben.

Ein Russe, der diese Inseln vielfach besucht und durchstreift hat, erzählte mir, dass er eine steinerne Schüssel und eine Vorrichtung zum Schärfen der Steinmeissel auf denselben gefunden habe.

Ich komme endlich zur Besprechung der von mir mitgebrachten Gegenstände.

Unter den zumeist im Gebiete der Cuncos gefundenen Dingen erwähne:

1) Einen sehr beschädigten Schädel, Reste eines Gerippes und ein kleines Töpfchen, znsammen gefunden auf einer deutschen Farm im Frutillar am See Llanquihue in einiger Entfernung vom Ufer desselben, beim Abgraben eines Platzes für ein Haus. Das Töpfchen giebt eine gute Idee von der Art dieses Geschirres. Zugleich beweist es die Allgemeinheit der Sitte unter den Indiern Süd-Amerikas, ihren Todten Zehrung mit ins Grab zu geben. In Peru geschah dieses in sehr künstlichen und eigenthümlich verzierten Gefässen von feiner Masse. Der Abstand zwischen letztern und diesem höchst einfachen Töpfchen, dessen einzige Verzierung in schräg verlaufenden schwarzen Streifen besteht, lässt uns einen ungefähren Schluss thun auf den grossen Unterschied in der Bildung zwischen den peruanischen und chilenischen Urbewohnern.

2) Sechs einfache Steinmeissel verschiedener Grösse, von 0,09 bis 0,28 Meter Länge. An dem kürzesten darunter könnte vielleicht, da er verhältnissmässig breit und sein oberes Ende unregelmässig ist, ein Theil desselben abgebrochen sein. Bei zwei von ihnen ist die scharfe Schneide recht gut erhalten. Die jetzigen Bewohner wissen über den Gebrauch dieser Meissel nur so viel, dass sie zum Behauen des Holzes dienen; also zur Anfertigung ihrer Piraguas und Kanoes und ihrer Häuser, zum Abhauen der Bäume und Spalten des Holzes beim Urbarmachen des Waldes u. s. w. War es doch Sitte, dass kein junger Mann eher heirathen durfte, bis er nicht durch Umbauen eines Baumes bewiesen hatte, dass er hinlänglich kräftig und geschickt sei. In Betreff der Handhabung wird angegeben, dass das obere raube und sich allmählich verschmälernde Ende in das Loch eines Stieles befestigt oder mit starken Schlingpflanzen an ein passendes Holz gebunden wurde. Doch sind diese Angaben keineswegs als zweifellos zu betrachten und ich halte es für möglich, dass sie bloss mit der Hand geführt wurden.

3) Eine Steinaxt mit einem Loche am oberen Ende. Dieselbe ist mir von meinem Freunde Herrn Alfred Tysska zur Vorzeigung geliehen worden. Derselbe erhielt sie vom Nordufer des Sees Llanquihue. Die Schneide ist bedeutend breiter wie bei den Meisseln. Die hier vorliegende ist von verhältniss-

mässig weichem Stein. Ich hatte früher eine eben solche, jetzt im Museum von Santiago befindliche, welche etwas länger und breiter wie diese und von einem sehr harten, grünlich marmorirten Steine war; das Loch daran lief von beiden Seiten trichterförmig zu. Interessant ist, dass sowohl die Meissel wie diese Aexte genau die Form und das Princip der jetzt gebräuchlichen nord-amerikanischen Holzäxte einhalten, indem nämlich die Dicke von der Mittellinie zu nach allen Seiten hin abnimmt; diese Eigenschaft hat nämlich den Vortheil, dass die Axt sich nie einklemmt. Wozu das Loch dient, habe ebenfalls nicht in Erfahrung bringen können; jedenfalls diente es zum Anhängen der Axt, wenn man sie bei sich trug; möglicherweise erleichterte es auch ihre Befestigung an einem Stiele; jedoch ist dies wohl nicht wesentlich gewesen, da man keinerlei Abnutzung an den Löchern findet und ihre oben erwähnte Trichterform sie zur sicheren Befestigung wenig geeignet macht.

4) Zwei irdene Tabakspfeifen verschiedener Form. Ich erwähnte schon oben etwas über das Rauchen. Eine dritte Pfeife, welche besass, war dieser fast gleich, hatte aber an dem der Spitze gegenüberliegenden Ende auch eine Oeffnung, welche durchging.

5) Ein Spinn-Wirtel. Es scheint, dass sie meistens aus Topfscherben gemacht wurden. Unter denen, welche besessen habe, hatte einer auf einer Seite eine weisse Glasur, stammte also von einem glasierten Topfe europäischer Herkunft.

6) Ein Stückehen gewebtes Zeug, welches Herr Professor Philippi beim Nachgraben in einem indischen Grabe nebst Knochen, Glasperlen und silbernen Nadeln, denselben, welche noch jetzt die Indierinnen tragen, faud. Er hatte die Güte, mir diese Probe davon abzulassen. Es würde nicht uninteressant sein, zu bestimmen, ob das Zeug von Schaf- oder Guanaco-Wolle ist.

7) Ein am See Llanquihue gefundener Krug aus Peru: diese Art Krüge mit engem Halse, dickem Bauche und abgerundetem Boden, so dass man sie nicht stellen, sondern nur legen kann, von fester und sehr dauerhafter Masse, wurden und werden noch jetzt in dem Hafen Pisco an der peruanischen Küste gemacht. Sie sind mit wahrscheinlich aus Zuckerrohr dargestelltem Branntwein gefüllt, welcher ebenso wie auch die Krüge selbst nach dem Orte der Herkunft Pisco genannt wird. So wurden sie zur Zeit der Spanier zu Schiffe nach dem Hafen Chacao auf der Insel Chiloë, vielleicht auch nach Valdivia geführt, dort gegen Bretter und andere Erzeugnisse der Bewohner umgetauscht und fanden von dort ihren Weg über das ganze Land, da die Leidenschaft für das Fenerwasser bei diesen Indiern eben so stark wie irgendwo anders ist. Der Strand des jetzt verlassenen Hafens von Chacao ist noch jetzt mit einer Menge von Scherben dieser Töpfe besät. Ich habe über ein Dutzend solcher im Urwalde gefundenen Krüge gesehen.

8) Ein Stück eines messingenen Leuchters, ganz nahe bei dem unter No. 1 erwähnten Gerippe gefunden. Ein weiterer Beweis, dass die jetzt ausgestorbenen Bewohner mit den Spaniern in Verbindung standen.

Ich komme zu den von den Insel-Bewohnern stammenden Gegenständen, worunter

9) ein wohlhaltener Schädel eines jungen Individuums von Mechi, einem Punkte an der Küste des Golfs von Reloncavi, östlich von Puerto Montt. Derselbe fand sich in der Mitte einer Muschelbank nebst mehreren Gerippen, welche quer über einander lagen. Obgleich ganz Laie in der Craniologie, hebe hervor, dass der Schädel verhältnissmässig schwer, die Knochenentwicklung besonders am Hinterhaupte sehr stark ist, dass die Zitzenfortsätze klein sind, so dass der Schädel beim Aufliegen nicht auf ihnen, sondern auf der Umgebung des Hinterhauptes aufruhet, und dass die Schläfenfläche der Keilbein-Flügel schmaler als gewöhnlich ist. Die Sprünge an den Scheitelbeinen können durch die Hitze der über ihm angemachten Feuer entstanden sein.

10) Vier gleiche Knochenstücke eines mir unbekannt gebliebenen Thieres aus dem Meere, von denen drei in einem alten Muschelhaufen gefunden wurden, während das vierte frische selbst am Strande aufgelöset habe. Es wäre vielleicht interessant, festzustellen, von welchem Thiere sie stammen.*)

11) Ein Stück von einer alten Piragua, welche im Jahre 1794 von Missionären am Ufer des Nahuelhuapi-Sees zurückgelassen wurde und von der dort im Jahre 1856 einige Reste fand. Eine solche Piragua bestand aus mehreren breiten und langen Brettern, welche am Rande mit einer Reihe von Löchern versehen waren, durch welche die Bretter mittelst Schnüren von Rohrbast aneinander genäht wurden, während man die Löcher mit Alerce-Werg verstopfte. Diese Piraguas waren bei den Indiern der patagonischen Westküste von Chiloë bis in die Nähe der Magelhaens-Strasse im Gebrauch und eigneten sich vortreflich für die Beschiffung des Binnenmeeres zwischen der Inselkette und der Cordillere. Gelangten die Indier dabei an eine Landenge, wie z. B. an den Isthmus von Ofqui, so nahmen sie das Fahrzeug auseinander, trugen die Bretter herüber bis an das andere Ufer und nähten sie dort wieder zusammen.**)

Endlich benutze diese Gelegenheit, auf die Abbildung einiger araukanischer Alterthümer hinzuweisen, welche sich in Gay's Atlas zur politischen und physischen Geschichte von Chile findet, und zu welcher keine Erklärung gegeben worden ist. Vielleicht findet sich unter den Archäologen von Fach ein Kenner, der sie deuten kann. Zwei derselben glaube nach der Vergleichung mit den von mir vorgelegten Tabakpfeifen als solche anzusprechen zu können.

*) Herr Dr. Hensel erkannte diesen Knochen als Theil des Schädels eines zur Gattung *Ephippus* gehörenden Fisches. Merkwürdiger Weise findet sich dieses Genus nicht in der Beschreibung der chilenischen Fische von Gay. *Brama* und *Scorpius* sind die einzigen von Letzterem verzeichneten Arten der Familie, wozu *Ephippus* gehört.

**) Verfasser hat die vorstehend besprochenen Gegenstände (mit Ausnahme von No. 3 u. 11) der im Entstehen begriffenen Sammlung der anthropologischen Gesellschaft geschenkt, mit der Bitte an den Vorstand, sie einer sachverständigen kritischen Untersuchung unterwerfen zu lassen.

Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meerces

von A. Erman.

(Hierzu eine Karte.)

Für die allgemeinen Fragen der Anthropologie, denen man sich jetzt mit gebührendem Eifer hingiebt, ist die Kenntniss des Urzustandes der Bewohner der amerikanischen Küste des Berings-Meerces und der Inseln desselben von einleuchtender Wichtigkeit. Zunächst so wie dergleichen Kenntniss von jeder anderen Stelle der Erde, welche erst spät, oder in gelinderem Maasse von Europäern beeinflusst worden ist, sodann aber noch im Besonderen, weil hier die Wahrscheinlichkeit einer Wanderung der vorgefundenen Bevölkerung von einem Continente zum andern sehr gross, über die Richtung derselben aber vielleicht noch durch Thatsachen zu entscheiden möglich ist.

Das Sammeln und Erhalten des ethnographischen Materials welehes sich manchen Reisenden und den ansässigen Russen durch Anschauungen und unwillkürliche Studien seit etwa 130 Jahren auf den Aleutischen Inseln und seit 50 bis 60 Jahren auf Sitcha*) dargeboten hat, ist aber jetzt auch deswegen zeitgemäss, weil den Objecten desselben ein beschleunigter Untergang bevorsteht.**) Wollte man nun nur dem europäischen Sprachgebrauche genügen, unbekümmert um dessen Ursprung und Bedeutung, so hätte man die zu sammelnden Notizen zu beziehen auf die Aleuten als den üblich gewordenen Namen aller Bewohner derjenigen Inseln, welchen man, wiederum nach einem Gebrauche von unerwiesener Berechtigung, denselben Gesamtnamen zu geben pflegt, und auf die Koljnschen, die man dann einfach als die Bewohner der Insel Sitcha und deren näheren Umgebungen zu definiren hätte, unter Vorbehalt etwa von ergänzenden Einschaltungen über die Bewohner der nördlicheren Theile des jetzigen Staates Aljaska oder der mit diesem identischen früheren Besitzungen der sogenannten Russisch-Amerikanischen Compagnie.

Eine leichtsinnige Nomenclatur ist aber in der Ethnographie doppelt fehlerhaft, weil erstens, in diesem wie in jedem andern Gebiete der Naturbeschreibung, die zu gewinnenden Gattungscharaktere oder deren Aequivalente nur insoweit von Werth sind, als sie zu einem Namen von bestimmter Begränzung gehören, und weil zweitens ethnographische Namen auch an und für sich folgenreich wären, wenn sie wirklich einmal den ihnen gewöhnlich

*) Die Cursiv-Buchstaben *S, s, J, j* sind wie im Französischen, *S, s, J, j* aber wie im Deutschen auszusprechen.

**) Vergl. was darüber in dem Auszuge meines Vortrages vom 15. Januar 1870 in dem Sitzungsberichte der Berl. Gesellsch. für Anthropologie gesagt ist.

begelegten Ursprung hätten, d. h. eine Erfindung des zu beschreibenden Volkes wären.

Aus diesem Grunde habe ich festzustellen versucht:

- 1) was das Wort Aleut (Plural Aleuty) in russischer Sprache und Schrift ursprünglich und was nach einander bedeutet habe und wo es herstamme,
- und sodann das Entsprechende zu erlangen
- 2) für das Wort Koljuji oder Koljuschi und
 - 3) für die Bezeichnungen, die man den Bewohnern der nördlichen Distrikte der ehemaligen Russisch-Amerikanischen Compagnie-Besitzungen beilegte.

Wer sind und was heisst Aleuten?

Unter den abenteuernden russischen Seefahrern, die, wie ich früher geschildert habe,*) von Ochozk ausgingen, ist die Benennung Aleut für einen Bewohner beliebiger Inseln des grossen Oceans zwischen Asien und Amerika, mit denen sie oft ausser deren geographischer Reihenfolge in Berührung kamen, gangbar geworden, ehe noch einige dieser Inseln von mehr oder weniger wissenschaftlichen oder doch schreibekundigen Reisenden besucht wurden. Auch diese haben sich dann dem Sprachgebrauche den sie an ihrem Einschiffungsorte in Ochozk oder auf Kamtschatka herrschend fanden, bequem und ihn sogar rückwärts als Gesamtname auf die Inselkette übertragen, die ausserdem in 6 bis 7 Gruppen getheilt wurde.**). Die zu ihrer Zeit vielleicht noch lösbare Frage nach der Entstehung des Namens Aleut finde ich bei keinem dieser ältesten Beschreiber, wie Bering, Schelechow, Sarytschew u. A. erwähnt. Seitdem sie aber zur Sprache gekommen ist, hat sich nur ihre Unlösbarkeit ergeben. Wenjaminow, der erste unter den Beschreibern des betreffenden Landes dem ein zehnjähriger Umgang mit den Bewohnern von Unalaska und der übrigen Fuchs-Inselgruppe und die dadurch erworbene Sprachkenntniss zur Seite standen, sagt darüber um 1840 an zweien Stellen, die ich hier wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und

*) Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oeane u. s. w. von A. Erman. Histor. Bericht, Bd. 3, S. 34.

**) Es sind diese von Westen gegen Osten gezählt:

- 1) Komandorskie ostrowa = die Commodore-I. — Zur Erinnerung an Capitain Bering's Schiffbruch benannt und der Aleutischen Kette theils zugetheilt, theils von ihr getrennt.
- 2) Blijnie ostrowa = die nahen Inseln.
- 3) Krysi ostrowa = die Ratten-Inseln.
- 4) Andrejanowskie ostrowa = die Adrian-Inseln, nach einem Ochozker Schiffer Andrejan Tolstych.
- 5) Tschetyresópotschnie ostrowa = die viergipfligen Inseln.
- 6) Lisji ostrowa = die Fuchsinselfn.
- 7) Schumáginiskije ostrowa = die Schumaginer Inseln, denen Bering den Namen seines auf einer derselben gestorbenen Matrosen Schumagin beilegte.

zugleich als Probe der naiven aber unkritischen Breite ihres Verfassers in buchstäblicher Uebersetzung wiederhole.*)"

Vol. 1, pag. 2. . . . alle Inseln welche das Beerings-Meer vom stillen Ocean trennen, nennt man im Allgemeinen die Aleutischen Inseln oder den Aleutischen Archipel und die zum Unalaskhaer Bezirke gehörigen, d. h. von Amnchta bis Aljakska reichenden Inseln, so wie auch alle jenseits (soll wohl heissen östlicher als die Westspitze von) Aljakska gelegenen die Fuchsinselfn.

Vol. 2, pag. 1. Die Bewohner der hiesigen (d. h. zum Unalaskhaer Bezirke gehörigen) Inseln, welche von den Russen und von allen Europäern Aleuty genannt werden, nennen sich selbst Unángan. Dieses Wort bedeutet auf Russisch gar nichts und lässt sich von keinem anderen Aleutischen Worte ableiten. (Freilich giebt es ein Aleutisches Wort Unangán, welches der russischen Präposition sa [dem Deutschen für, hinter, jenseits] entspricht, z. B. in tschan unangán = hinter der Hand; aber hieraus kann man schwerlich irgend etwas schliessen. Anm. d. Russ. Verf.) Die hiesigen Einwohner haben den Namen Aleuty ursprünglich von Russen, namentlich Sibiriern, erhalten. Weshalb aber diese letzteren sie Aleuten genannt haben, ist schwer darzuthun. Wenn man die Sprache der Aleuten und ihr Benehmen kennt, so kann man wohl glauben dass sie, bei ihrer ersten Begegnung mit den Russen, als ihren ersten Besuchern und den ersten Leuten die sie ausser sich selbst und ihren Nachbarn sahen, aus begreiflicher Verwunderung zu einander gesagt haben: álik uája oder abgekürzt aliuája, das heisst: Was ist das? und dass sie ferner auf jede Frage der Russen, die in jedem Fall der Aleutischen Sprache unkundig waren und welche sie daher nicht verstanden, mit denselben Worten alik oder aliuája geantwortet (!) haben, welche auch im gewöhnlichen Gespräche oft gebraucht werden und bisweilen wie eine Angewöhnung.***) Indem nun die Russen diese Laute sehr oft hörten, konnten sie glauben, dass die Eingebornen sich selbst so nannten (!) — oder sie mögen, wegen der Unmöglichkeit deren wirklichen Namen zu erfahren, angefangen haben, dieselben Aliuty und nachher Aleuty zu nennen. Diese selbe Hypothese über den Namen der Aleuten stellt auch Chamisso auf, der 1817 auf Unalaskha war.“

„Ausser der allgemeinen Benennung Unángan haben die Hiesigen (d. h. die Insulaner des Unalaskhaer Bezirkes) auch noch örtliche Benennungen, und namentlich werden die Bewohner von Unga und alle

*) Sapiski ob ostrowach Unaláshkinskago Otdjela, J. Wenjaminowa, Tsch. I u. II. und: Sapiski ob Atchinskich Aleutach i Koloschach, Tsch. III., d. h. Aufzeichnungen über die Aleuten des Unalaskhaer Bezirkes, Bd. 1. u. 2. und Bd. 3. oder Zugabe von Aufzeichnungen über die Atchaer Aleuten und die Koloschen.

**) Im Russischen lautet diese kaum glaubliche Versicherung: kak prislówie, d. h. wie eine angewöhnnte Redensart oder wie ein Sprichwort, und es wäre unbegreiflich, wenn wirklich die Frage: was ist das? irgendwo zu dieser Rolle gekommen wäre.

übrigen bis Unimak: Khágan Tajagungin, d. h. östliche Leute oder Männer*) genannt.

Die Unimaker nennt man Unimgin.

Die Bewohner der Krenizyninsel und einiger Dörfer auf Unalaska: khigigun, d. h. nordöstliche.

Die übrigen Unalaskaer und die Bewohner von Umnak: Khauljangin oder Kaguljangin.

Die Bewohner der tschetyrech sópotschnie ostrowa nannte man ehemals akúgan, d. h. dortige, die der krysjí ostrowa: kaghan.

Die Bewohner der zunächst an Kamtschatka gelegenen Inseln Saisignan,

und die der Andrejanow'schen Inseln überhaupt bisweilen Namigún, d. h. die Westlichen.“

Ob die hier zur Auswahl gelassenen zwei Vermuthungen über den Namen der Aleuten von Chamisso so ernstlich gemeint waren, wie der russische Beschreiber annimmt, bleibe dahin gestellt. Es ist aber gegen die erste derselben einzuwenden, dass doch die Fremden vernünftiger Weise nicht voraussetzen konnten, die Insulaner haben ihnen vor Allem den Namen mit dem sie bezeichnet sein wollten, zugerufen. — Gegen die zweite Ableitung, nach welcher den neuen Bekannten irgend ein oft gehörtes Wort ihrer Sprache als Spitzname beigelegt worden wäre, spricht alsdann ebenso entschieden der Umstand, dass aus dem gehörten aliuája das accentuirte und (nach Wenjaminow's ausdrücklicher Erklärung [Aleutsk. Grammat. § 6]) gedehnte ája nicht wegfallen und durch ein kurz abgestossenes t ersetzt werden konnte, um so weniger, als die Russen, nach dem was sie in vielen ähnlichen Fällen gethan haben, einen durch öfteren Gebrauch des betreffenden Wortes ausgezeichneten Menschen aliuákatschik oder allenfalls auch aliuákatsch genannt haben würden. Die Unwissenheit der ältesten russischen Ansiedler über die Bedeutung des kurz vor ihnen aufgekommenen ethnographischen Sprachgebrauches folgte übrigens schon aus den Aufzeichnungen welche Schelechow über seine Reisen und Aufenthalte in den amerikanischen Compagniebesitzungen zwischen 1761 und 1786 hinterlassen hat,**) und eben diese haben dann auch jenem Gebrauche eine äusserst wichtige Begränzung hinzugefügt, welche von allen späteren Beschreibern und unter ihnen auch von Wenjaminow an einer andern Stelle seines Buches, anerkannt worden ist. Schelechow hat nämlich, wahrscheinlich schon um 1761 auf Unalaska

*) In Wenjaminow's Aleutischer Grammatik und Vokabular (Opyt Grammatiki aleutskolisjewskago jasyka, Petersburg 1846) gelingt es durchaus nicht, diese Angabe zu verificiren. Für östlich von Unalaska wohnende steht dncjbot pag. 43: khigadaghinan — und dem Tajagungin kommt am nächsten: Tajagunakh = ein Läufling oder Räuber, so dass oben etwa khiga tajagungin stehen und die Erklärung: nach Osten Entflozene lauten müsste.

**) Puteschestwie G. Schelechowa w'dwuch tschastjach. Sankt Petersburg 1812. Vergl. auch Erman, Reise u. s. w., Histor. Ber. Bd. 3, S. 36.

gehört, 1785 aber durch viele genau geschilderte eigene Erlebnisse dargethan, dass die postulierte Verbreitung von einerlei sogenannten Aleuten über die ganze Kette der asiatisch-amerikanischen Inseln auf der letzten und grössten von ihnen, das ist auf Kadjak oder Kyktjak (also bei 56° bis 58° Breite, mit 203° bis 206° O. v. Paris) entschieden aufhöre.*) Er beweist auf das unleugbarste, dass zwischen den östlichsten Bewohnern der Fuchsinselfn (bei 192° O. v. Paris) und denen von Kadjak (203° O. von Paris) eine totale sprachliche Trennung bestehe, zu welcher bisher zwischen 170° und 192° O. von Paris durchaus nichts Aehnliches vorgekommen war. Nach Wenjaminow soll die Kadjaker Sprache mit dem Unalaskhaer Aleutischen nicht mehr als die zwei Worte: adakh = Vater und tangakh = Bär gemein haben. Den Namen Konjagi, unter dem Schelechow die Bewohner von Kadjak als einen neu bekannt gewordenen Volksstamm auführte und sehr gründlich beschrieb, hat er wie mehrere ähnliche Stellen seines Buches mit der bedeutungslosen Phrase: tak oni imenujutja, d. h. denn so werden sie genannt, begleitet. Sein Konjagi mag aber wohl mit Konágikh zusammengehangen haben, welches nach Wenjaminow in der aleutischen Sprache so viel als das russische Kadjakzi, d. h. die Bewohner von Kadjak bedeutet. Es ist jedenfalls jetzt, neben der allein üblichen letzteren Bezeichnung, in Vergessenheit gerathen. — Zur Sache ist aber festgestellt worden, dass zu der von dem Aleutischen streng geschiedenen Sprache dieser Kadjaker, an der östlichen oder amerikanischen Küste des Berings-Meereres zwischen 60° und 66° Breite, viel ihr nahe verwandte Dialekte gefunden werden, und dass dieselbe Kadjaker Sprache endlich auch auf der asiatischen Seite der Berings-Strasse von denjenigen Tschuktschen-Geschlechtern bequem verstanden wird, denen die Sprache der östlichen Aleuten durchaus fremd erscheint.

Alles Vorstehende fasse ich demnach dahin zusammen:

Aleut ist eine bedeutungslose und werthlose Benennung, welche auch zu conventioneller Bezeichnung nur für die Bewohner der zwischen 170° und 192° O. v. Par. an der Südgrenze des Berings-Meereres gelegenen Inseln gebraucht werden darf.

Nichts beweist dass weder die Gesamtheit dieser Insulaner noch irgend ein Zweig derselben jemals sich selbst einen generischen Namen gegeben habe. Es ist höchstens vorgekommen, dass je einer dieser Zweige seine verschiedenen Nachbarn nach der Lage ihrer Wohnplätze gegen den scinigen bezeichnet hat.

Wer sind und was heisst Koljuschen?

Bei den Erklärungsversuchen über die von den Russen jedenfalls indistinct verwendeten Ausdrücke Koljuschi, Koloschi und Koljuji begegnet man

*) Schelechow, a. a. O. Th. 1, S. 3 bis 55.

zunächst demselben Mangel an historischen Belegen, wie bei der vorigen ethnographischen Frage, — ausserdem aber einer Assonanz des zu deutenden Namens an bekanntes, die man sich schwer entschliesst für so zufällig und trügerisch zu halten, wie von ihr neuerdings behauptet worden ist.

Während meines Aufenthaltes auf Sitcha und lange nach demselben habe ich, wie gewiss viele meiner Vorgänger, nicht bezweifelt, dass in dem Namen der Koljuschi oder Koljuji der Begriff der russischen Verbalformen kolju, ich durchsteche oder spalte, koljns, ich steche mich, sowie von deren Derivirten: koljutsch i oder koljntsch, stechend, und dem durch seine (ichthyologische) Diminutivform Koljuschki = Stichlinge oder gasterostei, völlig autorisirten Koljuschi = die Stechenden oder Spaltenden enthalten sei, welcher dann natürlich auf die Lippendurchschneidung der Koljuschinen zu beziehen gewesen wäre. Die Russen hätten dann durch die von ihnen eingeführte Benennung diese bemerkenswerthe Volkssitte eben so deutlich hervorgehoben, wie es durch den von den französischen Canadiern eingeführten Namen der Nez percés mit einer ähnlichen Sitte bei den nächsten südwestlichen Nachbarn der Koljuschen geschehen ist.*)

Dieser anscheinend so genügenden Ansicht wird nun aber von Wenjaminow widersprochen, in einer Stelle seiner Beschreibungen, von der ich, wieder aus den oben genannten Gründen, eine genaue und vollständige Uebersetzung folgen lasse:**)

„Die Koloschi nennen sich selbst Tlinkit mit dem Beisatz antukán, also Menschen von überall oder Menschen aller Ortschaften.***) Woher sie aber die Benennung Koloschi oder Koljuji erhalten haben, ist nicht bekannt. Von den Engländern werden sie bald Indians im Allgemeinen genannt, bald Street-Indians, d. h. Anwohner der Prince of Wales Street und anderer Strassen. Bisweilen hört man zwar auch einen Koloschen sich selbst oder einen seiner Landsleute Konóscha nennen, aber dieser Ausdruck ist nur das entstellte russische Koloscha. Welcher von den Namen Koloscha (Plur. Koloschi) und Koljnja (Plur. Koljuji) ist nun der richtige? In den früheren Beschreibungen findet man immer Koljnja, und wenn dieses das richtige ist, so hat man die Koloschen wohl deswegen Koljuji oder auch Kaljuji (?!) genannt, weil ihre Frauen die Kaljukki tragen, d. h. die bekannten Verzierungen ihrer Gesichter. Das Wort Kaljukka stammt von dem aleutischen Kaluga, mit dem man ein jedes hölzernes Geschirr bezeichnet und welches von den dort lebenden Russen schon längst angenommen ist.“

*) Vergl. über diese die Karte zu Catlin, letters and notes on the Northamerican Indians, Vol. I, bei 43^o Br., 240^o O. v. Par., und Vol. II, pag. 108.

**) Sapiski i. pr. Wenjaminowa, Tsch III, str. 28.

***) In dem russisch-koljuschischen Vokabular desselben Verfassers finde ich von zur Erklärung dieser Angabe Passendem: Mensch = tlinkit (aber wenn für Mann = hka), Wohnplatz (russisch Selenie) = an, und vielleicht auch aller, e; es = iltakat. — Cf. Samjetschanijs o Koloschenskom i Kadjaskom jasykach. St. Petersburg. 1846, Svo. 618.

Was zunächst den letzten Theil dieser Behauptung betrifft, dass die nach Sitcha übersiedelten Russen für den doch nicht neuen Begriff eines beliebigen hölzernen Schnitzwerks den aleutischen Ausdruck als den ihnen passendsten und geläufigsten angenommen haben sollen, so verliert er freilich seine äusserste Unwahrscheinlichkeit durch die Erinnerung an ganz ähnliche und sehr häufige Vorgänge in Nord-Asien. Auf dem Landwege von der Ostsee zum grossen Ocean beobachtet man fast als einen eigenthümlichen und charakteristischen Hang der russischen Einwanderer, dass sie zugleich mit den Geräthen und anderweiten gewerblichen Leistungen der Urbewohner, die diesen Gegenständen von den Letzteren gegebenen Namen in ausschliesslichen Gebrauch genommen und also zum Beispiel in verschiedenen Gegenden von Sibirien, immer unter Aufgebung der slavischen Benennungen, ihre Wohnungen nach einander *jurty*, *tschumy*, *urusi*, *schalascchi*, *barabari*, *balagani*, ihr Oberkleid: *malja*, *parka*, *knkljanka*, *kamlejka*, ihre Stiefel *puimi*, *sari*, *torbasi* n. s. w. genannt haben. Wird aber auch die Möglichkeit der vorstehenden Etymologie hiernach zugegeben, so spricht doch gegen ihre Wirklichkeit der seltsame Umstand, dass in dem aleutisch-russischen Vokabular desselben Verfassers die Form *kalnga* nirgends vorkommt, und von Vergleichbarem nur *kalugin*, welches nicht ein hölzernes Geräth, sondern eine Decke (russisch *odjejaló*) bedeutet, sowie endlich *khaljukh* mit der Erklärung: ein Tisch oder der Platz auf dem man isst und der vorhergegangenen Bemerkung, dass das Consonantzeichen *kh* von dem reinen *k* wohl zu unterscheiden und wie ein etwas gutturales *ch* zu sprechen sei. Es folgt dass wenn man die Bewohner von Sitcha wirklich die Tischträger (nicht die Geschirrträger) hätte nennen wollen, diese Absicht durch einen etwa wie *Chaliuchschi* lautenden Namen erreicht worden wäre, d. h. durch einen möglichst weit von der Schreibart *Koloschi* abtöndelnden, für die sich doch Wenjaminow im Contexte seines Buches durchaus entschieden hat. Schliesslich darf aber noch als Argument für unsere erstgenannte ungezwungenere Etymologie nicht unerwähnt bleiben, dass schon von den ältesten sibirischen Russen an der Eismeerküste (bei 67° bis 67°,5 Breite, 182° bis 184° O. v. Par.) eine Insel und eine angränzende Meeresstrasse respective *Koljutschin ostrow* und *Koljutschinskji proliw* benannt worden sind. Es steht fest dass man diese Stellen der Küste von jeher für besonders ergiebig an Walfischen, Seehunden und Walrossen gehalten hat. Ob sich ihr Name auf das Harpuniren oder Stechen dieser Thiere beziehen sollte, ist mir zwar nicht aufzufinden gelangen, wohl aber dass von denselben Sibiriern auf den an das Eismeer gränzenden Mooren nicht bloss das Stechen der Rennthierheerden, die zuvor mit Hunden in Seen gehetzt und auf Kähnen angefahren werden, durch das Verbum *kolotj* (1. Pers. Präs. *kolju*) bezeichnet wird, sondern auch mit einer, der angeblich aleutischen völlig gleichlautenden Wortform: *po kaljuga*, entweder dieses Jagdverfahren oder eine bei demselben gebrauchte eigenthümliche Art von Lanzen. In

seinem Bericht über die Anwohner der Eismeerküsten schreibt nämlich Hedenström nach Schilderung jener Rennthierhetzen bei den nördlichen Jukagiren und Jakuten wörtlich: ich koljatj uskimi kopjami (pokaljuga), d. h. sie stechen sie dann mit gewissen schmalen Lanzen (pokaljuga). —*)

Nachdem in dieser Weise die Benennung Koljuschen jedenfalls für eine russische Erfindung erklärt, ihre Beziehung auf den Gebrauch der Lippen-durchbohrung festgestellt und nur für die Etymologie derselben die Wahl zwischen einer anscheinend nahe liegenden älteren und einer gezwungeneren neuen Annahme gelassen ist, versuche ich noch, als ungleich wichtiger, die Umstände und die Zeit ihrer Entstehung und die geographische Begrenzung ihrer Anwendbarkeit zu ermitteln.

Nach Schelechow's Reiseberichten**) wurde im Frühjahr 1788 von Kadjak, als dem damaligen Hauptsitz der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, auf einer damals sogenannten Galeote unter dem Commando der zwei Steuerleute Ismailow und Botscharow eine russische Mannschaft expedirt, mit dem Antrage, an der nächstgelegenen amerikanischen Küste und längs deren östlicher und südöstlicher Fortsetzung 1) neue Inseln zu suchen und deren Bewohner unter russische Botmässigkeit zu bringen, und 2) den gesammten amerikanischen Theil der Compagnie-Besitzungen mit den üblichen Zeichen dieser Unterwerfung zu versehen, d. h. Kupferplatten mit entsprechenden Inschriften und Darstellungen theils an wiederfindbaren Punkten zu vergraben, theils den Einwohnern zu übergeben. Zwei Aleuten des Unalaskaer Bezirkes und vier Kadjaker, die als Dollmetscher zu dieser Gesellschaft gehörten, verhalfen ihr zu denkwürdigen Aufschlüssen über ethnographische Verhältnisse. So verkehrten sie zuerst mit den Eingeborenen derjenigen Küsten und Inseln, welche sie der bereits benannten Tschugátscher Bucht (tschugatskaja guba) hinzuzählen, und namentlich auf der Insel Tschalcha, von der sie der später mit einem gleichnamigen russischen Fort versehenen Stelle den Namen der Constantin- und Helenen-Einfahrt beilegte. Es war hiernach das etwa zwischen 60°,25 und 60°,9 Br. bei 210°,5 und 211°,0 O. von Paris gelegene Land, dessen Bewohner sie ohne alles weitere als Tschugátschen aufführen. Sie berichten aber über dieselben unter Anderem, dass sie die Sprache der Kadjaker reden und in Geißel-Verbänden stehen (russisch amanjátatsja), sich also nicht für homogen halten, mit einem gegen Westen an sie grenzenden Stamm der Kenajen (russisch Kenajzi, Kinaizi und auch Kinaji) und mit den ihnen gegen Osten benachbarten Ugalachmjuten. Auch von diesen beiden Stämmen werden die Namen wie etwas anderweitig Bekanntes erwähnt, und in ebenso befremdlicher Weise ungenügend verfährt Schelechow endlich auch, indem er, nach dem Ismailow'schen Tagebuch, anführt, dass man bei östlicher Fortsetzung der Fahrt

*) Opisanie beregow ledowitago morja in Sibírskji wjestnik na 1823 god. Tsch. 2, str. 29.

**) Puteschestwie Schelechowa, Thl. 2, S. 1 his 90.

die Umgegend einer „auf heidnisch so genannten“ (po inowjertscheski nasywajemaja) Bucht Jakutat (mithin, wie wir jetzt wissen, etwa 59°,6 bis 60°,0 Breite bei 217°,5 bis 218°,0 O. von Paris) erreicht und daselbst einen Umgang mit Eingeborenen gehabt habe, die ausführlich und mit ganz unverkennbaren Zügen geschildert werden -- denn er schliesst daran wörtlich folgende Aussage:*)

„Diese Geschlechter werden Koljuji genannt. Sie wohnen auf dem Festlande an verschiedenen kleinen Flüssen. Sie haben ausser vielen kleinen Häuptlingen auch einen grossen, dem sie alle gehorchen . . . u. s. w.“

Die Verständigung und ausführliche Unterhaltung mit diesen Koljujen oder Koljuschen gelang den Russen, wie sie ausdrücklich versichern, nur durch Vermittlung eines Knaben der auf Kadjak geboren, darauf von Kenaijen gefangen genommen und durch successiven Verkauf zuerst an die Tschugatschen, darauf an die Ugalachmjuten und von diesen an die Koljnschen, die ihn den Russen überliessen, übergegangen war. Er hatte zu der Sprache seines Stammes (der kadjakischen) die koljusische hinzu gelernt und vermittelte demnach eine russisch-kadjakisch-koljusische Uebertragung.

Die Küste um die Bucht Jakutat wird sodann als das westliche und zugleich nördliche Ende der koljusischen Wohnplätze und als deren Grenze gegen ein Geschlecht oder gegen einen Stamm von sogenannten Ugaljachmjuten angegeben.

Der vornehmste Häuptling der Koljuschen, den Ismailow bei Jakutat mit einer von 170 Leuten seines Stammes hemannten Bootflotte antraf, hatte seine festere Winterwohnung um 45 bis 50 geogr. Meilen weiter gegen SO, noch jenseits der Bucht Ltuja, bei der Mündung des Flusses Tschilkat d. h. an einer Stelle des Continents, welche von der Verlängerung der Ostküste der Admiralitätsinsel, d. i. der östlichsten des Sitchaer Archipels getroffen wird -- mithin etwa bei 59°,5 Br., 222°,5 O. v. Par.

Wir wissen jetzt dass diese Stelle von dem nordwestlichen Ende des von Koljuschen eingenommenen Landstriches vielleicht um nicht mehr als ein Fünftel, in jedem Falle aber um weniger als ein Drittel des grössten Durchmessers desselben absteht. Das Erstere würde der Fall sein, wenn man geradezu, nach der einen von Wenjaminow's einander widersprechenden Angaben, annehmen könnte, dass die Wohnsitze der Koljuschen von ihrer nördlichen Grenze unter 60°,5 Breite ununterbrochen bis zu 45° Breite reichen**) und zwischen diesen Parallelkreisen alle dem Continente vorgelagerten Inseln und einen Küstenstrich von unbekannter Breite einnehmen. Die Anwohner des Columbia-Flusses, die auf Sitcha Kolumbjizy genannt, von den Eugländern und Anglo-Amerikanern aber dem Stamme der Flatheads

*) Putechestwie u. s. w. Schelechow, Thl. 2, S. 46.

**) Sapiski u. s. w. Wenjaminowa, Thl. 3, S. 26.

zugerechnet werden, würden dadurch für Koljuschen erklärt, auch behauptet Wenjaminow ausdrücklich, dass unter den Sitchaer Koljuschen viele der sogenannten Kalgi, d. h. der ärmeren und dienstbaren Familien dergleichen Kolumbjizy seien.*) Ich werde auf diese Angabe bei Betrachtung der Einzelheiten zurückkommen, bemerke aber schon jetzt, dass der Verf. sie gerade durch eine anscheinend bestätigende Ausführung äusserst zweifelhaft gemacht hat. Wenjaminow fügt nämlich hinzu, dass zum Beweise ihres Columbischen Ursprungs die niederen Koljuschen (Kalgi) auf Sitcha gewöhnlich einen nach oben spitzen Schädel hätten und noch häufiger einen, dessen linke Hälfte proëminire. Für dieselbe Zeit auf welche sich diese angebliche Wahrnehmung bezieht (die Jahre 1832 bis 1839), sagt aber nun Catlin von den Flatheads, die in zahlreiche Gesellschaften (bands) getheilt, am unteren Columbia wohnen: sie verdanken zwar ihren Namen unzweifelhaft der Sitte, ihren Kopf flach zu drücken; es giebt aber unter den so Benannten nur äusserst wenige, welche diese seltsame Sitte wirklich ausüben.**) Eine Eigenschaft, die an dem ganzen Stamm nur äusserst selten vorkommt, konnte aber unmöglich an einem dem Zufall überlassenen Auszuge aus demselben als eine gewöhnliche, ja sogar als eine noch häufiger als gewöhnlich vorkommende erscheinen!

Erheblich verengert erscheint dagegen die südliche Begrenzung des betreffenden Landes durch eine speciellere Nachweisung desselben Beschreibers, in welcher zuerst an Koljuschen innerhalb des Gebietes der russischen Compagnie die in 16 Ortschaften zwischen Jakutat (60° Breite mit $218,2^{\circ}$ O. v. Par.) und Sanajan (bei 55° Breite mit $226,6^{\circ}$ O. v. Par.) wohnhaften aufgeführt und deren Zahl bis um das Jahr 1835 auf 10000, nach einer Verheerung durch die Pocken um das Jahr 1839 aber nur noch auf 5800 bis 6000 angegeben, sodann aber zu denselben gegen 14000 auf englischem Gebiete wohnhafte Koljuschen gezählt werden. Von den letzteren sollten namentlich 6000 in einem Districte Nasa oder Nasy (w'Nasje ili Nasach) leben, d. h. offenbar an dem Naasriver der von Dall compilirten amerikanischen Karte, an dessen Mündung das Fort Simpson gelegen ist,***)

*) Ibid. S. 30 Anm.

**) Catlin, letters and notes &c., Bd. 2. S. 108.

***) Die Bekanntschaft der Sitchaer Koljuschen mit dieser Gegend folgt aus einer gelegentlichen Mittheilung von Wenjaminow (Sapiski u. s. w. Bd. 3, S. 37). Nach dieser versetzen die Sitchaer Sagen den Ursprung des Ostwindes (bei dem der später zu besprechende Gott El sich aufhalten soll) an die Quelle des Flusses Nasa, welcher sich in die Bucht Nas auf der Grenze der russischen und englischen Besitzungen ergiesst. Eben deshalb heisst auch der Göttersitz auf Koljuschisch: Nas-schakiel von Nas = dem Namen des Flusses, Schaki von aschal = die Quelle und El = dem Namen des Gottes. — Durchaus irrhümlich ist hiernach Catlin's Angabe, welcher den Naas-Stamm an die Mündung des Columbia, d. i. um 150 geogr. Meilen zu weit südlich versetzt (letters and notes, Vol. 2, pag. 113: In the vicinity of the mouth of the Columbia there are besides the Chinooks, the Klickatacks, Chechaylas, Naas and many others), zugleich aber von den Frauen dieser Naas die Durchbohrung und Ausstattung der Unterlippe in einer auf die Sitchaer Koljuschianen ununterscheidbar passenden Weise abbildet.

die übrigen 8000 aber auf der Queen Charlotte- oder Tschirikow-Insel. Die hierdurch zu etwa 52° Breite bestimmte Südgrenze der Koljuschen wird aber schliesslich noch einmal gegen Süden auf 49° bis 50° Br. versetzt, durch die resumirende Angabe von Wenjaminow, dass die Koljuschen selbst sich mit Einschluss aller Bewohner des Festlandes von Jakutat bei 60° Breite bis zu den Indianern von New-Albion, d. h. bis zur Juau de Fucas-Strasse und 49°,5 Breite, in die zwei Stämme Kiksati und Zitkujati, d. h. in den Raben- und den Wolfs-Stamm theilen. Die Einschränkung auf die continentale Küste gilt aber offenbar nur zwischen 49°,5 und 50°,5 Br., um die Wakasch oder Eingebornen der Vancouver-Insel von den Koljuschen auszuschliessen, welche dagegen zwischen 51° und 60° Breite recht vorzugsweise die dem Festlande vorgelagerten Inseln besitzen

Zu der Darstellung dieser ethnographischen Nomenclatur auf der beigegebenen Karte habe ich die entsprechende für die nördlicheren amerikanischen Küsten des Berings-Meerer (zwischen 60° und 66° Breite) und für die asiatischen Küstenländer (von 70° bis 46° Br.) gefügt.

Namen der nördlichen amerikanischen und asiatischen Küstenbewohner.

Man hat hiernach in den ersteren oder nordamerikanischen Küstenländern, ausser den Aleuten und Koljuschen, nur noch zwei sprachlich selbständige Völker: die auf Russisch sogenannten Kodjakzy oder auch Konjagy und die Tynai zu unterscheiden und deren ursprüngliche geographische Vertheilung etwa so anzunehmen, wie sie die Colorirung unserer Karte angiebt. Das erstere dieser Völker erstreckt sich längs der amerikanischen Küste mindestens bis zum Polarkreise, ausserdem aber gegen Westen über die Berings-Strasse und mehr als 100 geogr. Meilen weit durch Nord-Asien. Es wird

Eine so arge Verwirrung wäre unerklärlich, wenn nicht Catlin ausdrücklich sagte (a. a. O. p. 108), dass er Alles was er über diese westamerikanischen Stämme berichtet, nur durch Hörensagen, die von ihnen herstammenden und auf seinen Tafeln 210 und 210½ abgebildeten Gegenstände aber nur durch indirekte Einkäufe für seine Sammlung erhalten habe. Dieser Umstand ist nicht bloss in Betracht der hier in Rede stehenden südlichen Begrenzung der Koljuschen bemerkenswerth, sondern auch weil er zugleich für die mit so besonderem Interesse aufgenommenen Zeichnungen von Schädeleindrückungen und die dazu gebrauchten Vorrichtungen gilt. Vergl. was darüber noch neuerdings von Hrn Virchow gesagt wurde im Sitzungsber. der Berl. Gesellsch für Anthropologie vom 15. Januar 1870, pag. 8. Es sind gerade diese die einzigen Darstellungen des vortrefflichen Werkes, zu denen Catlin jede Angabe ihres Ursprunges, den er doch sonst so sorgfältig zu schildern pflegte, unterlassen hat. Der angebliche Compressionsapparat der Columbian ist aber nach Form und Beschaffenheit so durchaus identisch mit den tragbaren Wiegen, welche wandernde Samoeden und Tungusen gebrauchen (vergl. meine Reise n. a. w., hist. Ber., Bd. 1, S. 707 und Bd. 2, S. 420), dass Catlin's seltsame Deutung eines Theiles desselben nur durch eigene Anschauung seiner Anwendung beglaubigt werden konnte. Ueber eine Schädelform, die scheinbar durch Compression entstanden, nach Catlin aber sich selbständig forterhen soll, bei den Minitari am obern Missour vergl. letters and notes, Vol. I, pag. 193 und pl. 77 u. 78.

dasselbst innerhalb seines etwa 5000 Quadratmeilen einnehmenden Verbreitungsbezirkes, je nach seiner nomadischen oder mehr sesshaften Lebensweise, mit den zwei gleich willkürlichen Namen Tschuktschi und Namolli belegt, aber mit Recht unterschieden von den gegen Süden, längs der Küste und auf den Inseln des Berings-Meereres und des offenen Oceans wohnenden sogenannten Korjaken, Kamtschadalen und Kurilen.

Für das andere der beiden nordamerikanischen Hauptvölker scheint der Name Ttynai der passendste, denn Capitän Sagoskin hat dieses Wort bei seinem Umgang mit den mittleren und am meisten unverändert erhaltenen Stämmen desselben sowohl für den Begriff Mensch in Gebrauch gefunden, als auch zur Beantwortung der üblicher Weise auch von ihm gestellten Frage nach ihrem Eigennamen.*) Ich werde auf dieses Wort bei Gelegenheit einer sehr charakteristischen Eigenthümlichkeit des betreffenden Volkes zurückkommen. Hier ist aber zu bemerken, dass wohl auch der Name Kenai oder Kinai (russisch Kenaizy und Kinaizy), den man dem zuerst bekannt gewordenen Stamme desselben an der Kenajer Strasse und Kenajer Bucht zu geben pflegt, durch eine etwas verschiedene Aussprache oder Auffassung der Laute entstanden ist, die Sagoskin durch Ttynai zu bezeichnen suchte. Wenn man mit Hrn. Schott voraussetzt, dass das Tt des russischen Schriftsteller nur eine Verstärkung des Zungen-Gaumenlautes T bedeuten solle, so wäre freilich dessen Uebergang in die Kehllaute Kë oder Ki nicht wahrscheinlich. Sagoskin selbst hat aber bei der Mittheilung seiner später zu erwähnenden Sprachproben über die Bedeutung der betreffenden Schreibart jede erklärende Angabe unterlassen.

Ueber die in Europa allgemein gangbaren Benennungen der nordasiatischen Küstenvölker ist hier zu erinnern, wie schon Steller deren Ursprung durchweg willkürlich und werthlos gefunden hat. Den Namen Tschuktschi erkannte er für eine Entstellung von Tschautschu, das ist von einem Ausdruck den die sogenannten Korjaken für die sesshaften Stämme ihres eignen Volkes gebrauchen. Seine jetzige Anwendung involvirt demnach einen doppelten Missbrauch, weil er von einem Zweige eines nicht kadjakischen Volkes auf den eines kadjakischen übertragen worden ist und ausserdem von sesshaften Leuten des erstern auf nomadische des andern. Nach dem jetzigen russischen Sprachgebrauche werden nämlich vorzugsweise unter Tschuktschi die mit ihren Rennthierherden wandernden Geschlechter des gleichbenannten Stammes und unter Namolli diejenigen verstanden, die nach dem Verlust ihrer Heerden zu ansässigen Fischern und Jägern geworden sind.

Die Korjaken sind von den Russen wahrscheinlich nach dem Worte chóra benannt worden, mit dem sie selbst ein Rennthier bezeichnen und welches dabei bei den Verhandlungen der Eindringlinge mit den Eingebornen zuerst

*) Vergl. L. Sagoskin's Reise und Entdeckungen im russischen Amerika im Arch. für wissenschaft. Kunde von Russland, Bd. VI, S. 499 u. 613, Bd. VII, S. 429 u. 480.

und vorzugsweise gebraucht wurde. Unter dem zu benennenden Volke selbst soll nach Art eines Gattungsnamens das Wort Tamugutu üblich gewesen sein, offenbar aber nur, wie immer in ähnlichen Fällen, zur Bezeichnung eines Stammes desselben durch einen andern.

Noch unberechtigter sind bekanntlich die Benennungen Kamtschadalen und Kurilen. Die erstere ist ausser jedem Zusammenhange mit dem Ausdruck Iteljmen, den das zu bezeichnende Volk von jeher für jeden menschlichen Einwohner und daher auch für die ihrem Lande angehörigen ausschliesslich gebraucht hat. Er wird noch näher erklärt durch das sogenannt kamtschadalische Wort itelachsa = ich wohne oder lebe. Dass aber die Sylben für sich einen Mann bedeutet (wie Krascheninikow angeblich nach Steller zur Erläuterung des Iteljmen angiebt), scheint auf einem Irrthum zu beruhen.* Zu einiger Erklärung des Ausdrucks Kamtschadal oder Kamtschadalez, der schon in den Berichten der ältesten Reisenden vorkommt, hat man angenommen, dass ihn diese dem einigermaßen gleichlautenden choutschála nachgebildet haben, welches bei den Korjaken zur Bezeichnung ihrer südlichen Nachbarn in Gebrauch war. Einen Zusammenhang mit dem kamtschadalischen Worte kamja oder ksamsan = Mensch halte ich aber für etwa in gleichem Maasse wahrscheinlich (s. die vorige Anmerkung), wenn auch ebenso unerweislich wie den bisher angenommenen.

Die russischen Namen Kurili und Kurilskie ostrowa sollen endlich aus einem Worte Kuschi oder Kuschin entstanden sein, mit dem die betreffenden Insulaner von den Kamtschadalen bezeichnet wurden. Es ist kaum zu glauben, dass dieses Wort rein appellativisch gebraucht wurde. Seine ursprüngliche Bedeutung ist aber eben so unbekannt, wie sein Uebergang in den fast allzu weit abstehenden russischen Namen Kurili unvermittelt geblieben.

Auf der nun schliesslich noch einmal zu betrachtenden amerikanischen Seite des Berings-Meereres werden die ethnographischen Namen bei weitem zahlreicher, wenn man zu dem bisher Erwähnten die Angaben von Einwanderern und Reisenden über Staumesunterschiede der Eingebornen hinzunimmt. Ein jedes der vier als sprachlich selbständig aufgezählten Völker zerfällt dann entweder in einige Abtheilungen, deren Dialecte man bereits nach

*) *Opisanie Kamtschatki Step. Krascheninikowym 1759*, 4to, Tsch. 3, str. 3, und Erman, *Reise u. s. w.*, histor. Ber., Bd. 3, S. 251 u. 422, wonach bei den jetzigen Bewohnern von Kamtschatka der Ausdruck Iteljmen wie Iténémou lautete, für den Begriff Mensch aber nur in Gebrauch waren bei

den nordwestlichen | den mittleren
sogenannten Kamtschadalen
die Worte Ksámsan, usch kámja.
und Usch kámja |

Das räthselhafte Kamtschadal der russischen Einwanderer könnte somit von ihnen auch wohl zur Annäherung an die Worte Ksámsan und Kámja gebildet worden sein, welche sie zugleich mit dem Iteljmon und nahe gleichbedeutend anwenden hörten.

eingehenderer Untersuchung als verschieden erkannte, oder in weit zahlreichere Stämme, die nur selbst sich für einander fremd und ihre Verbreitungsbezirke meist für nicht grösser erklärt haben sollen, als die jedesmaligen Abstände der Wohnplätze in dem Lande dem sie angehören.

Als Unterabtheilungen der ersteren Art erwähnt Wenjaminow und sind auf unserer beiliegenden Karte zu finden:

- | | | |
|--|--|---|
| | bei den Aleuten | die Unalaskaer
und Atchaer, |
| | bei den Koljuschen | die Jakutater unter 4,
" Sitchaer " 5,
" Kaiganer " 6, |
| | bei den Ttynai | " Atachtani " 3a, die als Anwohner der
mjednaja rjeka (d. h. des Kupfer-
flusses) auch unter dem Namen
Mjednówzy aufgeführt werden,
" Kolschani unter 3b,
" Kuskokwimjuti unter 3c,
" Kwichpajmjudi " 3d, |
| | bei den Kadjakern (Ka-
nágikh) oder Konjagi | " eigentlichen Kadjaker unter 2a,
" Aglegmjuti unter 2b,
" Tschugatschi unter 2c,
" Tschuagmjuti " 2d,
" Malegmjuti " 2e,
" Tschuktschi " 2f. |

Von den Stammesnamen der andern Art habe ich nur einige verzeichnet, zu welchen entweder bemerkenswerthere ethnographische Angaben vorliegen, wie die von Sagoskin über die kadjakischen Stämme Ašjagmjuti und Kangjulit und der ttynaischen: Inkilik und Jugelnjut, oder aber einander widersprechende, die einer Ausgleichung bedürfen. Es gilt dies namentlich von den Ugalachmjuti, die, wie schon oben erwähnt, von den ältesten Beschreibern als ein an die Koljuschen grenzender, aber ihnen entschieden fremder Stamm geschildert, von Wenjaminow dagegen den Jakutater oder nördlichen Koljuschen als integrierend und gleichartig zugezählt werden. Es ist um so wahrscheinlicher dass in dieser Gegend die späteren und jetzigen ethnologischen Verhältnisse erst durch Entstellung aus den ursprünglichen entstanden sind, da auch Wenjaminow's gesammte Unterscheidung zwischen mittleren oder Sitchaer Koljuschen und nördlichen oder Jakutater Koljuschen der ausdrücklichen Versicherung der älteren Reisenden, dass beide identisch seien (vergl. oben S. 303), widerspricht.

unserem Schiffe zuletzt noch bei 30 deutsche Meilen von der nächsten kamtschatischen Küste gesehen, sowie auch bei 8 deutsche Meilen von dieser Küste einen sie verfolgenden Wanderfalken (*Falco peregrinus*), den östliche Windstöße ermattet zu uns trieben, gefangen und von da ab einen Monat lang beherbergt. Als acht Wochen später ein dner Schnepfen und Strandläufer genau so wie der genannte kamtschatische nachstellender *F. peregrinus* der erste war, den ich an der californischen Küste schoss, mag dieser Zufall uns bestärkt haben, die Herkunft von Asien auch denjenigen Schnepfen, Tringa-Arten, Enten, Kampfhähnen und den zahllosen wilden Gänsen zuzuschreiben, die man dort im December ebenso wiederfand, wie man sie im Sommer an ähnlich gelegenen Stellen von Kamtschatka gesehen hatte.

Zu der Annahme so ungeheurer Wanderungen wurden wir aber geneigter, als wir nahe an der Mitte und am südlichsten Punkte unserer dormaligen Fahrt sowohl Seepapageien (*Lunda arctica* Pall., *L. pristacula* Pall.), wie auch kamtschatische Urily (*Phalacrocorax bicristatus* Pull.) trafen, mithin zweierlei Vögel, welche bei den nordischen Seefahrern für untrügliche Landboten gelten.*) Wir vermutheten in jener Gegend eine Insel, auf die manche Angaben früherer Reisenden deuteten, und so wurde denn auch trotz sehr stürmischen Wetters und daher nicht ohne Beschwerde des Nachts gelodhet, um eine unangenehme Berührung mit den nahe geglaubten Herbergen jener Vögel zu vermeiden. Wir fanden aber weder damals noch am folgenden Tage irgendwo weniger als 600 engl. Fuss Tiefe und auch sonst keinerlei Spur von Land oder Felsen. Die für sesshaft gehaltenen Thiere mussten also entweder für Wanderer erklärt werden, die sich von ihrem Ausgangspunkte und von ihrem Ziele gegen 300 geogr. Meilen entfernt befanden**) oder für unfreiwillig Verschlagene. Es wäre ihnen im letzteren Falle nicht anders wie den japanischen Schifffern ergangen, welche von ihren Küstenfahrten längs der Kurilischen Inseln weit in den Ocean hinaus getrieben wurden und dann theils bei den Aleuten landeten, theils, nach langem Umherirren, an der Ostküste von Kamtschatka. Unter fünf Irrfahrten dieser Art, die sich in den Jahren 1729, 1785, 1790, 1796 und 1811 ereigneten, haben die zweite und vierte mit der Ankunft der Japaner auf den aleutischen Inseln geendet, die erste zwar mit einer Landung an der Südspitze von Kamtschatka, jedoch erst im Sommer (18. Juni), nachdem die Reisenden ihren Mast und ihr Ruder verloren und während 211 Tagen (seit 19. Novbr.) willenlos wohl bis nahe an eine amerikanische Küste getrieben hatten. Strom und Wind haben um das Ende dieser Fahrt — den Jahreszeiten gemäss — die Wirkung wieder aufgehoben, welche sie auf die

*) Auch in dem amtlichen Logbuch der Corvette wurde damals verzeichnet: „halten uns für nah an Land, wegen der Urily, die um uns fliegen.“

**) Wenn man nämlich eine Wanderung derselben von Kamtschatka nach Amerika annahm. Die nächste aleutische Insel Amtschitka lag näher, jedoch immer noch 81 Meilen nördlich von unserm damaligen Orte.

erste Hälfte derselben geübt hatten *) Von den Japanern die um 1790 nach einer russischen Küste verschlagen, 1792 durch den jüngeren Laxmann zu den Ihrigen zurückgebracht und bei diesen wegen unerlaubter weiten Reisen zu ewiger Einsperrung verurtheilt wurden, habe ich nicht erfahren können, ob sie in Amerika oder, wie die von 1811, auf Kamtschatka strandeten. Zufällige Uebergänge von Asien nach den amerikanischen Inseln und Küsten haben sich aber während des letzten Jahrhunderts jedenfalls häufig genug ereignet, um dass man deren Vorkommen in weit früheren Zeiten für an sich nicht unwahrscheinlich erklären muss.

Nachdem wir am 4. Novbr. Mittags bei frischem Südostwinde die amerikanische Küste gerade so wie unsere Rechnung erwarten liess, erblickt hatten (denn die Sitchaer Festung sollte damals 6,7 geogr. Meilen von uns nach N67° O hin, der Edgcomb neben ihr und beträchtlich näher liegen), verging noch der folgende Tag und die Nacht zum 6. Novbr. mit Behauptung des erreichten Ortes unter einem wüthenden Winde aus S und SW. Erst am 6. kurz vor Mittag hatten wir näher an der Sitchaer Einfahrt beigelegt und mit der Flagge einen Lootsen gefordert.

Empfang und Landung auf Sitcha.

Was bald darauf vom Saling des Hauptmastes gemeldet und sodann auch vom Verdeck aus sichtbar wurde, erschien täuschend wie zwei schmale schwarze Fische von seltenster Länge, die ungehindert über die Kämme der Wellen hinwegglitten. Ein zierliches europäisches Boot bewegte sich zwischen ihnen und der schäumende Bug desselben zeigte schon aus der Ferne die Anstrengung seiner vier Ruderer, um sich neben den cylindrischen Wesen zu erhalten. Es waren diese die ersten dreilukigen Lederboote (Baidaren) die ich sah, nachdem ich die einlukigen oder Baidarken schon in Ochozk und Petropaulshafen kennen und bewundern gelernt hatte.**)

Die aleutischen Ruderer in der vorderen und hinteren Luke eines jeden dieser Fahrzeuge und der Lotse in der mittleren Luke des einen von ihnen waren, wie erwartet, mit der sogenannten Kamleika bekleidet und mit deren Rand in das Verdeck gehunden, während eingnähte Schnüre sie auch um den Hals und die Handgelenke wasserdicht schlossen; denn hier war es Ernst geworden mit der oft gehörten Behauptung, dass die Kleidung der Baidarenfahrer einen unerlässlichen Theil ihres Schiffes ausmache, und dass sie in den über das Verdeck wie über einen Fischkörper schlagenden Wellen auf die Undurchdringlichkeit ihres durchscheinenden Rockes ebenso zu rechnen hatten, wie der Luftschiffer auf die seines Ballons. Auch verstand sich von

*) Bekanntlich zum Unglück der betroffenen siebzehn Mann, die bei den Aleuten gut aufgenommen worden wären, bei den Russen auf Kamtschatka aber von einem räuberischen Beamten (dem sogenannten Pjatidesjatnik oder Kosakenführer Schtschinikow) und dessen Bande geplündert und bis auf zwei erschlagen wurden.

**) Vergl. meine Reise um die Erde u. s. w., histor. Ber., Bd. 3, S. 67 ff.

selbst, dass hier nach unverderbter Landessitte die Baidaren aus den Fellen der *Phoca nautica* (den sogenannten Lachtaki der Russen) genäht waren, die Kamleiki aber aus den Därmen des Siwutsch (*Phoca leonina*) oder aus Walfischdärmen, anstatt wie die werthloseren Surrogate der russischen Händler aus den Schleimhäuten des Halses der Robben, die nach echter Landessitte nur zur Fussbekleidung dienen sollen.**) Die Aleuten hatten den Fremden zu Ehren auch einen andern Theil ihrer merkwürdigen Tracht so vollständig wie in den Zeiten ihrer Freiheit und Blüthe angelegt. Sie trugen die hölzernen Hüte, deren lange Schirme die Augen der Baidarenschiffer vor der Wellenspreu zu schützen bestimmt, welche aber ausserdem mit geschnitten und bemalten Figuren und über der linken Seite des Kopfes mit Büscheln von Barthaaren des Seelöwen höchst geschmackvoll und sinnreich verziert sind.

Trotz ihres unentstellten Ansehens waren jedoch diese Insulaner, wie alle ihre Landsleute auf Sitcha und wie die Seeleute auf dem europäischen Boote welches sie geleiteten, nur übersiedelte und dienstbare Untergebene der russischen Handelscompagnie.

Die eingebornen und freien Bewohner von Sitcha, die Koljnschen, hatten sich zwar auch und weit zahlreicher zu dem üblichen Empfange der Fremden aufgemacht. Sie verlassen aber nicht die Meeresstrassen, von denen der Theil von Amerika den sie bewohnen, überall durchsetzt und für ihre Wanderungen und Jagdzüge wie eigens vorbereitet erscheint. In einer dieser Strassen, die von dem Ocean auf die Sitchaer Rhede führt, fanden wir, dicht neben dem gewaltigen Seegang der draussen von den letzten Stürmen noch blieb, ein kaum bewegtes Wasser. Auf diesem und mitten in dem prachtvollen Walde, von dem wir nun, noch unter Segel, rings umgeben waren, hielten in zahlreichen Gruppen die offenen hölzernen Boote der Koljnschen, mit Männern und Frauen, die nur zur Hälfte bekleidet, mit seltsamst geschmückten Gesichtern, die Ankommenden theils nur mit aufgehobenen Rndern begrüßten, theils schon die Gastgeschenke entgegenhielten, durch welche sie wie andere Handelsvölker jeden neuen Umgang zu einem freundschaftlichen und später vortheilhaften zu machen gewohnt sind.

Unter Anschluss an eine auf der Rhede gezeichnete Gesamtansicht und an einige Vegetationsbilder aus der Umgebung von Neu-Archangelsk***) habe ich schon früher über das Klima des Koljuschenlandes, insofern es dessen Vegetation und die Lebensart seiner Bewohner bedingt, und sodann über die Trennung der Sitchaer Niederlassung in eine europäisch-aleutische Hälfte und in die den eingebornen Herren des Landes verbliebene (dem sogenannten Koljnschen-Dorf) das Wesentlichste erwähnt.***) Es folge

*) So wie Quappenhüte bei den ichtyophagischen Ostjakenstämmen am Obj. Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 1, S. 570, 547.

**) Nach F. H. v. Kittlitz, Vegetationsansichten von Küstenländern der Südsee.

***) Sitzungsber. der Berl. Gesellsch. für Anthropol. vom 15. Januar 1870, pag. 2. Um die klimatischen Bedingungen und die Vegetationsverhältnisse der nordamerikanischen Küstenländer

daher nun, was ich in diesem, seinem ursprünglichen Zustande noch nicht entfremdeten Theile der Insel nach einander gesehen und durch manche mündliche und schriftliche Mittheilungen der russischen Nachbarn der Koljuschen zu ergänzen gesucht habe. Zu den Erfahrungen der ersteren Art ist zu erwähnen, dass sie mir, wie alle späteren bei meiner Rückkehr von Kamtschatka nach Europa auf der Corvette Krotkoi, in steter Gemeinschaft mit dem jetzigen Admiral und damaligen Midshipman der russischen kaiserlichen Flotte Herrn Eugen Berens zu Theil wurden. Dieser ausgezeichnete Seemann hat mir aber noch vor wenigen Wochen geschrieben, dass viermalige Reisen um die Erde und ebenso zahlreiche Aufenthalte auf Sitcha sein Interesse für unseren ersten Verkehr mit den Koljuschen nicht zu schwächen vermocht oder unsere Urtheile über dieselben wesentlich geändert haben.

Die Koljuschen auf Sitcha.

Mit der gewünschten Ausschliessung der Eingebornen aus der europäischen Niederlassung wurde es nicht allzu streng genommen, denn in der Nähe der am Strande gelegenen russischen Häuser sah man oft ein einzelnes Boot, in dem einige Koljuschen anscheinend absichtslos ruhten. Sie waren aber dann immer mit den Einwohnern des Hauses, in das sie nicht eintreten durften, in Unterhandlung um die Steinbutten, die Enten, das Wildschaf u. dgl., die sie gezeigt und dann wieder versteckt hatten und welche sie erst nach mehrmaliger Erhöhung des gebotenen Preises losschlugen. Die koljuschischen Frauen, denen der Handel wie alle ökonomische Thätigkeit von ihren Männern übertragen ist, zogen diesen heimlichen Verkehr dem erlaubten vor, der auf einem dazu bestimmten Marktplatz zu verabredeten Zeiten gewünscht wurde. Eine wesentlichere Ausnahme von jener Anschliessung stand aber auch vertragsmässig fest. Sie betraf den Besitz einer Oertlichkeit, die ganz nahe bei den Grenz-Palisaden, aber noch auf der russischen Seite derselben liegt. Es ist diese ein kleines felsiges Vorgebirge, welches vom Lande aus einen bequemen Zugang hat, gegen das Meer aber als eine senkrechte Klippe abfällt. In den Morgenstunden war nun immer die breite Oberfläche dieses Felsens von einem Haufen koljuschischer Männer und Frauen eingenommen, die regungslos auf den Fersen hockend und die Schultern in ihre wollenen Mäntel gehüllt in das Meer hinaus sahen. Sie schienen mir immer in festlicher Tracht und hatten oft auch bemalte Gesichter. Man hat bei diesen

mit den ihnen entsprechenden nordasiatischen zu vergleichen, bemerke ich noch, dass bei gleicher Breite auf Sitcha

die jährliche Mitteltemperatur um $4^{\circ},2$ grösser,

die Temperatur des kältesten Tages um $8^{\circ},8$ grösser

und dagegen nur die Temperatur des wärmsten Tages um $1^{\circ},0$ kleiner ist als auf Kamtschatka. Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 3, S. 178 u. 560 — sowie über den ebenso schönen, als von dem Sitchaer verschiedenen landschaftlichen Habitus und die Vegetation kamtschatkischer Wohnplätze an der Westküste und im Innern der Halbinsel: a. a. O. S. 135, 156, 310 u. a. und im Atlas zu S. 351, 463, 541, 551.

seltamen Sitzungen, welche von Alters her die Aufmerksamkeit und die Besorgniss der Russen erregt haben, an blosser Wetterbeobachtungen gedacht, nach denen die Koljuschben etwa ihren Fischfang und andere Geschäfte einrichten wollten. Die geringe Höhe ihres Sitzplatzes macht aber denselben zu solchen Beobachtungen kaum merklich geeigneter wie jeden andern Punkt des Strandes. Einigen Aufschluss über die Meinung oder den Glauben welche diesem auszeichnenden Gebrauche zu Grunde lagen, gewährt dagegen die ausdrückliche Erwähnung solchen Sitzens auf der Klippe in denjenigen Sagen der Koljuschben, von denen eine wörtliche Uebersetzung vorliegt. Dasselbe wird dort einerseits als ein Genuss genannt, den man sich nur bei glücklichster Musse gönnen könne und ausserdem als Folge der Trauer oder eines Unglücks, bei dem dann dem Betroffenen in wunderbarer Weise vom Meere aus Hülfe zu Theil wird (vergl. unten über Religion und Sagen der Koljuschben).

Die 20 bis 30 Wohnhäuser des Sitchaer Koljuschendorfs unterschieden sich durch leichtere und zierlichere Bauart von den Balkenhäusern, die man in Sibirien und auf Kamtschatka als Winterwohnungen ansässiger Stämme zu sehen gewohnt wurde, ohne doch weder mit den Sommerwohnungen dieser Stämme überein zu kommen, noch mit den stets kegelförmigen tragbaren Stangenbauten (Zelten), welche die wandernden Nord-Asiaten in überall gleicher Weise mit Decken aus Filz, aus Rennthierfellen, aus genähten Streifen von Birkenrinde oder von Fischhäuten belegen.*)

Die Wände dieser Sitchaer Häuser bestehen aus bebauenen Bohlen, die zwischen vier Eckpfosten mit ihrer längsten Seite senkrecht neben einander gestellt sind und daher mit ebenfalls senkrechten Fugen auf den Wänden sichtbar bleiben. Die Dächer sind (vierflächig pyramidal) ziemlich stumpf geneigt und bestehen gleichfalls aus brettartig behauenen Hölzern, ohne die bei den jakutischen und anderen Winterjurten übliche Beschwerung mit Steinen oder Erde. In der einen der kürzeren Wände dieses oblongen Gebäudes bildet eine elliptische Oeffnung die Thüre, zu der meistens einige Stufen sowohl von aussen als auch von dem etwas tieferen Fussboden des Wohnraumes führen. In diesem sind die der Thüre gegenüber und zur Seite gelegenen Wände wie in allen nordasiatischen Winterwohnungen von den auf russisch sogenannten *nary* eingenommen, d. i. von mannslangen, 4 Fuss breiten und etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss hohen Schlafbänken, die ausserdem am Tage von den Frauen bald als Tische, bald als Sitze gebraucht und von denen je mehrere durch zwei Matten oder Felldecken zu einem Abschlage für eine der zum Hause gehörigen Familien verbunden werden. Bei gleicher Anordnung des

*) Vergl. beziehungsweise Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 1, S. 425; Bd. 2, S. 100; Bd. 1, S. 693; Bd. 2, S. 305, 339, 362, 367; Bd. 2, S. 400 u. 420 über diese Anordnung bei den Bschkiren, den Buräten, den Samojedern, den Jakuten und den Fisch-Tungusen, und die Zeichnungen zu Catlin, letters and notes u. s. w. über deren häufiges Vorkommen im Osten der Rocky Mountains zwischen 50° und 45° N. Br.

Innern fehlte also hier vollständig diejenige Uebersehüttung des hölzernen Gebäudes mit einem Erdhügel, die Kamtschadalen und Aleuten nach ursprünglicher Tradition, die Kangjulit am Norton-Sunde (63° bis 65° Breite, 197° O. von Paris) bis in die neueste Zeit für ihre Winterwohnungen gebrauchten*) und welche man sodann — aufs bemerkenswerthe und vollständigste übereinstimmend — am oberen Missouri bei den sogenannten Mandan und den ihnen zunächst wohnenden Stämmen wiederfindet (etwa 47,5° Br., 335° O. v. Par.).**)

Gewisse grössere und auch im Innern wesentlich anders eingerichtete Gebäude, die von den Russen sogenannten Kasim oder Kajim des Dorfes, lernten wir erst bei einigen späteren Gelegenheiten kennen.***) — Zwischen die Wohnhäuser eingestreut stehen aber ausserdem die zu Trockenanstalten und Vorrathskammer dienenden Bauwerke, d. i. kastenförmig durch senkrechte Bohlen begrenzte und überdachte Räume, welche 10 bis 15 Fuss über dem Erdboden liegen und mittelst eines leiterartig eingekerbten Baumstammes erstiegen werden. Der untere, nur durch den Boden dieses oberen Stockwerkes bedeckte Raum dient, wie die Unterhälfte der Balagane auf Kamtschatka und wie die Wjescheläk bei Ochozk, †) zur Bereitung des Jukola — denn mit diesem auf Kamtschatka üblichen Ausdruck haben die Russen das an der Luft getrocknete Fischfleisch auch in ihren amerikanischen Colonien überall benannt. Die Anordnung und Verwendung dieser Bauwerke sind bei den nördlicheren Anwohnern der amerikanischen Küste genau dieselbe wie auf Sitcha und ebenso auch mitten in Nordasien bei den Ostjaken am Obj. ††) — Der kamtschatische Gebrauch ihres oberen Stockwerkes zu den nestartig eingerichteten Sommerlagern, die man Luft-Pfahlbauten nennen könnte, ist aber hierher eben so wenig gelangt wie irgend eine Erinnerung an die vielbesagten Wasser-Pfahlbauten oder an schwimmende Wohnungen.

Dem Häuptling des Rabenstammes der Koljnschen, Nauschket, †††) hatten wir bei unserem ersten Aufenthalt in ihrer Niederlassung den Besuch zu erwiedern, den er unserem Schiffe, sobald es vor Anker gegangen, gemacht hatte. Er war nun vor Allem bedacht, uns die Reichthümer bewundern zu lassen, welche er und die Seinigen theils unabhängig von den russischen Kaufleuten, theils gegen deren Willen und ihnen zum Trotz zu erlangen wussten.

*) Vergl. Sagoskin im Archiv für wissenschaftl Kunde von Russl., Bd. VI, S. 536.

***) Vergl. Catlin, letters and notes u. s. w., Vol. I, tab. 47, 69, pag. 81 u. s.

***) Die Benennung Kajim ist zuerst auf Kadjak für dieselbe Art von Gebäuden üblich gefunden worden.

†) Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 3, S. 137, 307, 414, 419 und S. 13.

††) Sagoskin a. a. O. und Erman, Reise a. a. O., Bd. I, S. 567.

†††) Dass die Sitchaer Russen diesem wie allen andern angesehenen Männern eines beliebigen Urvolkes den Titel Tojón beilegten, ist bedeutungslos, denn die Annahme dieses jakutischen Wortes (Erman, Reise, histor. Ber., Bd. 2, S. 246) gehört zu den oben erwähnten missbräuchlichen Verallgemeinerungen ihrer Erfahrungen auf dem Landwege durch Nordasien. (Vgl. auch unten über Freiheit und Sklaverei bei den Koljnschen.)

Zu den letzteren zählten vortreffliche Doppelfinten und Büchsen, die allerdings aufs überraschendste abstachen von den sogenannten Wintowki, d. h. den am Ural gearbeiteten groben Stutzen, den einzigen die sowohl durch Nord-Asien als auch hierher durch den russischen Handel verbreitet wurden. Die Koljuschen erhielten jene kostbaren Gewehre bei ihrem Pelzhandel mit amerikanischen Schiffen in den Strassen, oder auch durch indirekte Verbindung mit ihren Verwandten auf der Vancouver-Insel. Sie jagen auf dem Festlande, betreiben aber auf dem Meere so vorzugsweise den eigentlichen Fischfang, dass sie das Walfischfleisch, die vorzüglichste Ausbeute der Seejagden und die Lieblingsspeise der Aleuten, sogar für unrein und verboten erklärt haben. Aus eben diesem Grunde haben sie die Vorzüge der Feuerwaffen eben so schnell und so willig anerkannt, wie die meisten nordasiatischen Stämme. Sie unterscheiden sich auch hierdurch von den Aleuten, welche auf der Baidare ihre Wurfaffen von uralter und ihnen durchaus eigenthümlicher Einrichtung beibehalten, gegen die europäischen aber einwenden, dass der Knall und der Pulvergeruch das schon an sich äusserst empfindliche Seewild und namentlich die Seeottern bleibend vertreiben würde. An die Landjagden der Koljuschen erinnerte ferner eine sehr schöne Art von schlanken weissen Wolfshunden, die den Strand und die Umgebung der Häuser belebten.

Auch zu den Feierkleidern welche Nauschket in kostbaren japanischen Kisten aus Kampherholz aufbewahrte, schienen jetzt europäische Stoffe häufiger verwendet wie die Zeuge aus mühsam gezwirnter, theils weisser, theils mannigfaltig gefärbter Wolle des Argali, die von jeher und noch immer zu den wunderbaren Kunstleistungen der Koljuschinen gehörten. Hier zeigte man uns Mäntel von landesüblichem Schnitt, aber aus scharlachrothem oder schwarzem Tuch, das, wenn überhaupt von den Russen, doch nur zu entsetzlichen Preisen zu erhalten und welches mit platten Perlmutterstücken und andern einheimischen Zierrathen sehr kunstvoll besetzt und ausgenäht war. Weit merkwürdiger schienen uns indessen unter diesen Reichthümern die zweischneidigen, mehr als fasslangen kupfernen Dolche, die der Besitzer nur gelegentlich sehen liess, sowohl durch ihre eigenthümliche Form wie durch ihre vollendete Ausführung. Ich erinnere vorläufig nur, dass meine Zweifel an der einheimischen Erfindung und Anfertigung dieser Kunstwerke sich völlig grundlos gezeigt haben und werde im Verfolge auf die Metallarbeiten und sonstigen industriellen Leistungen der Koljuschen mehr im Zusammenhange zurückkommen.

Die Frauen dieses Hauses, von denen wir später vier als die ehelich anerkannten des Häuptlings kennen lernten, waren, offenbar im Verhältnis ihres Alters, mit Lippeneinsätzen oder Kaljugi von verschiedener Grösse versehen. Bei der ältesten war das von der ausgereckten Unterlippe umgebene und mit dem etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hohen Holzklötz gefüllte Loch von kaum unter 3 Zoll Länge und dabei der Kreisform schon weit näher als bei jüngeren

Frauen. Bei diesen ist der Einsatz und daher auch seine fleischige Umgebung elliptisch gestaltet und mit der kleineren Axe nach vorn vom Körper abgewendet. Die nach oben gekehrte Fläche der Kaljugi ist bei den elliptischen nach Art eines Löffels, bei den runden aber tellerartig ausgehöhlt, und beim Gebrauche liegt der Rand horizontal, so dass die untere Zahnreihe völlig unbedeckt bleibt. Auch die Seiten- oder Mantelfläche des cylindrischen Körpers ist vertieft, d. h. in der Hälfte ihrer Höhe von kleinstem Durchmesser, nach Art eines Knopfes. Das Einbringen und Herausnehmen der Kaljuga sind daher jedesmal mit beträchtlicher und wie man glauben sollte schmerzhafter Ausweitung und Zusammenziehung der Lippen verbunden. Ich sah sie dennoch wiederholentlich und ohne Widerwillen oder Anstrengung vollziehen, namentlich zu Ehren der europäischen Speisen, mit denen die vornehmen Koljuschen und ihre Frauen während des üblichen Festes auf unserem Schiffe bewirthet wurden. Mehrere der älteren Frauen hatten während dieses Mahles die hölzernen Teller aus ihren Lippen neben die europäischen, von denen sie assen, gelegt. — Um sich nun endlich von dem Sinne dieses seltsamen Gebrauches Rechenschaft zu geben, konnte man annehmen, dass die Koljuschen zwar auch die arge Entstellung bemerken, die sie ihren von Natur sehr schönen Frauen anthun, dass sie aber dazu durch eine Eifersucht veranlasst würden, die mit der Dauer des ehelichen Besizes zunähme; etwa so wie die Korjaken, deren Frauen sich bei der Ankunft von Fremden durch schmutzige Oberkleider entstellen mussten.*) Gegen Bewerbungen von Europäern und wohl auch von anderen fremdstämmigen Männern sind die Kaljugen-Trägerinnen in der That im directen Verhältniss zur Grösse ihrer widerwärtigen und bei alten Frauen sogar ekelhaften Ausstattung gesichert — aber jene Erklärung ist dennoch unbegründet. Die erwachsenen Mädchen und Frauen die wir mit undurchbohrten Lippen sahen, empfanden diese Erhaltung ihrer Schönheit nicht als einen Vorzug, sondern als eine Zurücksetzung. Sie gehörten zu den armen und unfreien Familien oder den von den Russen sogenannten Kalgi. Den Töchtern der Reichen oder Vornehmen wird dagegen die Unterlippe schon sehr früh und jedenfalls längst vor ihrer Verheirathung durchbohrt.

Auf Erkundigung nach diesen Verhältnissen hörten wir von unserem Sitchaer Begleiter, dass gerade jetzt die betreffende Operation an der Tochter eines anderen Vornehmen (Tojon) vollzogen worden sei und wurden zur Besichtigung derselben in ein Kajim, d. i. wie wir nun erfuhren, ein Ge-

*) Krascheninikow, *Opisanie Kamtschatki*, Tsch. III, S. 148, wo es unter Anderem heisst: „Die Rennthier-Korjaken sind über die Massen eifersüchtig und deshalb suchen ihre Frauen sich auf alle Weisen zu entstellen. . . . Sie tragen ein schmieriges und zerfetztes Oberkleid. Wozu, sagen die Männer, sollten sie sich schmücken, als um Andern schön zu scheinen, da wir sie auch ohnedem lieben. Bei den ansässigen Korjaken und Tschuktschen ist es dagegen eine todeswürdige Beleidigung, wenn ein Gast der ihm als äusserste Freundschaftsbezeugung angebotenen Frau oder Tochter seines Wirthes nicht beiwohnt.“ Vergl. auch Erman, *Reise u. s. w.*, hist. Ber., Bd. 3, S. 425.

meindehaus, geführt, in welchem alle festlichen Versammlungen abgehalten, Fremde untergebracht und bewirthe't und ausserdem häusliche Arbeiten, die einen grösseren Raum erfordern, ausgeführt werden.

Das Innere dieser Gebäude ist über den gewöhnlichen Nary oder Schlafstellen mit einer zweiten Reihe von Abschlägen oder nach vorn ganz offenen Logen versehen, deren Fussboden etwa mannshoch über dem der ersteren liegt. Auf dem Boden dieses oberen Raumes und etwa in der Mitte desselben sass nun heute das operirte Mädchen, lautlos und unbeweglich, offenbar zur Schau für Vorübergehende oder Besuchende, während in den seitlichen unteren Theilen des Gebäudes Frauen und Männer ihrer Familie ohne Beziehung auf sie beschäftigt schienen oder sich doch erst mit uns zu ihr begaben. Die Grösse und das Ansehen dieses gefeierten Individuums liessen, mit Rücksicht auf den hohen und kräftigen Wuchs der Koljuschinen, auf ein Alter von kaum über 12 Jahren schliessen. Sie war vollständig und offenbar sehr sorgsam bekleidet, während wir doch vielen eben so grossen Knaben und Mädchen ganz nackt am Strande und zwischen den Häusern begegneten. Ich habe nicht erfahren seit wie viel Tagen der Schnitt in ihrer Unterlippe ausgeführt worden war. Er blutete aber nicht mehr, sondern erschien wie ein etwa 6 Linien langer, horizontaler Spalt, der nur in der Mitte merklicher klappte, welcher aber jetzt ohne Einsatz, die natürliche Lage der Mundtheile nur wenig geändert hatte. Das Fest und die allgemeine Bewirthung, mit denen die Einbringung der ersten Kaljuga verbunden sein soll, mochte in dieser Familie noch bevorstehen. Weit zweifelhafter ist mir dagegen deren Verhältniss zu dem andern gynaekologischen Gebrauche geblieben, der den Koljuschen mit ihren nördlichen Nachbarn an der amerikanischen Küste und mit den Aleuten gemein ist, sie aber von vielen andern Völkern ebenso bedeutsam unterscheidet, wie ihre Vorliebe für hängende und vergrösserte Unterlippen.

Von dem letzten koljuschischen Wohnhause über den ziemlich weiten Platz, auf dem bis zu dem Ausgangsthor der Palisaden nur noch einzelne Ambary oder Vorrathshäuser stehen, geht man an einer Reihe einander berührender, 6 bis 8 Fuss hoher Hütten oder Käfige vorüber, die gegen die See und die Strasse mit einem vergitterten Lichtloch versehen, sonst aber von oben, ringsum an den Seiten und namentlich auch, soviel man sehen konnte, von hinten an der Landseite mit grünenden Nadelholzweigen dicht bedeckt und abgeschlossen sind. In mehreren dieser Ställe oder grossen Käfige befand sich je ein Frauenzimmer, meist sitzend und mit abgewandtem Gesicht — in dem einen aber ein schlanke's und jüngeres Mädchen, das eben aufgestanden war und uns ansah, offenbar ohne wesentliche Störung durch die seltsame Beschaffenheit ihres Gesichtes. Dieses war nämlich durchweg geschwärzt, und zwar hier nicht, wie sonst, durch sorgfältige Bemalung, sondern, wohl mit Russ oder Kohlenstaub, fleckig und unsauber beschmiert. Nach unseren hergebrachten Vorstellungen glaubte ich mich vor den Gefäng-

nissen der Ortschaft zu befinden und hörte daher von unserem Sitchaer Begleiter, auf die Frage: was die Eingesperrten verschuldet hätten, nicht ohne Verwunderung die Worte: „tolko tscho u nich mjásatschnoe“, d. h. „Nichts weiter, als dass sie eben menstruiern.“ Es wurde dann ferner ausgeführt, dass verheirathete und unverheirathete Frauenzimmer dieser Behandlung in ganz gleicher Weise unterworfen werden und dass von einer schweren Sünde, und zwar für beide Theile, erst dann die Rede sei, wenn etwa eine dieser Eingeschlossenen dennoch von einem Manne besucht werde. — Wenjaminow giebt an dass die erste solcher Einsperrungen die ein Mädchen erlebe, nach altem Gebrauche ein Jahr gedauert habe und dass sie von der Durchschneidung der Unterlippe und dem mit dieser verbundenen Feste unmittelbar gefolgt wurde. Bei den Sitchaer Koljuschen sei diese Zeit zwar auf drei bis sechs Monate heruntersetzt, die sonstigen Ueblichkeiten während derselben aber vollständig beibehalten. So werde namentlich der Betroffenen eine Art von Hut mit sehr langen Krämpfen aufgesetzt, damit sie nicht durch ihre Blicke den Himmel verunreinige. Die Kalga oder Dienerin, welche dem endlich für genesen erklärten und dann sogleich der Lippendurchschneidung unterworfenen Mädchen ihr Festkleid anlegt, werde freigelassen. Ich weiss nun, wie gesagt, nicht, ob der behauptete Zusammenhang zwischen der Lippendurchschneidung und der ersten Menstruation mit dem geringen Alter des Mädchens vereinbar ist, an dem wir die erstere vollzogen sahen. Nach demselben russischen Berichte soll aber jede spätere Einsperrung für die koljusischen Mädchen nur drei Tage dauern, und ebenso lange die gewöhnliche Einsperrung der Frauen, vor deren unheilvoller Nähe die menschliche Gesellschaft nach jedem Gebären noch ausserdem 10 Tage lang in der besagten Weise geschützt wird. — So lange ich von dieser seltsamen Sittenpolizei nur die dazu gebrauchten mühsamen Vorkehrungen gesehen, über die jedesmalige Dauer ihrer Anwendung aber sehr übertriebene Angaben gehört hatte, schien sie entweder das Fortbestehen des Koljuschen-Stammes räthselhaft zu machen oder mit denjenigen Massregeln gegen Uebervölkerung unvereinbar, welche anerkannte Physiologen noch neuerdings vorgeschlagen haben. Jetzt sind diese Zweifel insoweit beseitigt, als man die Angabe einer nur dreitägigen Dauer der Absperrungen für richtig halten darf*) und es blieb zunächst nur bemerkenswerth, dass sich ein so eigenthümlicher Gebrauch, der anscheinend auf einer diätetischen Erfahrung die überall gelten müsste, beruht, sich in einzelnen Districten der Erdoberfläche auch bei nicht stammverwandten Völkern eingefunden und erhalten habe, während er in andern spurlos fehlte. Dieselbe Vorsichtsmassregel wurde nämlich auf den alentischen Inseln in ebenso strenger Weise wie auf Sitcha beobachtet.**)

Nach Wenjaminow bestand sie dort sogar in Absperrungen, welche

*) Nach Bischoff wären solche Zweifel erst bei zwei- bis dreimal längerer Dauer der Absperrung begründet; — vergl. aber das Folgende.

**) Wie unter Andern aus einer unten näher zu erwähnenden Sage der Unaluschkaer zu ersehen ist.

für Frauen und ältere Mädchen jedesmal sieben Tage dauerten, nach der ersten Menstruation aber zweimal, resp. 40 und 20 Tage. Sie ist dort erst durch die immer häufigeren Bekchrungen zum Christenthum obsolet geworden. — Bei den Ttynai (etwa 65° Breite, 200° O. von Paris) sah und beschrieb Capitän Sagoskin dieselbe Sitte noch 1842 wie folgt: „In dem Wohnorte Kadichljakakat befanden sich jetzt nur zwei Frauen (die Männer waren zur Jagd ausgezogen), eine alte und eine jüngere. Die letztere war aber in der Menstruation begriffen und deshalb mit schwarz bemaltem Gesichte unter einer lederneuen Zeltdecke eingesperrt.“ Der Reisende erwähnt diese Erfahrung ohne jeden Commentar, offenbar weil sie ihm seit seiner Aukunft auf Sitcha geläufig und wie von selbst verständlich geworden war.

Bei den Völkern der Osthälfte von Nord-Amerika scheint dagegen Catlin durchaus nichts mit diesem Gebrauche der Küstenvölker Vergleichbares gesehen zu haben, und es steht jedenfalls fest, dass niemals weder derselbe, noch auch der ihm zu Grunde liegende diätetische Glaube bei den Kamtschadalen oder bei einem der tungusischen, türkischen und mongolischen Stämme des mittleren Sibirien geherrscht hat.*) Erst unter den samojedischen Rennthiernomaden am Eismeere bezieht sich auf einen gleichen Glauben die schon von Pallas erwähnte Verachtung der menstruirenden Frauenzimmer, und deren Räucherungen mit verbranntem Rennthierhaar und mit Castoreum, sowie auch die deshalb stattfindende Ausschliessung der Weiber von einem Theile des Zeltraumes und die angeblichen Nachtheile von ihrer Nähe während der Jagd eines edleren Wildes.**)

Sowohl am Eismeer, als auch bei den alten Bewohnern von Palästina.***) bei den Parsen auf Ceylon, nach einer Angabe von Orlichs, und in Süd-Amerika bei den Macusis-Indianern nach Schomburg hat man sich aber gegen die vermeinte Gefahr doch nur durch weit laxere Massregeln wie auf Sitcha geschützt.

Bei einem andern Morgenbesuche des Koljuschendorfes hörten wir aus einem der Wohnhäuser einen wilden vielstimmigen Gesang und gingen dessen Ursprunge um so eifriger nach, als unser dollmetschender Begleiter zugab, dass er zu einer Art von Schamánstwo, d. h. nach sibirischem und hiesigem Sprachgebrauch zu einer religiösen oder poetischen Ceremonie gehöre. Wir fanden nur einige Weiber, die in den verschiedenen Abschlägen des betreffenden Hauses ihre gewöhlichen Arbeiten betrieben, aber mitten in der Wohnung über dem Feuerplatz einen mit Vorhängen abgeschlossenen Raum, in dem sich die Musizirenden befanden, die nun nacheinander und ab-

*) Auch nicht in Polynisien nach Allem was ich auf Otaheiti gesehen und nach dem was ich später zu erfahren gesucht habe.

**) Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 1, S. 706 u. 681.

**) Moses lib. III, cp. 18, v. 19 — während ibid. cp. 15, v. 19 freilich auch eine Absper- rung gemeint sein könnte.

wechselnd das Rasseln einer wahrscheinlich hölzernen Trommel, eine einzelne Mannsstimme und einen höchst leidenschaftlichen Chor von dergleichen vernahmen liessen. Das Ganze wurde mehrmals durch eine Pause unterbrochen, welcher kreischende Ausrufe von Einzelnen vorhergingen. Dann hob sich einer der Vorhänge und die Sänger traten nackt, schweisstriefend und mit dunkelrother Haut aus dem auf Koljuschisch sogenannten Chagh, d. i. dem Dampfbade, welches sie sich mit Steinen die in dem gewöhnlichen Heerdefeuer geglüht werden, bereitet hatten. Es waren etwa zehn Männer von riesigem Ansehen, die sich jetzt, wieder schreiend und singend, in das nahe eiskalte Meerwasser stürzten, das von der Schwelle ihrer Wohnung nur um wenige Schritte absteht. Wir haben sie leider bald darauf verlassen und sie nur aus der Ferne im Wasser springen oder tanzen, sich einzeln gegen den Strand und wieder meerwärts bewegen und endlich, vielleicht zur Wiederholung des Schwitzbades, alle zusammen in das Haus zurücklaufen gesehen. Dass sich diese Uebungen jetzt (im Novemb'er) täglich bei ihnen wiederholen, haben uns die Koljuschen ausdrücklich versichert. Ich halte dagegen nur für äusserst wahrscheinlich, aber nicht für erwiesen, dass die Theile derselben die unserer zufälligen Anwesenheit vorhergingen und diejenigen die uns durch den Vorhang verdeckt blieben, das Ganze zu vollständiger Uebereinstimmung mit Wenjaminow's mir weit später zugekommenen Beschreibung eines der auszeichnendsten Gebräuche der Koljuschen ergäuzen. Von dieser Beschreibung, die der alentische Missionar, wie alles auf Sitcha Bezügliche, durch einen russischen Dollmetscher von koljuschischer Abkunft erhalten hat, lautet das Wesentliche in wörtlicher Uebersetzung wie folgt: „Ehe die Koljuschen erfuhren, dass eine von der schwächsten Frauenhand abgeschossene Flintenkugel selbst den Tapfersten tödte, galt es Jedem von ihnen als unverbrüchliche Regel sich zu geisseln, um seinen Muth zu bewähren und um Körper und Geist zu stärken. Jetzt werden diese Uebungen seltener. Die Geisselung geschieht*) im Winter des Morgens zur Zeit der strengsten Kälte, zugleich mit den Seebädern, die sie gerade in dieser Jahreszeit nehmen. Der Aelteste eines Geschlechtes lässt einen Haufen Ruthen an den Strand bringen, an dem er sich darauf mit einer Handvoll von denselben aufstellt. Danu läuft der Muthigste der Badenden aus dem Wasser auf ihn zu, hält ihm die Brust entgegen und lässt sie schlagen, bis dem Tojon die Hand müde wird oder bis ein anderer der Badenden sich, vor Eifersucht und Ruhmbegier, aus dem Wasser an seine Stelle drängt. Die Tapfersten nehmen nach dieser Geisselung auch noch in jede Hand einen scharfen Stein oder ein Messer, schneiden sich damit bis auf's Blut und bisweilen sehr tief, in die Brust und in die Arme, und setzen sich darauf wieder in das kalte Wasser, bis dass sie vollständig erstarren. Dann legt man sie auf eine Decke und trägt sie in die Wohnung an das Feuer, welches während des Seebades so stark wie

*) Notabene: das Praesens wie auch im Verfolge der Beschreibung.

möglich erhalten wird. *) Diese Morgengeißelung ist, wie man sagt, nicht sehr schmerzhaft, weil sie auf dem erstarrten Körper nur ein (Gefühl von) Brennen verursacht. Eine andere viel seltener ausgeübte Art der Geißelung erklären dagegen die Koljuschen selbst für entsetzlich. Sie geschieht des Abends im Hause, vor dem Feuer, um das sich die Männer gesetzt und an dem sie sich stärkstens durchwärmt haben. Auf ein Zeichen des Aeltesten werden dann plötzlich Ruthen gebracht, von denen er zwei bis drei ergreift und aufspringt, um Freiwillige aufzufordern. Der Tapferste der Hausgenossen wirft seinen Mantel ab und lässt sich abwechselnd auf die Brust, auf den Rücken und auf die Seite schlagen — oft bis der ganze Körper geschwollen ist. Dabei stößt er keinen Schmerzenslaut aus, verzieht kaum das Gesicht u. s. w.“ . . . „Durch solche Probe gewann der Mann, der sie ertrug, den Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit. . . Nach einem Augenzeugen war diese Abendgeißelung so entsetzlich, dass es bei dem Geräusche von angeschleppten Ruthen die Muthigsten kalt überlief, denn sie wollten sich der Peinigung nicht entziehen, um nicht für feige zu gelten und dazu war noch der Ruf der Tapferkeit keineswegs vortheilhaft.**). . . . Uebrigens bleibt es bei beiden Arten der Geißelung einem Jeden überlassen, sich ihr zu unterwerfen oder nicht, und Niemand wird namentlich aufgerufen.“***)

Nachdem wir durch diesen Gebrauch und durch einige der früher erwähnten an den Koljuschen die Einflüsse eines träumerischen Nachdenkens zu erkennen geglaubt hatten, das über die direkten Bedürfnisse und die gewöhnlichen Leistungen einer wandernden Jagdgesellschaft weit hinausgeht, machten wir die erste Bekanntschaft eines der Urheber und Erhalter dieser Seltsamkeiten; ich meine eines von den Russen als Schaman, †) von den Koljuschen aber durch die Benennung *ichet* bezeichneten Gelehrten und Wür-

*) Hier sind vielleicht die koljuschischen Ausdrücke *chäh* für das Dampfbad und *kehä* für das gewöhnliche Heizungsfeuer mit einander verwechselt worden.

**) Nämlich wegen des *noblesse oblige*, mit dem auch die Koljuschen solche Helden von Profession bei ihren Kriegszügen zur Todesverachtung instigirten.

***) Man vergleiche hiermit Catlin, letters and notes u. s. w., Vol. I, pag. 169, tab. 68. 69 über die noch weit entsetzlicheren, aber ebenso bis zur Ohnmacht fortgesetzten Peinigungen, deren sich die sogenannten *Mandau* (bei 47° 5 Br., 335° O. v. Par.) jährlich unterwerfen und zwar gleichfalls um die Ueberzeugung von ihrer Tapferkeit sowohl sich selbst zu verschaffen als ihren zuschauenden Landsleuten.

†) Ueber den Ursprung dieses durch die sibirischen Russen wiederum missbräuchlich verschleppten Wortes vergleiche man die Untersuchung von Herrn W. Schott im Arch. f. wissenschaftl. Kunde von Russland, Bd. XXIII, S. 207. In dem Sinne welchen der Ausdruck *Schaman* in der russischen Sprache und darauf durch ganz Europa als ethnographisches Kunstwort erhalten hat, ist derselbe nur etwa bei den Tungusen gebräuchlich, allen übrigen nordasiatischen Stämmen aber durchaus unbekannt gewesen. Es darf ferner nicht angenommen werden, dass das betreffende tungusische Wort mit einem sanskritischen von gleicher Bedeutung in der Weise verwandt sei, dass es Buddhapriester nach Nord-Asien gebracht hätten! — Es wird vielmehr gezeigt, wie der tungusische und anderweitig nordasiatische und nordamerikanische Zauber cultus erst durch die tungusischen *Mandju* zu den Chinesen, welche sie sich unterworfen hatten, gebracht und seitdem (namentlich seit 1747) als eine der Staats-Kirchen des himmlischen Reiches sanctionirt worden ist.

denträgers. — Es war ein ältlicher Mann, der auch heute, in gewöhnlicher Landestracht, durch das wesentlichste Zeichen seiner Begabtheit auffiel, nämlich durch Kopfhaare, die ihm bis auf die Waden reichten. Er trug sie über dem Rücken weit ausgebreitet und ungebunden herabhängend, doch zeigten sie sich bei näherer Betrachtung zu Strehnen vereinigt oder verfilzt, ohne dass ich entschieden habe, ob sie diese Beschaffenheit an und für sich, wie die sogenannten Weichselzöpfe, angenommen hatten oder durch absichtliche Anwendung irgend eines Leimes. Das letztere ist bei weitem wahrscheinlicher, denn viele der verfilzten Stellen der Haare waren mit einem Ueberzuge von weissen Flocken bedeckt, die ich für den Pappus eines Syngenesisten oder andere wollähnliche Pflanzentheile gehalten habe. Nach Ismailow, Sagoskin, Wenjaminow u. A. sollen aber Flaumfedern von Vögeln zu diesem Gebrauche verwendet werden.*) Ich erfuhr leider erst später, dass Eschholz bei seinem, dem unsrigen längst vorhergegangenen Aufenthalte auf Sitcha auch einen eigenthümlichen Staphylinus oder Raubkäfer auf dem Haare eines hiesigen Schamanen gefunden und denselben, zu Ehren dieses abweichenden Vorkommens, *Staph. pediculus* genannt hatte. Mag aber dieses Vorkommen zufällig oder absichtlich herbeigeführt gewesen sein, so fehlte es dem fraglichen Wohnorte dieses Käfers wenigstens nicht an Ruhe, denn die Schamanen lassen die Haare ihres Hinterkopfes während ihrer ganzen Lebenszeit unverkürzt. Als Zeichen der Trauer um Verstorbene wird daher auch von ihnen nur das Vorderhaar über der Stirn, von den übrigen Koljuschen dagegen der ganze Kopf geschoren. — Ich habe seither oft an diesen Gebrauch und die ihm zu Grunde liegende Ueberzeugung der koljuschischen Seher oder Weisen gedacht, wenn es mir wieder einmal auffiel, dass sich sporadisch aber über die ganze Erde und zu allen Zeiten der Glaube an eine Abhängigkeit der geistigen und körperlichen Kraft des Mannes von der Beschaffenheit seines Kopfhaares eingefunden hat. In die jetzige europäische, d. i. in die christliche Welt ist dieselbe offenbar durch den jüdischen Mythos von Simson übergegangen, in dem ja geradezu das Scheeren des Kopfhaares der Männer als ein Widerspruch gegen den göttlichen Willen, d. h. ein äusserst wichtiger Eingriff in die Entwicklung des menschlichen Körpers betrachtet wird.**) Dass die Juden unter dieser Annahme nicht Alle versuchten, sich zu langhaarigen Helden zu machen, ist freilich auffallend, aber doch um Nichts mehr als bei den Koljuschen die Ueberlassung der von den Haaren ausgehenden Weisheit an einige Schamanen. Die in Europa pe-

*) Ismailow bemerkte unter den ersten Koljuschen, mit denen er an der Jakutater Bucht zusammentraf (oben S. 303), Männer die ihr Haar mit einer rothen Farbe bestrichen und dann mit Vogelflaumen bestreut hatten — und Capt. Sagoskin erwähnt die verfilzten und mit Flaumfedern bestreuten Haare von dem Chorführer einer tanzenden Gesellschaft am Tlegon (64° 7 Br bei 202° 2 O. v. Par.) Archiv für wissensch. Kunde von Russland, Bd. VI, S. 624. Am oberen Missouri (47° 5 Br. bei 256° O. v. Par.) liessen die sogenannten Minatari ihre Haare bis zum Erdboden wachsen, jedoch ohne Verfilzung; nach Catlin, letters and notes, Vol I, pag. 133.

**) Buch der Richter, Cap. 13, v. 5; Cap. 16, v. 17 ff.

riodisch vorgekommenen Anwendungen dieser biblischen Vorstellungen widersprachen dann einander in sehr humoristischer Weise, so dass man z. B. bei uns einen langhaarigen Mann bald für einen von turnerischen oder altentischen Grundsätzen, eine Art von Simson, bald für einen frömmelnden Mysten (etwa einen christlichen Schamanen) zu halten hatte oder noch hat, bei den Griechisch-Katholischen aber theils Geistlichen mit mehr als ellenlangen hellblonden Haaren von sehr widerlichem Ansehen begegnet, theils eben so religiösen Männern, die sich Strigolniki, d. i. Kahlscheerer nennen, weil sie sich den Oberkopf scheeren und epiliren.*) — Etwas bedeutsamer ist es, dass im Norden von Europa und namentlich in England auch die ursprüngliche, d. h. antebiblische Ueberzeugung dieselbe war, welche die Sitchaer Ichet unter ihren Landsleuten zu erhalten wissen. So schildert noch Shakespeare gewisse, mit grossem Erfolg bettelnde Männer, die sich das Haar verfilzten („als ob Elfen es unter gehabt hätten“), und dann Nadeln, Nägel, Baumzweige n. dgl. in ihre Arme bohrten, bald unter wahnsinnig klingenden Flüchen (lunatic bans), bald mit (christlichen) Gebeten.**) Diese legten mithin sehr ähnliche Proben von Unverletzbarkeit ab, wie alle sibirischen***) und nordamerikanische Schamanen und wie die koljuschischen Weisen durch den später zu erwähnenden passiven Theil ihrer Leistungen. Ueber deren activen Theil, d. i. die mimischen Darstellungen durch die sie eine unbegrenzte Macht über alle ihre Landsleute und namentlich die Gewalt über Leben und Tod von vielen derselben erhielten, folge aber hier zuerst, was wir selbst gesehen haben.

Es war am 12. November, dem ersten Tage nach Eintritt des Vollmonds, um 8 Uhr Abends oder $4\frac{1}{2}$ Stunden nach Sonnenuntergang und etwa $\frac{1}{2}$ Stunde nach dem Ende der letzten Dämmerung, als uns der mehrerwähnte Dollmetscher abholte, um in dem Koljuschendorfe dem was er ein grosses Schamanisches Fest nannte, beizuwohnen. Aus dem Kajim hörten wir darauf schon aus der Ferne Paukenschläge und singende oder taktmässig schreiende Stimmen, die aber verstummt, als unser Begleiter an das Thürbrett schlug, mit dem man das runde Eingangsloch zugesetzt hatte. Nach einiger Unterhandlung wurde von innen geöffnet und wir sahen nun in dem unteren Raume des Gebäudes Hunderte von nackten Männern, die ein in der Mitte des Fussbodens brennendes Feuer umstanden. Nur an einer der längeren Wände waren die oberen Nary oder Logen von bekleideten Koljuschen eingenommen, unter denselben einige der früher geschenen Tojone und viele Frauen befanden. Die riesigen Gestalten des unteren Raumes schienen mir auch diesmal, wie früher nach dem Schwitzbade, ganz roth oder braunroth, und es mögen dazu der Feuerschein und die Erhitzung beigetragen haben, vielleicht

*) Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. I, S. 106, 141.

***) Shakespeare, King Lear, Act. III, Sc. 3.

****) Erman, Reise a. a. O. S. 672. Sarytschew und Lütke im Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland, Bd. III, S. 457 u. v. A.

aber ausserdem der Umstand, dass die Hautfarbe der Männer auch bei den Koljuschen dunkler wäre als die der Frauen, so wie dies bei den Chinesen nach deren eigenen Schilderungen in höchst auffallender Weise vorkommen soll.*) Die meisten von ihnen hielten einen der prachtvollen kupfernen Dolche gebrauchsfertig in ihrer Rechten und so war es fast bedenklich, als wir uns gleich auf der Schwelle des Eingangsloches von einigen derselben ergriffen, an andere ausgehändigt und über die Köpfe der übrigen befördert fühlten. Diese unfreiwillige Wanderung endete aber schnell in einer der oberen Logen, in die man uns absetzte. Eben so schnell hatten sich auch viele der nackten Gestalten in die unteren Nary zurückgezogen, so dass das Feuer nur von einer kleineren Zahl derselben und zwischen diesen von einem freien Ringe umgeben blieb. Der Gesang, der in eintöniger, anfangs langsamer und dann immer lebhafterer und lauterer Ausstossung einzelner Sylben bestand, fing wieder an und nach einigen Paukenschlägen hob sich ein Vorhang, durch den das dem Eingangsloche gegenüber gelegene Ende des Hauptraumes von dem übrigen getrennt war. Der Schaman erschien in demselben mit fliegenden Haaren und allerhand buntem Behang seines Mantels, der sich aber jeder näheren Betrachtung entzog durch die ausserordentliche Schnelligkeit, mit der er nun sogleich um das Feuer zu laufen anfang. Die Sänger schwingen ihre Dolche und schienen durch ihr leidenschaftliches Geschrei ihn hetzen und dann fangen zu wollen, während er durch künstliche Luftsprünge und Verdrehungen des Körpers diesen Verfolgungen auswich. Unter Anderem zog er einen brennenden Holzseid aus dem Feuer und warf ihn bis an das Dach des Hauses, wodurch der Enthusiasmus der Verfolger vermehrt schien. Sie kehrten bei der nächsten Declamation ihre Dolche bald gegen die Alten und Vornehmen in den Logen, bald wieder gegen den rasenden Seher, den sie dann endlich mit einer Wurfscnlinge fingen und banden. Er wurde mit einer Matte bedeckt und von einigen seiner Verfolger hinter den Vorhang geschleppt. Man hörte ihn stöhnen, während der an dem Feuer gebliebene Theil des Chores seinen Gesang wieder leiser und langsamer fortsetzte.

Derselbe Hergang von Recitativen, die wohl Drohungen gegen den Schamanen enthielten und von Bemühungen ihn zu fangen, wiederholte sich bei seiner zweiten und seinen folgenden Darstellungen, zu denen er von hinter dem Vorhang offenbar den ihn Haltenden entsprungen scheinen sollte, jedoch mit dem Unterschiede, dass er jedesmal eine andere Gestalt angenommen hatte. Sein Kopf war nun immer in eine ringsum geschlossene Maske gesteckt, welche das erste Mal den Kopf eines reh- oder schafartigen Thieres darstellte, dem auch das Fell welches ihn bekleidete, zu gehören schien. In diesem umkreiste er das nun leider ziemlich schlecht brennende Feuer eben so schnell und so geschickt wie früher, aber seiner Rolle gemäss auf allen Vieren, bis dass er wieder gebunden und röchelnd oder stöhnend hinter die

*) Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. 2, S. 139.

Scene geschleppt wurde. Als er zum letzten Mal entsprungen war, trug er dagegen ein Raubthier- oder vielleicht auch verzerrtes Menschen-Gesicht, von blauer und rother Färbung, mit weissen Zähnen in dem offenen Rachen, welches wohl einem fabelhaften Wesen angehören sollte. Er lief nun, theils aufrecht, theils wiederum auf Händen und Füßen, bald rückwärts, bald vorwärts. Auch war dieser Akt noch dadurch ausgezeichnet, dass von dem Zauberer selbst oder von einem der ihn verfolgenden Gehülfen eine brennbare Flüssigkeit in das Feuer gegossen wurde, welche dasselbe hoch aufflammten und vortrefflich leuchten machte. Nach der darauf folgenden Ueberwältigung und Fortschaffung verstummte der Gesang vollständig. Alle Zuschauer in den Logen, die bis dahin in gewisse Theile des Chorgesanges eingestimmt hatten, geberdeten sich höchst erwartungsvoll, und der Ichet liess sich von hinter dem Vorhang zuerst durch das frühere Stöhnen, darauf aber endlich in abgestossenen Sätzen einer prophetischen Rede vernehmen. — Der Dollmetscher, den wir über deren Bedeutung befragten, sagte nacheinander: „Ich sehe den Jek oder Geist — er ist auf dem Meere — sein Boot kommt zu uns.“ — Manches andere könne er nicht sogleich angeben, weil es für koljuschische Reden (d. h. wohl Vorstellungen) nicht immer russische Worte gebe. Es sei aber die heutige Prophezeiung sehr günstig, namentlich für den kranken Tojon, denselben den unser Schiffsarzt (Herr Dr. Peters) vor einigen Tagen besucht und bei dem man ihm bereits einen zum eventuellen Todtenopfer ausersehenen Diener oder Kalga vorgestellt hatte. Der Schaman habe auch noch von der Zufriedenheit des Jek mit der Ankunft unseres Schiffes gesprochen. — Besonders angelegentlich wurden wir aber endlich auf die wunderbare Begabung dieses Zauberers aufmerksam gemacht, mit den hölzernen Masken, durch die er nicht sehen könne, um das Feuer zu laufen, und wir fanden in den gemalten Augen von einigen, die man uns zeigte, in der That nur äusserst kleine Oeffnungen. Sie schienen sogar von der Pupille des Tragenden so weit abzustehen, dass sie ihm, selbst beim Vorwärtslaufen, nur wenig helfen konnten.

Zu vollständiger Einsicht über das was sich die Koljuschen bei diesen Darstellungen dachten, wäre das Verständniss des sie begleitenden Gesanges — falls derselbe wesentlich mehr als leidenschaftliche Interjectionen von unbestimmter Bedeutung enthielt — erforderlich gewesen. Sie sind mir aber auch ohnedem, schon auf Sitcha und noch bis diesen Augenblick, höchst merkwürdig erschienen, durch ihre Uebereinstimmung mit der Homerischen Erzählung von den Erlebnissen die Menelaos und seine Begleiter, eine damalige Tagesfahrt vor der Nilmündung, auf der Insel Pharos mit dem wabrsagenden Proteus gehabt hätten. Hier wie dort muss dem Wissenden sein Ausspruch gewaltsam abgerungen werden, indem man seinen, an beiden Orten in gleicher Weise vorkommenden Verwandlungen durch ein Verfahren ein Ende macht, das von Homer ein nicht nachlassendes Halten und Drücken (*νωλεμίως ἐχέμεν* und *ἀσιεμφέως ἐχέμεν, μᾶλλον τε πιέζειν*) ge-

nannt, von den Koljuschen aber buchstäblich ebenso gehandhabt und noch durch das Binden und Einwickeln in eine Matte verstärkt wird. Auch die Verschiedenheit, dass die Weissagung bei Homer von einem mit übernatürlichen Eigenschaften bleibend begabten Wesen ausgehe, auf Sitcha dagegeu von nur zeitweilig inspirirten Männern, fällt aber fort, wenn man mit Lucian den Proteus für Nichts weiter als einen höheren Tänzer (*ὄρχηστὴν τινα*) erklärt, der vermöge seiner mimischen Kunst allerlei Thiere und sonstige Naturerzeugnisse ganz so dargestellt habe, als ob er zu denselben wirklich geworden wäre.*) — Diese Auffassung einmal zugegeben, wird dann historisch genommen das mythische Wesen (nicht, wie abgeschmackte Scholiasten gewollt haben: ein ägyptischer König mit einem Lustschloss auf Pharos, sondern) in der That zu einem ergrauten und bis zur Unfehlbarkeit erfahrenen Seemann (*γέροντ ἄλιος νεμέτηης*), der auf der öden Insel Pharos verkehrte, und verlegnen Schiffen sowohl die unschätzbarsten Lootsenkunden mitzutheilen wusste (*τάσθς θαλάσσης βέρθια οἶδε*), als auch zu ihrer ferneren Reise die Curse und Längen der einzelnen Fahrten (*ὁδὸν καὶ μέτρα κελείθου*). — Zur Verherrlichung und Beglaubigung solcher Aufschlüsse und seiner anderweiten Wahrsagungen dienten ihm sein ablehnendes Sträuben und seine Verwandlungen. Homer nennt diese geradezu Trug- oder Schamanen-Künste, denn das heisst ganz genau sein *ὀλοφώια*, wenn es, der Wahrscheinlichkeit gemäss, zu *ἐλεφάνω* gezogen wird.**) Die dem ägyptischen Wunderhüter zugeschriebene Leistung, die Phoken, in deren Mitte er sich zu sonnen pflegte, wie ein Hirt zwischen seiner Heerde, gezählt, mithin vorher gezähmt zu haben, wäre freilich künstlich gewesen, jedoch genau von derselben Art und kaum in demselben Masse wie die Leistungen der koljuschischen Schamanen, welche Ottern und andere Thiere des Waldes und Meeres bei der ersten Begegnung durch gewisse Zurufe ihrem Willen geneigt machen sollten (vgl. unten). Wenn aber dann endlich Menelaos, nachdem er ihn zur Annahme seiner wahren Gestalt gezwungen, vom Proteus hören will, welcher der Götter ihm zürne, so verfährt er genau wie die Koljuschen, indem sie ihren Ichet im Namen des Urhebers des von uns gesehenen Festes befragten, welcher der Jeks, d. i. der übermenschlichen Geister, ihn beschädigt und von wo er etwa Hilfe zu hoffen habe.***)

(Fortsetzung folgt.)

*) *Περὶ ὀλοφώιας*, cap. 19. (Luciani opera, edit. stereot., Lipsiae 1829, Tom. II, pag. 311.)

**) Wie dagegen die koljuschischen Wahrsager bei den sie Befragenden den religiösen Glauben erhalten, dass die von ihnen dargestellten Verwandlungen wirkliche seien, ist unten etwas näher zu erwähnen.

**) Durch diese anscheinende Uebereinstimmung in einem prophetischen Verfahren, welches zwei im Raum so weit als es auf der Erde möglich ist und in der Zeit durch mehrere Jahrtausende von einander getrennte Volkstämme ausübten, wird man an die durchaus erwiesene Gleichheit einer industriellen Erfindung erinnert, die unter beinahe ebenso verschiedenen räumlichen und zeitlichen Bedingungen wie jene vorgekommen ist, für welche man aber, ihrer Seltsamkeit wegen, an eine zweimalige Entstehung ohne Tradition zwischen ihren Urhebern noch weit weniger glauben möchte. Ich meine die Fischwarten, die Strabo an der afrika-

Die Goajiro-Indianer.

Eine ethnographische Skizze von A. Ernst, Carácas.

(Mit Karte und Abbildungen.)*

Im äussersten Norden des südamerikanischen Continents liegt die Goajiro-Halbinsel, die in der Punta de Gallinas bis 12° 30' N. Br. reicht. Oestlich begrenzt sie der Golf von Venezuela, westlich jener Theil des Caraibischen Meeres, welcher Neugranáda's Nordküste bespült. Zwischen Rio Hacha im Westen und Sinamaica im Osten beträgt ihre von NW nach SO laufende Basis etwas mehr als 15 geographische Meilen, während sie sich in der Länge von den Montañas de Oca bis zum Cap Chichibocoa in südwestlich-nordöstlicher Richtung ungefähr 24 Meilen weit ausdehnt.

Ogleich das Innere noch wenig bekannt ist, so steht doch fest, dass es grosse Grasfluren enthält, aus denen sich nur hier und da unbedeutende Höhen erheben. Zu diesen gehören die Teta Goajiro (167 Meter hoch), und die 857 Meter (?) ansteigenden Berge der Sierra Aceite.

Wenig weiss man von den Naturprodukten dieses Gebiets. An der mit gefährlichen Untiefen umgürteten, in zahlreiche Buchten ausgeschnittenen Küste wachsen *Dividive* (*Caesalpinia Coriaria*, Willd.) und Campecheholz (*Haenatozylon Campechianum*, L.) in bedentender Menge und sind Gegenstand des Tauschverkehrs zwischen den Indianern und den Holländern von Curaçao.

Die Halbinsel gehörte früher zu dem Vicekönigreiche von Neu-Granáda, von dem vergebens ihre Eroberung versucht wurde, wie weiter unten bei der Erzählung der historischen Schicksale ihrer Bewohner berichtet werden soll. Seit der Spaltung der Republik Colombia in die 3 Schwesterfreistaaten haben sich Neu-Granáda und Venezuela durch einen Strich auf der Karte in die Halbinsel getheilt; doch hat keine von beiden bis jetzt irgend welche Hoheitsrechte gegen die unbezwungenen Goajiros geltend machen können, obgleich dieselben bereits mehrfach Gegenstand eines diplomatischen Notenwechsels zwischen Carácas und Bogotá gewesen sind. Auf venezolanischer Seite wird in Sinamaica ein Grenzposten unterhalten, einerseits um den Handelsverkehr mit den Indianern zu vermitteln, andererseits um etwaige feindliche Gelüste derselben zurückzuschlagen.

So weit unsere jetzige Kunde reicht, sind die Bewohner der Goajiro

nischen Küste des Mittelländischen Meeres genau so gesehen und beschrieben hat, wie sie jetzt dicht am Grossen Ocean von den Kamtschadalen gebraucht werden. Vergl. meine Abhandlung „Ueber ein optisches Mittel zum Fischfang“ im Archiv für wissenschaftl. Kunde von Russland, Bd. XXI, S. 166 ff.

*) Werden später folgen.

wahrscheinlich desselben Stammes. Die Gesamtbevölkerung wird auf 100,000 Köpfe geschätzt. Man nennt zwölf verschiedene Stämme: Ipuanas, Urianas, Urariyús, Jusayús, *) Jarariyús, Epiayús, Pusainas, Paraujanos, Arpsnianas, Epiayús, Zaposanas, Arpureches, zu denen man noch als Anhang die Cocinas hinzufügen muss. Mit Ausnahme der letzteren haben sie bestimmte Wohnsitze. So wohnen die Zaposanas in der Nähe der Montes de Oca, die Paraujanos nahe der Lagune von Sinamaica und am Fluss Limon, die Urianas an der Küste bei Cojoro, die Arpsnianas in der Gegend von Bahia Honda und des Portete, die Pusainas finden sich bei Macuire. Die Cocinas, vielleicht anderen Stammes als der Rest der Bevölkerung, sind ein vagabundirendes Ranbgesindel, das alle Wege unsicher macht.

Die Goajiros sind durchschnittlich ein kräftiger Menschenschlag, welcher in der gleichgültigen Erduldung von Entbehrungen aller Art keinem der übrigen amerikanischen Urvölker nachsteht. Sie sind verhältnissmässig klein von Wuchs und erreichen selten eine Höhe von mehr als fünf Fuss. Das Gesicht erscheint gross durch die fleischigen Backen. Drei durch die Güte des Herrn Vicente Urdaneta aus Maracaybo an die Sociedad de Ciencias físicas y naturales de Carácas eingesandte Schädel ergaben die nachstehenden Messungsergebnisse, bei deren Ermittlung ich mich des thätigen Beistandes des Herrn Dr. Juan Cuello, eines hiesigen Arztes, der in Berlin studirt hat, zu erfreuen hatte. Die Messungen wurden nach Virchow's System ausgeführt (Vogt, Vorlesungen über den Menschen, Giessen 1863, I, 72).

Benennung.	Angabe der Richtung und der Punkte, durch welche das Maass bestimmt ist.	Schädel	Schädel	Schädel
		No. 1. alt.	No. 2. alt.	No. 3. jung.
Horizontalumfang	Um Stirnhöcker und Hinterhauptshöcker	Mm. 500	Mm. 480	Mm. 480
Stirnumfang	Theil des Horizontalumfangs zwischen den Kronennäthen	165	135	145
Längsumfang	Mittellinie des ganzen Schädels (von der vorderen Mitte des Oberkieferandes unter dem Nasenstachel über den Scheitel nach dem Hinterrande des foramen magnum).....	431	400	400
Stirnnath	Von Nasennath zur Kronennath	120	115	110
Pfeilnath	Länge derselben	110	110	120
Hinterhauptschuppe ..	Bis Hinterrand des foramen magnum	130	110	107
	Bis Vorderrand des foramen magnum	165	140	148
Länge der Wirbelkörper	Vom Vorderrand des foramen magnum bis zur Nasennath in gerader Linie	98	90	87
Kranznaht	Rechts (den Biegungen derselben folgend) ...	102	100	101
	„ (in gerader Linie von Ende zu Ende) .	100	—	—
	Links (ebenso)	102.100	100	101

*) Alle Namen sind nach spanischer Orthographie geschrieben; man spreche also hier das spanische j aus, ein starkes gutturales h.

Benennung	Angabe der Richtung und der Punkte, durch welche das Maass bestimmt ist.	Schädel	Schädel	Schädel
		No. 1. ♂ alt	No. 2. ♀ alt.	No. 3. ♂ jung.
Lambdanath	Rechts	95	90	100
	Links	100	85	95
Basaler Querumfang ..	In gerader Linie von der Kante des Jochfortsatzes über der Ohröffnung zu demselben Punkte an der anderen Seite über die Schädelbasis	145	140	145
Oberer Querumfang ...	Zwischen denselben Punkten über der Scheitel.	230	275	220
Diagonalumfang	Vom Gehörgang zur vorderen Fontanelle	305	282	311
Längsdurchmesser A. . .	Von Naseuth zur Lambdanath	160	160	160
" B. . .	Von der Glabella zur grössten Wölbung des Occiput	180	165	168
Höhendurchmesser A. . .	Vom Hinterrand des foramen magnum zur Vorderspitze der Pfeilnath	138	130	130
" B. . .	Vom Vorderrand des foramen magnum zum höchsten Scheitelpunkt	125	120	125
Querdurchmesser, unterer frontaler	Zwischen den Kanten der Jochfortsätze des Stirnbeins	100	95	95
Querdurchmesser, oberer frontaler	Zwischen den Stirnhöckern	55	49	50
Querdurchmesser, temporaler	Zwischen den Spitzen der grossen Keilbeinflügel.	127	110	117
Querdurchmesser, oberer parietaler	Zwischen den Scheitelhöckern	132	123	125
Querdurchmesser, unterer parietaler	Oberhalb der Mitte der Schuppennaht	148	130	140
Querdurchmesser, occipitaler	Zwischen den hinteren äusseren Winkeln der Scheitelbeine	140	106	105
Querdurchmesser, mastoidaler	Zwischen den Spitzen der Zitzenfortsätze	105	110	105
Schiefe Maasse				
	Von Stirnhöcker zu Scheitelhöcker, rechts	101	110	95
	" " " links	95	100	105
	" " " Jochfortsatz, rechts	55	50	55
	" " " links	55	50	55
	" " " Zitzenfortsatz zu Scheitelhöcker, rechts	108	90	110
	" " " links	108	96	105
	" " " Jochfortsatz, rechts	100	96	90
	" " " links	100	95	95
	" " " Scheitelhöcker zu Hinterhauptshöcker, rechts	110	115	120
	" " " links	107	125	115
	" " " Zitzenfortsatz	140	90	110
	" " " links	150	95	110
	Linie <i>bx</i> (Vorderrand des foramen magnum zu Nasenstachel)	87	87	83
	Linie <i>bx</i> (Vorderrand des foramen magnum zu Nasennath)	98	90	88
	Linie <i>bx</i> (Nasennath zu Nasenstachel)	57	52	47

Benennung.	Angabe der Richtung und der Punkte, durch welche das Maass bestimmt ist.	Schädel	Schädel	Schädel
		No. 1. ♂ alt.	No. 2. ♂ alt.	No. 3. ♂ jung.
Winkel <i>bas</i> (Nasenwinkel)		62°	70°	69°
Camperscher Gesichtswinkel (Stirn, Nasenstachel, Ohr)		76°	68°	77°
Camperscher Gesichtswinkel (Stirn, oberer Zahnrand, Ohr)		72°	62°	72°
Innere Capacität, in Cubikcentimetern		1214	1012	1290*)
Verhältniss der Breite zur Länge (nach Davis, im <i>Thesaurus craniorum</i>)		0,83	0,78	0,85
Verhältniss der Höhe zur Länge		0,17	0,17	0,18

Der sehr kleine Gesichtswinkel des Schädels No. 2 und die damit übereinstimmende geringe Capacität desselben lassen mit Recht Idiotismus vermuthen. Die Schädel 1 und 3 sind brachycephal im dem Sinne, wie J. B. Davis (*Thesaurus craniorum*, pag. XV) dieses Wort nimmt.

Die beigegebenen Ansichten sind von dem Schädel No. 1 entnommen. Ich verdanke sie der gütigen Mitwirkung des hiesigen trefflichen Photographen F. Lessmann, der mit seiner Kunst stets bereit ist, der Wissenschaft zu dienen.

Das Gesicht der Goajiros ist plump, der allgemeine Ausdruck mehr kräftig als roh. Die stets dunklen Augen stehen ziemlich schief; die Nase ist breit und stumpf, der Mund gross, das Haar grob und straff, pechschwarz von Farbe. Der Querdurchschnitt des letzteren unter dem Mikroskop ist beinahe kreisförmig mit sehr undeutlich zu erkennendem Kern. Der Bart ist stets schwach, die übrige Körperbehaarung spärlich.

Die Hautfarbe der meisten Goajiros ist eher hell als dunkel zu nennen, hell lohfarbig scheint mir am zutreffendsten. Ich kann nicht recht verstehen, wie Galindo (*Journ. Roy. Geogr. Society III, 290*, bei Waitz, *Anthrop. III, 366*) von ganz schwarzer Haut der Goajiros sprechen kann. Er mag vielleicht recht schmutzige Cocinas im Sinne gehabt haben. Die Haut transpirirt stark; doch habe ich an den von mir beobachteten Individuen nichts von einem speciellen Hautgeruche gemerkt.

Die Brust ist meistens breit. Bei den Weibern sind die Brüste oft sehr gross, doch selten oder nie schlaff hängend. Die Hüften stehen seitlich bedeutend vor und erhöhen das gedrungene Aussehen des Körperbaues.

Ich bin nicht im Stande, auch nur Vermuthungen auszusprechen über den Zusammenhang der Goajiros mit anderen Indianerstämmen Süd-Amerikas. Es wäre indessen mehr wie seltsam, wenn keiner vorhanden sein sollte. Ich

*) Da die Nähte etwas aufgetrieben waren, ist diese Zahl nicht zuverlässig, sondern zu gross.

darf vielleicht hoffen, dass meine Arbeit für die anthropologischen Forscher genügendes Material enthalten werde, um diesen Punkt ins Reine zu bringen.

Die Goajiros wissen absolut nichts von ihren Vorfahren. Unter ihnen lebt keine Sage, keine Ueberlieferung. Kein Denkmal aus alten Zeiten giebt Aufschluss oder Andeutung über ihre Vergangenheit. Die persönliche Erinnerung des Individuums ist rückwärts geschichtliche Grenze. Ein Gefühl nur hat den Untergang der hingestorbenen Generationen überdauert, der Hass gegen die Spanier und deren Abkömmlinge. Was ältere Schriftsteller uns von ihnen berichten, ist dürftig und trägt mehr den Charakter gelegentlicher Bemerkung. Ich beschränke mich demnach auf den gegenwärtigen Zustand, und will in Folgendem eine culturhistorische Schilderung der Goajirostämme versuchen.

Schon der Umstand, dass die Goajiros sich durch Jahrhunderte energisch und erfolgreich der unterjochenden Civilisation widersetzen, erregt Interesse und lässt vermuthen, dass wir es hier nicht mit ganz rohen Völkern zu thun haben.

Die Goajiro-Halbinsel ist in nur wenigen Punkten zum Ackerbau geeignet, da es ihr an Wasser fehlt. Der Landbau ist demnach auf wenige bevorzugte Punkte und auf das allernothwendigste beschränkt. Die Banane ist eingeführt worden; denn die Namen *purana* und *guinça* sind fremden Ursprungs. Die Batate dagegen (*Batata edulis*, *Choisy*) heisst jâisch, die Baumwolle *mauri*. Der Name des Mais (*máique*) könnte aus Hayti stammen; Wassermelonen und Melonen verrathen sogleich durch ihre Benennung die spanische Herkunft. Dagegen zeigen die Namen für Kürbis (*uir*, jetzt in Venezuela *aullama*, ein caribisches Wort) und die Cassavepflanze (*Jatropha utilisima*) keine Aehnlichkeit mit sonst mir bekannten Namen dieser Gewächse. Dasselbe gilt von dem Namen des Tabak, *yül-li**) oder *yuri*; die Aehnlichkeit mit dem aztekischen *yetl* ist doch kaum nennenswerth.

Weniger noch als für den Ackerbau eignet sich die Halbinsel für die Jagd; denn es fehlt an Wild. Dagegen treiben die an der Küste wohnenden Stämme Fischfang, wenn auch nur in beschränktem Grade.

Die Hauptbeschäftigung der Goajiros ist die Viehzucht. Die von Europa eingeführten Hausthiere (Pferd, Esel, Maulthier, Ziege, Huhn) haben die ehemalige, uns nicht bekannte Lebensweise dieser Völker sicherlich weit mehr umgestaltet, als dies betreffs der Bewohner Europas durch die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit geschehen ist. Die heutigen Goajiros müssen in der That sich sehr von ihren Vorfahren unterscheiden, die als Hausthiere nur ihre Weiber hatten. Die reichen Paraujanos besitzen zahlreiche Heerden und bringen jahraus jahrein Thiere, Felle und Käse zum Austausch nach dem Grenzposten von Sinamaica. Ich führe beispielsweise die Ziffern für das ve-

*) Mit *l-l* bezeichne ich hier und im Wörterverzeichniss die sehr markirte Aussprache beider Consonanten, fast mit trennender Pause, etwas guttural und nicht unähnlich dem gestrichenen *l* (l) der Polen.

nezuelanische Finanzjahr 1852—1853 (1. Juli 1852 bis 30. Juni 1853) an: 2079 Rinder, 916 Pferde, 220 Maultiere, 1625 Esel, 1906 Häute von Rindern, 2819 Kalbsfelle, 9750 Pfund Käse (Memoria del Ministerio de lo Interior y Justicia, Carácas 1854). Es ist natürlich, dass diese Thiere Namen haben, welche der spanischen Sprache entnommen sind; doch weiss ich den des Pferdes (amma, jama) mir nicht zu erklären.

Die Hauptnahrung der Goajiros besteht demnach aus Fleisch. Sie sind wie alle Indianer in Betreff ihrer Mahlzeiten gleich dem Condor der Cordilleren. Ist Nahrung im Ueberfluss vorhanden, so werden erstaunliche Mengen verschlungen; fehlt es an Nahrungsmitteln, so wird der Hunger mit der grössten Gleichgültigkeit ertragen, und die starke Constitution leidet nicht sonderlich dabei. Bei den westlichen Goajiros scheint die Coca bekannt zu sein, wenn nämlich der Hayostrauch das *Erythrozyllum Coca*, Lam. ist. Die östlichen Stämme kennen nichts derartiges. Sie rauchen Tabak, aber nicht mit der Nase, wie die Bewohner von Hayti es thaten, und bereiten sich aus Mais berauschende Getränke.

Doch nicht alle Stämme gründen ihre Existenz auf Viehzucht und damit in Verbindung stehende Beschäftigungen. Einige leben vom Raube, wobei sie weder Freund noch Feind unterscheiden.

Die äussere Ausstattung des Lebens steht selbstverständlich in Beziehung zu der Beschäftigung. Die Hütte ist selten etwas anderes als ein auf einigen Pfählen ruhendes Dach aus den Stämmen und Blättern der *Typha angustifolia*, welche enea genannt wird und in den zahlreichen Sumpfigenden des Südens die sogenannten eneales bildet (die Endung al nach Pflanzennamen entspricht bekanntlich im Spanischen dem etum der Lateiner). Die an der Meeresküste oder an den Lagunen lebenden Fischerstämme wohnen theilweis auch in Hütten, die auf einem Pfahlwerk in einer 3 bis 4 Fuss tiefen Stelle des Wassers erbaut sind. Die beiliegende Ansicht, die ich meinem kunstverständigen Freunde, dem Ornithologen A. Goering, verdanke, stellt das so gebaute Dorf La Rosa bei Maracaybo vor. In dem vorderen niederen Theile der Hütte ist die Küche; der hintere Theil ist Wohn- und Schlafplatz. Ursache dieser Wasserbauten ist wahrscheinlich der Umstand, dass über dem Wasser die eutsetzliche Plage der Mücken und sonstiger Insekten weniger gross ist. Wir haben hier also moderne Pfahlbauten. Diese Sitte fiel schon den spanischen Entdeckern auf. Als Alonzo de Ojeda 1499 den Golf von Maracaybo auffand, „sah er an der östlichen Seite ein Dorf, dessen Bauart ihn mit Erstaunen erfüllte. Es bestand aus zwanzig grossen glockenförmigen Häusern, die auf Pfählen standen, welche in den flachen und reinen Seegrund getrieben waren. Jedes Haus hatte eine Zugbrücke und die Bewohner verkehrten in Booten mit einander.“ (W. Irving, Voyages of the Comp. of Columbus, Alonzo de Ojeda, Chapt. IV.) Alonzo fand bekanntlich hierin eine Aehnlichkeit mit Italiens altberühmter Laguncstadt und nannte darum

die Gegend Golf von Venezuela (d. h. Klein-Venedig); der indianische Name war Coquibacoa.

Die Kleidung besteht zunächst aus dem guayuco (perizonium) und dann einem baumwollenen Hemd oder Mantel ohne Aermel oder mit sehr kurzen Aermeln. Der Stoff ist gewöhnlich weiss und roth gestreift. Die Weiber haben dieselbe Tracht. Die gebrachten Stoffe wurden früher von ihnen selbst gewebt; doch weiss ich nichts über das dabei angewandte Verfahren. Viele Stämme tauschen jedoch auch diese Stoffe in Sinamaica gegen ihre Landesproducte ein. Als Putz dienen ausser gleichfalls durch Tausch erworbenen Schnüren von Glasperlen, Corallen und anderen Artikeln dieser Art Hals- und Armbänder aus farbigen Samenkernen, Fingerringe aus Palmenfrüchten (einer in meinem Besitze scheint von einer *Bactris* herzustammen); Federschmuck wird dagegen selten gefunden. Die Goajiros kennen das Tätowiren nicht, auch haben sie kein Oel, um sich damit einzureiben.

Ihre Hausgeräthe sind höchst einfach. Die Schale der Frucht des Calabassenbaums dient ihnen, wie zahlreichen anderen Stämmen Venezuelas, als hauptsächlichstes Geräth. Sie nennen dieselbe nicht mit dem caribischen Namen totuma, sondern ita. Sie ist ihnen Krug, Glas, Teller, Schüssel, Tasse und Flasche.

Mannigfaltiger sind die Waffen und sonstigen Geräthe, welche die Männer bei ihrer Arbeit benutzen. Zu ersteren gehört vor allem der Bogen (jurasch), aus festem, elastischem Holze, gewöhnlich 4 Fuss lang und in der Mitte über einen Zoll dick. Die Sehne (jurachapo) an allen denen, die ich gesehen, war aus Pitahanf, den Fasern der *Fourcroya gigantea*. Die Pfeile sind gewöhnlich 2 Fuss lang. Ihr unterer Theil ist aus Rohr, dem Stengel der Blütenrispe des *Gyncrium saccharoides* (parala); in das obere Ende wird ein Holzstückchen fest eingebunden, an welchem oberhalb der Schwanzstachel des Stechrochens (*Trygon spec.*) befestigt ist. Dieser Stachel ist gegen 3 bis 4 Zoll lang, scharf spitzig und an beiden Seiten mit scharfen, dichtstehenden Widerrhaken versehen. Man schreibt der Verwundung mit demselben giftige Eigenschaften zu; doch ist diese Behauptung wohl ohne Grund, da der Stachel vollkommen massiv und knochig ist. Die Wunde ist jedenfalls sehr schmerzlich und kann wegen ihrer Tiefe und der von den Seitenstacheln verursachten Zerfleischung des Randes in einem heissen Klima sicherlich gefährliche Zufälle mit sich führen. Die Pfeilspitze wird von den Goajiros vergiftet. Das Gift (jimalá) ist thierischen Ursprungs. Der gewöhnliche Bericht, wie ich ihn aus dem Munde von Indianern gehört habe, lautet wie folgt: Man tödtet eine grüne auf Bäumen lebende Schlange (jirül-li), nimmt die Giftdrüse heraus und steckt diese durch eine kleine Oeffnung in eine Calabassenfrucht. Nach 15 bis 20 Tagen ist das Innere der Frucht eine dunkle schleimige Masse, mit der man die Pfeilspitze bestreicht. Einen anderen Bericht giebt Ramon Paez in seinem lesenswerthen, wenngleich nicht immer zuverlässigen Werke *Wild Scenes in South America* (New-York 1862), S. 406:

„Eine Meuge todter Reptilien, Schlangen, Kröten, Eidechsen, Scorpione und Taranteln werden in eine Totuma geworfen und darin gelassen, bis alles in Verwesung übergegangen ist.“ Dann soll eine gelbliche Flüssigkeit sich am Grunde des Gefässes ansammeln, in welche die Pfeilspitzen getaucht werden. Beide Berichte mögen wahr sein. Dem erstgenannten steht die neulichst von J. Escobar gemachte Mittheilung zur Seite, dass einige (welche?) Indianer Neu-Granádas ihre Pfeile mit dem weisslichen, milchigen Saft vergiften, der unter gewissen Manipulationen aus dem Rücken eines Laubfrosches, *Phyllobates melanorhinus*, ausschwitzt (Comptes rendus, Juni 21, 1869, tom. 68, p. 1488 und in The Annals and Magazine of Natural History, Aug. 1869, p. 135).

Die Goajiros gebrauchen ihre vergifteten Pfeile nur im Kampfe, nicht auf der Jagd. Das Holzstück wird gewöhnlich ringsum eingeschnitten, um das Abbrechen der Spitze zu erleichtern. Nach den Angaben von Augenzeugen soll die durch einen vergifteten Pfeil gemachte Wunde unheilbar und binnen wenigen Tagen tödtlich sein, wenn man nicht gleich ihre Cauterisation vornehmen kann. Der Verwundete stirbt unter stets sich steigenden, heftigen Convulsionen. In Gemeinschaft mit Herrn Dr. J. Cuello machte ich Versuche mit einem vergifteten Pfeile an einem Meerschweinchen, um die physiologischen Wirkungen des Giftes näher zu beobachten. Sei es nun, dass die übersandten Pfeilspitzen entweder gar nicht vergiftet waren, oder dass die sie bedeckende schmutzig graue Masse bereits kraftlos geworden war, das Thier litt nur in Folge der mechanischen Verletzung und die Versuche gaben kein Resultat.

Ausser Bogen und Pfeilen haben die meisten Goajiros auch Feuerwaffen (carabus, vom spanischen arcabusa). Die venezuelanischen Gesetze verbieten aus leicht zu errathenden Gründen den Verkauf von Schusswaffen und Pulver an die Goajiros, die diese Artikel von Jamaika und namentlich von Curaçao erhalten. Paez berichtet in dem oben angeführten Buche (S. 406), dass sich die Goajiros bleierner Spitzkugeln bedienen.

Neben den Schusswaffen ist das Waldmesser (charajuta), die machete der Venezuelaner, zu nennen.

Jetzt sind die Goajiros überdies in Besitz von Messern (ruli), Scheeren (parajus), eisernen Nägeln (cachuer), Kesseln (siguarali), Nadeln (uchíye oder atia) und anderen Metallgegenständen. Der Name für Gold (oro) ist vollkommen mit dem spanischen Worte übereinstimmend.

Der Angelhaken der Fischerstämme ist heutzutage ein europäisches Produkt; er heisst curia, die Angelschnur guarára (wahrscheinlich identisch mit dem gleichbedeutenden caribischen Worte guaral). Die Kähne werden aus den dicken Stämmen der Ochroma Lagopus gemacht; doch sind die Namen ihrer Fahrzeuge: lancha, anua (von canoa) weitverbreitete Wörter. Alle Küsteanwohner sind vortreffliche Schwimmer, die des Binnenlandes gewandte Reiter. Sie haben weder Sattel noch Steigbügel. Eine einfache baumwollene Decke ersetzt den ersteren. Die Pferde sind nicht schön, aber un-

gemein ausdauernd und werden von den Weissen gern gekauft. Da der Indianer nicht leicht dem verlockenden Preise, der ihm geboten wird, widerstehen kann, so schneidet er lieber seinem Lieblingspferde die Ohren ab, um sicher zu sein, dass kein Weisser ihm ein Gebot dafür mache.

(Schluss folgt.)

Bücherschau.

Bartle: Hades and the Atonement. London 1869.

Bei der Erörterung über „The point of the Universe in which Hades is situated“, wird aus den Schriftstellern geschlossen: Hades is always represented as being underneath the earth (divided into two compartments). In Hades at this moment are all the souls that have ever lived in this world. Hades one day will be our abode. Es stimmt diese, sich an das jüdische Scheol anschliessende Auffassung des würdigen Vorstehers des Walton College (Liverpool), mit den Vorstellungen der Indianer und Eskimos überein, die ihre Jagdgründe in die Unterwelt verlegten, wie auch der Griechen. Der für die höchsten Fragen der Menschheit gleichgültige Indifferentismus unserer Zeit giebt sich selten über diese Dinge klare Rechenschaft, wie sie die Bekenntnisse einer Religion verlangt, und besonders fühlt man sich bei dem jetzigen Weltssystem über die Localisirung des Himmels in grösserer Verlegenheit,* als seiner Zeit Dante, wenn man nicht (wie einige neuere Theologen im Anschluss an Lafontaine und Brewster) den Aufenthalt der Seeligen an die verschiedenen Sternkörper anschliesst. Solche Unentschiedenheit ist besonders den Missionären nachtheilig, von denen die Neubekehrten Auskunft zu erlangen suchen, besonders wenn sie eine frühere Religion verlassen haben, die, wie z. B. die buddhistische, die ganze übersinnliche Welt genau in ihren Kosmos eingepasst hat und über jede gewünschte Einzelheit die genaueste Auskunft zu geben weiss.** Ueber dem Caelum stellatum erhebt sich das Caelum empyreum, aber die Zahl der Himmel schwankt zwischen drei (Paulus in tertium caelum raptus), fünf oder Caelum quintuplex (Meiss.) und neun.*** Nach Augustin reichte das Wasser der Fluth nicht an die caeli caelorum (superiores in firmamento), obwohl XV cubitis super montes ascendens. Die Wasserzerstörung der Buddhisten erhebt sich dagegen bis zu der unteren Brahmanen-Terrasse, die viele Millionen Meilen über dem Gipfel des Meru erhaben ist. Rudloff fasst die letzten drei der sieben Himmel als Paradies† zusammen. Tertius

*) Auch über die Weltgegenden. Damascenus statuit ex orientali coeli plaga Christum ad iudicium venturum, denn das Gericht (nach Gregorius) erit in valle Josaphat.

**) Ultra firmamentum quod octavum orbem nostris faciunt, est regio felicissima, ubi corpus Christi degit (Petrus Martyr).

***) Secundum majorem computationem novem numerantur caeli largissime accipiendae, aereum, aethereum, olympium igneum, coelum planetarum, firmamentum, aqueum, empyreum, coelum Trinitatis, und Anctores concordantiarum edit. Francof anno 600 unterscheiden sieben Himmel (bis zum Coelum novum). Suarez ist das Caelum empyreum am höchsten.

†) Hic profana nobis incumbere videtur, paradisum supra firmamentum esse constitutum (Lampadius) und dieses würde dem Paradies des Amitaba entsprechen oder dem Bobutua noa der Aerei auf Tahiti nach der Beschreibung von Bellarminus: In prato quodam florissimo lucidissimo, odorato ameno degant animae, quae nihil patiuntur, sed tamen ibi manent, quia nondum idoneae sunt divinae visioni (Bellarminus).

caeli regio a sideribus ad aquas illas superiores patet, quae est aedes beatorum spirituum et hominum (Sohnius). Die schwebenden Paläste *) wiederholen die Vimana der Bhjamma, doch scheint ebenso die spiritualistische Auffassung***) ihr Recht zu haben. Wenn Luther auch animalcula et catellos, quorum cutis erit aurea et pili de lapidibus pretiosis in deo Himmel setzt, so entspricht das der Fiji-Auffassung, nach der selbst jedes Insect fortlebt. Ibi formicae, cinipbes et omnia foetitia et male olentia animalia merse diliciao erunt et optimum odorem spirabunt. Das könnte zur Phthirophagie verleiten, da die Beschäftigung***) der Beati eine sehr einformige scheint, wie (nach Burneb) die Umgebung, „ohne Berg, ohne Meer, †) ohne Klippen.“ Sonst heisst es: Edenus de ligno vitae, und Augustin erörtert, dass die Esswerkzeuge zwar nicht mit der Nothwendigkeit, aber doch mit der Möglichkeit des Kauens vorhanden sein würden, sowie sonstige, scheinbar unnütz gewordene Eingeweide. Die Auferstehung des Fleisches ist es überhaupt, die schwer lösliche Schwierigkeiten verursacht, und die gelehrten Kirchenväter (nicht nur die alten ††) hatten ihren ganzen Scharfsinn nöthig, zu erklären, wie sowohl den Raubthieren, die Menschen zerrissen haben könnten, ihr Raub abzujagen sei, sondern auch den Würmern, die den Leichnam im Grabe gefressen. Jedes Atom der Elemente, aus denen der erste Lehm-Mensch geformt war, ist aber zu retten, denn: resurget carno, et quidem omnis et quidem ipsa et quidem integra (Tertullianus). Securae estote caro et sanguis, usurpatis et coelum et regnum Dei in Christo. Gautama's scheinbar verwickelte Lehre der Metempsychosen hatte es in ihrer Erklärung viel leichter, da die Rupa-Formen nur Accidentien sind, die die moralische Verantwortlichkeit in jeder Existenz neu gestaltet. Bonifacius zwang bekanntlich einen Fuchs, die gefressene Henne zurückzugeben, und Germanus erweckte „asellum, qui obierat et vitulum, quem ipsius familia comederat.“ Die Vielfachheit (s. Delitzsch) der Mansiones im Himmel gab zu einer Vielfachheit von Ansichten Veranlassung, denn non omnes aequo beati sunt (Beccanus). Ex fide est illa assertio, alios majorem beatitudinem

*) Crediderim ampla admirabiliaque esse in ipso coelo palatia, amplaque alia aedificia ex incorruptibili materia ipsisque margaritis pretiosiore fabricata. Forte enim prata amoenissima, nemora, similiaque alia, quae beatorum oculis ipsa varietate offerant oblectationem et civitatem illam coelestem exornent. Habebunt beati mansiones, ut ex evangelio constat (Baradius). Vero similius enim est, quod illic fiant choreae ac saltationes. Omnia enim, quae ad choream sufficiunt et requiruntur, ibi inveniuntur: Locus spatiosus, qui datur in coelo, locus speciosus, locus luminosus, locus firmus, jucunditas, tranquillitas, satietas, ebrietas, corporis formositas, vigorositas corporis, corporis levitas, corporis ornatu (Bernhardinus). Platane auro mundo sternuntur, portae ex sapphiro, et smaragdo aedificantur, et lapide pretioso omnis circuitus muri ejus, super turrem, super muros custodes constituti sunt, qui die noctuque nomen Domini laudare non cessant, sed et per plataneas vicosque mirabilis exultatione ab universis Alleluia cantatur (Laurentius Just.). Suavissimum odorem exhalaturum ex corporibus glorificatis, qui summam delectationem effectus adferat (Thomas). Indicibilis dulcedo omnium delectabilium melliflua quadam et jucunda satietate oris faginabit palatum (s. Laurent.). Intra ipsum coelum empyraeum ad conversum usque beatorum palatia admirabiliter summi artificis manu constructa sunt, ordineque ita disposita, ut alia sint inferiora, alia superiora, alia aliis sint pulchriora ac pretiosiora. In celsissimo caeli loco palatium summi regis Christi est, quod omnem superat admirationem. Eo inferius Deiparae virginis palatium alterum, quale tantae reginae dignitas poscit. Ordines sequuntur alia pene infinita tam angelis quam hominibus attributa. Habent enim angeli quoque peculiare sedes atque palatia quibus alii ab aliis seingantur loco (Cajetanus). Laokun weit in Tac-tsing-kun (im Pallast höchster Reinheit).

**) Corpus nostrum agilis tenuisque et quod aura vehi possit, futurum adserit (Chryostomos). Nach Sartorius haben die himmlischen Leiber die zauberische Gewalt, leichter durch entgegenstehende Hindernisse hindurch zu dringen (wie die Tischgeister zeigen).

***) Die Seligkeit besteht in dem Befreiensein von allem Uebel und in der Gemeinschaft mit dem höchsten Gut, dem Ansehen und Preisen der heiligen Dreieinigkeit (was mit hörbarer Stimme und derselben Sprache, vielleicht der hebräischen, geschieht), dann im Verkehr mit den Engeln und allen Seligen (s. Gerhard). Una remanet lingua, scil. Hebraica (Cajetanus).

†) Aqua in novo mundo erit sicut cristallus (Baradius).

††) Bei (dem Lutheraner) Gerhard werden die Fragen erörtert: Bis zu welchem Grade der Fötus entwickelt gewesen sein müsse, wenn er an der Auferstehung Theil nehmen solle? Wie es sich mit dem Abortus in Bezug auf die Auferstehung des Fleisches verhalte? Wie die Vollständigkeit der Aufstehungsleiber unter menschenfressenden Völkern oder im Fall des Gefressenseins des Menschen durch ein Thier möglich werde? Ob das von Menschen durch Essen assimilirte Rindfleisch an der Auferstehung und Verklärung Theil nehme oder ausgeschieden werde? Ob die Haare und Nägel der Seligen im Himmel noch wachsen? Welchen Zweck Magen und Gedärme bei den Leibern der Seligen hätten? u. dgl. m. (s. Gerlach).

acceptivos, quam alios (Gregor). Man unterschied eine duplicem coronam (magnam et minorem). Ejusmodi aureolas tres statuunt, quarum unam martyribus, alteram virginibus, tertiam doctorebus assignant. Wie Augustin mitzutheilen befähigt war, trug der heilige Hieronymus eine Krone mit zwei Zinken, Johannes Bapt. mit drei. Die Rangordnung der ciselirten Kroneu erörtert Rabanus. Die Leih werden glänzend*) sein (wie in deu Abhassara-Himmeln), und dies sowohl bedingt die Unterschiede, als weil caeli angelis, throni potestatibus, lumina ministris gefüllt sind. Die Beati gelten als *σάνυπσκοι*. Beati nudi erunt (Anselm). Quidam ex scholasticis statuunt, beatos habituros vestes. Oswald schreibt den Seligen verschiedenes Geschlecht**) zu mit distinctiven Gliedmassen. In den Buddhistischen Phroma-Lok leben die Frauen dagegen als Männer auf, auch sind die Phroma, absque sexu, intestinis et viis excretoriis. Im Paranim-Himmel wird die Speise sogleich durch den ganzen Körper verbreitet, unde fit ut non sint faeces neque excrementa (Pallegoix). Die verstorbenen Gottlosen sind entweder (nach Sartorius) in ein festes Gefängniß gebannt (wie einst auf den Marianen), oder sie treiben sich im Zwischenreich flüchtig umher, wie vielfach die Dämonen. Unter diesen erscheinen bei den Malayen die Hexen als Funken und Irrlichter. Corpus nostrum ita leve et agile Deus efficit, ut instar scintillae in sublimi feramur (Luth.). Gott wird die Sonne („um der Menschen willen halb finster, russig und besudelt“) wieder ausfegen und reinigen durch's Feuer*, eine Ansicht, die sich vielfach in den Mythologien und Volksanschauungen wiederholt. Nach Canz ist der süßliche Leih der Seele aus dem größeren, „wie ein Branntwein aus alten Weinhefeu ausgezogen“ (1747 p. d.). Die Buddhisten kennen einige Hunderte von Höllen und Nebenhöllen, genau ihrer Lage und Bestimmung nach beschrieben, und ähnlich haben es uns die Patres***) überliefert, obwohl

*) Futurum siquidem est, ut facies justorum fulgeant tanquam luna, tanquam coelum, tanquam stellae, tanquam fulgura, tanquam lilia, tanquam lapides (s. Galatin).

**) Abortus iuantes et informati non vixerunt, ergo nec mori poterunt et per consequens nec resurgent. Foetus autem abortivi qui formati fuerunt et vitam habuerunt, etiamsi in utero extincti fuerint, resurgent ab omni defectu et infirmitate liberati (1780 p. d.). Si partes principales (Monstri) sunt hominis, si vixit, habuit animam humanam et ideo ordinatum est ad resurrectionem et resurgit homo secundum totum (Bonaventura).

**) Dubitandum non est, ipsas poenas, quibus cruciuntur, qui regnum Dei non possidebunt, pro diversitate criminum esse diversas et alias aliis aciores (Aug.). Damnatorum locus non sub ipso globo, ut Isidorus putat, sed in ipsius globi terrestri medio, tellure ipsa sinum et quasi alveum aperiente, credendus est (Baptista Mantuanus). Inferna sub terra esse vemo jam ambigit (s. Hieronym.). Probabile est, infernum in profundioribus terrae marisque speluncis esse (s. Keckermannus). Nach Laurentius Surius sind am Feuerberg Aetna tartari ostia, wie au den Schwefelgruben des Hecla (1537 p. d.). Ponderosi peccati locus velut naturalis tartarus est (Barradius) Hieronymus definit das Infernum als locus (in quo animae recluduntur). Fateri cogoris in inferno esse paradisum (Claudianus). Infernus est locus igne et sulphure horridus, inferus dilatatus superius congnstatus (Anselmus). Os velut os putei habet (Hildegardis). Tribuitur igni infernali flamma, sulphur, ligna, utique ergo est ignis corporeus, materialis proprie dictus. In inferno est ferocitas bestiarum, dilaceratio immortalium verminum (s. Haym.), als Schlangendracben (nach Anselm.). Etiam sulphur ac picem veram in inferno fore tum quis necessaria ut aliqua materia, in qua ignis infernalis accendatur, tum ut odoratu damnatorum sua desint tormenta, meuit Thyrius (s. Gerh.). Fame ac siti proprie dicta damnatos torquendos esse plurimorum est opinio (Gerh.). In inferno esse latissimum frigidissimarum aquarum receptaculum instar maris, in quod ex igne transeant damnati a daemouibus rapti, post ardorem patiuntur frigus, ex quo stridor deutum oritur, wird behauptet nach Hugo Victor's Vorgang. Ibi vernis, qui non moritur, ignis qui nunquam extinguatur atque stridor semper deutum sonatur, gehennae lethale frigus, et glacies Indeficiens, fames pessima, et sitis immensa, dolor perpetuus (s. Cassianus). Odooratus sulphureo foetore torquebitur. Cum damnatis enim omnes huius seculi feces, sterquilina, foetores, in infernum seu in cloacam quandam descendunt (Dionysius Carthus.). Paradisus coelestis est regio lucis, theatrum gaudii, conclave quietis et *invisus* omnis felicitatis (Gerhard). Ignis inferni non clarus et splendidus, sed fumosus et quemdammodo tenebrosus aduritur, veruntamen modicum quid sortitur de luce in tantum, ut damnati ad calamitatis suae argumetum se invicem adspicere queant (Dionys. Carth.). Constat autem multos homines in medio ignium per bonitatem creatoris illaeso fuisse servatos (Averuus), ohne Schmerz, und so würden die Körper der Verdamnten im ewigen Feuer erhalten, mit Schmerz, was Tertullian den Feuerbergen vergleicht (und Augustin den animalia, quae in mediis ignibus vivunt). Si quis dicit aut sentit, temporanea esse daemouem et impiorum hominum tormenta, finemque ea tempore aliquo habitura, sive restitutionem daemouum aut impiorum bonum futuram, anathema sit (Syn. oec.) 552 p. d. Das höllische Feuer ist schwefelfarben und brennt, ohne Stoff zu bedürfen und ohne den Körper der Verdamnten zu verzehren, die durch göttliche Allmacht solche Beschaffenheit erhalten, dass sie das Feuer fühlen, aber nicht dadurch

weniger systematisch. *Varia sunt tormentorum loca* (Ephremus). *Duplex damnatorum poena* (Isid.). Die Fortdauer der Qual erklärt sich folgendermassen: „Im Allgemeinen wird man die Umwandlung bei den Verworfenen als eine Härtung oder Verfestigung (Petriфикация) der Leiber sich vorstellen müssen. Im Einzelnen aber wird die Unverweslichkeit und in deren Folge die Unsterblichkeit der verkärten Leiber bei denen, die dem zweiten ewigen Tode verfallen sind, gleichsam in ein ewiges Sterben umschlagen, in ein ewiges Verwesen und Abfaulen bei lebendigem Leibe“ (s. Oswald). Der zauberhafte Lichtschein, der von den Leibern der Verkärten abstrahlt, setzt sich bei den Verworfenen in einen abstossenden Ekel um. Die Seligen erkennen, wie sich unter einander, so auch denjenigen Verdammten, die sie auf Erden gekannt haben, aber ohne Mitleid, da ihre Seligkeit durch den Anblick jener nur erhöht wird (s. Gerhard). Im Jahre 1863 bemerkt Oertel, Pastor zu Storkwitz: „Als neutestamentliche Anschauung über den Zwischenzustand ergiebt sich, dass der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen zum Theil unter der Erde zu suchen ist, dass dieser Raum in zwei von einander getrennte Räume (einer für die relativ Seligen, der andere für die relativ Unseligen) geschieden ist, dass der Zwischenzustand nur ein einseitiger, dass alle abgeschiedenen Seelen dem Zwischenzustand entweder auf der Erde oder im Himmel anheimfallen, dass die Abgeschiedenen leblos sind, Selbstbewusstsein, Rückerinnerung, die Fähigkeit, wahrzunehmen und Eindrücke zu empfangen, mit einander zu verkehren, an Erkenntniss zu wachsen und auf der im Diesseits begonnenen Bahn fortzuschreiten, behalten und selbst die Möglichkeit ihnen geblieben ist, jenseits von der hier betretenen Bahn entweder zum Guten oder zum Bösen abzulenken.“

Manchem scheinen derlei Erörterungen unnütz oder selbst kindisch. Das bleibt der Ansicht eines Jeden überlassen. Da sich solche ernsthafte Leute, wie die obigen Autoritäten, damit beschäftigen, giebt es jedenfalls zwei Seiten der Betrachtung. Wollen wir indess in der Ethnologie ein objectives Bild des Normalmenschen gewinnen, so müssen wir ihn auf allen Theilen der Erde mit gleichem Massstab messen. Wenn uns Reisende von den mythologischen Vorstellungen wilder Stämme erzählen, so werden wir diese im Grunde ganz identisch finden mit dem Hexen- und Gespensterglauben, der in der grossen Masse unseres Volkes fortlebt oder doch bis ganz vor Kurzem noch fortlebte, wie Gerichtsverhandlungen und Zeitungsnachrichten bis in das Jahr 1870 p. d. beweisen. Das gebildete Publikum, die Klasse der Lesenden und Schreibenden, ist im Grunde eine sehr kleine Fraction, und in unseren übervölkerten Ländern wahrscheinlich eine verhältnissmässig noch kleinere, als in den ausser-europäischen, denn in jedem Negerdorfe oder polynesischen Districte giebt es der Aufgeklärten oder der Spötter, je nach der Parthei-Ansicht, genugsam. Sie finden es aber gewöhnlich in ihrem Vortheil, den religiösen Dogmen, wie sie die Priester aufstellen, nicht weiter entgegen zu treten, und verhalten sich passiv gegen dieselben, obwohl, wenn die Sprache darauf kommt, jeder, der sich zu den Gebildeten rechnet, sie freigeisterisch für Fabeln erklärt, die des Volkes wegen erfunden seien, selbst in den buddhistischen Ländern, wo die Hierarchie mächtiger zu sein scheint, als irgendwo sonst. Handelt es sich also um unpartheiische Vergleichen, so haben wir die Ansichten der Gebildeten*) der

verbrannt werden. Auch die Teufel werden durch das Feuer gequält, vermehren selbst aber durch ihr Heulen und Zähnefletschen die Qual der Verdammten (Gerhard). Das Zähneklappen rührt aus Neid und Wuth her. *Justi videbunt malos in poena, ut magis gaudeant, quod hanc evaserant poenam* (Anselm).

*) There is no evidence of creation, it is only a tradition; why not account for it by the self-producing power of nature? meint (s. Alabaster) der siamesische Buddhist (Chao Phya Thipakon, der Minister des Auswärtigen) in einem Gespräch mit Gützlaff, der darüber ärgerlich wurde und forting (when I had said this, the missionary became angry, and saying, I was hard to teach, left me). Als bei einem weiteren Gespräche der Herr Heide nicht begreifen wollte, dass der Dewa im Himmel aus purer Liebe zu den kleinen Kindern dieselben göttete, antwortete Dr. Gützlaff: „If any one spoke like this in European countries, he would be put in prison.“ In Siam ist das nicht der Fall, da Verfolgung (wie der Minister anderswo bemerkt) den Principien des Buddhismus überhaupt zuwider ist, und so werden die Verunglimpfungen Buddha's durch die christlichen Missionäre von den Siamesen apathisch hingenommen, denn nach dem Worte des ungläubigen Königs würde sich doch Niemand zu einer Religion bekehren, deren Lehren den Eindruck des Unverständigen machen (s. Alabaster). Dr. Gützlaff's Version über diese Gespräche ist in seinen Tagebüchern nachzulesen. Sein Langmuth war zu Ende, als der starkköpfige Siamese Zweifel hegte über die Folgen, die aus Eva's Apfelbiss entstanden waren. The missionary replied: „It is waste of time to converse with evil men, who will not be taught,“ and so left me (schreibt Sr. Excellenz Thipakon).

verschiedenen Länder unter einander (wie in Baker's Gespräch mit dem Negerkönig), die Ansichten der unteren Volksschichten mit einander, und die Ansichten der Priesterklassen mit einander in gegenseitige Parallele zu setzen. Oftmals ziehe die letzteren allerdings vor, ihre Begriffe über alle diejenigen Dinge, worüber es eben ihre Pflicht wäre, Auskunft zu geben, in so vager Unbestimmtheit zu halten, dass sie es einfacher hütten, sich zum Glauben der *Dæotals* zu bekehren, die das Göttliche und Uebersinnliche einfach *Tahuwakan* (das Unbegreifliche) nennen.

B.

Hamy: Paléontologie humaine, Paris 1870. Den *Cerauniern* (S. 12) kann man die *Malleolos joviales**) zufügen, deren Gebrauch erst König Magnus, der 1139 p. d. den Thron bestieg, abschaffte. Von den verschiedensten Volksstämmen ist es bekannt, dass sie bei Gewittern ihre Pfeile zum Himmel schossen, bald die Dämonen zu bekämpfen, bald die mit diesen kämpfenden Götter zu unterstützen. Wie *Salmoneus* im dynastischen Uobermuthe den Donner des Zeus nachzuahmen suchte, so liess der letzte König von Madagascar beim Gewitter seine Kanonen lösen, und antwortete den ihn darum befragenden Missionaren, dass wie der König des Himmels donnere, so er auf Erden. Tuckey hörte den verehrten Stein (am Zaire) *Taddi-eugazzi* (Blitzstein) benennen. Das Buch enthält 114 Abbildungen und verschiedenen Abschnitten sind Erörterungen aus der vergleichenden Ethnologie beigefügt, freilich nur sehr kurz gehalten. Die Behandlungen der Ethnologie und der menschlichen Paläontologie scheinen augenblicklich in der Mehrzahl ihrer Bearbeitungen in einem grossen Missverhältniss zu einander zu stehen. Bei Botanik und Zoologie ging die systematische Behandlung dieser Wissenschaften der Paläontologie voraus, und die zerstreuten und zusammenhanglosen Zeugnisse dieser, die für sich allein kein abgeschlossenes Ganze hütten liefern können, zeigten sich darin fruchtbringend, dass sie bereits feststehende Sätze zu bestätigen oder zu erweitern vermochten. Beim Menschen dagegen haben wir die Behandlung seiner fossilen Reste begonnen, ohne noch aus den lebenden Repräsentanten der Völkerstämme ein Normalbild gewonnen ist. Alle bisherigen Systeme der Ethnologie haben sich als gänzlich unzulänglich bewiesen, und mussten es bei dem Mangel an zuverlässigem Material. Dieser Mangel selbst aber rührt nur aus der Veruachlässigung eines ernstlichen Studiums her, denn vorhanden ist (oder war wenigstens) das ethnologische Material in Hülle und Fülle. Nimmt man die Ethnologie als den sicheren und auf breiter Basis gegebenen Ausgangspunkt, so mögen die *dissecta membra* des fossilen Menschen die werthvollsten Aufschlüsse zu Tage fördern; bilden sie dagegen den einzigen Gegenstand der Betrachtung (höchstens mit gelegentlichen Seitenblicken auf die Ethnologie), so bedarf es für ihre Verknüpfung eines solch' wahn sinnigen Wustes willkürlichster Hypothesen, dass dadurch jede Controle der inductiven Methode unmöglich wird.

B.

Waring: Stone-Monuments, Tumuli and Ornaments of Remote Ages. London 1870. Wenn auch die Ausführungen der 108 Tafeln, sowie die beigefügten Beschreibungen wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügen, so wird sich doch für Vergleichungen die übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Formen nützlich und bequem zeigen. Die Gleichheit der circassischen Gräber auf Tafel LIX, fig. 10 (ebenso XLV, 3b) mit denen aus dem Carnatic (statt Bengalen), Tafel LIX, fig. 12 (dann Tafel LXIII, fig. 3, 4, Tafel LXIV, fig. 6).

*) Tam obstinatissimo animo Deorum suorum cultum observabant, ut concitato in nubibus fragore, sagittas ex arcubus in aëra excutientes, ostenderent se opem afferre velle Diis suis, quos tunc ab aliis oppugnari putabant. Nec ea temeraria superstitione contenti, inusitati ponderis malleos (quos joviales vocabant) ingenti aere complexos, magnaue religione cultos, ad eum usum habebant, ut per eos tanquam per *Claudiana* *touitrua* et per usitatum rerum similitudinem, coeli fragores, quos malleis cieri credebant exprimerent, tantique sonitus vim fabrilium specio imitantes, Deorum suorum bellis sic adesse admodum religiosum existimarent. Durabat is jovialium malleorum usus usque ad annum a Christo nato MCXXX, quum Magnus Gothorum rex Christianae disciplinae studio paganam superstitionem perosus et fanorum cultu et jove insignibus spoliari sanctitatis loco habuit, qui propterea ad multa tempora a Gothis perinde ac coelestium spoliatorum sacrilegus raptor reputatus est (s. Joh. Magnus) 1558. Die Doanersteine oder Keile sind (am Harz) Schutz gegen Gewitterschlag, auch gegen Rost und gegen Entzündung der Brüste und des Euters bei Kühen (s. Schumann) 1869. Ebenso in Frankreich und verschiedenen Theilen Asiens. Das Haus des in Alba donnernden *Alladios* traf der Blitz.

erstreckt sich bis auf die runde Oeffnung, die ebenso bei den Tafel LX dargestellten Gräbern wiederkehrt, sowie bei dem französischen, Tafel LIX, fig. 14, dem Dolmen von Gisors, Tafel XLII, fig. 5, dann den durchbohrten Steinen aus Irland (LIX), Persien (LX, 4), dem Dekkhan (LXIII, LXIV) u. s. w. An den Fundorten selbst kann man hierüber eben so wenig Auskunft geben, wie über die Monumente überhaupt; die vergleichende Ethnologie lehrt indess leicht genug, dass es sich hier um das aus den magischen Operationen der Madegassen, Tschalli, Irokesen u. s. w. wohlbekannte Seelenloch handelt.

B.

Brasseur de Bourbourg: Manuscrit Troano (Mission scientifique en Mexique), Paris 1870, T. I. & II. Die Copie eines in Madrid erhaltenen Manuscriptes, von seinem Eigenthümer Juan de Tro benannt, gab Veranlassung zu einem weiteren Studium des von Landa mitgetheilten Maya-Alphabets und dann zu einem Versuche der Entzifferung. Wenn die yucatanesische Bilderschrift gleichzeitig alphabetische, syllabische, ideographische Zeichen einschliesst (neben den noch hinzugefügten Determinativen), so ist dadurch bereits der Willkür jedes Thor geöffnet, wenn sie sich nicht selbst in der Erklärung vorsichtige Fesseln anlegt, wie z. B. bei der Interpretation der Keilschriften durch die gegenseitige Controlle namhafter Forscher. In dem vorliegenden Falle steht der Herausgeber aber allein, dessen Kopf (wie seine letzten Schriften beweisen) eben nicht der kühnste ist, und ausserdem handelt es sich um eine Sprache, von der de Bourbourg selbst sagt, dass sie erst noch zu erlernen sei. Alle diese Indulgenzen, die der Abbé für sich in Anspruch nimmt, geben aber noch nicht genügende Freiheit, denn sie lassen bei der Auslegung, wie er gelehrt, gänzlich im Stich. Es werden nun also noch soviel neue Hypothesen zur Zerlegung der Kalenderzeichen hinzugefügt, wie es nöthig ist, um eine Lesung zu Wege zu bringen, und wenn es dann nicht damit gehen sollte, so wäre es allerdings mehr wie ein Wunder. Das schliessliche Resultat ist nun aber allerdings auch ein derartig überraschendes, dass all solche Mühe und Arbeit wohl belohnt sein würde, und wenn die syntactische Verknüpfung der Sätze etwas dunkel bleibt, ist der Eindruck des Mysteriösen desto gewaltiger. Durch die Enthüllungen des indianischen Weisen, gleichsam die letzten Worte einer gleich darauf untergegangenen Civilisation, werden wir in die tiefste Urgeschichte unseres Planeten hingeführt, nicht etwa in die mythologische Spielerei der vier Weltalter, sondern in paläontologische Schichtungen und Umwälzungen frühestor Vergangenheit, und wenn schon bei unserer wissenschaftlichen Construction derselben einige Confusion zu herrschen scheint, so wirbelt in jenen mexicanischen Conceptionen ein wahrer danse Macabre. Cataclysmen folgen auf Cataclysmen, die Erde wird verschlungen, aufgetaucht, wieder verschlungen, Vulkane sprühen empor, ihre Lava überschwehmt, neun Mal, drei Mal, nochmals drei Mal (S. 146), an 19 Punkten steigen Berge hervor (S. 151), 4 Krater (S. 161), drei Krater (163), 17 Feuerherde, 12 Ausbrüche (167), 12 Länder versunken (169), 13 Ausbrüche mit 10 Oeffnungen (173), 10, 4, la terre est ivre! (S. 181), und wüthet fort: 13 Berge steigen hervor mit 4 Kratern (S. 182), 13, 11. Die Vulkanthätigkeit ist erschöpft (S. 192), dennoch: 18 Länder wieder verschlungen (193), 13 Krater, Erdbeben, 3 Vulkane, Lava, zerreissen, zittern, — so weit die Erklärung bis Folio V. Dreissig sind übrig, die nach dem Aussehen der grimmigen Figuren auf denselben noch die furchtbarsten Geheimnisse einschliessen dürften. Möge die Welt, ihrer Seelenruhe wegen, mit deren Enträthselung verschont bleiben. In einem Nachtrag hören wir von den Gletschern (schon früher in dem Worte „annonçant l'ère du salut aux populations éparses sur les glaciers*“); 19 Länder erheben sich, Anhäufung der Gletscher im Norden, mit Befreiung von 2 Gipfeln, Gletscher im Osten, 15 Länder, Gletscher im Osten, 9 Länder, Gletscher im Westen, 16 Länder. Gletscher im Norden u. s. w. Dazu gehört das Symbol Tecpaeti (couteau de pierre). Dazwischen spielen der Nil, der ammonische See, die Syrtis Afrikas, der Etna, Sicilien, Italien, Rhea, Cybele u. s. w. Es ist (von dem eingestampften Buche des Abbé Domech und dem von der Academie an das Zuchtpolizeigericht transferirten Manuscripten-Process abgesehen) wohl das Tollste, was jemals mit Unterstützung einer kaiserlichen Regierung an das Licht trat. Doch sind manche unserer anthropologischen Phantasien noch toller, da sie von Männern ausgehen, die an die strenge Denkmethode der exacten Wissenschaften gewöhnt sein sollten, während Brasseur de Bourbourg nur Ansprüche darauf macht, Historiker oder Sprachforscher zu sein, und in seiner mexicanischen Geschichte in der That höchst werthvolle Bei-

träge geliefert hat, für den, der sie zu benützen versteht. Auch das vorliegende Buch ist durch die sorgfältige Wiedergabe des darin behandelten Manuscriptes sehr schätzbar. Der zweite Theil giebt Grammatik und Vocabular der Maya-Sprache.

B.

Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft, München 1869.

Nächst der Naturwissenschaft giebt es keinen andern Zweig der Forschung, auf dem die letzten 50 Jahre so glänzende Erfolge zu verzeichnen haben, als auf dem der Sprachwissenschaft. Ihre Umgestaltung war eine nicht weniger radicale, als die der Chemie, in mancher Hinsicht eine noch raschere, und von allen philosophischen Disciplinen wird es die Sprachwissenschaft wahrscheinlich zuerst erlauben, die exacte Methode der Induction auf ihre Behandlung anzuwenden. Es ist deshalb sehr erfreulich, dass von der mit Unterstützung des Königs von der königlichen Academie der Wissenschaften in München herausgegebene Geschichte der Wissenschaften in Deutschland die Geschichte der Sprachwissenschaft in die Hände Prof. Benfey's in Göttingen gelegt ist, der durch seine umfassenden Kenntnisse in allen Theilen der Philologie und Linguistik, durch seinen schon so vielfach bethätigten Scharfblick und seine gewandte Darstellungsweise mehr wie ein Anderer befähigt war, diesen schwierigen Stoff zu bewältigen. Hauptsächlich waren es die drei grossen Abtheilungen der klassischen Philologie, der germanischen Sprachforschung und der besonders auf die aus dem Studium des Sanscrit gewonnenen Resultate basirten Sprachvergleichung, die ihre ausführliche Darstellung erforderten und sie mit gleicher Unparteilichkeit erhalten haben. Die klassische Philologie ist der alte Stamm, auf dem alle die frischen Blüthen der Gegenwart emporgesprosst sind, und sie darf sich nicht beklagen, wenn ihr früher alleiniges Monopol, als die Wissenschaft der Sprache zu gelten, durch jüngere Kinder beeinträchtigt wird, da ihr stets die Ehre verbleibt, die ernährnde Mutter gewesen zu sein. Es liegt in der Natur der Sache, dass die mit F. Bopp's Grammatik begründete Sprachfamilie des Indo-europäischen in den Vordergrund trat, und ihr sind auch die meisten Specialarbeiten Benfey's zugewandt. Derselbe stimmt mit andern Forschern darin überein, dass die Sprache, in der die alten Heldenlieder gedichtet waren, einst die Volkssprache bildete. „Der Untergang des Bharata-Reiches führte zunächst auch das Aussterben ihrer Sprache mit sich“, und das dem Volke entschwundene Verständniss der alten Lieder erhielt sich nur in dem Gedächtniss*) der vereinzelt Priester- und Sänger-Geschlechter. „Der Zusammenhang zwischen der Sprache der Vedendlieder, der der Brahmannas und überhaupt der spätern Vedendliteratur und dem eigentlichen (späteren) Sanskrit war kein naturwüchsiger, kein auf einer volkstümlichen Entwicklung beruhender, sondern ein mehr künstlicher“, wofür die Rolle des Altgriechischen bis heute, des Althebräischen (noch jetzt in Polen und Russland), der lateinischen Cultursprache im Mittelalter u. s. w. Aufklärungen bietet. Die in allen Feldern der weiten**) Sprachwissenschaft auf Detailstudien eingehenden Forschungen dieses lehrreichen Werkes entziehen sich einer kurzen Besprechung. Es sei nur bemerkt, dass Benfey die Erforschung des genealogischen Verhältnisses der Sprache mit den jetzt zu Gebote stehenden Mitteln für noch nicht ausführbar hält und den Schluss von der

*) „Indem diese Studien und der Antheil daran immer zunahm, behauptete und verbreitete sich die Vedensprache als Religions- und Cultur- oder überhaupt heilige Sprache immer weiter, wurde von denen, welche sich an jenen Studien betheiligen wollten, neben ihrer volkstümlichen Muttersprache erlernt, konnte aber nicht umhin, im Fortgange der Zeit diejenigen Veränderungen zu erleiden, welchen eine ausgestorbene Volkssprache, wenn sie sich als Cultursprache behaupten will, nicht entgehen kann.“

**) Ueber die Differenzirungen einer und derselben Sprache, welche sich durch sociale Verhältnisse, wie gleichen Rang, Stand, Gewerbe, Thätigkeit, Gebrauch ergeben, z. B. verschiedene Rangsprachen (in Java), Sprachen verschiedener Stände, wie z. B. in Deutschland der Studenten, Slang and cant in England und ähnliches soust vielfach, Handelsprache, wissenschaftliche, Verschiedenheit der Frauen- und Männerprache (bei den Karaiheu), Verschiedenheiten, die sich durch den Gebrauch ergeben, poetische, prosaische, Unterhaltungssprache u. s. w. ist keine umfassende Arbeit erschienen (S. 794). Es ist die Vernachlässigung dieses Punktes jedenfalls ein Mangel der gegenwärtigen Sprachwissenschaft, die (wie nach Lyell's Reform der Geologie) die jetzt Statt habenden Veränderungen aus früher Statt gehaltenen erklären könnten. Nicht mit Unrecht sagt Ross (1858): Sprachvergleichung, ohne dass man den organischen Klang der verglichenen Sprachen kennt, hies mit dem Lexicon und der Grammatik, bringt meistens nur todte geborne Kinder zu Wege.

Sprachverwandtschaft auf ursprüngliche Rassenverwandtschaft in Frage zieht. Ueber den begrifflichen Werth von Lauten ist seit Abfassung des platonischen Kratylus bis auf den heutigen Tag mehr Unvernünftiges als Vernünftiges zu Tage gefördert (S. 791), doch rüth Benfey, alle dahin gehörigen Fälle zu sammeln und genau zu erörtern.

Bei den Thieren ist die Veränderungsfähigkeit der von ihnen hervorgestossenen Laute in einem engen Kinkel umschrieben; der meisten Modulationen ist (vom Singen der Vögel abgesehen) vielleicht das Bellen des Hundes fähig. Die Menge der producirbaren Laute ist keine unbeschränkte, indem die Grenzen der Hörbarkeit (nach Savart) zwischen 7—24000 (16—18000) Schw. in der Secunde liegen. Ausdrückbar ist also nur eine bestimmte Reihe von Worten, deren Zahl sich berechnen lassen würde, wenn die Zusammenwirkungsfähigkeiten der verschiedenen Theile der Sprechorgane bekannt wären. Thausing scheidet die Geräusche (gutturales verae) von dem natürlichen Lautsystem aus und von den Vocalen lässt u die tiefste, l die höchste Schwingungszahl hören. Nur in diesem Sinne, da in dem weitesten Kreise schliesslich immer dieselben Laute wiederkehren müssen, liesse sich von einer Ursprache reden, nicht in dem geschichtlich aufgefassten einer philologischen Descendenz. Die Zahl der überhaupt möglichen Laute wird sich ohnedem nach dem allgemeinen Naturgesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens sehr beschränken, da überall die Neigung vorwiegen muss, nur die am leichtesten modulirbaren Worte zu reden und die an den Grenzen der Hör- und Sprachfähigkeit gelegenen schon aus Nützlichkeitsgründen unbeuntzt bleiben werden. Auch der diesen Lauten zuertheilte Inhalt wird insofern nicht von sogenannter Willkür des Zufalls abhängen, weil für diese Verbindungen natürlich gegebene Motive vorliegen, und ebenso wie dem Trauernden das Aechzen, dem Fröhlichen das Jubeln näher liegt, werden wir auch fast durchgängig für das Kleine i oder e, für das Grosse a oder o, für das Trübe dumpfe, das Freudige helle Vocale verwandt sehen. Die Naturnothwendigkeit spielt hier in derselben Weise wie in allen andern menschlichen Verhältnissen. Bei allen Stämmen, soweit wir sie auf der Erde treffen, sehen wir stets dieselben Waffen sich innerhalb einer beschränkten Peripherie bewegen, ohne dass man diese deshalb auf eine Urwaffe zurückleiten würde. Ausser durch Schlingen, Fangen, Netze, Vergiftung u. s. w. können die dem Menschen gefährlichen oder zu seinem Gebrauch nützlichen Thiere besonders durch Stich oder Biss getödtet werden, und demgemäss werden wir überall darauf berechnete Mordwerkzeuge in mehr oder weniger identischer Form wiederkehren sehen, als Speere (zum Stoss), Pfeile (zum Schuss), Keulen (zum Hieb), Säbel (zum Schnitt) u. s. w., oder Lasso's, Bolas, Dreizacken, Blasröhre u. s. w. Die Speere und Pfeile, mit zugehörigen Bogen, sind häufig genug in den verschiedenen Welttheilen so völlig übereinstimmend, dass sie sich nur nach dem in dem jedesmaligen Lande für ihre Anfertigung gebotenen Material unterscheiden lassen, und bei sorgsamer Arbeit vielleicht nach dem Stil der (auf den unteren Stufen aber nur in gleichartigen Ornamenten wiederkehrenden) Verzierungen. Die Knobkerrie der Kaffern wird auf den Sandwich-Inseln in derselben Form gebraucht, und das polynesische Patu-Patu ist mit dem der Orinoco-Indianer identisch, der „*u*“ der Sagartier oder (nach Suidas) der Parther in Amerika verbreitet. Dass, wie der Macusi, der Dayak in dem dichten Gebüsch das Sumpitan gebraucht, ist ebenso deutlich, als die Verwendung der Bolas in dem baumlosen Flachlande der Patagonier. Auch bei der weiteren Vervollkommnung der Waffen folgt aus der Natur der Sache das Wie und Warum. Um dem Wurfspiess weitere Tragweite zu geben, wurde das römische Amentum auch von den Neu-Caledoniern erfunden, und vielfach das Wurfbrett. Die Umspinnung des Bogens zur Vermehrung seiner Elasticität lag den Aht ebenso nahe, wie den Aethiopiern. Es treten dann später Entlehnungen der Waffen von einander ein (wie zwischen Tongu und Fidschi), ein Lernen und ein Lehren, so dass es bei dem unvollkommenen Einblick nicht immer möglich ist, den weiteren Verbesserungen Schritt für Schritt zu folgen; aber das Princip liegt klar genug zu Tage, und ebenso in der Sprachbildung. Die existirenden Lautmöglichkeiten worden in grammatische Verknüpfung gesetzt, wie sie die Logik der Denkgesetze vorschreibt, in an sich unveränderlich nothwendiger, aber der äusseren Erscheinung nach vielfach differirender Form. Die primären Grundlagen des Psychischen sind, wie die Zellbildungen im Pflanzen-Organismus, dieselben, entfalten sich aber, je nach der geographisch-historischen Umgebung, zu verschiedenen Manifestationen, und es ist wieder eine natürliche Folge des Trägheitsgesetzes, dass jedes Volk so lange als möglich bei der von ihm gewählten oder der ihm zukommenden Sprachform verharren wird. B.

G. L. von Maurer: Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, Erlangen 1869, 1. Theil.

Das grosse Lebenswerk des Verfassers, den Abschluss bildend zu seinen früheren Arbeiten (Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt, 1854; Geschichte der Markenverfassung in Deutschland, 1856; Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland, 1862; Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland, 1866), die gewissermassen die Einleitung bilden und das weite Feld dieser Forschungen in langsamen, aber überall durch Quellenstudium gesicherten Schritten durchmessen. Die schon von Tacitus in Deutschland erwähnten Castelle (burgum vocant h. Veget.) werden nach Art des britischen Oppidum Verbaue dargestellt haben, ähnlich den Pa der Maori. Der römische Veteran erhielt auf seinen von den Agri decumates zugetheilten Feldern häufig das Burgrecht, als castellanus. Die Germanen pflegten (weil für ihre Kriegsführung gefährlich) die gallischen Städte zu zerstören, ueben deren Ruinen sie Julian wohnen sah, und bei ihrem Wiederaufbau unter den fränkischen Königen wichen dann die römischen Namen (Argentoriatum, Vangiones, Nemetes u. s. w.) den deutschen (Strassburg, Worms, Speier u. s. w.). In den Sachsenkriegen werden firmitates und civitates (castra oder castella) genannt, Erfurt (h. Bonifacius) als olim urbi paganorum rusticorum. In Karl M. Königshöfen (curtis imp.), in seinen Palatien oder den unter den Neubekehrten fundirten Bisthümern war der Grund zu befestigten Wohnsitzen gelegt, aber auch die deutschen Könige bauten Städte schon vor Heinrich dem Städtegründer (s. S. 19). Den mit der gressen Wanderung eingetretenen Völkerstämmen waren die in den neuen Wohnsitzen vorgefundenen Steinburgen ebenso fremd, wie den Indinern die Werke der Mound-builder, von denen sich keine Tradition bewahrt hat. Im Siegeslied auf den Bischof Anno wird die Erbauung der Burgen (in Deutschland) „den grimmen Heyden“ zugeschrieben, Kōh heisst „der heristin burgo ein“. Eticho (Stammvater des österreichischen Hauses) wohnte meistens (Königshoven) auf heidnischen Burgen, genannt Hohenburg (s. Pfister). Die Puras lati beissen (bei Ulfilas) haurjans.

B.

Schumann: Die Missionsgeschichte der deutschen Harzgebiete, Halle 1869.

Neben dem alemannischen Stamme in seinem neuen Zusammenschluss unter Herzogen bildete vor Allen das „ruhmreiche Geschlecht der herrlichen Sachsen“ (Luitprand) den Kern des deutschen Reiches, dessen Macht über die slavischen Länder jenseits (und auch noch diessits) der Elbe ausgebreitet wurde. Das mit den Gründungen der Bisthümer und Klöster am Harz eng verbundene Privatleben der sächsischen Kaiser bietet unter den Wirren damaliger Zeitläufte freundliche Blicke in die Vermählung echt germanischen Sinnes mit den trotz vielfach zwischenlaufenden Aberglaubens wohlthätig mildern den Lehren des neu verkündeten Christenthums.

B.

Burgen: The Temples of Satrúnjaya, Bombay 1869.

Historische und beschreibende Einleitung zu 45 photographischen Aufnahmen (durch Sykes und Dwyer) auf den den Jainas heiligen Hügel Satrúnjaya (bei Palitana), dessen Legende, Māhātmya, das älteste Document der Jaina-Literatur darstellt und von A. Weber (in seiner gelehrten Erörterung über das 'atrúnjaya Māhātmyam) 598 p. d. ausgesetzt wird.

B.

Von J. G. F. Riedel ist erschienen und freundlich übersandt: Die Landschaften Hologatah, Linocto, Boue, Boalemo en Kattinggola, of Andaghe, durch welches Schriftchen aufs Neue die Kenntniss der noch so wenig erforschten und doch so erforschungswürdigen Insel Celebes durch geographische, statistische, historische und ethnographische Untersuchungen bereichert wird.

B.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Sitzung vom 11. Juni 1870.

Der Vorsitzende, Herr Virchow theilt mit, dass Herr Dr. Mannhardt eine Anzahl von Fragen, welche mythologische Gebräuche betreffen, gedruckt eingesendet hat; er empfiehlt die Berücksichtigung derselben bei Gelegenheit von Reisen der Mitglieder der Gesellschaft.

Derselbe übergiebt eine Basaltschlacke vom Heimberge bei Fulda, welche er von Hrn. Dr. Speyer daselbst erhalten hat und welche der in der vorigen Sitzung erwähnten Fundstätte Leonhard's entnommen ist. Einen weiteren Bericht über die dortigen Verhältnisse behält er vor.

Ferner schenkt er der Bibliothek der Gesellschaft Lubbock, Prehistoric Times.
Herr Virchow macht

Weitere Mittheilungen über Gesichtsurnen.

Die grosse Zeichnung der sogen. Runen-Urne, welche uns in der letzten Sitzung von Herrn Mannhardt übergeben worden ist, hat seitdem zweien Sachverständigen, den Herren Professoren Müllenhoff und Rödiger, vorgelegen. Herr Müllenhoff äussert sich darüber folgendermassen:

„Nachdem ich von dem Aufsätze Dr. Mannhardt's und den beigegebenen Zeichnungen Kenntniss genommen, gestehe ich gerne, dass ich mich von dem Schriftcharakter der auf der Danziger Urne vorkommenden Zeichen nicht habe überzeugen können, dass ich diese für blosse Verzierungen und nicht für Schrift halte, schon weil dieselben Zeichen sich allzu oft und ohne jegliche Unterscheidung wiederholen. Selbst wenn die Aehnlichkeit altsemitischer oder phönikischer Buchstaben grösser wäre, als sie in der That ist, würde ich anstehen, darauf eine Hypothese zu gründen oder auch nur ein Gewicht zu legen, da ich nicht absehe, wie jene unvermittelt an die Ostsee gekommen sein sollten, weil, nach meiner festen und wie ich meine wohl begründeten Ueberzeugung, der Glaube unserer Gelehrten an eine so weite Ausdehnung der Fahrten der Phönizier jegliches Grundes entbehrt und an keinem alten Zeugnisse eine Stütze findet.“

Das Urtheil des Herrn Rödiger weicht, wie es bei einem so schwierigen Gegenstande nicht überraschen darf, nicht unerheblich von dem eben mitgetheilten ab. Er schreibt:

„Die ganze Sache war mir neu, sie hat mich sehr interessirt, besonders auch die Inschrift. Dass dies wirklich Schriftzüge sind, daran lässt sich kaum zweifeln. Aber welcher Art sie ist und wie zu lesen, das ist mir bei der kurzen Zeit, die ich auf die Besichtigung verwenden konnte, bis jetzt noch durchaus nicht klar geworden. Dazu gehört, wenn es überhaupt gelingt, wiederholte Betrachtung und — ein glücklicher Moment, der auf die richtige Spur leitet. Einige Zeichen haben Aehnlichkeit

mit älterer semitischer Schrift, aber das kann täuschender Zufall sein und herechtigt noch nicht zu weiteren Schlüssen. Hrn. M.'s Versuch ist eben ein Versuch, und ein solcher musste gemacht werden; doch fand ich darin Einiges unsicher, eine Angabe geradehin irrig. Die ganze Abhandlung des Hrn. M. ist aber so gelehrt, gediegen und besonnen, dass ihr baldiger Abdruck auch mir, dem Laien in dieser Branche der Alterthümer, sehr wünschenswerth erscheint; sie regt, wie schon Ihre Schrift, Fragen an, die allmählig zu einem Resultat führen müssen.“

Die Veröffentlichung der Mittheilungen des Herrn Mannhardt wird bald erfolgen und weitere Untersuchungen werden alsdann feststellen, was aus der „Inscription“ zu machen ist.

Inzwischen hat Herr Walter Kauffmann (Danzig), den wir das Vergnügen haben, unter uns zu sehen, einen neuen Fund gemacht. In Gr. Czapielken (Kreis Carthaus) hat er wiederum eine Gesichtsurne ausgegraben. Obwohl einfacher Art, ist sie insofern von Interesse, als ihr Deckel eine andere Varietät von „Mütze“ zeigt, als die bisher bekannten; auch besitzt sie einen vollkommeneren Gürtelschmuck als die früheren. Herr Kauffmann hat ausserdem ein paar Bruchstücke von Perlen mitgebracht, welche von den Ohrgehängen der Gesichtsurnen stammen, eines von Bernstein und eines von blauem Glase. Letzteres wird einer chemischen Analyse unterworfen werden, um wo möglich weitere Anhaltspunkte für das chronologische Urtheil zu gewinnen.

In Beziehung auf die Mütze will ich noch hemerken, dass mir bei einer Durchsicht von Madsen's¹⁾ „Dänischen Steinalterthümern“ aufgefallen ist, dass eine verhältnissmässig grosse Zahl von Urnen der Steinzeit existirt, welche ähnliche Deckel haben; ebenso giebt Klemm²⁾ in seinem Buch über deutsche Alterthümer die Abbildung eines der Träger des sog. Crodo-Altars, die dieselbe Mützenform zeigt. Diese Form kann also nicht füglich eine typische sein, und man darf auf diese Einzelheit einen entscheidenden Werth für die Zeitbestimmung der Urnen-Anfertigung nicht legen. In dieser Beziehung ist der schon von Herrn Mannhardt erwähnte Fund des Hrn. Kauffmann in Starzin (Kreis Neustadt) sehr werthvoll, indem er in einer Gesichtsurne ein von einem Nagel durchbohrtes Schädelfragment gefunden hat. Nach der mündlichen Mittheilung des Herrn Finders handelt es sich hier um einen langen Nagel, dessen Knopf über dem Scheitelbogen lag, während seine Spitze unten an der Basis wieder zum Vorschein kam. Aehnliche Funde sind auch an anderen Orten gemacht worden, und da sich dieses Schädelfragment in der Urne befand, so ist es gemacht, dass es mindestens der Uebergangszeit zum Eisen angehört.

Herr Rector Luohs in Breslau theilt mir mit, dass auch schlesische Gesichtsurnen en miniature existiren, und Herr de Mortillet am kaiserlichen Museum zu St. Germain schreibt mir, dass dieses Museum 6 vollständige Vasen von gelbem und z. Th. schwarzem Thon mit menschlichen Figuren auf dem Bauch besitzt. Sie haben die grösste Aehnlichkeit mit den Urnen, welche Lindenschmit abbildet. Ausserdem sind ebendasselbst noch Fragmente von Gefässen vorhanden, die dieselbe Beschaffenheit in noch mehr ausgeprägter Form haben und im Walde von Compiègne (Dep. de l'Oise) gefunden sind. Offenbar gehören diese sämmtlich dem rheinischen Typus an —

¹⁾ Madsen, *Antiquités préhistoriques du Danemark*. Copenh. 1869. Pl. 16, fig. 5; pl. 43, fig. 1 et 4; pl. 45, fig. 24 et 25.

²⁾ G. Klemm, *Handbuch der germanischen Alterthumskunde*. Dresd. 1836. Taf. XIX, fig. 2.

Es wird sodann der weitere Bericht der Commission verlesen
über die westfälischen Rennthierfunde.

Die von Hrn. von Dücker der Gesellschaft vorgelegte Sammlung, welche fast ganz und gar aus Bruchstücken junger Rennthiergeweihe besteht, zeigt an einigen Stücken deutlich die erwähnten dendritischen Zeichnungen, und die Beschaffenheit vieler Bruchflächen lässt erkennen, dass die letzteren schon zu einer Zeit vorhanden waren, als die Stücke in die Erde gelangten. Indess gilt dies nicht von allen Bruchflächen, namentlich nicht von den länggespaltenen Stücken. Manche Oberflächen der letzteren sehen frisch aus, und da sich allerlei Uebergänge von hlossen Sprüngen und Spalten his zu vollständiger Trennung zeigen, so erscheint es wahrscheinlich, dass im natürlichen Gange der Verwitterung derartige Veränderungen eingetreten sind. Bei zahlreichen anderen Stücken sieht man trichterförmige Eindrücke und längliche Abschärfungen, nicht selten neben einander und zusammenhängend; auch sind die Enden einzelner Geweihstücke durch wiederholte Einwirkungen der Art verkleinert und zugeschärft. Alle diese Einwirkungen machen den Eindruck, dass sie durch Nagen und Beissen von Raubthieren hervorgebracht sind. Allerdings zeigt auch das Geweihstück von Sölager einen ähnlichen trichterförmigen Eindruck, aber nichts berechtigt zu der Vermuthung, dass hier ein menschliches Werkzeug angesetzt sei. Wenn Herr v. Dücker in solchen Eindrücken die Spuren „des Bestrebens zum Aufspalten“ der Geweihe sieht, so ist dagegen zu sagen, dass die gewöhnlichen Arten des Aufspaltens von Knochen mit meisselförmigen Werkzeugen vorgenommen wurden, die längliche Eindrücke geben, und dass die Geweihe nicht zum Ausnehmen von Mark bestimmt sein konnten, da sie ein ganz dichtes spongiöses Gewebe enthalten. Wirkliche Spuren der Bearbeitung fehlen hier ganz, wenigstens ist nirgends eine bestimmte Operation erkennbar. Ein einziges Stück hat einen 16 Millimeter langen, ganz geraden Eindruck, der quer über dasselbe verläuft und ganz alt erscheint; die Möglichkeit, dass dies ein Einschnitt ist, lässt sich nicht leugnen. Aber von der Möglichkeit his zur Wirklichkeit ist ein grosser Schritt, und die Commission fühlt sich nicht berechtigt, auf Grund dieser einzigen Wahrnehmung die Deutung des Hrn. v. Dücker als erwiesen anzuerkennen. Vielmehr ist sie der Meinung, dass die frühere Zusendung ungleich bestimmtere Merkmale für die Anwesenheit des Menschen in den betreffenden Höhlen geliefert hat, als die gegenwärtige.

Hierauf sprach Herr Koner

über die Framesa.

Anknüpfend an die in der Februar-Sitzung gemachte Vorlage einer reichen Sammlung meisselförmiger Instrumente aus Bronze des hiesigen Museums und an die damals von Herrn v. Ledebur daran geknüpften Bemerkungen über die Framesa der alten Deutschen, versucht es Herr Koner, die Unwahrscheinlichkeit darzulegen, dass auf diese Geräthe die taciteische Beschreibung der Framesa angewendet werden könne. Der Vortragende unterzieht zunächst die auf diese Waffe bezügliche Stelle des Tacitus einer genaueren Untersuchung, indem er die Worte: „rari gladiis aut majoribus lanceis utuntur“, welche allerdings mit anderen Angaben desselben Schriftstellers über die mächtigen Lanzen einzelner deutscher Stämme nicht in Einklang zu bringen sind und deshalb bei den Erklärern manche Bedenken erregt haben, statt wie gewöhnlich „selten bedienen sie sich etc.“ also übersetzt: „einige wenige Völkerschaften (rari sc. populi) bedienen sich etc.“; in dieser Weise würde sich der scheinbare Widerspruch bei Tacitus ausgleichen lassen. Sodann geht derselbe über zu der von Tacitus überlieferten Beschreibung des Speereisens der Framesa, welches dort charakteristisch und von der Form römischer Wurfaffen gänzlich abweichend als eine schmale, kurze

und scharfe Eisenspitze geschildert wird, gleich anwendbar für den Nahe- wie für den Fernkampf. Jene nun nicht nur in germanischen Ländern, sondern auch in den von keltischen und romanischen Stämmen bewohnten Gebieten vielfach vorkommenden meisselartigen Geräthe, welche fast überall in ihrer Form eine seltene Uebereinstimmung zeigen und nur in ihrer Grösse von einander verschieden sind, rechtfertigen nach genauer Prüfung mit den taciteischen Worten auch nicht im Entferntesten ihre von vielen Archäologen gebrauchte Bezeichnung als *Framea*; vielmehr müsse man annehmen, dass diese Instrumente, gleichviel ob an einem geraden oder knieförmig gebogenen Holzgriff befestigt, für gewisse Manipulationen im Alltagsleben, wie zum Schaben, Aushöhlen, Behauen und Hacken benutzt worden seien, wobei es jedoch keineswegs in Abrede gestellt zu werden braucht, dass die grösseren dieser Werkzeuge gelegentlich wohl auch als Waffe ihre Verwendung gefunden haben. Ganz ähnlich gestaltete und in gleicher Weise auf einem knieförmig gestalteten Holzgriffe befestigte Werkzeuge würden noch jetzt von mongolischen Völkerschaften zum Aushöhlen der Tröge verwendet. Was die Länge der *Framea* betrifft, so macht der Vortragende darauf aufmerksam, dass Tacitus dieselbe mit der römischen *Haeta* vergleicht, nicht aber mit dem damals bei allen Legionen gleichmässig eingeführten *Pilum*, und dass daraus mit Recht ein Schluss auf die Länge der *Framea* gemacht werden könne. Mit der Umgestaltung der römischen Heeresorganisation von der Servianischen Phalanx bis zu der *Caesars* gehe die Umänderung der Bewaffnung in gleichem Schritt, beide hängen organisch mit einander zusammen, und schildert der Redner in kurzen Umrissen die Veränderung der Lanze von der Zeit des altrömischen Phalangitenspees bis in die spätrömische Kaiserzeit, indem er gleichzeitig die von Lindenschmit mit so vielem Glücke versuchte Reconstruction des Caesarianischen *Pilum* zur Anschauung bringt. Schliesslich erwähnt derselbe der von den alten Schriftstellern erwähnten Schleuderriemen (*amentum*, ἀμύντιον), deren Gebrauch nach den Worten des Ovid: „*inserit amento digitos*“ aus einem im British Museum befindlichen Vasenbilde deutlich wird, während das auf wenigen anderen Monumenten (auf dem unter dem Namen der Alexanderschlacht bekannten pompejanischen Mosaik und auf einem von Stuart und Revett, *Antiquities of Athens*, T. III, p. 47 publicirten Basrelief) vorkommende *Amentum* für die richtige Erklärung desselben einen grossen Spielraum gewähre.

Herr v. Cohausen: Ich kann mich den Ausführungen des Herrn Koner nur anschliessen; ich halte diese Erz-Keile durchaus nicht für die *Framea*. Es kommt noch der eigenthümliche Umstand in Betracht, dass mit dem Auftreten des Eisens dieser Keil ganz aufhörte, während Tacitus ausdrücklich sagt, dass die *Framea* eine eiserne Spitze gehabt habe. Ich glaube, dass diese Form in der Eisenperiode nur sehr wenig vorkommt, wenn auch einzelne Stücke davon vorhanden sind.

In Bezug auf das *Pilum* ist zu bemerken, dass es notorisch eine viereckige Waffe war, was man sowohl aus dem pyramidalen Ansatz, als auch aus der Beschreibung sehen kann. Es ist das *Pilum* das gewesen, was die Franken *Angun* nannten, eine Art von Harpune, während ich diese Erz-Meissel für das antike Taschenmesser halte, wofür auch die an demselben befindliche Oese spricht.

Herr Meitzen: Ich habe nur zu wiederholen, was ich schon bei der früheren Besprechung der *Framea* vorgetragen habe. Es müssen hierbei noch andere Fragen in Betracht kommen. Zunächst hat man denselben Meissel auf einem Schaft gefunden. Der Meissel hat eine Oeffnung und ausserdem eine Tülle, welche wenig geeignet ist, auf einen Stab gesteckt zu werden. Wenn man diese Meissel alle mit ein-

ander vorgeleicht, so gebe ich gern zu, dass man $\frac{1}{2}$ davon mit einer Tülle finden wird, welche genügend ist, einen Stab aufzuziehnen; $\frac{2}{3}$ davon aber sind gänzlich ungeeignet, einen Stab ernsthaft daran zu befestigen. Wenn man nichts desto weniger einen solchen Meissel auf einem Stabe befestigt gefunden hat, wenn man andrerseits auch nicht bloss einen Ring, sondern sogar mehrere Ringe an dieser Tülle hängend gefunden hat, so ist mau meines Erachtens durebaus noch nicht berechtigt, diese Dinge für die Fraeca zu erklären; ich halte sie vielmehr für ein Instrument, welches für den Kriegsgebrauch ungeeignet ist. Die Lanze ist kurz und nach der Bezeichnung vielleicht 3' lang, was wohl zu berücksichtigen ist, wenn man annimmt, dass das Instrument dazu gedient habe, auf einem Schaft befestigt zu werden. Man wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich behauptet habe, dass dies Instrument als ein solches bezeichnet werden muss, welches zu allen möglichen Arbeiten benutzt wurde, wenn es vielleicht auch gelegentlich einmal als hasta gebraucht wurde. Der wirklich nützliche Gebrauch, den man von demselben machen konnte, ist der, dass man es einem Thiere in den Rachen stösst; der Stab fällt alsdann heraus, das Thier beisst entweder auf den Ring oder den Riemen und wird so erlegt. Als Jagdinstrument ist es sehr brauchbar.

Nun wollte ich noch darauf zurückkommen, dass in der That ein solches Instrument auf einem Stabe und ein Ring in der Oese gefunden worden ist; dabei lässt es sich denken, dass der Ring benutzt worden ist, um es aufzuhängen, und dass es zugleich als ein Instrument zum häuslichen Gebrauch gedient habe, zum Schneiden, Schaben u. s. w.

Herr Bastian: Bezüglich der Etymologie der Fraeca in der schätzbaren Zuschrift des Herrn Archivar Lisch hörte ich von Herrn Prof. Müllenhoff, dass dieselbe Herleitung auch von ihm gegeben sei in Haupt's Zeitschr. f. d. A. Wackernagel erklärte das Wort aus *adchramire*, Isidorus als *ferramentum* in allgemeiner Bedeutung, mit besonderem Bezug auf ein Stossschwert. Stossschwert (Stockdege), und holländisch Mordt-priem, als Dolch, würde wieder auf Priem führen.

Was die meisselartigen Werkzeuge betrifft, so war die ursprüngliche Erklärung von Thom. Hearne (1709) diesem Namen entsprechend, den er dem mittelalterlichen Wort *Celtis* oder *Celtes* (Meissel) entnahm, das von der afrikanischen Celtis-Pflanze, deren Wurzel (nach Plinius) zu Griffen für Instrumente diente, entnommen sein mochte, und dann mit der celtischen Volksbezeichnung zusammengeworfen wurde. Nach ihm trug jeder römische Soldat ein solches Instrument für seinen Gebrauch, besonders bei den Umwallungsarbeiten des täglich auf dem Marsche aufgeschlagenen Lagers, zum Glätten der Steine u. s. w., und wenn das Material dafür weich erscheinen mag, war es bei der kostbaren Seltenheit gut gestähltes Eisens doch vielleicht vorzuziehen. Dieser Ansicht stellte sich später die antiquarische Beobachtung entgegen, dass die fraglichen Werkzeuge in grossen Mengen in Gegenden getroffen wurden, die nie von römischen Armeen betreten waren. Obgleich jedes noch rohe Volk begierig ist, Metalle bei sich aufzunehmen (wie die Berichte der Nowgoroder über ihren sibirischen Handel, der polynesischen Entdecker, der Holländer in Süd-Afrika, der Wogulen (1596) u. s. w. beweisen), und den Gebrauch derselben dann bald zu einem allgemeinen machen (wie jetzt die amerikanischen Indianer), so stehen dem doch oft Schwierigkeiten entgegen. Der schon 1000 a. d. in den chinesischen Annalen genaante Stamm der Y-lin brachte noch 263 p. d. Steinwerkzeuge an den Hof als Tribut, und auch die eifersüchtige Politik Japans liess Sacbalin, Süd-Kamtschatka u. s. w. trotz regelmässigen Verkehrs lange metalllos. Die friedlichen Beziehungen der Römer mit dem germanischen Norden, wie sie sich in dem Handel der (thüringischen) Hermunduren (bis nach Rhätien) kundgaben, wurden seit Errichtung des

Marcomannen-Reichs und den folgenden Wirren durch einen fortdauernden Kriegszustand unterbrochen, so dass die Kaiser wiederholt Verbote gegen die Ausfuhr von Waffen (die auch Sacrovir mangelten) und von Eisen überhaupt erliessen. Häufig wurde dasselbe erst dann, als sich die Franken und Allemannen in den Besitz der römischen Waffenfabriken in Rheims, Trier u. s. w. gesetzt hatten. In der Zwischenzeit konnte nun vielleicht ein leicht zu erlangendes Bronze-Werkzeug die vornehmliche Form sein, in welcher die Kaufleute auf Schleichwegen dem Wunsch der durch ihre Rnubzüge bereicherten Barbaren nach Metall genügten (und auch vielleicht durch im Lande verfertigte Gussformen nachahmten). Wir hätten dann nur eine Anticipation der Rolle, die in späterer Wiederholung Eisennägel am Cap (im Austausch für Heerden) spielten, oder in Polynesien, wo sie (wenn von Schiffern erworben) ein Regal der Häuptlinge bildeten und von diesen zum Löcherbohren u. dgl. m. vermietet wurden, was auf Tahiti (nach Cook) und den Carolinen (nach Cardena) eine reiche Quelle der Einkünfte gewesen sein soll. Man hätte das werthvolle Product deshalb gern acclimatisirt, und die Eingebornen pflanzten die exotischen Nägel in ihre Gärten, ob sie vielleicht zum Keimen zu bringen wären. Dass bei erster Einleitung eines Verkehrs gewöhnlich weniger das reine Metall, als vielmehr ein aus demselben gefertigtes Geräth zum Austausch gedient hat, zeigen (neben dem Hufeisengeld am Niger) die sonderbaren Dinge, die man oft in den sog. „Pacquets“ West-Afrikas findet, obwohl dort später die Barre zu nomineller Abschätzung diente. Ausser zum Einschmelzen können solche Gegenstände dann auch immer erst in der ihnen schon gegebenen Form gebraucht werden, und dienen meist den Naturvölkern zu den verschiedensten Zwecken, die häufig sehr weit von demjenigen abweichen, für den sie durch ihre Verfertiger eigentlich bestimmt sind.

Herr Meitzen: Die Meissel, um die es sich hier handelt, haben eine so gleichmässige Form, dass man in der That darauf kommen muss, dass sie aus dem Süden eingeführt sind. Wie die sichelförmigen Messer, welche in den etruskischen Sammlungen gefunden werden, so bin ich auch überzeugt, dass diese ausgeführt worden sind; die ganze Art des Gusses ist derart. Diese künstliche Meisselform mit der einen Oese ist auch zur Befestigung nicht geeignet; trotzdem lege ich aber immer einen Werth darauf, dass man das Metall mit dem Schaft zusammen gefunden hat. Man wird also immerhin darauf kommen müssen, dass diese Meissel zu einem Gebrauch dienten, zu welchem eine Verbindung mit dem Holz nothwendig war, und zwar eine sehr leichte Verbindung.

Herr v. Cohausen: Es besteht noch heute in unserer Technik ein dem Meissel sehr ähnliches Instrument, Palzer genannt, ein meisselartiges Instrument mit einer Schärfe und einem Ohr. In dasselbe wird ein Pfahl gesteckt, 9—10' lang, und eine Leine daran befestigt. Dies Instrument dient zum Holzlösen. Wenn ein Floss auf den kleinen Flüssen des badischen Landes vom Schwarzwalde herunterkommt, so werden an die Nadelhölzer immer die Eichenstämme befestigt; sie gehen leicht zu Grunde, und um den Stamm wieder heraufzubringen, dazu dient der Palzer. Man sondirt erst den Grund, indem man das Instrument an der Leine hinabsenkt, um zu sehen, wo sich das Holz befindet; alsdann stösst man es in den Stamm hinein und zieht ihn so in die Höhe. Der Name Palzer ist auch deshalb interessant, weil die dänischen Alterthumsforscher dem Instrument den Namen Paalstaf gegeben haben.

Was die Tülle anlangt, von welcher hervorgehoben ist, dass sie wenig tief ist, so lässt sich dagegen allerdings nichts sagen, aber wir haben auch noch ein Instrument, in welchem sich ein Loch befindet, das nicht gebraucht wird, an welchem sich

das Loch vielleicht aus einem alten Gebrauch fortgepflanzt hat, wie ich es auch für diese Tülle glaube, ich meine nämlich die Axt unserer Zimmerleute. Die Tülle, um welche es sich hier handelt, mag einstmals einen wesentlichen Nutzen gehabt haben, indem sie zur Befestigung eines Stockes gedient hat, oder vielleicht auch, wie anderswo gezeigt worden ist, indem sie bestimmt war, einen krummen Ast aufzunehmen, um das Ding als Beil zu gebrauchen. Das Loch in der Stossaxt unserer Zimmerleute ist in der heutigen Form viel zu klein, um einen Stiel aufzunehmen, und ich vermute, dass das Loch nur zur Bequemlichkeit darin geblieben ist, so dass der Mann jetzt sein Winkeleisen hineinstecken kann.

Eine andere Art der Befestigung ist die, dass man das Holz spaltete, das Instrument hineinsteckte und mit Binden umwand, wie es in den Gräbern von Hallstadt gefunden worden ist.

Nun kommt bei den meisten Werkzeugen noch eine Eigenthümlichkeit vor: es ist entweder ein Loch vorhanden, oder es ist gespalten, oder es öffnet sich auch nur durch ein kleines Rudiment, eine Thatsache, welche uns einen Blick in die Technik, auch vielleicht in den Gebrauch dieser Instrumente geben könnte.

Herr Virchow: Es ist nicht zu übersehen, dass gerade die beilförmige Befestigung des Instrumentes an einem Stiele, eine Befestigung, die von vielen der früheren Forscher vermuthet war, im Salzbergwerk von Reichenhall wirklich gefunden worden ist. Eine Nachbildung dieses Instrumentes ist im Mainzer Central-Museum, eine Abbildung hat Lindenschmit in der Zeitschrift des Mainzer Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer (1868, Bd. III, S. 8, Taf. II, fig. 6) gegeben. Diese Art der Schäftung wird also als feststehend angesehen werden müssen. Es kann sich daher nur noch darum handeln, ob sämtliche meisselförmige Instrumente als zu diesem Typus gehörig anzusehen, ob es lauter beilartige Instrumente sind oder ob diese letzteren nur eine besondere Gruppe bilden. Es ist ganz richtig, was Herr v. Ledebur gesagt hat, man dürfe noch keinen generellen Namen wählen, um der Forschung nicht vorzugreifen. Aus einem ähnlichen Grunde hat Desor (*Les palafittes*, p. 41) die verschiedenen Unterarten nach einzelnen Männern bezeichnet und die *Direction de la Revue archéologique* (1868, Janv.) hat eine noch weitere Classification versucht. Es lässt sich sehr wohl denken, dass man das mit einem offenen Stielloch versehene Instrument als Beil geführt hat, die anderen aber nicht. Mir scheint jedoch die Ansicht des Herrn v. Cohausen auch für die Varietät mit umgelegtem Rande die wahrscheinlichere zu sein, die nämlich, dass man ein Holz gespalten und das Instrument darin beilartig befestigt hat. Die Beziehung zu dem Palzer trifft jedoch nicht zu, denn die Dänen sprechen das Wort „Paalstaf“ mit einem o (Polstaf). „Paal“ heisst „Spaten“, bezeichnet also ein Instrument zum Graben.

Ausserdem muss ich noch bemerken, dass Herr v. Ledebur davon ausging, dass überall, wo die germanischen Völker hingekommen sind, diese Instrumente sich finden, und er legte einen Werth darauf, dass überall, wo sie gefunden worden sind, auch Gussstättchen sich nachweisen liessen. Wilde (*Catal. Mus. Irish Academy*, p. 91, fig. 72—74) berichtet jedoch von mehreren solcher Gussformen und bildet auch einige ab, welche in verschiedenen Gegenden Irlands gefunden worden sind, wo niemals eine germanische Bevölkerung sesshaft gewesen ist; man wird daher wohl aufhören müssen, Celte und Polstäbe als specifisch germanische Eigenthümlichkeiten anzusehen.

Herr Koner: Ich will noch hinzufügen, dass, wenn man die Instrumente als *Framea* erklären wollte, es doch merkwürdig wäre, dass die Grössen derselben in so auffallender Weise variiren, nämlich von 2“ bis über 12“. Nun sind aber auch bei den

robusten Völkern die Lanzenspitzen stets von fast übereinstimmender Länge, und wäre solche variable Länge bei der Framea doch wunderbar. Dass diese Instrumente aber als Waffe ungeeignet sind, beweist ein solches in den römischen Alterthümern unseres Museums befindliches, bei dem die sogenannten Federn oder aufwärts gebogenen Kanten sich bis zur Schneide fortsetzen, so dass man das Instrument mit einem sehr flachen Hohlmeissel vergleichen könnte. Dieses Instrument kann unmöglich als Waffe angesehen werden, da ein tieferes Eindringen in einen Körper vermöge eines Stosses oder Wurfes eben durch die Kanten verhindert wird.

Herr Hartmann: Ich will nunmehr noch einmal kurz darauf aufmerksam machen, dass die Form, welche Herr von Cohausen beschrieben hat, die eines gewöhnlichen Instrumentes vieler Afrikaner ist, und dass letzteres auch bei den Malaien, wie Herr Jagor uns mitgetheilt hat, in ganz ähnlicher Form vorkomme. Diese Instrumente gebraucht man in Afrika, um den Boden zu beackern, um Holz zu fällen, die zur Korbflecherei dienende Rinde der Akazien u. s. w. abzuschälen, um grössere Thiere zu tödten; man bedient sich ihrer aber auch wie der Streitäxte im Kampfe. Diese Eisen sind häufig nicht lang und ihre Tülle ist immer nur eng; der knieförmig gebogene Schaft wird in die Tülle gesteckt und das Eisen oftmals noch mit Leder, Strickwerk, Bast u. s. w. am Schaft befestigt. Manchmal hat aber das Eisen hinten noch einen Dorn, der in den Schaft selbst eingefügt wird. —

Herr Virchow spricht über

Lagerstätten aus der Steinzeit in der oberen Havel-Gegend und in der Nieder-Lausitz.

Im Februar d. J. erhielt ich von Hrn. Niessing in Zehdenick die Nachricht, dass in der Nähe dieser Stadt, nicht weit von der Mecklenburger Grenze, seit einigen Jahren zahlreiche kleine Feldstein-Haufen, vom Winde blossgelegt, zu Tage träten, welche in ihrer Mitte eine Anhäufung von Holzasche, Russ und Kohle enthielten, während sich „zwischen diesen Feuerherden eine Menge Splitter von dort nicht häufigen Feuersteinen, sowie mannichfaltige Bruchstücke von Thongefässen fanden“. Hr. Niessing, der die Bedeutung dieses Fundes vollständig erkannte, hatte mir verschiedene der gefundenen Sachen mitgeschickt, darunter insbesondere eine ausgezeichnete Sammlung von sogen. Feuerstein-Spähnen, oder wie Manche geradezu sagen, Messern, sowie einen zerbrochenen Streithammer von schön polirtem Stein und Scherben von groben, vollständig schmucklosen Thongefässen.

Diese merkwürdige Mittheilung, namentlich aber die sehr charakteristische Beschaffenheit der Fundgegenstände veranlassten mich, die betreffende Oertlichkeit während der letzten Oster-Ferien selbst in Augenschein zu nehmen, und ich muss in der That sagen, dass sie zu den wunderbarsten gehört, welche ich in dieser Art gesehen habe. Ich werde versuchen, dieselbe etwas genauer zu beschreiben.

Nicht fern von ihrem Ursprunge verlässt die Havel das Gebiet des Grossherzogthums Mecklenburg-Strelitz, und nachdem sie einen langgestreckten, schönen Greusee, den Wentow, durchströmt hat, tritt sie mit einer fast rechtwinkligen Biegung nach Süden in die Mark Brandenburg ein. Ringsumher erstreckt sich ein noch jetzt sehr ausgedehntes Waldgebiet, welches nur auf dem rechten Ufer des Flusses mehr gelichtet worden ist, sich aber nach Norden und Osten hin meilenweit fortsetzt. Es sind dies alte, berühmte Jagdgründe, welche in älteren Urkunden viel genannt werden. Hier lag die Silva Besunt, wahrscheinlich vom Wisent so genannt, und daraus schloss sich die grosse Merica Werbelin mit der noch jetzt erhaltenen Grumnitz, wo die alten Markgrafen verschiedene Jagdschlösser hatten. Es lässt sich daher wohl nicht bezweifeln, dass die ganze Gegend noch bis in späte Zeiten hinein Wald war.

Ich möchte zugleich darauf aufmerksam machen, dass nach der Beschreibung der karolingischen Schriftsteller in der Zeit, wo sich zuerst das Dunkel der Ethnographie dieser Gegenden lichtet, hier ein slavisches Volk, die Linonen (Linones, Lini, Lino-ges, Linai), wohnte, ein Volk, das auffallender Weise bis jetzt die Aufmerksamkeit der Forscher weniger gefesselt hat, obwohl die Dörfer Linow und Linum, welches letztere durch sein grosses Torfmoor berühmt ist, den Namen erhalten zu haben scheinen. Seine Wohnsitze erstreckten sich bis an die Grenze der Morizaner (am Müritz-See im heutigen Mecklenburg).

In geringer Entfernung abwärts von der erwähnten südlichen Biegung der Havel liegt auf dem rechten Ufer derselben, umgeben von der Zebdenicker Forst, ein kleiner Ort, der den anffälligen Namen „Burgwall“ führt. Da meine Zeit sehr kurz war, so habe ich ihn nicht besucht, zumal da die mich begleitenden Herren nicht wussten, ob daselbst wirklich ein Burgwall sei. Indess versprachen sie genauere Nach-suchungen.

Etwas unterhalb von Burgwall, am andern Ufer des hier schon ziemlich breiten Stromes, in der Nähe der Dörfer Ribbeck und Mildenberg liegt ein Platz, welcher den Namen „Jägerlake“ trägt. Es ist ein niedriges Hügelwerk aus losem Flug-sand, ganz ähnlich den an so vielen Stellen unserer Provinz vorhandenen Dünen-zügen. Eine kümmerliche Grasnarbe und wenige Sträucher bedecken die Oberfläche der noch stehen gebliebenen Stellen, deren Höhe über dem festen Boden durchschnittlich 4—8 Fuss betragen mag. Nach Süden und Westen ist der Dünenzug von ausgedehnten Wiesen und Mooren umgeben, die sich bis Zehdenick erstrecken und die wahrscheinlich in früherer Zeit ganz unter Wasser standen. Bis vor einigen Jahren war der Dünenzug unversehrt geblieben. Damals entstand jedoch in Folge eines Dorfbrandes ein grösserer Bedarf an Metersand, und die Leute begannen an verschiedenen Stellen der Hügel Löcher zu machen und Sand zu graben. Die Löcher wurden sehr bald durch den Wind vergrössert, so dass gegenwärtig ein grosser Theil der früheren Hügel gänzlich verschwunden ist. In dem Masse, als der Sand weg-gefegt wurde, trat eine grosse Menge von Steinhaufen zu Tage, in der Regel von flach konischer Gestalt, jedoch von geringer Höhe. An einzelnen Stellen lagen sie ausserordentlich dicht. Ich habe in einem Viereck, welches 3 Seiten zu 22 Schritt, die vierte Seite zu 11 Schritt hatte, 27 solcher Haufen gezählt. An anderen Stellen waren grössere Entfernungen dazwischen, doch lagen sie meist gruppenweise. Die vom Winde blossgelegte Strecke betrug etwa 280 Fuss in der Länge (parallel dem Havel-Ufer) und 110 in der grössten Breite. In der Regel bildeten die Haufen kleine, $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Fuss hohe, an der Basis 2—3 Fuss im Durchmesser haltende Pyramiden aus geschlagenen Steinen, meist Granit, Gneiss und anderen erraticen Gesteinen. Warf man die Steine auseinander, so zeigten sich die Zwischenräume mit Kohlen-resten und schwarzer, kohligter Erde ausgefüllt. Die Steine erwiesen sich vielfach gebrannt. Ueberall zwischen diesen Haufen, wo der Wind kleine Täler gebildet hatte, waren Feuersteinsplitter in grosser Zahl aufgebäuft, meist jene dünnen, langen, scharfen, messerartigen Spähne von $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll Länge, viele jedoch auch beträchtlich kleiner, fast alle mit einer breiteren Fläche und einem bald scharfen, bald abgestumpften Rücken, so dass ihr Querschnitt entweder drei- oder viereckig war. Einzelne breitere, mehr blatt- oder zungenförmige Stücke und eine gewisse Zahl sogenannter Nuclei mit langen, parallelen Absplittungsflächen fehlten nicht. Der Feuerstein war überwiegend hellgrau, manche Stücke schwärzlich, wenige gelb- oder roth-braun. Von solchen geschlagenen Steinen konnte ich in kürzester Zeitfrist eine beträchtliche Zahl sammeln. Ausserdem fand einer meiner Söhne auch ein Stück von iener zerbrochenen, grob polirten Streitaxt, sowie einen glatten, wetzsteinförmigen,

schmäler bearbeiteten Sandstein von 4 Zoll Länge. In weit geringerer Menge trafen wir Scherben von äusserst rohem Topfgeschirr aus der bekannten Mischung von Thon mit Quarz und Feldspath. Die Mehrzahl derselben war schwärzlich, wenigstens auf dem Bruch; ihre äusseren Flächen zeigten sich öfter durch Brand geröthet. Manche waren sehr dick, die Mehrzahl jedoch verhältnissmässig dünn. Nirgends, auch nicht an den sehr einfach auslaufenden Randstücken fand sich eine Spur von Verzierung oder Glätte. Einzelne festere, schwarzgrüne Stücke schienen einer späteren Periode anzugehören.

In verhältnissmässig geringer Menge zeigten sich gebrannte Knochen und gebrannte geschlagene Feuersteine, erstere zerschlagen und in so kleinen Bruchstücken, dass ihre Bestimmung mir nicht möglich war. Es schienen mir Thierknochen zu sein. Dagegen gab es ziemlich beträchtliche Stellen in der Nähe, wengleich ausserhalb des eigentlichen Pyramiden-Gebietes, wo beim Aufgraben ganze Kohlen-Heerde blossgelegt wurden. Es war durchweg Coniferen-Kohle, wahrscheinlich von *Pinus sylvestris*, welche in Schichten von $\frac{1}{4}$ Fuss und darüber aufgehäuft war. Grössere Stücke von 1— $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke und 2—3 Zoll Länge waren nicht selten. Endlich fanden wir, und das ist dasjenige, was einige Zweifel über das Alter der Lagerstelle erregen kann, ein paar kleinere Schlackenstücke, die offenbar von Eisen herrührten. Da hier und da kleine, braune, röhrenförmige Körper in dem Sande steckten, die auf den ersten Blick wie versteinerte Räucherkerzchen aussahen, und wohl Ausscheidungen von Eisen auf verwitternden Pflanzenwurzeln sind, so darf man annehmen, dass das Erdreich ziemlich eisenhaltig ist, und es erscheint nicht nöthig, zumal bei der geringen Zahl und Grösse der Schlacken, zu weitgreifenden Schlussfolgerungen zu greifen.

In der Nähe dieses Ortes, aber keineswegs in Verbindung damit, ist früher eine grosse, schön polirte Axt von hellbrauem Feuerstein gefunden, von der es dahin gestellt bleiben muss, ob sie für die vorliegende Frage irgend eine Bedeutung hat. Ich habe dieselbe mitgebracht.

Ueber die ursprüngliche Situation der einzelnen Fundstücke bin ich nicht in der Lage etwas angeben zu können, weil sich bei unserer Nachgrabung keine Stelle fand, welche den Eindruck der Integrität machte. Nur gewisse Stellen, an denen überwiegend Kohle oder kohlige Erde ohne Steine und ohne anderweitige Einschlüsse vorhanden war, machten den Eindruck, als ob eine nach unten zu sich allmählich in eine Spitze ziehende Grube vorhanden gewesen sein müsse, welche durch Zusammensinken der Ränder ausgefüllt worden sei; ein Durchschnitt ergab in der Regel die Gestalt eines mit der Spitze nach unten gerichteten Kegels von kohligter Erde, durchsetzt von weissen oder röthlichen Sandschichten. Ich kann aber nicht sagen, ob in gleicher Weise auch die Steinpyramiden zu erklären sind, denn ich war nicht so glücklich, irgendwo einen noch mit Sand umfüllten Steinhaufen zu treffen. Immerhin könnte man sich denken, dass es kleine Heerde in Erdlöchern gewesen seien. In der That ist kaum eine andere Erklärung möglich, als dass man Löcher grub, in denselben kleine Feuer-Heerde aulegte, auf denen das erbeutete Wild zubereitet wurde, während man daneben die Feuersteine schlug und die Werkzeuge herrichtete. Vielleicht darf man auch annehmen, dass die Feuersteine in dem Feuer zum Schlagen vorbereitet wurden.

Jedenfalls ist die Sache deshalb von besonderem Interesse, weil nur äusserst wenige Lokalitäten in unserem Vaterlande bekannt sind, wo so wenig Material gefunden ist und wo die ganze Einrichtung so sehr den Eindruck der Rohheit macht.

Wenn man erwägt, dass Eisenschlacken in wenigen und ganz kleinen Exemplaren gefunden worden sind, so scheint es mir mindestens sehr zweifelhaft, ob man sie

derselben Bevölkerung zuschreiben darf, von welcher die übrigen Sachen herkommen. Bis jetzt habe ich wenigstens noch keine Kunde davon, dass in einer Zeit, wo man schon Eisen zubereitete, noch in so grosser Masse Feuersteine geschlagen worden wären. Es scheint mir daher wahrscheinlich zu sein, dass diese Schlacken einer späteren Zeit angehören, oder dass sie zufällig bei dem Brande entstanden sind.

Für die Feststellung der Zeit, in welche das Lager auf der Jägerlake zu setzen ist, haben die Steinsachen offenbar eine entscheidende Bedeutung. Die grosse Zahl von Feuersteinspähen und von Nuclei heweist, dass hier eine Werkstatt für die Bereitung von Stein eräth war. Die beiden polirten, aber zerbrochenen Streitäxte zeigen, dass man in der Kunst der Glättung solcher Waffen schon sehr vorgeschritten war. Das eine, von meinem Sohne Ernst gefundene Stück ist freilich ziemlich roh; es hat eine plan-convexe Gestalt und nur die Schneide und die convexe Fläche sind wirklich geschliffen. Vielleicht ist es auch nicht weiter bearbeitet, weil es zerbrach. Das andere, von Hrn. Niessing gesammelte Stück dagegen ist von grosser Vollenbung. Es ist eine 4 Zoll lange, sehr schön polirte Axt mit scharfer und regelmässig gerundeter Schneide. Letztere ist $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, während der Körper der Axt nur 1, das hintere Ende nur $\frac{1}{4}$ Zoll Breite hat. Die grösste Dicke beträgt in der Mitte 1, am hinteren Ende etwas über $\frac{1}{2}$ Zoll. Sämmtliche Flächen sind abgerundet, und zwar die beiden breiten Seitenflächen convex, die beiden schmalen Seiten- und die Endfläche flach-concav, und zwar mit scharf vorspringenden Begrenzungslinien. Es entsteht so eine überaus gefällige, um nicht zu sagen, zierliche Form. Das übrige ganz solide Werkzeug ist $1\frac{1}{2}$ Zoll vor dem hinteren (dünnere) Ende durch einen splinterigen Querbruch in zwei Stücke zertheilt. Beide Steinäxte bestehen nach der Bestimmung des Herrn Kunth aus sehr dichtem Diorit. —

Bald nachher kam ich nach Görlitz und war nicht wenig überrascht, in der Sammlung der dortigen gelehrten Gesellschaft eine ziemlich beträchtliche Auswahl von allerlei Alt-Sachen zu finden, welche die äusserste Aehnlichkeit mit dem dargebotenen, was ich aus Zehdenick mitgebracht hatte. Diese Sachen stammten aus der Niederlausitz und zwar aus der Nähe von Golsen von einer einzigen Fundstelle, welche Hr. Apotheker Schumaun seit Jahren sorgsam überwacht hatte. Dieser eifrige Forscher hat eine grössere Reihe von Nachrichten über seine Funde in dem Organ der Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz*) veröffentlicht, auch einen übersichtlichen Bericht darüber in den Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Alterthums-Vereins**) niedergelegt. In Folge dieser Erfahrung nahm ich kürzlich Veranlassung, mit Hrn. Dr. Voss diese Lokalität aufzusuchen, und ich habe mit einiger Ueberraschung gesehen, dass in der That in vieler Beziehung ähnliche Verhältnisse wie auf der Jägerlake vorliegen.

Auch in Golsen handelt es sich um eine grosse Sanddüne. Dieselbe stösst unmittelbar an ein weites Torf- und Wiesenbruch, das mit der Dahme, einem kleinen Nebenflüsschen der Spree, in Verbindung steht und offenbar ein grosses altes Seebecken darstellt. Die Düne, auf welcher die Mehrzahl der Sachen gefunden ist, schliesst sich gegen Osten an einen Waldcomplex, welcher den Namen Gehmlitz trägt; sie selbst hat den Namen der Rauchen oder rauhen Berge. Von da führt ein Weg über das Moor zu dem „Kirchhorst“, also zu einer Lokalität, welche wahrscheinlich schon in heidnischer Zeit eine Bedeutung gehabt hat. Die Rauchen-

*) Neues Lausitzisches Magazin. 1843, Bd. 21, S. 374. 1846, Bd. 23, S. 127, Taf. I. II. 1855, Bd. 32, S. 83.

**) Neue Mittheilungen aus dem Gebiet histor.-antiquarischer Forschungen. Halle 1846. Bd. VIII, Heft 2, S. 21. 158.

berge bilden die letzten Ausläufer, gewissermassen das Vorgebirge eines $\frac{1}{2}$ Stunde langen Dünenzuges, welcher sich von Osten her, von einer „die Pforte“ genannten Stelle aus in das Moor hinein erstreckt. Auch hier, wie auf der Jägerlake, ist durch den Wind allmählich ein grosser Theil der Düne aufgeräumt worden. Allerdings scheinen sich nicht in der vorhin geschilderten Regelmässigkeit Kegelhaufen von Steinen gefunden zu haben; indess erwähnt Hr. Schumann^{*)}, dass im Umfange der Düne von ihm Brandstellen mit Kohle auf zusammengehäuften oder gepflasterten, in starkem Feuer gewesenenen Steinen in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ —2 Fuss beobachtet seien. Im Uebrigen waren allerlei Gegenstände vorhanden, namentlich eine grosse Menge von geschlagenen Feuersteinen, von denen ich selbst zahlreiche messerartige Spähne und Nuclei sammelte. Das Interessanteste an dem Gollseener Funde aber ist, dass Hr. Schumann in früherer Zeit an einer bestimmten Stelle der Düne ein Häufchen von Feuerstein-Pfeilspitzen aufgenommen hat, welche in der That zu den vorzüglichsten gehören, die ich aus unserer Gegend gesehen habe. Es sind 4 grössere von $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll Länge, unpolirt, mit zahlreichen feinen Schlagmarken, am hinteren Ende ausgerandet, und 2 kleinere. Dazu kommt ein fast 2 Zoll langes und über $\frac{1}{2}$ Zoll breites Bruchstück von einer hlattartigen Lanzen Spitze aus Feuerstein, und ein paar grössere plattrundliche Steine mit eigenthümlicher dreiflächiger Zuschleifung auf beiden Flächen, endlich ein Sandstein mit Rinnen, welche aussehen, wie wenn sie zum Schleifen benützt worden wären.

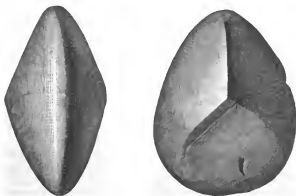
Wir selbst waren nicht glücklich im Finden feiner bearbeiteter Steine, weil einerseits der Sand längst verweht ist, andererseits seit 30 Jahren Alles mit grosser Sorgfalt von Hrn. Schumann gesammelt worden ist. Wir fanden ausser den erwähnten Feuerstein-Spähnen nur grobe Bruchstücke von Thon-Gefässen, einzelne Knochenfragmente, kleine Kohlenstücke und mit Asche gemischte humose Erde. Es zeigte sich, dass fast durchweg über einer dicken Schicht rothen Sandes eine verschieden starke Lage torfiger Erde folgt, welche von weissem Flugsande überwelt ist. Die Kohlen reichen nirgends his über die torfige Lage hinah. Hr. Schumann selbst hat jedoch alle möglichen Dinge gesammelt, welche anzeigen, dass sich hier offenbar nach und nach vielerlei Leute aufgehalten haben müssen. Er hat im Innern der Düne Bronze, eiserne Geräthe und zwar z. Th. ziemlich moderne, Schlacken und Urnenscherben, in den äusseren Abschnitten zwei ovale Mahlsteine aus Granit, einen Steinkeil, einen Schleifstein, eine eiserne Pfeilspitze u. s. w. gesammelt. Ausserdem führte uns Hr. Schumann an der nördlichen Seite der Düne zu einer Stelle des alten See-Ufers, wo er eine bronzene Sichel gefunden hatte; wir trafen auch hier Kohlenstellen, zahlreiche Urnenscherben, und meine Tochter hob ein Stück einer gebogenen Bronzeplatte auf, das von einem zerbrochenen Armringe herzustammen schien. Auch an einigen anderen Stellen des südlichen Randes der Gehmütz kamen wir auf angebrochene Dünen, in denen Feuersteinspähne und Urnenscherben in grösserer Zahl zerstreut lagen. Hr. Schumann besitzt ausserdem von den Aussenwerken sehr schöne und zum Theil sehr grosse farbige und hunte Thonwirtel, Glaskorallen und Glasperlen, manche halb oder ganz geschmolzen, andere noch gut erhalten.

Leider ist ein grosser Theil dieser schönen Sachen gesammelt worden unter Verhältnissen, wo von Genauigkeit in Beziehung auf die Lagerung nicht die Rede war; das Meiste ist nicht durch regelmässige Aufgrabung gewonnen, sondern wie der Wind es blossgelegt hatte. Nichtsdestoweniger lässt sich nicht verkennen, dass die heiden von mir beschriebenen Stellen in vielfacher Beziehung übereinstimmen, und ich habe mich deshalb beiläufig, auf diese Fundstellen aufmerksam zu machen. Die

*) Thüringisch-sächsische neue Mittheilungen Bd. VIII, Heft 2, S. 24.

Aehnlichkeit dieser beiden Orte mit manchen anderen Dünenzügen unseres Landes führt auf die Vermuthung, dass auch anderswo ähnliche Funde gemacht werden könnten. In Rügen, namentlich an der Lietzower Fähre und auf den Banzelwitzer Bergen am Jasmunder Bodden habe ich selbst ganz ähnliche Stellen, auf welche mich Hr. Rosenberg aufmerksam gemacht hatte, besucht: alte Feuerstein-Werkstätten, in deren Nähe Kohlenstellen mit Urnenscherben, auch Gräberreste vorkommen. Da nun dünenartige Bildungen bei uns im Lande vielfach vorhanden sind, so dürfte es sich wohl der Mühe verlohnen, die Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken.

Ich erwähnte vorhin, dass auf den rauhen Bergen zwei Steine mit dreiflächiger Abschleifung ihrer beiden convexen Oberflächen gefunden worden sind, welche den Anschein einer künstlichen Zurichtung an sich tragen. Aehnliche Steine sind in jener Gegend ziemlich häufig. Die Sammlung der Görlitzer naturforschenden Gesellschaft besitzt deren eine grössere Zahl. Auch unser Museum hat vor einiger Zeit durch unser Mitglied Hrn. Friedel ein paar dergleichen Steine von der Insel Sylt bekommen. Wir fanden ein Paar ziemlich grosse ganz zufällig, als wir einen frisch aufgeschütteten Landweg in der Nähe von Golssen verfolgten, um die dortige alte „Landwehr“, den Rest eines früher sehr ausgedehnten Erdwalles*), aufzusuchen. Die aufgeschüttete Erde war nach der Angabe des Hrn. Schumann von dem durch ein altes Gräberfeld und verschiedene andere Funde, darunter auch eine römische Münze, ausgezeichneten Sagritzer Berge angefahren. Die uns interessirenden Steine bestehen aus rothem Quarzit, und namentlich der eine von ihnen ist von grosser Regelmässigkeit, indem er auf jeder Seite 3 glatte oder flachrundliche Flächen mit zum Theil ganz scharfkantiger Begrenzung trägt. Er ist im Grosseu herzförmig, 4 Zoll lang, $3\frac{1}{2}$ Zoll im grössten Querdurchmesser breit und von der einen seitlichen Zuspitzung bis zur anderen 2 Zoll dick.



Die andern Steine dieser Art, welche ich gesehen habe, waren in der Mehrzahl kleiner, zeigten aber zum Theil noch schärfere Flächen. Letztere stimmen so wenig mit irgend einer bekannten, sei es krystallinischen, sei es oryctognostischen Form überein, dass ich vorläufig wenigstens die Meinung aussprechen muss, dass es sich um eine künstliche Zerschleifung handelt. Ich habe von derselben Stelle einen rohen Stein mitgebracht, der im Grossen dieselben Flächen und zum Theil auch scharfe

*) Schumann, Neues Lausitzisches Magazin 1843, Bd. 21, S. 375.

Kanten besitzt, nur Alles unregelmässiger; wenn ein solcher Stein noch ein wenig bearbeitet wird, so ist es gewiss leicht, ihm die beschriebene Gestalt zu geben. Es ist daher leicht denkbar, dass man ein präexistirendes natürliches Verhältniss benutzt hat. Da diese Formen noch nicht besprochen zu sein scheinen, so möchte ich sie der Aufmerksamkeit sowohl unserer Mineralogen als Archäologen empfehlen. Stellt man sich vor, dass eine künstliche Zubereitung stattgefunden hat, so liegt der Gedanke nahe, dass diese Steine bestimmt gewesen sind zum Glätten oder Poliren. Um als blosse Schleudern zu dienen, dazu scheint die Arbeit zu schwierig zu sein, falls überhaupt eine Arbeit daran ist, dagegen lässt sich bei der Gestalt der Steine der Gedanke nicht zurückweisen, dass sie zum Poliren gedient haben.

Herr Reinhardt: Ich will nicht versäumen, auf eine andere Lokalität in unserer Nähe aufmerksam zu machen, an welcher sich ebenfalls rohe Feuerstein-Sachen finden: das sind die Jahnberge bei Nauen. Ich hatte neulich Gelegenheit, mit Hrn. Friedel eine Exeursion dahin zu machen, wo wir sie ganz in derselben Weise, wie der Vortragende es beschrieben hat, antrafen. Die Jahnberge machen gleichfalls den Eindruck einer Düne; sie sind bewaldet, aber die oberste Schicht ist abgeweht. An einer Stelle lagen bearbeitete und auch Stücke von gebrannten Feuersteinen. Auch rohe Urnenstücke habe ich dort gefunden. Es ist übrigens in der Nähe noch eine zweite Lokalität, nemlich die Ritsche bei Paulinenaue, wo sich auf einem ähnlichen Haufen dieselben Sachen wiederholen.

Herr Virchow: Ich habe noch zu erwähnen, dass Hr. v. Dücker in einem Briefe d. d. Nimptsch, 2. Juni, auf eine analoge Stelle aufmerksam macht. Er berichtet, dass er im Kreise Nimptsch an den Ufern des Lohe-Baches bei Trebnig, Jordansmühle und Biskowitz „sehr ausgedehnte Lagerplätze alter wilder Menschen gefunden habe. Die Plätze charakterisiren sich durch ungeheure Aschenmassen, welche den Boden weithin grau färben und durch häufig darin liegende Scherben rohester Töpferwaare, wie auch durch Knochenreste. Werkzeuge finden sich ausserordentlich selten. An den bezeichneten Stellen konnte ich von solchen nur einen Mühlstein von 16 Zoll Durchmesser und eine bearbeitete Hirschhornzacke erkennen. Die Töpferwaare, zuweilen mit Strichen verziert, stimmt genau mit derjenigen der Seestationen (stations lacustres) überein, welche ich zu Potzlow, Königswalde, Saarow, Fürstensee und auf Rügen gefunden habe. Das ganze Vorkommen stimmt überhaupt mit dem dortigen genau überein und stammt aus roher Steinzeit, speciell anscheinend aus der Pfahlbauperiode. Die Dicke der Massen fand ich bei Trebnig 1—2 $\frac{1}{2}$ Fuss unter der Ackererde. Bei Jordansmühle fanden sich die Reste bis zu 12 Fuss tief in einer torfigen Sumpfausfüllung.“

Es sind in dieser Mittheilung Widersprüche, die nicht recht aufzuklären sind. Von Feuerstein-Sachen erwähnt Hr. v. Dücker gar nichts; nichtsdestoweniger verlegt er die Dinge in die Steinzeit. Die Ansiedlungen von Potzlow und Königswalde, welche ich selbst untersucht habe, gehören aber einer späten Eisenzeit an; die Gräber von Saarow, wie ich nachgewiesen habe, stammen aus der Bronzezeit. Ich muss mich daher enthalten, zu entscheiden, wohin die neuen Fundstellen zu rechnen sind; immerhin scheint die Lokalität werth, im Auge behalten zu werden. —

Herr Virchow berichtet

über einen Besuch der westfälischen Knochenhöhlen.

Nachdem ich schon einige Male die Wichtigkeit der westfälischen Höhlen besprochen und Einzelnes daraus in früheren Sitzungen vorgelegt hatte, bin ich gegenwärtig in der Lage, aus persönlicher Erfahrung darüber zu berichten. Auf dem

Rückwege von Mainz nahm ich zu Anfang April die Gelegenheit wahr, einen Theil der Höhlen selbst zu untersuchen, und obwohl gerade in der letzten Zeit die Nachrichten über dieselben sich gemehrt haben, so kann ich doch das, was ich beobachtet habe, nicht für unerheblich halten. Abgesehen von den Mittheilungen des Hrn. v. Dücker liegen namentlich von Prof. Fuhlrott, dem Finder des Neanderthal-Schädels, mehrere Publicationen vor*). In einer kleinen Brochure**) hat er eine Skizze der kürzlich im Lenuethal oberhalb Letmathe erschlossenen Dechen-Höhle, die jetzt am meisten berühmt ist, und eine, wenn auch nicht täuschend ähnliche, so doch immerhin plastische Darstellung einer der schönsten Tropfsteinstellen derselben geliefert.

Gegenwärtig ist der Gang der Reisenden gewöhnlich so, dass man sich zunächst zu der Dechenhöhle wendet, welche von der Bahn am leichtesten zugänglich ist und durch ihre landschaftliche Schönheit in der That den am meisten hervorragenden Platz einnimmt. Ich hätte zufällig den umgekehrten Weg eingeschlagen, indem ich von Werdohl aus zuerst nach Balve ging, und ich habe es nicht bereut, denn es stellte sich heraus, dass die Dechenhöhle zu den am wenigsten dankbaren in Beziehung auf Funde gehört, wenngleich sie durch ihren Tropfsteinschmuck sich in so wunderbarer Weise auszeichnet, dass ich mit höchstem Vergnügen mich einige Stunden darin bewegt habe. Auch die Mehrzahl der übrigen Höhlen, welche ich gesehen habe, namentlich die Feldhofshöhle im Hönneethal und die Höhlen von Sundwig, sind verhältnissmässig unbehquem für die Untersuchung, weil an den meisten Theilen derselben so viel Sickerwasser durchtropft, dass noch gegenwärtig immer neue Absetzungen von Tropfstein-Massen sich bilden und namentlich so dichte Horizontal-Schichten davon vorhanden sind, dass eine sehr erhebliche Arbeit nothwendig ist, durch dieselben hindurchzukommen.

In der Regel kommen diese horizontalen Tropfstein-Schichten mehrfach vor, getrennt durch losen Lehm. Gerade die Thierüberreste finden sich vorwiegend in den oberen Schichten dieses Lehms und in den Tropfstein-Lagen. Es ist daher schwer, aus dieser Breccie ein Stück vollständig auszulösen. Ich habe einen grossen Unterkiefer vom Höhleubären mitgebracht, den wir in der Feldhofs-Höhle am Klusenstein ausgegraben haben, aber es war nicht anders möglich ihn zu gewinnen als in Bruchstücken, die leider kein vorzügliches Bild von seiner Beschaffenheit darbieten. Inless kam es mir weniger darauf an, Thierknochen zu erlangen, als vielmehr die Frage von der Existenz des Menschen in den Höhlen zu prüfen.

Unter sämmtlichen Höhlen, die ich besucht habe, ist nur eine einzige trockene; das ist die schon lange bekannte prachtvolle Balver Höhle im oberen Hönne-Thal. Es finden sich darin sehr wenige Stellen, an welchen irgend ein Tröpfeln stattfindet, so dass man von oben bis unten die fast trockenen Schichten mit Bequemlichkeit durchgraben kann. Obwohl seit einer Reihe von Jahren die Räumung dieser Höhle zu Ackerbau-Zwecken bewerkstelligt wird, indem daraus sehr fruchtbare, an phosphorsaurem Kalk und organischen Stoffen reiche Erde gewonnen wird, und obwohl gegenwärtig von der überaus geräumigen Höhle in der That der grössere Theil ausgeräumt ist, so war ich doch insofern überaus glücklich, als einerseits durch diese Arbeiten die Schichtenlage bis auf den Boden blossgelegt ist, andererseits in verschiedenen Ecken es noch möglich war, selbst die obersten Schichten noch genau kennen zu lernen.

*) C. Fuhlrott, die Höhlen und Grotten in Rheinland und Westfalen. Iserlohn 1869. — Sendschreiben in den Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der Rheinlande. 1870, S. 119.

**) Fuhlrott. Führer zur Dechen-Höhle, Iserlohn (ohne Jahreszahl).

Die Höhle, deren mächtiges Portal 20 Fuss hoch und beinahe 60 Fuss breit ist, hat eine Tiefenausdehnung von etwa 200 Fuss; in ihrem hinteren Abschnitte erweitert sie sich in der Breite nicht unbedeutlich. In den Theilen, wo sie bis auf den Boden ausgeräumt ist, beträgt ihre Höhe bis zu 40 Fuss und darüber. Sie ist daher wohl die grösste und trotz ihrer Einfachheit die imposanteste Höhle, welche wir in Deutschland besitzen. Schon ihr vorderer Theil genügt, um Hunderte von Menschen aufzunehmen. Noch vor 50 Jahren war sie so weit mit Absätzen aller Art erfüllt, dass die Decke kaum 5 Fuss von dem Niveau der Ausfüllungsmasse entfernt gewesen sein soll. Der hintere Abschnitt ist noch jetzt zum grössten Theil gefüllt. Er spaltet sich in zwei, durch einen mächtigen Vorsprung des devonischen Kalksteins getrennte, nach oben aufsteigende Kammern, durch welche wahrscheinlich früher Wasser eingetreten ist. Diese Nebenkammern sind noch ziemlich unberührt, dagegen ist der Hauptraum, namentlich auf der rechten Seite bis nahe an den Vorsprung angeeert. Hier steht gegenwärtig eine 20 Fuss und darüber hohe Wand von Ausfüllungsmasse, welche bis unmittelbar auf den alten Kalkstein-Boden niedergeht; an ihr sieht man noch den grössten Theil der Schichten vor sich. Von den oberen Lagen ist verhältnissmässig am meisten fortgeräumt, so dass eine Untersuchung derselben nur an den äussersten Rändern möglich war. Diese Untersuchung habe ich unter thätiger Mithilfe des Hrn. Ehrenamtmanne Plassmann am 4. und 5. April möglichst sorgfältig veranstaltet.

Schon 1843—44 ist auf Veranlassung des Bonner Oberbergamtes eine officielle Ausgrabung in der Balver Höhle vorgenommen worden. Dabei hatte man 4 verschiedene Schichten unterschieden*): zu oberst eine 1 Fuss mächtige Schicht von sogenannter Asche, einer feinen, dunkel schwärzlich grauen Erde, welche zahlreiche Knochen von Wiederkäuern, namentlich vom Hirsch, Reh, Ochsen, ferner einzelne vom Schwein und vom Menschen, alte Urnen, Münzen, endlich scharfkantige Stücke aus Kalkstein, häufig auch aus sandsteinartiger Grauwacke in grosser Menge enthielt. Dann kam eine zweite, 4—5 Fuss mächtige Schicht aus lehmartiger, ockergelber Erde mit Knochen älterer Thierarten, namentlich Mammuth, meist verbrochen und etwas abgerollt, sowie mit Bruchstücken von Kalkstein, Grauwacke und Kieselschiefer. Eine dritte Schicht, 2 Fuss mächtig, sollte, wie die erste, aus einer dunkelgefarbten fetten Dammerde bestehen und sowohl Gesteinsfragmente, als Knochen einschliessen; endlich eine vierte, mehr lehmartige Schicht, 8 Fuss mächtig, in welcher Knochen, besonders Mammuthzähne, und Kalksteinstücke, jedoch keine Grauwacke und kein Kieselschiefer vorkommen sollten. Unter den Thieren, welchen die Knochen in den 3 unteren Schichten angehören, wurden genannt der Höhlenbär, das Mammuth, das Nashorn und das Flusspferd, das Pferd, der Hirsch und zwar *Cervus Elephas, scanicus* (*Tarandus fossilis*) und *Guettardi*. Die dritte Schicht schien gegen das hintere Ende der Höhle auszufallen, so dass hier die zweite und vierte in Eins zusammenflossen.

Meine Beobachtung hat ergeben, dass die Zahl der wohl zu unterscheidenden Schichten eine viel grössere ist. Möglicherweise erklärt sich diese Differenz aus der weiter zurückgelegenen Stelle der jetzigen Grabungen, welche den erwähnten End-Ausläufern der Höhle näher liegen. In dieser Gegend setzt sich von dem beschriebenen Vorsprunge aus an dem Boden der Höhle eine flache Erhebung fort, und es lässt sich denken, dass früher von beiden Ausläufern her Wasserströme durchgegangen sind. Die undichte Beschaffenheit des durch Hebungen zerklüfteten Kalkes macht

*) Nöggerath im Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde von Kisten und v. Dechen, 1846, Bd. XXVI, S. 334.

dies in hohem Maasse wahrscheinlich. Noch jetzt verschwindet selbst die Höhle unterhalb Balve im Sommer stellenweise so vollständig im Boden, dass ihr Bett auf gewisse Strecken ganz trocken wird. Andererseits sieht man gerade unter der Feldhofshöhle am Klusenstein, welche in einer Höhe von 110 Fuss über dem Hönnethal liegt, einen mächtigen, rauschenden Bach direkt aus dem Felsen in die Höhle einströmen. Nimmt man an, dass früher in der Balver Höhle ähnliche Verhältnisse, wenn auch nur zeitweise, bestanden, so lässt sich denken, dass die Ansätze an verschiedenen Stellen der Höhle sehr verschieden geschahen. Jedenfalls bilden die tiefsten Lagen des gegenwärtigen Profils der Ausfüllungsmassen convexe, über den erwähnten Felsvorsprung sich schalig anlegende Schichten, und erst in der dritten Lage (von unten) nehmen die Ansätze eine mehr horizontale Richtung an. Letztere erhält sich dann, soweit ich ersehen konnte, bis zur Oberfläche, so dass es wahrscheinlich ist, dass in späterer Zeit der Zufluss durch die früheren Schlünde aufgehört hat.

Es ergaben sich nun als für unsere Frage fast allein wichtig die beiden obersten Schichten, welche ungefähr der ersten Schicht der früheren Grabung entsprechen mögen. Zu oberst, in den noch den Höhlenwandungen ansitzenden Schichten, welche bröcklig, ungleichmässig, im trocknen Zustande bräunlichgrau aussahen, fanden wir verschiedene Einschlüsse, die auf die Anwesenheit des Menschen hinweisen, insbesondere sehr häufig kleine Stücke von Holzkohle, so häufig, dass gar nicht davon die Rede sein konnte, dass sie durch einen Zufall, z. B. einen Waldbrand dorthin gekommen seien. Diese Kohle haftet sehr fest in der umgebenden Erde und ist daher nicht leicht auszulösen. In ähnlicher Weise findet sich der Erde manches Andere beigemischt, so dass dies Zusammenvorkommen durchaus kein zufälliges sein kann. So löste ich aus dem noch anstehenden Erdreich wiederholt, wenngleich sehr vereinzelt, kleinere Feuerstein-Splitter, die allerdings nicht den positiven Eindruck absichtlicher Arbeit erregen, aber die Gestalt geschlagener Feuersteine, namentlich den dreieckigen Querschnitt zeigen. Wenn man erwägt, dass gerade in diesen Gegenden Westfalens Feuerstein ausserordentlich selten ist, so kommt gewiss auf einen solchen Fund gar viel an. Weiter zeigten sich verhältnissmässig kleine Bruchstücke geschlagener Knochen von solcher Schärfe, dass die Vermuthung sehr nahe liegt, sie seien von Menschen zerschlagen. Es waren dies, mit Ausnahme einiger kleinen Längsplitter von Cervus-Horn, durchweg kurze Bruchstücke der sehr festen und dicken Corticalis von Röhrenknochen grosser Thiere; ein einziges Stück hob ich auf, das von einem Schädeldackknochen eines grossen Thieres her stammt. An einigen dieser Bruchstücke zeigte sich eine Abrundung der Bruchflächen, welche auf Bewegung im Wasser deutet. Biss- oder Nagestellen, die auf Thiereinwirkungen bezogen werden können, liessen sich nach sorgfältiger Reinigung der Knochen hier und da wahrnehmen, dagegen habe ich nichts gesehen, was irgendwie auf eine Bearbeitung zu technischen oder artistischen Zwecken hingedeutet hätte. An einem einzigen Fragment sieht man an einer kleinen Stelle scharfe, wie geschnittene Linien von geradem Verlauf, die sich kreuzen, allein dicht daneben ist ein stärkerer, trichterförmiger Eindruck wie von einem Zahn. Jedenfalls ist die Sache zweifelhaft. Ebenso wenig habe ich unter den vielen scharfkantigen Kalksteinstücken, welche in dieser Schicht vorkommen, irgend eins bemerkt, das nicht auf natürliche Weise hätte entstanden sein können. Endlich zeigten sich in der oberflächlichen Lage sehr zahlreiche Knochen von Fledermäusen, insbesondere Handknochen, sowie vereinzelt Vogelknochen, unter denen die Metatarsalknochen vom Rebhuhn zu erkennen waren.

Dass in der Oberfläche dieser Höhle seit Jahren mancherlei gesammelt worden ist, was auf menschliche Thätigkeit hinweist, ist bekannt. Namentlich kommt ein ganz besonderer Fund in Betracht: ich sah nämlich im Museum der naturforschenden

Gesellschaft zu Bonn ein paar Stücke, welche von Hrn. Bergmeister Hundt aus Siegen eingeliefert sind und aus der Balver Höhle stammen sollen, und zwar eines grossen, schön geschlagenen, nicht polirten Dolch aus Feuerstein mit zierlich angeschweiftem Handgriff, und einen am Ende sehr scharfen, polirten Meissel aus der Diaphyse eines Extremitäten-Knochens eines grösseren Thieres (Bären?). Hr. Hundt hat mir darüber auf meine Anfrage folgende Mittheilung gemacht:

„Ich ergreife gern die Gelegenheit, um Ihnen über den Fund in der Balver Höhle, soweit mir die Sache noch erinnerlich ist, Näheres mitzutheilen. Anfang der 60er Jahre habe ich selbst und auch durch Andere in dem Höhlenschutt, 20 bis 25 Schritt vom Eingang der Höhle, suchen lassen. Es fanden sich in der 4 bis 6 Fuss hohen Geröllmasse fossile Knochen von Bären, Hyänen und anderen schon bekannten Thieren. Etwa 2 Fuss unter dem Boden, bestehend aus thonig-kalkigen Erdmassen, befand sich zwischen dem Gerölle ein alter, zerbrochener Topf, kohlige Massen zeigend, und in dessen Nähe, 1 bis 2 Fuss davon entfernt, lag das Steinmesser und der Knochenmeissel. Vom Topfe verwahre ich noch einen Scherben. Wie alle irdenen Gefässe aus der Urzeit besteht er aus roth gebranntem Thon mit eingemengten feinen Quarz- und Kalkspathstückchen. Dass der Topf hier eingegraben gewesen, durfte ich wohl annehmen und damit auch den früheren Aufenthalt unserer Urbewölkerung im Höhlenraume. Die Waffen scheinen mehr zufällig unter die Geröllmassen gelangt zu sein. Sie lagen zwischen fossilen Knochen, die in die Balver Höhle mit den Geschieben wohl unzweifelhaft vom Wasser hineingetragen sind. Schon früher, zu Anfang der 40er Jahre, hat man Gefässe mit Kohlen im vorderen Höhlenraum gefunden, leider aber zu wenig darauf geachtet. So fanden sich auch im Schutt der Rösenbecker Höhle bei Brilon einige 3—5 Zoll lange kupferne Griffel, welche wohl mit Unrecht für römische Schreibstifte erklärt, aber auch nicht weiter beachtet wurden. Sind in die Balver Höhle die beiden Messer hineingeflüsst, und dieses ist bei ihrer Lage zwischen Geröllsteinen wohl anzunehmen, so rühren sie aus einer Zeit her, die noch viel weiter hinaufreicht als die, wo der Mensch den trockenen Boden berührte.“

Immerhin ist die Sache noch nicht ganz klar. Die Isolirtheit des Fundes — ausserdem ist nichts Analoges gefunden worden — macht die Deutung desselben an sich etwas bedenklich. Wenn man erwägt, dass in dieser Schicht auch eine Silbermünze des Kaiser Otto I. aus dem 10. Jahrhundert und eine andere Silbermünze vom Jahre 1001 gefunden worden ist*), so wird man in hohem Maasse vorsichtig sein müssen, so lange nicht jede Einzelheit des Fundes und der Fundstelle nachgewiesen ist. Dass die Höhle noch bis in die historische Zeit Menschen zum Aufenthalt gedient hat, ist unzweifelhaft; wie weit daher die in den oberflächlichen Lagen vorkommenden Gegenstände als vorhistorische zuzulassen sind, hängt von der Bestimmung der neben ihnen in jungfräulichen Boden liegenden Thierüberreste ab. Diese scheinen mir jedoch wenig charakteristisch zu sein.

Auch bei Hrn. von der Mark in Haam, aus dessen Sammlung ich schon in einer früheren Sitzung einzelne Gegenstände vorlegte, sah ich aus der Balver Höhle einige neue Objecte. Ich erwähne daraus Spindelsteine und irdene Topfscherben von grobem Material und grosser Dicke (3—4^u). Der obere Rand war bei einigen in regelmässiger Weise wellig eingebogen; in kurzer Entfernung darunter lief ein horizontaler Gürtel von kurzen, tiefen, senkrechten Eindrücken um das Gefäss. Vielleicht werden solche verzierten Stücke später eine bessere Vergleichung gestatten, wenn

*. Nöggerath a. a. O. S. 3:5 Fuhlrott, Höhlen und Grotten, S. 92 Anm.

andere westfälische Funde in Beziehung dazu gebracht werden. Ueber die Fundstellen dieser Urnenscherben selbst war leider nichts Genaueres bekannt.

Von ungleich grösserer Bedeutung ist nach meinen Untersuchungen die zweite Schicht. Was nach den früheren Ermittlungen wahrscheinlich, jedoch durch keine der früheren Grabungen wirklich constatirt war, das ergab sich mit grösster Bestimmtheit: eine Rennthierschicht. Diese, stellenweise bis zu 3 Fuss mächtige Lage bestand aus einer schwärzlichgrauen, hier und da graubräunlichen, ziemlich feinen und gleichmässigen mürben Erde, die in horizontalen Lagen abgesetzt war. Auf sie passt wohl am meisten die früher erwähnte Bezeichnung der Aschenschicht. An manchen Stellen war die Masse offenbar durch das Eindringen von Sickerwasser fester geworden; hier hatte sie ein mehr weissliches Ansehen und die Einschlüsse waren unter einander und mit der umgebenden Masse fest zusammengekittet. In kurzer Zeit gelang es mir, daraus eine grosse Masse von Bruchstücken von Rennthiergeweihen zu gewinnen; manchmal fanden sie sich haufenweise zusammen. Die Mehrzahl davon gehörte jüngeren Thieren an, jedoch gab es auch recht starke Stücke darunter. Ihr Verhalten erwies sich je nach der Lagerung sehr verschieden; während einige mehr verwittert aussahen und verhältnissmässig leicht waren, hatten andere eine grosse Schwere und eine wirklich steinerne Consistenz. An einer geringen Zahl liessen sich Nagespuren erkennen; namentlich zeigt ein grösseres, starkes Fragment an allen Enden so tiefe und ausgedehnte Abnagung, dass sich daraus vielleicht für die Beurtheilung desjenigen Thieres, von dem die Benagung ausging, einige Anhaltspunkte gewinnen lassen möchten. Trotz der grossen Mühe, welche ich mir gegeben habe, an diesen Rennthierknochen eine Spur menschlicher Einwirkung zu sehen, bin ich doch nicht im Stande gewesen, irgend etwas zu entdecken, was auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf eine solche Einwirkung hätte bezogen werden können, was irgend ein bestimmtes Geräth, das gemacht werden sollte, oder eine bestimmte Absicht des Spaltens oder Zerbrechens andeutete. Wohl fanden sich alte Längs- und Querbrüche, zuweilen von einer mehr ebenen Oberfläche, jedoch keine, welche bestimmt als geschnitten hätten bezeichnet werden können. Einzelne geradlinige Eindrückungen auf der Oberfläche vermag ich ebensowenig als durch Menschenhand erzeugt nachzuweisen. In dem obersten Theil dieser Schicht kamen einige Geweihstücke vor, die durchweg oder nur in der Rinde eine fast ziegelrothe Farbe besaßen und auf den ersten Blick wie gebrannt aussahen, indess verdankten sie ihre Färbung ebenso, wie gewisse schwärzliche Fragmente, wohl nur einer Infiltration mit metallischen Verbindungen.

So interessant dieser Fund in Beziehung auf das Vorkommen des Rennthiers ist, so mager erscheint er in Beziehung auf die anthropologische Frage. Nichtsdestoweniger bin ich vollständig überzeugt, dass zu der Zeit, als die Rennthierknochen hierher gelangten, die Höhle von Menschen besucht war. Indem ich eigenhändig mit aller Sorgfalt wiederholt die Schichten ganz frisch abstach und aus einander legte, so stiess ich immer wieder auf Kohlenstellen, welche in zweifellos unversehrtem Erdreich unter und zwischen Stellen mit Rennthiergeweihen lagen. Auch fanden sich darin viele scharf zerschlagene und nicht abgerollte Knochenreste.

Was die Kohle betrifft, so waren die Bruchstücke etwas grösser, als in der obersten Schicht, und ihr heerdweises Vorkommen sprach entschieden dafür, dass die Verbrennung des Holzes an Ort und Stelle vor sich gegangen ist. Hr. Alex. Braun hat festgestellt, dass es Kohle von Laubholz ist, jedoch hat die grosse Brüchigkeit derselben nicht gestattet, die Species genau zu erkennen. Hr. Braun vermuthet, dass es Ulmenholz war. Ebensowenig vermag ich genau anzugeben, welchen Thieren die zerschlagenen Knochen angehörten. Die Bruchstücke waren fast durchweg sehr klein. Ob der Höhlenbär, dessen Ueberreste sich in tieferen Lagen zahlreich finden,

noch mit dem Rennthier zusammenlebte, ist erst weiter festzustellen; ich fand in dieser Schicht nur ein sehr mächtiges Fragment von einem Extremitäten-Knochen, das seiner Grösse nach wohl dem Bären angehört haben mag. Tiefer kommen Zähne, Kiefer und andere Knochen des Bären in grosser Zahl und Schönheit vor.

Unter der Rennthier-Schicht kam als dritte Lage eine bis 3 Fuss dicke Lage von Lehm mit sehr zahlreichen, scharfkantigen Steinen, meist Bruchstücken von Kalkstein, und ebenfalls scharfkantigen Knochenfragmenten. Dann erst folgt als vierte eine deutliche Rollschicht, in welcher sowohl die Steine, als die Knochenstücke derart abgerundet sind, dass man deutlich erkennt, wie sie im Wasser hin- und hergewälzt sind. Einige haben noch scharfe Kanten, aber keineswegs in der Weise, wie sie die Steine und Knochen der oberen Schichten besitzen. Es kann also kein Zweifel darüber sein, dass, als diese Schicht abgesetzt worden ist, von der äusseren Öffnung, also vom Hönnethal her, Wasser in die Höhle gegangen ist, und die Knochen hin- und hergeworfen worden sind. Es ist dabei zu erwähnen, dass auch hier noch vereinzelte Geweihfragmente vom Rennthier vorkommen, dass daneben jedoch Knochenstücke von grösseren Thieren häufiger sind. Kohlen fehlen unter der Rennthierschicht, soviel ich sehen konnte, gänzlich.

Demnächst kommt eine etwa 2 Fuss starke Lehmschicht, dieselbe Schicht, welche man in den meisten der westfälischen Höhlen findet. Dieser Lehm ist als der sogenannte Knochenlehm bekannt und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass er durch Anspülung von aussen hereingelangt ist. In der Balver Höhle ist er verhältnissmässig arm an Knochen und die darin enthaltenen Steine sind durchschnittlich sehr viel grösser, als in den oberen Lagen, aber auch sehr viel weniger zahlreich. Weder die Knochen, noch die Steine tragen Spuren der Rollung in solchem Grade, wie die vorigen; wenn man das Ganze im Zusammenhang betrachtet, so erweist sich ein solcher Gegensatz, dass es nicht zweifelhaft sein kann, dass diese Schicht in einer mehr ruhigen Weise abgesetzt worden ist. Die Knochen, welche ich aus der Lehmschicht sammelte, trugen durchweg in höherem Grade den fossilen Charakter; es waren kleine, aber sehr schwere Bruchstücke, meist von Extremitätenknochen. Ein einziges Schädelfragment mit Stirnfortsatz schien einem jungen Rennthier anzugehören; auch fand ich eine Scheibe von einem Mammuthzahn. Einzelne Knochenstücke waren abgerundet durch Rollung, die meisten scharfkantig. Spuren von Benagung waren selten.

Erst unter dieser Schicht folgt die 10—12 Fuss hohe Lage, in welcher das Mammuth häufig vorkommt, ja die vorwiegende Masse der Einschlüsse geliefert hat. Mächtige Bruchstücke äusserst starker Knochen, die wahrscheinlich grösstentheils dem Mammuth angehören, sind überaus häufig. Die meisten tragen die Zeichen des Hin- und Herrollens an sich, namentlich zeigen manche sehr auffällige Abrundung der Kanten. Die Mehrzahl ist an der Oberfläche mit ausgezeichneten Dendriten bedeckt. Indess fehlen auch keineswegs kleine, ganz scharfkantige Bruchstücke von langen Knochen; an keinem konnte ich Biss- oder Nagespuren bemerken. Nur einige der grösseren Stücke zeigten feinere, geradlinige Eindrücke an der Oberfläche, und namentlich an einem derselben traten nach sorgfältiger Waschung zahlreiche, äusserst feine und scharfe, theils parallele, theils schräg gegen einander gestellte Linien hervor, ganz ähnlich denjenigen, welche durch scharfe Steinmesser hervorgebracht werden. Da die Dendriten über diese Linien fortlaufen, so kann kein Zweifel darüber bestehen, dass sie sehr alt sind. Auch fand ich in der Mitte dieser Schicht, unter einem grossen Stosszahn vom Mammuth, einen glatten, scharfkantigen Kieselschiefer, dessen Kanten allerlei Ausbuchtungen, wie Schlagmarken, darboten. Ich erwähne dies, ohne den Fund für entscheidend zu halten. Immerhin war derselbe auffallend

da sonst an dieser Stelle nur Kalksteintrümmer und zwar solche von mässiger Grösse vorhanden waren; indess ist zu bedenken, dass Kieselschiefer in nicht grosser Entfernung von der Höhle ansteht.

Unter der Mammuth-Schicht kommen endlich noch zwei deutlich zu unterscheidende Schichten, nämlich ganz zu unterst unmittelbar auf dem Vorsprung des Felsens eine braune, ziemlich feste, feuchte, lehmige Schicht von $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{4}$ Fuss Dicke, in welcher wenig Knochen vorhanden waren, und nächst dem eine mehr helle, gelbliche, sandige, $\frac{1}{2}$ —1 Fuss mächtig Schicht, die ebenfalls Knochen enthielt. Steine fehlten hier fast gänzlich, wenigstens grössere Stücke. Auch von Mammuthüberresten habe ich nichts bemerkt. Die von mir direkt aus diesen Schichten entnommenen Knochen waren zum Theil kleinere, noch ganz erhaltene Knochen, wie es schien, von der Hand- oder Fusswurzel, zum Theil Bruchstücke und zwar viele ganz scharfkantige ohne Nagespuren.

Begreiflicherweise macht das, was ich mitgetheilt habe, keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Weitere Untersuchungen werden vielleicht wesentliche Erweiterungen und Korrekturen ergeben. Insbesondere bin ich nicht im Stande, mit Sicherheit über das Fehlen oder Vorkommen der einzelnen Thierspecies in jeder Schicht zu berichten*). Indess geht aus dem Mitgetheilten hervor, dass ohne Schwierigkeit mindestens 8, ihrer Bildung und Zusammensetzung nach verschiedene Schichten zu unterscheiden sind. Von diesen zeigen meiner Meinung nach nur zwei, nämlich die beiden obersten, deutlich die Anwesenheit des Menschen: die oberste Schicht, deren Einschlüsse vielleicht bis ins Mittelalter zu verfolgen sind, und die zweite, welche wesentlich der Rennthier-Zeit angehört.

Dass in der Zeit, wo das Mammuth existirte, selbst in der 3. bis 5. Schicht, wo vom Mammuth noch verhältnissmässig wenig zu sehen ist, Menschen in der Höhle gelebt haben, darüber kann ich kein Zeugnis ablegen. Ich habe in den tieferen Schichten weder Kohle gefunden, noch etwas, das bestimmt den Eindruck des Zerschlagens durch Menschen gemacht hätte. Einige scharfkantige Bruchstücke von langen Thierknochen, ferner die erwähnten linearen „Einschnitte“ des einen grossen Knochenfragments und das scheinbar geschlagene Stück Kieselschiefer**) können auf menschliche Einwirkung hindeuten, aber sie beweisen sie nicht. Alles Uebrige macht den Eindruck des blossen Zerfalles, und ich muss gegenüber den Mittheilungen des Hrn. v. Dücker namentlich hervorheben, dass scharfe Steine und Felsstücke so häufig und in so grosser Zahl vorkommen, dass man schon aus diesem Umstande zu grosser Vorsicht im Urtheil genöthigt wird. Wenn man diese scharfen Stücke genauer betrachtet, so erweisen sie sich durchweg als Stücke desselben Gesteins, aus welchem die Wand der Höhle besteht; sie entsprechen in jeder Beziehung den Bruchstücken, welche man aussen an den Abhängen der Kalkfelsen sich ablösen und herunterstürzen sieht, und aus welchen die grossen Schutthaufen herkommen, welche überall den Fuss der steilen Thalwände begleiten. Auch von der Decke und den Wänden der Höhle lösen sich solche Stücke ab und fallen auf den Boden, aber keines von allen den scharfkantigen Stücken spricht dafür, dass ein Mensch es zerschlagen hat. Man kann ähnliche Stücke im Hönnethal an jedem Abhänge finden, und

*) Beiläufig erwähne ich, dass ich in der Sammlung des Hrn. Apotheker Kremer in Balve einen Rückwirbel des Bären fand, welcher durch Arthritis deformans in ausgelebtem Maasse verunstaltet war.

**) Dasselbe hat viel Aehnlichkeit mit einem Hrn. von der Mark gehörigen und in einer früheren Sitzung vorgelegten Stück, welches nur etwas grösser ist und bei welchem die künstliche Anfertigung noch wahrscheinlicher ist.

ich kann daher sagen, dass alle Schlüsse, welche man aus der Form dieses oder jenes Steins oder Knochen-Bruchstückes gezogen hat, unzulässig sind, so lange nicht ein bestimmter Zweck oder eine bestimmte Methode der Bearbeitung ersichtlich sind. Jedenfalls muss ich in Betreff der Balver Höhle meine Ueberzeugung dahin aussprechen, dass, wenn nicht noch ganz besondere Stellen entdeckt werden, die Existenz des Menschen mit Sicherheit nur bis zur Reunthierzeit zurückgeführt werden kann.

Was nun die anderen von mir besuchten Höhlen angeht, so kann ich über die Mehrzahl derselben nichts Analoges berichten. Wie schon erwähnt, sind diese anderen Höhlen so schwer zu untersuchen, dass man ohne lange Arbeit nicht zum Ziele kommen kann; namentlich erschweren die Tropfstein-Absätze die Nachgrabungen in hohem Maasse. Ausserdem sind diese Höhlen meist niedriger und sie haben daher eine viel geringere Ausfüllung. Auch ist von manchen der benachbarten Höhlen, wie es scheint, ziemlich sicher anzunehmen, dass ihre Einschlüsse nicht einmal bis in die Mammuth-Zeit reichen, und dass ihre Eingänge verschlossen oder sie selbst gänzlich ausgefüllt waren in der Reunthier-Periode^{*)}. Dagegen finden sich sehr häufig Knochen des Höhlenbären und der Höhlenhyäne, welche letztere in der Balver Höhle gänzlich zu fehlen scheint. Es ist dies um so mehr bemerkenswerth, als ganz in der Nähe, etwa eine Viertelstunde oberhalb Balve am rechten Ufer des Hönnethales, in der Nähe des Dorfes Frühlingshausen, eine bis jetzt noch wenig bekannte Höhle liegt, aus welcher ich selbst zwei schöne Bruchstücke vom Unterkiefer der Hyäne mitgebracht habe. Diese Höhle ist vollständig ausgefüllt gewesen: ganz zufällig ergab sich vor einigen Jahren beim Abgraben der Erdmassen, dass der Fels hier ausgehöhlt sei. Auch unterscheidet sie sich dadurch von der Balver Höhle, deren Eingang 5 Lachter über der dicht darunter fließenden Hönne liegt, dass sie nur wenig über der Thalsole ansetzt. Ich erwähne dabei, dass sich in der Balver Sammlung aus der Frühlingshauser Höhle mächtige Geweihstücke befanden, die dem Megaceros anzugehören scheinen.

Die einzige Höhle, wo ich durch eigene Untersuchung noch einen unzweifelhaften Beweis für die Existenz des Menschen in vorhistorischer Zeit gewinnen konnte, ist die Klusensteiner oder genauer gesagt, die Feldhofs-Höhle^{**)}. Es wird dieser Beweis geliefert durch ein rohes Werkzeug aus Bein, dessen Bestimmung etwas zweifelhaft ist. Dasselbe besteht ganz aus kompakter Knochensubstanz, die überdies von grosser Dichtigkeit und Schwere ist, und offenbar von einem starken Säugethier, wahrscheinlich vom Bären stammt. Eine Seite des Instruments zeigt noch die natürliche Oberfläche, die anderen sind künstlich durch Zerschlagen hergestellt, und nur in einer schmalen Furche lässt sich der Ueberrest der alten Markhöhle erkennen. Das Instrument ist $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll dick, im Allgemeinen dreikantig, jedoch nicht regelmässig; an beiden Enden läuft es in etwas breite, aufsteigende Flächen aus, so dass es, von der Seite gesehen, die Gestalt eines Kahnes hat. Indess ist nur das eine Ende weiter bearbeitet: man sieht hier von der inneren Seite her eine durch Schneiden oder Schaben zugeschrägte und geglättete schräge Fläche von über $\frac{1}{3}$ Zoll Länge, welche fast schneidend ist. Ich lasse dahin gestellt, ob das Werkzeug wirklich zum Schneiden bestimmt war oder ob es, wozu es sehr geeignet erscheint, zum Glätten und Anarbeiten von Thongeschirr gedient haben mag. Ich habe dasselbe

*) Am nächsten der Balver Höhle scheint die Feldhofs-Höhle in Beziehung auf Einschlüsse zu stehen.

***) Bei Klusenstein, am linken Ufer der Hönne, unterhalb Balve, giebt es zwei Höhlen: eine direkt unter dem Schlosse, die Klusensteiner im engeren Sinne des Wortes, und eine zweite, etwas weiter oberhalb, die Feldhofs-Höhle. Beide werden leicht mit einander verwechselt.

eigenhändig aus einer Lehmschicht ausgelöst, welche mit derjenigen fortlaufend zusammenhing, über welcher ich den Eingang erwähnten Kiefer des Höhlenbären gewonnen habe, so dass man, wenn nicht ganz absonderliche Verhältnisse vorliegen sollten, schliessen muss, dass mindestens zur Zeit des Höhlenbären auch der Mensch in der Höhle gewesen sei.

Allerdings giebt es auch in dieser Höhle stark abgerundete und offenbar gerollte Knochenstücke, was um so weniger befremden kann, als die Höhle zwei Eingänge und zwei sehr lange Ausläufer hat, von denen der eine breit in die Höhe steigt. Ich fand jedoch das Werkzeug in der Nähe eines Felsvorsprunges, der den zweiten, kleineren Eingang von der Haupthöhle abgrenzt, an einer Stelle, wo die sonst durchweg vorhandene Tropfsteindecke fehlte, in den oberen Lagen der Lehmschicht unter einer Schicht von grossen und zahlreichen Steinen. Nach dem Berichte des Hrn. Fuhlrott*) und nach den uns früher gemachten Mittheilungen des Hrn. v. Dücker sind übrigens schon früher Steingeräthe in dieser Höhle aufgefunden worden.

Darauf beschränken sich meine anthropologischen Erfahrungen in den westfälischen Höhlen. In den wundervollen Tropfsteinhöhlen von Sundwig und Letmathe habe ich nichts gesehen, was auf die Anwesenheit des Menschen hindeutet. Allerdings sind gerade hier die Schwierigkeiten des Grabens besonders gross, und trotz der ausserordentlichen und überraschenden Gefälligkeit, mit welcher die Herren von der Becke in Sundwig, Hr. Overweg in Letmathe und die Direction der Bergisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft mir ihre Hülfe zur Verfügung stellten, musste ich darauf verzichten, da ohne eine sehr lange und ausgedehnte Nachforschung ein erhebliches Ergebniss nicht zu erwarten war. Indess auch so ist ein Schritt vorwärts gethan. Wenn wir annehmen dürfen, dass der Mensch mit dem Rennthier und dem Höhlenbären in den Höhlen des Hönnethals gelebt hat, so ist eine gewisse Grundlage gewonnen auch für die Erforschung der übrigen Höhlen. Diese Erfahrung wird dazu beitragen, die Aufmerksamkeit zu schärfen. Bei der tertiären Ausräumung mancher dieser Höhlen ist es in der That die höchste Zeit, dass auf derartige Funde die grösste Sorgfalt verwendet wird; sonst könnte es dahin kommen, dass in Kürze die Mehrzahl der Höhlen ausgeräumt ist, ohne dass man zu solchen Ermittlungen gelangt ist, wie diejenigen, durch welche die französischen Höhlen zu so denkwürdigen Fundstätten der Urgeschichte geworden sind.

*) Fuhlrott, die Höhlen und Grotten u. s. w., S. 89.

Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meerres

von A. Erman.

(Hierzu eine Karte.)

(Fortsetzung.)

Die Religion und Sagen der Koljuschen.

Von den mir zugekommenen Angaben über das Verhältniss der koljusischen Hierarchen zu dem übrigen Volke und die Mittel, die sie noch ausser ihren mimischen Künsten zur Erhaltung ihres Einflusses gebrauchten, ist etwa Folgendes hinlänglich sicher begründet. Die Würde der Ichet oder Schamanen — von denen es bei den Koljuschen nicht mehr als jederzeit Einen an jedem ihrer Wohnplätze gegeben hat — war doch nur in soweit erblich, als sie an den Besitz eines kostbaren Apparates gebunden blieb. Sie ging somit, bei dem Tode eines jeden von ihnen, an Denjenigen über, dem er seine Masken, Thierfelle, Pauken, die mit magischen Riemen, mit Thierbälgen und anderem buntem Behänge verzierten Mäntel u. s. w. hinterlassen hatte. Die koljusischen Weisen sollen aber ihre Söhne oder sonstigen näheren Verwandten nur dann zu Nachfolgern gewählt haben, wenn sich diese, als zweites Erforderniss ihres Berufes, zu dem Umgange mit den Jeks oder Geistern, also zu dem, was man in Europa ihre Inspiration oder Besessenheit genannt hätte, geneigt und geeignet erwiesen. So erzählten die Sitchaer, dass von zweien Söhnen eines berühmten Ichet in Jakutat (etwa 55 deutsche Meilen NW von Neu-Archangelsk) der eine sich vergebens um solche Inspiration und die von ihm gewünschte schamanische Würde bemüht habe, während der andere gegen seinen Willen von den Geistern besessen und für auserwählt erklärt worden sei. Dieser soll sogar vergebens versucht haben, sich den ihn heiligenden und plagenden Jeks durch die ärgste Verunreinigung und die schwerste Sünde, d. i. „durch den Einbruch zu men-

struirenden Frauen“, zu entziehen. — Sobald ein Ichet die Ueberzeugung von seinem Verkehr mit den unsichtbaren Wesen verbreitet und vielleicht auch selbst gewonnen hatte, beglaubigte er dieselbe durch Wunder, von theils herkömmlicher, theils je nach Umständen merkwürdigst variirter Beschaffenheit. Zu den ersteren gehört seine Entfernung aus der menschlichen Gesellschaft in den Urwald. Er vollzieht nämlich diese ohne Jagdwaffen und lebt demnach auch mehrere Wochen lang nur allein von der Rinde eines gewissen Dorn- oder Rosenstrauches (des Nesamainik der Sitchaer Russen) in Erwartung einer ihm von den befreundeten Jeks zuzusendenden Flussotter. Diese begegnet ihm endlich und wird durch einen gewissen magischen Zuruf nicht bloss zum Stillstehen gebracht, sondern auch zum Umfallen und Verenden unter Vorstreckung ihrer Zunge, die für ein gewaltiges Zaubermittel gilt. Als Zeichen seiner Würde nimmt und bewahrt der nun Geweihte aber nur den Balg der Otter, während deren Zunge in einem Korbe mit allerlei Zierrath an einer möglichst unzugänglichen Stelle des Waldes vergraben wird, wo sie Jeden, der sie dennoch findet und aufnimmt, mit Wahnsinn bedroht. — Ein sehr gefürchtetes, begreiflicher Weise aber öfter angedrohtes als ausgeübtes Wunder der Ichet sollte ferner in dem sogenannten „Anwerfen eines Jek“ bestehen, d. h. in einer lang dauernden Erstarrung oder Ohnmacht, die sie über ungläubige Zuschauer ihrer prophetischen Ekstase verbreiten, und etwa eben dahin gehört die Tradition, dass auch ein Jek, also ein übermenschliches Wesen, mit Erstarrung bestraft werde, wenn er es mit dem Glauben an die eigentliche Gottheit (den Jel der Koljuschen) nicht streng genug nähme. Zum Beweise dieses Satzes zeigte ein mächtiger Schamane der Tschilkater Niederlassung,*) wie die Maske, durch die er sich zur Personification eines bestimmten Geistes Namens Takpek zu machen pflegte, nachträglich und plötzlich versteinert sei. Er versicherte, sie üblicher Weise ganz aus weichem Elsenholz verfertigt zu haben, und dennoch sah man ihre linke Hälfte „nach Härte und Bruch zu Stein geworden“, seitdem sich Takpek unterfangen hatte, bis zu dem unnahbaren Göttersitz an den Quellen des Flusses Naas (oben S. 304) vorzudringen.**)

— Unter den Beweisen von wunderbarer Unverletzlichkeit der Ichet führte man an, dass einmal derselbe, den wir in der Sitchaer Niederlassung wirksam fanden, an vier ihm verwandte Männer befohlen hatte, ihn in die Mitte einer tiefen und felsig begrenzten Meeresbucht hinauszurudern und ihn daselbst, ihrem Erbarmen zum Trotz, mit gehörigem Ballast in eine Matte geschnürt, über Bord zu werfen. Ein langer Riemen, der an seine Banden befestigt und dessen

*) Auf dem Continent zunächst nördlich von Sitcha.

** Es wird von Sitcha aus nicht schwer und nicht ganz ohne Interesse sein zu untersuchen, ob zu diesem frommen Wunderwerke, welches sich bei demselben Schamanen und bei passenden Gelegenheiten auch an einigen andern Theilen seines Apparates vollzogen hatte, eine kalkabsetzende Quelle mitgeholfen hat oder die in gewissen Braunkohlenflötzen nicht seltenes Stammstücke, die halb petrifizirt, halb holzig geblieben sind.

anderes Ende mit einer Thierblase als Boje versehen war, zeigte zuerst, dass der Ausgeworfene so schnell wie ein Stein versank und dann, als jene Bucht an drei auf einander folgenden Tagen besucht wurde, dass er fest auf dem Meeresgrunde liege. Erst am vierten Tage war die Boje verschwunden, der vermeintliche Todte aber wieder erwacht. Seine trauernden Freunde hörten ihn nämlich in der Ferne singen und sahen darauf vom Meere aus, dass er mit blutbedecktem Gesichte, den Kopf nach unten gekehrt, aber lebend, an einem unzugänglichen Felsenabhange der Küste lag oder schwebte. Dass sich eine Schaar von Waldvögeln um ihn versammelt und seinen Gesang mit dem ihrigen begleitet hatten, konnte man seiner gewöhnlichen Macht über die Thierwelt zuschreiben, während seine Unversehrtheit von denjenigen, die sich mit äusserster Mühe einen Weg zu ihm bahnten und ihn nach Sitcha zurückbrachten, als neues Zeichen seiner Heiligkeit gepriesen wurde.

Ein anderes Mittel, durch welches die koljuschischen Ichet zu ihrem Ansehen gelangt zu sein schienen und es aufrecht erhielten, war eine äusserst reiche Legende. Sie haben diese als ergötzende Sagen (russisch: skaski) wohl meistens selbst ihren Landsleuten vorgetragen, jedenfalls aber theils selbst erfunden, theils als Ertheil ihrer Vorgänger in gebührender Reinheit erhalten und vor Vergessenheit geschützt. — Es war in vielen Gegenden von Nord-Asien, besonders aber auf Kamtschatka ganz gewöhnlich, dass Missionare die heidnischen Sitten und Thaten für viel besser als alles, was sie von Christen gesehen hatten, erklärten, und sich deshalb vor Europäisirung und Bekehrung der Eingebornen scheuten.*) Dasselbe sagt Pater Wenjaminow über die Aleuten in dem Capitel seines Werkes, welches in 30 Paragraphen eben so viele vortreffliche Charakterzüge dieses Volkes aufzählt, die durch Bekehrung und beginnende Civilisirung gefährdet oder auch schon entstellt worden seien.**). Weit seltener mag es sich aber ereignet haben, dass — so wie eben dieser russische Schriftsteller bei den Koljuschen — ein christlicher Apostel die theologisch-kosmogonische Lehre der heidnischen Eingebornen Punkt für Punkt mit der, die er zu verbreiten wünschte, identisch fand. Herr Wenjaminow macht in dieser Beziehung zuerst auf die Gleichheit der Namen El aufmerksam, den Koljuschen und Hebräer ihrer Hauptgotttheit beilegte,***) bemerkt aber dann als weit bedeutsamer, dass nach koljuschischer Tradition der amerikanische El so wie Christus von einer Jungfrau ohne Zuthun eines Mannes, also durch eine immaculata conceptio virginis, geboren, von den Seinigen verfolgt und getödtet, durch ihm wunderbar inwohnende Kraft wieder aufersteht und andere Todte erweckt; dass er darauf seinen im Finstern weilenden Landsleuten das Licht bringt und endlich selbst, nach Art der Transfiguration und As-

*) Vergl. u. a. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 305, 263, 471.

***) Sapiski ob ostrowach Aleutskago otdjela, Tsch. 2, Str. 19—65.

***) Er giebt jedoch zu, dass Andere diesen Namen wie Jelj verstanden und geschrieben hätten.

cension, gegen Osten entweicht, woher uns das Sonnenlicht kommt, um daselbst ewig zu leben, den Gläubigen aber (unter Vermittlung der Jek und der Ichet, d. i. der Kirche) allmächtig beizustehen. — Seine Ansicht zusammenfassend, sagt Herr Weujaminow weiter: „Dieses Alles beweist deutlich, dass die Geschichte von El, welche nicht allein den Koljuschen, sondern auch anderen amerikanischen Völkern bekannt ist, nichts anderes enthält als neutestamentliche Begebenheiten (nowo bibleiskija sobytia), die durch Fictionen etwas verdorben sind. Wie und woher sie zu den Koljuschen kamen, ist noch unentschieden.“*) Ich erwähne diese Aussprüche als Beweis für die unschätzbare Unbefangenheit des Berichtenden, lasse aber nun zu selbstständiger Würdigung derselben (zunächst in buchstäblicher Uebersetzung) das Wesentliche von dem folgen, was die Schamanen in verschiedenen koljusischen Niederlassungen durch ihren dolmetschenden Landsmann diktirt haben.**)

„Es gab eine Zeit, wo kein Licht war auf der Erde, so dass Alle im Finstern gingen und arbeiteten. In dieser Zeit lebte ein Mann und bei ihm seine Frau und seine Schwester. Die Frau liebte er so sehr, dass er sie durchaus Nichts arbeiten liess und dass sie daher den ganzen Tag mit Stillsitzen hinbrachte, sei es im Hause, sei es vor den Häusern auf der Klippe.***) An ihrem Leibe trug aber diese Frau acht von den kleinen rothen Vögeln Kun, †) zu vier auf jeder Seite. Nach Anderen waren es im Ganzen nur vier Kun, von denen zwei an den Brüsten neben den Armen und die beiden andern weiter unterhalb sasscn. Sie verliessen aber ihre Plätze augenblicklich und flogen davon, sobald die Frau, sei es auch auf das Sittsamste, mit einem andern Manne als ihrem eignen zu thun bekam. Ihr eigener Mann war nun so eifersüchtig, dass er sie, wenn er von Hause ging, in einen Kasten einschloss. Er ging aber täglich zur Arbeit in den Wald, wo er einstämmige Boote (Baty) machte und war Meister in dieser Kunst. ††) Seine Schwester hiess Kitchuginski, d. i. die Nordkaper-Tochter. †††) Sie hatte, man wusste nicht von wem, einige Söhne und diese wurden von ihrem argwöhnischen Mutterbruder einer nach dem andern getödtet. Nach Einigen soll er einen solchen Neffen, sobald derselbe heranwuchs und etwa anfangen konnte, nach seiner Tante zu blicken, mit sich zur See genommen und dann weit von der Küste das Boot, worauf er sass, mit dem Kiel nach oben ge-

*) Sapiski etc., Tsch. 3, Str. 31.

***) Ibid. Tsch. 3, Str. 38.

***) Vergl. oben S. 314.

†) Das ist von den glänzend rothen Colibris (*Trochilus rufus* L.), die noch jetzt in den Sitchaer Wäldern ihren Sommeraufenthalt nehmen.

††) Die Anfertigung der von den Sitchaer Russen mit dem kamtschatisch-russischen Wort *baty* bezeichneten Fahrzeuge erfolgt hier genau so wie ich sie auf Kamtschatka gesehen und beschrieben habe (vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 167); nur wird die in Asien dazu angewendete Pappel auf Sitcha durch die sogenannte tschäga, d. i. die californische Riesenfichte, ersetzt.

†††) Im Russischen: *dotsch kosätki*, d. i. aber die Tochter von *balaeno-glaciolis* oder dem Nordkaper.

kehrt haben. Die Sitchaer Koljuschen erzählen dagegen, dass der eifersüchtige Onkel seine Neffen in die trogartig ausgehauenen Stämme, die er zu Baty ausweiten wollte, gesteckt und darin verspundet habe. Auf die eine oder die andere Weise waren mehrere dieser Jünglinge getödtet und die Mutter klagte hilflos über den Verlust ihrer Kinder. So sass sie weinend auf der Klippe,*) als ganz nahe am Strande eine Schule von Nordkapern (kosátki) vorbeizog, von denen der eine stehen blieb und ein Gespräch mit der trostlosen Mutter anfang. Nachdem er die Ursache ihrer Trauer gehört hatte, befahl er ihr ins Wasser zu steigen, einen kleinen Stein vom Grunde zu nehmen, ihn zu verschlucken und Wasser nachzutrinken. Einige Koljuschen (namentlich die Kukchan**) erzählen, dass der Nordkaper selbst ihr den Stein gegeben und andere, wie der Schaman Akutazyn, dass sie ihn gefunden habe. Genug, Kitschugin'si verschluckte einen Stein und trank danach von den Wellen, die der Abzug der Wallfische hinterliess. In Folge davon wurde sie schwanger und gebar schon nach acht Monaten einen Sohn, den sie für einen gewöhnlichen Menschen hielt, der aber der El war. Während der Schwangerschaft hatte sie sich vor ihrem Bruder an einem abgelegenen Orte verborgen gehalten.“

„Schon in seiner frühesten Jugend machte seine Mutter diesem El einen Bogen und Pfeile und sobald sie ihm deren Anwendung gezeigt hatte, wurde er ein so geschickter Flug-Schütze, dass er keinen vorbeifliegenden Vogel verfehlte. Nur allein von den Kun oder Colibris erlegte er so viele, dass die Mutter sich aus deren Bälgen ein ganzes Oberkleid nähete***) und um seiner Jagdlust zu genügen, baute er sich dann auch eine kleine Schiesshütte. Als er in dieser einmal während der Morgendämmerung versteckt war, setzte sich dicht vor die Thür ein grosser Vogel, der wie eine Elster gestaltet, einen langen Schwanz hatte und einen sehr langen, dünnen, glänzenden Schnabel, der fest war wie Eisen.†) Es war der Kuzgatáli, d. h. der Himmelsvogel. El schoss ihn, nahm ihm den Balg ab und zog ihn sich über — worauf er sofort Lust und Fähigkeit fühlte zu fliegen und dann auch grade aufstieg bis an eine Wolke, in die sich der Schnabel so fest einbohrte,

*) Aus dem Koljuschischen buchstäblich ins Griechische übertragen, wird dies das Homerische *ἐπὶ κρητὴς κλαυε καθήμενος* wie Od. E, v. 22; vergl. auch oben S. 314.

**) Vielleicht contrahirt für Kuchonton, welches das zahlreichste Geschlecht des Wolfstammes bezeichnet, ein Geschlecht, das selbst wieder in die Sippschaften Kutschitan, Anikigaisch-tan, Kukisch-tan u. A. zerfällt.

***) So wie jetzt namentlich bei den Aleuten nur von *Columbus arcticus* und anderen gemeinen und grossen Vögeln. Da der Colibri offenbar das koljuschische Symbol der Liebenswürdigkeit ist, so besass die Gottesmutter nun diese in weit höherem Masse wie ihre berühmte Schwägerin.

†) Dass das Eisen bei den Koljuschen jetzt den ganz selbstständig scheinenden Namen kies führt, ist anderweitig bekannt und unten näher zu erwähnen. Eine vorhistorische Entstehung ist aber für diese El-Sage oder doch für ihre vorliegende Version nicht sicher genug bewiesen, um sie auf Grund der obigen Worte auch von der Bekanntschaft der Koljuschen mit dem Eisen behaupten zu dürfen.

dass er ihn kaum zurückziehen konnte. Er liess sich aber herunter, ging in sein Haus, zog den Balg aus und verbarg ihn sorgfältig. Ein anderes Mal schoss er eine grosse Ente und bekleidete mit ihrem Balg seine Mutter, die dann sofort auf dem Meere schwimmen konnte.“*)

„Als El herangewachsen war und von seiner Mutter die Unthaten ihres Bruders gehört hatte, ging er, während sich dieser im Walde auf Zimmerarbeit befand, in sein Haus, öffnete den Kasten, in den die Frau gesteckt war und liess ihre Colibri davon fliegen. Den gekränkten Ehemann erwartet er ruhig, wird von diesem zu einer Seefahrt aufgefordert und über Bord geworfen, geht aber ungesehen auf dem Meeresgrunde landwärts, wo er nach vier Tagen wohlbehalten wieder auftritt und seinen Mutterbruder zu dem Rufe: „dann komme das Diluvium“ (russisch potòp, d. i. die Mosaische- oder Sünd-Fluth) veranlasst. El entgeht auch dieser nachdrücklicheren Verfolgung seines menschlichen Verwandten, indem er mit Hilfe des Himmelsvogel-Balges an die Wolken fliegt, sich daran aufhängt und das Fallen der Gewässer, „die alle Berge überfluthen und ihm sogar den Schwanz benetzen“, abwartet. Nach seiner Rückkehr zur Erde soll er, nach einer Version, ins Meer auf einen Haufen Seekohl**) gefallen und durch eine Seeotter ans Land gezogen worden sein — nach einer andern (bei den Städnier Koljuschen) aber auf die Tschirikow- oder Charlotten-Insel, von wo er in seinem Schnabel einige fruchtbare Zweige der Tschaga oder Riesentanne brachte, die jetzt auf verschiedenen Inseln des Küsten-Archipels sporadisch vorkommt und, wie die grosse Pappel auf Kamtschatka, das unschätzbare Material zu den einstämmigen Booten liefert.

Die etwas phantastische oder transcendent-philosophische Weise, in der die Fortsetzung dieser Geschichte des Gottes das Verfahren schildert, durch das er Sterne, Mond und Sonne, die latent geblieben waren, sensibel gemacht hat, kann man theils mit der Mosaischen Fabel, theils und vollständiger mit der griechischen Prometheus-Sage vergleichen — denn wie in der ersten lassen auch die koljuschischen Weisen jene Lichter erst nach und für die Erde entstehen und wie in der anderen geschieht dies sogar zum Gebrauch für die längst vorhandenen menschlichen Bewohner der Erde durch List und Kühnheit eines Heroen. Eigenthümlich ist nur, dass El nicht selbst die drei Kasten stehlen konnte, in denen ein fern wohnender Mann die dreierlei Lichter versteckt hielt. Der Gott El zeugt vielmehr der aufs Strengste bewachten Tochter dieses abgünstigen Reichen einen Sohn, indem er sich, in einen Grashalm verwandelt,***) ihrer Speise beimischt, und es ist der ver-

*) Die Verwandlungen der Ichet durch Masken und Thierfelle sollen demnach ebenfalls für reell und der Gottheit, die sie genau ebenso vollführte, abgelernt gehalten werden.

**) *Fucus esculentus* oder eine verwandte Species. Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 47, 82.

***) Auch bei dieser Gelegenheit werden von der Sage El's Verwandlungen in die ver-

zogene Enkel des Lichtbesitzers oder richtiger der zum zweiten Mal jungfräulich gehorne El, der nach einander ein jedes der drei kostbaren Behälter zum Spielzeug erhält und sie zum Besten des noch unerleuchteten Menschengeschlechts öffnet.

Seine Todtenerweckung vollzieht El bei einer von seinen auf die grosse Fluth folgenden Wanderungen gegen Osten durch den gesunden Geschlechtstrieb, indem er gewisse Jünglinge, die er ertrunken oder sonst verstorben auffindet, mit Haaren eines Mädchens unter der Nase berührt. *) Dass der Gott sich jetzt gegen Osten auf die Quellberge des Naas zurückgezogen habe und den Menschen und Geistern schwer zugänglich geworden sei, wurde oben erwähnt (S. 304 Anm.).

An diesen El- oder Gottes-Sagen waren die Koljuschen so reich, dass es, wie einer ihrer Ichet sich ausdrückte, niemals einen Menschen, dem sie alle bekannt waren, gegeben hat. Bemerkenswerth ist zunächst, dass viele der übernatürlichen Leistungen, welche die hiesige Tradition der Gottheit zuschreibt, von den Priestern genau nachgeahmt werden, wie z. B. das Versenken und viertägige Verschwinden auf dem Meeresgrund (oben S. 370 und 371) und die Verwandlungen, durch die sich El seinen Verfolgern, die Ichet aber der Wissbegierde ihrer Gemeinde entziehen. Von den heiligen Comödien des christlichen Mittelalters unterscheiden sich demnach die schamanisch-amerikanischen wohl nur dadurch, dass sie etwas vollständigeren Glauben an die Wirklichkeit des Dargestellten und dadurch an die göttliche Mission der Priesterschaft beanspruchen. Die Aeusserung der koljuschischen Laien, dass auch sie sich bemühten, gerade so zu lehen, wie man von El erzählte, bezieht sich dagegen besonders auf eine Klasse ihrer Götter-Sagen, die in ihrer didaktischen Natur mit ähnlichen, die ich auf Kamtschatka gehört habe, übereinkommen. Auf die Frage nach der Bedeutung von Kutcha, d. i. von dem alten landesüblichen Namen der Gottheit, wurde mir dort das eine Mal eine bemerkenswerthe Vorsicht, deren es beim Bärenstechen bedarf, und ein anderes Mal eine kluge Art von Treihjagd auf *Ovis Argali* mitgetheilt, mithin zwei Jagdregeln, die man durch eine dichterische Einleitung nur eindringlicher und unvergänglicher gemacht hatte. **)

Von den heiligen Traditionen der Koljuschen gehört aber zu dieser Klasse z. B. die Erzählung, wie El den kleinen Fisch, den sie *Sak****) nennen und

schiedensten Thiere und Pflanzen als besonders göttlich hervorgehoben und dabei seine Vorliebe für die Gestalt eines Raben, der auf koljuschisch *el* heisst, und den die eine Hälfte der Koljuschen (der sogenannte Rabenstamm) als Geschlechts-Penaten anerkennt und abbildet.

*) Vgl. dieselbe metaphorische Wendung in einer unten zu erwähnenden aleutischen Sage.

**) Vgl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 281 und 457.

***) Nach Wenjaminow soll dieser *Sak* geradezu die russische Koljuschka, d. i. *Salmo Eperlanus* oder der europäische Stiiut sein, und man kann ihn daher jedenfalls für eine mit diesem nahe verwandte kleine Lachsart halten — nicht aber für den Stichling (*Gasteracanthus cataphractus Pallas*), der unter dem Namen Chächeltsche auf Kamtschatka in einer der oben geschilderten sehr nahe kommenden Weise gefunden wird. Vergl. Erman a. a. O. S. 345.

aus dem sie das Fett, welches eines ihrer wesentlichsten Nahrungsmittel ausmacht gewinnen, „den Menschen dadurch geschenkt“, d. h. ihn fangbar gemacht habe, „dass er Feindschaft zwischen den M^öwen und dem Reiher stiftete“. Von gewissen dem Meere nahen und mit ihm communicirenden Süßwasserstellen werden nämlich nun die langschnäbligen und daher tief fischenden Reiher durch die M^öwen verjagt, so dass die Schwärme jener stintähnlichen Fische ungestört aufsteigen und dem Menschen zu Theil werden können. Die Fabel lehrt aber nützlicher Weise, dass man den Sak nur da zu suchen habe, wo sich keine Reiher halten und zu den Ausschmückungen gehört dann nur, dass El, als Dank für sein diplomatisches, d. h. kriegsstiftendes Verfahren in der Thierwelt von einem Greise, welcher den (jetzt wohl stintreichen) District des Koljuschenlandes, den man Sik nennt, bewohnte, eine ganze Batladung von jenen damals neuen Fischen und das Bat dazu zum Geschenk erhalten habe. —

In einigen dieser Sagen, von geographischer oder lokal-kosmogonischer Bedeutung, ist von Kämpfen des El mit Wesen die Rede, die ihm an Macht und Unvergänglichkeit nicht nachzustehen scheinen, z. B. mit einem gewissen Kanuk, dem El das diesem zugehörige Quellwasser auf einer sehr kleinen Felsinsel in der Nähe von Sitcha abzugewinnen hatte, der bei dieser Gelegenheit den Gott in Verwandlungen überbietet und sogar, als El seine ursprüngliche weisse Rabengestalt angenommen hatte, ihn in seiner Wohnung eingesperrt, über dem Heerdfeuer geräncert und dadurch für immer geschwärzt hat. Eine wesentlich monotheistische Beschaffenheit könnte man indessen der koljuschischen Religion wohl trotz dieser kleinen Anomalien zuschreiben.*) — Etwas schwieriger für das europäische Verständniß scheint dagegen die Lehre von den Jek oder Geistern, welche die koljnachischen Schamanen ebenso wie die vielen nordasiatischen Stämme als Dispensatoren des göttlichen Willens darstellen. Sie selbst nennen sich, wie schon erwähnt, nur Werkzeuge dieser Wesen und Vermittler zwischen ihnen und den Menschen. Die Jeks haben — was der christliche Missionar bewundert — durchaus nichts von teuflischer Beschaffenheit an sich. Es bedarf dagegen gewisser tugendhaften Observanzen um sie geneigt zu machen. So ist jede Art von Reinlichkeit eine stete Pflicht für den Ichet der beständig mit ihnen umgeht und für das Volk eine besondere, während es seiner Begeisterung beiwohnt. Die bisweilen vorkommende Erwähnung von Jeks unter neuen Namen und die Behauptungen der Ichet, dass sie sich vergeblich bemühen oder dass es ihnen endlich gelungen ist, mit einzelnen dieser Geister, die schon ihren Vätern oder Vorgängern beistanden, in Berührung zu kommen, machen es wahrschein-

*) Kanuk wird ausserdem von den Koljuschen für den Stammvater ihres Wolfsstammes ausgegeben, obgleich sein Name mit dem Worte Khutsch, welches auf Koljusisch einen Wolf bedeutet, nichts gemein hat. Für die zweite Hälfte des Volkes oder den Rabenstamm führen dagegen, wie schon bemerkt, der Gott, der Stammvater und das benennende Thier den Namen El gemeinsam.

lich, dass diese ganze Lehre mit ihren Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode zusammenhängt. Ein unsichtbares Vorhandensein ihrer Verstorbenen wird aber von den Koljuschen jedenfalls und für so unzweifelhaft angenommen, dass die Neugeborenen, welche Muttermale oder andere Abnormalitäten mit einem ihrer Voreltern gemein haben, ohne Weiteres für umgestaltet Wiedergekommene erklären, und durch den Namen, den sie ihnen geben, an den, den sie dann früher geführt hätten, erinnern. Auch geht eben dahin der von sogenannten Kalgen oder Proletariern oft geäußerte Wunsch zu sterben, um in Gestalt eines neugeborenen Reichen wieder zu kommen.

Unter den Ähnlichkeiten zwischen Einzelem aus diesem complizirten Sagen- oder Religions-System der Koljuschen und aus anderen schamanischen Lehren in Nordasien und in Nordamerika, von denen wir dürftigere Nachrichten besitzen,*) scheint doch die des ersteren mit dem Gottesdienst der Ostjaken am unteren Obj sehr ausgezeichnet und kaum für zufällig zu erklären. Die Ostjaken in Obdork bewaffneten sich zu einer Art Tanz bei ihren schamanischen Festen mit Säbeln und Lanzen, die sie sich nur zu diesem Zwecke verschafft hatten und aufbewahrten und an welche nun die in gleicher Weise gebrauchten Dolche der Koljuschen ebenso bestimmt erinnerten, wie das Verfahren mit den wahrsagenden Priestern am Obj an das entsprechende auf Sitcha.**) Man konnte aber dann ferner kaum anders als durch gemeinsamen Ursprung erklären, dass die Ostjaken den Gott, dem sie in dieser Weise dienen, Jelan, die Koljuschen aber den ihrigen El und nach Anderen sogar Jel nennen (oben S. 371). Ich habe schon vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass die Sprache der Ostjaken und von ihren Gebräuchen gerade diese Waffentänze mit der Sprache und alten Sitte der Ungarn aufs nächste übereinstimmen und diese Thatsache ist seitdem durch Reguly, Castren und andere ungarische Forscher zum unzweifelhaftesten Beweis eines gemeinsamen Ursprunges dieser beiden Völker erhoben worden. Die jetzt wahrscheinlich gewordene Uebereinstimmung wichtiger Sitten bei den Koljuschen und Ostjaken wäre demnach gleichbedeutend mit einer solchen, die (nicht, wie so oft, durch die Gleichheit menschlicher Instincte, sondern durch

*) So mit der Lehre und Wirksamkeit der Tadybi oder Schamanen bei den Samojeden nach Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. I, S. 661 und Arch. für wissenschaftl. Kunde von Russland, Bd. IV, S. 597 ff., und der Schamanen bei den Tschuktschen, selbst nach den sehr befangenen Schilderungen im Arch. f. wissensch. Kunde von Russl., Bd. III, S. 459 und F. von Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien u. s. w., Berlin 1839, Thl I, S. 286 ff. Ueber die verwandten Erscheinungen in Amerika ist u. A. das zu vergleichen, was Catlin von den religiösen Sagen der Mandan erfahren hat, die mit den Sitchaern durch bestimmte Beziehung auf eine grosse Fluth übereinstimmen, in Letters and Notes, Vol. I, pag. 163 ff. Dies geschieht noch specieller, da die Koljuschen neben der Fluth nach der obigen El-Sage auch von derselben oder einer späteren, ihr gleichen Fluth aussagen, dass sie gewisse Menschen betroffen habe. Diese solten sich auf einem grossen Fahrzeuge gerettet haben, durch dessen Spaltung beim endlichen Strauden aber in Tlinkit, d. i. Koljuscheu und in Andersredende geschieden worden sein.

**) Erman, Reise a. a. O. S. 673 ff.

nachweisbare uralte Tradition) zwischen dermaligen Oesterreichern und nordwestamerikanischen Eingebornen entstanden ist. Erklärt würde hierdurch zugleich, wie die madjarische Sprache, nach den Untersuchungen von Gyarmathi, einem nordamerikanischen Dialecte (dem des einst sogenannten Algonkinen-Stammes in Canada) in einer noch entscheidenderen Weise verwandt sein könne, wie vielen mit ihr verglichenen asiatischen.*)

Es stehen hier schliesslich einige Ergänzungen über Sitten und Eigenthümlichkeiten der Koljuschen, deren Vorhandensein meine Erfahrungen auf Sitcha zwar angedeutet, aber theils ganz unklar, theils genauerer Untersuchung bedürftig gelassen hatten.

Freiheit und Sklaverei bei den Koljuschen.

Die bei den Sitchaer Russen übliche Bezeichnung eines angeblich bevorrechteten Standes unter den Koljuschen durch das jakutische Wort Tojon beruhte theils auf Täuschung durch die Begriffe, welche Europäer noch überall mit sich zu bringen pflegten, theils auf falscher Auslegung einer vorhandenen, aber ganz anders gemeinten Unterscheidung. Auf Sitcha und in den übrigen koljuschischen Gemeinden gaben ursprünglich ebenso wie auf Kamtschatka nur das Alter und die Anstellung gewissen Männern einen Vorrang, der in nichts weiterem bestand, als dass man ihrem Rathe folgte, sowie auch bei Kriegszügen, gemeinsamen Jagdunternehmungen und dergl. ihrer Führung.**)

Die vollständigste Freiheit jedes Eingebornen wurde aber hierdurch nicht beeinträchtigt, weil es kaum verbotene Handlungen, in keinem Falle aber auf dergleichen gesetzte Strafen oder gar mit deren Ausführung vorzugsweise Berechtigte gab***) und weil endlich von Niemand Abgaben gezahlt oder empfangen wurden. Auf Kamtschatka, wo Steller und Kraschekinow diesen primitiven Zustand noch wie einen kaum vergangenen geschildert haben, †) hatte man ihn doch bereits, durch Belegung jener Vertrauensmänner in den Ortschaften mit dem sibirisch-russischen Ehrentitel Tojon, in den noch jetzt bestehenden Zustand umgewandelt, d. h. durch Veranlassung dieser Männer zur Einsammlung des jährlichen Tributes, zu dem sich ihre gutmüthigen Landsleute verstanden hatten. ††)

*) Erman, Reise a. a. O. S. 666.

**) Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 421.

***) In den sehr seltenen Fällen von Todtschlag, Ehebruch oder anderweitigem Diebstahl suchte jeder nicht die Bestrafung, sondern die Sühne zu erlangen, so wie er konnte und wie ihm beliebige Freunde dazu verhalfen. Wenjaminow, Sapiski pr., tsch. III, str. 40. Vergl. auch über das heidnische Mittel gegen Verbrechen auf Kamtschatka meine Reise a. a. O. S. 263 Anmerkung.

†) Opisanie Kamtschatkie, tsch. III, str. 14. „Bis zur Unterwerfung unter die Russen hat dieses Volk in voller Freiheit gelebt . . . Ausser den Alten und Erfahrenen, deren Rathschläge sie vorzogen, waren Alle gleich, Niemand befahl oder liess sich befehlen und Niemand wagte einen Andern zu strafen.“

††) Siehe ibid. pag. 253 ein Verzeichniss von 30 Männern und deren Wohnorten, denen man neuerdings (um 1730) zu dem Vertrauen, welches sie bei den Kamtschadalen genossen, den

Während ich die Koljuschen gesehen habe, gehörten sie nun, sowie einige andere Stämme der amerikanischen Westküste, zu denjenigen freien aber verbündeten Völkern, bei denen man das unter den tributpflichtigen so wirksam gefundene Mittel vorläufig und vielleicht vorbereitend anwendete. Man hatte die sogenannten Tojone auf Sitcha, indem man neben ihrem stolzen Selbstgefühl auf ihre kindliche Eitelkeit rechnete, durch Verleihung von kupfernen Medaillen verpflichtet und zum Theil auch durch wahre Nessus-Kleider, d. i. durch alte Uniformsröcke, die sie wohl bei friedlichen Besuchen des russischen Gebietes auf ihren übrigens nackten Körper zogen, bei der Rückkehr zu den Ihrigen aber gebührend verhöhnnten und verabscheuten.

Die Einsicht in diese Verhältnisse machte es um so auffallender, dass unter den Koljuschen, mit denen man täglich umging, ganze Familien von Sklaven sein sollten, von denen manche bei namhaft gemachten Gelegenheiten durch die Herren, denen sie angehörten, getödtet würden. Ausser dem Mangel der Kaljuga bei den Frauen dieser Familien können sich dieselben von den Freien wohl kaum durch ein auffallendes Zeichen unterschieden haben, noch viel weniger aber durch die Begegnung, die sie von diesen, so oft ich beide zusammen gesehen habe, erfuhren. Von den Russen wurden sie Kalgi genannt und es ist merkwürdig, dass dieses Wort weder der koljuschischen Sprache angehört, in der vielmehr auch für einen Dienenden gebraucht werden soll, noch der auf andere Sitchaer Begriffe übertragenen aleutischen. In dieser heisst ein Diener oder Sklave *Táljak h.* *) — Dennoch scheint die Versicherung der auf Sitcha Ansässigen richtig, dass diese Zurücksetzung der einen Klasse des Volkes ebenso alt wie die Gleichheit der Uebrigen, die sogenannten Kalgi aber theils durch ihre Besitzer selbst erbeutete Kriegsgefangene oder deren Abkömmlinge seien, theils dergleichen von benachbarten Stämmen gekaufte. Das meist völlig gleiche Aeussere der Freien und Kalgi erklärte sich dann durch die Beschaffenheit ihrer sogenannten Kriege, bei denen es sich weit öfter um Eifersuchten und Missverständnisse zwischen zwei koljuschischen Dörfern gehandelt hat, als um dergleichen mit anders redenden Stämmen **) — aber um desto seltsamer erscheint die Geduld, mit der sich diese Sklaven theils augenblicklich, theils viele Generationen hindurch in ihr zufälliges Schicksal gefunden haben. Bei den nomadischen und bei den ansässigen Tschuktschen an der Eismeerküste von Koljutschin gegen die Beringsstrasse hat Capitain Wrangel ein gleiches Verhältniss ebenso unklar gefunden. Erst nach längerem Umgang mit diesem freiheitsliebenden und tapferen Volke bemerkte er mit Verwunderung, dass es

Titel Tojon hinzugefügt hatte, sowie die Angabe des jährlichen Fell-Tributes, den sie zu sammeln übernahmen.

*) Der Begriff des Herrschens oder Befehlens scheint aber auch dort so fremd gewesen zu sein, dass das russische Zar durch das offenbar moderne Fabrikat: *Tanamagugu* = Erdengott von dem aleutischen *Tanakh* = Erde und *agugúkh* = Gott ausgedrückt werden musste.

**) Vergl. Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 208 über dergleichen Kriege bei den Kamtschadalen und Catlin, letters and notes, Vol I, pag. 130 u. v. A.

unter ihm wahre Leibeigene gäbe, indem gewisse dienstthuende Familien kein Eigenthum hatten und sich von den Wohlhabenden, von denen sie abhingen, nie entfernen durften. Sie erhielten von diesen Wohnung und Kleidung, verstanden sich aber dagegen so vorzugsweise zu den schweren Arbeiten, dass sie neben den Schlitten herlaufen mussten, um die Hunde anzutreiben. Weder die Tschuktschen noch die Dollmetscher wussten auf Erkundigungen nach dem Ursprung dieses Zustandes mehr zu erwidern, als dass es immer so gewesen sei und deshalb so bleiben müsse. Nur vermuthungsweise sagt daher Wrangel, dass auch diese tschuktschischen Sklaven wohl Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen seien.*)

Die Tödtung der koljuschischen Kalgi ist auf Sitcha von jeher und einstimmig für einen religiösen, d. h. von den Schamanen aufrecht erhaltenen Gebrauch erklärt worden, den man namentlich bei der ersten Gedächtnissfeier für einen Verstorbenen ausübte. Diese Feier erfolgt erst beträchtliche Zeit nach dem Tode des Betreffenden, nämlich zugleich mit der Verbrennung seiner Leiche, welcher man, offenbar zur Erleichterung des Processes, eine genügende Verwesung oder doch Austrocknung vorhergehen liess.***) Nachdem dann die Angehörigen des Verstorbenen ihr Kopfhaar geschoren oder es an demselben Feuer wie die Leiche bis auf die Wurzeln abgebrannt, bei dem, seiner Frömmigkeit wegen berühmten, Stamm der Kaiganer Koljuschen auch sich die Gesichter mit scharfen Steinen zerschnitten hatten, wurden von ihnen und von den aus anderen Ortschaften eingeladenen Gästen laute Klagerufe und Trauergesänge angestimmt und während derselben ein oder zwei Kalgen umgebracht.***) Auf Sitcha sagte man uns, dass dazu die Zusammendrückung des Halses mittelst eines über denselben gelegten Balkens, also ein bekanntlich auch in China beliebtes Verfahren, angewendet werde. Herr Wenjaminow versichert aber, dass man sich dieser Art der Hinrichtung nur bediente, wenn der Gefeierte an einer Krankheit gestorben war, während zum Andenken an einen Ertrunkenen oder anderweitig gewaltsam Umgekommen den ihm geweihten Kalgen auch die ihm zugekommene Todesart bereitet wurde. Er behauptet ferner, dass die bei dieser Leichenfeier geopfertem Sklaven durchaus nicht zu denen, die dem Verstorbenen gedient hatten, gehören durften, sondern von den Trau-

*) F. v. Wrangel's Reise längs der Nordküste von Sibirien, Berlin 1839, Bd. II, S. 229.

**) Wo und wie man die Leichen bis zur Verwesung aufbewahrte, haben die Russen seltener Weise nicht berichtet oder doch nicht erfahren.

***) Ich theile übrigens über diese Gebräuche nicht die Ansicht des vortrefflichen und zu früh verstorbenen Th. Simpson, der nach Nachrichten, die er über die Leichenverbrennung bei den sogenannten Neu-Caledoniern, d. i. den Anwohnern der Mündung des Columbia und andern noch unmittelbaren Nachbarn der Koljuschen erhielt, auf deren asiatischen Ursprung schliessen und in der dortigen Gewohnheit der Wittve und sonstigen Angehörigen des Verstorbenen, sich an dem Scheiterhaufen zu versengen, eine bedeutungsvolle Erinnerung an die hindostanische Wittwenverbrennung erkennen wollte. Vergl. Thomas Simpson, Narrative of the discoveries on the north coast of America from 1836 to 39 &c., pag. 159 u. 160.

erden aus ihrem eigenen Besitz geliefert werden müssten und dass das Tödtten von Kalgen auch bisweilen bei zweien anderen Gelegenheiten vorgekommen sei, nämlich bei dem Beziehen einer neuen Ortschaft oder Wohnung und bei einer zweiten, von der Leichenverbrennung unabhängigen Art von Erinnerungsfesten an gewisse Verstorbene. Diese letzteren Feste waren mit einer so anhaltenden Bewirthung vieler Eingeladenen aus anderen Ortschaften verbunden, dass die Veranstalter dadurch für lange und oft für immer verarmten. Die Koljuschen rechneten sie zu den von ihnen sogenannten Kchataschi, d. h. grossen Festen, haben aber wörtlich „eine Anfrichtung der Verstorbenen“ (podnimanie pokoinikow) als den besondern Zweck derselben angegeben. Es ist wahrscheinlich, dass sie dabei, etwa so wie die Griechen u. v. A. bei ihren Bestattungen an eine Hülfe gedacht haben, deren die Geister zum Antritt ihrer selbständigen Existenz bedürfen.*)

Nimmt man noch hinzu, dass die Leichen der Ichet oder koljuschischen Schamanen nie verbrannt, sondern sorgfältigst bekleidet, das Gesicht mit einem Korbgeflecht (offenbar gegen den Angriff der Vögel) bedeckt, auf einem unzugänglichen und überdachten Pfahlgerüst im Walde ausgesetzt wurden, dass für sie mit der Verbrennung auch die Tödtung der Kalgen ausdrücklich fortfiel und dass endlich die Körper dieser Schlachtopfer ohne jede Bestattung geblieben sein sollen, so dürfte über das Thatsächliche dieser bemerkenswerthen Hergänge kaum Weiteres zu erfahren sein. Von direct mit denselben Vergleichbarem scheint bei den östlicheren Völkern von Nord-Amerika Nichts vorgekommen zu sein. Diese stimmen zwar mit den Koljuschen in den Grausamkeiten gegen ihren eignen Körper (oben S. 321) vollständig überein, haben aber dergleichen gegen Andere und namentlich das beliebte Skalpieren zwar sehr häufig und in Menge, jedoch nur in der Hitze des Gefechts oder doch in Folge derselben, sowie auch, nach Catlin's ausdrücklicher Versicherung, nur an bereits Getödteten ausgeübt. Auch gegen eine Vergleichung mit manchen andern Leichenopfern und namentlich mit der berühmten, von Achilleus bei Patroklos' Bestattung vollzogenen Abschachtung von zwölf Trojanern ist einzuwenden, dass diese für einen im Kriege Umgekommenen an gefangenen Landsleuten seiner kriegesischen Mörder vor sich geht. Man könnte weit eher glauben, dass die Koljuschen bei ihrer friedlichen Opferung von friedlichen Kalgen an Aehnliches gedacht haben, wie die Griechen bei der ihrer Lieblings- oder Tischhunde nach der Homerischen Schilderung,**) nämlich an das Aufgeben eines geliebten und doch nicht ganz unentbehrlichen Besitzes. Dieses ist weit wahrscheinlicher als die gewöhnliche Vermuthung, nach der die, doch übrigens nicht absurden Ichet auf die Nothwendigkeit einer Bedienung der herrischen Seelen durch die Seelen von Kalgen gedeutet hätten

*) Vergl. u. A. Homer, Ilias *ψ'*, v. 71 seq. und v. 114 seq., wo auch noch etwas deutlicher die Schwierigkeit in dem Auskommen einer ψυχή ohne σφύρες, d. h. einer Seele ohne zugehöriges Zwerchfell nebst Eingeweiden gefunden wird.

***) Ibid. v. 183.

und es entspricht ausserdem einem in den reflektirenden Berichten über das betreffende Verhältniss überall wiederkehrenden Nachtrag. Ich meine die Aufzählung der Umstände, die das Loos der koljuschischen Sklaven milderten und von der anscheinenden Grausamkeit ihrer Herren das Wenigste übrig liessen.

Zunächst ist nämlich der zum Tode ausersehene Kalge stets ganz frei ausgegangen, sobald es ihm gelungen war, sich während der Leichenverbrennung versteckt zu halten. Sodann soll bei der zweiten Art von Erinnerungsfeier das Wesentliche darin bestanden haben, dass der Festgeber den Besitz einiger Sklaven, die er den versammelten Gästen vorführte, aufgab, während es einem durch den Schamanen vermittelten Orakel überlassen blieb, ob er diesen Verlust durch Tödtung oder durch Freilassung derselben zu erfahren hatte. Solche Freilassung von Kalgen erfolgte aber ferner bei mehreren ein für alle Mal dazu ausersehenen Gelegenheiten, z. B. wie schon oben erwähnt (S. 318), bei der Einsetzung der Kaljuga und ebenso während der Feste, welche die allmälige Ausstattung der Knaben und heranwachsenden Männer mit sechs kleinen Ohrlöchern begleiteten und beim Tode vieler Reichen, welche ihren Erben die Freilassung geradezu antrugen und es wird endlich in mehreren Berichten hinzugefügt, dass die Koljuschen, trotz der Gewalt über Leben und Tod ihrer Sklaven, dieselben „wie ihre eignen Kinder hielten und behandelten“. Dieser letztere Ausdruck bedeutet aber weit mehr als gewöhnlich für ein Volk, bei dem die Liebe zwischen Eltern und Kindern den europäischen Nachbarn oft bis zum Unverständlichen stark erschienen ist. Auf Sitcha wie auf den aleutischen Inseln haben die Russen von jeher bewundert, dass die eingebornen Kinder ohne Ruthe erzogen und überhaupt von ihren Eltern niemals geschlagen wurden. Die bei beiden Völkern herrschende Sitte, die Erziehung der Knaben den Grossvätern zu überlassen, schien aber den Sitchaer Russen sogar darin begründet, dass ein koljuschischer Vater zu zärtlich sei, um das Geschrei seines Knaben bei den ersten winterlichen Seebädern, zu denen man sie alle anhält und Anfangs zwingen muss, zu ertragen. Unterstützung der Alten und Gebrechlichen durch ihre Kinder hat man gleichfalls bei den Koljuschen ohne jede Ausnahme gefunden. Die unbegrenzte Polygamie der Koljuschen und die sonstige Freiheit ihrer Ehen, bei denen nur etwa feststand, den Frauen aus einem anderen Geschlecht oder Wohnplatz den Vorzug vor den näheren Verwandten zu geben, und vor der Heirath den Vater der Erwählten durch Arbeit oder Bezahlung zu entschädigen, hat also ihren Familien keineswegs geschadet. Kinder und Mütter wurden übrigens immer zu dem Stamme, dem der Vater angehörte, gerechnet, so wie auch frei gewordene Kalgen zu dem ihres früheren Herrn.

Das Aeussere der Koljuschen.

Es ist bemerkenswerth, dass den meisten Beschreibern der Koljuschen gewisse Ungleichheiten ihrer Hautfarbe aufgefallen sind. So sagt schon Ismailow (oben S. 302) von den ersten, die den Russen bekannt wurden, sie seien von ansehnlichem Wuchs, von eben so dunkler Hautfarbe (*smuglie*) wie die Kadjaker gewesen,*¹) doch habe man unter ihnen auch weisse mit blonden oder röthlichen Haaren (*rusie*) bemerkt — und noch in neuester Zeit haben Admiral Lütke und seine Begleiter sogar allen Sitchaer Koljuschen eine Hautfarbe zugeschrieben, die um Weniges dunkler sei als die europäische und eine von der der sogenannten Rothhäute beträchtlich abweichende Gesichtsbildung. Eine etwas breite Gesichtsförm, grosse schwarze Augen und volles schwarzes Haar schienen ihnen am beständigsten vorzukommen, und es sind dann dazu noch als den Koljuschen stets zugeschrieben eine gerade Haltung und eine breite und gewölbte Brust, sowie im Vergleich mit der aleutischen Physiognomie der Mangel eines Vorragens der Backenknochen zu erwähnen. Mir selbst schien die Hautfarbe der Männer röther als die der Frauen, gewisse individuelle Unterschiede in derselben bei den Koljuschen aber mit ähnlichen, die ich bei den Kamtschadalen bemerkt hatte, vergleichbar.**)

Man wird bei Beurtheilung dieser Erscheinung unter Anderem auch auf Catlin's Wahrnehmungen über dieselbe und über Verschiedenheiten der Haut bei den Manden zu achten haben, durch die er sich zu einer höchst abenteuerlichen Hypothese über den Ursprung dieses seltsamen Volksstammes gezwungen glaubt.***)

Die Industrie der Koljuschen und der benachbarten Stämme.

Das Wichtigste über die Industrie und einige Kunstleistungen der Koljuschen soll hier mit dem Entsprechenden zusammengestellt werden, was sich bei den Aleuten vor ihrer Unterwerfung unter die Russen, sowie auch bei andern Anwohnern des Berings-Meeress und des angränzenden Oceans vorgefunden hat. Auf manche aleutische Leistungen dieser Art, die von denen der Koljuschen gänzlich abweichen und doch mehr als eine oberflächliche Erwähnung verdienen, will ich aber weiter unten besonders zurückkommen.

Bekleidung und Stoffe zu derselben.

Die Kleidung der Koljuschen ist ihrer Form nach von Allem, was man in Nord-Asien zu sehen gewohnt wird, verschieden. Man kann Letzteres in der That, trotz der zahlreichen Unterschiede bei den 15 bis 20 Nationen, die von der Wolga bis an die Ostküste von Kamtschatka wohnen, unter

¹) Das schwarze Haar hat er offenbar für diese als hinlänglich bekannt betrachtet.

**²) Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 243, 408, 209 u. a.

***³) Catlin, letters and notes &c., Vol. I, p. 94 seq.

die zwei Klassen eines runden, sackförmig geschlossenen und eines auf der Brust offenen Aermelrockes zusammenfassen. Neben diesen erscheinen die ärmellosen, viereckigen Mäntel, mit denen die Koljuschchen bisweilen beide Schultern, meist aber nur eine bedecken, ebenso auffallend, als sie auf dem amerikanischen Continent und an dessen Westküste bis zu 60° Breite gewöhnlich sind. Sie werden auf Sitcha wie bei den meisten ihrer sonstigen Vorkommen von Männern und Frauen ohne Unterschied angewendet. — Die asiatische Kleiderform, welche die Russen bald mit dem ostjakischen Namen park oder parka, bald mit dem auf Kamtschatka üblichen kukljanka bezeichnen, ist dagegen in ausschliesslichem Gebrauche bei den Aleuten und (vielleicht von ihnen ausgegangen) bei den Kadjakern sowohl auf der Insel, nach der sie benannt sind, als an der amerikanischen Küste bei ihren Stammesgenossen und bei den Tynai von 61° Breite bis zur Beringsstrasse,*) sowie dann wieder gegen Westen bei den Tschuktschen. — Ueber den Stoff der koljuschischen Mäntel wussten die Sitchaer Russen nur anzugeben, dass er aus Wolle des wilden Schafes**) bestehe, die aber zuvor zu Fäden verzwirrt, darauf theilweise äusserst dauerhaft und verschiedentlich gefärbt, und endlich zu einem Zeuge verwebt oder verflochten werden, dessen Festigkeit und geschmackvoll farbige Muster in gleichem Grade bewunderungswürdig seien.***) —

Cook und seine Begleiter haben an der Westküste der Vancouver-Insel bei den sogenannten Wakasch (49°,6 Br., 235°,6 O. v. Paris) genau dieselbe Industrie in uralter Ausübung gefunden und sich überzeugt, dass von den auf koljuschische Weise getragenen Mänteln, die sie lieferte, die eine Art, aus Fuchswolle, so dicht war wie gröbere englische Bettdecken, die andere, aus der Wolle eines braunen Luchs, den feinsten dieser Decken an Dichtigkeit nicht nachstand und dass ausserdem beide Arten weicher und warmhaltender waren als die europäischen. Sie haben ausserdem ihre anfängliche Voraussetzung, dass diese Zeuge auf irgend einer Art von Webstuhl gemacht würden, nur deswegen aufgegeben, weil dann die Mannichfaltigkeit der künstlichen Figuren aus hellgelben und braunen Fäden, die sie enthielten, unerklärlich geblieben wäre. Sie fanden diese farbigen Muster ebenso vollendet wie auf den besten englischen Teppichen und sahen dennoch bald

*) Vergl. über die Kleidung der Anwohner der Tschugatskaja gubä: Cook, third voyage &c. zu 1778, Mai 13 u. f. — und der Kangjulit und Tynai am Norton-Sunde: Sagoskin im Arch. für wissensch. Kunde von Russl., Bd. VI, S. 533.

*) Bestimmter der auf Sitcha unter dem Namen Jaman bekannten Thiere, zu denen, wie es scheint, sowohl *Ovis Argali* Pall., als auch missbräuchlich die durch längeres weisses Haar von ihm unterschiedene *Capra americana* Richardson gezählt worden sind. Nach den Berichten der russisch-amerikanischen Compagnie wurden im Jahre 1848 350 Felle des Jaman oder wilden Schafes gegerbt, aber leider nicht untersucht, ob sie dem in Ost-Sibirien und auf Kamtschatka so wohlbekannten Argali angehörten.

*) Ob die Besetzung mit Perlmutterplatten, die ich auf den weissen Decken der Sitchaer Koljuschchen in Anwendung fand, auch auf den jetzt seltenern gemusterten gebraucht wurde, wird nicht erwähnt.

darauf, dass zum Weben des so kunstvollen Wollenzeuges, ebenso wie zu dem eines Zeuges aus dem hanfähnlichen Bast einer Tanne, von den Frauen der Wakasch nur ihre Hände und ausserdem ein festgestellter und zwei bewegliche Stöcke gebraucht werden, über welche sie das zu verzwirrende und dann zu verknüpfende Material ausbreiteten.*)

Während sich die Koljuschen durch die Verarbeitung von Thierwolle zu Zeugen sowohl von den Aleuten wie von allen nordasiatischen Küstenvölkern unterschieden, hatten sie mit diesen den Gebrauch von allerlei Pelzwerk zu Kleidern gemein, denen sie aber dieselbe Mantelform wie den gewebten gaben und die sie auch mit vielen seltsamen Zierrathen vorzugsweise gebrauchten, um sich im Kriege und bei religiösen Festen ein fremdartiges Ansehen zu geben. Sie scheinen dagegen in der Lederbereitung hinter den Rennthierbesitzern und andern inländischen Völkern zurückgeblieben zu sein, indem sie das bei allen diesen im Ueberfluss vorhandene sämische Leder (die *vówdugi* der sibirischen Russen) sowohl auf dem Continent von ihren eingebornen Nachbarn als auch in späterer Zeit von den Sitchaer Händlern begierig kauften.

Schiffbau.

Ihre Seefahrzeuge bauten die Koljuschen, wie schon erwähnt (oben S. 372) in der Weise, die auch auf Kamtschatka, sowohl auf den Flüssen als auf dem Meere an beiden Küsten der Halbinsel südlich von 60° bis 61° Breite, ausschliesslich üblich gefunden worden ist: indem sie einen Baumstamm zuerst muldenförmig aushöhlten, dann aufweichten mit Wasser, welches in dieser Höhlung durch glühend hineingeworfene Steine kochend erhalten wurde, und endlich mittelst eingetriebener Querstreben aus Holz oder Knochen zu der gewünschten Gestalt ausweiteten und verfestigten.

Das Vorkommen der Riesentanne an vielen ihrer Wohnorte erlaubte ihnen, diesen sogenannten *baty* für gewöhnlich 26 Fuss Länge, 4 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe zu geben, zu besonderen Zwecken aber weit ansehnlichere Dimensionen, so dass sie für 50 bis 60 Mann bequem wurden. Sie waren theils ganz ohne Haut oder Bretterbekleidung, theils nur zur Erhöhung der Borde mit einer solchen versehen, sowie auch am Spiegel und Schnabel mit künstlichsten Skulpturen, die dann wohl mit Namen wie Sonne, Mond, Walfisch u. s. w.

*) Vergl. Cook, third voyage u. s. w. zu 1778, April 1 u. f. Nur mit der Bereitung der Fäden bei diesem merkwürdigen Geschäft ist das Verfahren der Kamtschadalen mit dem Brennesselbast zu vergleichen, den sie zuerst durch Reiben zwischen den Handflächen und darauf mittelst einer aufrechten Spindel verzwirten. Sie haben aber von den so gewonnenen Fäden nur die kürzeren zum Nähen und die längeren zu Fischnetzen verwendet, von zeugähnlichem dagegen nie mehr als ein Geflecht aus einem mannhohen *Triticum* (Gmelin, *Flora Sibir.* p. 119) bereitet, welches neben der gewöhnlichen Anwendung zu Vorhängen und Matten auch wie ein Regenmantel über den Pelzkleidern gebraucht wurde. Nur als Zierrath wurden einzelne Fäden von gefärbter Thierwolle solchen Geflechten aus ganzen Pflanzenfasern, sowie auch gewissen ledernen Erzeugnissen bei den Kamtschadalen und den Aleuten eingenäht.

in Beziehung standen, mit denen einzelne dieser Fahrzeuge von ihren Besitzern belegt waren. Weder Segel noch Ausleger waren jemals auf diesen koljuschischen Fahrzeugen in Gebrauch, die Dimensionsverhältnisse derselben aber so zweckmässig, dass sie genugsame Steifigkeit und doch, wie Admiral Lütke versichert, durch nur 5 Fuss lange, über beide Borde gebrauchte Handruder einen eben so guten Gang erhielten wie die besten europäischen Boote. — Manche Einzelheiten dieses primitiven Schiffbaues sind bei den Koljuschen wohl nahe ebenso vorgekommen wie auf Kamtschatka, wo man sie genauer beachtet hat, so namentlich, dass die Aushöhlung eines Stammes mit den damals allein üblichen Beilen aus Jaepis oder aus Walfischknochen drei Jahre erforderte*) und dass zum Gebrauche bei der Walfischjagd an der Ostküste der Halbinsel der Boden der Baty absichtlich durchschnitten, die künstlichen Spalten aber mit Moos gedichtet und mit Fischbein vernäht wurden, um das Bersten des Pappelstammes durch den Wellenschlag zu verhindern. — Es ist aber sodann besonders beachtenswerth, dass sich auch diese koljuschische Industrie auf der amerikanischen Seite des grossen Oceans zwar an der Jakutater Bucht (bei den westlichsten Angehörigen ihres Stammes) und bei den Wakasch auf der Vancouver-Insel von jeher gefunden, dass aber der für die Aleuten so auszeichnende Gebrauch von Baidaren oder ledernen Fahrzeugen auch überall westlich und nördlich von dem Koljuschenlande bei den kadjakischen und Tynai-Stämmen der amerikanischen Küste und bei den Tschuktschen der asiatischen ausschliesslich geherrscht hat

Metallurgie.

Die Koljuschen haben ferner vor jeder Berührung mit Europäern ebenso wie bis zum Ende ihres Umganges mit den Russen Metalle besessen und zu verwerthen gewusst: am häufigsten und von jeher zur Darstellung kupferner Gegenstände, in späteren Zeiten aber auch zur Erlangung von dergleichen aus Eisen. Das auffallendste Resultat dieses Besizes und dieser Fertigkeiten waren die oben erwähnten Dolche (S. 316 u. 325), von denen ich auf Sitcha nur ganz aus Kupfer bestehende gesehen habe. Diese waren gegen anderthalb Fuss lang, 4 bis 5 Zoll breit, in eine Spitze auslaufend und theils säbelförmig mit convex gekrümmter Schneide, theils grade und zweischneidig, nach Art der alten römischen Schwerter. Ueber der dünner gehaltenen Handhabe endeten sie entweder in einen Knopf, dem dann sehr zierlich die Gestalt eines Vogelkopfes oder dergleichen gegeben war, oder in eine zweite kürzere Klinge; auch war das Ganze stets blank und schien sorgfältig polirt.

*) Auch Kochgefässe, die ebenso wie die Baty angefertigt wurden (vergl. unten), erforderten eine mehr als einjährige Arbeit, wenn sie zur Bewirthung mehrerer Gäste dienen sollten und zählten daher zu den selteneren Reichthümern. Ich habe auf Kamtschatka nur noch die Auskochung des Lachs fettes in hölzernen Gefässen vollziehen und daru eben jene einstämmigen Fahrzeuge (Baty) gebrauchen sehen. Vergl. meine Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 337.

Auf dieselbe Art von Produkten bezieht sich offenbar J. Wenjaminow's bedauerlich dürftige Angabe, dass die Koljuschen bei der Verarbeitung von Kupfer zu Lanzenspitzen und zu Dolchen eine noch höhere Kunst entwickelten, als bei ihren merkwürdigen Skulpturen, Webereien u. s. w., sowie seine Erwähnung einer aus Kupfer getriebenen Maske, die einen Wolfskopf darstellte und zu dem Festschmuck der Kuchontani oder Koljuschen des Wolfsstammes gehörte.*) Auch ist es wohl nur von kupfernen Waffen zu verstehen, wenn Admiral Lütke berichtet, dass die doppelschneidigen Dolche der Sitchaer Koljuschen von wunderbarer Vollendung und oft mit kleinen glänzenden Muscheln verziert seien,**) denn die dazu nöthige Einlegung einer zerbrechlichen und partiell verbleunlichen Substanz ist in biegsames Kupfer ganz wohl, in Eisen dagegen äusserst schwer zu vollziehen. Dass aber dennoch neben diesen kupfernen Dolchen auch eiserne bei den Koljuschen in Gebrauch waren, hat unter Anderen H. v. Kittlitz gesehen, während er gleichzeitig mit Admiral Lütke auf Sitcha verweilte. Er sagt, dass die eingebornen Männer, denen er um Neu-Archangelsk im Walde begegnete, fast immer unter ihrem Mantel eine ganz eigenthümliche Waffe getragen haben, nämlich zwei grade, ziemlich breite, doch ungleich lange Dolchklingen von gut gehärtetem Stahl, die durch einen in Kupfer gefassten hölzernen Griff so verbunden waren, dass sie in einer Hand gehalten, nach allen Seiten hin verwunden konnten. Jede dieser Klingen habe natürlich einer besonderen Scheide bedurft.***)

Auch diese merkwürdigen Industrieprodukte sind an der Jakutater Bucht bei den Koljuschen selbst von Ismailow um 1788 gefunden worden, als die Russen zum ersten Male mit ihnen umgingen, bei den beiderseitigen Nachbarn der Koljuschen, d. i. den Wakasch gegen Süden und den Tschugatschen gegen Westen, aber sogar schon 1778 von Cook und seinen Begleitern. Von den Jakutater Koljuschen sagt Ismailow, dass ein Jeder unter dem Mantel, mit dem sie nur eine Schulter bedeckten, eine Art „Speer“ getragen habe der mit seiner Scheide an einem Riemen um den Hals gehängt war. Eine solche Waffe sei 14 engl. Zoll lang, in der Mitte 5½ engl. Zoll breit und sowohl an der Spitze als an beiden Seiten scharf gewesen. Bei Vielen habe sie auch von dem Gürtel bis an die Knien gereicht und sie seien immer, von ihren Besitzern selbst, auf einem Steine geschmiedet worden.

Dass hier unter dem russischen Worte kopio, welches ich durch Speer übersetzt habe, ein Messer oder Dolch von einer der auf Sitcha vorgekom-

*) J. Wenjaminowa, Sapiski ob ostrowach Unalaskinskago otdjela i. pr., tsch. III, str. 114.

**) Puteschestwie wokrug swjeta i. pr. Flota-Kapitanom F. Litke, tsch. I, str. 163. Herrn Lütke's Ausdruck: obojudno ostrie, der oben durch doppelschneidig übersetzt ist, besagt wörtlich ebensowohl beiderseits scharf wie beiderseits spitz, und lässt daher zweifelhaft, ob nur eine Klinge mit zwei Schneiden gemeint sei, oder zwei zu beiden Seiten des gemeinsamen Heftes gelegene Klingen.

***) F. H. v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika u. s. w., Bd. I, S. 214.

menen Formen zu verstehen sei, folgt zunächst aus den Angaben, dass sie gänzlich geschmiedet, also nicht mit einem Stiele versehen, und dass sie ihrer ganzen Länge nach zu beiden Seiten schneidend waren, sodann aber noch aus einer ferneren Beschreibung ihrer Form, die trotz einiger Unklarheit ganz wohl von einer langen Klinge, aber durchaus nicht von einer Lanze zu verstehen ist. Es heisst nämlich noch an der betreffenden Stelle des russischen Tagebuchs: „Diese Speere haben auf einer Seite vorragende Streifen und sind auf der anderen Seite wie ein Brett mit einer inneren (oder mittleren) Rinne.“*)

Die complizirte Gestalt, welche dieser Beschreibung entspricht, macht es sehr wahrscheinlich, dass die Jakutater Klingen ebenso wie die meisten Sitchaer aus Kupfer bestanden haben, obgleich, nach andern Angaben desselben Reisenden, von den westlichsten Koljuschen auch damals schon Eisen verarbeitet wurde. So sahen die Russen bei ihnen unter verschiedenen metallenen Bildwerken, die als Amulette getragen wurden, auch dergleichen in Gestalt eines Rabenkopfes, von denen ausdrücklich gesagt wird, sie haben aus Eisen bestanden, in welches man kupferne Augenbrauen eingelegt, mithin die sogenannte Kerbarbeit (*nasjétschena rabota*) angewendet hatte, die bei mehreren asiatischen Stämmen in ursprünglichem Gebrauch gewesen und erst von diesen zu den Russen übergegangen ist.**)

In gleicher Weise sind bei den Tschugatschen (um 61° Breite, etwa 8° westlich von Jakutat) schon zehn Jahre früher von den englischen Reisenden Lanzenspitzen aus Kupfer, aus Eisen und nur weit seltener aus Horn oder Knochen in Gebrauch gesehen worden, ausserdem aber Messer, von denen manche nahe wie ein Schiffsdolch gestaltet, fast 2 Fuss lang und in der Mitte mit einer Furche versehen waren. Diese wurden in einer Scheide aus Thierfell an einem Riemen um den Nacken getragen, so dass die Beschreiber nicht anstanden, sie für Waffen zu erklären. Sie hielten dagegen andere weit kleinere und verschiedenartig gestaltete eiserne Klingen, die in lange Holzhefte gesetzt waren, für die Werkzeuge, mit denen die Tschugatschen bewundernswürdige Schnitzwerke hergestellt und sich in ihrer gesammten Industrie allen Küsten- und Inselbewohnern des grossen Oceans an Geschicklichkeit entweder gleich oder überlegen gezeigt hatten.

Die koljuschische Metallurgie kam übrigens bei diesen Tschugatschen mit Schiffbau und Bekleidung nach rein aleutischer Sitte in Verbindung vor und nach Ismailow mit einem kadjakischen Dialekt, den die Tschugatschen zwischen den, respective gegen Osten und gegen Westen von ihren Wohnplätzen, herrschenden koljuschischen und Tynai-Sprache bewahrt hatten.

Noch auffallender waren der Besitz und die Verwendung von Metallen,

*) Im Russischen: *Kopja sji s'odnoi storony s'wypuklymi doljami, a s'drugoi wnutrje doskoju na podobje ljubiny*, vergl. Pnteschestwie G. Schelechow, tsch. III, str. 51.

**) Vergl. Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. II, S. 367.

die man in demselben Jahre (1778) an der Westküste der Vancouver-Insel (49°,6 Breite) bei den Wakasch vorfand. Vor Cook und seinen Begleitern war nie ein europäischer Seefahrer zu diesem Volke gelangt. Es waren aber daselbst — neben Streitäxten, die durch einen dickeren Ansatz an das obere Ende ihres hölzernen Stieles und durch die Zungenform ihres 7 bis 8 Zoll langen steinernen Theiles wie ein Menschenkopf gestaltet und demselben durch Verzierung mit Haarbüscheln oder einem Skalp noch ähnlicher gemacht waren — wiederum Dolche wie die der Koljaschen und Tschugatschen, die als Kriegswaffen dienten. Sie hatten gebogene, an ihrer convexen Seite schneidende Klingen, von einer für Europäer so ungewöhnlichen Form, dass die Engländer ihre inländische Anfertigung für unzweifelhaft, wenn auch die Herkunft des dazu verwendeten Eisens für räthselhaft erklärten. Auch kleinere messer- und meisselförmige Eisenstücke wurden damals von den Wakasch wie längst Gewohntes angewendet und weit seltener durch knöcherne Werkzeuge von derselben Form vertreten, während ausser dem Eisen auch noch rothes Kupfer und, wie es schien, eine bronzeartige Legirung bei ihnen in Gebrauch waren. Aus diesen bestanden namentlich die meisterhaft gearbeiteten Ringe und andere Zierrathen, welche die dortigen Männer in ihre durchlöchernten Ohren, sowie auch an ihre Nasenscheidewand theils nach Durchbohrung, theils durch Einklemmung derselben hingen. Zum Ausschmieden der Metalle war ein steinerner Hammer in Gebrauch und zu deren Schleifen, Poliren und stetem Blankhalten Wetzsteine und die Haut eines Fisches.

Als vergleichbare Thatsache sei hier noch erwähnt, dass die Unalaskaer Aleuten nicht bloss ursprünglich ihren Jagd- und Kriegswaffen nur knöcherne und steinerne Schneiden von äusserst sinnreicher Einrichtung gegeben, sondern auch später für eiserne Beile, zu denen ihnen nun das Material durch die Russen zukam, die Form und die Anordnung ihrer steinernen beibehalten, d. h. fortgefahren haben, den schneidenden Theil derselben durch Riemen mit dem Stiel zu verbinden. Die westlicheren oder Atcbaer Aleuten erzählten dagegen von Kupfer und Eisen, welche sich schon längst vor Ankunft der Russen bisweilen an ihren Küsten gefunden haben und sie behaupteten, dass dergleichen seltene Schätze damals nur im Geheimen und wider den Rath ihrer Schamanen von einzelnen Künstlern zu Pfeilspitzen, Messern und dergl. verschmiedet worden seien.*) —

Für die Koljaschen und deren nähere Nachbarn ist jetzt jeder Zweifel über den Ursprung und die Beschaffenheit ihrer metallurgischen Leistungen beseitigt. Es war ein, in geologischer Beziehung durch seine Massenhaftig-

*) Die Vermuthung, dass dergleichen von der See ausgespülte Metallstücke verunglückten Schiffen gehört hätten und dass diese japanische gewesen seien, rührt nicht von den aleutischen Erzählern her, sondern von den Russen, welche sie befragten. Sie ist daher nicht wahrscheinlicher wie die Herkunft jener Stücke von einer amerikanischen oder asiatischen Küste.

keit höchst merkwürdiges Vorkommen von gediegenem Kupfer, mit dem sie von jeher in Verbindung gestanden haben und welches sie zu kunstvollem Ausschmieden der ihm entnommenen Stücke veranlasste. Die Sitchaer Russen haben, offenbar in Folge unbestimmter Nachrichten über dieses Verhältniss, einen Fluss, der sich bei etwa 60°,3 Breite, 211°,4 O. v. Par. in den Ocean ergiesst, von jeher die mjédnaja rjeka, d. h. den Kupferfluss genannt und auch den Anwohnern seines oberen Laufes als einem besonders bemerkenswerthen Stamme den Namen mjednówzy, d. i. die Kupferleute gegeben. Die Koljuschen sollen übrigens diesen Stamm Alachten genannt und zu ihrem Handel mit demselben die Vermittelung eines anderen Stammes, welchen sie Konlau nannten, gebraucht haben. Jedenfalls war aber auf Sitcha bekannt, dass die Koljuschen überhaupt oder doch die Ugaljachmtische Abtheilung ihres Volkes und die Tschugatschen, also die beiderseitigen Nachbarn jener Kupferleute, Verbindungen mit ihnen unterhielten, während die Russen sich noch nie bis zu denselben, sondern von der Mündung der mjédnaja rjeka nur gegen 15 geogr. Meilen stromaufwärts bis zu einer daselbst angelegten odinótschka, d. h. einem einsamen Vorposten, gewagt hatten. So wusste man dann auch noch 1862 auf Sitcha nicht mehr über die Mjédnowzy zu sagen, als dass sich ihre Zahl auf 3000 bis 5000 beliefe und dass sie zu den völlig unabhängigen Stämmen zu gehören fortführen. In der That war aber bei einer um 1848 unternommenen Expedition zur Aufnahme des mittleren und oberen Laufes der mjédnaja rjeka der Steuermann Serebrjennikow, der sie anführte, mit allen seinen Begleitern von den Eingebornen erschlagen, zugleich aber der Metallreichthum derselben genugsam veranschaulicht worden. Man hatte Blöcke oder grosse Klumpen von gediegenem Kupfer gesehen, die sich daselbst angeblich lose, jedenfalls aber in einem leicht von ihrer Lagerstätte trennbaren Zustande finden und nach allem über die kupfernen Waffen und sonstigen Kunstwerke bei den Koljuschen und Tschugatschen Gesagten war es daher nun so gut wie erwiesen, dass dieselben aus solchen Stücken ohne alle Schmelzung durch Ansschmieden und Treiben dargestellt wurden. — Man hat bekanntlich erst in neuerer Zeit erfahren, dass ein dem von der Mjédnaja ähnliches amerikanisches Kupfervorkommen 470 bis 480 geogr. Meilen von dem ersteren auf der östlicheren Seite der Rocky mountains ebenfalls in uraltem Gebrauche gewesen ist, indem sich beim Absteifen eines Schachtes der Minnesotah-Gruben unter einem Blocke von gediegenem Kupfer sowohl von demselben abgebrochene Stücke, als auch bergmännische Werkzeuge aus Holz, aus Stein und aus einem harten, d. h. wahrscheinlich legirten Kupfer gefunden haben. Diese unzweifelhaften Beweise einer Förderung mit primitiven Hilfsmitteln haben auch dort eine weit ältere ethnographische Erfahrung erklärt, die man trotz ihrer Wichtigkeit nur gelegentlich und oberflächlich erwähnt hatte. Ich meine einen dem koljuschischen ähnlichen Besitz von Kupfer und kupfernen

Werkzeugen, der bei den sogenannten Indianerstämmen in Canada von den ersten Europäern, die mit ihnen umgingen, gefunden wurde.*)

Selbst nach diesen Erfahrungen bleibt aber freilich noch dunkel, woher, neben dem Kupfer, auch schon Eisen zu denjenigen der oben erwähnten Stämme gelangt war, die zum ersten Mal in directe Berührung mit Europäern traten. Cook hat für die Wakasch gewiss mit Recht vermuthet, dass der Handel, den er sie mit den nächsten ihrer inländischen Nachbarn unterhalten sah, sich (1778 und schon lange zuvor) durch mehrfache ähnliche Verbindungen gegen Osten bis zu Stämmen fortsetzte, welche Eisen und andere europäische Waaren von den canadischen Pelzhändlern und von denen der Hudsonsbay-Compagnie erhielten. Durch dergleichen mehrfachen Tausch konnte aber dann auch zu den Tschugatschen und Koljuschen sowohl 1788 bei Ismailow's Besuch, als sogar schon zehn Jahre früher, als Cook mit den ersteren umging, einiges Eisen aus Sibirien durch Vermittelung der Tschuktschen über die Beringsstrasse und dann südwärts längs der amerikanischen Küste gelangt sein — und diese Annahme wird äusserst wahrscheinlich, wenn man beachtet, wie schon 50 Jahre früher in den gegenüberliegenden asiatischen Küstländern das Eisen von demselben Ursprung Anerkennung und einige Verbreitung gefunden hatte und wie eifrig schon damals seine Bearbeitung von den Kamtschadalen, Korjaken und Tschuktschen betrieben wurde.

Auf Kamtschatka war es zu Steller's und Krascheninikow's Zeit noch in frischer Erinnerung, dass, unmittelbar nach der Ankunft der ersten Russen, jeder Besitzer eines Bruchstückes von Eisen für reich gegolten hatte und man sah die Eingebornen selbst aus dergleichen Stücken Pfeilspitzen, die Schlagmesser zu den sogenannten Kljépy oder Bärenfängen,**) Beilsurrogate und viele andere Werkzeuge herstellen. Die Beschreiber haben es mit Recht bemerkenswerth gefunden, dass zu diesem Zwecke das zu verarbeitende Stück ohne jede Anwärmung nur auf einen Stein gelegt und mit einem steinernen Hammer anhaltend geschlagen wurde. Die Kamtschadalen gebrauchten dieses Mittel sogar, um an einer von den stählernen Nähnadeln (welche allmählich anstatt der bis dahin üblichen aus feinen Zobel-

*) Noch 1838 und 1839 haben die verdienstvollen Reisenden der Hudsonsbaycompany kupferne Lanzen spitzen bei denen unter 70° Br., 210° O. v. Par. in Gebrauch gesehen, Messer und andere Werkzeuge aus gediegenem Kupfer bei den Eskimo unter etwa 68° Br., 242° O. v. Par., sowie die letzteren zugleich mit russischen eisernen Messern, die offenbar aus dem tschuktschischen Verkehr über die Beringsstrasse stammten (vergl. unten). Auch das Kupfer konnten aber die Besitzer an der zuletzt genannten Stelle viel eher von dem nur 120 geogr. Meilen abstehenden Vorkommen an der Mjédnaja, als von dem 512 geogr. Meilen entfernten von Minnesotah erhalten haben — wenn nicht etwa von irgend einem den beiden genannten ähnlichen dritten Vorkommen in den Rocky mountains. Diese Stelle liegt nämlich, wie ich bei anderen Gelegenheiten gezeigt habe, nicht weit von dem Nordabhange des dort nahe westlich streichenden Systems des Anden- oder Felsen-Gebirges. Vergl. Th. Simpson, Narrative of the discoveries from 1836 to 39, pag. 264 und 123 und Archiv für wissenschaftl. Kunde von Russl., Bd. VI, S. 299, Bd. XX, S. 311.

***) Vergl. Erman, Reise u. s. w., histor. Ber., Bd. III, S. 491.

knochen in Gebrauch kamen) das abgebrochene Ohr durch ein neues zu ersetzen und um diese Operation so oft zu wiederholen, bis dass von dem kostbaren Besitztum kaum mehr als die Spitze im ursprünglichen Zustande geblieben war. Noch Unerhörteres soll aber damals dasselbe Verfahren bei den Tschuktschen geleistet haben, denn als man diesen noch gefürchteten Feinden durchaus kein zu Waffen brauchbares Schmiedeeisen zukommen liess, den für unschädlich gehaltenen Verkauf von gusseisernen Kochtöpfen und Kesseln aber nicht gänzlich inhibirte, sollen sie diese gegen das kostbarste Pelzwerk eingetauscht und Stücke desselben zu Lanzen Eisen umgeschmiedet haben! Auch das sogenannte Tempern oder Adouciren des Roheisens wäre ihnen also theils durch oftmaliges Erhitzen in Berührung mit Wasser, theils durch Compressionswärme weit mehr gelungen, als man in Europa für möglich hält. Dass aber später ganz Aehnliches bei den Koljuschen vorkam, beweist noch ein seltsames Ereigniss während ihres mehrerwähnten ersten Verkehrs mit den Russen. Bei der Bucht Ltuja war, wie Ismailow erfuhr, von einem europäischen Schiffe, welches etwa 2 Jahre zuvor (also 1786 oder 1787) daselbst gelegen hatte,*) ein 800 Pfund schwerer Anker verloren worden. Die Koljuschen hatten ihn mühsam aufs Land gezogen und im Walde verborgen und als man ihn ihnen für werthlose Spielereien abgehandelt hatte, zeigte sich, dass sie alle dessen Theile von mässiger Dicke bereits abgeschlagen und verschmiedet hatten. Auch für den schlechten Tausch, zu dem sie sich, anscheinend aus Leichtsinne, überreden liessen, wussten sie sich aber bald schadlos zu halten, indem sie in der folgenden Nacht von den zwei Dreggankern, vor denen die russische Galeote gelegt war, den einen abschnitten und entführten und somit anstatt des unbehülflichen Stückes, welches sie aufgegeben, ein für sie zur Zertheilung und Verarbeitung weit geeigneteres erhielten.

Die genannte anomale Behandlung des Eisens und ihre unerwarteten Erfolge erinnern einerseits wieder einmal an die Leistungsfähigkeit, welche sogenannte Wilde oder Urvölker durch ihre unbegrenzte Masse und die daraus folgende Geduld und Unermüdlichkeit erlangten. Sie beweisen aber andererseits, dass die Völker, bei denen sie vorkamen, mit den mittelasiatischen Stämmen und selbst mit den nordasiatischen bis zu 62° oder 63° Breite entweder nie in Verbindung gestanden haben oder doch sehr früh von ihnen getrennt wurden. Namentlich aber vor dem 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von jeder bis zu den Mongol-Türken reichenden Tradition und sogar — respective nach zweien in etwa gleichem Grade begründeten Angaben chinesischer Geschichtsschreiber — vor dem 4. oder dem 12. Jahrhundert n. Z. von jeder bis ins Innere von China reichenden. Schon zu

*) Es war dieses wahrscheinlich eines der Fahrzeuge der ostindischen Compagnie, die sich in Folge der dritten Cook'schen Reise nach einem von Capitain King entworfenen Plane um den Pelzhandel an der nordamerikanischen und an der nordasiatischen Küste beworben haben.

diesen Zeitpunkten übten nämlich die genannten asiatischen Völker diejenige vollendete Schmelz- und Schmiedekunst, die ihnen das Stahl zu zweien von ihnen erfundenen Operationen, das Feuerschlagen und die Anfertigung und geographische Verwendung von Magneten, lieferte*) und welche sich bis in die Gegenwart bei so isolirten Gliedern ihres Stammes wie die Jakuten an der Lena erhalten hat.**) — Für die Geschichte der Metallurgie bei den Koljuschen und einigen ihrer Nachbarn ist aber endlich auch der Umstand beachtenswerth, dass die Sprache der ersteren von jeher ein Wort für schmieden besessen hat und ein mit diesem etymologisch zusammenhängendes für Kupfer. In dem koljuschischen Worte at-ikhi = schmieden scheint nämlich unverkennbar das kol. Wort ikh = Kupfer zu liegen, insofern nur der ersten Sylbe von jenem ein ähnlicher Begriff zuerkannt wird, wie derselben in den koljuschischen Worten: at-chuth = zimmern und at-igakúk = ein Künstler oder Meister. Jedenfalls hat aber das jetzige koljuschische Wort kies = Eisen mit dem Worte für schmieden keine Aehnlichkeit. — Bei den Aleuten verhält es sich umgekehrt, denn erst von ihrem Worte khnmljagukh = Eisen ist bei ihnen khnmljaguch sinak = ein Schmied gebildet, und beide moderne Benennungen eines neuen Begriffes haben nichts gemein mit dem aleutischen Worte kánujakh = Kupfer. Dieses letztere ist dagegen identisch mit dem Namen des Kupfers bei allen kadjakischen Stämmen bis einschliesslich zu den Namollen jenseits der Beringstrasse, gerade so als ob in dieser metallurgischen Beziehung eine aus dem Innern von Amerika sowohl nach Asien als südwärts längs der Küste reichende Tradition sich auch, von Kadjak und Aljaksá aus, noch einmal westwärts zu den Aleuten gewandt habe. Die entsprechende selbständige Kunde der Koljuschen hat sich dagegen an der Küste ohne Uebergang zu den ferneren westlichen Inselbewohnern erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. meine „Bemerkungen über ein bei den Jakuten und in Andalusien gebräuchliches Feuerzeug“ im Arch. für wissensch. Kunde von Russl., Bd. XIX, S. 310. Dass die Koljuschen und die Aleuten zu der weit überwiegenden Majorität des Menschengeschlechts gehört haben, die sich selbständig nie über das hölzerne Reibfeuerzeug erhoben, ersieht man aus dieser Abhandlung, möge aber hier noch ausdrücklich erwähnt sein.

***) Arch. für wissensch. Kunde von Russl., Bd. XI, S. 308.

Die Goajiro-Indianer.

Eine ethnographische Skizze von A. Ernst, Carácas.

(Mit Karte und Abbildungen.)

(Schluss.)

Schon oben wurde des in Sinamaica stattfindenden Verkehrs mit den Weissen gedacht. Der Handel ist Tausch und wird durch Dolmetscher vermittelt. Es wäre unzweifelhaft im wohlverstandenen Interesse Venezuela's, diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als wenigstens jetzt der Fall ist. An den Küsten erscheinen nicht selten holländische und englische Fahrzeuge, welche Landesproducte, namentlich Campecheholz, Dividive und Vieh gegen europäische Kurzwaaren und Waffen austauschen. Zu gegenseitiger Sicherstellung geben sich beide Partheien Geisseln, die nach beendigtem Geschäfte wieder ausgeliefert werden. Trotz dessen werden die Indianer stets auf das Schändlichste betrogen. Eine hierher gehörige Geschichte, die viel von sich reden machte, ist die des Schooners Loinaz, in dem ein Mann aus Puerto Cabello, Namens Laroche, nach der Küste der Goajiros segelte, um Tauschhandel zu treiben. Da die Indianer sich übervortheilt sahen, und überdies auch Nachricht erhalten hatten, dass Laroche zwei als Geisseln an Bord befindliche Töchter des Häuptlings prostituiert hatte, erschlugen sie ihrerseits den Bruder des Laroche, der sich bei ihnen als Geissel befand, und nahmen seinen Begleiter nach dem Innern, ohne dass man weitere Kunde von ihm erhalten hat. Laroche setzte die Behörden in Maracaybo und in Carácas in Bewegung; Zeugen wurden vernommen und lange Actenstücke geschrieben, die sich im Archiv des Regierungsgebäudes in Carácas befinden (Legajo VII, carp. 6, esped. 1). In der unangemessensten Weise verfügte man eine Expedition gegen die Indianer; Colonel Escolástico Andrade befahl den Zug. Die ersten besten Indianer wurden niedergemetzelt, ohne zu untersuchen, ob sie dem betheiligten Stamme (der sogenannten *parcialidad del Crespudo*) angehörten. Die ganze Sache hatte nur Missbelligkeiten im Gefolge und war sicherlich das beste Mittel, um die Indianer von allem Verkehr mit den Weissen abwendig zu machen.

In anderen Fällen scheinen die Goajiros allerdings der Ausübung des Strandrechts sich schuldig gemacht zu haben, obgleich es mir unwahrscheinlich ist, dass sie wie ehemals die Bewohner von Helgoland Gott um einen gesegneten Strand angerufen hätten! Hierher gehört der Schiffbruch der Brigg *La Silla* im Jahre 1845 und des französischen Schiffes *Frontier Calais* (Juli 1833).

Wie bei allen Indianerstämmen ist das Weib auch bei den Goajiros

Gegenstand des Ankaufs. Der gewöhnliche Preis ist fünf Rinder oder eine entsprechende Menge Baumwollstoffe, Branntwein oder dergleichen. Der Bruder der Mutter eines Mädchens hat das Verkaufsrecht und erhält auch den Preis. Die Goajiros meinen nämlich, betreffs des Vaters könnten Zweifel obwalten; diese seien allerdings mit Beziehung auf die Mutter nicht vorhanden, doch habe diese als Weib eben keine Rechte, diese ständen ihrem Bruder zu. Ist der Kaufpreis Branntwein, so wird er gewöhnlich noch am Tage des Kaufs von den gesammten Anverwandten consumirt. Eine besondere Hochzeitsceremonie findet nicht statt. Die Frauen sind im Allgemeinen treu. Vielweiberei kommt nur bei den Reichen vor. Eine Frau kann von ihrem Manne verstossen, auch wieder verkauft werden, und kann sie sich im ersteren Falle mit einem anderen verheirathen. Die Frauen besorgen die häuslichen Angelegenheiten und den geringen Feldbau. Bei Wanderzügen sind sie die Lastthiere, doch werden sie von den Männern nicht sonderlich hart behandelt. Es ist sogar der Fall vorgekommen, dass ein Stamm eine Frau zur Anführerin hatte. Der Name dieser Amazone war Rosa und sie soll sich der unzweifelhaften Gunst eines dermaligen Commandanten in Sinamaica erfreut haben.

Es scheint nicht, dass die Eltern viel Liebe zu ihren Kindern hegen, da sie dieselben häufig nach Sinamaica zum Verkauf bringen. Der Preis ist gewöhnlich 10 bis 15 Thaler für einen Knaben oder ein Mädchen von 8 bis 9 Jahren. Das Geschäft wird gerichtlich abgeschlossen; der Käufer unterzeichnet ein Document, in welchem er als Vormund (tutor) des Kindes bezeichnet wird, und verpflichtet sich, dasselbe in die katholische Kirche aufnehmen und in der Religion unterweisen zu lassen. Dafür hat der Indianer bis zu seinem 17. Jahre im Dienste seines Vormundes zu verbleiben. Die Massregel ist durchaus nicht zu verwerfen. Die indianischen Dienstboten, deren es in Maracaybo und auch in Carácas viele giebt, werden sehr gut behandelt, da sie in der That auch viel besser sind, als die grosse Mehrzahl der Mulatten und Zambos. Jedenfalls ist jener Brauch ein vernünftiges Mittel, um wenigstens einige Goajiros zu civilisirten Menschen zu machen. Sie kehren allerdings nur in den seltensten Fällen wieder in ihre Heimath zurück, und die, welche es thun, haben sicherlich bis jetzt noch keinen Samen der Civilisation ausgestreut.

Die Kinder scheinen gegen ihre Eltern ebenfalls keine besondere Liebe und Anhänglichkeit zu besitzen. Ein Knabe von vielleicht 12 Jahren vom Stamm der Pusainas, der als Laufbursche in dem Hause meines Freundes Cuello lebt, spricht von seiner Mutter nie, und weiss von seinem Vater nur, dass ihn ein Cocina erschlug.

Die Stämme zerfallen in Abtheilungen (parcialidades oder rancherias). Jede hat ihren Anführer; doch hat derselbe keine bedeutende Gewalt. Alle Stämme hassen und verfolgen sich gegenseitig. Die Blutrache erscheint bei ihnen in einer sonderbaren Form. Der Mörder hat nämlich den Ver-

wandten des Erschlagenen das Blut des letzteren zu bezahlen („pagar la sangre“). Der Preis ist verschieden und schwankt von 1 bis 5 Rindern. Diese Regel wird selbst nach einem Kampfe zwischen zwei Stämmen beobachtet, und es ist vorgekommen, dass der eine trotz überlegener Gewalt sich zurückzog, weil er sich nicht reich genug glaubte, die Todten zu bezahlen.

Das äussere Benehmen des nüchternen Indianers ist ernst und schweigsam. Sie reden wenig und ohne Gesticulation. Im Zustande des Rausches dagegen ist es gerade das Gegenteil. Die meisten hassen die Spanier und deren Abkömmlinge; weniger feindlich stellen sie sich anderen Fremden gegenüber. Wer die Reise von Maracaybo nach Rio Hacha zu Lande macht, thut am besten, sich irgend einem Stamme anzuschliessen, und wird dann für die Reise (etwa 3 Tage) als einer der Ihrigen betrachtet, was sogar gewöhnlich eine temporäre Verheirathung im Gefolge hat.

Die Goajiros sind leidenschaftliche Säufer. Ausserdem tanzen sie gern, doch stets einzeln, nach dem Tone einer Rohrpfife, einer Art Trommel und der Maraca. Die letztere ist die an einen Stock befestigte leere Schale der Calebassenfrucht, die mit 30 bis 50 Erbsen, Maiskörnern oder kleinen Steinchen angefüllt ist. Durch rhythmisches Schütteln wird ein Geräusch hervor gebracht, welches als nothwendige Begleitung aller Musik (auch bei der niederen Klasse der Creolen) angesehen wird. Die Pfeife ist ungefähr zwei und einen halben Fuss lang, besteht aus mehreren Rohrstücken von verschiedener Dicke und ist nach dem Princip der Clarinette oder mehr noch des Fagotts construiert. An dem dünnen, oben geschlossenen Mundstück befindet sich seitlich ein vibrirendes Blättchen, welches einen nach unten freien Ausschnitt deckt. Die andern Stücke sind dicker; sie werden in einander geschoben und die Verbindungsstellen dicht mit Schnur umwickelt. Etwas unterhalb der Mitte hat die Pfeife vier Löcher und am Ende ein aus einer halben Calebassenschale gebildetes, einfach aufgeschobenes Schallstück. Die Töne des Instrumentes haben einen schnarrenden Charakter und liegen nahe bei einander, gewöhnlich in der Nachbarschaft des eingestrichenen g. Der Pfeifer tanzt bei seiner Musik in wilden Sprüngen.

Im Falle ausbrechender Feindseligkeiten wird keine Kriegserklärung gegeben; man sucht den Gegner vielmehr zu überrumpeln. Ursache zu Kämpfen ist gewöhnlich Raublust oder Hunger. Die Cocinas sind die schlimmsten von allen. Sie sind erklärte Feinde der übrigen Indianer und aller Fremden, vagabundirend, unbezähmbar, rachsüchtig, grausam und viehisch. (Sollten sie eine Art unterdrückter Ureinwohner sein?)

Es ist seltsam, dass die Goajiros durchaus keine religiösen Vorstellungen haben. Ich habe zahlreiche Individuen in allen möglichen Formen darüber befragt, aber nie das geringste erfahren können. Dasselbe berichten auch Andere, die Gelegenheit hatten, sie länger zu beobachten. Nur in einem aus Maracaybo erhaltenen Glossar finde ich eines guten Geistes (marsiba) und eines bösen (yarfá) Erwähnung gethan. Der Name piache

ist ihnen nicht bekannt und wird nur von den Venezuelanern auf ihre ouctesch oder Beschwörer angewendet. Nach Casanova (*Diario de Avisos de La Gnayra*, 27. Februar 1858) soll sich dieser durch den Rauch einer aus Zeuglappen gemachten Cigarre inspiriren und Orakelsprüche abgeben.

Ich glaube von der Sprache der Goajiros, diesem wichtigsten Element für ethnographische Kritik, keine bessere Anschauung geben zu können, als durch Mittheilung eines Glossars, welches nach Materialien entworfen wurde, die theils in Carácas von Herrn Dr. J. Cuello, theils in Maracaybo von Herrn J. V. Urdaneta gesammelt sind. Wenngleich das Wörterverzeichnis dürftig ist, so ist es vielleicht doch genügend, um einen Schluss auf Abstammung und ethnographische Verwandtschaft der Goajiros ziehen zu können. Ich will hierbei en passant bemerken, dass ich in J. A. de Plaza, *Memorias para la historia de la Nueva Granada (Bogotá)*, gelesen habe, es existire in Stockholm ein handschriftliches vollständiges Wörterbuch der Goajirosprache. Könnte nicht ein Ethnograph daselbst weitere Nachsuchungen anstellen?

Mit Bezug auf die historischen Schicksale der Goajiros sind die Quellen, wie bereits oben bemerkt, sehr spärlich. Die Spanier versuchten selbstverständlich mehrfach ihre Unterjochung, aber stets ohne irgend welchen Erfolg. Unter der Regierung des Vicekönigs von Bogotá, José de Solís Folch de Córdova (1735—1760) wurde D. Bernardo Ruiz de Noruega mit der Eroberung betraut (*Relaciones de los Vireyes del Nuevo Reino de Granada, compiladas por el Dr. José Ant. García y García, Nueva York, 1869, pag. 15*). Die Sache kam indessen nicht zur Ausführung. Kleinere Streifzüge dauerten auf heiden Seiten fort, his unter dem Vicekönig Antonio Caballero y Góngora, Erzbischof von Córdova, ein gewisser Antonio Arévalo die Cocinas zur Ruhe brachte (op. cit. 183).

Aus dem Bericht des letztgenannten Vicekönigs theile ich die nachfolgende interessante Stelle in Uebersetzung mit (pag. 260. 261 des cit. Werks): „Die Provinz Río Hacha wird noch von einer erstaunlichen Anzahl Goajiros und Cocinas hedroht, und behauptet man, diese hätten 10,000 Krieger. Die Furcht vor ihren Einbrüchen dauert fort, ohgleich D. Ant. Narvaez, der lange Jahre hindurch Gouverneur dieser Provinz war, der Meinung ist, dass, wenn die Unrigen sie nicht verletzten und plagten, oder den Diebstahl einer Kuh sofort mit dem Blute vieler Indianer rächen wollten, diese ihrerseits ruhig bleihen und das mit ihnen bestehende friedliche Verhältniss nicht zerstören würden. Dies würde die geeignetste Gelegenheit sein, sie zu einem civilisirten und staatlichen Leben zu bringen, dem allerdings die herumstreifende und wilde Lebensart der Indianer widerstreht, die sich in kleine Ahtheilungen oder Haufen theilen, wegen der Nothwendigkeit, von Berg zu Berg und von Fluss zu Fluss ihren Unterhalt zu suchen.“ Um sie sesshaft zu machen, schlug Narvaez vor, Jedem einige Ziegen, eine oder zwei Kühe und einige Hühner zu geben, ihnen Häuser zu hauen und heim Urharmachen ihrer Felder behülflich zu sein.

In der *Relacion de Ezpeleta* (op. cit. S. 363) heisst es von ihnen: „Sie greifen selten an, obgleich sie gelegentlich einige kleine Räubereien in unseren Besitzungen ausüben. Wenn aber der Diebstahl eines Pferdes oder die Zerstörung eines Saatesfeldes durch ein Blutvergiessen gerächt werden sollen, so ist es sicher, dass der Indianer sich wiederum rächen wird und zwar mit Wncher.“

Trotz dieser jedenfalls sehr vernünftigen Ansichten fuhr man fort, die gewaltsame Unterwerfung zu betreiben. Die Erfolge waren aber so wenig erfreulich, dass *Mendinneta* (1803) in seinem Berichte sagt (S. 549 der *Relaciones*): „Der Plan, sie mit Gewalt zu unterwerfen, ist nicht gelungen. Es ist gleichfalls beinahe unmöglich, sie durch Sanftmuth, Unterweisung in unserer Religion und unseren Gesetzen zu civilisiren; denn sie sind durch den Verkehr mit Fremden und die Freiheit ihres Handels schon sehr gewitzt („resabiados“) und wollen sich mit unserm System nicht vertragen.“

In der darauf folgenden Periode des Unabhängigkeitskrieges verlor man natürlich die Goajiros ganz aus dem Auge, und erst durch ein Gesetz vom 13. September 1833 wurde ein neuer Versuch zu ihrer Unterwerfung („reduccion“) angebahnt. Man ernannte Caporales oder Häuptlinge für die einzelnen Stämme. Später berief man spanische Capuciner als Missionäre. Diese erreichten indess gar nichts, und die venezuelanische Regierung hatte nichts als Klagen, Beschwerden und Unannehmlichkeiten von dieser Pfaffeneinfuhr. In der neuesten Zeit hat man sich auf die Regulirung des Grenzverkehrs in *Sinamaica* und die Ueberwachung der Rinderausfuhr beschränkt. Wo wäre auch Venezuela, das leider aus seinen ewigen inneren Unruhen nicht herauskommen kann, im Stande, etwas Nachhaltiges gegen die Goajiros zu unternehmen! Es scheint, dass augenblicklich einige diplomatische Misshelligkeiten betreffs der Halbinsel zwischen Venezuela und *Neu-Granáda* in der Schwebel sind, und es hat wirklich ein angesehenes Mann den mehr als seltsamen Plan vorgeschlagen, die Goajiros sämmtlich gewaltsam in andere Gegenden Venezuelas zu schaffen, um sich ihrer als Feldarbeiter zu bedienen. Glücklicherweise wird aus alle dem nichts, und bei den eigenthümlichen Verhältnissen der beiden Nachbarstaaten ist den Goajiros noch eine lange Unabhängigkeit beschieden. Sollen wir das beklagen oder uns dessen freuen? Die Antwort ist nicht leicht. So viel aber ist gewiss, dass die Civilisation, die Venezuela oder *Neu-Granáda* jetzt ihr geben könnten, nicht die Anstrengungen und Opfer einer Eroberung werth ist.

Verzeichniss von Wörtern aus der Goajiro-Sprache.*)

A.

Abend, ariuéa.
 Abendstern, jorót.
 Acacie (*Acacia tortuosa*, Willd.), aipia.
 acht, mesquisar.
 alt, muilleu, araurá.
 Angelhaken, curia.
 arbeiten, acútjasch.
 Arm, tatuna.
 arm, camamisa (letztes a sehr dumpf).
 Armadill (*Dasyppus*), querú.
 Auge, toúj.
 Axt, chajaruta, póruj.

B.

Banane (*Musa paradisiaca*, L.), purana;
 (*Musa sapientum*, L.), guinea (span.).
 Bart, teima.
 Batate (*Batatas edulis*, Choix), jáisch.
 Baum, unú.
 Baumwolle, mauri.
 Bär, cayuri (wahrscheinlich Ameisen-
 bär).
 Berg, úchi.
 Beutelratte (*Didelphys*), uariuj.
 Bienenstock, mapáase (cfr. Honig).
 Blatt, sipana.
 blau, nits.
 bleib, yajt.
 bleib hier, yajt yayá.
 Blitz, acápalla, schiirájuya.
 Blume, jussí.
 Blut, guaschá.
 Bogen, jurach.
 Bogensehne, jurachápo.
 Bohne, schwarze, carsália.
 Bohne (frijol d. Spanier), quepeschúna).
 Boot, lancha, anua (von canoa).

böse, majús.
 bring, saja, painca.
 bring mir, sajama, paincama.
 Bruder, tajap.
 Bruder, älterer, tapaya.
 Bruder, jüngerer, temaliyi, temursé.
 Brust, tánitálu, huaitupua.
 Brüste, tachira.

C.

Cactus, yorú.
 Cassave, assújal-lú.
 Chinchorro (Art ordinärer Hängemat-
 ten), siri.
 Cocosnuss, oóco.
 Coralle, cururasch.

D.

Daumen, jóuschu, schiqui tajápira.
 Dieb, caluárala.
 dieser, tu (u sehr dumpf).
 Donner, júye, aturs.
 Dorf, pichi.
 dort, ohayá.
 drei, apuní.
 du, piá.

E.

Ebene, nachuá.
 Ei, juschucu.
 Eidechse, caranirschari.
 einäugig, machauri.
 eins, guanó.
 Eisen, cachuer (Nagel).
 - siguarali (Kessel).
 Enkel, tarin.
 Enkelin, tarin jier.
 er, chirá.
 Erde, muá.

*) Die Aussprache ist nach spanischer Weise gegeben worden.

erzürnt, tatuj.
 Esel, pulico (span. burrico).
 essen, ecussa.
 Excremente, chaá.

F.

Faden, sipata.
 faul, schucurass.
 Feder, lange, jitúnna.
 Feder, kurze, sumurera.
 feig, cainpijess.
 Feind, taanú.
 Feuer, siguí.
 Fieber, porona.
 Finger, tajápira.
 Fisch, jíme.
 Flasche (irdene), japuínca.
 Flasche (grosse mit Korbgeflecht be-
 deckt), mesana.
 Fledermaus, pusichi.
 Fleisch, jíirco, páa (letzteres span. vaca).
 Fliege, juyúmule, jurconurer.
 Flinte, carcoso, carcabus (span.).
 Floh, jayapa.
 Fluss, ruop.
 Frau, jíer. (Quandt giebt hiáru als
 arawakisch für Frau.)
 Freund, tatansjut.
 Frosch, iper.
 fröhlich, anastain.
 Frucht, gí.
 Fuchs, narir.
 Füllen, potr (span. potro).
 fünf, jarare.
 Fuss, uóli, guágüi.

G.

gebären, jemeyus.
 geben, púpanúmai.
 ich gebe, pap.
 ich gebe dir, pap pir.
 gieb mir, papma.
 gehen, aunusch.

ich gehe fort, auni tayá.
 du gehst fort, auni chipia.
 er ging fort, unts.
 geh fort, púnata.
 lasst uns gehen, jauyó.
 Geist, guter, marsiba.
 Geist, böser, yarfá.
 gelb, poroinsia.
 Geld, ner (span. di-ner-o).
 geschwind, camora.
 Gesicht, oupuná.
 gestern, soncaricaica.
 gesund, anainchi.
 Gewebe, anion.
 Gold, oro (span.).
 Gras, arama (span. grama).
 gross, morói.
 grün, yotás.
 gut, hanás.

H.

Haar, taval-la, guaguara.
 Hängematte, jamáa.
 hässlich, majus (siehe böse).
 Häuptling, alagla, jaraura.
 Hahn, garina (span. gallina, Henne).
 Haifisch, peryuri.
 Hals, tanulo.
 Hammel, arner (span. carnero).
 Hand, huajapa.
 Haus, pichi.
 Herz, guani.
 heut, joucál-li, noncacaicaichi.
 hier, yayá.
 Himmel, siruma.
 Holz, unú (siehe Baum).
 Honig, mápa.
 hübsch, anachon.
 Hut, uon.
 Hund, erro (span. perro).

I.

ich, tayó.

Iguana, iguana.
 ihr, jayá.
 Indianer, guayú.
 Indianerin, huaricha (ist caribisch und zweifelhaft für die Goajirosprache).

J.

ja (durch Wiederholung der Frage ausgedrückt).
 Jaguar, carairá.
 jener, niasá.
 jetzt, jóru.
 Jungfrau, jimaálo.

K.

kalt, jimieis.
 Kamm, posutá, pastá.
 Kaninchen, alpána.
 Kinn, teiyalima.
 Klapperschlange, mara.
 klein, jintuf-li, morsachon.
 Knabe, tepuich.
 Knochen, júalse, schimschia.
 Knopf, carura.
 Kohle, puschúscha.
 Kohle, glühende, sigui (Feuer).
 kommen, schuschi.
 er kam, scheisch.
 komm, areche.
 komm du, arechípia.
 Kopf, tequí.
 Körper, huatapa.
 krank, ayurs.
 Krebs, jororo.
 Krieger, guayabás.
 Kröte, acors.
 Kürbis, uír.
 Kuh, pa (span. vaca).

L.

lachen, asúl-lejisch.
 lahm, schatsch.
 lang, jaapu.

Lapa (*Coelogeny: Paca*), patúa.
 laufen, taguachirassa.
 Laus, mapuí.
 lebendig, catauchi.
 leer, jotuso.
 Leuchtkäfer (*Elater noctilucus*), caná.
 lieben, álschi, aisinipura.
 liegen, sarain.
 es liegt mir nicht daran, aiteire.

M.

Made (im Käse), jocoma.
 Mädchen, kleines, jintor.
 Mädchen, erwachsen, isas.
 Mädchen (unverheirathete Person), mājuyen.
 Mais, máique.
 Maisbrod, yája.
 Mann, guayú, jarich.
 Maus, uiyél-ligua, pichauri.
 Meer, pará.
 Melone, meruna (span.).
 Messer, ruli.
 milchig, coyu.
 Mond, cáschi.
 Morgen (Subst.), hualtachó.
 morgen (Adv.), gualtá.
 Mücke, marir.
 Mund, tóimata.
 Mutter, mamá.

N.

Nacht, álpaa, aipá.
 Nadel, uchíye, atia.
 Nagel (unguis), tapstáuscha.
 nahe, pejés.
 Nase, teichi.
 nein, napor.
 Nest, surá.
 neun, jivana.

O.

oben, uimpuá.

Ochs, tola, nebij (span. toro, novillo).
 öffnen, pácara.
 Ohr, taché.

P.

Papagei, calésch, oroyorú.
 Papier, cararauta (span. carta, Brief).
 Peitsche, gurára (carib. guaral, starke
 Schnur).
 Perlen, cacuna.
 Pfeil, jatú, jimalá (vergiftet).
 Pferd, ámma, jama.
 Puma, nasasch.

R.

rauchen, asinasch (Tabak).
 Reh, irama.
 reich, guaschir.
 reiten, ama-usch.
 Rinde, jütta, susta.
 Rochengift, imaró.
 Rohr, parala.
 roth, schocó.
 Rücken, tasappo.

S.

Sack, tarega (span. talega).
 sagen (was sagst du, casa puche).
 Salz, chi, ichi.
 Sandfloh (ist unbekannt).
 Schabe (*Blattae spec.*), sipul-la, caschap.
 Schädel, bisquí.
 Scheere, parajus.
 Schildkröte, sihuánira, saguair.
 Schlaf, tunques.
 schlafen, jatúncussa.
 Schlange, uúl-li, güiri.
 schliessen, sérera (spau. cerrar).
 Schmetterling, guaguaché.
 schrien, auartass.
 Schuh, sapat (span. zapato).
 Schwager, taresch.
 schwanger, ipúol.

schwarz, morsiya.
 Schwertfisch (*Xiphias*), yatara.
 Schwester, taschumú.
 Schwester, ältere, tapaya jíer.
 Schwester, jüngere, temalirua, temuima.
 Schwiegerin, tariñu.
 schwimmen, catanasch.
 Scorpion, yaúru.
 sechs, aipirú:
 sehen, terajáin, terin.
 ich habe ihn nicht gesehen, napor
 terin.
 setzen, joyétüsch, soró.
 sie (3. Pers. Plur.), nayá.
 sieben, acarare.
 singen, éirjasch, ayáguajas.
 Sohn, tachóu.
 Sommer (trockene Zeit), muriofantari.
 Sonne, cáli.
 sprechen, yoúrnutüss, auschujass.
 stark, caroláisch, patacuna.
 stehen, schavatüsch, schaurts.
 stehlen, al-luájisch, armasch.
 Stein, ipá.
 Stern, ciliguála.
 stinkend, quéjuns.
 Stinkthier (*Mephitis*), yarina.
 Stirn, teiporú.
 stumm, maneisai.
 Stute, jáma jíer.

T.

Tabak, yúl-li, yuri.
 Tag, jocal-li, cari.
 tanzen, oyarnojava.
 taub, macheisai.
 Taube, iruli, guaguas.
 Thal, jíichi.
 Tochter, tachóu jíer.
 todt, autsch.
 tödten, autusch.
 Totoma (Schale der Frucht des Calabar-
 sen-Baums, *Crescentia Cujete*, L.), ita

traurig, jnstain
trinken, assüssa, tasin.

U.

Urin, schira.
unten, napná.

V.

viel, maima.
vier, pienchi.
Vogel, uchi.
vorgestern, uanécalica.

W.

Wärme, guaraschisá.
Wald, únu, unúquigua.
Waldmesser, charajuta.
wann, jauja.
warm, jeisch.
was willst du? casa puchequí?
Wasser, uf, uín.
Wassermelone (*Citrullus*), calapasa
(span.).
Weide (*Pascuum*), arama (span. grama,
eine Art Gras).
weiss, nnejtalli, casnto.

weisser Mann, alijun-na.

weit, nártass.

wer, jann.

wie heisst? casa ton?

wie viel? jer?

wie viel mehr? jer má?

Wind, joutál-li.

Winter (Regenzeit), juyap.

wir, guayá.

wo ist? jaraschiá?

wohlriechend

wohlschmeckend } jemets.

Wurm (in den Maiskörnern), raligua.

Y.

Yuca (*Yanipha utilissima*), süsse, uol-
góna, aya.

Yuca, bittere, guayamala.

Z.

Zahn, táli.

Zehen, jápira tóli, siché guagút.

zehn, poró

Ziege, caura (span. cabra).

Zunge, meine, tayé; eines anderen niyé.

zwei, piamo.

Ethnologische Beiträge.

Bei den von Fabian (399 p. d.) besuchten Uiguren erkennt*) Vam-Yen-Té (981 p. d.) tiefliegende Augen und lange Nasen, zu einer Zeit, wo sie unter

*) Von den (obwohl an Dialecten verschiedenen) in Sitten übereinstimmenden Völkern der Ta-Wan, Ta-Hia und Ansi (Asi) bemerkt Saemathien (100 a. d.), dass sie tiefliegende Augen, starken Bart und Schnurrbart haben (von den Chinesen im Metallschmelzen unterrichtet). Zur Zeit der Thang werden die Bewohner von Khangkiu beschrieben als grossäugig und langnasig, und ebenso heisst es im Wen hian thoung khao von Khangkiu (mit der Stadt Alouti), dass die Bewohner tiefliegende Augen und vorstehende Nasen haben, sowie starken Bart. Das Gebiet

der Herrschaft der besonders unter Wang-lou-ching (1001 p. d.) mächtigen Hoihe (Kaotche der uigurischen Hauptstadt Kiao tschin's) standen. An die (759 p. d.) unterworfenen (und als gelbrothe Hakas nach Norden getriebenen) Kian-kuen ging (841 p. d.) der Stammsitz der Hoihe (am Arkhon) verloren, und beide Völker mischten sich nun (wie früher in längeren Kämpfen, jetzt) durch ihr Zusammenwohnen, so dass die Besetzung der (vormals chinesischen) Provinz Si-tscheou (im Lande Khamil und Turfan) von einem zwar Hoihe genannten, aber aus Hoihe und Hakas gemischten Volke (962 p. d.) ausging. Als diese (durch ihre uigurischen Unterthanen, sowie die früheren Beziehungen der Hakas zu chinesischer Civilisation gebildeten) Herrscher dann durch die in China aufstrebenden Khitan nach Westen gedrängt wurden (während die eigenen Könige der Uigur-Kaotschang in chinesischer Vasallenschaft verblieben), trieben sie dorthin die Keime der späteren Usbeken-Macht (schon vorher in friedlicher oder feindlicher Berührung mit den übrigen Türkenstämmen). Von den kriegsgefangenen Turk, die an dem Hofe der Sassaniden zu Ehrenstellen (unter Persern und Arabern) befördert wurden (wie die uigurischen Schreiber an dem Hofe Djingiskhan's), verbreitete sich rasch der Islam, so dass der Name der Hoihe oder Hoihoi den Chinesen bald zu allgemeiner Bezeichnung der Mohamedaner diente.

Die Vorfahren der Uiguren (oder Khou-li-fi-lo) wohnten am Flusse Arkhon (im Karakorum-Gebirge entspringend), und ihr Reichsstifter Boucon-Khan, der (745 p. d.) die Thukiu besiegte, soll (nach den chinesisch gelesenen Inschriften seiner Residenz am Arkhon) der Abkömmling von zwei Bäumen gewesen sein (s. Djouveini), wie auch (nach Klaproth) Ougour-Kkan von einem Baume, der im nördlichen Paradiese wuchs, geboren gewesen. Bhoucou-Khan war der Erste, der die Uiguren in die Ebenen von Turkistan führte, ein (847 p. d. von Kirgisen und Chinesen zerstörtes) Reich im Osten gründend, und die von ihm erzählte Abrihtung drei wunderbarer Krähen im Sprechen deutet auf die dann durch ihre höhere Cultur (in Bischbalig oder der Fünfstadt unter dem Idi-cout oder Landesherrn betitelten Fürsten) und Schrift erlangte Superiorität des Uigurischen (Osttürkischen), worin Rubruquis deshalb die Wurzel der türkischen und kumanischen Sprache findet, indem diese lingua Uroresca für die turkomanischen Wandervölker eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie die arabische des Koran für die semitischen. Die Abstammung von dem am Boden wurzelnden Baume*) zeigt den Eingebornen im Gegensatz zum Wanderer, der in dem unstäten Thier seinen Ahn erblickt.

der Usiu lag am oberen Etsina in Kantscheou, Sontscheou und Schatseou am Nordfuss des schneeigen Nan-Shan und am Ufer des Boulounghir. Die langen Pferdegesichter lagen (für die Chinesen) westlich von Turfan. Kaiser Hiawuti hörte von der Flucht der Yneitchi, deren König von den Hiongnu getödtet war. Der allein übrige Königssohn der von den Hiongnu vernichteten Usiu wurde (durch ein Wunder erhalten) von den Tschou-yu zum Könige des noch übrigen Volkes eingesetzt.

*) Die (bei der Trennung) nach dem Irtisch gezogenen Uiguren (um dort von der Jagd zu leben, während die andern sich in Bish-balig niederliessen) könnten (nach Fischer) die Vor-

Bei Beschreibung der Usiun als einer blonden Rasse erwähnt der chinesische Geschichtschreiber zugleich ihre im Aeussern deutliche (wie bei den Hunnen für Ammian, dem sie als zweibeinige Thiere erschienen) Herstammung von den Affen, eine auf ihre alte Heimath zurückführende Sage (auf die Grenzgebirge Tibet's, wo dieselbe heimisch ist), während die hellen Haare und Augen grösstentheils auf Rechnung der unterworfenen Eingebornen in ihren neuen Sitzen (wohin sie gleichfalls von den Hiongnu gedrängt, den Yueitchi folgten) zu setzen sein werden, so dass hier unter sibirischen Blondnen die dunkle Varietät (wie die Nachkommen des Chinesen Li-ling bei den Kian-Kuen) die adlige Minorität bilden mochte (während umgekehrt bei den Kaisak-Kirgisen die helle, in den weissen Knochen, den schwarzen gegenüber steht). Die von den Yueitchi im Lande getroffenen und (als ihre indoskythischen Vorgänger) nach Bactrien (als Sacaraulen, neben Asiern, Pasianern und das durch den Hindukusch von Kabul getrennte Tocharistan benennende Tocharer) getriebenen Sai entsprechen den nach Iran vorgeschobenen Posten der Skythen, wodurch der Name Sacae zum allgemeinen geworden war, und wenn Strabo später in den Bergfesten des Issikul die Aufenthaltsorte der Sacae kennt, so ergeben sich diese als die Reste der in unzugängliche Zufluchtsplätze (auch von den Kara-Kirgisen, als heutige Sitze, bei der sibirischen Eroberung gewählt) Geflüchteten, ähnlich wie die Garamanten, die früher die Troglodyten jagten, sich jetzt selbst als Fels-Tibboo verstecken. Die Sai geboten (vor Ankunft der tangutischen Zuwanderer) als Herren im Lande, und die grosse Masse des Volkes wird aus den als weitest (vom Baikal bis westlich vom Ob und Irtytsch) verbreitet geschilderten Tingling gebildet sein, bei denen vor allen die Eigenthümlichkeiten der nordisch hellen Rasse als charakteristisch erwähnt werden. Auch bezeichnete ihr Name in der Usiun-Sprache geradezu die „alten Leute“, und wenn sie sich im Norden nnabhängig hielten, bis (48 a. d.) in die Gewalt Tshi-tshi's (der bei der Ergebung des Tschen yu Houhansie an China ein westliches Reich der Hiongnu errichtete) fallend, so wird sich die gleichartige Färbung doch von ihren Sitzen aus bis über die der Hiongnu erstreckt haben, da in Kashgar (Choule oder Khin-cha) wieder eine blonde Bevölkerung Erwähnung findet, wie auch die westlich an die Usiun grenzenden Hou-te oder Khou-te dazu gerechnet werden (bis an die Sitze der Massageten, die sich dann in den Alanen oder Yan-thsai fortsetzen). Die jetzt im Süden der Oststeppe wohnende Grosse Horde der Kirgisen führt den Namen Uisun. Viele der dienenden Horden werden damals (wie später unter den Thukiu und weiter) den Namen Ki-li-ki-szn (Ki-ku oder Khin-wu) geführt haben, und wenn allerdings zu Zeiten die Kraft des Volkes einen selbständigen Schwerpunkt finden mochte in einem

fahren der Wogulen sein. Obwohl tatarisch redend, heissen die Baschkiren (als andern Ursprungs) Uschtäk (Ostjaken) oder Fremde (bei den Kirgisischen Kosaken). Tschud bedeutet (bei den Russen) in allgemeiner Weise die Fremden (Fischer).

Midydjito (medischen Midgard, wie im indischen Madhyadesa), wenn selbst glänzende Triumphe, wie der Hakas über die Hoihe, dem Oje den Titel eines Khakhan verleihen konnten, so stellte sich doch periodisch immer wieder das Niveau der schutz- und machtlos wandernden Nomadenstämme her, wo dann (s. Klaproth) die Horden der Kiankuen mit denen der Thing-ling untermischt lebten. Der Name Ki-ku in analogen Formen scheint, wie in Indien, auch im Westen gebräuchlich zu sein, wo er an den uralten Kikonen haftet, und die Kilikier treten durch ihre gleichzeitige Bezeichnung als Hypachaer (s. Herodot) in eine mannigfaltige Reihe von Beziehungen. Bei den Kian-kuen, die (wie die Agathyrsen und andere pictische Nationen Europas) das Tätowiren übten, übertraf die Zahl der weiblichen Geburten die demännlichen, eine den Chinesen wahrscheinlich durch die Nachbarschaft der Usun, bei denen (wie in Tibet) das Gegentheil Statt finden mochte, auffällige Beobachtung. Die (tätowirenden) Tungusen, deren eigentlicher Name (nach Strahlenberg) Tingis war, gelten (nach Abulghasi) als die ursprünglichen Taren und werden (in den See-Mongolen oder Wasser-Mongolen) mit (homerschen Abiern (Ab, das Wasser) oder Gubiern des Biurnauer Landes der Dauria (Scythia extra Imaum) identificirt. Der (auf König*) gedeutete) Titel Kuen-ma oder Kuen-mo (bei den Usun) führt auf das im Siamesischen (und tibetischen Dialecten) gewöhnliche Khun (Khun luang) und hier würde eher Kuen-ti das männliche Geschlecht ausdrücken (mia dagegen weibliche Endung bei Thieren). Auch Ongh ist (siamesisch) königlicher Titel (wie im späteren Ungkhan, als chinesischer Wan oder Fürst von Kara-Kitai). Der Nomadenfürst, bei dem Fa-Hian auf dem Wege nach Khotan verweilte, hiess Kung sun, worin Ritter das germanische König findet (in den alten Sätzen der Usun). Bei den nordwestlich von Sogdiana an den endlosen Sümpfen bis zur Grenze des Römer-Reiches lebenden Yanth sai oder (II. Jahrhundert. p. d.) A-lan-na (A-lan-liao oder A-lan) wird von den Chinesen (wie in römischen Kriegen) ihre Geübtheit im Bogenschiessen erwähnt. Doch waren sie, ausser einer nomadisirenden, auch eine Städte bewohnende Nation, und unzweifelhaft eine Handel treibende, worin ihre weiten Wanderungen (in Wagenburgen) bis zum Ganges (b. Amm.) natürliche Erklärung finden, zumal ihnen die Chinesen als (rajputischen) Handelsleuten in den Ländern der Liang den Namen Sout (South) beilegen, also den indischer Kaufleute (Setthi oder Southie). Ihre Selbstän-

* On appelaît les habitans de l'Estie les petits rois, Kunigs, de leurs villes (au nombre d'environ cinquante), ils avoient pour boisson le Kumiala, pienas et Medos, dans la cérémonie des obsèques ils faisoient des guérims (giart, boire à rasades). Une de leurs villes, appelée Trakas, étoit bâtie au milieu d'un lac, elle étoit entourée de prairies, ainsi qu'une autre, nommée Lida, sur un terrain voisin des forêts, qu'ils exploitoient (890 p. d.). Les Estes (au temps de Vulfstan) avoient un boisson fait avec le lait de cavalle (comme les Tatares et les Calmonks). Kumiala s'appelle (en Lituanien) cavalle, quenias signifie lait Kunigas signifie (en Lituanien) prêtre, Kunigaystas prince. Medos est une boisson faite de miel chez tous les Slaves. Trakas en Lituanien a le nom d'une prairie qui entourait la ville de Troki, bâtie au milieu d'un lac. Lidimas veut dire en Lituanien bois exploité (Siestrzencevicz).

ligkeit endete mit der Herrschaft des Wang-Houni (Königs der Hunnen), wie auch vor den Hunnen Attila's zuerst die Alanen fielen. Wie bei der Besiegung der Usun (156 p. d.) die Sianpi nach Westen vordrangen, mögen auch früher dort verwandte Stämme geherrscht und die griechischen Erzählungen von (kalmükkisch) geschorenen Argippäern veranlasst haben. Ihrer Hegemonie folgte die der Juan-juan, und da diese (seit Vertreibung der Liang) Uiguren unter ihren Vasallen zählten, liegt das Hervortreten der Namen Uturguren, Kuturguren, Bulgaren, Ugern bei westlichen Historikern nahe. Als die Juan-juan selbst vor den Thakiu zu fliehen hatten (554 p. d.), erschienen sie vor Byzanz als (falsche) Avaren (Sogoren).

Von den Usiun wird bald gesagt, dass sie aus ihren ursprünglichen Sitzen den vor den Hiongnu retirirenden Jueitchi gefolgt seien, bald dass sie von diesen in bereits festen Sitzen am Ili angetroffen wären, immer aber wird einer zweiten Begegnung erwähnt, indem die in diesen Sitzen am Ili aufs Neue von den Hiongnu bedrängten Usiun auf die Jueitchi im Süden des Jaxartes gestossen seien, und diese dann (aus Tawan oder Schasch in Fergana aufbrechend) auf die ihnen nach Süden (ins bactrisch-griechische Reich) vorangezogenen Sai gefallen, und sich (Khangkui oder Sogdiana, als das Land zwischen Samarkand und Bokhara durchziehend) zuerst (unter Tabia oder Dahae) in Transoxiana (am Nordufer des Oxus) niedergelassen hätten, dann in Bactrien (und als Eroberer von Kabul oder Kiphin, Kandahar oder Kianthowei, Belludschistan oder Foe-leoutscha, Sind oder Jat und sonst in den Formen der Indo-Skythen) angetroffen wären. Es liesse sich deshalb annehmen, dass das von den Jueitchi am Ili getroffene Reich ein einheimisches gewesen, dessen Name sich auf die später anlangenden Eroberer (mit dem ihrigen amalgamirt) übertrug, so dass diese jetzt fortan als Usiun auftraten, wogegen er ursprünglich nähere Beziehung zu den Sai (Sakae) gehabt haben mochte, deren sämtliche Gebiete deshalb auch dann von den Usiun in Anspruch genommen wurden. Mit dem Namen der Sai würde dann ferner der der Asi (Gantsai oder Parther) zusammenhängen, die anfänglich die südwestliche Verbreitung der Sai darstellend, sich nach dem Falle ihrer Stammsitze desto energischer aufriffen, und in geschlossener Macht dem westlichen Vordringen der Jueitchi wehrten, so dass diese nach Süden ablenken mussten, nach Indien oder Chintou (von wo das Thsian han chou von dem alten Handel durch das Land der Tabia*) berichtet). Wenn Strabo also unter den aus

*) *Habitant in partibus occidentalibus propter Armeniam Caspili, infra quos est Margiana juxta totum Assyriae latus, ad mare autem Cadusii et Gelae (Ferdus) et Dribyces, post quos porrecti in mediam terram Amariacae et Mardi. Incolunt deinde regiones quae sunt prope Cadusiorum terram Carduchi et Marundae usque ad Margianum lacum, quae introrsum sunt si Gelis Margasi, post quos Tropatene extenditur Amariacis tenus, et orientem versus Zagro monte Sagartii (s. Ptol.). Byltae ad Imaum montem (Ptol.) Pascuis utuntur desertae terrae in partibus meridiana Patichae et Chuthi, quae media sunt Zadanophydris, latus ad septentriones et occasum vergens dicitur Modomartice (in Carmaniae desertae situs). Incolunt Carmaniae partes prope desertas Camelobosci qui vocantur Soxotae (Σοξόται), infra hos a mari extenduntur*

Sogdiana hervorbrechenden Völkern, durch welche das griechisch-bactrische Reich gestürzt wurde, der Asi erwähnt, so mögen damit die von den Jueitchi aus den Usiunländern weiter südlich getriebenen Sai bezeichnet sein, während ihre Verwandtschaft mit den Parthern, die unter den Erwerbungen in Persien schon einen sie im besondern characterisirenden Typus gewonnen hatten, aus den Augen blieb, und wenn es (bei Justin) heisst, dass die Asi die Fürsten der Tocharer gewesen (wie der Name Usbeken den Fürstentitel der Kiuszu oder Ghuz einschliesst in Beg), so zeigt sich ein in Thouholo oder Tokharistan ehrender Titel involvirt (während die Bewohner der asischen Hauptstadt Alanmi sich unter den Thang des Preisnamens der Tokie oder Tapferen rühmten). Wenn nun die Sai (früher Sakae) oder (anaptyxisch) Asai (Asi) in das Land der (nach Amm.) bis zum Ganges wandernden Alanen (bei Ptolem.) fallen, so lassen sich weitere Namenveränderungen verfolgen. Der auch den Osseten des Kaukasus bekannte Uebergang der Assi in Alani wiederholt sich (unter den Thang) in Khodjend, wenn bei der Erhebung des Fürsten zum Thsenske der Name seines Staates aus Alan in Asitcheou (District der Asi) verändert wird. Gleichzeitig (660 p. d.) erhielt das aus dem Geschlecht der Grossen Jueitchi beherrschte Königreich von Chasepi (Kesch bei Samarkand) den Namen Sse (Sai) oder Che, so dass auch hier eine Erneuerung der alten Bezeichnungen Statt fand. Die Yanthsai hatten unter den Han ihren Namen in Alanna verändert, bis zum caspischen Meer (nach Ssemathien) wohnend. Der jüngste Uebergang des Asen-Namens nach Europa (zur Zeit der Völker mischenden Kriege des Mithridates) gewann in Aspurgium den Ausgangspunkt für den Norden, aber schon früher hatte er (vom troischen Askanien oder Askenaz aus) in etruskischen Asoi und gallischen Hesus die Völker des Westens durchweht.

Wie die Usiun in dem durch sie besetzten Lande der Sai (im Gegensatz als Assai) oder Sacae (durch den Jaxartes von den Sogdiern getrennt, wie diese durch den Oxus von den Bactriern), konnten die Jueitchi den ibrigen von ihrer Herrschaft im Lande*) der (n. Strabo) als östlich an die Dähae (Tahia) grenzenden Massa-Geten (ein bis zu Timur's Zeit unter den Geten am Saisan-See und der Westseite des Altai fortdauernder Name) erhalten haben, und Strabo unterscheidet unter den Bactriana besetzenden Wanderhirten die Asier, Pasianer, Tocharer und Sacarauler von den aus der Gegend jenseits des Jaxartes (unter Saken und Sogdianern) Ausgezogenen, wobei

Rhudiana et Agdenitis, deinde Paraepaphitis, infra quam Arae et Charadrae gentes, deinde Cabadene et Canthonice atque ad mare Pasargadae et Chelenophagi (Ptol.). Amarisipi in Bactriam (Ptol.). Ἰντὶ δὲ Ἀλα ὠρων ἀκίονοι Σκῦδα ἀροιστῆρες (Herod.). Ταύτων δὲ ποταμὸν διαβάντι, οὐκέτι Σκυθικῆ, ἀλλ' ἢ μὲν πρώτη τῶν λαῶν Σαρροματῶν ἐστὶ (Herod.). λίξις (jionice), das Loos λάξις, das durch das Loos zuertheilte (Land). λαξις ex antiquo λάξω vel λαχέω (Schweigh.). λάχος, Loos, Schicksal. Coch ist in böhmischen Sagen ein Lech oder (edler) Mann. Auf die Bvutae (in Serica) folgen als äusserste die Ottorocorrhae (nach Ptol.).

*) Weitai meint auch in der That, dass die vielfach, wie die Yetha, mit den Yueti (Yuetchi) zusammenfallenden Yinthian (Yita) am besten als sogdianischen Ursprunges angesehen würden.

die letzteren die aus der Ferne herbeigekommenen Stämme bezeichnen, die ersteren dagegen die vorwärts gedrängten einheimischen, die (obwohl in einzelnen Stammesnamen unterscheidbar) sich im Allgemeinen als Sacae oder Sai (Sse) zusammenfassen liessen. Sie scheinen nach ihrer Ankunft in Bactrien unter den inneren Verwirrungen und den Kriegen mit den ihnen stammverwandten Parthern zum Theil in griechische Dienste getreten zu sein und werden zu Alexander's Eroberungen in Indien (deshalb auch später zu dem nationalen Triumphe Vicramaditya's über die Sakas) beigetragen haben, aber erst die auf ihren Spuren folgenden Fürsten aus tangutischen Ländern (an der Grenze Tibet's) errichteten ein organisirtes Reich mit gläubiger Hingebung an buddhistischen Mönchskultus. Die unter den Dahern genannten Stämme der Aparner, Xanthier, Pisurer führen (ihrer geographischen Lagerung gemäss) den verwüstenden Grenzkrieg mit persischen Ackerbauern (in Strabo's Beschreibung), wie heute die Turkmanen, ohne an jener weltgeschichtlichen Bewegung Theil zu nehmen. Die Derbiccae*) oder Derbices beobachteten die vegetabilische Diät der buddhistischen Bikkhu aus dem benachbarten Ladakh (oder Khotan).

Die Sai (Sacae oder Scythae) oder Massageten (die durch die Thyssageten und Skoloten bis zu den Geten reichten) kämpften (als Turanier) mit den Persern, gründeten aber dann, durch die (stammverwandten) Jueitchi verdrängt, das parthische Reich (der Asi), während die Alanen oder As (Asa, als Kansische Tataren, und As-jach als Wogulen mit Ostjaken) nach Europa zogen. Auf der frei gewordenen Strasse der Steppen breiteten sich dann

*) Die gerechten Dyrbaei (Derbikken) liessen sich durch religiöse Bestimmungen leiten und assen nur Vegetabilien (nach Ktesias). Les Parthes (des Dyrbaei) étaient les enfans d'Ashek (Aresh ou Ashkesb) en Arsaces et Ashkanyans (s. Gobineau). Nach Strabo tödteten die Derbikken die Alten (die Greise essend). Südlich von den Derhikken (zwischen Parsen und Dabae) an der Mündung des Oxus wohnten die Tapuren oder Marden. Bertas oder Pertas (Sohn des Komany, Enkel des Nouh) war Ahn der Berdeh (Derbyssen oder Dyrbaei) oder (indisch) Paradas (Ponroutas), die (zur Zeit Djemeschid's) Hyrcanien (als Scythen) besetzten (his Damgham oder Hekatompylos herrschend), aus Ladakh kommend (s. Gobineau). Bei der Theilung mit Afrasiach erwirbt Aresh (König der Parther) Hyrcanien für Menoutshehr, indem sein auf dem Gipfel des Demawend abgeschossener Pfeil his an das Ufer des Djihun flog. Fradeshwad-Gher oder Fershwad (Parthyene) erstreckte sich (nach Abdallah-Mohamed) von Azerbeidschan bis Gourgan (zur Zeit des Menoutshehr). Menoutshehr verlegte die Residenz von Amal oder Temysheh nach Ragha oder Pehlou (s. Gobineau). Pehlu, Vater des Fars, war Sohn des Sem (Sohn des Noah). Les Indes connaissaient les gens de l'Iran sous le titre commun de Pahlawas (Pehlewans). Tourany (de Tur) signifie Turk ou Tjyny. L'origine de la langue turk est attribué à Aous, fils de Ter (Tourya). Cette dénomination veut dire ennemi (s. Gobineau). Les Afghans appellent Tour les populations brunes ou noires, telles que les nègres et les Hindous et par apposition Sour (Syriens) les peuples non noirs, Turks, Ouzbeks, Européens, Chinois et Mongols (d'après Mir-Elém-Khan). La race de Tour est celle de rois ariens-scythes (Gobineau). Amour habitait primitivement dans le nord-est (d'après Masoudi). Key-Ghohad (Gomata) se transporta de l'Elburz (inondé par les envahisseurs) dans les provinces du Sud et fit de la Perse le centre de l'empire, choisissant pour capitale Istakhar (Persépolis). Die Derbiccae (Σερβίκααι oder Σερβίκαοι) oder Derbices, die (nach Strabo) die Erde verehrten, assen (nach Aelian) die Greise, nachdem sie im Opfer geweiht waren.

von den Issedonen her stammverwandte Horden der Hiongnu aus, bis die Hunnen an der Wolga erschienen, und gleichzeitig kamen die Völker im südlichen Sibirien (längs des nördlichen Altai) in Bewegung, durch den Ural Europa betretend, als Bulgaren (von Theoderich in Mösien bekämpft), und um den Caspi nach Süden gewandt, die Chazaren, die im 5. Jahrh. ihre Einfälle in Persien (als östliche Türken) begannen und im 7. Jahrh. Heraklius gegen Chosroes unterstützten, während sich das centrale Reich der Thukiu am Fusse des Altai erhob (und die Avaren nach Westen trieb). Dieses wurde von dem Kaotsche oder Chuiche genannten Zweige der Uiguren gestürzt, und unter den eintretenden Stämmen wandten sich die Petschenegen oder Bessi (Bassiani oder Tatar-kuschba bei Madjar) gegen Russland (915 p. d.), und ihnen folgend (9. Jahrh.) die Cumanen oder Kiptschaken (Usen oder Guss), als Polowtzer. Mit Verfall der arabischen Herrschaften in Asien überschritten dann die aus Khowarezm zurückgedrängten Türken wieder den Oxus und eroherten (1034) Khorasan, als Seldschukken.*)

*) Gleich den Seldschukken wurden die Osmanen von Oghuz-Chan hergeleitet, während alle Türken (gemeinsam mit den Scythen) ihren Ahn in Targitau finden (und Japbet oder Japetos). Ein unter inneren Kämpfen nach dem Bergthal Irgene-khoum (am Argoun mit dem heiligen Dalai-Nor-See) versprengter Zweig türkischer Tataren schmolz sich unter Burteschino durch die Eisenfelsen und begründete seine Macht unter mongolischen Rathen (mit jaktischer Verwandtschaft), von dem Lande der (den Mandjuren verwandten) Tungusen aus die stammfeindlichen Tataren im Westen bekämpfend (dann aber in den Usbeken mit ihnen gemischt), und das Reich Kiptschak stürzend (sowie die türkische Dynastie bis zu ihrer Wiedererhebung). Der Stamm Tulga (oder Aschina, als Zweig der nördlichen Hunnen) der Ta-hiui befreite sich (an der Südsseite des Altai nomadisirend) von der Herrschaft der nach Norden gezogenen Schushan (deren Stifter Tscheluchu von den Hao-hiui stammte) und der bisherigen Zwangsarbeit in Eisenminen unter Tumyn, der 552 p. d. den Titel Ili-Chan annahm. Auf seinen Nachfolger Mhan-Chan Zyphiu folgte (573 p. d.) Tobo-Chan, der seinen Sohn Buli-Chan in die westliche (und Mifu-Chan in die östliche) Mongolei einsetzte [den Dsahnlos der Griechen]. Unter seinem Nachfolger Schabolju-Chan Schetu machten sich die Aboer (unter Abo-Chan) unabhängig, die aber von Mochō-Chan († 588 p. d.) besiegt wurden [und Bezug haben könnten zu dem Streit um die Genuität der Avaren]. Theophylact leitet die vielen Völkern gemeinsame Bezeichnung War und Chuni von den Ὀυρό her, und die von den Tulgaern vertriebenen Shushan standen auch in der That in einem Verwandtschaftsverhältniss zu den Hao-hiui (Hochwaglern) oder Toko, die vor der Macht der Tulgaer eine Zeitlang zurücktraten, aber als dieselbe durch die Einfälle der stammverwandten Sse-Janto (Sse) oder Ili-tchi (nördlich am Urumji nomadisirend) geschwächt war, in der Verbindung der Choicher (Uiguren), Hölölu und Bassiml (mit Hilfe China's) die Herrschaft der Tulgaer stürzte. Der an dem chinesischen Hofe mit dem Heidentitel belehnte Hölö-Chan († 759 p. d.) wird die Kirgisen (758 p. d.) unterworfen haben, und unter seinem Nachfolger Dynli-Chan verloren sich in Folge des steten Verkehrs mit den Chinesen die einfachen Sitten der Choichorer, unter zunehmendem Glanze des Reichthums und der Bildung (mit ihrer Literatur). Dann durch mehrere Jahre von Pest und Kälte geschwächt, fiel das Reich der Choichorer an die nördlich am Tarbagtai wohnenden Chagass, die (kühn und muthvoll, mit Adlernase, rothem Haar und blauen Augen) den choichorischen Kōssi-Chan (840 p. d.) besiegten (als Kirgisen). In China gründeten (9:9 p. d.) die von den ostmongolischen Dun-chu (die schon im 4. Jahrh. a. d. neben Jueitschi und Chunu genannt werden) stammenden Kidan die Leo-Dynastie und während ihrer Kämpfe mit den Nintschiern bildeten sich Söldnerbanden aus den schwarzgekleideten Tatan, die, ein Zweig der (aus amurischen Suachen und mandchurischen Ilu entstandenen) Mochō, sich in die vier Stämme der Tatar, Taischn, Chōrō und Mongol (mit Djingis) theilten. Von den Arslau-Chaou (Schl-Zay-Wan) der Choichoren (in-Pitschan) mögen

Die (von den Türken) wegen ihrer wilden Wolfsnatur*) Kurdi oder Kurti genannten Räubervölker am schwarzen Meer (wie in Kurdistan) hießen (nach Chardin) sonst Lazi (oder Lesghier am Kaukasus), was einen Piraten bedeute und (nach Strahlenberg) sich (von Laez oder Laes) als Waldmensch (Laessnoi Ludi) erklären lasse, so dass Sheringshamus den Namen auf die Kimmerier (der Krimm oder Ghazaria) oder die (auf Comari Seeraub treibenden) Kimbern übertrage, und damit eine Anknüpfung zu den barbarischen Hilfstruppen der Laeti (Lazzen oder Lassen) bilden würde (in den römischen Garnisonen), welcher Name später das vielfach erprobte Schicksal erfuhr, nach neuer Eroberung an den Unterworfenen zu haften. Unter den Kämpfen der Araber gegen die Turkomanenstämme war der Titel Ghasie beliebt, als ein gegen die Ungläubigen streitender Held, der sich durch sein Ghasia oder Rhazzia (Lazzia mit Kudelka's Murmellaut) furchtbar machte. Auf anderen Analogien-Reihen zweigt dann der Name der Chazaren ab (in Korsaren auf khorasanische Kurden zurückführend). *Κιμέρους ἐπονομάουσι οἱ Γερμανοὶ τοὺς ληστοὺς*. Wie die Tschelalayr, Tataren, Ouyrat, Ungut, Kerayt, Nayman und andere Stämme zu Raschid-eddin's Zeit sich als Mongolen zu bezeichnen liebten, so hatte mau früher (wie derselbe hinzufügt) nach den durch Eroberungen berühmten der Tataren gesucht, und aus solcher Erinnerung war dann eine besondere Horde der Tataren**) unter den Mongolen verblieben, wie jetzt der Nayman, Kiptschak u. s. w. unter den Kaisak-Kirgisien.

die Seldschukken ihren Titel genommen haben. Reste der Tulgaer, die nach Norden an den Amur geflüchtet, errenten ihre Mythen des Eisenhandwerks und den alten Hass gegen die Hao-huier (wie auch Privatfeindschaft zwischen Mogol und Tatar bestand). In der westlichen Ausdehnung der Sse-Janto als Sse (oder Sacae) fand schon früh Berührung mit den blonden Völkern statt, die dann wieder in den Chagass hervortraten und (während früher die Türken die Cherkess unterworfen) im südlichen Sibirien die Obermacht bewahrten, bis zur Ankunft der (russischen) Kaisaken, worauf sich die Burut in die Berge zogen, in den Ebenen jedoch das Mischvolk der Kirgis-Kaisaken erwuchs.

*) The name Hyrcanians signifies „the wolves“ in Zend, and is exactly represented by the modern Persian Gurgan (s. H. Rawlinson). Jetzt nomadisiert der Taimuni-Stamm in den Wüsten Hyrcaniens (aus chazarischen Khorassans) oder Parthiens, aus denen (14. Jahrh. p. d.) die Eusofzye nach dem kabulischen Abhange des Hindukusch zogen, wie für die weiter in Indien siedelnden Patanen (oder für Perser) nördlicher (von Apak oder Norden in Bacter oder Bactrien), Rohilkend, das Gebirgsland (der Afghanen). So werden die Sinpoeh verdrängt sein, die früher in vier Stämmen (Kamoze, Hilar, Silar und Kamoje) um Kandahar sassen. Zum Tribut an die Tu-kju wurde das (nach dem Uang-hui thu) vom Himmel geregnete Eisen in Kirgisien verarbeitet. Die Tataren leiten sich von Türk als Stammvater. Die Chinesen bezeichnen alle ihre Nachbarn als Ta-ta oder Ta-tse (s. Fischer).

**) Jener Tata-Name (der unter neu übergelagerten Erobererschichten in die Verachtung der Tadjik oder Ta-tse hinabsank) mochte sich an die siegreichen Waffen der Ta-Hia in den (von ihnen stammenden) Tiaotschi oder Perser knüpfen, in Steigerung ihres Epithet als Grossen, obwohl er schon in früheren Geschichtsphasen erschienen war, in (armenischen) Titanen, (assyrischen) Teuthrauen, (germanischen) Teutonen u. s. w. spielend. Er hat zu verschiedenen Epochen anderen Rivalen (die ihn dann mehr oder weniger in seiner Bedeutung niederdrückten) weichen müssen, in dem für die Geschieke der asiatischen Steppenländer massgebenden Centralgebiete besonders unter dem Aufschwunge der Thukju-Macht, als die Bewohner von Alanai (der Hauptstadt der Asi in Bokhara) sich den Titel der Tokie oder Tapferen beileigten (wie Amu

Plinius nennt (hinter dem caspischen Meer und den Skythen) an der Grenze der Inder und dem Emodusgebirge, die Tochari (neben Attacori, Phyuri u. s. w.), die sonst (bei Dionys. Perieg. und Eusth.) mit Saken am Jaxartes und Serern vergesellschaftet werden (s. Ritter). Neben den Thyssageten (am Tanais und riphäischen Gebirge) stehen (bei Plinius) Turcae*) oder (nach Herod.) Ἰϋρακai.

die Tochari das ausgezeichnetste der den Bactrianern gehorchenden Völker nennt), und bald mit Ghazneviden, Seldschukken, Osmanen u. s. w. der Name der Türken weithin Schrecken verbreitete. Seine indess bereits in der alten Scheidung zwischen Iran und Turan (mit Turk als Diminutiv) involvirten Anfänge sind in (tyrrhenischen) Tursci, in Tokabara (den asiatischen Griechen auf den Keilschriften) oder der Helmträger (wie Turk im Persischen den Eisenhelm der Thukhiu bedentet) und anderen Klängen (der pluralischen Atrak, Atta u. s. w.) schon früh, dann in Turcingae, (finnischen) Turci, (arischen) Turcae (Yrkae) u. s. w. in Europa hekannt geworden, wohin die auch in Asien angeführten Thracier (mit Wiederholung der Dahae oder Dai und Daci) den Uebergang vermittelten, und sind ebenso durch die Turuschka (Tocharistan's) Indien nicht fremd (oder als dorische Taurier westlichen Bergen), gleich den Dhurani in Ghor (und Berdrani mit Yusufzye). Die Zamurris und Sheraunis wohnen auf dem Tukhti Schiman. Verschieden von den Spin-Kafir (weissen Kafir) waren die Tor-Kafir (schwarze Kafir) oder Siapnth (Siapusch) ein gefürchtetes Gebirgsvolk, dem die Mohamedaner Badakhan's jährlichen Tribut zahlten, ehe Timur ihre Macht (in dem Gebirgssitze Kueter oder Knttone) brach, so dass sie jetzt durch die Eusofzyes, die sie für die Sklavenmärkte Kabuls zu jagen pflegen, bei ihrer Ansiedlung verknechtet werden, um das Feld zu hauen oder das Vieh zu hüten. Die Stellung der (wie im Kaukasus aus Flüchtlingen neu recrutirten) Gebirgsvölker hängt von den politischen Verhältnissen ab, ob sie wie jetzt die Kurden (die zu Zohak's Zeit sich in die Felschnechten versteckten) die umliegenden Gegenden schrecken oder von diesen tyrannisirt werden. Unter den Kafir im Gebirgssitz Kueter (Kuttone) findet sich der Stamm Kuttaur, und der Fürst von Chitral (den bis Kunduz vorgedrungenen Usbeken tributpflichtig) betitelt sich Shah Knttone (s. Burnes). Der türkische Name mag den tangutischen Völkern angehört haben, die bei den westlichen Zügen nach ihren Sitzen am Lande der Sai (Saeae) und Maasageten den Namen Usun oder Yuetchi empfangen, aber den eigenthümlichen Tokharestan's oder Thukolo's in dem Berglande (nach ihrem Ahzuge nach Indien oder ihrem Angehen in Hiongnu und Thukhiu) bewahrten, wo die tibetische Sitte der Polyandrie und (nach Matuanlin) auch dasselbe Verhältnis der Geschlechter herrschte. In den Kämpfen der späteren Indoskythen mit den Asi oder Parthern wurde König Artabanus von den Tocheri oder Thogari besiegt, und obwohl ihr Name an diesen Sitzen später wieder zeitweis (bei ihren südlichen Eroberungen) verschwand, so weiss doch Menander, dass er vor dem nochmals neu auftauchenden der Saken bestanden, und meint deshalb, dass Tourkol ein älterer Name der Tocharer gewesen, und im Hinblick auf eine älteste Phase der Wanderungen (die mit den türkisch-tyrrhenischen in Europa zusammengehangen) mag es so gelten, obwohl sich sonst würde sagen lassen, dass ein noch älterer der der Sakae gewesen. Nachdem dann aus Resten der (mit Usun und Yuetchi verwandten) Hiongnu (und wahrscheinlich unter Assimilation solch türkischer Usiun selbst) die Thukhiu oder Türken am Altai hervorgegangen, erwachsen die schon vorher als *μῆν Ἰθροῦ* bezeichneten Tocharoi oder Türken zu jenor weit ausgedehnten Völkerkette, wie sie den die Oxusländer betretenden Arabern erscheinen musste und von Ibn Haukal (10. Jahrh. p. d) beschrieben wurde, als auf der einst Seite das chinesische Meer berührend, auf der andern in einzelnen Stämmen bis zu den Bulghar und Russ (im Westen) sich forterstreckte. Doch bewahrt sich die einmal geltende Unterscheidung von Tokharestan noch bei Edrisi, für den das Land Al-Tork oder Turkestan dagegen erst im Norden des Gihon beginnt. Odin führt (in der Hervararsaga) die Türken nach Norden.

*) Strabo kennt die Tocharer unter den Saken und τῶν Τοῦραρον, τῶν Σάκων καλουμένων τὸ πάλαι (b. Menander). Gegen die Tochari (b. Trog.) oder Thogari (b. Just.) fällt der parthische König Artabanus (Vater des Mithridates). Bei Ptol. stehen Τάχαροι (neben Jatae) am Nordufer des Jaxartes, aber die Τύνηροι, μέγα ἰθρος sind an den Oxus (südlich von den

In Pouho oder Bokhara (westlich von der kleinen An oder Ngan) heissen die tapfersten Krieger Tsche-kiei oder Tokiei, was in der Sprache des mittleren Königreiches (Ta-Ngan, als grosses Mittel Ngan) Helden bedeute (nach Matuanlin). Ssemathien unterscheidet die Ansi, als festgesiedelte Ackerbauer, von den nomadisirenden Ta-Yueti*) im Osten (100 a. d.). Im Westen der Ansi (die Silbermünzen mit dem Bilde eines Königs prägten und bei seinem Tode den Stempel wechselten) wohnten die Tiao tchi (Tadjik oder persisch Redende), im Norden die Yanhsai und Liban (Alan).

In den Berggauen Dizak (Uratippa's oder Osruschnah's) und Masikha traf Baber die Sarten noch im Besitze grosser Heerden von Schafen und Pferden (gleich den Turk). Sarten**) waren auch die Bewohner von Marghinan, aber

Zariaspen) gesetzt. Nach Macedonien's Besetzung durch Friga trennen sich Francions Franken von Turchof's Türken (Fredegar). Verschieden von Turkistan, begreift Tokharestan (b. Ebn Haukal) Taikan, Anderab, Badakshan und Penghir. Die Turkstämme, noch in Chin (auf chinesischem Gebiete) liegend, sind (gleicher Sprache mit Kirgiz und Kaimak) weit nach Westen verbreitet, selbst bis Bulgar und Russ (in einzelnen Stämmen), im Osten bis zum chinesischen Meer (980 p. d.). Gegen sie steht ein mohamedanischer Posten in Awasch. Mit seinem aus Turk, Chaldschil, Inder, Afghanen, Araber, Gaziden zusammengesetzten Heere besiegte Mahmud von Ghazna (Beherrscher von Tokharestan) den Turkfürsten Mekhan, der (aus Turkestan und Transoxiana herahkommend) den Gihon überschritten (Mirkhond). Kahul liegt in der Nähe von Tokharestan, aber das Land Al Turk oder Turkestan beginnt (nach Edrisi) erst im Norden des Gihon mit zahlreichen Nomaden, als Tibeter, Bagharghar, Khirkhir, Kimaki, Khizildis, Turkechs, Arkechs, Khiftschahs, Kbilks, Bulgaren (1154 p. d.) Das chinesische Thuholo bezieht sich auf das (durch Mawaralnahr oder Transoxiana von Turkestan getrennte) Tokharestan vom oberen Oxus (als Badakshan und Talikhan bis Wachan an der Südseite des Pamer), östlich von Balkh (s. Ritter). Die Bewohner von Thuholo oder (unter den Wei) Thuhulo verkehrten (unter den Sui) mit China (6. Jahrh. p. d.), mit Yta (Yitk) vermischt lebend (nach Tuyeou) in der Religion des Foe. Die Brüder nehmen zusammen eine Frau, weil (nach Matuanlin) es mehr Männer als Frauen gäbe. Bei 5 Männern trägt die Frau 5 Hörner an der Südseite der Mütze. Nördlich stiess Tocharistan (mit Schrift, wie in Khotan) an das (zur Zeit der Han) Ta-Wan genannte Land (nach Matuanlin), und war früher Land der Ta-Hia genannt, mit Ye oder She hu Wute, als Titel des Königs (s. Neumann). Die Nachfolger des Assena, Königs von Tocharistan, werden (in der Hauptstadt Yueichifu) zu Königen der Yta (Yeyita) erhoben. König Assena (von Tocharistan) schickte seinen Sohn mit Tribut nach China (650 p. d.).

*) Bei den Yetha, die (nach Matuanlin) von den Kaotsche oder (wie die Yita) von den Ta-Yueti stammten, herrschte Polyandrie (nach dem Suischu). Die Yetha, denen Khangkiu (Sogdiana), Khotan, Sule (Kaschgar) und Asi unterworfen waren, verschwägerten sich mit den Juanjuan (nordischen Sianpi), wurden aber (559 p. d.) von den Turk besiegt. Der Volksname Yitha war (nach den Chinesen) aus Yetha entstanden, dem Namen der Fürstenfamilie im Lande Hoa, dem (144 p. d.) alle Nachbarstaaten (wie Persien, Hoeipan, Kophene, Koueitsiu, Sule, Kume, Khotan u. s. w.) unterworfen waren. Die Yithian sind (nach dem Sifauki) sogdianischen Ursprungs, als durch die Kriege zur Zeit der Han zersprengt. Tammuz (der bis zur vierten Hinrichtung wieder auflebte) gehörte weder zu den Kasdiern (Chaldäern, denen die Nahathäer in der Bewohnung Babylon's vorangingen), noch zu den Kenaanäern, noch zu den Hebräern, noch zu den Geramiqah (Assyrern), sondern zu den alten Ganbasdiern (s. Makrizi). Dimeschqi erwähnt (neben Chaldäer, Assyrer u. s. w.) das alte Volk El-Ganhan. Nach Chwolohn sind die Ganban (Ganbar) die riesenhafte Urbevölkerung Chaldäa's, die von den semitischen Nahathäern vorgefunden wurde. Livius bezeichnet Alpenvölker als semigermanae. Nach Ptolemäos stand in Spanien (wo Germani zu Oretani rechneten) eine germanische Legion.

**) Die Badakshan (mit Lagern wandernder Usbeken im Westen) bewohnenden Tadjik heissen Badakshi (nach Elphistone) und die Einwohner der von Murad Bey (der von Kunduz auch

Ferghana war (zu Baber's Zeit) von Turk bewohnt und alle Einwohner verstanden das Turk in der guten Schriftsprache. Obwohl die Sprache Kokan's türkisch ist, bemerkt Mir Isset (1813 p. d.), dass die Stadtbewohner Tadjik (persisch Redende) sind. Nach dem Thai-thing y-thoung-tschü (1790 p. d.) sind die Einwohner Khokan's (persischer Sprache) von derselben Rasse wie die Burut. Vambéry unterscheidet in Chiwa die Sart-tili (der Städte) und Uezbeg-tili.

Die Länder um Yarkand heissen Mogulistan, indem das Landvolk von den Städtebewohnern Mogul genannt wird, ein wahrscheinlich von den Mohamedanern den Feneranbetern (wie in Mogestan) gegebener Name, der dann in der Bezeichnung von Heiden (Gentiles) mit dem Volksnamen zusammenfiel (ähnlich wie bei Aramäer). Der von den Mohamedanern gesprochene Türk-Dialect wird sich mit Entwicklung der Schrift in dem civilisirten Reiche der Uiguren hergebildet und als rectificirende Norm über die auseinander-

Badakshan erobert hatte) beherrschten Gebiete waren (nach Burnes) grösstentheils Tadjik, als die auch in Badakshan (wohin eine Einwanderung aus Balkh Statt gefunden) vorwiegenden Eingebornen. Durwaz (ganz von Tadjik bewohnt) wurde (nach Burnes) durch einen unabhängigen Tadjik-Fürsten beherrscht (am Bergpass von Bolor und Pamir). Edrisi beschreibt die Turk-Sklaven (die die Türk-Tibeter Kaschgar's nach Ferghana brachten) von frischester Hautfarbe, schlanker Gestalt, schönsten Gesichtszügen. Nazarov (auf dem Wege nach Khokand) nennt die östlichen Perser (in den Bergen bei Dar) Goltchi oder (nach Meyendorff) Ghaltchi von Karatigin, im Süden der Asiera-Kette bis zum Pamir-Passe (bei Baber), welches Gebirgslandes Landesfürsten (durch den Durwaz beherrschenden Tadjik-Fürsten besiegt) sich von Alexander M. herleiteten, ebenso wie (nach Marco Polo) die Zulcarnaim betitelten Fürsten von Baudascin (Balaschan oder Badakshan) oder (nach Baber) von Sekander Filkus (Alexander, Philipp's Sohn). Wie sein Nachbar meint der König von Durwaz von Alexander M. zu stammen (Elphinstone). Die das Hochland im Süden und Südosten von Badakshan bewohnenden Siapusch werden von den kriegsgefangenen Sklaven (auf dem Markte Bokhara's und Kabul's) Siknan genannt (nach Meyendorff) und die Gebirgsbewohnenden Shignan (Cheghanian oder Siknan) wurden durch Ueberfälle aus Khokand und Badakshan in die Sklaverei geschleppt (s. Timkowsky), indem im Menschenhandel Badakshan's dem Khan seine Unterthanen die gangbarste Münze sind (s. Ritter) und Murad Bey hatte (nach Moorcroft) mit seinem Vezir darüber einen Contract abgeschlossen. Die von Xeriffeddin als Riesen geschilderten Siapusch (von den Badakshanern in die Sklaverei geführt) sind ihrer Schönheit wegen weit berühmt, wie auch Fraser die Schönheit der Siapusch oder Kafr im Süden von Badakshan hervorheben hörte. Badakshan's Tribut an Kunduz (oder die Kudghum-Uzbeken) war in Sklaven zu zahlen unter Murad Bey, der auch in Chitrat und Kaferistan Sklavenjagden anstellte. Nach Ferishta führten die Könige von Badakshan ihren Stammnam bis auf Alexander (Philipp's Sohn), wie sich (nach Elphinstone) die Fürsten von Durwaz solches rühmen, und solche Herkunft wird (ausser von Chitrat, Gilgit, Iskardo, Durwaz, Badakshan) auch von den östlich von Durwaz wohnenden Häuptlingen und denen von Kulab, Sheghanian und Wakhan (im Norden des Gihon) in Anspruch genommen (nach Burnes). Diese Fürsten (in dem sonst Bakhtur Zemin oder Baeriana genannten Lande) verheiratheten sich nur innerhalb der Genealogie Zulcarnaim's. In dem (von Yusufzi bewohnten) Sewad und Bijow (nördlich vom Kabulfluss) nannte sich der (15. Jahrh. p. d.) aus Kabul (wo Secander seinen Nachkommen einen Schatz hinterlassen) nach dem Hindukusch gewanderte Stamm (zu Abul Fazil's Zeit) der Königliche oder Sultan, weil von einer Tochter Zulcarnaim's Secander stammend. Wie unter den Bewohnern Thokharestan's (zwischen Beut-Tag und Hindukusch) bestand unter den Tungani-Stämmen in Yarkand (den von griechischen Kriegen stammenden Söldnertruppen) eine Alexandersage. Das (Keulen tragende) Bergvolk der Sibas oder Sibus (Siaposh im Kankasus) wurde (nach Strabo) von Herakles abgeleitet, Sarten von Serer.

gehenden Idiome im Austausch des Verkehrs fixirt haben. Die in Yarkand und Ili zum sesshaften Leben übergehenden Kalmüken fallen in ihrem (Getrennte oder Uebrige bedeutenden) Namen mit den als (nach Weise der Mamluken und Janitscharen ehrlösen) Grenzsoldaten fungirenden Tunganen zusammen, die sich als „Zurückgelassene“ erklären aus dem Heere Alex. M., wie die Rothen Karen (in Birma) aus einem chinesischen.

Neben den Mongolen als Ausdruck der Steppen der Gobi (mit den Culturstaaten China's verknüpft), den (türkischen) Uiguren, die in der Seeregion des Thianschan-Nanlu wandern, den Kirgisen zwischen Aral und Kaspi, den (in semitische Reiche auslaufenden) Beduinen Arabiens begreifen die als Ariana zusammengefaßten (und oft in dem engeren Sinne eines medischen Aria bei Herat verstandenen) Flächen (von Beluchistan, unter Kohistan und, in Persien, Kerman bis zur Steinerhebung in Mangyschlag, wo türkisch modificirte Turkomannen mit hyperboräischen Kirgisen zusammenstossen) die Wurzeln der iranischen Bildungsvölker, die sich sowohl nach dem westlichen Europa, wie südlichen Indien verbreitet. Als die Turanier noch von den Hochlanden Khorassans aus mit den Pehlewanen stritten, erschienen sie als (alanische oder albanische) Taurier der Toukhara (touchara im Sanscr.), wie später in Tokharestan oder Badekchan. Die Tapyren stehen zwischen Derbikker und Hyrcaner (Strabo).

• Aehnlich der türkisch- (uigurisch-) mongolischen Mischung*) in den Us-

*) Als Oghus (Sohn des Kara-chan), weil er nur den einigen Gott verehrte, mit seinen Verwandten eigreich Krieg führte. versammelte er seine Verbündeten und legte ihnen den Namen Uigur bei, welcher (in türkischer Sprache) sich mit einander verbinden und Hilfe leisten bedeutet (nach Raschid-eddin). Dieser Name wurde nachher auf dieses ganze Volk, dessen Stämme, Söhne und Familien übertragen, und obgleich einige dieser Stämme, jeder durch irgend einen besonderen Umstand, einen anderen Namen bekamen, wie Karlık, Kildsch, Kaptschak u. dgl. m., so blieb ihnen doch der Name Uigur. Auf diese Weise stammt das ganze Volk der Uiguren von diesem ab. In der Zeitfolge aber wurde die Art und Weise, wie sich ihre Stämme und Geschlechter in verschiedene Zweige vertheilt haben, hinsichtlich ihrer ursprünglichen Benennung und näheren Bezeichnung unbekannt, man hält sie daher überhaupt, ohne Rücksicht auf die früheren Ereignisse, für einen türkischen Stamm. An den Flüssen des Berges Kuttak neben dem Berge Karakorum (zwischen den Bergen Tukratu Bosluk oder Bnkara Tuluk und dem Berge Oskunluk Bikrim oder Oskunluk) im Lande Uiguristan finden sich die Wohnsitze der Völker Uigur (die On-Uigur an den 10 Flüssen und die Tokus-Uigur an den 9 Flüssen). Das Volk Ung wohnt am Flusse Kamlandschu, und die Kuman-ati am Flusse Ufkan. Die uigurischen Stämme (ohne Beherrscher lebend) erwählten (auf dem Landtag) den Menkntai (aus dem Volke Ischkel) als Il Itirir, und einen gelehrten Mann aus dem Volke Uekider als Köl Irkin, indem sie diese Beiden zu Königen der gesammten Völkerschaften machten. In späteren Zeiten nannten die Uiguren ihren König Idi-kut (Besitzer des Reichs). Zur Zeit des Djingiskhan war Rawardshik der Idikut (König) der Uiguren, und er unterwarf sich 'sich gegen Kara-Chatai empörend) dem Gurchan und heirathete eine Tochter des Djingiekkhan, der ihm einen hohen Platz unter seinen Vasallen anwies. Das Vaterland der Mongolen (mit dem Hoflager des Djugiskhan am Orchon) hieß Onam cherule (Onon und Kurulum) oder Mancherule (nach Ruhruqnis). Karakum jet der tatarische Name aller saudigen Wüsteneien. Die weissen Tataren wohnten südöstlich vom Altai (Gaub.). Die Tungusen am Penschinischen See heißen Lamuten (von Lam oder Meer). Die Samojeden nennen sich selbst khasovo (Menschen). Ueber die khasischen Berge führen (b. Ptolem.) die Handelsstrassen zu den Serern.

heken beginnt der arabische Einfluss (im Pehlewi durch die arische Schichtung Irans verbreitet) in Belutchistan (wo der Imam von Muskat über die Westhälfte der Küste herrschte) durch die Wüste in die jüdisch-persische Bildung der Bhatti in Jessulmer und Bhikanir einzudringen, sowie anderer Rajputen, deren Rajas von Jeypur über die Rauhorden der Shekawatty, Besieger (arabischer Herkunft) des Hindustammes der Kyankhani, Oberhoheit üben. In den Amir von Sindh begründete das Belludschische Geschlecht der Talpuri (seit den aus Belludschistan gezogenen Söldnern) seine Herrschaft in Hydrabad und entriss Omerkote dem Rajah von Jhundpur. Das Gesicht der Eingebornen von Kutch erinnert (nach Burnes) an jüdische Bildung und das Pferd ist dort (wie in Knttiwar) arabischer Herkunft.

Im Norden von Tibet und Tangut nomadisiren die Siraigol oder Scharaigol genannten Mongolen, die (bei den Tibetern) Kor oder Chor heissen, und die aus dem Tangut ausziehenden Völker übertrugen den Namen der Kuru in Kuruxetra, vor dem ihre Heimath als Uttara-Kuru der Ὀττοροκοδοδοί in die *καστα ὄρη* oder Khasagairi (östlich von Kashgar) zurücktrat, nach Sogdiana, und dann nach Khorassan (mit Chowaresm), und weiter nach Indien, wo sie, als gleichfalls persischer Herkunft (oder Durchzugs), die (persisch-medischen) Madra in eine verachtete Stellung am Indus zurückdrängten. Dass ähnliche Züge, wie sie von den Juetchi Tangut's historisch bekannt sind, schon in früher Zeit Statt gefunden haben, zeigen die Sitze der Massageten und der den Chunnu an Sitten verwandten Issedonen, und die Erhebung der Perser unter Cyrus wird damals ihre Stütze an den dortigen Nomadenvölkern gefunden haben, wie bei den späteren Wiederherstellungen ihres Reiches. Von Alakmak (zerstören) bilden sich (heldenhafte) Alaman.

Maotun, Sohn des Tchenju (der Hiongnu) Theuman, unterwarf (208 a. d.) die Juetchi (am oberen Hoangho und den Zuflüssen des Bulangghir in Kansu), die (bei einer Erhebung) von seinem Nachfolger Laoshang (165 a. d.) besiegt und (nach dem Fall ihres Königs) zur Auswanderung*) nach dem Ili gezwun-

*) Euthydemus († 206 a. d.) rief Antiochus zu gemeinsamem Handeln auf gegen die von den Nomaden drohende Gefahr, indem damals Theuman's Eroberungen und Begründung der Hiongnu-Macht den Osten bereits in Bewegung gesetzt hatten. Der parthische König Phraortes wurde von den scythischen Söldnern, die er gegen Antiochus Sidetes († 130 p. d.) zu Hilfe gerufen, (128 a. d.) getödtet und die reiche Beute, die damals gemacht wurde, scheint die Juetchi zu ihrer weiteren Bewegung veranlasst zu haben, indem Artabanus (Nachfolger des Phraortes) gegen die Tocharer oder (nach Justin.) Thogarii fiel (125 a. d.). Die Chinesen berichten, dass die Juetchi nach Besetzung Tchia's die Antzu besiegt hätten. Mithridates II. († 88 a. d.) führte verschiedene Kriege mit den Scythen, der von Mnaskires vertriebene Sinatroukes wurde von den Sakaraulern (62 a. d.) auf den parthischen Thron zurückgeführt und Phraortes IV. flüchtete vor den Skythen zu Augustus in Syrien (37 a. d.). Unter den griechisch-bactrischen Kriegen nahm Enkratides, der seine indischen Eroberungen bis zum Hyphasis ausdehnte, zuerst auf seinen Münzen den Gebrauch arianischer Schrift an († 160 a. d.), als Maharaja. Die Bactrianer unterstützte Demetrios Nicator gegen die Parther, aber nach dessen Niederlage fiel das bactrische Reich (mit Archebios) und Mithridates († 176 a. d.) omnes praeterca geflites, quae inter Hydaspem fluvium et Indum jacent, subegit, ad Indiam quoque cruentum extendit imperium. Das in Indien von den Griechen (seit Apollodotus die indischen Länder seines Bruders Heliodotus,

gen wurden, wo sie die Sse (mit den Horden Hieu-siun und Kuento) nach Sogdiana drängten und dann von den (gleichfalls von den Hiongnu besiegt) Usun über den Jaxartes getrieben, die Sse weiter südwärts (nach Kipin und nordöstlicher Arachosien) schoben, während sie selbst durch Tawan (Fergana oder Khokhand) ins Land der Tahia zogen (124 a. d.), in fünf Horden (Hieumi, Shoangmi, Kueischuang, Hitun und Tumi) geteilt (mit der Hauptstadt in Lanschi). Nachdem Kieu-tsiu-kio (Vater von Jenkaotchin) als Fürst von Kueischuang die andern Horden besiegt, unterwarf er (24 a. d.) Kipin (Kophen) und Pota, in Thien-tschou (Indien) eindringend (nach Matuanlin), als Vorgänger (Kadphises II.) der Turushka-Könige (nach Lassen), die (nach dem Raja Tarangini) in Kashmir herrschten (wo Nagarjuna in die Zeit des Kanishka fällt).

Die mit den Bactriern verbundenen Sogdier (Sughdhai), neben denen (und Ariern Herat's) die (unter gleichem Befehlshaber mit den Parthiern*)

Sohn des Eukratides, besetzt hatte) gegründete Reich (der Indoskythen) bestand bis Hermalos (85 a. d.), wo die turanischen Völker eindrangen. Nach Trogus Pompejus (der unter den skythischen Völkern, die Bactrien und Sogdiana besetzten, Sarancae und Asiani nennt) hatten die Tocharaner und Sardoher) Fürsten aus dem Stamme der Ariani. *Ἐπίστυον Σακαοταρῆ Σίκουρ Συνοῦρ ἢ καὶ Παντακτρῆ* (Is. Ch.) oder *Παντακτρῆ*, östlich von Drangiana, als *Τάτακτρῆ* (bei Ptol.) oder (skythischer) Tatarensitz. Indem der ganze Verlauf der Begebenheiten in Kurzem dahin zusammengefasst wird, entsprechen die Sakarauler (Sarakauler) oder Sarauker den voranziehenden Saka oder Sse, die Tocharer (mit den Pasianern im späteren Praitakene) oder (wenn nach der usinischen Herrscherfamilie genannt) die Asiani den beiden Türkenstämmen, die von Osten her in die Ili-Länder eingezogen waren. Ihre Eroberungen folgten den parthischen, die bereits die bactrischen Könige ihrer Macht beraubt hatten. Bactriani per varia bella jactati, non regnum tantum, verum etiam libertatem amiserunt, siquidem Sogdianorum et Arachotorum et Drangianorum Indorumque bellis fatigati, ad postremum ab invalidioribus Parthis, velint exangues, oppressi sunt (Justin.).

*) Als die glücklichen Kriege Mithridates II. (s. Justin.) die Skythen unter Mayes (der das Reich der Soter auf Kabulistan beschränkte) zu Eroberungen in Indien (mit der Hauptstadt Nikaia am Hydaspes) zwang, bildete sich in Kipin eine parthische Nebendynastie seit Vonones (s. Lassen). Unter den Nachfolgern des Mayes dehnte Azes das indoskythische Reich bis Kashmir (von Damodara beherrscht) aus. Auf Azes folgte Spalirisos, als letzter König der Skythen oder Saka, die (57 a. d.) von Vicramaditja (in Ujhahajini) besiegt wurden. Als Zeitgenosse des Azes herrschte (im westlichen Kahlistan) Kozoulo Kadphises, König der Su oder Suti unter den Juetchi, die (südlich vom Hindukusch erobernd) den letzten griechisch-indischen König (Hermajos) verdrängten (85 a. d.), als Vorgänger des Kadphises (von Yndopherres vertrieben). Die nach dem Tode Mithridates II. in das Reich der Arsakiden einfallenden Skythen wurden von Yndopherres oder (bei den Chinesen) Utalao, der (90 a. d.) in Kipin herrschte, vertrieben (worauf er sich „Siegreicher Retter“ benannte). Auf seinen Nachfolger Abdagases († 30 a. d.) folgte Jimmofu. Auf Kieu-tsiu-kio oder Kadphises II., der die Eroberungen (22 a. d.) der Juetchi bis Indien (16 a. d.) ausdehnte, folgten (in Kashmir) die Turushka-Könige (30 p. d.), als Hushka, Gushka und Kanishka. Unter Abhimanju (Nachfolger des Kanishka) wurde die brahmanische Religion wieder hergestellt († 65 p. d.). Kadphises II. oder Kieutsieukio (Kueischuang) eroberte Pota (Patan oder Pakhtan, als östliches Afghanistan), Kipin (nordöstliches Arachosien) und (his Malava) Indien). Nach Tödtung der Könige setzten die Juetschi ihre Häuptlinge ein in Indien (bis 221 p. d.) regierend. Die unter Jenkaotchin (Sohn des Kadphises II.) durch den „Grosser Retter“ betheilten Indier aus der Pentapotamie (gleichzeitig mit dem buddhistischen Amoghavuti zwischen dem Fünfstromland und der Jamuna) geschwächte Macht der Juetschi wurde durch die Turushka-Könige (von Kashmir aus) hergestellt in Indien. Aus der

stehenden) Chorasmier (Khairizaos), die (b. Strabo) unter Sacae und Massagetae gerechnet werden, in derselben Satrapie*) (b. Herodot) vorkommen (in der Wüste Kharesm), zeigen die nördliche Ausbreitung der (den Bergstämmen Tocharistans Herrscher gebenden) Reitervölker Arianas (mit südlichen Sagartiern) in der Namensmodification als Asier (und eine weitere in Usiun ähnlich der durch einheimische Massageten bei einwandernden Jueti oder Juetichi hervorgerufenen) und verschwinden dann (nach Westen zu) in der allgemeinen Bezeichnung (persischer) Parther, die (bei Darius) mit Sarangier, Arier und Sagartier (in der Inschrift von Behistun mit Hyrcaniern) vereinigt sind.

von Kad in Bactrien gestifteten Dynastie der Juetichi stammend, eroberte Hushka oder Hoerki (gleichzeitig mit Kadphises II. und Amoghabuti) Kaschmir, wo (nach seinem Nachfolger Gushka Kanishka oder Kanerki herrschte, der östlich vom Tsongling eroberte, sowie Kanyakubja in Indien. Nach Kalhana Pandita blühte unter den Turuschka-Königen (Hushka, Gushka und Kanishka) der Buddhismus in Kaschmir. Nach den Si-jü-ki wurde Kanishka bei Purushapura (Peshawar) zur Religion des Çakjabuddha bekehrt und (unter dem Vorsitz des Vasumitra) wurde (nach Fabian) die vierte Synode in Jalandhara abgehalten. Auf Balan (Nachfolger des Kanishka in Kanekpura) folgte Balan, Vorgänger des Oer (während in Kaschmir Abhimanju sich selbständig machte). Zur Zeit des Periplus gehörten Abiria und Syrastrone zum Reich der Indoskythen, deren Hauptstadt Minnagara von den Parthern besetzt war (nach dem Tode des Kanishka). Pakores unterstützte die Parther in Indien gegen die Indoskythen. Salivahana besiegte (78 p. d.) die Saka. Nach den letzten Königen in Indien (3. Jahrh. p. d.) erhielt sich die Macht der Juetichi im Norden des Hindukusch. Die kleinen Juetichi eroberten (5. Jahrh.) in Indien. Auf den Münzen der parthischen Nebendynastie (in Kipin) finden sich (neben griechischen und arischen Legenden) Herakles, Zeus, Athene (Dreizackträger). Die indoskythischen Münzen (mit griechischen und arischen Legenden) zeigen Poseidon, Pallas, Victoria, Zeus mit Donnerkeil, Athene, Herakles, Hermes, Apollo. Die Münzen der Juetichi-Könige (mit griechischen und arischen Legenden) zeigen Herakles, Zeus (im älteren Juetichi-Reich). Die Münzen des (Kadphises II. oder) Kleutsieuko zeigen (neben griechischen und arischen Legenden) Siwa (mit Dreizack) und Feueraltar, Halbmond, Stier (Nandi). Die Münzen der Turuschka-Könige (mit Titel im griechischen und indischen Dialect) zeigen Mithra oder Helios, Mond (Mao und Oami), Manao bagho, Nanaia, Arthro (Ardetho), Oado (Vado), Pharo, Ordagno, Okro (Ugra oder Siva mit Trommel und Dreizack), Ardokro, Nandi (Stier), Trimurti, Kumara oder Ikando (Skando oder Kartykeja), Odi Bod (Adbibuddha oder Samantabhadra), Sramana, Gebeträger u. s. w. In späteren Versionen wird Salivahana, der Sakenfürst zum Sakenzwinger.

*) Die (mit Dahar, Marder und Dropicor) nomadischen Stämme (neben den ackerbauenden Persiens) der Sagartier oder Asagarta, die (auf Darius' Inschrift) in Medien stehen (als Nachbarn der Sarangier am Etymandrus oder Helmond, am Mechila Rustem oder See des Rustem in Seistan in gleicher Satrapie mit Thamanaser, Utier und Mykier) bildeten den Grundstock des arianischen Wandervolkes, also (neben den *Ἄριοι* Herat's oder Hariva's) die eigentlichen *Ἄριοι* (oder Ari), im Gegensatz mit den nach ihrer Ansässigkeit zur Herrschaft im Mittelreiche Madhyadesa's gelangten Medier (Aryanem vazo's). Wie die vorwiegend die Beiterel des persischen Heeres bildenden Sagartier auf der einen Seite durch die Wüste in Persien hineinragten, so berührten sie sich auf der anderen mit den zu Bactrien (Bahli oder Bakhti) führenden Hochlanden der Pactyer, die, als von dort (in späteren Zeitumläufen) über die Ebenen ausgebreitet (nachdem die Reste der Sagartier nach Asterabad Bay in Mazenderan getrieben waren) als Pahlu (Aussi oder Asi) oder Parther (der Pehlewane) erscheinen (in Ausbreitung des bei Herodot südlich von Eilburz auf den Distrikt Atak beschränkten Namens) und (nach Aufnahme semitischer Mischung in Belludschistan) in ihren Abzweigungen nach (kabulischem) Afghanistan, als Patan (Pashtun oder Pakhtun) zurückkehren, wo die aus den Thälern vertriebenen Bewohner (unter einer in der Zwischenzeit aus Indien verbreiteten Herrschaft) nun ihrerseits zu Kohistans (Bergbewohnern) werden.

Die Arrintzi-Tataren am Jenissei (die in ihrer symbolischen Sendung an die Russen die scythische Botschaft an Darius wiederholten) erklärten Strahlenberg ihren Namen aus Arr und „Ara hiesse bei ihnen so viel wie ein Hörniss, so in der schwedischen und gothischen [getischen] Sprache Geting genannt wird, welche Creatur die Art hätte, dass sie Menschen und Vieh mit ihrem Stachel plagte, und wenn ihrer viel beysammen, sogar Menschen und Vieh todt stächen. Weil sie nun in denen alten Zeiten ein gross und mächtiges Volk gewesen, welches viele Leute todt geschlagen oder todt gestochen, so hätte man sie dahero mit den Hornissen verglichen, und ihnen deshalb solche Namen Arr (Arinci) beigelegt [ähnlich den von hebräischen Propheten gebrauchten Vergleichen]. Zu einer gewissen Zeit aber wären eine Menge gransamer Schlangen in ihr Laud kommen, welche Köpfe wie Menschen gehabt und hätten gegläntzt wie die Sonne, mit diesen hätten sie zwar Krieg geführt, aber sie wären von denen Schlangen überwunden, ruiniret, und ihrer sehr viele von ihnen todt gestochen worden. Worauf die übrigen von ihnen sich aus dem Lande, wo sie damahls gewohnt, weggeben müssen.“ Die γοίρετες oder (am Nurskazemja-See) von dem Noor (See) genannten Neuri fallen durch ihren Wohnsitz am Tyras (mit Ophiusa oder der Schlangengstadt Tyras) in das Gebiet der bis zu den Thyrigetae (Thyysigetae) ausgedehnten Sarmatae (s-rm is the same root as s-rb) und verbinden sich, bei der medischen Herkunft dieser, mit den Asien durchschwärmenden Arii oder Medern. Die (Gott als Mador bezeichnenden) Wotjaken (Arr oder Ari) nennen ihr Land Arima, zu den (obischen) Ostjaken*) gehörig, die wenn gewaltsamen Todes sterbend, sogleich zum Himmel steigen, sonst aber vorher bei dem strengen Gott der Erde dienen müssen, ehe sie in den Himmel kommen.

Bei den Sianpi (deren Reste sich in Korea finden), die (mit den U-huan) am Sunggari wohnten, pflegten sich die Männer bei der Vermählung den Kopf zu rasiren. Ihr mächtigster Stamm war der der Yn-wen, die einen Haarbüschel auf dem geschorenen Kopfe liessen. Unter dem wunderbar gebornen Fürsten Than-chy-hoai besiegten die Sianpi die Ting-ling (im südlichen Sibirien), sowie die Fu-yu im Osten und die Usun im Westen, ein mächtiges Reich (unter Kämpfen mit China) stiftend (156 p. d.), das sie also in Gegenden führte, wo schon früher Herodot von kahlköpfigen (und plattnasigen)

*) Verschieden von den Ostjaken (am Ob) zerfallen die Jenisseier (Jenisseischen Ostjaken) in Königung, Arinzi, Assanen (Kottuen), Kotowzi und Denka, aus dem sajanischen Gebirge stammend (nach Castrén), wie die Samojeden. Unter den (Turm oder Turum verehrenden Ostjaken (bei denen der Bär heilig ist) halten die Geschlechter ihr Verwandtschaftsverhältniss unter den Angehörigen aufrecht, so dass sie keine Eben unter sich abschliessen und gegenseitig helfen (wie die Samojeden). Die obdorschen Ostjaken zerfallen in Rennthierbesitzer (die sich Sitten und Sprache der Samojeden angeeignet haben) und in Fischer. Als die von Sonnenuntergang nach Osten an den Tasfluss gelangende Horde der Ostjaken dem Verhungern nahe war, lernten sie von einem Tschwotschibukub (erleuchteten Wahrsager) den Fischfang (s. Erman). Die (den Ostjaken am Jenissei der Sprache nach ähnlichen) Ariner unter Tulka (im Lande Tulkina am Jenissei bei Krasnojarsk) haben sich grösstentheils unter den Kirgisen verloren (J. E. Fischer).

Argippäern zu erzählen wusste und dem (Helheim's) der Hellenen und Jonier (Javanen) dorthin. Im Albanesischen bedeutet June „unsere“, und mag so zur allgemeinen Volksbezeichnung (unsere Leut') dienen. Der Gouverneur von Kaschgar führte den Titel Yuni-Wang und in Annam erscheinen die Javana (oder Hindu) als Juen*) (und jüngste) oder Jonaka (Yune der Inschrift von Behistun).

Für Persien (wo der aus der Po-Familie stammende König in Suli oder Shuster auf einem goldenen Throne residirte) kam unter den Wei der Name Posse (Po-seii oder Parsi) auf (nach Tuyeon), während das Land früher Tiaotschi (Tadjik oder Tata der Ta-Hia) gewesen, indem der parthische Name (der Exules bei Justin.) seit dem aus dem Stamme der Dahae*) (s. Mannert) und also des Tahia hergeleiteten Stifter Arsaces (den Strabo Parthien erobern lässt, als König der Dahae) mit den Sassaniden vor dem persischen zurücktrat, der indess in noch älterer Zeit gleichfalls schon in Gebrauch gewesen. Indem dann weiter gesagt wird, dass das Volk des Königreichs Posse (das frühere Königreich Tadschik) vom Stamm der Ta-Yue gewesen, so wird auf das Verweilen der Ta-Yuetchi in den Ländern der Ta-Hia Rücksicht genommen sein, mit besonderer Rücksicht auf das Reich der (mit den Ta-Yuetchi verwandten) Yeta (in Tokharestan), die (5. Jahrh. p. d.) in mehrfachem Verkehr mit China standen. Die sonst als Parther erklärten Asi entsprechen den durch die Ta-Yuetchi in das Land der Ta-Hia und weiter über seine Grenzen hinausgedrängten Sai (als Assai oder Assi), während die in Persien zur Herrschaft gelangten Wanderstämme (aus den Ta-Hia von vielleicht Statt habender Mischung mit verwandten Sai) in den Specialnamen der Tiaotschi, die diesen Namen Tadjik oder Tata zu einem allgemeinen westlicher Nomaden machten, auch die Araber (Tache) einbegriffen (wie zu Djingiskhan's Zeit die mohamedanischen Feinde des Westens allgemeiner als Tadjik zusammengefasst wurden). Persia olim nomen regionis omnis quae non intra finem Arabiae vel magnae Tatariae continebatur (Meninski), und Hyde leitet von Taj oder Krone (als Thron in Taj Soliman) den altpersischen Namen Tagjik. Dass derselbe in Folge der Eroberung eines Reitervolkes eingeführt sei, geht auch aus dem Bundehesch hervor, in dem Tadj unter den Vorfahren des Zohak genannt wird, und die Araber (Tadji) wurden (nach d'Ohsson) von den alten Persern als Tazi, von den Armeniern als Dadjik benannt, als Tasian oder Tazian von Taz und Taze, Kinder des Fervaks. Nach Leyden könnten die Reste der alten Bevölkerung seit der Tazi-Regierung (der Araber-Zeit) in Mawaral nahar von den Turk den Namen Tazi oder Taji erhalten haben.

*) Unota (junota oder jinoch) oder Jüngling von une (jung oder uny) statt juti (in Libusa's Gericht). Junose, juvenis (Mater verborum).

*) The Dahl, whose name is equivalent to the Latin „Rustiel“, were spread over the whole country from the Caspian to the Persian gulf and the Tigris. They are even mentioned in Scripture among the Samaritan colonists, being classed with the men of Archoe (Erech or 'Ogrón), of Babylon, of Susa and of Elam (s. Rawlinson).

Bei der Blüthe des Tiaotchi-Reiches verbreiteten sich die höher gebildeten Handelsleute der Tadjik oder Sarten, aber mit dem Sturze sank auch der Name in den Sklavenstand der That (im Siamesischen) hinab, als der Name (Tat oder Tatas), „den die Nachkommen der Seldjukiden als Sieger den Besiegten gahen, den sich die alten Einwohner der Bucharei von ihren usbegischen Eroberern gefallen lassen müssen, den aber auch die herrschenden Sunniten den unterdrückten Aliden geben“ (s. Ritter). In Shirvan und Daghestan werden die persisch redenden Aliden von den sie umgebenden persisch redenden Sunniten so genannt, und bis in die Krim finden sich Tat, die, obwohl sie dort türkisch sprechen, dennoch nur als Unterworfene so genannt werden. Die Tadjik (in Kahul) werden auch Sartes genannt (nach Burnes). In Chiwa wird der Name der Sarty (Sarten) oder Sarter (der Karavanan auswendigen Städtebewohner) gleichbedeutend mit Tata gebraucht (nach Muraviev), wie schon früher in Kharesmien und das Erbtheil Tschagatai's (Sohnes des Djingiskhan) in grosser und kleiner Bucharei hiess (bei den Mongolen) Sartohl (s. Timkowski) oder Sartenland. „Sart bezeichnet ausserhalb Persiens dieselbe gewerhetreibende Classe persisch Redender, welche im Persischen selbst auch Sogdager oder Sudagr (Handelsleute, wie indische Banig-jana) genannt werden, und so sind die Sarten die Ahkömmlinge*) der antiken Ur-

*) Ueber die Kaste der Ackerbauer (der Panthialaei, Derusiaei und Germanii) und die der Nomaden (der Dai, Mardi, Dropici und Sagartii) herrschte (in Persien) die der Krieger, aus den Pasargadae (mit der königlichen Familie achäischer Achämeniden von Hakha oder Sakha, des Persens aus Chemmis), der Maraphier (von Maraphus, Sohn des Menelaos und der Helena hergeleitet mit ägyptischen Namensformen) oder Mafee (s. Rawlinson) und der Maspi, die (von aspa oder Pferd) als Gross-Rossige auf die Aspasii (der Paropamisadae) oder (bei Strabo) *Ἰνδῆσι* führen würde, durch Pferdezucht berühmt, wie (bei den Indern) die Kamboja (s. Lassen), als Kamoje (der Siaposh) später in die Berge gedrängt. Die Pasargadae oder (b. Curtius) Pasargadae, bei *Πασαργαδάς* oder (nach Steph. Byz.) das Lager der Perser in Farsistan, bildete den Mittelpunkt der persischen Monarchie, die (wie gegenwärtig) auf Anässigen (Tat oder Tadjik) und Wanderstämmen (Iliyat) begründet war und in ihrer Herrscher-Dynastie (wie jetzt in den Kadjaren) eine Verwandtschaft zu den umwohnenden Reiterhorden (die von den nächsten Nachbarn Sakae genannt wurden) zeigte. Solche unstät schweifende Sacae (der Scythen) oder Sae wurden zu Sagartier, wenn ein Gorod (wie Pasargata) in ihrem Gebiete einschliessend (als Burgunder) und bei der durch die Parther eintretenden Völkerschiebung (in der die Sagartier nach Asterabad gedrängt wurden) konnte sich der Name der Maspier oder Maha-Aspier (Aspasier) in Aspurgianer des Nordens verwandeln. Damals erneute sich (wie zu verschiedenen Malen der periodisch untergegangene Name der Türken) die Bezeichnung der Parther, die sich bereits von den Steppen aus über die farsischen Thalländer verbreitet hatten, als flüchtige Fürstengeschlechter der von Cyaxares besiegten Sakae (die schon früh als Achäer Egypten bedroht hatten in einer später diese als Anässige von den Schweifenden unterscheidenden Namensform) sich unter den Persern (als Achämeniden) festsetzten und dann mit Hülfe der dort einheimischen Nomadenvölker (der Maspier unter den Sagartiern) das Joch medischer Tyrannei in Cyrus' Aufstände abwarfen (in anfänglich feindlichem Gegensatz zu den im Culturstaate Bactrien oder Bahli ihren Schwerpunkt findenden Parther oder Fahln). Dieser Zusammensturz des medischen Reiches (unter Aetyages oder Dahak) wurde von den bactrischen Gesängen als Verdienst ihres Peridun (in Verknüpfung mit einheimischen Schmiedesagen des Ostens) gefeiert, der ohne Beziehung (und eher im Gegensatz) zu (dem im Westen thätigen) Cyrus stand. Als jedoch die Ausdehnung des Arsacidenreiches beide Landestheile in eine Nationalität vereinigt hatte, fanden

sassen des alten Sogdianas, indem (nach Sultan Baber) alle Einwohner von Marghinan (Ferghana) Sarten waren, und selbst die Bewohner des Asferah-Gebirges (südöstlich von Ferghana) seien Bergvölker oder Sarten“ (s. Ritter). Muraview beschreibt die europäischen Gesichtszüge der den Usbeken unterworfenen Tadjiks (Nachkommen der alten Sogdianer) in Buchara, wo sie seit Iskander's (Alexander's) Zeiten gewohnt, und St. Martin führt den Namen der Tadjik, welchen Turk und Tatarén den persisch Redenden in Persien, Afghanistan, Tokharestan und Transoxiana geben, auf die alten Dahae zurück, die sich einst vom Danubius bis Bactrien ausgebreitet.

Vor Ankunft der tangutischen Stämme wird also eine arisch redende (im Gegensatz zu Anarier oder medische) Nomadenbevölkerung (die ihre Analogien in den jetzt auf Berge beschränkten Kurden findet) die See-Steppen bewohnt haben und Reiche im Westen gestiftet (so dass Darius seine arische Abkunft hervorhebt), worauf dann (nach der Religionsreform) die das Wanderleben bewahrenden Verwandten als Magier (Moghestan's in einer auf mongolische Benennung der Moho fortwirkenden Generalisirung) stigmatisirt wurden, und Astyages in der Sage mit dem turanischen Afrasiab zusammenfiel, als der (in Tokharestan's Bergen schon seit den Yueti bewahrte) Name der Türken seit den Thkhiu, und dann besonders der seit dem neuen Erscheinen der (uigurische Bildungselemente bewahrenden) Hoeihe unter arabischen Eroberern in Sogdiana verbreitete Name der Türken ein allgemeiner wurde und (trotz 'ephemerer Unterbrechung durch die Mongolen) so geblieben ist. Die sibirisch tingirten Stämme, zu denen die allgemeine Bezeichnung der Sakae (b. Perser) und (europäischer) Scythen einen Uebergang bildeten, schlossen sich dann an die finnische Rasse an.

Von Aram unter den Nachkommen des Haig (Sohn des Taglath oder Thogorma) erhielten die Haiayanier den Namen Armenier und bei den Eroberungen, die Aram (in seinem Bündniss mit Ninus) über Medien, Nord-Assyrien und Cappadocien ausdehnte, wird sich der Name der Aramäer verbreitet haben, den Strabo mit dem der Armenier zusammenstellt. Der Name der Arimer oder Arimanen kann dann zu dem allgemeinen die (medischen) Wandervölker umfassenden der Arii (Asi) in einem ähnlichen Verhältniss gestanden haben, wie Turkmanen zu Turk. Die herrschende Bezeichnung der Asi oder Assi (wie in den Assireta) im Gegensatz zu den beherrschten Eingebornen Iran's (des Landes Ir oder Er) könnte der Name der Assyrier gebildet haben, wozu dann im Gegensatz die Sirier (Syrier) gebildet wurden

auch die Khosru-Sagen im Epos ihren Platz unter der von Firdusi in Ghazna vorgefundenen Verknüpfung, und aus der nördlichen Herkunft arabischer Bujediten stellte sich (in Erinnerung der letzten Eroberungen des Islam) die Verwandtschaft Zobak's zu den Aditen her. Für die Städte Bactriens hatten Meder, so lange ihre verwandten Stämme die Ebenen Sogdianas durchstreiften, die Turanier gebildet, wie später die Türken. *Μαράγιοι Ἴβροι ἢ Ἰλαίδοι, ἐν τῇ Μαλακίᾳ βασιλεῖς* (Steph. Byz.). *Σαγάρτιοι, χιρδόνηρος ποταμῶν ἐν Κοστίᾳ βασιλεῖς, το Ἰβνιῶν Σαγάρτιοι* (Steph. Byz.).

(als serische Sarten). Die skythischen Völkerschaften, von den Persern Saker genannt, führten bei den Alten den Namen Aramier (nach Plinius).*)

Mit Gross- und Klein-Poliu (Purut**) bezeichnen die chinesischen Geo-

*) Ante divisionem imperii Assyrios et Syros ab Aram (Semi filio) dictos esse Syros Aramaeos, testatur Josephus. Hoc nomen apud Syros desisse deinceps, quod nomen Aramaei gentili idolatrâ usurpatum fuit, ut in Gemara Talmud Bahylonicis, ubi Samaritanus sive Cuthaeus medius ponitur inter Judaeum et Aramaeum, vel idolatram gentilem. Apud Onkelos (Lev.) Aramaeus ponitur pro Idolatro. Et in versione Nov. Test. Syriaca (pro gentibus et graecis) legunt aramaeos. Die Götter Syriens heissen (bei Jes.) Elhei Aram.

***) Im Namen Burut (mit mongolischer Plural-Endung) liegt (auch siamesisch) der allgemeine Ausdruck für Mensch und ist derselbe (im Anschluss an die, durch die Griechen boreasisch modificirten Ber-Sagen des Nordens) den kirgisischen Resten am Issykul sowohl, wie den mongolischen am Baikäl geblieben. Als mit Buruten früher vereinigt gelten die Jakuten (As oder Sacae), die sich bei ihrer Herleitung aus Tangut (s. Strahlenberg) den Kouten oder Houten (Nachbarn tangutischer Usunen) zur Seite stellen würden, und gewissermassen (ähnlich wie die Sai oder Sacae nach den Issykul-Bergen flüchteten) als die nach Norden retirirten Reste einer späteren (ans unterworfenen Sacae und herrschenden Usun zusammengemischten) Schichtung, als die Usun den Thukiu, *Τοῦχοι ἢ τὸ ἱεὺς ἱεῖος* oder (h. Theophanes) Chazaren (die gemeinsam den muhamedanisch und chinesisches bezugten Gebrauch der Chan-Drosselung üben) erlagen. Neben dem (bis zu den Hiongnu gleichartigen) Gebrauch des Himmelsopfer beim Feuer (b. Ishrand Ives) verehrten die Jakuten in dem Gott Tangara (Schugo-teugun und Artengon) den Tengri-Himmel. Gemeinsam wird die göttliche Dreieheit Sumaus (der Samanier Schigemunf's) oder der Heilige genannt. Der Hauptstamm der Jakuten heisst Boro-Ganiska. Unter Deptzi Tarchan tegin (worin sich neben dem bedeutsamen Tarkhan Anklänge an Tengri-khan, dem Eroberer der Koeibe, finden) theilten sie sich von den Buräten, aber ihr berühmter Nationalfürst wird Zacha genannt, was bei der früheren Nachbarschaft zu Chokend oder Alexandria nitima unter dem auch sonst in Asien, z. B. in Badekshân (nach Baber), bei den Fürsten der Tagik (nach Marco Polo) und Malayan, als Stammherrn geltenden Dhulkarnaim oder Alexander M. (Sacha in russischer Modification) führen würde. Diejenigen so in der Stadt Jakutski sterben, lassen sie auf den Gassen liegen, dass die Hunde die toten Körper zum Öfftern fressen (nach Strahlenberg), wie in Bactrien (bei Strabo). „Sonst hat und hält ein jedes Geschlecht eine absonderliche Creatur heilig, wie Schwan, Gans, Raben n. s. w., und dasjenige Thier, welches ein Geschlecht für heilig hält, wird von demselben nicht gegessen; die andern aber mögen es essen“ (wie in Amerika und Afrika). Wie Klapproth bemerkt, können die (91 p. d.) von den Chinesen in 'dis Quellen des Irtytsch zerstreuten Hiongann nicht den von Deguignes vermutheten Zusammenhang mit den Hunnen haben, doch zeigt sich in dem Namen der Hunnen, auf den die westlichen Schriftsteller so vielerlei Völker zurückzuführen suchen, der nachbleibende Ruhm einst weithin gefürchteter Herrschaft, obwohl es bei dem beweglichen Element der Wandervölker, die sich auf ihren offenen Steppen unter den Händen des Historikers selbst verändern mögen, schwer und oft unmöglich ist, zu entscheiden, wieviel Procent des ursprünglichen Bintes eine an andern Ort und zu andrer Zeit auftretende Horde gleichen Namens noch besitzen dürfte. Wiewohl die vermeintliche Ausrottung der Juan-Juan durch Monkan-Khan (558 p. d.) die edlen Geschlechter vorwiegender als das ganze Volk betroffen haben muss, so werden doch in der avarischen Bewegung weniger ihre Personen, als die glänzende Erinnerung an dieselben gespielt haben, wo sie, als die Erben der Hiongnu (und der Sianpi), wie den Namen der Hunnen auch den der Avaren bewahrten, der sich schon in Varhachan, Hauptstadt der Armenien benachbarten Hunnen (Houng) zeigt und später von den Ouarkhoniten usurpirt wurde. Hüni wird (Djut.) für Pannonii gebraucht oder für Vandali (s. Grimm) und als Riese. Das tatarisch-mongolische Wort Oigur oder Vigur bedeutet Uniti (Verbrüderete) oder Confoederati im alten Namen der Hunnen, der bei der Trennung des Volkes in Uun-Oigur und Nokos-Oigur entstand (s. Strahlenberg). Im Gegensatz zu Tokos-Uigur (Neun-Uigur) würden sich dann die Un-Uigur oder Zehn-Uigur (bei Abulghasi) an die (westlichen) Hun (als Hundert oder Centenarii) schliessen (im Belien mit Gerichtsharkel verbunden). Der bei den Uiguren erbliche Fürstentitel eines (godischen)

graphen der Thang-Dynastie ein zwischen Kaschgar und Kaschmir gelegenes Ländergebiet (s. Remusat), also das Gebirgsland südwestlich von Yarkand gegen den Puschtikhur und Karakorum, sammt Klein-Thibet, nämlich Baltistan und Ladakh (nach Ritter). Gross-Purut (dessen König in Ladakh residierte) wurde von den Tibetern unterjocht, aber (747 p. d.) von den Chinesen besetzt. Der in Nielto am Soi-Fluss (Gilgit oder Chitral) residirende König von Klein-Pourout vertheidigte sich mit Hilfe der Chinesen gegen die Tibeter (713 p. d.), trat aber später mit diesen in verwandtschaftliche Verhältnisse. Im Thsing-y-thoung tshi (1790 p. d.) wird von den Burut gesagt, dass sie früher (unter den Thang) in kleine und grosse Pula oder Poliu (Pourut) getheilt, ihre Wohnsitze im Süden von Türkistan gehabt (in den Südgebirgen oder dem Kuenlün), später aber sich in der Nordkette (im Thianschan-System) festgesetzt hätten. Bei den aus der Zerstreung der Kirgisen im Issykul hergeleiteten Kara-Kirgisen oder Burut fand Radloff keine auf einen nördlichen Ursprung hindeutenden Traditionen, da dieselben eher nach Süden wiesen. Tschao-hoei (1459) setzt die Purut-Ertschien oder (nach Amiot) Antschüen (Andidjan) westlich von Kaschgar.

A. B.

(Fortsetzung folgt.)

Zustände und Vorfälle in den Niederländischen Colonien in den Jahren 1867 und 1868.

Von Dr. Friedmann.

A. Niederländisch Indien.

I.

Grundgebiet. — Bevölkerung Java's und des übrigen Archipels. — Berichte über einzelne Länder und Provinzen.

Die ausgestreckten Ländermassen und zahlreichen Inselgruppen des ostasiatischen Archipels, obwohl innerhalb der Tropenzone gelegen, sind dennoch von jenem excessiven, für den Menschen

Kuht tritt dann in Idi-Kuht (s. Abulghasi) mit vielfach gekreuzten Reihen mythologischer Bezeichnungen zusammen. Les Polonais ont fait de leur nom propre d'Obry (synonyme d'Avares) leur appellatif obrzym, qui veut dire géant (Siestrzencewicz). Les anciens Slaves appelaient les géans Woloty (Wilzen oder Basken des Vasgau). Nestor beschreibt die Ohren (Awaren) als hohen Wuchses.

verderhlich wirkenden Klima verschont, das wir in anderen Tropenländern, besonders auf dem afrikanischen Continent bemerken. Denn die zahlreichen Meere und Meeresarme, die sich zwischen den Inseln hinziehen, bewirken, dass die kleinern Inseln in ihrer ganzen Ausdehnung von den kühlen und reinen Seewinden durchstrichen werden, während dieselben auch tief in das Innere der grossen Inseln dringen, deren Centraltheile überdies aus Gebirgszügen verschiedener Formationen bestehen, welche gewöhnlich weit in die Region der gemässigten Zone hinaufreichen, so dass auf deren Hochebenen und Bergrücken ein ewiger Frühling gelagert ist.

Die Niederländer beherrschen fast den ganzen Archipel, und zwar steht der grösste Theil desselben unter ihrer unmittelbaren Verwaltung, während die Herrscher vieler Stämme im Lehnverhältnis zur niederländischen Regierung stehen oder durch Contracte mit derselben verbunden sind und die Oberhoheit derselben anerkennen. Aus den von dort kommenden Berichten entnehmen wir, dass Cultur und Humanität unter den dortigen Völkern bei der milden und weisen Regierung der Niederländer von Jahr zu Jahr fortschreiten, indem die Bevölkerung bedeutend zunimmt, die sanitätischen Verhältnisse sich verbessern, Ackerbau, Handel und Industrie rasch sich ausbreiten, die Sitten der Bevölkerungen sich veredeln und selbst die Wissenschaften, besonders die naturhistorische und geschichtliche Erforschung der Länder, mit Eifer gepflegt wird.

Das Ländergebiet betreffend, über welches die unmittelbare Herrschaft der Holländer sich erstreckt, so unterlag dasselbe in den betreffenden beiden Jahren keiner Veränderung. Ueberhaupt erfolgte seit dem Jahre 1864, wo das grosse Reich von Banjermassin auf Borneo dem niederländischen Gebiete einverleibt wurde, kein Zuwachs von Bedeutung zum ostasiatischen Ländergebiet der Niederländer. Nur geschah im Jahre 1866 in Folge von Plünderungen und Raubzügen, welche sich die Bewohner der Pasuma-Länder auf Sumatra zwischen Benkulen und Palembang erlaubten, die Einverleibung dieses kleinen Gebietes, welches nun durch holländische Beamte verwaltet wird. Die topographischen und statistischen Aufnahmen der erworbenen Besitzungen, sowie die Entwerfung von Special-Land- und Seekarten ist dem Corps der Ingenieure der Landmacht sowie den Seeofficieren übertragen, welche ihre Function eifrig betreiben. Es wurden von 1866—69 nicht weniger als 2000 sogenannte Dessatanten oder Specialkarten einzelner kleinen Districte im Maassstabe von 1:2500 ausgegeben, während die Zahl der Seekarten mit genauen Tiefenangaben, welche seit drei Jahren von den Officieren einzelner Kriegsschiffe gefertigt wurden, ebenfalls nicht unbedeutend ist. In Folge der trigonometrischen Aufnahmen der meisten Districte von Snumatra und Celebes stellte sich heraus, dass die Angaben der kleineren Regenten und Distriktsvorsteher über die Ausgestrecktheit der behauten und besteuerten Felder vielfach unrichtig, in der Regel zu gering waren, so dass der Staatskasse in Folge dieser genauen Aufnahmen und Richtigstellung der Grösse der zu besteuern den Felder eine bedeutende Vergrösserung des jährlichen Einkommens zufluss.

Die Oberfläche der Inseln Java und Madura sammt mehreren kleinen Küsteninseln stellte sich nach den neuesten Aufnahmen heraus zu 2390.8 geographischen Qu.-Meilen, und zwar beträgt die Oberfläche Javas sammt den Küsteninseln 2294.8 Qu.-Meilen, jene von Madura 96.0 Qu.-Meilen. Hierdurch wird die frühere Aufnahme dieser Inseln vom Jahre 1849 berichtigt, nach welcher die Insel Java berechnet wurde auf 2334 Qu.-Meilen,

die Küsteninseln	„	13.3	„
Madura	„	97.3	„
		<hr/>	
		2444.8	Qu.-Meilen.

Die Oberfläche der ostindischen Besitzungen ausserhalb Java und Madura beträgt nach den Berichten von 1868 ohne das Reich Banjermassin 25,500 geographische Qu.-Meilen.

Wohl in keinem europäischen Lande werden so häufig Volkszählungen vorgenommen, als auf dem indischen Archipel, und besonders auf Java, Madura, der Westküste Sumatras, den Zinninseln Billiton, Banka und Celebes. Die Regierung ist daher im Stande, alljährlich die Zahl der Einwohner in den verschiedenen Ländern des Archipels mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben und werden die Listen über die Bevölkerungsbewegung alljährlich nach dem Mutterlande gesendet und veröffentlicht. Java und Madura, die beiden am dichtesten bevölkerten Inseln des Archipels, zeigten in den fünf Jahren 1864—1868 folgende Bevölkerungszunahme:

1864	13,917,400
1865	14,168,400
1866	14,552,500
1867	14,945,900
1868	15,477,700

Den Racen nach vertheilt sich die Bevölkerung Javas von 1868 in folgender Weise:

Europäer	28,500
Chinesen	167,600
Araber	11,500
Andere Asiaten	4,200
Eingeborne	15,265,900
	<hr/>
	15,477,700

Da nun die beiden Inseln einen Flächenraum von etwa 2391 Quadratmeilen einnehmen, so stellt sich eine Dichtigkeitsbevölkerung von 6470 Menschen auf eine Quadratmeile heraus, die den dichtest bevölkerten Ländern Europas gleich kommt. Erwägt man nun, dass etwa $\frac{1}{2}$ der Oberfläche Javas noch aus Urwäldern und unbebauten Allangflächen besteht, sowie dass ein grosser Theil der bebauten Felder für den europäischen Markt bestimmte Producte liefert, so kann man sich eine Vorstellung von der ungeheuren Productionskraft dieses gesegneten Eilandes machen, welches nicht mit Unrecht die Perle der niederländischen Besitzungen genannt wird.

Die Bevölkerung in den übrigen unter niederländischer Herrschaft stehenden Ländern des Archipels stellt sich nach der Zählung von 1868 folgendermassen heraus:

Sumatras Westküste	1,565,039	Seelen
Bankulen	131,151	"
Lampang'sche Districte	102,346	"
Palembang	457,095	"
Insel Banka	58,986	"
Billiton	18,773	"
Riouw	30,523	"
Westlicher Theil Borneos	341,300	"
Südlicher und östlicher Theil Borneos	842,330	"
Südcelebes	338,718	"
Nordcelebes nebst den Sangir- und Talant-Inseln	491,074	"
Amboina, Banda nebst dem Reiche von Gorontalo, den Ländern der Tomini-Bucht, sowie den Key-Aru-, Teninber- und Südwestinseln nebst Ceram und Buru	534,688	"
Ternate	81,425	"
Timor	500,000	} ungenau
Bali	700,000	
	<hr/>	
	6,204,348	Seelen

Hierzu die Bevölkerung von Java und Madra 15,477,700

21,682,048 Seelen

Für die noch unabhängigen Völkerschaften kann man füglich noch 5 Millionen Seelen rechnen, die vorzüglich im Innern Borneos und auf vielen wenig besuchten Inseln wohnen, so dass die Gesamtbevölkerung des indischen Archipels sich etwa auf 26 $\frac{1}{2}$ Millionen Seelen beläuft.

Unter den Mortalitätslisten finde ich auch Verzeichnisse der in verschiedenen Ländern des Archipels vorgekommenen gewaltsamen Todesarten, die wohl einiges Interesse bieten. Auf Java und Madura kamen im Jahre 1868 im Ganzen 2480 gewaltsame Todesarten vor, und zwar starben 236 Personen durch Blitzschlag, 906 ertranken, 417 verunglückten durch einen Sturz von einer Höhe, 210 wurden durch Tiger, 50 durch Krokodille, 5 durch Schlangen und 48 durch andere Thiere getödtet, während 145 Selbstmorde vorkamen und 563 Personen durch anderes Unglück das Leben verloren. Ausserhalb Java und Madura kamen in jenem Jahre 3616 gewaltsame Todesarten — abgerechnet die in den Gefechten und bei Aufständen gefallenen Per-

souen — vor, worunter 457 durch Tiger, 187 durch Krokodille, 11 durch Schlangen und 60 durch andere Thiere umkamen.

Die Beziehungen des indischen Archipels mit dem Auslande betreffend, ist anzuführen, dass der General-Gouverneur P. Meyer im Jahre 1867 Uebereinkünfte traf mit dem norddeutschen Bunde und dem Königreich Siam, gemäss welchen an grossen Handelsplätzen des Archipels Consuln der genannten Staaten ihren Sitz haben sollten. Im Jahre 1868 kam ein Consul von Bayern nach Samarang, sowie ein solcher des norddeutschen Bundes nach Batavia.

Unter den einzelnen Völkerschaften sowohl auf Java als den übrigen Ländern des Archipels herrschte während der beiden Jahre im Allgemeinen Ruhe und Friede und kamen ausser einigen später anzuführenden kleinen Aufständen keinerlei politische Unruhen vor. Die Bevölkerungen fühlen sich glücklich, indem sie durch eine humane Regierung geschützt werden und jene Akte der Gewalt und der Despotie allmählich schwinden, welche die einheimischen Regenten früher gegen ihre eigenen Unterthanen auszuüben für gut fanden. Deshalb ist es auch nie die Masse des Volkes, auf welche die Urheberschaft von Widerstand gegen die Regierung fällt, sondern es sind ausser einzelnen religiösen Schwärmern die ehemaligen Fürsten oder ihre Verwandten, welche hier und da sich auflehnen, da sie ihre frühere despotische Herrschaft gerne wieder fortzusetzen wünschten.

Im Jahre 1868 kam nur ein kleiner Aufstand in der Residentschaft Batam vor, der zwei Beamten das Leben kostete, aber schon durch das Erscheinen von Truppen unterdrückt wurde, ohne dass von den Waffen Gebrauch gemacht wurde.

Von den ausserjavanischen Ländern des Archipels wird berichtet, dass fast allenthalben in den beiden Jahren die Reiserntheils befriedigend, theils vortrefflich ausfiel, so dass bei reichlichem Vorrath dieses Haupt-, ja fast einzigen Nahrungsmittels mancher Stämme auch der Wohlstand des Volkes sich hob.

Der nördliche Theil Sumatras wird bekanntlich noch von unabhängigen Stämmen bewohnt. Nach dem Vertrage der Niederländer mit England vom Jahre 1824 soll die sogenannte Pfefferküste, d. i. jener Theil Sumatras, der sich von Baros und Sakel nordwärts erstreckt, neutrales Gebiet bleiben und sollte es jeder Nation gestattet sein, dort Handel zu treiben, insbesondere Pfeffer zu holen. Dennoch übt die niederländische Regierung einigen Einfluss auf das dort gelegene Reich Atjeh*) aus, so wie sie vor wenigen Jahren auch zu Deli, an der Grenze dieses Reiches ein Fort erbauten. Südlich von Atjeh wohnen die berüchtigten Battan, zwischen Sakel und Tapanuli, ein noch der Anthropophagie ergebener Volksstamm, dessen Sitten wir in dem illustrirten Werke „Ostasiatische Inselwelt“ (Leipzig 1867, bei Otto Spamer) skizzirten. Bei dem geringen Zusammenhalt dieses Volksstammes, bei welchem fast jeder kleine District, ja selbst einzelne Dörfer einen kleinen Staat für sich bilden, so dass jede Centralisation und daher auch die Bildung einer grösseren Streitmacht fehlt, wäre es ein Leichtes, mit ein paar Compagnien europäischer Truppen den ganzen Stamm in Botmässigkeit zu erbalten und ihnen aufs strengste die barbarische Sitte der Menschenfresserei zu verbieten. Es ist daher auffallend, dass bei dem löblichen Streben der holländischen Regierung nach Hebung der Cultur und Humanität unter den ihrer Leitung anvertrauten Völkern die Battan noch immer jene Anthropophagen sind, wie sie uns von Reisenden des vierzehnten Jahrhunderts schon geschildert werden.

Die oben erwähnte Acquisition der zwischen Benkulen und Palembang gelegenen Districte Ampat-Lawang, Pasuma und Redjang erweist sich als eine nutzbringende, indem diese Gegenden grosse Quantitäten Damar-Harz produziren, aus welchen Kerzen fabrizirt werden und unter andern Handelsartikeln allein 200 Pikul Kaffee alljährlich nach Padang verführt werden.

Die Osthälfte Sumatras wird von verschiedenen Volksstämmen bewohnt, deren Regenten als Vasallen der Regierung betrachtet werden. Nicht selten kommen dort Aufstände vor, welche gewöhnlich von Verwandten der Fürsten, die sich Anhänger zu verschaffen wissen, angezettelt werden. So gelang es im Jahre 1868 einem solchen Abkömmling eines Regenten, Namens Pirasan, einige Districte an sich zu ziehen und hatte er den Plan, sich zum Radja von Palembang zu erheben.

*) So wird der Name dieses Landes in niederländischen officiellen Berichten geschrieben, während die Engländer ihn „Atcheen“ schreiben und nach ihnen deutsche Schriftsteller oft, der englischen Aussprache folgend, das Land „Atschin“ nennen. Auf diese Weise kommen durch die englische Schreibweise und Aussprache mehrfache Corruptionen in die geographischen Benennungen.

bang aufzuwerfen. Durch das Angebot einer kleinen Militärmacht, bestehend aus den Besatzungen der nahen Stationen, gelang es jedoch den Auführer zur Unterwerfung zu bringen, so dass er gegenwärtig als einfacher Oekonom auf seinem Gute bei Palembang wohnt und sich mit der Anpflanzung von Kokosbäumen beschäftigt.

Von mehr Wichtigkeit sind die Nachrichten von Borneo. An der Nordseite dieser Insel hat bekanntlich vor mehreren Jahren James Brooke als Privatmann, dem nur ein kleiner Kriegsdampfer zu Gebote stand, Einfluss auf die staatlichen Verhältnisse des Sultans von Brunai sich verschafft, so dass er von diesem zum Radja von Serawak und Labnan ernannt wurde, welchen Posten der kühne Unternehmer benutzte, um sich ziemlich unabhängig von seinem Lehnsherrn zu machen und das ihm anvertraute Gebiet im Namen der englischen Regierung zu verwalten. Die Holländer widersetzten sich dieser Handlungsweise nicht, um nicht in Conflict mit der englischen Regierung zu kommen und betrachteten James Brooke wie einen der inländischen Radjas, deren viele neben dem niederländischen Gebiet ihren Sitz haben und ziemlich unabhängig sind. Nach dem Tode von Brooke wurde von der englischen Regierung ein Nachfolger desselben unter dem Titel eines Gouverneurs von Nordborneo ernannt, der mit den benachbarten niederländischen Residenten von Sintang und Sambas auf freundschaftlichem Fusse steht. Es wird berichtet, dass er im Juni 1869 mit seinem Sekretär am Bord des Kriegsdampfers Slarey dem Residenten von Sintang einen Besuch abstattete, die Bergwerke und Seeplätze von Westborneo besichtigte und sich mit seinem holländischen Collegen über die Mittel zur Abwendung des Seeraubes berathschlugte. Was den letzteren betrifft, so hat sich derselbe in den jüngsten Jahren im ganzen indischen Archipel, Dank den energischen Massregeln der niederländischen Regierung gegen denselben, welche mit kleinen, flachen Kriegsdampfböten zahlreiche Expeditionen gegen die Räuberschiffe unternahm und dieselben in den Grund bohrte, sowie die Mannschaften zu Gefangenen machte, so bedeutend vermindert, dass gegenwärtig nur selten mehr ein Seeraub in den Gewässern des Archipels ausgeführt wird. Dennoch ist der Sitz der indischen Seeräuber, die Insel Mindanno sowie noch einige der unter spanischer Herrschaft stehenden Philippinischen Inseln, noch nicht aufgehoben, so dass das wachsame Auge der holländischen Regierung die alljährlich zu unternehmenden Expeditionen noch nicht einstellen kann. Im Jahre 1868 kreuzte das Dampfschiff Den Briel an den Küsten von Borneo, sowie einige Schooner und Krenzboote der indischen Flotte die Küsten von Lombok, Flores, Bali, dann die Natuna-Inseln besuchten, jedoch kein Raubschiff entdecken konnten, obgleich sie Kunde von hier und da durch Räuberfrauen gepflogenen Strandraub erhielten. Die Abwendung des Seeraubes durch gemeinsame Unternehmungen der britischen und holländischen Regierung bildete auch den Gegenstand der Besprechung zwischen dem englischen Gouverneur von Serawak und dem holländischen Residenten.

Dem Beispiele Englands, auf dem indischen Archipel festen Fuss zu fassen und sich eine Besitzung zu erwerben, suchte in neuester Zeit auch Nordamerika nachzuahmen, ohne dass jedoch his jetzt der Plan gelang. Mehrere amerikanische Colonisten haben sich in den Jahren 1867 und 1868 in Nordborneo niedergelassen, nachdem sie Ländereien sich erworben und suchen diese Herren die Bekanntschaft mit dem Sultan von Brunai und anderen einflussreichen Personen zu erwerben, um, wie es scheint, Einfluss in politischen Dingen zu gewinnen. Auch wurde zu Brunai ein amerikanischer Consul mit dem Titel „General-Consul von Borneo“ angestellt, der jedoch alsbald in Conflict mit dem Sultan gerieth, dem er den versprochenen Tribut nicht entrichtete. Die Sache wurde von dem amerikanischen Consul zu Shanghai in China, welcher persönlich nach Brunai kam, in der Art beigelegt, dass das Consulat von Brunai wieder aufgehoben wurde.

In der Süd- und Ostabtheilung Borneos hatten die Holländer noch vollauf zu thun, um Aufstände zu unterdrücken und die Anhänger der früheren Dynastie von Banjermaasin zur Unterwerfung zu bringen. Unter den letzteren waren der Pangeran Kurba und sein Sohn Djanal, sowie Butapi, fürstliche Personen, die noch bedeutenden Einfluss auf die Bevölkerung ausübten, Forts errichteten und sich die Herrschaft über einen Theil des Landes wieder zu erwerben suchten. Doch glückte es den Bemühungen der Regierung, die Aufstände zu unterdrücken, und hob sich zum Theil wieder der Handel und der Landbau. Der letztere beschränkt sich auf Borneo freilich nur auf die von den Eingebornen begehrten Culturpflanzen, als Reis, Kokospalmen, Katjang, Tabak, Betel, Pinang, und konnten his jetzt keine bedeutenden Quantitäten

der für den europäischen Markt bestimmten Erzeugnisse erzielt werden; doch kann durch fortgesetzte Bemühungen der Regierung auch dieses ausgestreckte Land einer bedeutenden Zukunft entgegengehen, da seine Fruchtbarkeit jener Javas kaum nachsteht. —

Der bedeutende Umfang der einzelnen Residentschaften und die geringe Zahl der europäischen Civil- und Militärpersonen machten es bis jetzt unmöglich, die barbarische, unter den Dajaks bestehende Sitte des meuchlerischen Kopfschlagens gänzlich zu unterdrücken, obgleich schon vor mehreren Jahren energische Massregeln und die nöthigen gesetzlichen Bestimmungen gegen diese Mordanfalle getroffen wurden. So berichtet der Resident von Sambas (Westborneo), dass in seiner Residentschaft im Jahre 1868 ungefähr 50 Personen meuchlerisch getödtet wurden. —

Auf Celebes fanden im Jahre 1868 zwei Aufstände statt. Der gewesene Regent von Tjamba in der Landschaft Maros machte bekannt, dass bei ihm die früher plötzlich verschwundenen Reichsinsignien, deren Besitzer nach dem Volksglauben der rechtmässige Regent des Landes sein soll, sich „niedergelassen“ haben. Hierdurch verschaffte er sich zahlreiche Anhänger, eroberte verschiedene Ortschaften und kämpfte auch gegen die wider ihn aufgetretenen holländischen Truppen Anfangs mit Glück. Ferner erhob sich auch im Reiche Boni ein gewisser Bonto-Bonto, um die Unabhängigkeit des Landes wieder herzustellen. Beide Aufstände waren jedoch im Monat September 1868 unterdrückt und die Urheber derselben unschädlich gemacht. Der Lehnfürst von Boni benahm sich bei dieser Gelegenheit ebenso wie die Fürstin von Tanatte zur Zufriedenheit der Regierung, indem sie zur Unterdrückung des Aufstandes mitwirkten. Auch zu Goa kamen ähnliche Aufstände vor. Celebes ist in eine grosse Anzahl kleiner Reiche vertheilt, die unter sich in keinem politischen Verbande stehen, alle aber die Oberherrschaft der Niederländer anerkennen. Erhebungen einzelner dieser kleinen Reiche können daher unmöglich eine grosse Bedeutung gewinnen und werden leicht durch eine geringe Macht unterdrückt.

Die Berichte von den Sangir-Inseln, den Molukken, dann von Hall, Lombok, Flores, sowie von der Küste von Guinea über die Jahre 1867 und 1868 sind theilweise von keinem besonderen allgemeinen Interesse, sowie sie andertheils ähnliche Vorfälle von Zwisten einzelner Volksstämme unter sich und von Aufständen schildern, wie sie von oben genannten Ländern berichtet wurden.

In mehreren Gebieten des Archipels herrschten wie alljährlich Cholera-Epidemien, welche oft Tausende von Menschen dahinrafften. Der Umstand, dass kein Jahr vergeht, in welchem nicht in einzelnen Theilen des Archipels solche Epidemien vorkommen, ferner die erwiesene Abnahme der Intensität dieser Epidemien von der Aequatorialzone nach den höheren Breiten, dann die bestehende Polargrenze dieser Krankheit, jenseits welcher sie sich nicht mehr zeigt, ebenso die vorhandene vertikale Grenze, die in der Tropenzone bei einer Höhe von 6000 Fuss über der Meeresfläche eintritt, endlich die Thatsache, dass nicht weniger als 93 Prozent aller Cholera-Epidemien in den subtropischen und gemässigten Zonen auf den Spätsommer, nämlich die Monate August und September fallen, auf welche Momente wir zuerst in den betreffenden Organen aufmerksam gemacht haben, beweist zur Evidenz die Abhängigkeit dieser Krankheit von den klimatischen Verhältnissen, insbesondere der Temperatur. Jenseits der Isotherme von $+10^{\circ}$ R. zeigt sich keine Cholera mehr, und selbst jene Länder, deren Jahrestemperatur relativ hoch ist, aber mit einem Sommer von unter $+10^{\circ}$ R. theilhaft sind; entbehren diese Krankheit, während andere Länder von niedrigerer Jahrestemperatur, aber mit relativ warmen Sommern, also mit einem Continentaliklima versehen, von dieser Krankheit noch heimgesucht werden.

II.

Die indische Landmacht. Gesundheitszustand derselben. Die Seemacht und ihre Verrichtungen. Der Verkehr im Innern des Archipels und mit dem Auslande. Christliche und mahomedanische Schulen.

Kultusangelegenheiten. Leistungen im Gebiete der Wissenschaft.

Die Stärke der Heeresmacht in Indien ist im Ganzen so gering, dass sie kaum in einem gehörigen Verhältnis zur Ausgestrecktheit der zu verwaltenden Länder und der Zahl der Einwohner steht. Es bestand die Landmacht in Niederländisch-Indien am 31. December 1868 aus 1306 Offizieren und 27,325 Unteroffizieren und Soldaten. Diese kleine Armee genügt, um Länder, welche zusammen ungefähr $2\frac{1}{2}$ mal so gross sind als Frankreich mit $2\frac{1}{2}$ Millionen unter direkter Herrschaft der Niederländer stehenden Einwohnern vor inneren und äusseren Feinden

zu schützen. Es giebt diese Thatsache das beste Zeugnis von der zweckmässigen und vernünftigen Administration der holländischen Regierung, die es sich angelegen sein lässt, die Völker auf der Basis ihres angestammten Nationalcharakters und ihrer Sitten zu einer höheren Culturstufe emporzuschwingen, ohne gewaltsame Massregeln anzuwenden oder der Denkweise, den religiösen und staatlichen Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Geschichte gebildet haben, Zwang anzuthun. Das genannte Offiziercorps besteht aus 1 Generalleutenant, 2 Generalmajors, 10 Colonels, 26 Lieutenant-Colonels, 47 Majoren, 269 Capitänen, 504 ersten und 447 zweiten Lieutenants.

Die Unteroffiziere und Soldaten bestehen aus 11,722 Europäern, 545 Afrikanern, 572 Amboinesen und 14,310 anderen Eingebornen aus dem Archipel. Im Jahre 1868 wurden im Ganzen 4345 Soldaten, theils in Niederland, theils in Indien, sowie an der Guineaküste geworben. Da Niemand gezwungen werden kann, Militärdienste in Indien zu verrichten, sowie auch keine Detaachirungen europäischer Regimenter nach den Colonien stattfinden, wie solches in England der Fall ist, so müssen alle für die Colonien bestimmten Truppen durch Handgeld erworben werden. Das letztere beträgt je nach der Dienstdauer, für welche ein Soldat sich anwerben lässt, für Europäer 80—160 Gulden, für Eingeborne 50—120, für Afrikaner 60—150 Gulden.

Als Chef der indischen Truppen fungirte bis zum 18. Juli 1869 der Generalleutenant Andreasen, welcher seiner Bitte gemäss zu jener Zeit das Commando niederlegte und wurde dasselbe dem zum Generalleutenant ernannten Generalmajor Kroesen übertragen.

Besondere Sorgfalt wird von Seite der Regierung auf die sanitätischen Verhältnisse der Truppen und der Marine verwendet. Die ungeheure und wahrhaft erschreckende Mortalität, welche bis zum Anfange dieses Jahrhunderts unter den indischen Truppen herrschte, bei welchen jährlich über $\frac{1}{2}$ ausstarben, veranlasste die Regierung, energische und zweckmässige Massregeln zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Truppen in Niederländisch-Indien zu treffen. Es bestanden diese Massregeln, an deren Verbesserung noch immer gearbeitet wird, in der Anstellung zahlreicher wissenschaftlich gebildeter Aerzte, zu welchen besonders die Deutschen ein bedeutendes Contingent lieferten; ferner in möglichster Schonung der Truppen, Aufrechterhaltung der Disciplin und einer regelmässigen Lebensweise, Errichtung zweckmässig eingerichteter Hospitäler und Sanitarien in den hochgelegenen, eines gemässigten Klimas sich erfreuenden Hochebenen und an Bergabhängen. Hierdurch gelang es, die Mortalität unter den Truppen allmählich bedeutend zu verringern, so dass gegenwärtig dieselbe sich noch etwas günstiger herausstellt, als jene der Truppen in Britisch-Indien. Dennoch ist dieselbe noch immer ziemlich bedeutend in Vergleichung mit der Mortalität unter den in europäischen Ländern stationirten Truppen, da ein guter Theil der Soldaten in Indien aus herabgekommenen Individuen besteht, welche schon in Europa entweder beim Militär oder im hürgerlichen Stande ein unmässiges und schwelgerisches Leben führten und endlich als letzte Zuflucht sich zum Dienste in Indien meldeten. Diese gewöhnlich der Trunksucht und der Schwelgerei ergebenden Individuen werden am leichtesten von perniciosen Fiebern, von Leber- und Milzkrankheiten und Dysenterien befallen, und erliegen häufig als Opfer dieser Krankheiten, während jener, der einer mässigen, dem Klima entsprechenden Lebensweise sich hingiebt, in der Regel von den der Tropenzone eigenthümlichen Krankheiten entweder verschont bleibt oder alsbald seine Gesundheit wieder erlangt.

Vorwaltende Pflanzenkost, kühles Verhalten, häufige Bäder, Vermeidung spirituöser Getränke sind die Hauptfordernisse zur Erhaltung der Gesundheit in der Tropenzone, und selbst bei eingetretener Unwohlsein sind es die sämtlichen Früchte, der Gebrauch des Reis und des Cacao als Nahrung, welche den Anzug einer ernstlichen Krankheit aufzuhalten und Genesung herbeizuführen im Stande sind. Gewöhnlich aber werden selbst von gebildeten Reisenden in solchen Fällen nnzweckmässige Mittel, wie Fleischkost, Opium und andere narkotische und reizende Medikamente angewandt, welche nothwendig das Uebel verschlimmern müssen.

In den Jahren 1864—1868 incl. war die Zahl der Erkrankten, Genesenen und Gestorbenen unter den Truppen auf Java und dem übrigen Archipel folgende:

Verhältniss der Gestorbenen

Behandelt.	Gesenen.	Gestorben.	zu den Behandelten.		zur Garnisonstärke.	
a) Java und Madura.						
1864	28189	25720	1031	1: 27,3 oder 3,65 pCt.	1: 14,02	oder 7,12 pÜt.
1865	28124	26029	787	1: 35,7 „ 2,79 „	1: 16,5 „	5,41 „
1866	29076	27307	549	1: 52,9 „ 1,88 „	1: 26,6 „	3,9 „
1867	26514	24652	508	1: 52,1 „ 1,91 „	1: 29,08 „	3,43 „
1868	30394	27736	911	1: 35,36 „ 3,00 „	1: 15,98 „	8,25 „
b) Im übrigen Archipel.						
1864	28468	27322	391	1: 72,8 oder 1,37 pCt.	1: 30,8	oder 3,32 pCt.
1865	30955	29711	380	1: 81,4 „ 1,22 „	1: 30,3 „	3,29 „
1866	28941	27719	383	1: 75,5 „ 1,32 „	1: 33,6 „	2,97 „
1867	25292	24333	287	1: 94,7 „ 1,06 „	1: 39,7 „	2,51 „
1868	23716	22687	293	1: 81,07 „ 1,23 „	1: 33,86 „	2,95 „

Sowohl auf Java als im übrigen Theile des Archipels war daher das Jahr 1867 das günstigste in Bezug auf Morbilität und Mortalität. Dass die Mortalität in den ausserjavanischen Besitzungen durchgängig günstiger sich herausstellt als auf Java, darf nicht auf Rechnung eines etwa ungünstigeren Klimas auf letztgenannter Insel, sondern vielmehr dem Umstande zugeschrieben werden, dass die kränklichen oder an chronischen Krankheiten leidenden Individuen in der Regel in einem der Hospitäler Javas behandelt und nicht nach auswärtigen Garnisonen geschickt werden. Ein bedeutender Unterschied besteht in der Mortalität der Küstenländer in Vergleichung mit den in den Centraltheilen der Inseln gelegenen Stationen, und zwar zu Gunsten der letzteren. Die Ursache hiervon ist einleuchtend, da die Küsten nicht nur eine viel höhere Temperatur besitzen, als die hochgelegenen, oft die Region der gemässigten Zone erreichenden Orte der gebirgigen Centraltheile, so wie auch an den Küsten sich oft Sümpfe vorfinden, deren Exhalationen der Gesundheit nachtheilig sind, während in den Binnenländern solche Sümpfe fehlen, die Luft daher von fremdartigen Dünsten und Gasen frei ist. Die folgende Zusammenstellung der Küsten- und Binnenstationen auf Java und Madura zeigt den Unterschied der Mortalität bei den verschiedenen Racen:

Jahrgänge.	Europäer		Afrikaner.		Javanen.	
	Küstenorte.	Binnenländische Stationen.	Küstenorte.	Binnenländische Stationen.	Küstenorte.	Binnenländische Stationen.
1864	1: 7,6	1: 17,3	1: 4,0	1: 9,4	1: 21,02	1: 29,6
1865	1: 11,3	1: 15,2	1: 2,4	1: 26,5	1: 31,8	1: 42,2
1866	1: 14,9	1: 28,7	1: 5,6	1: 70,8	1: 38,4	1: 74,1
1867	1: 20,1	1: 24,2	1: 4,6	1: 47,0	1: 39,8	1: 125
1868	1: 9,7	1: 17,3	1: 4,8	1: 31,4	1: 19,5	1: 37,7

Die ungünstige Mortalität in den Jahren 1864, 1865 und 1868 ist vorzüglich den in jenen Jahren geherrscht habenden Choleraepidemien zuzuschreiben, indem resp. 58, 38 und 49 Procente der Gesamt mortalität in dem betreffenden Jahre auf Cholera kommen. Die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse unter den Truppen in Indien bildete sowohl in der zweiten Kammer in Holland, als bei der sanitätischen Commission auf Java in den jüngsten Jahren den Gegenstand ernster Berathungen. Es wurde beschlossen, die aus Europa und anderen Welttheilen ankommenden Truppen, welche in der Regel eine Akklimatisations-Krankheit durchzumachen haben, nicht, wie bisher, in Weltvreden bei Batavia, sondern zu Campong Makassar auf dem Wege nach Buitenzorg zu stationiren. Auch soll die projectirte Eisenbahn von Batavia nach Buitenzorg schleunig in Angriff genommen werden, um die neu angekommenen Truppen so schnell als möglich nach den hochgelegenen, gesunden Stationen bringen zu können.

Um die Truppen besonders bei Expeditionen stets mit gutem Trinkwasser zu versehen, wurde in neuerer Zeit die Brunnenbohrmaschine des Amerikaners Morton eingeführt, durch welche in kürzester Zeit ein Brunnen von bedeutender Tiefe mit gewöhnlich reichem Wasserstrom hergestellt werden kann.

Die maritime Macht von Indien betreffend, so waren Ende 1868 30 Kriegsschiffe der niederländischen Marine auf verschiedenen Stationen anwesend. Hierzu kommen noch eine ansehnliche Zahl Schiffe der einheimischen indischen Marine, welche in Indien gebaut wurden und auch dort stets stationirt bleiben. Die genannten 30 Kriegsschiffe waren von 4035 Mann (3065 Europäern, 970 Eingebornen) besetzt. Die Hauptstationen der Kriegsschiffe in Indien bilden Sumatras Ost- und Westküste, dann die Meere von Riouw und Lingga, die Küsten von Celebes, Borneo und die Molukkesischen Inseln, ausser den Inseln Java, Madura, Bali, Lombok, Flores. Im September 1869 wurde der Kriegsdampfer *Curaçao* nach dem arabischen und persischen Meerbusen geschickt, um dort Erkundigungen über das Schicksal und das Benehmen der zahlreich aus Indien gebenden Mekkapilger einzuholen. Auch sollte dieses Kriegsschiff der Eröffnung des Suezkanals beiwohnen, was auch geschah.

In Anbetracht der vielen schädlichen Einflüsse, denen die Mannschaften der Marine ausgesetzt sind, indem viele Stationen der Gesundheit sehr nachtheilig sind und die reinen und kühlen Gebirgslüfte ihnen nicht zu Theil werden, konnte der Gesundheitszustand der Marine, Dank vielen Verbesserungen, die in Bezug auf Ernährung und Lebensweise der Matrosen und Soldaten eingeführt wurden, befriedigend genannt werden. Es wurden im Jahre 1868 6151 Europäer und 2012 Eingeborne der Marine ärztlich behandelt, von welchen 103 Europäer und 38 Eingeborne starben.

Die Marine-Etablissements zu Surabaja und zu Onrust entsprechen vollkommen ihrer Bestimmung, indem daselbst nicht bloss Reparaturen von Dampf- und Segelschiffen vorgenommen werden, sondern auch neue Schiffe, besonders für die einheimische Marine gebaut werden.

Anlangend die Verrichtungen der Marine, so werden die Dienste derselben gelobt sowohl bei Landung von Kriegsschiffen an fernen, von noch wenig abhängigen Stämmen bewohnten Küsten, bei Reisen ins Innere von Borneo auf den Strömen, dann bei der Unterstützung der Operationen der Landmacht. Insbesondere aber ist es der Seeräub, den die Marine so ziemlich zu unterdrücken Gelegenheit hatte. Das Dampfschiff *Surinam* nahm im März 1867 eine Zahl von 23 Räuberfrauen im Banggai-Archipel bei der Insel *Batjoa* gefangen und übergab die Mannschaft den Behörden zu Amboina. Ebenso zeichneten sich die Kriegsdampfer *Retch* und *Stavoren* durch eifrige Untersuchung der Gewässer zwischen Celebes und Nordborneo aus, wobei sie 10 Frauen, die sich mit Strandraub beschäftigten, gefangen nahmen.

Der Sultan des Suluh-Archipels, derselbe, von dem es vor zwei Jahren hiess, dass er mit Preussen und dem norddeutschen Bunde einen Handelsvertrag abschloss, wird schon seit langer Zeit für den Beschützer der indischen Seeräuber gehalten und lief deshalb schon einige Male Gefahr von der holländischen Marine überfallen und seines kleinen Thrones für verlustig erklärt zu werden. Doch er kam jedes Mal demüthiglich dem Kommandanten der Flotte entgegen und versprach Sorge zu tragen, dass das niederländische Gebiet von Raubanfällen verschont bleibe. Dennoch aber wiederholten sich die letzteren; der Sultan aber, darüber zur Rede gestellt, lebte jede Verantwortlichkeit für die ausgeübten Raubanfälle ab, indem er versicherte, dass er mit den Anführern der Räuberflotte in keiner Beziehung stehe.

Auch europäische Schiffe anderer Mächte wurden durch die holländische Marine geschützt. Im Februar 1869 entstand am Bord der französischen Brigg *Tamaris* 60 Meilen vom Ausgang der Sundastrasse ein Aufruhr, welcher durch die anwesenden chinesischen Kulis angezettelt wurde. Letztere bemächtigten sich des Schiffes, nahmen den Kapitän gefangen und setzten die übrige europäische Mannschaft auf einer Insel aus. Das Schiff wurde durch den Stationscommandant der Westküste Sumatras angehalten und der Regierung hiervon Anzeige erstattet. —

Wenden wir uns nun von den Kriegsunternehmungen und den Massregeln zur Sicherheit im Innern zu den friedlichen Werken zur Förderung der Kenntniss der Länder und des Wohlstandes der Bevölkerung. Ausser den zahlreichen Spezialkarten der einzelnen Districte Javas wurde auch Südelebes in den Jahren 1866—70 topographisch und statistisch aufgenommen. Die kleinen Reiche *Boni*, *Soppeng*, *Wadjo* und *Sidering* wurden 1867 in Karten nach dem Massstab 1:10,000 trigonometrisch aufgenommen und umfassen diese Reiche einen Umfang von 165 Quadratmeilen (engl.). Im Jahre 1868 wurden weitere 213 Quadratmeilen der Insel vermessen. 1869 waren 2 Ingenieure mit der Fortsetzung der Landesaufnahme beschäftigt, wovon der eine in der Residentenschaft *Bulekomba* eine Fläche von 60, der andere in der Abtheilung *Bikeru*. Im Ganzen wurden in den 3 Jahren 790 Quadratmeilen kartographisch aufgenommen.

Einer der Ingenieure wurde leider im Jahre 1867 meuchlerisch durch Eingeborne ermordet, worauf ein anderer Offizier dessen Amt übernahm. Es wurden bei dieser Gelegenheit im Districte Tanamea Steinkohlenlager entdeckt. Auch wurden gute Landstrassen zur Verbiudung der Ost- und Westküste angelegt, die Insel Salain topographisch untersucht und die Residentenschaft Makassar in Karten gebracht nach dem Massstab von 1:2000. Ein Zeichen fortschreitender Kultur bildet auch die Vermehrung und Steigerung des inneren Verkehrs, was an der Zunahme der Zahl der von der Post beförderten Briefe zu erkennen ist. 1866 wurden 1,467,384 Briefe von den Postexpeditionen im Archipel befördert, 1867 stieg die Zahl auf 1,548,967, 1868 auf 1,635,974. Die Briefportos betragen resp. 173,600, 182,469, 191,733 Gulden. Durch Postnachnahme wurden in den 3 Jahren Geldsummen befördert fl. 1,423,609, 1,724,854 und 1,807,827. Hierunter sind die sogenannten Seebriefe oder die nach Europa und anderen Welttheilen geschickten und von dort empfangenen Briefe, deren Zahl ebenfalls von Jahr zu Jahr steigt, nicht einbegriffen. An gedruckten Werken und Schriften wurden 1866 627,770 Druckbogen, 1867 655,794 und im folgenden Jahre 665,239 Bogen versendet. Es befinden sich auch auf Java und einigen anderen Inseln zahlreiche Telegraphenlinien. Mehrere Dampfschiffe besorgen in regelmässigen Fahrten theils im Auftrage der Regierung, theils in Folge von Privatunternehmungen sowohl den Transport von Personen, als Briefen und Frachtgütern nach den einzelnen Stationen des Archipels, sowie nach Manila, Makao, Canton, Calcutta, Madras und nach der arabischen Halbinsel. Es wurde selbst in neuester Zeit eine regelmässige Dampfschiffahrt von Batavia nach Sidney eingerichtet. Auch geht man mit dem Plane an, eine regelmässige Dampfschiffahrt durch den Suezkanal von Niederland nach Java ins Leben zu rufen.

Wie die niederländische Regierung von jeher im Mutterlande die grösste Sorgfalt auf Erziehung und Unterricht der Jugend legte und in Holland zu jeder Zeit Koryphäen der Wissenschaft, besonders der Physik, Astronomie und Medizin lehten, so ist es auch ihr Bestreben, in den Colonien den Unterricht der Jugend in sorgfältiger Weise zu pflegen.

Es besteht zu Batavia ein Gymnasium, das nach dem gegenwärtigen König der Niederlande Willem III. benannt ist, in welchem die Zöglinge ohne Unterschied der Nationalität und der Confession in einem sechsjährigen Cursus in Sprachen und naturhistorischen Wissenschaften gründlichen Unterricht von ausgezeichneten europäischen Lehrern erhalten. Einer Verordnung vom 21. August 1867 gemäss wurde diesem Institut noch eine neue Abtheilung für indische Sprach-, Land- und Völkerkunde beigelegt, besonders für diejenigen Zöglinge, welche dem Beamtenstande in Indien einst angehören sollen. Die Leitung und der Unterricht der Anstalt ist einem Direktor, zwölf Professoren, drei „Erziehern“ (opvoeders), einem Administrator und noch einigen europäischen Dozenten übertragen. Die Zahl der Zöglinge belief sich 1868 auf 91. Im Laufe des Jahres stieg die Zahl derselben auf 100. Die Ausgaben für das genannte Jahr betragen fl. 121,383. Ebenso besteht zu Surabaja eine höhere Bürgerschule, welche 1868 von 70 Zöglingen besucht wurde, von welchen die durch Talent und Fleiss sich auszeichnenden Jünglinge zur weiteren Ausbildung nach Niederland geschickt und dort auf Kosten der Regierung verpflegt werden.

Öffentliche, durch die Regierung unterhaltene Schulen für Europäer und Krolen bestanden im Jahre 1868 69, und zwar 50 auf Java und 19 in den ausserjavaneschen Besitzungen. Es functionirten in diesen Schulen 112 Lehrer und zahlten denselben 3962 Zöglinge. Verausgab wurden für diese Schulen 410,028 Gulden.

Abgesehen von diesen öffentlichen Schulen bestehen noch zahlreiche Privatinstitute und bedarf es einer Verordnung vom Jahre 1867 gemäss zur Errichtung einer Privatschule keiner besonderen Erlaubniss der Behörden, sondern nur einer Prüfung des Institutsvorstehers, damit er den Beweis liefert, dass ihm auch die nöthigen Kenntnisse zur Leitung einer Schule zu Gebote stehen.

Schullehrer-Seminare befinden sich ausser in den grösseren javanischen Städten auf Fort De Kok und Tanaah Batu in Sumatra und zu Tanaawangko auf Celebes. Ebenso sollen zu Kupang (Timor) und auf Amboina Lehrer-Seminarien errichtet werden.

Die Kinder der inländischen Bevölkerung erhalten ihren Unterricht in den sehr zahlreichen, von muhamedanischen Priestern geleiteten Schulen, und obwohl die Regierung über diese Schulen nicht die unmittelbare Leitung führt, so stehen dieselben dennoch unter ihrem Schutze und ihrer Aufsicht. Das reiche Verzeichniss der seit 1850 erschienenen, von Europäern verfassten

und lediglich für die Eingebornen bestimmten Schulbücher in javanischer, sundaischer, bugiesischer, malaischer, baltaischer und maduresischer Sprache, welche allenthalben zu sehr niedrigen Preisen zu haben sind, giebt Zeugniß für die Sorge der Regierung für zweckmässigen Unterricht der inländischen Jugend. In diesen Lehrbüchern finden sich als Uebungsstücke zum Lesen mehrere Auszüge aus dem Koran, ebenso Blumenlesen aus der javanischen Literatur, sowie überhaupt die Lehrbücher im Sinne der betreffenden Nationalität und der religiösen Anschauungen der eingebornen Völker abgefasst sind. Ebenso sind in den genannten Sprachen Lehrbücher für Erwachsene über Geographie, Arithmetik, Physik, über Geschichte der Völker des Archipels und andere Wissenschaften abgefasst, um dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung zu dienen.

Die Zahl der christlichen Missionäre in Niederländisch-Indien ist zwar nicht bedeutend und ist es überhaupt der Regierung weniger darum zu thun, eine grösstmögliche Zahl von Individuen dem Nancu nach zu Christen zu machen, als vielmehr wahre Sittlichkeit und Cultur zu fördern, was auch auf der Basis der angestammten Religion geschehen kann; dennoch haben in Indien die Missionäre folgender Gesellschaften Zutritt und Erlaubniß, ihre religiöse Lehre zu verbreiten:

1. Die Genossenschaft für in- und ausländische Mission zu Batavia.
2. Niederländisch-indische Missions- und Bibelgesellschaft.
3. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam.
4. Missionsvereinigung zu Amsterdam.
5. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen (Preussen).
6. Gossnersche Missionsgesellschaft zu Berlin.
7. Utrechtsche Missionsgesellschaft.

Es fungiren gegenwärtig in ganz Niederländisch-Indien 70 Missionare auf verschiedenen Orten, und zwar auf Java 14, auf Sumatras Westküste 13, auf Süd- und Ostborneo 5, auf Nordcelebes 13, auf den Sangirinseln 6, in den Molukken 5, an der Guineaküste 7, auf Halmaheira 4, auf Timor, Rotti und Bali je 1.

Die Zahl der zum Christenthum übergegangenen Eingebornen in Niederländisch-Indien ist im Ganzen nicht bedeutend. Die meisten Christen unter den Eingebornen befinden sich auf Menado (Nordcelebes), den molukkesischen Inseln und auf Timor. Es folgt hier eine Liste der Ende 1868 in Niederländisch-Indien befindlichen Christen unter den Eingebornen:

Java	3,433
Westküste Sumatras	615
Banka	6
Stiruw	3
Westborneo	5
Süd- und Ostborneo	216
Südcelebes	12
Menado	70,350
Amboina	44,553
Banda	796
Ternate	425
Timor	13,835
	<hr/>
	134,249

Wegen der grossen Zahl der eingebornen Christen auf Menado und Amboina befinden sich dort eine ziemlich grosse Zahl christlicher Schulen, nämlich 92, welche durchschnittlich von etwa 50 Schülern besucht werden. Selbst von den Sangir- und Talaut-Inseln wird berichtet, dass dort nicht weniger als 20, theilweise von Missionären geleitete Schulen für Eingeborne sich befinden, in welchen Unterricht in den Elementar-Gegenständen und in Religion erteilt wird.

Nach den vorhandenen Listen besuchen im ganzen Archipel etwas über 28,000 Kinder der Eingebornen die öffentlichen Schulen. Diese Zahl wäre für eine Bevölkerung von 28 Millionen freilich gering; doch muss man in Anmerkung nehmen, dass, wie oben erwähnt, die bei weitem grösste Zahl der Eingebornen ihre Kinder durch die einheimischen Priester und Lehrer unterrichten lassen.

Die Mitglieder der wissenschaftlichen Akademie zu Batavia führen fort, in ihren verschie-

denen Sparten ihre Thätigkeit zur Förderung der Wissenschaften an den Tag zu legen. Prof. Wilkens arbeitet noch an einem umfangreichen javanisch-holländischen Wörterbuch und war 1868 bis zum 16. javanischen Buchstaben „Ba“ gekommen. Wenn diese Arbeit nur langsam vorwärts geht, so ist als Ursache zu betrachten der Mangel an Vorauszüglern und Vorarbeiten, so dass das ganze Material erst aus der javanischen Literatur und dem persönlichen Verkehr geschöpft werden muss. Auch ein sunda'sches Wörterbuch wird von Koorden bearbeitet, sowie Dr. Mathes mit einer huginesischen Chrestomathie beschäftigt war. In Bezug auf archäologische Forschungen war bis zum Februar 1869 Dr. Friedrich, ein Deutscher, im Auftrage der Regierung thätig, sowohl die javanischen und balinesischen Inschriften und zahlreiche Manuscripte zu erklären, als auch im südlichen Sumatra die dort zahlreich sich findenden Inschriften auf Stein zu entziffern. Zur genannten Zeit trat Friedrich wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand und statt seiner übernahm der Archäolog Cohen Stuart die Fortsetzung der Untersuchung genannter Länder.

Der schönste und best erhaltene alt-indische Tempel auf Java ist der in der Residentschaft Kadu gelegene; unter dem Namen der „Ruinen von Boro-Bodur“ bekannte. Er ist ungemein reich an Statuen aus Trachyt und die Wände sind bedeckt mit prachtvollen Basreliefs, Scenen aus der buddhistischen Mythologie darstellend. Von diesem Tempel lässt die Regierung sämtliche Statuen und Relief-Bilder photographisch aufnehmen und sie in einem Werke sammeln, welches durch Kupferstich vervielfältigt wird. Im Jahre 1868 war die Vollendung dieses Werkes in Grossfolio nahe bevorstehend.

Die meteorologischen Beobachtungen werden mit Eifer an verschiedenen, mit einander in Correspondenz stehenden Stationen des Archipels fortgesetzt, und erstrecken sich dieselben bis zum Eiland Dezima in Japan, dessen Observatorium seine Berichte ebenfalls wie die andern Stationen des Archipels nach der Hauptstadt Batavia sendet. In Bezug auf die Inklination der Magnetnadel wurden im Jahre 1868 allwöchentlich Stundenbeobachtungen von Morgens 7 Uhr bis Abends 10 Uhr angestellt. Man fand bei dieser Gelegenheit, dass die Inklination auf Java von 7—10 Uhr Morgens abnimmt und ihr Minimum erreicht, von dieser Zeit an bis 7 Uhr Abends zunimmt, wo sie ihr Maximum gewinnt, um dann um 10 Uhr Abends wieder denselben Stand wie um 4 Uhr Nachmittags zu erreichen.

Die eigentlichen naturhistorischen Wissenschaften finden seit langer Zeit auf Java eine sorgsame Pflege. Die prachtvollen botanischen Gärten zu Buitenzorg, die sich bis zur Spitze des Salakberges erstrecken, schliessen nicht nur alle bekannten Tropenpflanzen von 4 Welttheilen in sich, sondern es werden auch in den verschiedenen Höhen die Gattungen der gemässigten und selbst der kalten Zonen, wie das Rennthiermoos und andere Cryptogamen und Phanerogamen der Alpen- und Polarflora cultivirt, und steht die Direktion mit verschiedenen Botanikern anderer Welttheile beständig in wissenschaftlichem Verkehr. Für die Zoologie ist das nun vollendete Prachtwerk von Bleeker: „Atlas Ichthyologique des Indes Néerlandaises“ von Wichtigkeit.

Die zu Batavia bestehende, sehr thätige und verdienstvolle „naturhistorische Vereinigung für Niederländisch-Indien“, welche von der Regierung eine jährliche Subvention von fl. 8000 erhält, hat den 33. Band ihrer „Verhandlungen“ und den 18. ihrer „Zeitschrift“ veröffentlicht. Wir erwähnen hier auch, dass durch die Nachforschungen der Mitglieder dieser Gesellschaft im Jahre 1868 reichhaltige Lager von Kupfererz auf Timor mit einem Metallgehalt von 15 Procent gefunden wurden. Ebenso wurde im District Palembang eine saunhaltige Mineralquelle entdeckt.

Man kann nicht sagen, dass in Niederland und seinen Colonien der protestantische Glaube der herrschende sei, da vielmehr für die Bekenner aller Confessionen vollkommene und nicht, wie in manchen andern Ländern, hloas theoretisch aufgestellte Gleichheit der Rechte in jeder Hinsicht besteht; aber es bilden allerdings die Protestanten die Mehrzahl unter den Europäern.

Es sind in Niederländisch-Indien im Ganzen 36 evangelische Prediger angestellt, welche an grösseren Orten ihren Hauptsitz haben, öfters aber Reisen zu auswärtigen Gemeinden unternehmen, um dort zu predigen und Religions-Unterricht zu erteilen.

16 katholische Geistliche, an deren Spitze ein Bischof steht, üben in Indien die Seelsorge bei den Gemeinden dieser Confession aus.

Die bei weitem grösste Zahl der Bewohner des Archipels bekennt sich zur mohamedanischen Religion, und bestehen namentlich die 15 Millionen Einwohner Javas, mit Ausnahme eines klei-

nen Districtes, wo der alte Hinduglanbe noch besteht, aus Muhamedanern, deren Kntus unter besonderem Schutze der Regierung und theilweise auch unter Aufsicht derselben steht. Nach den Listen von 1868 sind auf Java allein nicht weniger als 95,670 muhamedanische Priester und 121,590 angehende Priester oder Studierende. Von den ersteren empfangen jedoch die wenigsten einen fixen Gehalt, sondern sie betreiben theils Ackerbau, theils gewinnen sie ihren Unterhalt durch freiwillige Gaben ihrer Gemeindeglieder, sowie durch Ertheilen von Unterricht in Religion und in Lesung des Koran.

Das Pilgern nach Mekka, welches die Muhamedaner als ein besonders verdienstliches Werk betrachten, wird auch häufig von den Bewohnern des Archipels ausgeführt, und da diese Pilgerfahrten, wie die Erfahrung lehrt, nicht ohne politischen Einfluss sind, indem die von der Reise Zurückkehrenden oft von revolutionären Gedanken und von Plänen zur Losreissung des Landes von der Herrschaft der „Ungläubigen“ erfüllt sind, so hat die Regierung ein wachsames Auge auf diese Pilgrime und führt auch ein genaues Register über dieselben. Wir erfahren aus den betreffenden Listen, dass im Jahre 1868 von Java und Madura 1886 und von anderen Inseln des Archipels 1299 Personen nach Mekka pilgerten. Unter diesen Pilgern waren 33 hochgestellte Eingeborne. Die Mekkapilger unternehmen ihre Reise nach Arabien entweder direkt von Java oder Sumatra aus, oder sie benützen die von Singapur aus zahlreich dahin segelnden arabischen Schiffe.

III.

Bodenkultur. Zahl der ackerbaureibenden Bevölkerung auf Java. Die Reiskultur. Die Kokospalm-Tabakkultur. Cultur des Caffees. Verschiedene Arten nach den Standplätzen. Zuckerkultur. Einnahme in Niederland für verkaufte Colonialprodukte. Landbau und Production in den anserjavanischen Ländern des Archipels. Producte aus dem Mineralreich. Die Zinnmine Bankas. Steinkohlenlager. Petroleumquellen. Die Salzgewinnung im indischen Archipel. Handel und Schifffahrt.

Die meisten Völker des Archipels sind ackerbaureibende. Insbesondere blüht der Ackerbau auf Java und Madura in einer Weise, wie sich solches selbst in manchen europäischen Ländern nicht in gleichem Grade findet. Die Ausgestrecktheit des mit Culturpflanzen bebanten Landes vermehrt sich hier von Jahr zu Jahr, so dass allmählich der Urwald den Reisfeldern und der Cultivirung anderer Nutzpflanzen sein Terrain abzutreten genöthigt sein wird. Von den aus über 15 Millionen bestehenden Eingebornen Javas beschäftigten sich im Jahre 1868 nicht weniger als 12,472,096 Personen mit Ackerbau, während der Rest der Gesamtbevölkerung dem geistlichen, dem Beamten- oder dem Handels- und Handwerkstande angehören oder sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen. Die Javanen bewohnten im Jahre 1867 33,598 Dörfer oder Dessas, von welchen die Bewohner von 32,481 sich mit Feldbau beschäftigten und die von 1117 sich durch Fischerei ernährten. Auch von der Zahl der zur Landwirthschaft verwendeten Thiere werden genaue Verzeichnisse gehalten und betrug die Zahl der zum Pfügen verwendeten Thiere (Rinder, Pferde, Maulesel) 2,261,877. Die Ausgestrecktheit der auf Java zum Reisbau verwendeten Felder betrug 2,782,935 Bouw (1 Bouw = 500 rheinl. Ruthen oder 72,000 Quadratfuss, also etwa $1\frac{1}{2}$ bayrischen Tagwerkes). Von diesen Feldern wurden 50,505 für Rechnung der Regierung bebaut. Alle diese Felder brachten eine Ernte von 39,552,606 Pikul Reis (1 Pikul = 125 Amsterdamer Pfunde) zu Stande. Der grösste Theil dieser Ernte, nämlich 28 Millionen Pikul, wurde von Feldern gewonnen, welche künstlich, durch Wasserleitungen bewässert wurden, in welcher Arbeit der Javane eine grosse Geschicklichkeit an den Tag legt. 9 Millionen Pikul würden von Feldern gewonnen, deren Bewässerung dem Regen überlassen wurde. Obwohl nun die künstliche Bewässerung in Bezug auf die zu erwartende Ernte gegen die natürliche Bewässerung durch den Regen viele Vortheile bietet, so ist sie doch vom sanitätischen Standpunkte aus weniger wünschenswerth, weil durch die künstliche Bewässerung das Land in einen Sumpf verwandelt wird, der der menschlichen Gesundheit nachtheilig ist. Durchschnittlich lieferte im Jahre 1868 jeder Bouw 20,08 Pikul Reis. Die Ernte in den Jahren 1867 und 1868 wird im Ganzen als günstig angegeben. Auf den javanischen Märkten wurde der Pikul Reis durchschnittlich für 2—3½ Gulden verkauft.

Zu den landwirthschaftlichen Produkten, welche im Inlande verzehrt werden und höchstens nach andern Ländern des Archipels oder nach der asiatischen Festlandsküste versandt werden, gehören die Kokosnüsse, welche dem Bewohner des Archipels nicht nur das Brennöl liefern,

sondern auch die Stelle der Butter versehen, indem zum täglichen Gebrauche die ölige Schale in siedendes Wasser geworfen wird, wo dann das Fett obenauf schwimmt. Besondere Kokosgärten, wie sie in anderen Theilen des Archipels gefunden werden, wo besonders die kleinen felsigen Inseln zum Anpflanzen von Kokospalmen verwendet werden, findet man auf Java nicht, und sind die Palmen in einzelnen Höfen, an felsigem Strande und besonders in den Waldgürteln zerstreut, welche jedes javanische Dorf umgeben, aus Fruchtbäumen verschiedener Art bestehen und die Umgebung des Dorfes schattig und kühl erhalten. Die sich jährlich mehrende Zahl der auf Java zerstreuten Kokospalmen betrug 1868 zusammen 26,399,000, im vorausgegangenen Jahre 25,694,000, von welchen ungefähr zwei Fünftel fruchttragend sind. Ein Kokosbaum trägt durchschnittlich jährlich 50—60 Nüsse, von welchen 100 Stück in Indien zu 6—8 Gulden verkauft werden. Wer daher im Besitze von ein paar Tausend Kokosbäumen ist, welche mit wenig Mühe auf einem Stück Land von einigen Bouw gezogen werden können, genießt schon ein ziemlich reiches jährliches Einkommen.

Zu den für Rechnung von Privatpersonen auf Java angebauten Culturpflanzen gehört noch der Tabak, dessen Qualität zwar nicht jene des Manilla-Tabaks erreicht, aber doch zu den besseren Sorten gehört; dann der Kattun (aus verschiedenen Sträuchern und Kräutern des Geschlechts *Gossypium*) und der Indigo, der früher ebenfalls zu jenen Culturpflanzen Javas gehörte, welche der Regierung als Monopol gehörten, gegenwärtig aber freigegeben sind, so dass der Verkauf des Produktes an allen Märkten und an Privatpersonen gestattet ist. Hingegen werden noch gegenwärtig folgende Produkte für Rechnung der Regierung angepflanzt, die das Monopol über dieselben sich vorbehält. Doch sind die Länderorten in den Residentschaften Batavia, Buitenzorg, dann die Fürstentümer Djokjokarta und Surakarta, ebenso viele andere Landgüter vom Monopol der Regierung ausgeschlossen und dürfen die Produkte dieser Länder in beliebiger Weise verkauft werden. Das vorzüglichste hierher gehörige Produkt ist der Caffee. Man unterscheidet auf Java je nach dem Standorte der Produktion dreierlei Caffee, nämlich 1) Gartenkaffee, der in regelmäßigen Reihen angelegt ist und wovon jeder Strauch von einem Dadap-Banne (*Erythrina indica*) zur Abwehr der zu grossen Sonnenhitze beschattet ist. Auf solche Weise wird der meiste javanische Kaffee producirt. 2) Waldkaffee, der an den einst mit Urwald bedeckten Orten gezogen wird und wovon die Sträucher von den noch stehen gebliebenen Waldbäumen beschattet werden. Endlich 3) Bagger- oder Dorfkaffee, der in dem jedes javanische Dorf umgebenden Waldgürtel cultivirt wird und von besonderer Güte ist, da solchen Orten viel Dünger zugeführt wird.

Der Kaffeestrauch verliert auf Java im Alter von 30—40 Jahren seine fruchttragende Kraft und vegetirt nur noch ohne Blüten und Früchte. Die Ursache dieser Unfruchtbarkeit in späteren Jahren scheint mir weniger in dem Mangel an Kali des Bodens, wie nach den Ansichten der chemischen Schule behauptet wurde, die alle Vorgänge des Lebens, bis auf die Seelenzustände des Menschen, aus chemischen Vorgängen erklären wollen, zu liegen. Vielmehr ist nicht einzusehen, dass die chemischen Bestandtheile des Bodens, welche hinreichen, den Baum bis zum 40. Jahre zu ernähren und zur Blüthe- und Fruchtragung zu bringen, jetzt zu seinem weiterem Bestande nicht mehr anreichern sollten. Die Ursache des früheren Alterns des Kaffeebaumes auf Java liegt vielmehr in den eigenthümlichen Lebensverhältnissen und Lebensgesetzen desselben. Man vergesse nicht, dass der Kaffeebaum ursprünglich ein Produkt der gemäßigten oder subtropischen Zone ist und seine Ueberpflanzung in die eigentliche Tropenzone auf künstliche Weise geschah, so dass er hier immerhin als Fremdling erscheint und sich hier auch nicht vollkommen akklimatisirt.

Die Ernte im Jahre 1867 war auf Java eine ziemlich günstige, was jedoch vom darauf folgenden Jahre nicht behauptet werden kann, indem die damalige Ernte gleich jener von den Jahren 1864, 1849 und 1838 zu den ungünstigsten seit 30 Jahren zählten. Die anhaltende Dürre in den ersten Monaten von 1868 und die darauf folgenden heftigen Regen, welche die Blüten zerstörten, werden als Ursache der geringen Kaffeelernte jenes Jahres bezeichnet. Die folgende Liste giebt die während eines fünfjährigen Zeitraumes auf Java anwesende Zahl Kaffeebäume, den Ertrag derselben, die Kosten für die Gewinnung des Produktes und den Erlös an, den die Regierung in Holland erzielte.

Jahre.	Zahl der fruchttragend. Bäume.	Gewonnene Quantit. Kaffee, Pikul.	Kosten auf	Netto-Erlös
			den Pikul.	in Holland.
			fl.	fl.
1864	225,966,544	434,240	13. 61	44. 54
1865	223,261,717	949,419	13. 28½	45. 85
1866	230,103,030	1,094,097	13. 49½	43. 54
1867	233,272,384	920,057	14. 26	41. 73
1868	234,051,454	588,616	15. 26	35. 24

Der Gewinn, den daher die Regierung bei diesem Produkte erzielt, ist ziemlich bedeutend und betrug derselbe im Jahre 1866 über 33 Millionen Gulden. Im Jahre 1869 war die Kaffeenernte eine mittelmässige und betrug dieselbe ungefähr 850,000 Pikul. Bis zum Monat August wurden in Holland bereits 377,839 Pikul Javakaffee zum Preise von 38—46 Gulden verkauft. Ausserdem fanden auch Verkäufe durch die Regierung in Indien statt.

Das Zuckerrohr wird auf Java und im übrigen Archipel noch in grosser Ausgestrecktheit cultivirt und hat sich die Produktion des Zuckers daselbst in den jüngsten Jahrzehnten nicht vermindert, obgleich man in Europa und Amerika den Zucker aus einheimischen Pflanzen zu produziren versteht. Dieses Produkt bildet nur theilweise ein Monopol der Regierung, indem nur ungefähr die Hälfte des gewonnenen Zuckers den Regierungsmagazinen eingeliefert wird.

Im Jahre 1868 waren auf Java 97 Zuckerfabriken und beschäftigten sich mit der Cultur des Zuckerrohrs 207,024 Familien, welche eine Fläche von 39,636 Bouw bearbeiteten, so dass 2,027,750 Pikul Zucker gewonnen wurden. Ein Bouw lieferte daher 51.15 Pikul Zucker. Der Regierung wurde von obiger Quantität 1,025,042 Pikul Zucker eingeliefert, wofür fl. 5,115,670 für die Arbeiter verausgabt wurden. Eine Familie erhielt demnach durchschnittlich fl. 24. 71. Die Gesamtausgabe für die Zuckerkultur von Seite der Regierung betrug fl. 9,535,000, so dass ein Pikul auf fl. 9. 30. zu stehen kam. In Holland war der Erlös für den Pikul fl. 18. 16, der Gewinn für die Regierung daher ungefähr 9 Millionen Gulden.

Der Kaffee und der Zucker bilden, ausser dem Zinn, welches die Inseln Banka und Billiton liefern, diejenigen Produkte von Niederländisch-Indien, welche in finanzieller Hinsicht der Regierung die meisten Vortheile gewähren. Mehrere andere Produkte, welche früher ebenfalls zum Monopol der Regierung gehörten, sind gegenwärtig frei gegeben und ist der Handel mit denselben keiner Beschränkung unterworfen. Unter diese Artikel ist der Indigo zu rechnen, dessen Cultur viele Austrennung und Mühe erfordert, im Ganzen wenig Gewinn der Regierung brachte und deshalb grossentheils den Privatpersonen überlassen wurde. Auch die Theekultur, die Zimtkultur, selbst jene der Gewürznelken und der Muskatnüsse auf den molukkeschen Inseln, welche im 17. und 18. Jahrhundert so sehr gewinnbringend waren, ist nicht mehr dem Monopol der Regierung unterworfen und ist der Handel mit diesen Produkten frei gegeben.

Die folgende Liste giebt die Quantität der in Niederland im Jahre 1868 öffentlich verkauften ostindischen Produkte an, sowie den bei dem Verkaufe erzielten Gewinn:

Gegenstände.	Quantität.	Netto-Einnahme (Abz. aller Kosten).	Einnahme.
	Kilogr.		
Kaffee	50,280,414	31,342,645	½ Kilogr. 0. 36 fl.
Zucker	41,843,396	10,539,519	1 „ 0. 34 „
Bankazinn	3,244,756	3,323,707	50 „ 54. 56 „
Indigo	19,747	143,757	½ „ 6. 20 „
Muskatnüsse	636,159	340,602	„ „ 0. 62 „
Muskatblüthe	75,584	140,928	„ „ 1. 10 „
Gewürznelken	63,609	20,191	„ „ 0. 24 „
Muskatseife	2,539	6,925	„ „ 1. 52 „
Billitonzinn	46,271	49,722	50 „ 54. — „
	95,904,978	45,904,920	

Ausser den oben angegebenen, Produkte verschiedener Art liefernden Flächen giebt es auf Java noch solche dem Landbau gewidmete Felder, welche die Regierung an Privatpersonen entweder verpachtet oder lebenslänglich zum Gebrauch überlässt. Die Felder der letzteren Art haben eine Ausgestrecktheit von 1,560,845 Bonw und werden von 1,131,399 Menschen bewohnt. Sie liefern einen jährlichen Ertrag von fl. 379,257.

Unter den genannten Produktionen auf Java sind die Fürstenländer Djokjokarta und Surakarta ebenfalls nicht einbegriffen. Die Residentschaft Surakarta allein lieferte im Jahre 1868 83,436 Pikul Kaffee, 92,761 Pikul Zucker, 103,615 Pfunde Indigo und 747,285 Pfunde Tabak, welche Produkte keinem Monopol anheimfallen.

Dass auch die ausserjavanischen Länder des Archipels bedeutende Quantitäten Produkte verschiedener Art liefern, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; doch übertrifft die Insel Java alle ihre Schwesterländer an Fruchtbarkeit, sowie ihre Bewohner den meisten Fleiss auf die Bebauung ihrer Felder verwenden. An der Westküste Sumatras erntete man 1868 eine Quantität von 4,471,000 Pikul Reis, sowie auf dem Markte zu Padang in jenem Jahre 181,000 Pikul Kaffee von einheimischen Produzenten verkauft wurden. Ebenso werden auf Sumatra bedeutende Quantitäten Kattun, Tabak, Cassia, Muskatnüsse, Gambir, Zucker und Indigo produziert. Der Pfefferstrauch hat seine eigentliche Heimath in Nordsumatra, dessen Küsten deshalb die Pfefferküsten genannt werden. Von dort holen fast alle seefahrenden Völker den Pfeffer und ist der Handel mit diesem Produkt vollkommen frei gegeben. Auch das wohlriechende Benzoe, der echte Kampfer kommt aus den Wäldern Nordsumatras, von wo auch mehrere feine Tischlerhölzer in den Handel gelangen.

Die Inseln Banka und Billiton liefern ausser den Erzeugnissen aus dem Mineralreich auch die meisten der eben genannten Produkte Sumatras. Insbesondere werden die Muskatnüsse von Banka sowie der dort produzierte Gambir gerühmt.

Von Westborneo werden folgende, auch in ethnographischer Hinsicht bemerkenswerthe Notizen gemeldet. Wer dort ein Feld zuerst bebaut, wird unter der Bedingung, dass er dem Fürsten den zehnten Theil des Ertrages in natura oder in Geld einliefert, als Eigenthümer betrachtet. Es machen aber die Dajaks wenig Gebrauch von ihrem Reichthum an Feldern, indem sie in der Regel nur ein- bis zweimal ein Feld mit Reis bebauen, dann aber wieder brach liegen lassen. Auf diese Weise gewinnen sie bei geringer Mühe verhältnissmässig mehr Reis, als wenn ein Feld mehrere Jahre nacheinander bearbeitet wird. Auch wird aus der Zuckerpalme (*Arenga saccharifera*) Zucker gewonnen, so wie auch die Sagopalme benutzt wird. Die Abgaben an den Fürsten können auch durch eine gewisse Summe abgelöst werden. Von den landwirthschaftlichen Thieren sind es vorzüglich Ziegen und Schweine, welche gehalten werden. Rinder findet man nur bei den Vornehmen und Reichen. In der Residentschaft Sambas wird auch Kaffee, Tabak und Kattun produziert, doch kommt hiervon kaum etwas nach den europäischen Märkten.

In Süd- und Westborneo werden hingegen ausser den für einheimischen Gebrauch bestimmten Culturpflanzen, wie Reis, Sago, Kokosnüsse, Betel, Gambir etc. auch Erzeugnisse für den europäischen Markt geliefert. Besonders wird in der Abtheilung Amunthai viel Kaffee, Tabak, Indigo und Kattun gepflanzt.

Ziemlich blühend ist der Landbau auf Celebes. Auf dem bedeutenden Markte von Makassar häufen sich Waaren verschiedener Art in beträchtlichen Massen. Es gehen von dort grosse Quantitäten Reis nach China, den Molukken und nach Riouw. Von dortiger Rheide gehen auch mehrere europäische Schiffe mit Kaffee nach Europa. Denn in den gehirgigen Distrikten von Nordcelebes ist die Kaffeekultur eine Verpflichtung der Bewohner und ist jede Familie gehalten, alljährlich eine Anzahl Kaffeesträucher zu pflanzen und zu unterhalten. Von Makassar wurden 1868 44,000 Pikul Kaffee nach Europa geschickt. Ebenso wird auf Celebes viel Zucker, Kattun und Tabak produziert. Der Kaffee von Menado hat in neuerer Zeit in Europa eine besondere Beliebtheit erlangt und ist derselbe mehr gesucht, als selbst der beste Javakaffee. Die Zahl der Kaffeebäume auf Menado betrug im genannten Jahre 10,285,900. Menado hat auch eine beträchtliche Anzahl Cacao-Bäume, sowie dort auch ganze Wälder von Muskatnussbäumen gefunden werden.

Da die Gewürznelken auf Amboina nicht mehr unter Aufsicht der Regierung produziert und von derselben nicht mehr angekauft werden, ist die Produktion gegenwärtig eine geringere und auch der Preis des Produktes ist gefallen. Es sollen im Jahre 1868 auf der Insel 933,000 Pfd.

Gewürznelken, 105,000 Pfund Muskatblüthen und 463,000 Pfund Muskatnüsse erzeugt worden sein.

Als Produkte der Inseln Timor und Ternate werden vorzüglich genannt: Reis, Mais, Kokosnüsse, Sago, Kaffee, Kattun, Dammarharz (aus welchem man Kerzen bereitet), Tabak und Indigo. —

Der Zinnproduktion der Inseln Banka und Billiton und dem Erlös hieraus auf dem europäischen Markte ist bereits Erwähnung geschehen. Der indische Archipel birgt auch an verschiedenen Orten Steinkohlenlager und werden besonders einige Steinkohlenminen auf Borneo für Rechnung der Regierung bearbeitet. Die Mine Oranje-Nassau bei Penganon auf Westborneo liefert jährlich durchschnittlich 5000 Tonnen gute, für Dampfschiffe brauchbare Kohlen, und soll durch Verbesserung der Bearbeitung nach dem Urtheile der Ingenieure die Mine bis zu einem Ertrage von 20,000 Tonnen jährlich gebracht werden können. Geringer ist der Ertrag der Mine Pelarang in der Landschaft Kutei auf Ostborneo, die auch von geringerer Qualität ist. Es werden auch die Kohlenminen von Pulu-Laut an der Westküste Borneos bearbeitet, sowie auch zu Siboga an der Westküste Sumatras Steinkohlenlager sich befindend. Auch an Petroleumquellen ist im indischen Archipel kein Mangel, obwohl bis jetzt noch wenig Untersuchungen und Nachgrabungen in dieser Hinsicht unternommen wurden. In einem Berichte an die Akademie der Wissenschaften zu Amstordam vom Jahre 1869 heisst es hierüber: „In unseren ostindischen Besitzungen findet man an vielen Orten Petroleumquellen. Obwohl unter den untersuchten, nahe an der Oberfläche geschöpften Oelen, die durch Einfluss der Luft, durch Verdampfung und Oxydation ihre flüchtigen Bestandtheile verlieren und zähe und dickflüssig werden, so hat doch die genaue chemische Untersuchung gelehrt, dass das Petroleum von Cheribon und Rambang (Java) zu den besten Sorten gezählt werden muss, sowie auch erfahrungsmässig diejenigen Quellen, welche nahe bei der Erdoberfläche ein theerartiges Oel liefern, in grösseren Tiefen viel dünnflüssiger werden und bedeutende Quantitäten Oel geben. Man kann daher die Ueberzeugung aussprechen, dass, wenn die Nachforschungen nach Erdöl in Ostindien eifrig und systematisch fortgesetzt werden, alsbald ein neuer ergiebiger Zweig des Handels und der Industrie geschaffen wird, wodurch Viele sich Wohlstand und Reichthum erwerben werden.“ Aus einer Petroleumquelle im Distrikte Palembang wurden 1868 2000 Fässer Oel gewonnen, obgleich dieselbe noch nicht gehörig bearbeitet ist und das Oel nahe an der Oberfläche gewonnen wird.

Zum Schlusse dieses Abschnittes mögen einige kurzen Notizen über die Salzgewinnung im indischen Archipel angeführt werden. Wie in den meisten Tropenländern wird auf dem Archipel das Kochsalz ebenfalls aus dem Meerwasser durch Vertrocknung der in das Land eingelassenen Teiche gewonnen. Der Verkauf von Kochsalz gehört in Indien ebenfalls zu den Monopolen der Regierung, doch wird dasselbe zu verhältnissmässig sehr niedrigen Preisen der Bevölkerung übergeben. Im Jahre 1868 wurden auf diese Weise 77,856 Tonnen Salz gewonnen. Nach einer Beschlussfassung der Regierung sollte in Zukunft nur an einem Orte, nämlich in dem Etablissement zu Tanara in der Residentschaft Bantam von Regierungswegen Salz gewonnen werden. Durch den Verkauf von Salz empfängt die Regierung alljährlich 6—7 Mill. Gulden.

Der Zustand des Handels und der Schifffahrt wird sich am deutlichsten zeigen, wenn wir aus den Jahresberichten der einzelnen Provinzen die Summen der Ein- und Ausfuhr, die Zahl der angekommenen und abgereisten Schiffe, ihre Grösse und Befrachtung n. s. w. zusammenstellend.

Auf Java und Madura wurden im Jahre 1867 für Rechnung von Privatpersonen eingeführt an Kaufmannsgütern für fl. 51,715,265, an geprägter Münze für fl. 2,139,391. Für Rechnung der Regierung wurden an Kaufmannsgütern für fl. 4,198,397, an geprägter Münze aus Holland für fl. 15,700,000 eingeführt.

Die Ausfuhr für dasselbe Jahr betrug für Rechnung von Privatpersonen an Gütern: fl. 59,313,449, an geprägter Münze (meistens nach den Ländern des übrigen Archipels) fl. 6,031,446. Für Rechnung der Regierung wurden ausgeführt: Waaren im Betrage von fl. 49,683,765 (meistens landwirthschaftliche Produkte), Münze im Betrage von fl. 3,078,102.

Die Einfuhr für Privatpersonen bestand vorzüglich aus Leinen- und Kattunwaaren, Esswaaren, Weinen, Eisengeräthen und Maschinenen. Es wurden nämlich eingeführt an

Leinen- und Kattunwaaren	für fl. 25,032,100.
Esswaren	3,372,300.
Weinen, Liqueuren	2,421,800.
Eisenwaaren, Maschinen	766,200.

Die Ausfuhr aus Java und Madura im Jahre 1867 betrug an verschiedenen Artikeln folgende Quantitäten:

a) für Privatpersonen:	b) für Rechnung der Regierung:
Reis 493,900 Pikul	Kaffee 932,000 Pikul.
Kaffee 230,300 "	Zucker 718,400 "
Zucker 1,267,800 "	Indigo 13,000 Pfund.
Tabak 146,400 "	Thee 2,700 Pikul.
Indigo 688,700 Pfund	Muskatnüsse 5,700 "
Thee 6,700 Pikul.	Muskatblüthe 1,300 "
Pfeffer 24,100 "	Gewürznelken 2,100 "
Zimmt 140 "	Zinn 52,000 "
Muskatnüsse 8,700 "	
Muskatblüthe 420 "	
Gewürznelken 25 "	
Zinn 25,500 "	

Die Zahl der Schiffe betreffend, welche die Häfen von Java und Madura berührten, so kamen im Jahre 1867 unter niederländischer Flagge an 2660 Schiffe mit 152,382 Lasten und unter anderen Flaggen 157 Schiffe mit 33,771 Lasten. Abgereist sind in demselben Jahre 2852 Schiffe mit 200,788 Lasten unter niederländischer Flagge, und unter fremden Flaggen 171 Schiffe mit 40,287 Lasten. Von den Häfen des Archipels ausserhalb Java liegen Berichte vom Jahre 1866 vor, aus welchen hervorgeht, dass in jenem Jahre in sämmtlichen Häfen für fl. 24,517,073 an Waaren und für fl. 1,647,606 an Münze eingeführt wurde, und zwar durch 4926 Schiffe mit 165,335 Lasten. Die Ausfuhr erreichte einen Betrag von fl. 27,858,145 an Waaren und 1,499,57 an Münze und wurde dergleichen durch 5667 Schiffe mit 162,549 Lasten bewerkstelligt.

Die einheimische niederländisch-indische Kauffahrteiflotte bestand im Jahre 1868 aus 368 Schiffen mit 30,741 Lasten.

Zum Schlusse mögen noch einige Berichte über den Zustand der so verdienstlichen Kultur des Chinabaumes auf Java folgen, welche die Regierung seit 1851 sich angelegen sein lässt. Damals unternahm nämlich der Botaniker Hasskarl eine Reise nach Südamerika, um einige junge Chinapflanzen und Chinasaamen zu gewinnen, was ihm auch trotz der Schwierigkeiten, die ihm von Seite der dortigen Behörden entgegenzutreten, gelang. Ebenso erhielt die indische Regierung einige Chinablümchen von holländischen botanischen Gärten sowie aus Paris und wurde mit diesen Pflanzen und Samen auf Tjibodas im Salakgebirge eine erste Pflanzung angelegt, die ziemlich gut gedieh. Von Jahr zu Jahr vermehrte sich die Zahl der Chinabäume und erreichten mehrere Tausende derselben eine Höhe von 15—18 Fuss, so dass sie in die Wälder unter andere Waldbäume verpflanzt werden konnten. Gegenwärtig können die Chinapflanzungen auf Java als gelungen betrachtet werden und hofft man binnen wenigen Jahren nicht nur den Bedarf an Chinin für Indien und Holland aus den auf Java gepflanzten Bäumen gewinnen zu können, sondern auch noch einen kleinen Handel mit Chinin und Chinarinde zu unterhalten.

Es befinden sich gegenwärtig 12 verschiedene Chinapflanzungen auf Java, und zwar sämmtlich auf Hochebenen oder an Gebirgsabhängen, da die Natur diese Pflanze auch in ihrem Vaterlande nur in Höhen von 4—7000 Fuss über der Meeresfläche wachsen lässt. Die älteste, von Hasskarl angelegte Chinapflanzung auf Java ist die schon erwähnte zu Tjibodas, welche 1430 Meter über dem Meere liegt. Es folgte 2) die Pflanzung zu Lembang (1251 Meter über dem Meere), dann 3) jene zu Nagrak im Tangusan-Peasu-Gebirge (1625 Meter hoch); 4) die Pflanzung von Tjibitung im Masanz-Gebirge (1527 Meter hoch); 5) Tjibeurnum im Malawan-Gebirge (1566 Meter hoch); 6) Tjiniruan, 1500 Meter hoch, im Malawan-Gebirge; 7) Steung Gannang im Kendeng-Gebirge, 1625 Meter hoch; 8) Kawa Tjiwedai im Kendeng-Gebirge, 1950 Meter hoch; 9) Tjirandja Bolang, 1917 Meter hoch, im Patas Kendeng-Gebirge; 10) Telaga Patengan, 1576 Meter hoch, im Gebirge Patas Djambang; 11) Worodjampi, 2219 Meter hoch, im Ajang-Gebirge 12) Diing, 2046 Meter hoch, im Ding-Gebirge.

Es sind vorzüglich 7 Arten von China in den javanischen Pflanzungen vertreten, wovon einige an Alkaloiden sehr reiche Arten, wie die China Calisaya, Ch. Condaminosa, Ch. succirubra, während die Ch. Pahudiana, caricolata, micrantha, carefolia weniger reich an Alkaloiden sind.

Im Jahre 1868 waren nun in sämtlichen Pflanzungen vorhanden:

a) Grössere im Walde aus Stecklingen gewonnene Bäume	42,998
b) Im Walde lebende, aus Samen gezogene Bäume	1,333,863
c) Noch junge Pflanzen in den Gärten	263,425
d) Bewurzelte Pflanzen aus Stecklingen	1,076
e) Stecklinge, eben eingelegt	9,022
	<hr/> 1,650,384

Es waren daher im Jahre 1868 bereits über 1½ Millionen Chinapflanzen und Bäume vorhanden, wobei wohl in Anmerkung zu nehmen ist, dass über 400,000 Pflanzen und Bäume zu der edlen Sorte Calisaya gehören, welche eine bedeutende Quantität Chinin liefert. Die minder edlen Arten, besonders die Pahudiana, werden in den jüngsten Jahren nicht mehr vermehrt. Man befolgt auf Java die vortheilhafte Praxis, eine Quantität Chinassamen auf ein Feld zu säen, dieselbe zwei Jahre lang keimen und wachsen zu lassen, um dann die jungen Pflanzen auszu ziehen, wo sie eine verhältnissmässig bedeutende Quantität Chinin und Cinchonin liefern. Die höchsten Bäume waren im Jahre 1863 11—12 Meter hoch. Der grösste Umfang des Stammes war 0.46 Meter. Den meisten Gehalt an Alkaloiden erhielt man 1868 von einer Cinchona succirubra, nämlich 6.49 Prozent aus 100 Theilen getrockneter Rinde. Aus Cinchona Calisaya erhielt man durchschnittlich 3—4.9 Prozent, aus Pahudiana nur 1—2.7 Prozent. Im Monat Dezember 1865 kamen zum vierten Mal seit 1864 Samen von Ch. Calisaya aus Amerika. Die von der ersten Sendung eingelegten Samen haben sich bereits zu 6—8 Meter hohen Bäumchen entwickelt. Die Direktion der Chinakultur steht auch mit den ähnlichen Etablissements am südlichen Abhange des Himalaja-Gebirges, auf den Fidschi-Inseln und in Algier in Verbindung und werden von den Direktionen gegenseitig Samen und Bäumchen verschiedener Cinchona-Arten ausgetauscht. —

B. Niederländisch-Westindien.

Bot sich uns bei Betrachtung der Zustände im Ostasiatischen Archipel das erfreuliche Bild des Fortschrittes in Cultur und Humanität dar, und ergah sich, dass die dortige einheimische Bevölkerung von Jahr zu Jahr einen bedeutenden Zuwachs erhält, Ackerbau, Handel und Schifffahrt in blühendem Zustande sind, und auch die Gesundheitsverhältnisse der europäischen und einheimischen Bevölkerung befriedigend genannt werden können, so sehen wir in Niederländisch-Westindien, wenigstens in den ausgestreckten Alluvialebenen Surinams, von all diesem das Gegentheil. Der Umstand, dass die Holländer bei der Colonisirung dieser Länder keine autochthone, bildungsfähige Bevölkerung vorfanden, und die jetzt noch übrige Urbevölkerung wie vor Jahrhunderten ohne Ackerbau oder Gewerbe ein wildes Naturleben in ihren Wäldern fortführt, hatte zur Folge, dass die verhältnissmässig wenigen europäischen Einwanderer bei Bearbeitung ihrer Plantagen nur auf sich selbst und vorzüglich auf die von der afrikanischen Küste herbeigebrachten Sklaven angewiesen waren, so dass zwar eine ziemliche Menge von Colonialwaaren produziert wurde, doch nie der Grund zu einer selbständigen und glücklichen Bevölkerung gelegt werden konnte. Als nun endlich in neuester Zeit die fortschreitende Cultur und die sich ausbreitende Herrschaft humaner Ideen das längere Bestehen der Sklaverei als eine Unmöglichkeit erscheinen liessen, beeilte sich auch die niederländische Regierung, sowohl in Ost- als Westindien nicht nur jeden Sklavenhandel, sondern auch das Halten von Sklaven streng zu verbieten. Die Niederländer warteten selbst nicht einmal die Zeit ab, wo auch die meisten übrigen seefahrenden Nationen die Sklaverei in ihren Colonien abschafften, sondern sie bereiteten die Emanzipation der Neger bereits vor 20—30 Jahren vor, indem sie zweckmässige Gesetze schufen, welche die Willkür der Sklavenhalter gegenüber ihren Leibeigenen einschränkten und letztere wo möglich zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft allmählich nmzuschaffen im Stande waren. Zuerst wurde durch ein Gesetz jedem Sklavenbesitzer die eigenmächtige Ausübung von Strafen, insbesondere die körperliche Züchtigung untersagt und Behörden ins Leben gerufen.

welche in Fällen von Klagen der Herren gegen ihre Knechte, aber auch bei Klagen der letzteren gegen ihre Herren den Richterspruch zu fällen hatten. Es wurden ferner Vorschriften erlassen über die Quantität und Qualität der den Sklaven zu reichenden Kost, über das Mass der ihnen täglich aufzutragenden Arbeiten, dann über ihre Kleidung, Wohnung und sonstige Behandlungsweise, sowie endlich den Plantagenbesitzern aufgetragen wurde, ihre Sklaven von den Herrnhutern in der christlichen Religion und im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen. Die Vorschriften der Regierung fanden williges Gehör von Seite der Plantagenbesitzer und zeigten sich auch günstige Erfolge bei den Negeren, indem nicht nur die meisten derselben die christliche Religion annahmen, sondern sich auch den Elementarunterricht in den Schulen zu Nutze machten und manche Neger selbst mit Erlaubniss ihrer Herren sich in dem von den Herrnhutern errichteten Seminaren zu Schullehrern ausbildeten und ihre Genossen in den Elementargegenständen unterrichteten. Nachdem auf diese Weise der Emanzipation der Sklaven vorgearbeitet wurde und man hoffen konnte, dass die Freigelassenen gemäss der bereits erreichten Culturstufe nicht mehr nackt in den Wäldern gleich den Indianern herumlaufen und sich dem Müssiggang hingeben würden, schritt man im Jahre 1863 endlich zur Freierklärung der Neger in Surinam. Aber auch dieser Akt war nur ein Schritt vorwärts auf dem schon längst betretenen Wege, indem die Freieigung nicht ohne von der Vorsichtigkeit und dem Zwecke der Civilisirung der Neger gebotene Einschränkungen begleitet war. Es wurde nämlich mit dem Emanzipationsgesetz zugleich angeordnet, dass die Neger noch während zehn Jahre, also bis zu 1873 unter Aufsicht der Behörden bleiben, die über ihre Lebensweise zu wachen haben. Zugleich wurden die ehemaligen Sklaven verpflichtet, mit den Besitzern von Plantagen Contrakte zu schliessen, gemäss welchen sie gegen Bezahlung diejenigen Arbeiten als freie Männer verrichten sollten, welche sie früher als Sklaven ausführten. Trotz all dieser Vorsicht glückte es der Regierung dennoch nicht, die für alle Colonien gefährliche Krisis der Sklavenemanzipation ohne empfindlichen Schaden zu überstehen. Abgesehen, dass nach den neuesten Berichten die Plantagenbesitzer durchgängig die Klage führen, dass die Arbeit der Freigelassenen bei weitem nicht mehr jene der einstigen Sklaven an Umfang und Genauigkeit erreicht, besteht auch der jetzige Gouverneur von Surinam Van Idsinga, dass selbst diese geringere Arbeit nur der Aufsicht zu danken ist, welche die Behörden über die Freigelassenen ausüben, und dass zu befürchten sei, wenn einmal die Zeit dieser Beaufsichtigung beendet sein wird, die Plantagen gänzlich der nöthigen Arbeiter entbehren werden. Deshalb schlägt dieser Gouverneur der Regierung vor, dass sie für's Erste bis zur Zeit des Ablaufes der Beaufsichtigung der Neger von Seite der Regierung Sorge tragen möge, dass hinlängliche Arbeitskräfte nach Surinam von anderwärts gebracht werden. Seitdem von den chinesischen Häfen aus zahlreiche Auswanderer von dort nach der Westküste Amerikas gebracht werden, hat sich der Strom der Auswanderung auch nach den westindischen Inseln und nach Surinam gewendet und zählte man im Jahre 1863 614 chinesische Emigranten auf Surinam. Doch ist die Zahl dieser Einwanderer lange nicht bedeutend genug, dass sie selbst in mehreren Jahren sämtliche Plantagen, die wenigstens 4,000 Arbeiter nöthig haben, versehen könnten.

Ein zweiter Vorschlag des Gouverneurs besteht darin, dass man nach Ablauf der zehnjährigen Frist für die Beaufsichtigung der Neger dieselben noch nicht der gänzlichen Freiheit in ihrer Handlungsweise hingeben soll, sondern es sei Pflicht der Regierung, die noch einer Bevormundung bedürftigen Freigelassenen auch ferner noch unter einer gewissen Aufsicht zu halten. Hierin muss auch dem Gouverneur vom Standpunkt vernünftiger Regierungs-Prinzipien aus vollkommen beigestimmt werden. Denn die Gesetzgebung muss sich nothwendig nach dem Charakter und der Bildungsstufe der zu regierenden Individuen richten. Nicht alle Völker und Volksstämme können nach ein und derselben Schablone regiert werden, und so wenig beispielsweise die freie englische oder nordamerikanische Constitution für die Kaffern in Südafrika oder die Maoris in Neuseeland passend wäre, indem diese Völker nicht den rechten Gebrauch von den ihnen zugestandenen Freiheiten zu machen wüssten, ebensowenig kann das allgemeine Prinzip der persönlichen Freiheit in demselben Masse und derselben Form bei freigelassenen Negerklaven wie bei einem intelligenten und gebildeten Volke germanischer Race angewendet werden. Die Freiheit gleicht einem muthigen Rosse, das den kundigen und geübten Reiter ergötzt und ihm nützt, aber den Ungeschickten herabwirft und beschädigt. Es gehört ein gewisser Grad von moralischer Höhe und Bildung dazu, um das volle Mass der persönlichen Freiheit

zum eignen Heil benützen zu können. Zu dieser Höhe der Bildungsstufe und Intelligenz scheint aber die vor Kurzem emanzipirte Sklavenbevölkerung nicht gekommen zu sein.

Die Idee, die Negerbevölkerung durch europäische Einwanderer zu ersetzen, ist, wenigstens für ein tropisches Alluvialland, wie Surinam ein solches ist, eine unglückliche, und musste solches die holländische Regierung durch traurige Erfahrungen inne werden.

Hat man doch vor 23 Jahren den wahnsinnigen Plan zur Ausführung zu bringen gesucht, die Negerbevölkerung Surinams, deren allmähliche Emanzipation schon damals beabsichtigt war, durch europäische Colonisten, und zwar durch Geldern'sche Bauern zu ersetzen, ohne zu bedenken, dass der Bewohner der kälteren Länder sich nie im flachen, tiefgelegenen, besonders sumpfigen Lande in der Weise akklimatisiren kann, dass er durch Feldarbeit seinen Unterhalt zu gewinnen im Stande ist. Nur die in der gemässigten Zone angelegten Colonien, ebenso die auf den Hochebenen und den Bergabhängen in der Tropenzone, 3—4000 Fuss über dem Meere gelegenen Ansiedelungen europäischer Colonisten können sich eines dauernden Erfolges und eines glücklichen Gedeihens erfreuen. Denn dort bebaut der eingewanderte Europäer das Land wie im Heimathlande, ohne durch klimatische Einwirkungen tödtlichen Krankheiten unterworfen zu sein. Im heissen Tropeulande aber bedarf er zur Erhaltung seiner Gesundheit einer besonderen Pflege und Schonung, die wohl Beamte und viele Private in Anwendung bringen können, nicht aber der Landbauer, der in der heissen Tageszeit das Feld zu bestellen hat. — Von den nach Surinam verpflanzten Geldern'schen Bauern unterlag kurze Zeit nach ihrer Ankunft ein grosser Theil den endemischen Fiebern, während die Ueberlebenden noch eine Zeit lang, von der Regierung unterstützt, in ihren von Negern ihnen erbauten Häuschen den Landbau trieben, bis endlich die meisten der noch Lebenden sich anderen Beschäftigungen und Gewerben hingaben und die Colonie als ackerbaureibende sich auflöste. Wären der Regierung beim Entwürfe dieses unglücklichen Unternehmens kundige Rathgeber zur Seite gestanden, man hätte viele Menschenleben und bedeutende Geldsummen ersparen können.

Die Bevölkerung Surinams bestand im Jahre 1868 ungerneht die Indianer und sogenannten Buschneger, die aus ehemaligen entlaufenen Sklaven bestehen, aus 50,778 Personen, worunter 22,000 Einwohner der Stadt Paramaribo. Geboren wurden in jenem Jahre 1859 Kinder, während 1850 Todesfälle stattfanden. In der Regel aber übertrifft in der Colonie die Zahl der Todesfälle jene der Geburten, so dass nur durch die Emigration das Gleichgewicht der ohnehin sehr sparsamen Bevölkerung hergestellt wird.

Beschützt wird die Colonie durch eine nur geringe Militärmacht von einigen Compagnien Infanterie und Artillerie, die ungefähr 700 Mann ausmachen. Es giebt zu Surinam keine innere Aufstände niederzudrücken, noch drohen auswärtige Feinde. Die Indianer und Buschneger, gegen welche in früheren Zeiten öfters Gefechte statt hatten, leben gegenwärtig in Eintracht und Frieden mit den Colonisten, nachdem ihre Zahl sich sehr verminderte und sie in keiner Beziehung mehr zu fürchten sind.

Bei der Landmacht kamen im Jahre 1868 1275 Erkrankungen und 17 Todesfälle vor, so dass die Mortalität zur Garnisonsstärke wie 1:36 verhielt, was als ein günstiges Resultat betrachtet werden muss.

Auffallend ist das bedeutende Uebergewicht der unehelichen Geburten zu den ehelichen in Surinam. In der katholischen Gemeinde zu Paramaribo wurden 75 eheliche, dagegen 235 uneheliche Kinder im Jahre 1868 getauft. Ebenso waren in der evangelisch-lutherischen Gemeinde unter 131 Kindern 103 aussereheliche. Es werden nämlich alle aus nicht eingesegneten Ehen entsprossenen Kinder als uneheliche betrachtet.

Zur Herrnhuter Gemeinde zählten 1868 in Surinam 24,833 Personen, worunter der grösste Theil aus freigelassenen Sklaven besteht. Zu Paramaribo befinden sich 2 jüdische Gemeinden, nämlich eine portugiesisch-jüdische, deren Mitglieder Abkömmlinge der am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal vertriebenen und zum Theil nach Amerika geflüchteten Juden sind und aus 661 Personen besteht, und dann eine niederländisch-jüdische Gemeinde, deren Mitglieder aus 633 Personen bestehen. Sie geniessen dieselben bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte als die christliche Bevölkerung.

Der Handel und die Schifffahrt in Surinam kann nicht unbedeutend genannt werden. Die Ausfuhr nach Europa und Nordamerika besteht vorzüglich aus Kaffee, Zucker, Baumwolle, Kakao, feinen Hölzern und Medikamenten. Im Jahre 1868 kamen in der Colonie 164 Schiffe von 11,443

Tonnen Gehalt an. Hiervon waren aus Niederland 23, aus Nordamerika 31 und von anderen Ländern 111. Der Werth der Einfuhr betrug:

aus Niederland . .	fl. 1,735,756,
„ Nordamerika . .	„ 926,470,
„ anderen Ländern .	„ 1,310,592.
	<hr/>
	fl. 3,972,818.

Die Ausfuhr geschah durch 161 Schiffe, welche 11,146 Tonnenlasten enthielten mit einem Gesamtwert von fl. 3,054,647.

Es wurden folgende Waaren hauptsächlich ausgeführt:

72,593,182 Pfund Zucker.	
520,209 „	Kattun (Bannwolle).
41,908 „	Kaffee.
1,303,760 „	Cacao.
61.374 Gallons Rum.	

Die Gesamtausgaben für die Colonie betragen im Jahre 1869 fl. 1,185,638. Die Einnahmen blieben unter den Ausgaben zurück, so dass das Mutterland zur Deckung der letzteren fl. 435,059 beilegen musste. Ein ähnliches Defizit ergibt sich alljährlich bei der Verwaltung der Colonie; doch spricht der Gouverneur die Hoffnung aus, dass durch allmähliche Vermehrung der Production, was besonders durch Herbeischaffung von Arbeitern geschehen kann, die Einnahmen der Colonie die Ausgaben decken werden.

Nach den Untersuchungen eines Herrn Rosenberg findet man in den Oberländern des Surinamstromes in dem gelben, lehmartigen, mit Quarzstücken vermengten Boden der dortigen Gegend Goldkörner, welcher Umstand vielleicht Anlass zur baldigen Entdeckung eines bedeutenden Goldlagers geben kann.

In der Nähe des südamerikanischen Festlandes besitzen die Holländer noch sechs kleinere Inseln, nämlich Curaçao, Bonairi, Aruba, St. Eustasius, Saba, St. Martin, welche besonders in klimatologischer und sanitätischer Beziehung bemerkenswerth sind und in letzterer Hinsicht einen direkten Gegensatz zu dem ungesunden Klima Surinams bilden. Wir können durch die Vergleichung dieser verschiedenen Verhältnisse und der sie bedingenden Ursachen am deutlichsten erkennen, worauf es bei Beurtheilung der sanitätischen Verhältnisse eines Landes ankommt und welchen Umständen vorzüglich viele Tropenländer die Ungesundheit ihres Klimas verdanken. Während an vielen Punkten Surinams das gelbe Fieber und andere perniciöse Tropenkrankheiten endemisch sind und die europäischen Mannschaften so bald als möglich diese Gegenden verlassen müssen, um nicht durch Krankheiten aufgerieben zu werden, kennt man auf den genannten Inseln das gelbe Fieber nicht als einheimische Krankheit, sondern es wird dasselbe nur hie und da durch Schiffe eingeschleppt und erlischt nach kurzer Zeit. Ebenso finden wir auf diesen Inseln eine auf Surinam unbekanntes Longevität der Einwohner und übertrifft die Zahl der Geburten jene der Sterbefälle in der Regel um das Doppelte. Die Ursache dieser Verschiedenheit der sanitätischen Verhältnisse der Inseln und des Landes von Guyana besteht für's Erste und hauptsächlich in dem ausgebreiteten Alluvial- und Sumpfboden des letzteren. Sumpfe aber wirken um so nachtheiliger auf die menschliche Gesundheit, je höher die Temperatur des betreffenden Landes ist, da nach physikalischen Gesetzen sich eine um so grössere Quantität der Dünste und Gase, Produkte der sich zersetzenden organischen Stoffe des feuchten Bodens in der Luft auflösen kann, je höher die Temperatur der letzteren. Während daher an den Mündungen der Lena und anderer Ströme der Polarländer sich noch keine Spur von endemischen Wechselfiebern findet, zeigen sich dieselben schon in Holland an den Mündungen des Rhein, der Schelde und der Maass, sie werden perniciöser an den Mündungen der Donau oder des Nil und zeigen sich am gefährlichsten in den Tropenländern, an den Mündungen des Ganges, des Orinoko, des Surinam u. s. w. Auf den genannten kleinen Inseln, die aus tertiären Kalkhügeln oder aus vulkanischem Grunde bestehen, zeigen sich nirgend Stagnationen von Gewässern oder Sumpfe und entbehren sie daher der Quelle der krankmachenden Ursachen. Ausserdem liegen diese Inseln im Passatstrome und werden daher das ganze Jahr hindurch von den reinen Seelüften durchweht, die keine fremdartigen, der Gesundheit nachtheiligen Bestandtheile enthalten.

Der Luftwechsel findet demnach auf solcher Insel stets in lebhafter Weise statt, so dass etwa der Luft zufällig beigemengte fremdartige Bestandtheile sogleich vom Luftzuge hinweggeschwemmt werden. Selbst dem menschlichen Gefühle ist eine, wenngleich eben so heisse, aber reine und in Bewegung begriffene Luft lange nicht so lästig, wie die weniger reine und mehr stillstehende Luft. Deshalb kann man auf den genannten Inseln, wie ich selbst öfter gethan, während der heissen Tageszeit ohne Belästigung Spariergänge und Spazierritte längs des Strandes oder auf den Kämmen der Hügel und Berge unternehmen, während solches in Guyana nicht wohl möglich ist.

Die Bevölkerung der genannten sechs Inseln, welche von einem Gouverneur im Namen der holländischen Regierung verwaltet werden, war anno 1868 folgende:

	Männliche.	Weibliche.	Gesamtbevölkerung.
Curaçao . .	9,335	11,509	20,844
Bonäre . .	1,788	2,028	3,816
Aruba . . .	1,817	1,975	3,792
St. Eustasius	750	1,140	1,890
Saba . . .	857	975	1,832
St. Martin (holländ. Theil)	1,235	1,618	2,853
	15,782	19,245	35,027

Nach dem religiösen Bekenntnis vertheilt sich diese Bevölkerung folgendermassen:

Reformirte . .	7,696
Methodisten . .	300
Katholiken . .	26,126
Israeliten . .	905
	35,027

Die überwiegende Zahl der Katholiken hat ihren Grund in dem Umstande, dass alle ehemaligen Sklaven dieser Confession angehören. Die protestantischen Holländer wollten mit ihren Sklaven nicht zu derselben Religion sich bekennen und in dieselbe Kirche mit ihnen geben, weshalb sie es vorzogen, ihnen katholische Missionäre zu ihrer Bekehrung zu senden.

Die Zahl der Geburten betrug anno 1868 auf den sechs Inseln 1414, die Zahl der Todesfälle 964.

In Folge des Mangels an Regen herrschte auf den Inseln, insbesondere aber auf dem ohnehin brunnen- und quellearmen Curaçao, grosse Trockenheit, so dass der Landbau, der in der Cultur von Mais, Reis, Baumfrüchten und Erdbohnen (*Arachis hypogaea*) besteht, sehr beeinträchtigt wurde und eine grosse Zahl landwirthschaftlicher Hausthiere zu Grunde gingen. Im Reiche der Passate gelegen, haben diese Inseln ohnehin in keinem Jahre viel Regen. Nur zur Zeit der Windstille, d. i. zur Zeit des Zusammenstosses der der Sonne folgenden Luftmassen der nördlichen und südlichen Hemisphäre, der in der Breite von Curaçao auf den Monat Oktober fällt, ist die Quantität der Niederschläge bedeutender, doch fällt sie in manchem Jahre sehr spärlich aus.

Die Militärbesatzung besteht aus 350 Mann, die sich wenig mit den Schrecken des Krieges zu beschäftigen haben. Ihnen liegt es ob, ein ankommendes Kriegsschiff durch Salutschüsse zu begrüssen, täglich zur Parade zu ziehen, zuweilen zu exerciren und ihre Kasernen und Pulvermagazine zu bewachen. Hiermit ist der Wirkungskreis dieser Seldaten so ziemlich begrenzt. Der Gesundheitszustand unter ihnen ist im Allgemeinen sehr günstig, doch erkrankten 1868 einige unter ihnen am gelben Fieber, im Ganzen in jenem Jahre 19 Mann oder etwa 4 Prozent der Besatzung. Es besteht auf Curaçao ein gutes Hospital, in welchem auch Matrosen und Civilpersonen behandelt werden.

Für den Handel und die Schifffahrt zeigt sich in Bezug auf die Inseln das Jahr 1868 wenig günstig, da die Unruhen in Venezuela und auf Cuba und anderen amerikanischen Staaten den Handel einschränkten. Es kamen auf Curaçao 915 Schiffe an mit 47,191 Tonnen Gehalt. Im Hafen zu Bonäre kamen 605 Schiffe an mit 10,057 Tonnen.

Der Besitz dieser Inselgruppe ist für die Regierung eben so wenig eine Quelle des pekuniä-

ren Ertrages, als solches bei Surinam der Fall ist. Im Gegentheil bedarf die Verwaltung einen jährlichen Zuschuss vom Mutterlande und betrug derselbe 1869 die Summe von fl. 129,399.

C. Die Küste von Guinea.

An der westafrikanischen Küste besitzen die Holländer und Engländer ein ausgestrecktes Land, welches in Bezug auf sanitätische Verhältnisse alle Nachteile eines von frischen Seewinden und dem Passate nur sehr wenig durchströmten, dabei niedrig gelegenen und mit Sümpfeu versehenen Tropenlandes in sich vereinigt. Es ist die Lage der Küste von Guinea viel ungünstiger in sanitätischer Beziehung als jene von Guyana in Südamerika, da in letzterem Lande die kühlen und frischen Nordostwinde die Lüfte der See tief ins Land tragen und das Klima einigermaßen begünstigen, während an dieser westafrikanischen Küste während eines grossen Theils des Jahres der Hermattan oder Landwind von Nordost und Ost weht, welcher perniciöse Krankheiten hervorruft. Die Temperatur steigt hier sehr häufig auf 30—33° R. im Schatten, endemische Fieber wirken sehr nachtheilig auf die Einwohner und noch mehr auf die dort sich aufhaltenden Europäer, und der Aufenthalt an dieser Küste wird auch von der Regierung so sehr als ungesund betrachtet, dass die dahin gesandten Beamten und Offiziere schon nach 5 Jahren Anspruch auf Pension haben, während solches in den übrigen Colonien erst nach 20jährigem Dienste der Fall ist. Auch bei den Engländern ist die Ungesundheit von Sierra Leone, insbesondere aber der Benins-Bai sprichwörtlich geworden, und drücken sie solches ungefähr in folgenden Worten aus:

Kommst du von Benin's Bai, so rechne dies als Glück.

Denn zwanzig sterben dort, bis einer kommt zurück.

Die Sterblichkeit der aus 170 Mann bestehenden Besatzung ist, obgleich der grösste Theil aus Afrikanern besteht, ziemlich bedeutend und auch die Offiziere und Beamten sind in der Regel nach kurzem Aufenthalt in der Colonie genöthigt, zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Europa zurückzukehren. Wir finden Folgendes in den Berichten von 1867 und 1868: „Der Gesundheitszustand unter den europäischen Beamten und Offizieren war im Allgemeinen sehr ungünstig. Zwei Beamte und der Kapitän der Besatzung starben Anfangs 1867, während auch 1868 ein Beamter und ein Offizier der Seemacht (unter 7 Seeoffizieren) starben. Mehreren Beamten musste Urlaub erteilt werden, damit sie sich in Europa kuriren lassen können. Auch kamen mehrere Beamte von den übrigen Orten nach Elmina, um dort einer ärztlichen Behandlung sich zu unterziehen. Von den an der Küste wohnenden Europäern unterlagen ebenfalls viele.“

Das Jahr 1868 zeichnete sich auch durch Kriege der eingebornen Stämme unter sich aus, wobei die niederländische Regierung einige Kriegsschiffe aus Holland sandte, um ihren Bundesgenossen Beistand zu leisten. Es gelang mit Hilfe des englischen Gouverneurs, welcher häufige Conferenzen mit dem holländischen Gouverneur unterhielt, den Frieden zwischen den Einwohnern von Elmina und jenen zu Aschantyn wieder herzustellen.

Bücherschau.

Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Eine Reihe von Essais von A. R. Wallace. Aut. deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Erlangen 1870.

Wie alle Arbeiten des thätigen Naturforschers (dessen Forschungsfeld jetzt von seinem Uebersetzer besucht wird) von einer Fülle der interessantesten Details strotzend, die durch eine feine und scharfsinnige Beobachtung mit einander verknüpft sind. Unter den Essays beschränken wir uns hier auf einige Bemerkungen über den neunten (die Entwicklung der Menschenrassen unter dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl). „Von der Zeit an, in welcher soziale und sympathische Gefühle in thätige Wirksamkeit traten und intellektuelle und moralische Fähigkeiten sich gut entwickelten, würde der Mensch aufgehört haben, in seiner physischen Form und Struktur von der natürlichen Zuchtwahl beeinflusst zu sein“, am meisten aber noch immer derselben unterworfen bleiben in dem Schädel, dessen Aufstellung als Kriterium für Eintheilungen deshalb besonders bedenklich ist, und während in der Knochenstruktur des menschlichen Körpers die genaueste anatomische Aehnlichkeit mit den Anthropoiden-Affen vorhanden ist, ist er des Kopfes und Gehirns wegen (nach Owen) in eine distinkte Unterklasse der Säugethiere zu stellen, „was die Bestimmung des Unterschiedes zwischen Homo und Pithecus zu einem Kreuz des Anatomen macht“. Die von Wallace mit Recht bei gegenseitiger Hilfe innerhalb der menschlichen Gesellschaft (zum Unterschiede von den Thieren) hervorgehobene Sympathie wird indess auch (ebenso wie die mögliche Arbeitstheilung) die „Vernichtung“ der andern Klasse durch die höhere (je nach Umständen mehr oder weniger) verhindern, obwohl jene allmählig in diese nothwendig aufgehen müsse. Wallace meint, „dass die Differenzen, welche jetzt das Menschengeschlecht von andern Thieren trennen, entstanden sein müssen, ebe es in den Besitz eines menschlichen Intellekts oder menschliche Sprache gelangte“, übersieht aber, dass die Einflüsse des Milieus in den geographisch umschriebenen Provinzen auch jetzt noch fortdauern, obwohl ihre Wirkungen verschieden sein werden, je nach der Resistenzfähigkeit oder der Verwandtschaft des aus der Fremde in ihre Mitte verpflanzten Materials, auf das sie zu wirken haben. Lange Zeit an der Westküste Afrikas lebende Europäer nehmen oft schon in laufender Lebenszeit eine Hinneigung zum Mulattentypus an, der noch mehr in ihrer Nachkommenschaft (am stärksten natürlich in der gekreuzten) hervortreten wird, und ähnliche Beispiele liefern Creolen, Liplap, Yankee u. s. w., so viele man deren bedarf. Die von Darwin nur beiläufig für Erklärung von Krankheitserschelnungen herbeigezogene Farbe spielt deshalb auch eine viel eingreifendere Rolle. Beim Vorwalten des Lebersystems im heissen Afrika ist die schwarze Färbung durch Ablagerung des überschüssigen Kohlenstoffes deutlich genug, und ans der Correlation des Wachstums folgt dann weiter die trägere Thätigkeit des durch weniger arterielles Blut gespeisten Gehirns. Die Natur hat nun noch andere Wege,*) die in den Tropen beschränkte Respiration auszugleichen, wie sich bei den gelben Rassen, Polynesiern des Aequators, braunes Orinoco-Indianern u. s. w. zeigt, immer aber wird derjenige, dessen Lunge für nordische Klimate gebaut war, in den Tropenländern leicht Krankheiten seiner Leber unterworfen sein, da sie für die vielfachen Ansprüche, die jetzt an ihre Thätigkeit gemacht werden, nicht vorbereitet war, und umgekehrt verfallen die Neger in gemässigten Klimaten in Lungenkrankheiten. Die In verdünnter Luft der Sierra und Puna peruanischer Cordillere lebenden Quechuas bringen ihren vierockig erweiterten Brustkasten mit, wie ähnlich die untersetzten Tibeter, und obwohl

*) Oder vielmehr als Gesamtergebnis aus den den Charakter der ethnologischen Provinz constituirenden Agentien (neben der Temperatur, die mit, aber nicht allein in Frage kommt; ergibt sich ein Produkt, bei dem die Schwarzfärbung der Haut durch Pigment nicht eine notwendige Folge in der Correlation des Wachstums ist.

der intelligente Europäer mancherlei Vorrichtung treffen kann, um die für ihn feindlichen Einflüsse unschädlich zu machen, wird er sich doch nie einer gewissen Umwandlung in seiner Körperconstitution durch die Acclimatisation entziehen können, um im vollen Zustande der Gesundheit zu bleiben. Diese Fundamental-Wirkungen des Milieu, um überhaupt die Existenz in dem jedesmaligen Aëral zu ermöglichen, müssen deshalb in den verschiedenen Theilen der Erde genau constatirt sein, und wird dies wahrscheinlich nur durch die vergleichende Zoologie geschehen können, auf deren Hilfe die Ethnologie deshalb zu warten hat.

B.

R. Lepsius: Ueber die Annahme eines sogenannten prähistorischen Steinalters in Aegypten (mit einer fotogr. Doppeltafel). Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde (Aug. 1870).

Die Arbeit eines Meisters, deren Durchsiegung wir allen Anthropologen empfehlen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Anthropologie die verschiedensten Wissensgebiete berühren muss, oder vielmehr, da sie die Wissenschaft vom Menschen darstellt, alle Gebiete in Natur und Geschichte, in denen der Mensch mithandelnd oder mitleidend auftritt, und es ist deshalb eine natürlich daraus fließende Folgerung, dass der Anthropologe unmöglich auf allen diesen Feldern mit gleicher Sicherheit zu Hause sein und diejenige eingehende Detailkenntnis besitzen kann, wie eine solche von der Inductionsmethode bei Lösung wissenschaftlicher Fragen verlangt wird. Die Anthropologie ist deshalb auf die Mitwirkung der Fachmänner in den verschiedenen Forschungszweigen hingewiesen, und da, wo solche noch nicht gewährt ist, müssen sich die Anthropologen selbst verständige Fesseln in ihren Muthmassungen anlegen, nicht aber etwa glauben, dass keine Schwierigkeiten vorhanden sind, weil sie aus mangelndem Verständniss der Einzelheiten keine auftreten sehen. Prof. Lepsius macht zunächst darauf aufmerksam, ein wie hohes Interesse sich an den Nachweis einer prähistorischen Steinzeit in Aegypten knüpfen müsste. „Die Aegyptische Geschichte ragt wie ein weit vorgeschobenes Vorgehirne über die geschichtliche Zeit aller übrigen Völker in das Nebelmeer der menschlichen Vorgeschichte hinaus, und wird diese Stellung zu ihren Nachbarn aller Wahrscheinlichkeit nach für alle Zukunft behalten.“ Nach den Steinfunden Arcelin's bei Abu-Mangar, sowie bei El-Kah, bei Theben, Gizeh u. s. w. war es Herrn Lenormant vorbehalten, mit seinem Begleiter Hamy jene überraschende Entdeckung zu machen, über die bereits zu viel Lärm in den Blättern geschlagen ist, als dass wir hier darauf zurückzukommen brauchten. Der deutsche Egyptologe fasst die Sache kühl auf und stellt sie durch seine eingehende Bekanntschaft mit dem von ihm nach allen Richtungen hin historisch und geographisch durchforschten Lande in ihr richtiges Licht. Er macht zunächst auf das dort häufige Vorkommen der Feuersteinfelder in den Kalksteinregionen aufmerksam („namentlich in den libyschen Thalfern von Theben und in ganz Aegypten, welches vom Meere an bis fast zu seiner Südgrenze an der Katarakte von Assuan Kalkfels zu beiden Seiten zeigt“), und dann auf das der Textur der Masse entsprechende Springen der Knollen, wenn zu Tage liegend und dem Temperaturwechsel ausgesetzt. Morgens oder auch Nachts nach Sonnenuntergang hört man in der Wüste „oft ein ferneres oder näheres Knacken und Knistern, was ohne Zweifel nur vom Springen einzelner Steine herrühren kann“. Auf ähnliche Ursachen würde das Tönen der Memnonstatue, das nach der Reparatur (wahrscheinlich unter Septimius Severus) verschwand, zurückzuführen sein. Interessante Parallelen bietet das Zerspringen von Feuersteinen in nordischen Märchen, worüber der Verfasser aus Ad. Kuhn's Sammlung Beispiele anführt. In Betreff des *λίθοι Αἰθιοπικῆς* (bei Herodot) macht Prof. Lepsius auf die vage Unbestimmtheit in Bezeichnung der Felsarten bei den Griechen aufmerksam. Exemplare von Feuersteinmessern, wie sie in den Gräbern vorkommen, finden sich im Berliner Museum. Der berühmte Alterthumsforscher stellt das, auch im besondern England mehrfach ausgesprochene Verlangen auf, dass die älteste Species von Feuerstein-Instrumenten nicht eher der Technik zuweisen sei, bis die Orte ihres Vorkommens nochmals genauer untersucht seien, „ausdrücklich von dem Gesichtspunkte aus, ob diese rohen Instrumente, die man erst gefertigt und dann liegen gelassen haben soll, nicht sämtlich einfache Naturprodukte sind“. Boucher de Perthes kämpfte lange allein mit ungeborener Ausdauer gegen die Gleichgültigkeit an, die ihn auf allen Seiten umgah; als dann aber das Eis plötzlich gebrochen war, überschwenkte die Fluth

des ersten Enthusiasmus alle vernünftigen Grenzen. Wie wir schon früher bemerkten, wird es vorher Sache der Geologen sein, eine sichere Entscheidung zu treffen, ehe die Anthropologen sich zu weiteren Folgerungen berechtigt fühlen dürfen, und es wäre zu wünschen, dass ihre Aegypten betreffenden Studien noch öfter von dieser hohen Autorität geleitet würden, der wir die gegenwärtige Mittheilung verdanken.

B.

Gobineau: Histoire des Persees. Vol. I. & II. Paris 1869.

Es war eine sehr enge Welt, aus der man früher in Weltgeschichte zu machen dachte. Dass drei Erdtheile fast ganz ausser Frage blieben, war entschuldbar, aber auch in den beiden Geschichtscontinente musste das genügen, was die Historiker des kleinen Griechenlands, die der nicht viel grösseren Halbinsel Italiens oder eines palästinensischen Bergvolkes in ihren politischen Horizont hatten eintreten sehen. Die Annales China's wurden nicht beachtet und deshalb als nicht vorhanden angesehen, auch auf die Sagen und Epen Indiens einen Blick fallen zu lassen, wurde sorgsam vermieden, und die Werke des Orients, der Gelehrten von Isfahan, Bagdad, Samarkand, Merw, Kairo u. s. w. sprachen in einem zu plebejisch-familiären Ton, als dass die höhere Kritik sich damit befasst haben würde. Was gab es ohnedem Boqemeres, als mit einem strengen und definitiven Urtheilspruch über kritiklose Unzuverlässigkeit den Anspruch hundert dickleibiger Bände zu vernichten, deren Studium viele Jahre, vielleicht ein halbes oder ganzes Lebensalter erfordert hätte. Zugleich geben unserer fastidösen Kritik ihr Häuflein Classiker genug zu thun, und sie scheint dieselben in einer Art Treitmühle zu verarbeiten, da sie trotz tausendjährigen Gestampfes damit keinen Schritt aus der Stelle rückt. Wer sich über eine zweifelhafte Stelle in Caesar oder Tacitus zu unterrichten wünscht, mag die ganze Reihe der Commentatoren durchlesen vom 16. Jahrhundert bis heute und wird als Lohn der geopferten Zeit vielleicht die theuer erkaupte Erfahrung beimtragen, dass die jüngste Conjectur wieder auf die ursprünglich zuerst ausgesprochene zurückführt und trotz aller Gelehrsamkeit die Erklärung ebenso schwankend bleibt, wie bisher. Ob sich aus Masudi, Mirkhond, Jacut, Albufarag u. s. w. gerade viele genaue chronologische Data bis auf den Monat, die Woche und den Tag des Geschehens werden gewinnen lassen, steht dahin und diesem Mangel bleibt vielleicht nicht abzuhelfen. Was wir aus ihnen indessen lernen würden, und was wir bis jetzt leichtsinniger Weise zu lernen verschmähten, ist der Einblick in die Weltanschauung hochbegabtester Culturvölker, deren geschichtliche Rolle, nicht viel weniger bedeutsam als die unsrige, nicht nur mit der unsrigen gleichzeitig vertief, sondern auch schon lange vor dieser sich abspielte. Um aus diesen orientalischen Schriftstellern falsche Ergebnisse zu gewinnen, wird die Vergleichungsmethode zur Anwendung kommen müssen, indem man vom Gesichtspunkte eines jeden derselben den ganzen Zusammenhang construiert, und dann durch gegenseitige Controle diese vorläufigen Hypothesen so lange mit und durch einander rectificirt, bis sie schliesslich beim Ineinanderschleiben sich als ein wohl zusammengefügtes Ganzes herausstellen. So lange sich darin noch irgend welche Mängel zeigen, darf man sich die Arbeit des Neumachens nicht verdrissen lassen. Es wird deshalb genug zu thun bleiben, und bis jetzt ist kaum der Anfang gemacht. Gobineau hat sich eine ähnliche Aufgabe bei seinem Aufenthalt in Persien gestellt und von dieser speziellen Seite aus vielfach gefördert, wie sich z. B. in seinen Mittheilungen aus Azery's Kouschnameh (14. Jahrh. p. d.) zeigt. Hätten wir ähnliche Versuche vom Standpunkt der chinesischen, indischen, assyrischen, babylonischen, ägyptischen und anderen Quellen aus, so möchten sich, wenn man dann gleichzeitig die griechischen und römischen Geschichtsschreiber daneben verwendete, schon jetzt manche neuen Perspektiven für die Entwicklung des Menschengeschlechtes eröffnen.

B.

Das Archiv für Anthropologie in seinem kürzlich angegebenen vierten Bande (erstes und zweites Vierteljahrsheft) enthält: Rau, Steinerner Ackerbauergäthe der nordamerikanischen Indianer (Angabe von Fundstätten, wo die Flintvorräthe vielleicht absichtlich vergraben wären, um durch die Feuchtigkeit leichtere Spaltharkeit zu erzielen). Wiberg: Ueber den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur mit nachträglicher Bemerkung der Redaction (indem L. Lindenschmit der ausgesprochenen Anerkennung des altitalischen Ursprungs vieler skandinav.

vischer Bronzefunde weitere Nachweise aus seinem reichen Beobachtungs-Material beifügt). Lindenschmit: Bemerkungen zu der antiquarischen Untersuchung von Dr. v. Maak (Sind das Stein-, Bronze- und Eisenalter der vorhistorischen Zeit nur die Entwicklungsphasen des Culturzustandes eines Volkes oder sind sie mit dem Auftreten verschiedener Völkerschaften verknüpft?). Virchow: Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen. (Während des internationalen Congresses in Kopenhagen angestellte Messungen, die als auf langen Reihen basirend, zum ersten Male eine feste Grundlage für weitere Untersuchung der Steinschädel abgeben.) v. Frantzius: Die Eingebornen von Costa-Rica. (In dem Rio-Grande-Thal berührten sich die Grenzen dreier, ihrer Gesittung und Abkunft nach verschiedene Stämme, nämlich die Cherotegas und zwei andere den Cuevas und Chontales verwandte Stämme.) Ecker: Die Höhlenbewohner der Renntierzeit von les Eyzies (Höhle von Cro-Magnon) in Perigord. (In seinen Bemerkungen über das Verhältniß der Craniologie zur Ethnologie warnt der Herausgeber mit Recht vor dem Aufstellen unzeitiger Diagnosen und hält es für wünschenswerth, vorläufig jederzeit craniologische und ethnologische Classification scharf auseinander zu halten.) Referate, kleine Mittheilungen, Verhandlungen wissenschaftlicher Versammlungen, Verzeichniß der anthropologischen Literatur. B.

Memoirs on the History, Folk-lore and Distribution of the Races of the North-Western Provinces of India, by Sir Henry M. Elliot etc., edited, revised and rearranged by John Beames, London 1869, Trübner & Co., Vol. I. & II. als erweiterte Ausgabe des 1845 erschienenen Supplemental Glossary of terms.

Besonders wichtig ist die Besprechung der Kastenverhältnisse und die statistischen Nachweise über ihre Vertheilung, indem gerade sie tief in die indische Ethnologie eingreifen und das Verständniß dieser nur durch das ihrige möglich wird. Die 10 Abtheilungen der Brahmanen zerfallen in die fünf Dravira und die fünf Gaur, welche letzteren die Kanaujia einschliessen mit 5 oder (nach dem Tambihul Jahilin) 16 Unterabtheilungen. Darunter werden die Gautam (mit Garg und Sandel als die bedeutendsten) aufgeführt (ebenso Mir). Die Gautam-Rajput, besonders zahlreich in Ghazipur, werden unter die 36 königlichen Geschlechter gerechnet. Unter der Bezeichnung Kshatriya werden 175 Clane der Rajputen aufgeführt im Census von 1865, der die Zahl der Brahmanen (in den N. W. P.) auf 2,311,887 angiebt in 68 Rnriken. In einem Ueberblick der verschiedenen Kasten werden die Brahmanen auf 3,510,103, die Rajputen auf 2,816,815 angesetzt (S. 182). Die Bevölkerung von ganz Indien stellt sich (S. 369): Hindus 110,000,000, Musulman 25,000,000, Eingeborne (Nicht-Arier) 12,000,000, Bnddhisten 3,000,000, Asiatische Christen 1,000,000 (März 1869). Dazu kommen Parsis (180,000), Eurasier (91,000), Europäer (156,000), Juden (10,000), Armenier (5000). Nach Plowden werden in den vier Hauptkasten (der Nordwest-Provinzen) den Brahmanen (3,451,692) 70 Unterabtheilungen zugewiesen, den Kshatriya (2,827,768) 175, den Variya (1,091,250) 65 und den Sudra (18,304,309) 230, neben Sikh, Jain (6 Abtheilungen), Gossin, Jogis, Sannyasis u. s. w. (14 Abtheilungen) und 8 weitere (S. 283). Unter den von Mathura hergeleiteten Ahir gelten die Khoro für die vornehmsten. In den Gautam, bei ihrer Verbindung mit den von Salivahana stammenden Bais, werden die Nachkommen der Shakya vermuthet. Der Maharaja, von Benares gehört zu der Familie Gutam unter den (nach Champaran eingewanderten) Bhuihar oder Thakur, den ackerbauenden Brahmanen, die Parasurama an Stelle der vernichteten Kshatriya setzten. Steel theilt die Bhat (Jaga) in Bhat Rajput oder Kavi (in Hindustan) und Bhat Kumbi (in Mahratha). B.

Appun: Unter den Tropen. Erster Band. Jena 1871, Costenoble.

Ein unterhaltendes und unterrichtendes Buch, das für seinen zweiten Band mancherlei Aufschlüsse über noch wenig bekannte Indianerstämme verspricht. Schon der vorliegende behandelt einheimische Rassen neben der in diesen Ländern gewöhnlichen Mischung. „Die Creolinen haben einen seltenen, schwer zu beschreibenden Teint, der sich je nach der Tageszeit verändert. Am Morgen, kurz nachdem sie aufgestanden sind, ist das Weiss desselben am gelb-

lichsten und die Augentränder wohl noch um zwei gelbliche Farbentöne tiefer; gegen Mittag hat das Gelb, das am Morgen gleich einem Pigment die weisse Haut überzog, an Durchsichtigkeit gewonnen, welche die Haut dem Alabaster gleichkommen lässt, so dass das weisse Fleisch wie mit der zartesten gelblichen Lasurfarbe überhaucht erscheint, am Abend jedoch ist der Teint das reinst durchsichtigste Weiss, in welchem die grossen, feurigen, schwarzen Augen in feuchtem Glanze schwimmen, umrahmt von der üppigsten Fülle der schwärzesten Seidenhaare*. So in Venezuela. In den westlichen Theilen Südamerikas sind diese Nüancirungen zum Theil von künstlichen Färbungen abhängig, deren richtige Verwendung sehr umständliche Procedura voraussetzt.

B.

H. von Schlagintweit-Sakūnlūnski: Reisen in Indien und Hochasien. Zweiter Band: Hochasien. Jena 1871, Costenoble.

Zerfällt in 1. Gebirgssysteme, Reiche und Rassen Hochasiens; 2. der Buddhismus (besonders begründet auf E. Schlagintweit: Buddhismus in Tibet); 3. Bhutan; 4. Sikkim; 5. das nordwestliche Himalaya. Die Besprechung der Rassenfragen in Indien wird auf später verschoben (S. 64). Beachtenswerth ist Folgendes (S. 75): „Architektonisches in Aufrissen ohne Perspektive, auch menschliche Porträts werden in Indien einigermassen geschätzt und verstanden, und die in ihrer Art ausgezeichneten Ornamente der Moscheen und Grabdenkmäler sind nicht ungewürdigt gelassen. Aber für keine Art von Gruppierung von Figuren, noch weniger für Landschaften findet man dort ein Verständniss; die Skizze einer Landschaft ohne Gebäude oder ohne sehr deutliche Vegetation, welche zugleich im Vordergrund leicht ausgehend gehalten war, wurde einem Indier der Probe wegen verkehrt in die Hand gegeben, ohne dass er sogleich merkte, wo die Luft oder der Boden sei, so lange noch kein Grün oder keine Figur auf dem Bilde war. Noch weniger sind die Indier im Stande, mit einiger Bestimmtheit die einzelnen, eben contourirten Theile eines grösseren Bildes mit dem betreffenden Objecte in der Natur zu identificiren, so lange nicht ein bedeutender Theil des Bildes vorliegt. Die Gebirgsbewohner dagegen zeigten sich darin ungleich gewandter.“ Ueber die Schwierigkeiten der Indier, sich in europäische Bilder hineinzufinden, hört man bei dortigen Reisen allerlei komische Geschichten. Die rasche Auffassung derselben durch die Indianer an der Nordwestküste Amerikas wird dagegen wieder in den neuesten Berichten über dieselben hervorgehoben. 7 landschaftliche Tafeln in Tondruck und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile begleiten den vorliegenden Band.

B.

Di ulteriore scoperte nell' antica Necropoli a Marzabotto nel Bolognese ragguaglio del Conte Giovanni Gozzadini. Bologna 1870.

I crani etruschi (di Vejo, Tarquinia, Cere, Vulci, Perugia, Chiusi, Volterra) comprendono un maggior numero di dolichocefali che non que' di Marzabotto (Nicolucci). Comune e negli etruschi il prognatismo, della mascella superiore, ne' felsinei rarissimo e quasi eccezionale (1870), und wird deshalb auf Umbrier geschlossen, während Gozzadini das Auffinden etruscher Schrift entgegenhält, obwohl durch umbrische Mischung der Typus des circumpadaniischen Etruskien von Central-Etruskien abweichend gewesen sein möchte.

B.

Archivio per l'Antropologia e la Etnologia (pubblicato per la parte Antropologica dal Dottor Paolo Mantegazza, per la parte Etnologica dal Dottor Felice Finzi) ist der Titel einer neuen Zeitschrift, die überall einen willkommenen Empfang finden wird, da in den Namen ihrer Herausgeber die Bürgschaft für Tüchtigkeit ihrer Leistungen liegt.

B.

Dr. von Maclay begiebt sich auf einer russischen Corvette nach Oceanen, um zunächst seinen Aufenthalt in Neu-Guinea zu nehmen, und dort, wie bereits auf seinen früheren Reisen, besonders zoologischen und anthropologischen Studien obzuliegen.

B.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Sitzung vom 9. Juli 1870.

Vorsitzender Herr Virchow.

Nachdem die Namen neu vorgeschlagener Mitglieder genannt sind, spricht Herr Virchow

Über eine besondere Art geschliffener Steine.

Ich habe im Anschluss an die in der vorigen Sitzung von mir gezeigten geschliffenen Steine aus der Niederlausitz (Golssen) eine kleine Sammlung ähnlicher Steine vorzulegen, welche sich in dem Besitz der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz befinden. Ich erwähnte schon neulich, dass dort eine grössere Zahl analoger Steine vorhanden sei. Die Herren in Görlitz haben auf meine Anfrage die Güte gehabt, 6 derselben zu schicken, und der Conservator der naturforschenden Gesellschaft, Hr. Peck, bemerkt dabei: „Dr. Kleefeld und ich, wir sind beide der Ansicht, dass es Geschiebe sind, wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, dass sie vorher künstlich bearbeitet waren, ehe sie in das Wasser gelangten. Für die Geschiebe-Natur sprechen die Stücke No. 5 und 30, wo die härteren Quarzadern der abschleifenden Kraft des Wassers länger widerstanden haben als die übrige Gesteinsmasse; bei einem künstlichen Abschleifen würde doch wohl eine glatte Fläche entstanden sein. Die bei den meisten Stücken vorhandene eine scharfe Kante spricht dagegen für eine künstliche Bearbeitung. Die Gesteinsmasse ist verschieden und zwar, so weit es sich ohne frische Bruchfläche beurtheilen lässt, Granit, Gneisgranit (nordisch), Thonschiefer, Feuerstein, gemeiner Quarz und Diorit. Leider ist der Fundort nicht bezeichnet; auch das sonst sehr vollständige Verzeichniss unserer Alterthümer enthält nichts, ebenso wenig konnte ich bei der Durchsicht der Acten etwas darüber anfinden.“

So sehr dieser Mangel zu beklagen ist, so wird doch schwerlich zu bezweifeln sein, dass die Steine aus der Lausitz stammen. Auch ist klar, dass, wenn auch in sehr roher Weise, sie doch im Grossen und Ganzen eine auffällige Analogie der Bearbeitung mit den früher aus der Lausitz vorgelegten Steinen darbieten. Wenn bei letzteren wegen der übereinstimmenden Natur des Gesteins, aus dem sie gefertigt waren (Quarzit), in Frage kommen konnte, ob nicht einfach eine natürliche Form oder Eigenschaft des Gesteins hervortrete, so wird es bei der überaus mannichfaltigen Beschaffenheit der Gesteine, welche hier vertreten sind, nicht zweifelhaft sein, dass es sich um eine rohe Bearbeitung und Schleifung handelt. Es liegt freilich auf der Hand, dass man bei einer solchen Bearbeitung die natürliche Form verwerthet hat, aber ebenso klar ist, dass diese natürliche Form nur eine Vorbereitung für die künstliche darstellt, gewissermassen das Muster, wonach die Steine zugerichtet sind. Daher ist diese Form auch mannichfaltiger, als die früher er-

wähnten Stücke, welche meist Sechsfächner waren, vermuthen liessen. Zwei der Görlitzer Steine (No 3 und 11) sind länglich-keilförmig, mit schwacher Abschleifung der Flächen, und der eine (No. 11) auf dem einen Ende ganz spitz, auf dem andern stumpf, so jedoch, dass sich auch hier auf jeder Seite 3 schräge Flächen erkennen lassen. Diese Steine machen mehr den Eindruck von Spitzhämern. Ein dritter, kleinerer (No. 30), aus demselben rothen Quarzit, wie die früher erwähnten, ist fast dattelförmig, mit abgerundeten Enden. Zwei andere (No. 24 rother, No. 27 weisser Quarz) sind gleichfalls länglich und mit gerundeten Enden, jedoch mit schärferen Kanten und Flächen, zumal auf der einen Seite. Der letzte (No. 16, rother Quarzit) ist gleichfalls länglich und am Ende abgerundet, jedoch mehr platt und jederseits mit 2 in der Längsaxe durch eine scharfe Kante geschiedenen Schließflächen versehen. Der kleinste dieser Steine (No. 30) misst in der Länge fast 8, in der Breite 3,8 Centim., der grösste (No. 8) in der Länge 12, in der grössten Breite 5 Centim. Es geht daraus hervor, dass sie unmöglich zu einem einzigen Zweck gedient haben. Es würde aber, wie mir scheint, wichtig sein, in Bezug auf das Vorkommen derartiger Funde näher unterrichtet zu werden, da sie zu dem rohesten Steingeräth gehören, welches bekannt ist.

Herr von Ledebur: Unser Museum besitzt aus verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes durchaus Aehnliches, namentlich die scharf gekanteten, besonders dreieckig gebildeten Steine. Doch kommen auch andere vor, die den Anschein bieten, als habe die Natur selbst das Stück zu einem bestimmten Zweck geeignet gemacht, z. B. dazu, mit einer Durchbohrung versehen zu werden. Wir haben solche Steine, welche nur durch die Durchbohrung als Werkzeuge, etwa als Steinhammer, kenntlich gemacht sind. —

Herr Virchow legt verschiedene, durch den Oberlehrer Dr. Zelle übersendete Gegenstände vor aus einem

Pfahlbau im Lübtow-See bei Cöslin.

Erst gestern sind mir durch Hrn. Zelle in Cöslin verschiedene, sehr bemerkenswerthe Gegenstände zugegangen. Es hat sich beim Senken eines oberhalb von Cöslin gelegenen Sees, der merkwürdigerweise denselben Namen trägt, wie das Dorf, bei welchem der erste Pfahlbau in Pommern angefangen wurde, Lübtow, und zwar an verschiedenen Stellen des Ufers Mancherlei gefunden, von dem es wenigstens sehr wahrscheinlich ist, dass es mit Pfahlbauten zusammenhänge. Hr. Holtz in Bonin, einem Dorfe am Westufer des Sees, hat Pfähle in regelmässiger Reihenfolge blossgelegt gesehen. Bis jetzt hat noch keine genauere Untersuchung stattgefunden, dagegen sind die von Hrn. Holtz gefundenen Gegenstände von hohem Interesse. Es sind zwei vortreffliche Knochenwerkzeuge: ein durchbohrter Hammer aus dem Geweih eines offenbar sehr starken Hirsches oder Elchs, und ein sogen. Knochenmeissel aus dem Extremitäten-Knochen eines grossen Thieres von der Form, wie sie allerdings für einen älteren Pfahlbau passen würde. Der Hammer oder die Streitaxt ist von hell gelbbranner Farbe, äusserlich sorgfältig geglättet, 15 Centim. lang, 4,5 breit und 3 dick, im Ganzen von länglich viereckiger, etwas abgeplatteter Gestalt, am hinteren Ende von beiden Seiten her verschmälert und leicht abgerundet, am andern von den Seiten her zugespitzt, jedoch wegen der spongiösen Beschaffenheit des Innern derart gespalten, dass er in 2 Spitzen ausläuft. Fast genau in der Mitte ist er durch ein kreisrundes Loch von 2,8 Centim. Durchmesser durchbohrt, an dessen Umfange einige Schnittstellen zu bemerken sind. Der Meissel, wie es scheint, aus einem Metatarsal-Knochen gearbeitet, ist 17 Centim. lang, und

an seinem einen Ende, wo die etwas verletzte Gelenkfläche lag, 6,4 Centim. breit und 5 Centim. dick. An dem andern Ende zeigt sich eine 8 Centim. lange, schräge Durchschnittsfläche von grosser Glätte, welche die Markhöhle durchsetzt und in eine scharfe Schneide ausläuft. Dieser Knochen ist von schwärzlich brauner, gegen das Gelenkende mehr gelbbrauner Farbe. Seine Corticalis hat eine Dicke von 6—8 Millim.

Die übrigen Sachen sind von Hrn. Knop in Wisbnhr, am Ostufer des Sees im Gollenberge gefunden. Ansser zwei bronzenen Armringen und einem Spindelstein von blaugrauem Thon zeigt sich eine Anzahl von Thierknochen, die in ausgezeichnete Weise das schwärzliche Torfaussehen haben, darunter Zähne vom Pferd und Rind, eine Geweihzacke vom Hirsch, die, wie es scheint, am Ende Spuren von Bearbeitung zeigt; dann einige grössere, theils zerschlagene, theils zerbrochene Stücke, namentlich Schnitterblatt und Metatarsalknochen eines Wiederkäuers (Hirsch?), an deren Oberfläche sich eine Reihe scharfzinniger Eindrücke (Einschnitte?) findet. Ich mache auf diese letzteren besonders aufmerksam, weil sie auffallend ähnlich denjenigen sind, welche Hr. v. Dücker bei seinen Vorlagen als evidente Spuren menschlicher Einwirkung bezeichnete. Die grosse Zahl dieser Linien oder Schrammen hat mich etwas zweifelhaft gemacht, ob sie überhaupt etwas Besonderes bezeichnen. Es wird ja hoffentlich nicht an weiteren Untersuchungen fehlen; jedenfalls stimmen die vorgelegten Gegenstände vollkommen mit dem, was sonst aus Pfahlbauten bekannt ist. Was die Bronzeringe betrifft, so geht aus dem mir Mitgetheilten nicht bestimmt hervor, dass sie in dem alten Seehette gefunden sind, und es ist wohl möglich, dass sie nur aus der Nähe herkommen. Der eine, kleinere ist ganz glatt und ziemlich dünn; der andere, grössere ist regelmässig verziert, indem Reihen von parallelen Querstrichen mit kürzeren oder längeren, gruppenweise gestellten Schrägstrichen abwechseln. —

Herr Bastian legt

zwei altperuanische Schädel

nebst einem dabei gefundenen bearbeiteten Steine vor, welche käuflich für die Sammlung der Gesellschaft erworben sind. Die zum Theil mumificirten und noch mit langen Haaren besetzten Schädel sind gut erhalten. Der Finder und Ueberbringer derselben, ein Hamburger Schiffscapitain, Hr. Benecke (Führer der norddeutschen Barke Carolina), berichtet darüber in einem Briefe d. d. Hamburg, 28. Juni, Folgendes:

„Der genane Fndort ist circa 6 englische Meilen südlich von Yquique, auf dem ersten Plateau, wenn man vom Meere nach dem Innern gehen will. Wir ritten von Yquique dort hin, da mir mein Stauer erzählte, dass durch das letzte Erdbeben auch eine Stelle Erschütterungen erlitten hätte, wo früher Menschen gelebt hätten, als dort noch trinkbares Wasser aus jetzt lange versiegten Quellen geströmt sei. Es ist dieses ein scharfer Einschnitt in die Vorgebirge der hinter liegenden hohen Ebene und wird „Molle“ genannt, was, wie man mir gesagt, gleichbedeutend mit „Quelle“ sein soll in der alt-peruanischen Sprache. Obgleich nun die jetzigen Leute dort dies von einem anderen Dinge, nämlich einem „Molo“ oder einer Brücke, die ins Meer gehant war, um Salpeter abzuladen, herleiten wollen, so kann ich dies doch nicht glauben, denn ähnliche Brücken sind ja in Yquique, in Mexillones, Pisagua etc. gehant und man nennt die Plätze doch nicht Molle. Ueberdies habe ich mich überzeugt, dass da früher Menschen an der Küste gelebt haben müssen. Dafür spricht erstens die Menge von einzelnen Menschenknochen; zweitens die alten Traditionen der dort lebenden Indianer, wonach sie die uralten Bewohner in zwei

Classen eitheilten, nemlich eine Classe, die Fische assen und daher den Namen „Fischesser“ erhielten, und eine andere, die tiefer im Lande von Wild etc. lebten und „Fleischesser“ genaunt wurden; drittens die Masse von halbverkohlten Gegenständen, die man 2—3 Fms tief unter der sandigen Oberfläche an einer Stelle auf einem kleinen flachen Terrain findet, die sich sehr wohl zu einem Fischerdorfe geeignet haben mag. Alles dieses im Verein mit der Fähigkeit des Klimas, in Abwesenheit jeder Feuchtigkeit Gegenstände sehr lange, ja Tausende von Jahren zu conserviren, deutet darauf hin, dass diese Küsten dermaleinst von einer ziemlich starken Bevölkerung bewohnt gewesen, die erstens die Fischerei zu ihrem Lebensunterhalte, zweitens einen gänzlich verschiedenen Boden gehabt haben muss, da sie Quellen von gutem Trinkwasser, ohne welches kein Mensch existiren kann, besass. Ich habe nach Wurzeln von Bäumen oder Pflanzen geforscht, aber leider nichts gefunden, trotz der Menge von Holzstückchen etc., welche halb verkohlt dabei lagen. Die Gräber selbst zeichnen sich nur hin und wieder durch eine kleine Erhöhung aus. Nach dem Skelet eines Maues, namentlich nach den Beckenknochen zu urtheilen, können sie nur klein gewesen sein, circa 4 Fuas. Es that mir jetzt leid, dass ich nicht noch einen Maulesel miethete, um das noch ziemlich complete Gerippe mitzuschleppen, aber die Sonne brannte überaus heiss, jeder von uns war vom Arbeiten sehr ermüdet, mit Schaufeln und Hacken beladen, wir hatten noch einen scharfen Ritt vor uns, um wieder an Bord nach Yquique zu kommen, und so konnte ich nichts mehr mitschleppen. Der Stein mit dem Loch darin wurde wahrscheinlich von den Leuten benützt, ihre Fischleinen zu drehen, wovon Proben im Grabe zu finden waren. Es scheint, dass sie den Todten in Rücksicht auf ihren Broderwerb in der Zukunft, wie man dies ja bei so vielen Urnationen findet, allerlei Geräth mitgaben, was also auch bei diesen Menschen Gedanken von Ewigkeit, Himmel und zukünftigem Leben voraussetzt. Die furchtbare Trockenheit der ganzen Gegend, deren Boden mit Salpeter, Salz und Sodatheilen geschwängert ist, macht das Leben für Menschen, die nicht ihren Wasserbedarf weit, weit herholen oder aus dem Meere destilliren, wie es jetzt geschieht, auf Meilen weit zur reinen Unmöglichkeit. Man kann das Versiegen der Quellen, wenn man es nicht einer langsamen Austrocknung zuschreiben will, durch vulkanische Einflüsse erklären. Jedenfalls erstreckt sich der Fund ins grane Alterthum und es müssen viele Jahre vergangen sein, seitdem die Menschen gestorben sind, deren Schädel ich Ihnen übersenden kann.“ Eine früher zahlreichere Bevölkerung der jetzt mit Ausnahme der Oasen wüsten Küste ergiebt sich aus den Geschichtsbüchern Garcilasso's de la Vega.

Herr **Virehow**, der eine weitere Besprechung der Schädel vorbehält, bemerkt: Es handelt sich hier um starke künstliche Verunstaltungen, ähnlich wie wir sie vor Kurzem bei den alten Schädeln von den Philippinen gesehen haben, nur dass die Druckfläche mehr schräg gegen die Stirn liegt und dadurch der Schädel in der Scheitelgegend stärker erhoben geworden ist. Es ist dies aber nicht die am meisten berühmte, nach hinten cylindrisch verschobene Form, sondern eine mehr breite Form, von der wenig zu uns gekommen ist. Daher ist es besonders angenehm, dass wir mit dieser Erwerbung eine würdige Grundlage für die Ethnologie Amerikas in unserer Sammlung gelegt haben. —

Hr. **Bastian** überreicht als Geschenk des Hrn. Jago r die Photographie des doppelköpfigen Adlers, der auf verschiedenen Monumenten Kleinasiens sculptirt gefunden ist und Gelegenheit zu mehrfachen Erörterungen gegeben hat. Hamilton sah ihn (1836) bei Euyuk und (wie Texier) bei Boghaz-kien, das er für Tavium (Hauptstadt

der trocmischen Gallier) erklärte. Der Adler ist als Wappen in der ganzen Welt verbreitet. Der deutsche Doppeladler soll zuerst 1452 bei der Kaiserkrönung getragen und aus den zwei Adlern Ludwig IV. zusammengesetzt sein. Der russische Doppeladler wird auf den byzantinischen bezogen, den die späteren Paläologen führten. Auch in Birma, Ceylon, Amerika kommt diese Zusammenstellung vor. Gobineau findet den Prototyp des Doppeladlers auf Agaten der Arsaciden.

Herr Virchow verliest folgende Mittheilung des Hrn. Professor Hosius in Münster über

Renntlied-Reste auf dem Akademischen Museum zu Münster.

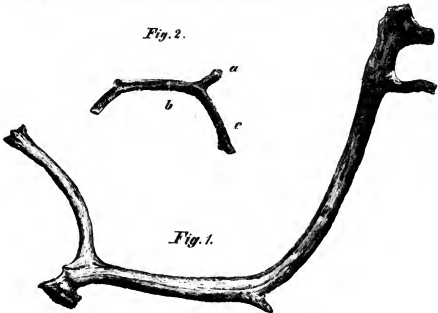
„1. Die rechte Seite eines Geweihes, Fig. 1.

Dieselbe hat in ihrem jetzigen unvollständigen Zustande eine Länge von 1,15 Meter, zwischen der Augen- und der Eissprosse einen Umfang von 16, im Uebrigen durchschnittlich einen Umfang von 14 Centimeter. Am unteren Ende sind der Stirnzapfen und ein Theil der Schädelhöhle noch erhalten. Die Angensprosse ist abgebrochen, war jedoch nach der Grösse der Bruchfläche ziemlich stark entwickelt. Die stark nach Innen gebogene Eissprosse ist bis zu den Zacken 34 Cent. lang und hat einen Umfang von 10 Cent. Die Stange sowie die Eissprosse sind in ihrem unteren Theil sehr gerundet, erst über der kleinen, nach hinten gerichteten Zacke plattet sich die Stange ziemlich ab; der grösste Querdurchmesser der Stange beträgt hier $4\frac{1}{2}$ Cent., der kleinste $3\frac{1}{2}$ Cent. Von der Schaufel sind leider nur ein Theil der Fläche und 2 nach vorn gerichtete Zacken erhalten. Dies Geweih ist bereits vor mehreren Jahren im Bette der Ems etwa $\frac{1}{2}$ Meile unterhalb Telgte, ca. 2 Meilen von Münster gefunden. Der Fund blieb jedoch unbekannt und erst vor 3 Jahren gelang es mir, denselben für das hiesige Museum zu erwerben, nachdem das Geweih, bis dahin in einem Baume aufgehangen, nicht uerheblich durch den

Fig. 2.



Fig. 1.



Einfluss der Witterung gelitten hatte. Die ursprüngliche Lagerstätte habe ich noch nicht genau ermitteln und untersuchen können, ich zweifle je och durchaus nicht, dass es in den tieferen diluvialen Ablagerungen gefunden ist, die hier dem Kreidegebirge unmittelbar auflagen; in der gelblich braunen Farbe, sowie in der sonstigen Beschaffenheit stimmt es durchaus mit den Knochen überein, die in diesen Schichten gefunden werden.

2. Die Stange der rechten Seite eines Geweihs, Fig. 2.

Die Länge dieses Bruchstücks beträgt 34 Cent., der Umfang am unteren Ende 6, höher hinauf ca. 5 Cent. Die Stange ist schon am unteren Ende stark abgeplattet, der grösste Durchmesser beträgt hier 2,5 Cent., der kleinste 1,6. Eine Augensprosse war nicht vorhanden. Dies Bruchstück stimmt vollständig mit dem Geweih eines jungen weiblichen Rennthiers, womit ich es vergleichen konnte.

Gefunden ist dasselbe bei der Correction des Flusshettes der Ems, welche im Sommer 1869 beim Bau der Brücke der Paris-Hamburger Bahn ca. 1 $\frac{1}{2}$ Meilen nordöstlich von Münster angeführt ist. Mit diesem Stücke wurden in denselben Schichten gefunden:

Das Bruchstück eines Topfes von sehr roher Arbeit, den ältesten hier gefundenen Formen zugehörig.

Eine Feuersteinspitze und ein Beil von Grünstein, beide schon ziemlich gut gearbeitet.

2 Hacken oder Beile aus dem unteren Ende von Hirschgeweihen gearbeitet.

Ellenhogehlein, Schienbein und Bruchstück eines Beckens vom menschlichen Skelet.

Das untere Stück vom Oberschenkel eines Mammuth.

Der Kopf eines Bibers.

Bein- und Fussknochen vom Pferde.

Mehrere Kopf- und Fussknochen vom Hirsch, Reh, Ochs, Schwein, namentlich Hirschgeweihe sehr zahlreich.

Unter den Fussknochen können einige noch dem Rennthier angehören, da sie den Fussknochen des Rennthiers, welche Cuvier, Recherches sur les ossements fossiles, tom. VI, pag. 188, pl 168, beschreibt und abbildet, sehr ähnlich sind.

Ausserdem fand sich der Stamm einer Eiche und Holz von Coniferen.

Sämmtliche Reste wurden in einer Tiefe von etwa 20' unter der Oberfläche des Thals in einer Schicht gefunden, die noch jetzt bisweilen bei sehr seichtem Wasser blossgelegt wird. Die durchsinnenen Schichten bestanden aus einem grauen, bald feinkörnigen, bald grobkörnigen Sand. Die sehr feinkörnigen Massen, welche mit Bestimmtheit als das Lager der Reste angegeben wurden, bestanden vorherrschend aus durchsichtigen oder weiss und gelb gefärbten Quarzkörnchen, zwischen denen sich einzelne rothe Feldspathkörnchen und feste graue Thonmergelstückchen fanden, welche letztere sehr wahrscheinlich dem grauen Thonmergel der Kreide entstammen. Ob und in welcher Tiefe dieser Kreidemergel erreicht ist, habe ich nicht feststellen können. Nester von sehr thonig kalkiger Beschaffenheit, sowie eisenschüssige Stellen fanden sich unregelmässig zerstreut. Foraminiferen der Kreide oder sonstige Versteinerungen älterer Formationen habe ich nicht gefunden, dagegen fanden sich in den feinkörnigen sandigen Schichten zahlreiche kleine Schnecken und zwar: *Pupa muscorum*, *Limnaeus minutus*, *Limnaeus albus?*, *Succinea amphibia?* und 2 bis 3 andere nicht bestimmbare Arten. Die beiden ersten sicher bestimmten Arten sind am zahlreichsten vertreten und, wie auch die beiden andern, noch hiesig. In der Beschaffenheit zeigen die gefundenen Knochenreste

einige Verschiedenheit; die Reste vom Mammuth, Rennthier, sowie einige Hirschgeweiße scheinen älter zu sein, als die vom Schwein und Biber.

3. Ein drittes noch mehr verletztes Stück wurde im Jahre 1865 in der Lippe gefunden bei Werne, 2 Meilen unterhalb Hamm, ebenfalls bei der durch den Bau einer Brücke veranlassenen Correction des Flussbetts. Es besteht nur aus dem Theil der Stange, welcher in Fig. 2 durch die Buchstaben *abc* bezeichnet ist. In seinen Dimensionen stimmt es vollständig mit dem Bruchstück Fig. 2 überein, nur erreicht das untere Ende von der Eissprosse abwärts bei diesem Stück eine Länge von 6 Cent., während es bei dem Stücke Fig. 2 nur 4 Cent. lang ist. Auch ist noch eine Spur der Augensprosse vorhanden.

Eine Beschreibung der Schichten, worin dies Stück gefunden, sowie eine Zusammenstellung der übrigen dort gefundenen Reste ist von den Herren Borggreve, Königl. Baurath in Hamm, und Geisberg, Gerichtsassessor in Münster, gegeben worden in der „Zeitschrift für vaterländ. Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, 3. Folge, Bd. 8, S. 309. Münster, Regensberg, 1869.“ Nach dieser Mittheilung ist das tiefste Glied, welches erreicht wurde, ein blauer, thoniger, ziemlich fester Kalkmergel — vermuthlich schon zur Kreideformation gehörend. Auf demselben lagerte eine 5' mächtige Ssdschicht, unten ziemlich grobkörnig in sogenannten Kies übergehend, oben dagegen feinkörnig. Dieser Schicht folgte eine 9 Zoll starke branne Sandschicht mit Resten von Gräsern und Eichen, in derselben fanden sich auch einige nicht weiter bestimmte Schnecken. Auf dieser Schicht lagerte wieder Sand von gewöhnlicher Beschaffenheit, je nach der Gestalt der Oberfläche von verschiedener Mächtigkeit. Mergelschmisse fanden sich überall im Sande unregelmässig vertheilt. Die braune Sandschicht trat nicht überall auf, sie fehlte namentlich da, wo die unter No. 1 genannten Reste gefunden sind. Die unter No. 2 genannten Reste sollen jedoch sämmtlich aus dem Sande unter der brannen Schicht, meistens aus dem Kies stammen, welcher der blauen Mergelschicht unmittelbar aufgelagert ist. Die Reste sind:

No. 1. Ein aus 26 Pfählen bestehendes Banwerk, vermuthlich ein Wehr. Die Pfähle standen in 2 parallelen Reihen, waren $8\frac{1}{2}$ —12 Fuss lang und 6—10 Zoll stark, oben und unten zugespitzt. 2 ausgehöhlte als Nachen benutzte Baumstämme, von 22' Länge, ziemlich gut und regelmässig bearbeitet. 3 Krüge. 2 Schwerter aus dem 14. Jahrhundert und ein menschlicher Schädel.

No. 2. Ein Topf und Ringe aus Thon, sehr roh gearbeitet. Verschiedene Geräthe aus Hirschgeweißen, ein sehr verletzter menschlicher Schädel. Atlas und Zahn vom *Rhinoceros*. Verschiedene Knochen vom Ochsen, Schwein, Hund, Hirsch, Ziege, Pferd.

Unter den zur Gattung *Bos* gehörigen Resten fanden sich ein Atlas und einige andere Knochen von sehr bedeutender Stärke, jedenfalls zu den ausgestorbenen Arten dieser Gattung gehörig, sowie ein kleiner, aber deutlich erkennbarer Schädel des Auerochsen. Die Beschaffenheit der einzelnen Stücke ist sehr verschieden, namentlich machen die Reste vom Schwein, Hund, Pferd und zum Theil auch vom Ochsen entschieden den Eindruck eines jüngeren Alters, so dass, wenn dieselben wirklich mit den übrigen in gleicher Tiefe gefunden sind, das Ganze eine verhältnissmässig junge Bildung ist, in welcher ältere wieder ausgespülte Reste mit jüngeren zusammengeschwemmt sind.“

Herr Virchow hebt im Anschluss an das Vorlesene die Aehnlichkeit'des zuerst beschriebenen Geweibstückes mit dem vor einiger Zeit von ihm aus der Uckermark

vorgelegten hervor, und betont die Wichtigkeit dieser westfälischen Funde für die Frage von der Coexistenz des Menschen und des Rennthiers in jener Gegend. Er legt seinerseits mehrere Geweibstücke vom Rennthier vor, welche er auf seiner letzten Reise in Minden erworben hat. Er bemerkt dazu: „Es sind ziemlich kräftige, jedoch meist kürzere Stücke, 21—27 Fuss tief im Flussthale der Weser, südlich von der Porta, auf der Grenze zwischen den alluvialen und diluvialen Schichten in einem Terrain gefunden, in dem auch sonst mancherlei Thierknochen vorkommen, in dichtem Anschlusse an die Hügelkette, welche auf dem rechten Ufer des Stromes bei dem Dorfe Holzhausen ansteigt. Hier ist namentlich viel vom Mammuth gefunden worden, sowie eine Menge verschiedenartiger Knochen, die noch nicht genauer bestimmt worden sind. Ich werde Gelegenheit haben, auf die Fundstelle zurückzukommen. Ich hatte sie besucht, weil gerade über den Rennthierschichten ein alter Begräbnisplatz liegt, auf welchem zahlreiche Urnen ausgegraben worden sind. Die Eisenbahn-Verwaltung benützt diesen Platz seit Jahren, um von dort Kies zu beziehen, und hat ihn bis zu einer grossen Tiefe und in einem Umfange von etwa 20 Morgen ausgefahren. Ich hatte das Vergnügen, die beiden wahrscheinlich letzten Urnen am Rande des Hügels ausheben zu können.“

Ich will ausserdem noch aufmerksam machen auf eine mir von Hrn. v. Martens übergebene Schrift über die frühere Existenz des Rennthiers in den russischen Ostseeprovinzen von Grewingk, in welcher wenigstens zwei bestimmte Funde vom Rennthier in Liefland constatirt sind. Von diesen ist besonders einer bemerkenswerth aus der Nähe von Kaipen im Kreise Riga, wo vor 20 Jahren in einem Torfmoor das Gerippe eines Rennthiers gefunden worden ist, also ein Fund, der durch die Vollständigkeit der Knochen an jenen, früher von mir besprochenen erinnert, der auf der Grenzscheide zwischen Pommern und Pomerellen gemacht ist. Man wird daher wohl nicht mehr zweifeln können, dass das Rennthier im Bereiche der norddeutschen Ebene von dem äussersten Osten bis zu den westfälischen Gebirgen hin gelebt hat.“

Herr Lazard: Die Hügel bei Holzhausen, in denen die Rennthierknochen gefunden worden, enthalten Diluvial- und Alluvialschichten. Die Porta westpbalica war früher eine zusammenhängende Tbälerkette, durch welche Versteinerungen und Steine, welche von Norden kamen, aufgefangen worden sind. In der Sammlung der Bergakademie finden sich verschiedene Steine aus der Juraformation, welche an denselben Hügeln gefunden worden sind. Die Thiere brauchen also nicht an der Stelle gelebt zu haben, an der ihre Reste gefunden werden, sondern sie können von Norden dorthin gelangt sein.

Herr Virchow: Die Rennthiergeweibe liegen nicht in den Hügeln, sondern unmittelbar unter dem Dorfe Holzhausen, zwischen der Eisenbahn und dem rechten Ufer der Weser, also in dem eigentlichen Weser-Thal. Das Land ist dort ganz flach. Nur an einer Stelle, eine Viertelstunde hinter Hausberge, am Rande des Alluviums, fand sich eine seichte, sandige Erhöhung, die, wie es scheint, wesentlich für den Begräbnisplatz gedient hat. Leider habe ich nicht mehr Gelegenheit gehabt, die tiefsten Schichten, in denen die Rennthierüberreste vorkamen, zu sehen. Die benachbarten Hügel habe ich nur deshalb erwähnt, weil darin zahlreiche Mammuth-Knochen gefunden sind; es ist mir nicht bekannt, dass dort gleichfalls Rennthierreste vorkommen. Die von mir vorgelegten Stücke habe ich durch die Güte des Hrn. Baumeister Schneider, eines sehr zuverlässigen Mannes, erhalten, der bei jedem Stück die Tiefe, in der es ausgegraben wurde, sorgfältig notirt hat. Hr. Dr. Cramer, dessen Ver-

mittlung ich diese Bekanntschaft verdanke, schildert das fragliche Terrain folgendermassen:

- a) Ackerkrume und sehr feiner Alluvialsand, 3—4 Fuss tief.
- b) Schichten von schwerem, thonartigem Lehm, 2—2½ Fuss tief.
- c) Kies mit grossen Rollsteinen und Knochen von Diluvialthieren, gegen 20 Fuss tief aufgeschlossen.

Mag daher immerhin eine Einschwemmung von Norden her erfolgt sein, so wird man doch schwerlich genöthigt sein, anzunehmen, dass die Rennthiergeweihe von weither eingeführt sind. Das Vorkommen zahlreicher Ueberreste des Rennthiers in den westfälischen Höhlen beweist ja hinlänglich, dass eine nordische Fauna im Lande selbst vorhanden gewesen ist. —

Herr Hauchecorne berichtet

über die chemische Untersuchung der Schlacken von den oberlausitzischen Brandwällen.

Unser Herr Vorsitzender hat in der Sitzung vom 14. Mai über die gebrannten Steinwälle in der Oberlausitz gesprochen und eine Anzahl von Gesteinsproben aus denselben vorgelegt, aus deren Beschaffenheit auf das Verfahren geschlossen wurde, vermittelt dessen die Alten jene als schanzenartige Befestigungen gedeuteten Wälle zu Stande gebracht haben möchten. Es wurde angenommen, dass grössere und kleinere Stücke des die befestigten Bergkuppen bildenden basaltischen Gesteins mit Lehm zusammengeschichtet, mit sehr vielem zerhacktem Holz durchsteckt, wohl auch umgeben worden seien und dass man dann durch Verbrennen des Holzes die Massen zum Zusammenschmelzen oder doch Zusammensintern gebracht habe, um ihnen die gewünschte Festigkeit zu geben. An den Belagstücken, welche ich hier wiederholt vorlege, wurde geseigt, dass sich in den zusammengebacknen Massen Eindrücke und Abdrücke finden, welche nur von den zu dem Brande verwendeten Holzstücken herrühren könnten, und dass der Basalt nicht nur äusserlich gebrannt, sondern auch in seinem Innern verändert, blasig geworden, ja sogar wirklich zum Schmelzen gelangt sei.

Bei der Besichtigung dieser Stücke waren nun Zweifel darüber geäussert worden, ob die erwähnten Eindrücke in der That von Holzstücken herrühren möchten, und andererseits darüber, ob man annehmen dürfe, dass bei jener Art und Weise der Brände eine Temperatur von solcher Höhe erzeugt werden können, dass Basalt bis zum Aufblähen, ja sogar bis an völligem Schmelzen und Abtropfen erhitzt worden sei. Die an den Stücken wahrzunehmenden Erscheinungen schienen die Annahme zuzulassen, dass die stark blasigen und die ganz geflossenen Parthien nicht wirklich veränderter Basalt, sondern etwa durch Schmelzung des vielleicht besonders leichtschmelzigen Lehms zwischen den Basaltstücken entstanden seien. Sie haben grosse Aehnlichkeit mit dem sogenannten Schmolz, welcher in Ziegeleien bei zu hoher Brennhitze leicht entsteht, wenn der Ziegelthon reich an Kalkerde und Alkalien ist.

Mit Rücksicht auf diese Zweifel sind die von dem Herrn Vorsitzenden vorgelegten Gesteinsproben, welche von den Basaltkuppen des Stromberges und der Landkrone und von der Nephelin-Doleritkuppe des Löbauer Berges entnommen sind, inzwischen in Gemeinschaft mit dem Herrn Professor Braun näher untersucht worden.

Vergleichsmaterial zu diesen Gesteinsschlacken fand sich in den Sammlungen der hiesigen Bergakademie zunächst in der Reihe solcher hüttenmännisch erzeugter Schlacken, welche sich in geschlossenen Oefen als Producte der Schmelzung von Silikaten unter Anwendung von Holzkohle als Brennmaterial bilden. Weiter besitzt die Bergakademie eine Sammlung von Stücken aus dem grossen Brande zu Hamburg im Jahre 1842, Schlacken, welche in der Gluth dieses Brandes unter freiem Himmel

aus dem Mauerwerk und durch Zusammenschmelzung von allerlei Gegenständen entstanden sind, also unter Bedingungen, die einige Aehnlichkeit besitzen mit denjenigen, unter welchen sich das Material der Steinwälle bei deren Herstellung befunden haben mag.

Sowohl unter den Hamhurger Schlacken als besonders unter den Hüttenschlacken finden sich zunächst Stücke, bei welchen Holzkohle von der erstarrenden Schlacke umschlossen worden ist und theils noch in derselben steckt, theils nicht mehr vorhanden ist, sondern nur Abdrücke hinterlassen hat. Diese zeigen sowohl die Structur der sog. Hirnseite der Holzkohle mit ihren concentrischen Jahresringen, als diejenige der Längsfasern aufs Schärfste abgeformt. Auch treten die Querrisse, welche sich in verkohltem Holze zahlreich bilden, in der Gestalt feiner Querleisten auf den Abdrücken der Längsflächen des Holzes abgeformt sehr charakteristisch hervor. Diese Erscheinungen bei den Schlacken nun stimmen aufs Vollkommenste überein mit denjenigen, welche sich bei den Stücken aus den Schlackenwällen zeigen, so dass Herr Braun keinen Anstand genommen hat, die Abdrücke bei den letzteren ebenfalls als von verkohltem Holze herrührend zu bezeichnen.

Eine Lösung des Zweifels, ob die in den Stücken aus den Schlackenwällen erhaltenen stark blasigen und geflossenen Parteen wirklich das Product der Schmelzung der hasaltischen Gesteine seien, liess sich nicht durch eine äusserliche Prüfung erlangen. Es war vielmehr nöthig, durch die chemische Analyse zu untersuchen, ob die blasigen und geschmolzenen Theile die gleiche oder eine andere Zusammensetzung haben, wie das feste Gestein, woran sie haften. Im ersteren Falle muss angenommen werden, dass sie mit dem festen Gestein identisch und nur ein veränderter Aggregatzustand desselben sind; im anderen Falle nur können sie als ein Product der Schmelzung anderen Materials der Wälle angesehen werden. Es wurden deshalb chemische Untersuchungen von recht charakteristischen Stücken von drei Lokalitäten, vom Stromberg, vom Löbauer Berg und von der Landskrone in dem Laboratorium der Bergakademie ausgeführt. Das Stück vom Stromberg ist ein rundliches, faustdickes Stück dichten Basaltes, auf welchem eine Partie ganz geflossener, einer Eisenfrischschlacke ähnlich abgetropfter Schlacke aufsitzt; zwischen heiden liegt theilweise noch ein Haufwerk kleiner zusammengefritteter, rothgehrannter Brocken. Das Basaltstück ist im Innern ganz dicht und unverändert, an der Oberfläche, auf welcher die Schlacke und das Brockenhaufwerk angebacken sind, nur rothbraun gefärbt, wie geröstet. Die innere Textur der geflossenen und blasigen Masse ist eine von derjenigen des dichten Basaltes sehr abweichende.

Das Stück vom Löbauer Berg ist ein kopfgrosser Klotz von Nephelin-Dolerit, im Innern dicht krystallinisch, frei von Blasen; nach der Aussenfläche zu treten kleine Blasen ein, die je mehr nach aussen desto grösser und häufiger werden. In der Oberfläche finden sich sehr charakteristische und deutliche Abdrücke von Holzkohle. Dabei ist jedoch weder wirklich abgeflossenes Material vorhanden, noch ist das Gestein in der Nähe der Oberfläche in der inneren Textur der Zwischenräume zwischen den grösseren Blasen von wesentlich anderer Beschaffenheit als in dem nichtblasigen, dichten Theil des Stücks.

Das dritte Stück, von der Landskrone, besteht aus einem kleinen Stück Basalt von der Dicke eines mittleren Apfels, kuhisch mit gerundeten Ecken, auf welchen eine stark blasige, schlackige Partie aufsitzt. Beim Anschlagen zeigt sich, dass der Basalt an der der Schlacke abgewendeten Seite dicht ist, in dem ihr zugewendeten Theile wird er erst ganz fein, dann gröber blasig und scheint ganz in die Schlacke überzugehen. In der letzteren sind die Wände der Blasenstellen von vollkommener schlackiger innerer Textur.

Von jedem dieser drei Stücke wurde eine Probe des festen Gesteins, und zwar von der dichtesten Stelle, und eine zweite des schlackigen Theiles von dessen am meisten geschmolzen erscheinender Stelle untersucht. Zunächst wurde nur der Kieselsäuregehalt bestimmt. Derselbe betrug:

	Stromberg.	Löbauer Berg.	Landskrone.
in dem dichten Gestein:	43,89 pCt.	40,87 pCt.	41,03 pCt.
in der Schlacke:	43,99 "	42,31 "	58,52 "

Dadurch stellte sich heraus, dass bei dem Stück von der Landskrone, welches von allen am meisten den Anschein hat, als gehe das feste Gestein in die geflossene Schlacke über und sei mit ihr identisch, beide jedenfalls verschiedene Körper sind und letztere nicht aus ersterem entstanden sein kann, da die Differenz im Kieselsäuregehalt viel zu erheblich ist. Sollte bei der Landskrone Schlacke dennoch Basalt zum Schmelzen gelangt gewesen sein, so müsste ein anderes, kieselsäurereicheres Material mit demselben zusammengeschmolzen sein, was bei der völligen Homogenität der Löbauer Schlacke nicht wahrscheinlich erscheint.

Bei dem Nephelin-Dolerit des Löbauer Berges bestätigt die nahe Uebereinstimmung des Kieselsäure-Gehaltes die Identität der festen und der oberflächlichen, mit Eindrücken versehenen Gesteinssubstanz, welche das Aussehen vermuthen lässt. Es scheint bei dem vorliegenden Stück angenommen werden zu können, dass das Gestein durch die Hitze nicht ganz zum Flusss gebracht, sondern nur äusserlich so weit erweicht worden, dass es die Eindrücke der Holzkohle empfangen konnte und dass es bei dieser Erweichung zugleich etwas blasig geworden ist. Mit dieser Annahme stimmt es überein, dass die Holzkohleneindrücke weit weniger scharf und deutlich, mehr rundkantig sind, als bei der ganz flüssig gewordenen Schlacke vom Stromberg.

Bei dem Stück vom Stromberg, bei welchem der Zustand des festen Gesteins, das Ansehen der geflossenen Schlacke und der Mangel jedes Ueberganges aus ersterem in die letztere an dem vorliegenden Stück es ganz und gar nicht vermuthen lassen, dass die Schlacke geschmolzener Basalt sei, zeigte sich dagegen ein so gleicher Kieselsäuregehalt, dass ich fast an eine Verwechslung bei der Analyse glaubte. Ich liess dieselbe deshalb wiederholen und zugleich auf die übrigen Elemente ausdehnen. Diese zweite Analyse ergab folgende Zusammensetzung:

	beim festen Basalt:	bei der Schlacke:
Kieselsäure .	44,65	44,66
Eisenoxyd .	19,75	19,68
Thonerde .	14,98	14,89
Kalkerde .	11,23	11,17
Magnesia .	6,84	6,81

Die Alkalien wurden nicht bestimmt. — Die Analyse ergab also eine so vollkommene Uebereinstimmung, dass an der Identität beider Körper nicht der leiseste Zweifel bleibt. Wenn die Schlacke nicht aus dem Basaltstück selbst entstanden ist, auf welchem sie sitzt, was der Augenschein anzunehmen nicht zulässt, so ist sie das Produkt der Schmelzung eines benachbarten Basaltstückes und auf ersteres abgeflossen.

Hiernach scheint mir die Thatsache festzustehen, dass in den Schlackenwällen basaltische und ähnliche Gesteine zum Zusammenschmelzen gebracht worden sind, eine Thatsache, die wohl bezweifelt werden durfte mit Rücksicht darauf, dass die Art des Brandes die Hervorbringung einer dazu ausreichenden Hitze kaum voraussetzen liess. Gegen die Annahme jener Thatsache liess sich noch allenfalls der Gedanke aufstellen, ob nicht die schlackigen Gesteine ursprüngliche, der Eruption der Basalte und Dolerite angehörige Bildungen seien, welche zur Zeit ihres Emportretens an die Oberfläche durch irgend einen Zufall mit Hölzern oder Ligniten in Berührung

gekommen seien und dabei jene Eindrücke empfangen hätten. Die ganze Zusammensetzung der Stücke vom Stromberg lässt indessen diesem Gedanken keinen Raum.

Was nun die zur Schmelzung des Basaltes erforderliche Temperatur betrifft, welche bei der Ausführung der Schlackenwälle nach dem Erwähten erreicht worden ist, so finde ich die einzige Angabe über eine effective Bestimmung dieser Temperatur in einer Mittheilung von Gustav Bischof über Schmelzung von Basalt, welche er in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Geh. Bergrath Althaus zu Saynerbütte im Jahre 1836 ausgeführt hat. *) Zum Guss einer Basaltkugel von 2 Fuss Durchmesser, an welcher Erkaltungstemperaturbeobachtungen gemacht werden sollten, wurden in einem Cupolofen 720 Pfund Basalt mit 240 Pfund Koks innerhalb einer Stunde niedergeschmolzen. Der geschmolzene Basalt floss, aus dem Ofen abgestochen, „ruhig in einem gleichförmigen Strom von Syrupsconsistenz“. Die Temperatur dieses fließenden Basaltes wurde durch Schmelzung eingetauchter Drähte verschiedener Metalle als höher wie die Schmelzhitze des Kupfers, also mindestens als 1118° R. direkt bestimmt, demnächst aber nach den Abkühlungsversuchen auf ungefähr 1250° R. berechnet. Mögen nun auch nicht alle Basalte gleiche Schmelztemperatur haben, so kann doch immerhin angenommen werden, dass bei dem Brennen der Steinwälle eine ganz ähnliche Temperatur erzeugt worden sein muss. Dies im Freien in der vorher angegebenen Art und Weise zu Stande zu bringen, mag seine grossen Schwierigkeiten gehabt haben. Dass aber solche Temperaturen im Freien unter Umständen entstehen können, beweisen die hier vorliegenden Stücke aus dem Hamburger Brande. Unter denselben befinden sich selbst vollständig zusammengeschmolzene Porzellanmassen, was auf eine noch beträchtlich höhere Temperatur als die angegebene Schmelzhitze des Basaltes schliessen lässt.

Der Basalt vom Stromberg ist endlich auch in dem Laboratorium der Bergakademie ohne Schwierigkeit zum Schmelzen gebracht worden. Ein haselnuessedickes Stückchen wurde im Gasgebläse im Platintiegel innerhalb 1½—2 Minuten in Fluss gesetzt.

Schliesslich bemerke ich noch, dass sich in einer Abhandlung von v. Cohausen, welche sich nicht sowohl speciell mit den Schlackenwällen, als vielmehr mit ähnlichen Fortificationen der Alten im Allgemeinen beschäftigt, eine etwas abweichende Auffassung der Entstehung der „gebrannten Wälle“ findet. v. Cohausen bestreitet, dass man die Steine und Hölzer in der Absicht zusammengefügt habe, durch den Brand der letzteren die ersteren zusammenzuschmelzen. Er behauptet vielmehr und stützt diese Behauptung auf Angaben des Cäsar und des Tacitus, dass die Alten die Wälle aus wechsellagernden Schichten von Steinen und von Stammholz und Faschinen zusammengebaut hätten, künstlich und fest; dann seien wohl bei Erstürmung der Schanzen durch den Feind oder bei dem Aufgeben der Lager diese Wälle in Brand gerathen oder absichtlich durch Feuer zerstört worden und so die Steinlage zu theilweisem Schmelzen gebracht. Abgesehen von der Frage, ob wirklich die Alten in solcher Weise Schanzen gebaut haben, scheint mir die Erklärung des gebrannten Zustandes der Wälle nach der v. Cohausen'schen Auffassung nicht wahrscheinlich. Denn wenn wirklich es gelungen zu sein scheint, durch ein absichtliches sorgfältiges und vielleicht lange fortgesetztes Feuern die Gesteinstücke und ihre Bindemittel zum Zusammenbacken zu bringen, so wird doch bei einem zufälligen Brande der Schanzen schwerlich die nöthige Hitze entstanden sein.

*) G. Bischof, die Wärmelehre des Erdkörpers. Leipzig 1837. S. 443 ff.

Herr Alex. Braun: Die Herren werden sich erinnern, dass unter den von Hrn. Virchow vorgelegten Stücken das eine aus einer geschmolzenen, röthlich-braunen Masse bestand, in welcher die Holzeindrücke noch zu erkennen waren. Schon damals hatte es keinen Zweifel, dass bei diesen Stücken wirklich Holzabdrücke vorhanden sind, dagegen waren bei den stärker geschmolzenen, schwarzen Stücken diese Eindrücke keineswegs derart, dass man an ihnen deutlich die Struktur des Holzes hätte erkennen können. Allein die Exemplare vom Hamburger Brande haben ganz ähnliche Verhältnisse gezeigt, und zwar noch zum Theil mit der unverbrannten Holzkohle in Verbindung, so dass nicht der geringste Zweifel mehr bestehen kann, dass alle diese eigenthümlich gestreiften Höhlungen Räume waren, in welchen sich Holz befand, wobei aber durch die schmelzende Masse die Oberfläche so verändert ist, dass sie nicht mehr einen genauen Abdruck des Holzes liefert. Unter den Stücken, welche mir jetzt vorgelegt worden sind, befindet sich namentlich eines, welches einen wundervollen Abdruck des Querschnittes eines Holzstückchens zeigt, bei dem man das Centrum und die umliegenden Jahresringe deutlich sehen kann. Die ersten Ringe sind nicht die stärksten, sondern der dritte und vierte sind breiter; dann kommen schmalere Ringe, ganz nach dem Gesetze des Holzwachstums, wo dann wieder eine Abnahme in der Breite der Ringe stattfindet. Diese Verhältnisse der einzelnen Ringe zu einander sind so deutlich, dass sie keinen Zweifel mehr übrig lassen. Das Ganze ist eine glasige Masse, in welcher Holz die Eindrücke hinterlassen hat. Ebenso ist es bei einem andern Stück, welches eigentlich nur Kohle ist, in deren Sprünge die verglaste Masse eingedrungen ist, so dass man im Innern der Kohle Schlacken-Lamellen findet. Bei den andern Stücken ist die Struktur des Holzes weniger deutlich zu erkennen; es ist auch nicht deutlich mehr Kohle zu erkennen, jedoch sind unzweifelhaft diese Eindrücke dem Holze zuzuschreiben.

Uebrigens ist es mir unwahrscheinlich, dass ein Wall, der aus mehr Erde und Steinen als Holz besteht, sich von selbst entzündet, und daher halte ich die von unserem Hrn. Vorsitzenden gegebene Erklärung für die zutreffende.

Herr Virchow: Ich habe mich bemüht, weitere Aufklärungen über die Sache zu verschaffen. Als ich in der Sitzung vom 14. Mai verschiedene Stücke von den Steinwällen des Löbauer Berges und des Stromberges vorlegte, machte ich darauf aufmerksam, dass der Wall des Stromberges mit Hilfe einer Bindemasse aufgemauert scheine, der Löbauer Wall aber nicht. Indess in Beziehung auf den letzten Punkt war ich meiner Sache nicht ganz sicher. Hr. Oscar Schneider hat auf meine Bitte die Verhältnisse noch einmal genauer untersucht und schreibt mir darüber d. d. Dresden, 12. Juni: „Während meines Aufenthaltes in Löbau im Laufe der letztvergangenen Woche habe ich mich bemüht, zur Klärung der Ihnen zweifelhaft gebliebenen Punkte nochmals an Ort und Stelle zu beobachten, habe zu solchem Zwecke zunächst am zweiten Feiertage die von uns auf dem Löbauer Berge ausgegrabenen und die in den Promenadenanlagen der Stadt aufgestellten Schlackenmassen durchgesehen, dabei jedoch keine Spur eines mitverschmolzenen Binde- oder Ausfüllmittels gefunden. Von Interesse war für mich ein in einen engen Klufttraum der Schlackenrinde eines von uns ausgegrabenen Blockes locker eingezwängtes, etwa 1 1/4 Zoll langes, schmales Knochenfragment, das, ohgleich keine Spur von Verkohlung zeigend, wohl schwerlich erst in späterer Zeit dort hineingekommen sein dürfte; vielleicht, dass das Knochenstück erst hineinfiel, als die schlackige Masse bereits mehr oder weniger abgekühlt war, vielleicht auch, dass die verkohlten Aussenränder abgebröckelt und durch Wasser weggespült sind. Glocker in seiner „geographischen Beschreibung der preussischen Oberlausitz“ erwähnt (S. 119) sowohl den verschlackten Basalt des Stromberges, wie

auch die mitverschlackte Binde- (oder besser Ausfülle-?) Masse, letztere als „rothe Ziegelstücke“, und klopft daran die nach den localen Verhältnissen wohl etwas drollige Hypothese, dass die, Ziegelbrocken einschliessenden, verschlackten Basaltmassen „jedenfalls von einer künstlichen Schmelzung herrühren“, die porösen und blasigen Stücke ohne fremdartige Einmischung aber, „gleich manchen Basalten des Löbauer Berges, natürlicher Basalt“ seien. Hauptmann Schuster aber hat, wie aus S. 11 seiner Abhandlung über „die alten Heidenschanzen Deutschlands“ hervorgeht, die Ausfüllmasse im Steinwall des Stromberges übersehen; auch Cotta kann von dieser den Wall zu einer compacten Masse machenden Ausfüllmasse Nichts gewusst haben, da er, von den Lausitzer Schlackenwällen insgesamt sprechend, sagt, dass „die verschlackten Massen locker übereinander liegen“. Ich kenne nur noch einen Punkt in hiesiger Gegend, der ähnliche Schlackenmassen und daneben noch Scherben und andere Reste birgt, — das ist ein kleiner Wall bei Koschütz am oberen Abhange des Plauenschens Grundes.“

In Beziehung auf die von Hrn. v. Cöhausen aufgestellte Theorie möchte ich darauf aufmerksam machen, dass, nach den Fundstücken, welche ich sowohl vom Stromberge als vom Löbauer Berge mitgebracht habe, zu urtheilen, unzweifelhaft das Holz gespalten und zerschlagen war. Es handelt sich da um Holzscheite, welche längere Spaltflächen und kürzere, scharfe Durchschnitflächen hatten, und zwar so, dass Spalt- und Durchschnitflächen winklig gegen einander stiessen. Nicht wenige Stücke aber waren ganz kurz und klein; manche mochten nicht mehr als etwa 1 Zoll in jedem Durchmesser haben. Ich meine, diese Beobachtung widerlegt entschieden die Möglichkeit, dass man mit Stücken von so geringen Dimensionen einen Bau habe auführen wollen; das passt nicht für fortificatorische Constructionen. Ausserdem muss man in Betracht ziehen, dass dieses so eigenthümliche Verhalten der Brandwälle sich nur an bestimmten Stellen findet, und zwar gerade an denjenigen, welche am leichtesten zugänglich waren und daher eine verhältnissmässig grössere Festigkeit nöthig hatten.

Ich habe mir schon in der vorigen Sitzung erlaubt, ein Stück Basaltschlacke von dem früher erwähnten Heimberge bei Fulda vorzulegen, von dem bis jetzt nicht festgestellt ist, ob auf ihm ein Steinwall existirte oder nicht. Ich erhielt das Stück von Hrn. Dr. Speyer in Fulda, der dasselbe aus dem Nachlasse von Schneider erworben hat, und der ausserdem noch ein anderes grosses Basaltstück mit vollständigem Glasfusse besitzt. Sie wurden vor etwa 40 Jahren, als man einen Steinbruch auf dem Heimberge anlegte, gewonnen. Von derselben Stelle stammen die Stücke, welche v. Leonhard erhalten und beschrieben hat. Seitdem ist die Spitze des Heimberges dicht mit Wald bewachsen und fast unzugänglich geworden. Hr. Speyer hat mir jedoch zugesagt, gegen den Winter hin, wenn das Laub gefallen sein wird, die Stelle genauer zu untersuchen. Ich will dabei bemerken, dass unzweifelhaft eine grössere Zahl von Bergen in der Rhön und ihrer Umgebung Steinwälle trug, und dass nach dem, was ich selbst gesehen habe und was mir Hr. Hassenkamp in Fulda mittheilte, die Möglichkeit ähnlicher Verhältnisse, wie in der Oberlausitz, auch in der Rhön mehrfach vorliegt. Hr. Hassenkamp schreibt, dass er ähnliche Basalt-Schlackebildungen östlich von Hilders am Westabhange der hohen Rhön gefunden habe, doch liefere diese Stelle nicht so schöne Belegstücke wie der Heimberg. „Von grossem Interesse war für mich“, schreibt er, „das Auffinden von primitiven Mauern am Pferdekopf; dieselben machten auf mich den Eindruck von primitiven Wohnungsüberresten. Hünengräber sind mehrfach vorhanden und auch theilweise geöffnet worden. In denen links der Fulda wurden Bronzegegenstände gefunden, in einem vor einigen Jahren rechts der Fulda geöffneten fanden sich nur Kohlen.“

Ich selbst habe in Gesellschaft des Hrn. Dr. Speyer zu Pöfingsten die berühmte Milseburg (unweit von Fulda) besucht; es zeigte sich, dass um den Fuss dieses mächtigen, 2653 Fuss hohen Phonolithkegels in grosser Ausdehnung ein offenbar künstlich aufgeschütteter Ringwall von Steinen sich befindet, welcher eine umfangreiche Bergwiese, die sogenannte Danzwiese umfriedigt. Derselbe hat eine solche Breite und Höhe und schliesst so vollständig das Feld ab, dass kein Zweifel darüber sein kann, dass es ein künstlicher Aufbau ist. Die Masse der zusammengehäuften Steine aber ist so enorm gross, dass man sich kaum vorstellen kann, es sei dies geschehen, um einen kleinen Weideplatz zu erzielen. Allerdings könnte man daran denken, da auch anderswo in der Rhön die von den Bergkuppen herabgestürzten Steinblöcke in regelmässigen Linien zu Vierecken oder kreisförmigen Aufschüttungen zusammengelegt worden sind, um den Boden für das Pflanzenwachsthum und die Weide frei zu machen. Um die Milseburg liegt aber eine so grosse Masse und es sind so mächtige Blöcke, dass der Gewinn, der durch das Zusammentragen erzielt werden konnte, in gar keinem Verhältniss zu der Arbeit stehen würde. Ich bezweifle daher nicht, dass es sich um eine Einschliessung handelt, die zu bestimmten Zwecken der Zuflucht oder der Andachtsübung hat dienen sollen. Brandspuren habe ich an dem Ringwall nirgends wahrgenommen, obwohl ich ihn fast seiner ganzen Länge nach durchwandert habe.

Dagegen bin ich durch ein Citat bei Lubbock*) darauf aufmerksam geworden, dass auch in Nordamerika, in Wisconsin, am westlichen Arme des Rock River ein gebrannter Erdwall, in neuerer Zeit Artalan genannt, existirt. Nach der Skizze, welche Squier und Davis**) davon geliefert haben, gleicht die Gesamtanlage in höchstem Masse gewissen unserer Burgwälle, z. B. dem von Pansin. Nach der Beschreibung Lapham's besteht der Wall aus hartem, röhlichem Thon voller Höhlungen, in welchen man deutliche Eindrücke von Stroök oder Heu entdecken kann, „welches der Masse vor dem Brande beigemischt sein musste“. Obwohl die Bewohner diese Wälle als brick walls bezeichnen, so ist doch von eigentlichen Ziegeln nichts daran zu bemerken. Die Indianer hatten zur Zeit, als diese Stelle zuerst (1836) die Aufmerksamkeit erregte, keine Tradition über die Benntzung und Bedeutung dieses Walles, so dass es höchst wahrscheinlich ist, dass es sich um eine vorhistorische Anlage handelt. Auch von einem andern Orte, bei Bourneville, Ohio, und zwar von einem sehr ausgedehnten Steinwall auf der Höhe eines Berges berichten Squier und Davis***), dass an einzelnen Stellen deutliche Spuren von Feuer bemerkt, ja dass die Oberflächen der Steine theilweise verglast gefunden wurden.

Ich habe diese Analogien deshalb angeführt, weil daraus hervorgeht, dass der Gedanke, durch Feuer festere Umwallungen herzustellen, sich unter verschiedenen Verhältnissen realisirt findet, also jedenfalls nicht Eigenthum eines bestimmten Volkes gewesen ist. Um so mehr empfiehlt es sich, bei unseren Wällen viel mehr Aufmerksamkeit auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Herstellung zu richten.

Was die Zeit ihrer Herstellung betrifft, so will ich noch hervorheben, was aus dem Nachweise der scharf gehauenen Holzstücke unmittelbar hervorgeht, dass die Wälle nicht einer ganz alten Zeit angehören können. Es ist nicht denkbar, dass man so scharfe und ausgedehnte Flächen in Eichenholz hat hervorbringen können mit Stein-Instrumenten. Ebenso wenig dürfte Bronze dazu geeignet sein. Die Zeichnung und Form der Löcher in der Schlacke macht es wahrscheinlich, dass das Holz mit

*) John Lubbock, Prehistoric Times. Lond. 1869. pag. 256.

**) Smithsonian Contributions 1848. Vol. I, pag. 131. Pl. XLIV, No. 1.

***) Smithsonian Contrib. I, p. 12. Pl. IV.

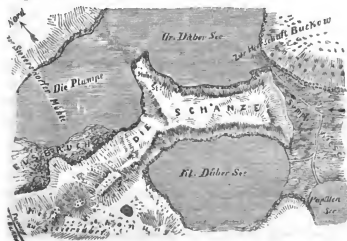
Eisenwerkzeugen gespalten und zerhauen worden ist. Es ist daher wahrscheinlich, dass die Anlage der Wälle der Eisenzeit angehört.

Herr **Wetzstein** führt in Beziehung auf die Schmelzbarkeit basaltischer Gesteine eine Erfahrung aus Syrien auf. In den dortigen Dörfern fabriciren die Weiber Gefässe, welche zur Aufbewahrung des Wassers gebraucht werden und 2—3 Met. hoch, 1 Met. weit und etwa einen Finger dick sind, aus Dolerit. Das Gestein wird gepulvert, mit Hauranerde und Dünger gemischt und dann mit Wasser angemacht; das daraus geformte Gefäss trocknet man zuerst an der Sonne und brennt es dann einen Tag und eine Nacht lang in einer in die Erde gemachten Grube mit Häcksel. Diese Gefässe sind etwas porös und erhalten das Wasser frisch. —

Herr **Hartmann** erstattet Bericht über die von den Mitgliedern Herren Deegen, Friedländer, Hartmann, A. und E. Kuhn, Kunth, Langerhans, Münter, Raschkow und Voss unternommene Excursion nach Müncheberg am 13. Juni zur Untersuchung der **Schanze am Däber See.**

Es handelte sich hier um die Fortsetzung von Nachgrabungen an von Dr. Voss zuerst bezeichneten Stellen. Die Theilnehmer der Excursion fanden von Seite des Vereins für Heimathskunde Müncheberg's am dortigen Bahnhofe die liebenswürdige Aufnahme und begaben sich unter Leitung derselben zur Stätte der Ausgrabungen. Ueber die Lagerungsbeschaffenheit der letzteren giebt der beifolgende Bericht des Herrn Kreisgerichtsrathes Kuchenbuch, d. d. Müncheberg, den 4. Juli, Auskunft. Es heisst darin: „Die in der hiesigen Gegend ohne anderen Zusatz gewöhnlich nur „Schanze“ genannte Halbinsel zwischen dem grossen und kleinen Däbersee und einer sumpfigen, beide Seen trennenden Wiese bildet schon von Natur einen zur Vertheidigung oder festen Ansiedelung sehr geeigneten Ort. Die ganze Umgegend besteht aus sehr hügeligem Lande, zum Theil mit steilen Abhängen, besonders auf den Südseiten und häufigen Seen, Lachen, Luchen u. dergl. dazwischen in den Niederungen. Die Halbinsel der Schanze streift von West nach Ost und hängt durch einen Rücken mit dem übrigen Lande zusammen, über welchen etwa 500 Schritt vom ersten (westlichen) Wall ein Fussweg von der Bahn nach Buckow läuft. Die Schanze fällt ebenfalls nach Süden und gegen den grossen Däbersee auch nach Norden hin steil ab, und bilden diese Abhänge zum Unterschied gegen die übrigen anliegenden Hügel mit dem Plateau eine scharfe Kante. Die ganze Schanze ist durchschnittlich 500 Schritt lang, da, wo sie mit dem Hügelrücken zusammenhängt, 150 Schritt breit, erweitert sich beim zweiten Wall auf 300 Schritt, wird dann wieder 200 Schritt breit und erreicht bei der Wiese im Osten wieder gegen 300 Schritt, alles von der ganzen Halbinsel von See zu See gemessen. An der schmalsten Stelle ist ein Wall von See zu See künstlich aufgeworfen, der in neuerer Zeit namentlich auf der Nordseite zu Culturzwecken auseinander geworfen wurde, jetzt wie die andere Fläche mit beackert wird, aber doch noch eine Erhöhung und ein gegen das Uebrige schwärzeres Erdreich erkennen lässt. Noch vor etwa 10 Jahren war der Wall unberührt, mit Rasen bewachsen und damals durchschnittlich wohl 10 Fuss hoch. Beim Auseinanderwerfen wurden Steine und Urnen, Grabgefässe gefunden, die leider zerbrochen und weggeworfen worden sind. Auf seiner höchsten Stelle, welche 40 bis 50 Fuss vom Seespiegel hoch liegen mag, ist ein Hügel von etwa 24 Schritt Durchmesser befindlich. Bei der von Westen her angefangenen Durchgrabung bis zur Hälfte hat sich zwar ergeben, dass er in seiner ganzen Höhe von etwa 12 Fuss künstlich aufgeschüttet ist; es sind aber ausser Holzkohlen, wenigen Thierknochen und einigen Gefässscherben keine bemerkenswerthen Sachen gefunden. Der Hügel liegt

dicht am steilen südlichen Abhang, nach Norden zu verläuft der Boden nur allmählich zum See. Ziemlich parallel mit diesem Wall läuft durchschnittlich 150 Schritt davon entfernt ein zweiter Wall, der jetzt noch bedeutend höher ist, als der erste, und gleichzeitig den Abhang des breiteren Plateaus der Schanze bildet. Dass auch am Rande dieses Abhanges ein Wall aufgeworfen war, ist noch deutlich an der Erhöhung zu sehen, obgleich auch hier schon das Erdreich geebnet und beackert ist. Vor 10 Jahren war auch dieser Abhang noch berast. Dieser zweite Wall oder Rücken läuft von dem südlichen steilen Abhang des Plateaus in nördlicher Richtung und endet in eine in den See vorgeschobene Spitze. Die Plumpe und die Däberseen sind ziemlich tief; von der gedachten Spitze aus läuft aber auch ein Rücken durch das Wasser bis ans jenseitige Ufer, der etwa 40 Schritt Breite hat und über den das Wasser beim niedrigsten Stande 2 bis 3 Fuss steht. Er ist auch mit Schilf und Rohr bewachsen. Vor jenem zweiten Walle scheint auch noch ein Graben gewesen zu sein, dessen Spuren namentlich auf der Höhe noch deutlich sichtbar sind. Vor dem Graben hat anscheinend das Wasser eine kleine Schlucht in den südlichen Abhang gerissen. Das durchschnittlich 300 Schritt lange, 110 Schritt breite Plateau, etwa 60 bis 70 Fuss über dem Seespiegel, verflacht sich allmählich nach der Ostseite hin und fällt hinter dem Wall an der Nordwestseite etwas weniger steil ab wie sonst. An der nordöstlichen Spitze nähert sich die Schanze den jenseitigen Höhen auf etwa 20 Schritt, und wird von ihnen durch das sog. Kreuzfließ, das, von Müncheberg kommend, durch den grossen Däbersee nach dem Stobberfließ geht, getrennt. An dieser äussersten Spitze ist noch ein Hügel von circa 20 Schritt Durchmesser, der von der Schanze durch einen noch deutlich sichtbaren Graben getrennt war. Die vorerwähnte Spitze am zweiten Wall ist circa 150 Schritt vom jenseitigen Ufer entfernt, ebenso die südöstliche Spitze. Auch das Land zwischen beiden Wällen fällt nach Norden hin nur allmählich ab. Hier sind die Nachgrabungen gemacht, welche die Funde ergeben haben. Schwarze Stellen im sonst gelblichen Boden lassen auf die Reste des Alterthums schliessen. Früher war jedenfalls die Schanze mit Wald bestanden. Vor 15 Jahren standen noch am südlichen Rande sehr alte Kiefern, unter deren Wurzeln ich schwarze Erde, Knochen, Scherben u. s. w. gefunden habe. Ein Mühlstein ist ebenfalls hier gefunden. Von Pfahlbauten in den Seen bis jetzt keine Spur. Sagen auch nicht vorhanden.“



Der diesem Berichte beigefügte Situationsplan der Schanze ist nach einer Kartenskizze des Herrn Kuchenbuch angefertigt worden.

Mit Hilfe einiger ortsangehörigen Arbeitsleute und theils mit den Händen der Excursionstheilnehmer, theils mit geognostischen Instrumenten wurden nun an Ort und Stelle verschiedene Lager aufgedeckt, an denen viele schwarze, reichlich mit Kohle geschwängerte Erde vorhanden war, und in welcher sich interessante Fundstücke zeigten. Von dem ziemlich reichhaltigen Material an Thierknochen legte der Berichterstatter einiges in der Gesellschaft vor, das übrige hatte derselbe noch im anatomischen Museum zurückgelassen, um die Bestimmung fortzusetzen. Unter den interessantesten ausgelegten Stücken zeigten sich Reste von z. Th. in ihrer Continuität erhaltenen, z. Th. verletzten Knochen des Haushundes (ziemlich vollständiger Schädel nebst dazu gehöriger Unterkieferhälfte, sowie ein Unterkiefer, zu dem nichts weiter gefunden worden ist), eine Menge von Kiefer-Fragmenten, Zähne und Schulterblatt des Wildschweins und einige Stücke vom Schaf, Rind, von der Ziege, Stücke von Extremitäten-Knochen des Rindes, Hirsches, ferner Wirbel von Hirsch, Rind und Pferd. Unter den zugleich mit aufgedeckten Erzeugnissen menschlichen Kunstfleisses befinden sich zwei sorgfältig gearbeitete Knochenpfrieme, eine Eisensichel und Topfscherben, letztere Rand-, Boden-, Seitenwand- und Deckelstücke. Einige dieser Scherben sind mit netten Zeichnungen versehen, nett im Hinblick auf den niederen Culturzustand, in welchem doch die Bevölkerung gelebt haben muss. Alle genannten Scherben zeigen sich aus grobem Thon verfertigt; es sind viele kleine Fragmente granitischen Gesteines darin eingeknetet, die namentlich auf der Bruchfläche sehr deutlich zu sehen sind. Viele haben äussere und innere Brandspuren. Endlich ist noch die Phalanx eines Säugethiers zu erwähnen, welche nach des Berichterstatters Ansicht dem Bären zugehört. Auch vom Elen scheinen (unvollständige) Reste vorhanden, indess muss deren Untersuchung erst noch genauer controlirt werden.

Die Stadt Müncheberg besitzt eine im dortigen Rathhause aufgestellte Sammlung vaterländischer Alterthümer und geschichtlich merkwürdiger Gegenstände aus neuerer Zeit, welche von den Mitgliedern der Excursion, wiederum unter gefälliger Führung des Vorstandes des oben erwähnten Müncheberger Vereins, in Augenschein genommen wurde. Einige hervorragende Stücke der Sammlung, z. B. eine Lanzen spitze mit Runenzeichen, Gussformen von Sichelmessern, das Modell eines daselbst aufgedeckten Packwerkes, angefertigt von Herrn Kuchenbuch, erregten das grösste Interesse. Es verlohnt sich wahrlich der Mühe, die Herren in Müncheberg zu besuchen, wozu sie denn auch wiederholt eingeladen haben.

Nach einem in Gemeinschaft mit den Vorstandsmitgliedern eingenommenen Mable begaben sich spät am Abend die Theilnehmer der Excursion in hefriedigter und heiterer Stimmung nach Berlin zurück.

Herr Virchow constatirt, dass die Beschaffenheit und namentlich die Ornamentik des Topfgeschirrs ganz dem von ihm wiederholt erwähnten „Burgwalltypus“ unserer Gegenden entspricht, und er trägt daher kein Bedenken, die Schanze des Däher-Sees chronologisch den wahrscheinlich slavischen Erdbefestigungen an die Seite zu stellen. —

Herr Virchow berichtet

über alte Höhlenwohnungen auf der Bischofsinsel bei Königswalde.

Ich untersuchte vor Kurzem eine merkwürdige Stelle an der Ostgrenze der Neumark, bei der es sich, nach meiner Vorstellung, um alte Höhlenwohnungen handelt. Nicht weit von Schwerin (Provinz Posen), ziemlich genau südlich von Landberg an

der Warthe, im Lande Sternberg, liegt die kleine Stadt Königswalde in einer von Natur ziemlich abgeschlossenen Gegend. Während nördlich von der Warthe unmittlbar die neumärkische Hochebene ansteigt, erstreckt sich auf dem Südufer des Flusses das Warthebruch in grosser Breite. In demselben ist hier keine einzige ältere Strasse von Landsberg aus erkennbar. Es darf daher wohl angenommen werden, dass das südlich vom Warthebruch gelegene Land in früherer Zeit von Norden her wenig zugänglich war. Noch jetzt führen keine anderen Wege durch das Bruch, als schmale Vicinalstrassen, die gewöhnlich unter rechtem Winkel von einem Hofe zum andern abbiegen; sie stammen erst von der im vorigen Jahrhundert begonnenen Colonisation. Jenseits des Bruches hebt ein sandiges, flaches Hügelland an, das weithin mit Wald bedeckt ist. Erst nachdem man einen 4000 Morgen grossen sterilen Kiefernwald passirt hat, erreicht man Stadt und Schloss Königswalde, welche recht hübsch am östlichen Ufer eines beträchtlichen Sees gelegen sind. In diesem See und zwar am entgegengesetzten Ende desselben befindet sich die Bischofsinsel, von welcher hier die Rede sein soll. Herr von Waldaw-Reitzenstein, der Besitzer des Schlosses, des Sees und der Insel, hatte die Güte gehabt, mir in eingehender Weise von den früheren Funden Mittheilung zu machen. Unter dem 20. April theilte er mir Folgendes mit: „Auf der mir gehörigen 14 Morgen grossen Sandinsel (Generalstabs-Karte Seite 171, Landsberg a. W., Bischofsinsel), welche sich über den Spiegel des Lübins-Sees 30 Fuss erhebt, habe ich auf gelbem Sande eine graue Erdschicht gefunden, welche dem Anscheine nach aus Sand, Asche und Kohle besteht. Diese Schicht bedeckt den südöstlichen Abhang der Insel in einer Ausdehnung von 3 bis 4 Morgen und wechselt in ihrer Mächtigkeit zwischen zwei bis sechs Fuss. Die ersten Ausgrabungen habe ich auf Veranlassung des Herrn Berg-Assessor von Dücker vorgenommen, welcher mir gesagt hat, dass er Ihnen Mittheilung davon gemacht habe und Ihnen neben den Urnen-Scherben auch die Köpfe von zwei menschlichen Skeleten, welche wir in der grauen Erdschicht freigelegt hatten, vorgelegt habe.

Später habe ich die Ausgrabungen fortgesetzt und etwa 50 Quadratruthen der grauen Erdschicht bis auf den Sand umgraben lassen. Dabei habe ich etwa zwei Scheffel Knochen verschiedener Grösse gefunden, von denen die Röhrenknochen und die stärkeren Kinnknochen sämmtlich aufgeschlagen sind; die Knochen rühren augenscheinlich von grösseren und von kleineren Thieren her und finden sich unter denselben eine Elschaufel, Stücke von Hirschgeweihen, von Rehgehörnen und Schweinezähne. Daneben finden sich ziemlich viele Steine, von denen viele augenscheinlich dem Feuer ausgesetzt gewesen sind, so dass sie leicht zerfallen. Ferner ist die Erdschicht mit vielen Scherben von gebranntem Thon vermischt, von denen einige mit rohen Verzierungen versehen sind. Dann habe ich kleine Anhäufungen von Fischschuppen und Gräten, sowie von zwei verschiedenen Samenarten gefunden.

Von Werkzeugen habe ich gefunden:

1. Einen Mühlstein aus Granit.
2. Feuersteinwerkzeuge.
3. Einen als Pflriemen zugespitzten und einen durchbohrten Knochen.
4. Einen Röhrenknochen, welcher anscheinend als Schlittschuh benutzt worden ist.
5. Stücke von Geweihen, an denen geschnitten ist.
6. Kleine Spindeln aus gebranntem Thon.
7. Stücke von gebranntem Thon, welche wie die Eckkacheln von einem Ofen geformt sind. Dieselben sind auf der inneren Seite glatt, auf der äusseren rauh, so dass es den Anschein hat, als ob eine Höhle mit Strauch ausgesetzt gewesen wäre, um den Sand festzuhalten, und als ob der Thon von innen gegen denselben angetragen gewesen wäre.

8. Ein kleiner Schleifstein, 3" lang, $\frac{1}{2}$ " breit, $\frac{1}{4}$ " stark, offenbar für Knochen und Horn.

Metall ist ausser einigen ganz kleinen Stückchen Eisen und einem Messer mit Knochenschale, welche wohl später dorthin gekommen sein mögen, nicht gefunden.*

Hr. v. Waldaw lud mich ein, die Sache anzusehen, und da ich allerdings schon im Jahre 1868 von Herrn von Dücker ausser einer Mittheilung über die ersten Aufgrabungen zwei menschliche Schädel erhalten hatte nebst der Angabe, dass menschliche Skelete dort zu haben seien, so entschloss ich mich sehr leicht, die Reise zu unternehmen.

In Beziehung auf die von Herrn von Dücker mir übergebenen Schädel will ich bemerken, dass dieselben entschieden dolichocephal sind. Sie haben einen Breiten-Index von 71,9 und 72,5 bei einem Höhen-Index von 69,5 und 78,1. Ich werde vielleicht bei einer anderen Gelegenheit mir erlauben, dieselben vorzulegen. Jedemfalls haben sie nichts an sich, was nach der herrschenden Meinung an Slavenschädel erinnert.

Ausserdem hat es vielleicht Interesse zu erwähnen, dass früher wiederholt in dieser Gegend alterthümliche Funde gemacht worden sind. So sind namentlich eine Silbermünze des Trajanus Decius und in einem Sandhügel 1855 silberne Schmucksachen gefunden*).

Als ich nun in Königswalde ankam, so ergab sich allerdings, dass Herr v. Waldaw eine sehr beträchtliche Masse von Knochen aufgehäuft hatte, und ich muss nach ihrer Durchsicht im Wesentlichen bestätigen, was er angegeben hat. Insbesondere zeigte die Mehrzahl derselben denselben zerschlagenen Zustand, welcher uns in unseren alten Ansiedelungen so häufig begegnet und von dem sich nicht bezweifeln lässt, dass er absichtlich zur Erlangung des in den Knochen enthaltenen Markes herbeigeführt worden ist. Die von Herrn von Waldaw angegebenen Thierarten sind richtig. Ich habe nur noch hinzuzufügen, dass ein grosser Bärenkiefer darunter war. Elenknochen zeigten sich in ungewöhnlicher Zahl und Grösse, insbesondere einige Kieferstücke gehören zu den kräftigsten, welche aus dieser Zeit vorhanden sein mögen. Ebenso waren Kieferstücke vom Wildschwein in besonderer Stärke vorhanden. Es fand sich ferner eine sehr beträchtliche Quantität von Knochen einer gezähmten Schweinerace, die in den wesentlichen Stücken mit dem Torfschwein übereinstimmt; eine grosse Masse von Schaf- und Rindsknochen, Weniges von der Ziege, eine verhältnissmässig nicht grosse Menge vom Hirsch und Reh, vereinzelte Knochen vom Fuchs, ein halber, jedoch auffallend kleiner Unterkiefer von einer Katze, mehrere Schädelstücke von *Hypodaens amphibius* (der Wasser-Mühlmaus) von ungewöhnlicher Grösse, sodann eine nicht unbeträchtliche Zahl von Vögelknochen, unter denen die Gans, die Ente und das Huhn vertreten sind, endlich grosse Quantitäten Fischüberreste, sowohl Schuppen, als Kopf- und Wirbelknochen, Gräten u. s. w., wie sie Herr von Waldaw schon gesammelt hatte und wie ich nachher durch eigene Angrabung selbst in der Lage gewesen bin zu constatiren. Was die in dem Schreiben des Hrn. von Waldaw erwähnten beiden Arten von Samen betrifft, so habe ich Specimina davon mitgebracht, welche Herr Braun die Güte gehabt hat, näher zu bestimmen. Nach seiner Angabe ist der eine Hirse, welche ganz genau in Grösse und Form mit dem jetzt cultivirten *Panicum miliaceum* (Rispenhirse) übereinstimmt, deren Vorkommen von Heer auch in den Schweizer Pfahlbauten angegeben wird; der andere Buchweizen oder Heidekorn (*Polygonum Fagopyrum*), jedoch die Früchtchen viel kleiner,

*) J. Friedländer, Märkische Forschungen. Bd. VII. S. 108.

als bei dem jetzt cultivirten. In den Schweizer Pfahlbauten ist nach Heer Buchweizen nicht gefunden worden.

Ich bin nicht in der Lage, eine grössere Zahl von bearbeiteten Sachen vorzulegen, da Herr von Waldaw dieselben zu behalten wünschte und ich es wenigstens für jetzt nicht für nothwendig gehalten habe, dieselben zu erbitten. Er würde sie aber gern zur Ansicht vorlegen. Ich habe nur Kleinigkeiten, namentlich Geweihstücke vom Elch, Hirsch und Reh, sowie verschiedene Knochen des Stammes und der Extremitäten, welche deutliche Spuren kunstmässiger Schnitte zeigen. Ein paar eiserne Messer, welche ich selbst auf der Insel gefunden habe, sind von geringerer Bedeutung, da sie mehr oberflächlich lagen und Zweifel darüber bestehen können, ob sie nicht erst später dahin gelangt sind. Im Grossen und Ganzen stimmen sowohl die Kunstprodukte als die Thierknochen mit dem überein, was sonst in unseren Burgwällen und Pfahlbauten vorkommt. Nur der Bär ist bisher nirgends unter den von der alten Bevölkerung verworbenen Thieren erkannt worden; sollte sich jedoch der vorher vom Däber-See vorgelegte Zehenknochen, den Herr Hartmann als wahrscheinlich vom Bären abstammend angegeben hat, als solcher bestätigen, so würde auch hier eine Analogie festgestellt sein. Dagegen ist es für unsere Gegenden vollkommen neu, dass so grosse Quantitäten von Körnern aufgefunden sind. Hinwiederum ist das Vorkommen von Fischüberresten, namentlich von Schuppen, nichts Neues, da ich ganz Aehnliches früher in dem Wallberge bei Garz (Camin) nachgewiesen habe. Auf der Bischofsinsel sind Fischschuppen in grossen Mengen so häufig, dass ich in kurzer Zeit eine ganze Schachtel voll davon ausgegraben habe.

In Beziehung auf das Alter der Königswalder Ansiedlung sind meiner Meinung nach wieder die Topfgeschirre entscheidend, von denen sehr grosse Quantitäten mit Leichtigkeit gewonnen worden sind. Das Material, aus dem sie gearbeitet sind, unterscheidet sich in Nichts von den gewöhnlichen groben Thongeräthen unserer Vorzeit. Es ist ein schwärzlich grauer, mit Quarz- und Glimmerstücken gemengter Thon, der hie und da aussen, auch wohl innen durch Brand geröthet ist. Durchweg sind die Geräthe sehr dickwandig und ohne Glätte. Aber nicht wenige von ihnen zeigen einen höheren Grad von Kunstsinne an und bieten überaus mannichfaltige Formen dar. Die Ornamentik daran stimmt in vielen Stücken überein mit demjenigen, was ich früher wiederholt aus unseren Pfahl- und Wall-Ansiedelungen erwähnt habe und was eben erst wieder aus der Schanze am Däber-See vorgelegt worden ist. Von speciellem Interesse ist namentlich ein Fund, der lebhaft erinnert an das, was ich in einer früheren Sitzung von den Pfahlbauten im Soldiner und Däber-See angeführt habe. Es findet sich nämlich eine gewisse Zahl von Bodenstücken, welche besondere Zeichen haben, gewöhnlich allerdings nur einen einfachen runden Eindruck; ein Topfstück aber besitzt an seiner unteren Fläche eine Art von Stempel mit erhabenen Linien. Es ist ein zierliches Kreuz, dessen Winkel durch Linien mit gekrümmten Enden durchsetzt sind. Wenn ich nicht ganz irre, so findet sich im hiesigen Museum ein ähnlicher Abdruck von Königsberg i. N. Sodann ist noch das Bruch-



stück eines Topfdeckels da, dessen Ausstattung weit über dasjenige hinausgeht, was wir sonst aus unseren alten Ansiedelungen der Art kennen. Derselbe besitzt einen grossen platten Knopf, der auf einem dicken, konischen Stiel sitzt; er ist auf seiner oberen Fläche mit regelmässigen, in zwei Ringen angeordneten, durch Eindrücke scharfer Gegenstände hervorgebrachten Verzierungen besetzt. Aehnliche Formen sind auch sonst wohl bekannt, aber sie setzen doch einen höheren Grad künstlerischer Ausbildung voraus, als er an der Mehrzahl unserer Gräber- und Burgwall-Urnen zu erkennen ist.

Indem ich mich nun zu einer Beschreibung der Lage und Beschaffenheit des betreffenden Terrains wende, sage ich zuerst einige Worte über die Bischofsinsel selbst. Diese, wie erwähnt, etwa 14 Morgen gross, hat eine rundliche Gestalt und bildet einen niedrigen, etwas schiefen Kegel, dessen Spitze einige 30 Fuss hoch ist und dem nördlichen Rande näher liegt. Hier fällt daher das Ufer etwas steiler ab, während es sich namentlich nach Süden zu in einer längeren Abdachung allmählich verflacht. Dem entsprechend ist auch der umgebende See nach Norden hin sehr tief und das nächste Ufer entfernt, während nach Süden hin das Ufer nur durch eine zum grossen Theile seichte und schmale Fuhr getrennt ist. Jenseits dieser Fuhr steigt eine sandige Fläche ziemlich schnell zu einem mässigen Landrücken empor. Sowohl in der Fuhr, als an dem nördlichen Ufer der Insel sind unter dem Wasserspiegel einzelne Pfähle ergündet, jedoch so vereinzelt, dass an wirkliche Pfahlbauten bis jetzt nicht zu denken ist.

Trotz wiederholter Gräbungen an den verschiedensten Stellen der Insel fanden wir nirgends weiter Spuren älterer Thätigkeit des Menschen, als auf der flacheren südlichen und südöstlichen Abdachung, übrigens der einzigen, nicht mit Gestrüch bestandenen Gegend der Insel. Die alte „Culturschicht“ machte sich hier leicht kenntlich durch die sehr lockere, schwärzlich graue Erde, in welcher schon oberflächlich Topfscherben in grösserer Menge bemerklich waren. Sie beginnt etwas unterhalb der Spitze, setzt sich dann aber bis nahe an das Ufer hin fort. Diese ganze Fläche ist äusserlich eben und nur gegen die schmalste Stelle der Fuhr hin lag eine grössere Anhäufung von mächtigen Geröllsteinen, welche den Eindruck eines Hüengrabes machte, deren Aufschliessung uns aber keinerlei wichtigere Ergebnisse lieferte. Einzelne Scherben und Knochenstücke in der kohligen Erde bildeten hier unseren ganzen Erwerb.

Durch meine weiteren Ausgrabungen wurde nun zunächst festgestellt, dass die Skelete, von denen unter meiner Leitung noch weitere vier ausgegraben wurden, sich nur auf einer beschränkten Stelle der Culturschicht, mehr gegen die erwähnte Fuhr hin, jedoch höher als die Steinsetzung, vorfanden, und dass sie unzweifelhaft einer anderen Periode angehören, als die ganze übrige Masse der Funde. Man konnte nemlich erstlich bei einem Skelet noch Holzfragmente unterscheiden, Ueberreste eines Sarges, in den offenbar die Leiche hineingelegt worden war. Sodann zeigte sich, dass die Erde über und unter den Skeleten zerstreut dieselben Gegenstände, namentlich Bruchstücke von Thierknochen und Topfgeschirr-Trümmer enthielt, die an den anderen Stellen in besonderer, noch zu beschreibender Weise gefunden wurden. Es war also unzweifelhaft, dass die Leichen in eine Erde gelegt worden sind, welche schon so beschaffen war, wie an den übrigen Stellen, woraus wiederum folgt, dass sie einer ungleich späteren Zeit zugerechnet werden müssen. Es ist jedoch vorläufig nicht zu sagen, welcher Zeit sie angehören.

Bei den Skeleten ist Nichts gefunden worden, welches irgend einen Anhaltspunkt darbietet, und es ist daher wohl möglich, dass die Leichen erst in neuerer Zeit begraben worden sind. Dafür spricht namentlich der Umstand, dass sie durchweg sehr oberflächlich, zum Theil wenig über Fuss tief lagen, und dass äusserlich

keinerlei Zeichen, wie Bodenerhöhungen, Steinkränze u. dergl. auf ihre Anwesenheit hindeuteten. Ich erwähne ausserdem noch, dass die Leichen sämmtlich in horizontaler Lage, den Kopf nach Westen, die Füsse nach Osten gerichtet, in Reihen hinter einander bestattet waren, und dass die Mehrzahl der Knochen vorzüglich erhalten war; nur die tiefer gelegenen Theile, namentlich die Wirbel und die hinteren Abschnitte der Becken, waren stellenweise gänzlich zerfallen. Die meisten dieser Knochen hatten eine gelblichbraune Farbe und unterschieden sich dadurch erheblich von dem einzigen, in grösserer Tiefe ausgegrabenen Ueberrest eines menschlichen Knochens, nämlich einem vorderen Bruchstück von der rechten Hälfte eines sehr hohen und starken Unterkiefers mit sehr tief abgeschliffenen, sonst jedoch vorzüglich erhaltenen Zähnen. Die Bruchflächen dieses Stückes waren ganz alt, jedoch keineswegs scharf, und ich möchte daher aus seiner Existenz keine Schlüsse auf anthropophage Neigungen der alten Bewohner machen.

Das eigentliche Interesse des Ortes knüpfte sich daher vorläufig nicht so sehr an die menschlichen Reste, sondern vielmehr an das vorher in seiner Lage geschilderte alte Culturland, von dem ich annehmen zu dürfen glaube, dass darauf oder darin eine gewisse Zahl von Erdwohnungen existirt haben muss. Denn obwohl bei der ersten Grabung der Anschein entstand, als sei der ganze Boden bis zu einer Tiefe von 4—6 Fuss mit Trümmern menschlicher Cultur durchsetzt, so ergab sich bei genauerer Aufmerksamkeit doch bald, dass die Zusammensetzung des Bodens eine in kurzen Zwischenräumen sehr wechselnde sei. Insbesondere liess sich erkennen, dass gewisse Vertiefungen in bestimmten Entfernungen von einander existirt haben müssen, die später durch Nachstürzen von oben und zum Theil von den Seiten her ausgefüllt worden sind. Der natürliche, aus gelbem Sande bestehende Boden lässt sich leicht unterscheiden. Er war jedoch von Stelle zu Stelle unterbrochen durch grössere, keilförmig in die Tiefe gehende Massen von schwärzlicher Erde, welche 5—6 Fuss unter der Oberfläche grosse, zum Theil haufenweise liegende Stücke von Holzkohle, Asche, zerschlagene und gebrannte Heerdsteine umschloss. Innerhalb dieser Trichter fanden sich die verschiedenen Gegenstände, namentlich der Küche, in grosser Menge, während der Sand daneben frei davon war. Es fanden sich ferner ganz im Grunde der Trichter noch einzelne mehr zusammenhaltende Töpfe und Topfreste, und in dem einen derselben eine so grosse Masse blätterig auf einander geschichteter, ganz reiner Fischschuppen, dass sie heinahe zwei Hände füllen können.

Wahrscheinlich hat sich die alte Ansiedelung auf die andere Seite der Fuhrt erstreckt. Wenigstens fanden wir auch an dem gegenüber liegenden Abhange zerstreute Kohlenheerde, verzierte Topfscherben, zerschlagene Thierknochen und einzelne, jedoch sehr unreine Eisenschlacken. Wir waren jedoch hier in unseren Untersuchungen behindert, da das betreffende Ufergebiet einem anderen Besitzer gehörte, dessen Erlaubniss wir nicht einholen konnten. Immerhin lässt sich kaum bezweifeln, dass der gewöhnliche Zugang zu der Insel über die Fuhrt herüber stattfand und dass der Stamm, welcher die Insel bewohnte, wenigstens in ruhigen Zeiten auch auf dem Festlande Ansiedelungen besass. Möglicherweise diente die kleine Insel mehr als eine letzte Zufluchtsstätte.

Jedenfalls handelt es sich auf der Insel nicht wesentlich um einen Begräbnisplatz, sondern wesentlich um eine Ansiedelung, auf deren Boden ein späteres Geschlecht Todte bestattet hat. Die Natur der Ansiedelungen trat besonders klar hervor, als ich einen längeren, dem Uferende parallelen Querschnitt von etwa 6 Fuss Tiefe und 3—4 Fuss Breite ausgraben liess. Mit grosser Regelmässigkeit wiederholten sich hier die schwarzen Trichter in der gelben Sandschicht. Erwägt man nun, dass gerade die Trichter die wichtigsten und reichsten Fundstücke enthalten und zwar gegen die

Tiefe hin die am vollständigsten erhaltenen, so wird man sich der Vorstellung nicht entziehen können, dass diese Gruhen nicht bloss Keller unter den Wohnungen, sondern selbst bewohnt waren, wenigstens die Küche mit enthielten.

Eine solche Art der Existenz bei alteuropäischen Stämmen ist an verschiedenen Orten nachgewiesen worden. Ich erinnere erstlich daran, dass in der Nähe des Züricher Sees durch Hrn. Escher von Berg am Irchel schon 1851 und 1862 tiefliegende Erdwohnungen constatirt worden sind, in welchen ähnliche Sachen sich fanden, wie in den benachbarten Pfahlbauten. Sodann hat Hr. Lisch sich wiederholt mit dem Gegenstande beschäftigt und an verschiedenen Stellen Mecklenburgs Höhlen-Wohnungen, namentlich bei Dreviskirchen und Roggow in der Nähe von Neu-Bukow, sowie auf dem Wehrkamp bei Pölitz nachgewiesen, und es ist für unsere Verhältnisse von besonderem Interesse, dass dieser erfahrene Forscher, während er die ersteren Ansiedelungen der Steinzeit zurechnet, die bei Pölitz der letzten Heidenzeit zuzählt und sie mit den Burgwällen in dieselbe Periode setzt. Endlich hat vor zwei Jahren Hr. Friederich eine Lokalität in der Nähe von Wernigerode am Harz beschrieben, wo auf zwei Stellen: am Köhlerbrink und am Stukenberge (Krebswarte) ähnliche Verhältnisse angetroffen worden sind, und es ist namentlich wichtig zu erwähnen, dass hier von einer ganz übereinstimmenden Art von Ofen-Einrichtung, wie sie Hr. v. Waldaw beschreibt, vortreffliche Stücke aufgefunden sind, nämlich Steine aus rothgebranntem Thon mit hohlen Röhren und Rinnen, die offenbar bestimmt waren, Rauch in die Höhe zu leiten. Hr. Friederich beruft sich auf die schon von Tacitus, Germania cap. 17, gemachte Angabe, wonach die Germanen unterirdische Höhlen als Zuflucht im Winter und als Aufbewahrungsort für Früchte benutzten. Indess folgt aus dieser Angabe nicht, dass auch unsere Erdwohnungen durch alte Germanen angelegt sind, denn eine derartige Sitte ist zu natürlich, um sich nicht unter ganz verschiedenen Verhältnissen zu wiederholen.

Selbst aus unserer Nähe kann ich noch eine andere, in vieler Beziehung ähnliche Lokalität erwähnen, über welche ich mir vorbehalte, später einmal genauer zu berichten. Es ist eine ebenfalls von Hrn. v. Dücker*) früher besuchte und beschriebene, von ihm der Steinzeit zugerechnete Ansiedlung bei Potzlow in der Uckermark, welche nach meinen Untersuchungen verhältnissmässig jung ist und gleichfalls der Burgwall-Periode angehört. Eine dritte Lokalität, die wahrscheinlich eine ähnliche Bedeutung hat, ist der Wallberg bei Garz in der Nähe von Camin in Pommern. Ich zweifle nach diesen Erfahrungen nicht daran, dass Verhältnisse, wie sie sich in Mecklenburg an verschiedenen Orten gezeigt haben, sich in grösserer Zahl auch bei uns finden werden. Nur muss ich in Beziehung auf die Zeit dieser Erd-Ansiedelungen von der Mehrzahl der früheren Auffassungen abweichen, insofern meiner Meinung nach kein Zweifel darüber bestehen kann, dass die Anlage unserer Höhlenwohnungen nicht weit zurückliegen kann von der Zeit, wo die Burgwälle, Schanzen und Pfahlbauten unserer Gegenden im Gebrauch gewesen sind.

Herr v. Ledebur: An dem einen Topfscherben ist interessant das auf der untern Seite befindliche Töpferzeichen, zwei über ein Kreuz gelegte Stäbe. Dies ist das Wappen der Bischöfe von Lebus. Freilich sieht man noch mehr als bloss zwei Krummstäbe; sie sind nach zwei Seiten gedreht, so dass, wie man das Stück auch drehen mag, immer dasselbe Kreuz vorhanden ist. Ich erinnere mich keines anderen

*) Baron F. F. von Dücker, Vorgeschichtliche Spuren des Menschen am Wege nach Rügen und auf der Insel Rügen selbst. Berlin 1868.

Bischofswappens, auf welchem sich zwei Kreuzstäbe befinden. Darnach möchten diese Ueberreste der historischen Zeit angehören.

Herr **Ascherson**: Ich will mir eine Bemerkung erlauben, die vielleicht zu einer ähnlichen Consequenz führen wird. Das Vorkommen des Buchweizens ist ausserordentlich merkwürdig, und es würde dieser Fund, falls sich aus anderen Indicien ein hohes Alter des Platzes herausstellen sollte, für die Geschichte dieser Pflanze von grosser Wichtigkeit sein. Andernfalls würde er ein verhältnissmässig junges Alter der Ansiedelung beweisen; denn Buchweizen ist eine Culturpflanze, welche erst in verhältnissmässig neuer Zeit nach Europa gelangt ist, wofür schon der Umstand spricht, dass sie einen deutschen Namen trägt. Der lateinische Name (*Fagopyrum*) ist bloss eine Uebersetzung des Deutschen. Es lässt sich durch historische Nachrichten feststellen, dass der Buchweizen erst im Mittelalter in Europa eingeführt worden ist; insbesondere hat der auf dem archäologischen Gebiete so bekannte Hr. Lisch nachgewiesen, dass der Buchweizen in Mecklenburg nicht über das 15. Jahrhundert hinausreicht. Es würde dies also wahrscheinlich machen, mit andern Umständen zusammengerechnet, dass dieser Fund einer verhältnissmässig späten Zeit des Mittelalters angehört.

Herr **Alex. Braun**: Diese Körner haben zwar vollkommen die Form des Buchweizens, sind aber doch bedeutend kleiner. Es wäre also denkbar, dass eine andere *Polygonum*-Art in früherer Zeit ähnlich benützt worden wäre. Ich habe die Körner mit denen von *Polygonum Convolvulus* verglichen, dem sie sehr analog sind, aber mit dem sie doch nicht ganz übereinstimmen. Im Vortrage des Hrn. Vorsitzenden ist mir noch etwas aufgefallen, nämlich die Erwähnung der Hühnerknochen. Die Hühner gehören in Europa ebenfalls einer sehr späten Zeit an, es müssten denn wilde Hühner oder Auerhühner sein. Indess wäre es denkbar, dass sich auch unter den übrigen Dingen Einiges findet, das einer neueren Zeit angehört.

Herr **Virehow**: Was die Samen betrifft, so bin ich nicht in der Lage, aus eigener Anschauung zu constatiren, an welcher Stelle sie sich befunden haben. Für die Fischschuppen kann ich stehen, da ich sie mit eigener Hand mit dem thönernen Topfe, in dem sie enthalten waren, aus einer Tiefe von 5 Fuss genommen habe; ebenso für die Vögelknochen. Ich habe nicht verglichen, welche Hühner darunter begriffen sind; jedenfalls ist es nicht das Rehhuhn. Soviel ich jedoch sehe, stimmen die Knochen am meisten mit denen des Haushuhns überein. Es ist mir aber von letzterem nicht bekannt, dass seine Einführung in Europa eine so späte sei; die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller können für Norddeutschland nichts entscheiden. Ich muss einen besonderen Werth auf das legen, was ich selbst constatirt habe. Darnach bin ich der Meinung, dass man mit grosser Evidenz schliessen kann, dass es sich um Erd- oder Höhlenwohnungen aus vorhistorischer Zeit handelt. Durchmustert man die Gesammtheit der Fundgegenstände, so wird sich Jeder leicht überzeugen, dass unter den erweislich späteren Ueberresten in unseren Gegenden nichts ist, was dem hier Vorliegenden parallel gestellt werden kann. Der eine oder andere Scherben mag aus einer höheren Erdschicht aufgehoben und erst nachträglich hinzugekommen sein, wie die Leichen, von denen ich berichtet habe. An der Oberfläche habe ich hie und da, wie an so vielen später beackerten und gedüngten Orten, selbst glasierte Topfscherben gesehen. Ich will also nicht für jedes einzelne Stück stehen, aber der Gesamt-Charakter des Fundes ist so, wie ich ihn beschrieben habe.

Herr Meitzen: Ich wollte unsern Hrn. Vorsitzenden bitten, ob er uns nicht eine genauere Beschreibung des Charakters der Wohnungen geben könnte. Ich habe nämlich die von Hrn. Friederich bei Wernigerode aufgedeckten „Höhlenwohnungen“ gesehen, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, dass man auf diese Dinge den Namen von Wohnungen nur sehr uneigentlich anwenden kann. Es sind offenbar Heerde, die auch ein wandernder Stamm, selbst ein Heer zum Kriegslager errichtet haben könnte. Dieselben befinden sich keineswegs in einer besonderen Tiefe, sondern es ist da eine flache Anhöhe, die auf der einen Seite vielleicht 5 Fms abgestochen ist. In dieser Wand sind grosse Feldsteine zusammengelegt, so dass sie einen Heerd bilden; über sie ist augenscheinlich eine Lehmschicht gestrichen worden. Nun steht fast regelmässig an jeder Seite je ein Ziegel, welcher konisch zugeht, wie ein Obelisk, und man sieht, dass er mit einer gewissen Absicht der Verzierung verfertigt ist: es sind mit den Fingern vier Riefen daran gemacht worden. Ausserdem ist an ihm ein Loch vorhanden, welches zum Hindurchstecken eines Bratpiesses sehr wohl geeignet ist. Dabei fanden sich Urnen in erheblicher Masse, Feuersteine, es fanden sich auch Knochen, aber man kann doch nicht schlechthin behaupten, dass zwischen allen diesen Dingen eine Beziehung existirt und dass dies auf eine Bewohnung in alter Zeit schliessen lasse. Ich kann es mir nicht anders vorstellen, als dass man über eine Grube ein Holz- oder Strohdach gelegt hat, und dass, wenn es überhaupt Wohnungen gewesen sind, sie in der Art benutzt wurden, wie heute noch die Klein-Russen wohnen. Denken lässt es sich allerdings, dass man sie mit einem Dache von Holz oder Stroh, wie eine Veranda, bedeckt und so bewohnt hat; ich vermochte mich aber nicht davon zu überzeugen, dass sie zu einem dauernden Aufenthalte gedient haben. Ich kann mir wohl denken, dass auf einer Insel, die als Refugium dienen sollte, solche Anlagen gemacht wurden, die wie ein Lager mit Koch-Vorrichtungen versehen waren; ob es aber nothwendig Höhlen zum Wohnen waren, darüber würde ich Hrn. Virchow bitten, noch genauere Mittheilungen zu machen.

Herr Virchow: Der Abhang der Insel, welche übrigens erst in neuerer Zeit den Namen der Bischofsinsel erhalten zu haben scheint*), geht ziemlich glatt bis zum Wasserspiegel herunter. Auf der anderen Seite der Fuhrt steigt das Terrain ziemlich schnell bis zu einer beträchtlichen Erhebung. Die Culturzone reicht auf der Insel bis nahe an die Spitze; ebenso zeigen sich auf dem Lande in einiger Höhe ebenfalls einzelne Fundstellen. Die Skelete lagen, wie erwähnt, weiter abwärts an dem Abhange, durchschnittlich 1½—2 Fms unter der Oberfläche. Die Schicht, welche die Oberfläche der Culturzone bildet, ist im Ganzen schwärzlich und mit feiner Kohle durchmengt; darüber sitzt eine beträchtliche Grasnarbe, stellenweise mit Gesträuch bestanden. Wenn man nun eingräbt und die schwärzliche Schicht durchstösst, so kommt man an gewissen Stellen auf gelben Sand, an andern auf schwarze und immer schwärzer werdende Schichten, in welchen sich Kohlenlagen befinden. Diese Schichten füllen gewisse Vertiefungen, die sich nach unten verjüngen, nach oben breiter sind und die in gewissen Abständen von einander stehen. In der Tiefe, in den untersten Abschnitten dieser umgekehrten Schuttkegel liegen hauptsächlich grosse, zuweilen heerdweise zusammengehäufte Kohlenmassen, gebrannte Feldsteine, Topfreste mit Fischschuppen, zerschlagene Knochen, bearbeitete Gegenstände u. dergl. Allerdings sieht man stellenweise, dass das Ganze einmal zusammengestürzt ist und dass sich von den Rändern her Erdmassen abgelöst haben und in die Vertiefungen nachgesunken sind, aber so

*) Hr. v. Waldaw theilte mir mit, dass einer seiner Vorfahren Bischof von Lebus gewesen sei, dass aber erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert der Name der Bischofsinsel aufträte.

anderen Stellen stösst man auf zusammenhängende Massen schwarzer Erde, die bis 5 Fuss in die Tiefe reichen. Was sollten die Leute mit der Kohle, mit den Töpfen, den Knochen vorgehabt haben, wenn sie sich tiefe Löcher in die Erde gruben und diese Gegenstände in dieselben hineinbrachten? Es ist doch nur denkbar, dass sie wirklich in den Gruben gekocht haben. Fasst man die grosse Zahl dieser Löcher ins Auge, die Regelmässigkeit ihrer Anordnung — denn in einer Entfernung von 3—4 Fuss kommt man immer wieder an eine neue Stelle — so ist keine andere Deutung zulässig. Ich denke mir allerdings, dass über den Gruben etwas Dachartiges gewesen ist, sei es ein grösserer oder kleinerer Aufbau, aber sicher muss man doch annehmen, dass diese Höhlen nicht bloss zum Kochen da waren. Dazu hätte man sie nicht so tief auszugraben gebraucht. Ebenöwenig lässt sich vermuthen, es seien Keller gewesen, denn in Kellern der Art pflegt man nicht zu kochen. Auch wäre es dann wohl wahrscheinlich, dass man einen grösseren Theil der Gegenstände in der Höhe finden würde, während er jetzt eben in den Löchern liegt. Für die künstliche Herstellung der Gruben oder Höhlen spricht aber bestimmt, dass unmittelbar neben ihnen der reine gelbe Sand ansteht. Allerdings macht der sehr geringe Umfang der Höhlen es nicht sehr wahrscheinlich, dass sie zu dauernder Bewohnung angelegt gewesen sind, aber auch die Wohnungen vieler gegenwärtigen Naturvölker sind nur kleine Löcher, die uns mit unseren modernen Ansprüchen nicht sehr behaglich erscheinen würden.

Herr Meitzen: Die Königswalder Höhlen unterscheiden sich von denen in Wernigerode allerdings dadurch, dass die Gruben tief hineingehen. Die Leute lagen demnach in tiefen Gruben, in welchen sie vor Wind geschützt waren. Bei denen in Wernigerode aber ist auf der einen Seite freies Feld gewesen.

Herr Jagor: In Granada und zwar im Albaicin, einem Berge westlich von der Stadt jenseits des Darro, wohnen die Zigeuner noch heute in solchen Höhlen, und in Gran Canaria giebt es ebenfalls solche Höhlen, die z. Th. bübsch möblirt sind, und die vielleicht 2—3000 Fuss hoch über dem Meere liegen. Die Höhlen sind vorn offen; manche haben noch ein Vestibulum, sind mit Spiegeln ausgerüstet n. s. w. Solche Höhlen werden für 3—4 Dollars verkauft und für $\frac{1}{2}$ Dollar jährlich vermietet. Ich habe sie im obern Theil der Schlucht gesehen, die bei der Hauptstadt Las Palmas in's Meer mündet. L. v. Buch sagt in seiner Beschreibung von Gran Canaria (*Description physique des îles Canaries*. Paris 1836. S. 21): „... le village d'Artenara: (c'est) l'endroit le plus élevé de l'île, il se trouve à 3694 pieds au-dessus de la mer . . . Mais ce village est invisible; on se trouve au milieu sans qu'on puisse s'en apercevoir, et l'église sur la hauteur est le seul objet, qui puisse annoncer, que ce lieu est habité; c'est que toutes les maisons, même celle du curé, sont excavés dans le roc, on n'en voit que la porte, et encore souvent avec peine.“ Im Regenstein, am Harz, sollen auch permanent benutzte Höhlenwohnungen vorhanden sein.

Herr Koner: In Bezug auf den Stempel, den Hr. v. Ledebur besprochen hat, will ich bemerken, dass man in neuerer Zeit auf die Stempel römischer und griechischer Topfgeschirre grosse Aufmerksamkeit verwandt hat. Man ist dadurch zu ganz interessanten Resultaten gekommen in Bezug auf den Ort der Fabrikation. Ich bin in den vaterländischen Alterthümern zu wenig zu Hause; da aber auch unsere Gefässe solche Stempel tragen, so wäre es interessant, eine Zusammenstellung der letzteren zu machen. Es würde sich dann vielleicht ergeben, dass gewisse Gegenstände aus bestimmten Gegenden stammen. Da wir von vielen im Museum be-

findlichen Gegenständen nicht wissen, woher sie stammen, so wäre es lohnend, diese Zeichen einmal zusammenzustellen.

Herr v. Ledebur: Bis jetzt ist die Aufmerksamkeit nur auf die Zeichen auf den Böden der Gefässe gerichtet gewesen, welche wohl meist eingeritzt wurden, als die Gefässe schon fertig waren. Hier ist das Zeichen aber erhaben, was den Gebrauch eines vertieften Stempels voraussetzt; das Einritzen kann mit einem Spahn geschehen. Daher trägt dieser Topfboden den Charakter einer späteren Zeit. Wenn auch der Thon selbst das Material der alten Töpfe zeigt, so macht doch der Stempel durch seine Reliefnatur die Sache sehr auffallend und erregt den Verdacht, dass diese Gegenstände einer späteren Zeit angehören. Ich weiss kein Beispiel aus der Zeit der heidnischen Alterthümer, wo Derartiges wahrgenommen ist.

Herr Virohow: Ich hatte schon bei Gelegenheit meines Vortrages über die Pfahlbauten (in der Sitzung vom 11. Decbr. v. J.) erwähnt, dass ich an den Böden der Töpfe aus den pommerschen und neumärkischen Pfahlbauten „allerlei Fabrikzeichen“ bemerkt habe, und ich will ausdrücklich hinzufügen, dass sich auf einem solchen Topfboden aus dem Soldiner See das Kreuzeszeichen in halb erhabenem, halb vertieftem Abdruck gefunden hat.

Herr Koner: Auch der hier vorliegende Abdruck bat Aehnlichkeit mit dem Monogramm Christus. —

Herr Dr. Osoar Liebreich berichtet über

die chemische Analyse einer alten Glasperle.

In der Sitzung vom 11. Juni wurde mir eine von Hrn. W. Kauffmann aus Danzig mitgebrachte blass gläserne Perle zur Untersuchung übergeben, welche von einer pomerellischen Gesichtsurne stammte. Dieselbe wurde auf Kobalt und Kupfer untersucht, aber mit negativem Erfolge, weil die Masse zu gering war. Wegen der grossen Intensität, mit welcher die Metalle Glasflüsse färben, bedarf es bei schwach gefärbten Gläsern grösserer Massen, damit die qualitative Analyse zum Resultat führe. Die Farbe, dem Ansehen nach zu urtheilen, spricht für Kobalt-Färbung; es würde daher von Interesse sein, eine grössere Quantität solcher gleich gefärbten Perlen zu haben, um die Anwesenheit dieses Metalles definitiv zu entscheiden.



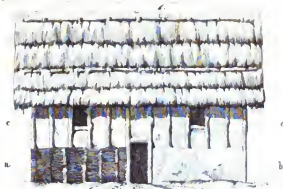


Prof. Hartmann del.

Verlauf v. Waiparahi & Humpel z. Berthe.

W. A. Meyn lith.







W. Meyn ad nat. lith.

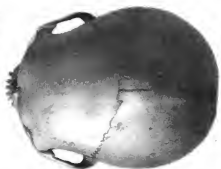
Verlag v. Wiegandt & Hempel i. Berlin.



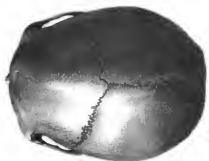








1a



2

Vergr. 1/2 nat. Gr. (1/2 nat. Gr.)



1b



2

Vergr. 1/2 nat. Gr. (1/2 nat. Gr.)



Vergr. 1/2 nat. Gr. (1/2 nat. Gr.)



WAM-vol. 12

Verlag v. Wissmann & Neumann Berlin

2

3

4

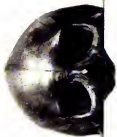
5

6

7

8

9



Karten-Skizze der Halbinsel
GOAJIRA,
 nach Codazzi, Atlas von Venezuela.

Zeitschrift für Ethnologie.

Taf. XI.



A. Ernst del.

Verlag v. Wiegandt & Hempel in Berlin.

W. A. Meyn lith.

